Liebesbriefe.

Aus dem

Leben eines Gefangenen.

Liebesbriefe.

Aus dem

Leben eines Gefangenen.

Roman

von

Fanny Lewald.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1850

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

1.

Mathilde an Edmund.

Unterſeen bei Interlacken 1. Mai 1847.

Geliebter meiner Seele! zum erſtenmale in meinem Leben ſtehe ich einer rieſigen Bergwelt gegenüber und die Größe, welche mich umgiebt, vernichtet mich. Ich verliere mich in dem All. Die Menge der fremden Eindrücke wirft mich nieder. Da treibt es mich in jene Welt zu flüchten, die mein eigen iſt; auszuruhen in dem Hafen, in dem all' meine Gedanken landen — in Deine Arme zieht es mich hin. Breite ſie aus, Du Starker! und laß mich ruhen. Du! der nicht wankt, wenn

Alles um ihn her erschüttert wird. Weil Du so muthig, so fest bist, bete ich Dich an.

Schwindelnd, verwirrt, blicke ich zu den Alpen empor und frage: wie sind sie geworden? Welche Kräfte haben gewirkt, welche Revolutionen mußten vorgehen, um diese Steinmassen zu bilden, um sie zu zerspalten in wunderbar geschichtetes Geklüft? Und mächtiger noch als die erste, drängt sich die zweite Frage mir auf: wer schuf das heiß klopfende Herz, das in diesem Augenblick so glühend nach dem Geliebten verlangt, weil es sich vereinsamt fühlt in der fremden Umgebung?

Kein sterblicher Mensch hat die Antwort auf diese Fragen, die Lösung für diese Räthsel; und doch wohnt uns das Bedürfniß ein, darüber zu denken, den Geist zu üben an dieser Aufgabe, obgleich wir wissen, daß er ihr nicht gewachsen ist. Die Schöpfung und die Schöpfungsprincipien möchte der Geist durchdringen, und vermag doch nicht einmal den kleinen Raum auszufüllen, der

Dich von mir trennt, vermag nicht vernehmbar in Deine Seele zu hauchen, daß ich Dein denke, daß Du mir der Mittelpunkt der Schöpfung bist, mein Edmund!

Ich habe die Feder fortgelegt, Geliebter! und still in die Mondnacht hinausgeschaut. Hast Du es empfunden, wie meine Seele Dein gedachte?

Alles schläft. Das Fenster meines Stübchens ist geöffnet, das Rauschen der Aar tönt zu mir herüber, goldig steht der Mond am dunkelblauen Himmel und wirft seine Streiflichter über das schäumende, smaragdgrüne Gletscherwasser, aus dem er verschwimmend wiederstrahlt. Fest und bestimmt zeichnen sich die Felsrücken der Breitlawine und des Sulek gegen den Nachthimmel ab, und hinter ihnen empor thürmen sich in strahlender Schönheit die Gletschermassen des großen Eiger und der Jungfrau dem Monde entgegen. Zärtlich funkeln die Sterne der Jungfrau um das Haupt, als hätten sie Lust sich zu ihr

hinabzusenken, aber die eisige Kälte hält die armen, sehnsüchtigen Sterne in scheuer Entfernung, und der Mond lächelt dazu. Der kalte, gefühllose Mond! die armen Sterne!

Unten in dem bescheidenen Gärtchen vor meinem Fenster flüstern die blühenden Akazien viel süße Worte, und duften, als wollten sie ihr Leben ausströmen, vor Glück und Bangen. Die glühende Feuernelke drängt die brennende Wange an das bleiche Antlitz der schlanken, weißen Nachtlilie, und die Glühwürmchen schwirren durch die Luft, als ob sie auch Sterne wären. Wer weiß denn, ob sie es nicht sind? ob die Sterne selbst nicht geflügelte, goldige Bewohner des Aethers sind, die durch die Nacht schwärmen und leuchten vor Liebe und Seligkeit.

Gewiß, Edmund! Alles liebt, was geschaffen ist, denn was sollte irgend einem erschaffenen Wesen ein Dasein ohne Liebe? ein so todtes, elendes Dasein" —

Ich bin, denn ich liebe! — Ich liebe! Wer begreift die namenlose Wonne dieſes Bewußtſeins! In der unendlichen Schönheit des erſchaffenen Alls es ausrufen zu können: ich liebe und ich werde geliebt!

O! nur ein Glück wäre noch gröſſer, es auszurufen an Deinem Herzen, in Deinen Armen! —

2.

Edmund an Mathilde.

Berlin im Mai 1847,
im neuen Gefängniß.

Seit vielen Tagen schon erwarte ich einen Brief von Dir und noch immer zögert er zu kommen. Bist Du gehindert worden, meine Mathilde! ihn mir zu senden, oder ist es der Wille des Inquirenten, der ihn mir vorenthält.

Als wir Sonnenberg, unser bisheriges Gefängniß, verließen, ohne daß ich Nachrichten von Dir erhalten hatte, tröstete mich der Gedanke, sie hier zu finden. Dein Brief sollte mir ein freundlicher Willkomm sein, wie ein Bote der Liebe,

wie ein Pfand des Glückes ſollte er mir die neue Zelle verſchönen, die mich eiſig und traurig anſtarrte, als ich ſie betrat, weil ſie noch nicht belebt war durch Dein Bild, wie jenes Gemach in Sonnenberg, das durch die allmächtige, ausſöhnende Vermittlerin Gewohnheit mir werth geworden war.

Während ich dies ſchreibe, bringt man mir Deinen Brief — geöffnet und geleſen wie immer. Das liebe, mir ſo befreundete Siegel, das Deine Hand dem Briefe aufgedrückt, iſt zerbrochen, die Worte Deines Herzens hat ein fremdes Auge geleſen, ein kaltes Urtheil geprüft, ehe ſie zu mir ſprechen konnten, der ſo ſehnſüchtig nach ihnen verlangte. Oft genug habe ich nun ſeit meiner Gefangenſchaft das Gleiche erduldet, und immer wieder ergreift mich ein Gefühl der tiefſten Empörung, daß ich die Hand balle in ohnmächtigem Zorne, weil ich Dich, weil ich mich und unſere Liebe nicht zu ſchützen vermag gegen dieſe Ent-

weihung. Es liegt in der ſtarken Liebe des Mannes das Bedürfniß, ſich wie ein feſter Schild zwiſchen das Leid und die Geliebte zu ſtellen, und nur wenn ich des Kummers denke, den meine Gefangenſchaft Dir bereitet, fühle ich ſie als ein Unerträgliches.

Ich, der ich jeden Deiner Blicke, jedes Deiner Worte als ein mir gehörendes Gut betrachte, als einen Beſitz, der mein Leben reich macht, ich muß Dich die ganze Fülle Deiner Liebe darlegen ſehen vor fremden Menſchen, und kann nicht ſagen, ſchreibe lieber nicht, denn ich würde uns Beiden den Troſt entziehen, der allein uns jetzt gegönnt iſt.

Und welche Freude hat gerade Dein heutiger Brief mir bereitet! Wie freut es mich, Mathilde, daß Du ſo lebhaft die Erhabenheit jener Bergwelt empfindeſt! Ich danke es der Natur, daß ſie ſo ſchön iſt für Dich. Genieße ſie voll und tief! und laſſe den Jubel Deiner ſchönheitsfrohen

Seele in meine Bruſt dringen, in der er ein tauſendfaches Echo findet.

Seit ich Dich in der Schweiz vermuthen konnte, drängten ſich alle meine Gedanken Dir nach, und mit klopfendem Herzen ſah ich in Sonnenburg oftmals nach der Uhr an dem Thurme, meinem Fenſter gegenüber, als ob ihr Zeiger mir ſagen könne, wo Du in dieſer Stunde weilteſt: als ob ich dadurch Botſchaft von Dir erhielte, und berechnen könnte, womit Du Dich beſchäftigteſt, woran Du eben dächteſt. Ich begleitete Dich auf Deinen Ausflügen, ich lebte immer und immer wieder die Stunden durch, in denen ich, ein froher, lebensfriſcher Jüngling, zuerſt die Bergwelt kennen lernte; und jene Tage, welche ſpäter der einſame, ernſte Mann dort verlebte, dem ſchon manche Hoffnung zum Trugbilde geworden war.

Damals, in der ſtarren und doch ſo beſeelten Welt der Alpen, habe ich die Löſung der Lebensräthſel für mich gefunden; denn dort habe ich

gelernt, mich als einen unsterblichen, weil ewig mitwirkenden und mitschaffenden Theil der Schöpfung zu empfinden, und das Grundgesetz dieser Schöpfung zu erkennen, das »Wirken, Genießen und Lieben« heißt. Der Mensch ist der Glücklichste auf Erden, der dieses Gesetz im ausgedehntesten Sinne zu erfüllen vermag.

Mein freies Wirken ist gehemmt, ich bin gefangen und doch bin ich nicht glücklos, denn ich genieße mit Dir, durch Dich, ich genieße die volle Gewißheit Deiner ungetheilten Liebe, und ich liebe Dich!

Aber nicht immer war mein Herz so freudig gehoben, nicht immer habe ich mich so im Gleichgewicht empfunden. Es kamen Stunden in den ersten Wochen meiner Gefangenschaft, in denen das Gefühl der Unfreiheit mich mit allen seinen Schrecken erfaßte, in denen die Sehnsucht nach Dir übermäßig schwoll in meinem Herzen. Ungeduldig preßte ich die Stirne gegen die kalten,

todten Scheiben, und wendete den Blick zurück in das Gemach, zu ſehen, ob mein glühender Wunſch Dich nicht in meine Nähe gezaubert habe, ob Du noch nicht kämeſt, mich zu entzücken? Es war mir, als könne ich Dich nicht entbehren!

Und noch heute! Was frommt es mir, daß die glühende Feuernelke ihre Wange an das bleiche Antlitz der ſchlanken Lilie drängt! Biſt Du mir doch unerreichbar in dieſer Stunde, und mein Verlangen nach Dir ſteigert ſich an der Sehnſucht Deines Herzens!

Man hat mir angeboten, dieſen Brief ſogleich zu befördern, ich will ihn deshalb ſchließen. Zudem wird, wie Du ſiehſt, dieſe Stunde von einem trüben Geiſte beherrſcht. Der Gedanke lähmt mich, daß nicht Dein liebeſtrahlendes Auge, ſondern zunächſt der prüfende Blick meines Richters auf dieſen Blättern ruhen wird.

Iſt es die Eintönigkeit meines jetzigen Lebens, die ſich wie ein feuchter Roſt auf die elaſtiſchen

Federn meiner Seele legt und ihre Spannkraft hemmt, daß ich mich nicht fortzuschwingen vermag über das Gefühl dieses Zwanges? Oder ist es der mir fehlende Anblick des Himmels, der mich seit einigen Tagen verdüstert?

Habe Nachsicht mit mir! Sei Du, meine Mathilde! mein belebendes Himmelslicht, wie Deine Briefe der Sonnenschein dieser Zelle. Du wirst mich die erquickende Wärme Deiner Liebesworte nicht lange entbehren lassen, und ich denke bald Herr zu werden über die Verstimmung, welche mich heute bewältigt hat.

Erzähle mir täglich von Deinem Leben, sprich mir von unserer Vergangenheit, unserem ersten Begegnen, und denke, daß ich mir mit hoher Freude unser Wiedersehen, unsere Zukunft ausmale, wenn ich fühle, daß ich der Erheiterung bedarf.

3.

Mathilde an Edmund.

Wie selbstlos ist Deine Liebe, Edmund! wie schonend der Ausdruck Deines Leides! und ich konnte mich erfreuen an der Unendlichkeit dieser Natur, während Du einsam die traurigen Wände Deiner Zelle anblicktest. Vergieb mir, mein Edmund!

Wie froh war ich sonst, wenn Deine alljährigen Streifzüge Dich den Bergen zuführten, wenn Du mir bald von den Gipfeln der Schweizer Alpen, bald von den Höhen unserer heimischen

Karpathen ein Wort Deiner Liebe sendetest, die heller und freudiger aufloderte, wenn mein königlicher Aar sich in den Regionen des freien Aethers bewegte, für die er geboren ist, wenn er jene Knechtschaft für Stunden von sich genommen fühlte, unter der das Vaterland blutet. Und jetzt schildere ich Dir achtlos die Freude, welche ich genieße, während Du sie entbehrst. Ich habe nie geglaubt, daß so viel Selbstsucht herrschen könne in einem liebenden Herzen, ich erschrecke vor diesen Tiefen in unserer Brust, in denen das Eis des Egoismus nicht schmilzt unter dem Strahl der Liebe.

Gestern, als ich Deinen Brief erhalten hatte, saß ich lange in der Nacht allein in meinem kleinen Garten, und dachte sehnsüchtig jenes Tages, an dem wir uns vor fünf Jahren zuerst im Schlosse meiner Tante begegneten, und des einzigen, ungetrübten Beisammenseins, das uns damals zu Theil geworden ist. Nur drei Tage

lang waren wir beiſammen geweſen in gleichgültiger Perſonen Geſellſchaft, nur wenig flüchtige Stunden allein, als das Bewußtſein in uns auftauchte, daß unſer Leben unauflöslich aneinander gekettet ſei.

Ich erinnere mich, als wäre er heute erlebt, des Augenblickes, in dem Du gemeldet wurdeſt. Die Tante erzählte, Du kämeſt von Paris, wo Du Deinem Onkel, dem trefflichen, in der Verbannung geſtorbenen Grafen W., die letzten Liebesdienſte erwieſen hätteſt, und Du würdeſt jetzt im Vaterlande bleiben. Ich ſah nach der Thüre. Du trateſt herein, wurdeſt vorgeſtellt, die kaum unterbrochene Unterhaltung nahm ihren Fortgang. Man ſprach von Jagden, von Reit- und Fechtübungen, welche man veranſtalten wollte, um Herren und Knechte für den Fall eines Kampfes vorzubereiten; man fragte nach den Freunden, die in der Verbannung lebten, man verhandelte politiſche und ſociale Fragen, wie man von all'

dieſen Dingen in großem Kreiſe ſpricht, wenn die Lippen ſich, mit dem Worte ſpielend, bewegen, während im Grunde die Seele ruht. So gingen drei Tage uns hin, bei Plaudern und Spazierengehen, bei Tanz und Spiel.

Am Abend des dritten Tages ſtanden wir mit den Andern auf unſerm Altan, und man ſuchte mit einem Fernrohre den neu entdeckten Kometen. Ich aber hatte nur Dich angeſehen, von der Dunkelheit beſchützt nur den Strahl Deines Auges geſucht, und endlich traurig den Blick gen Himmel gewendet, als ich zu bemerken glaubte, daß Du, nur mit dem Kometen beſchäftigt, mein gar nicht achteteſt. Da aber mein Auge ſehr ſcharf iſt, ſah ich bei dem Emporblicken plötzlich das Geſtirn und zeigte es den Uebrigen.

»Mich freut es, Mathilde!« ſagteſt Du, Dich zu mir wendend, »daß Ihr Auge ſo ſicher das Licht zu finden weiß, es freut mich, daß Sie den Stern zuerſt geſehen haben.«

Ich erbebte bei dem Klange Deiner Stimme, und als ich zu Dir aufſchaute, mußte ich mein Auge ſenken vor dem Strahl voll Liebe, der mich aus der dunkeln Nacht des Deinen traf. So mag den Königen im Morgenlande geweſen ſein, als ihnen zuerſt der Stern der Verkündigung aufging, dem ſie folgten mußten fort und fort.

Ich hatte meinen Herrn gefunden. Auf Deiner Stirne thronte mein künftiges Schickſal. Ich zitterte bei dem Gedanken, meine Freiheit verloren zu haben, Dir unterthan zu ſein, und doch zog es mich, vor Dir in das Knie zu ſinken und Dir zu ſagen, wie willig ich mir die Feſſeln anlegen ließe, die Du für mich bereit hielteſt.

Keiner von uns vermochte zu ſprechen, und wir ſtanden noch lange ſchweigend neben einander, als ſchon die Geſellſchaft ſich entfernt hatte. Ich wollte endlich den Fortgegangenen folgen, aber die magnetiſche Kraft Deines Willens bannte mich

in Deine Nähe. Da sahst Du mich ernst und ruhig an und sagtest: »Mathilde! warum stehen wir so fern von einander, da tiefe Liebe uns verbindet?« —

Und Du nahmst mich in Deine Arme, Du gabst mir die Heimath an Deinem Herzen, die Heimath, aus der unsere Trennung mich verbannt. Seit jener Stunde weiß ich, daß ich lebe, denn die Liebe erst erzeugt das bewußte Leben einer Frau, und ich hatte sie nicht gekannt, ehe ich Dich sah, den Gott meiner Zukunft, den Schöpfer meines höchsten Glückes.

Es ist mir wie Gottesdienst, wenn ich jener Tage gedenke: meine Seele erhebt sich, als klänge die geweihte Glocke durch die weihrauchduftenden Hallen, als würde das Venerabile erhoben, vor dem ich einst niederzusinken gewohnt war in demüthiger, anbetender Beruhigung. Es wird Friede in mir; ich glaube und ich hoffe, wenn Deine

Seele zu mir ſpricht im Klange der geliebten Stimme, in den Worten Deiner Briefe.

Und doch! — Was dem Verſchmachtenden der Waſſertropfen, den er von dem friſchbethauten Kelch der Blume küßt, das iſt ein Brief für die Sehnſucht des Herzens — eine Glückesahnung, ein luftiges Schattenbild des Erſehnten. Tage, Wochen hindurch zu harren auf eine Kunde von dem Geliebten, und dann das Blatt in Händen zu halten mit dem Bewußtſein, daß ſchon in wenig Sekunden ſein Inhalt erſchöpft ſein wird, daß die flüchtige Glückesempfindung ſchnell weichen wird vor dem gleich wieder emportauchenden Gefühl der Trennung; wie hart iſt dieſes Loos.

Dürfte ich nur einmal die Schwelle Deines Kerkers betreten, die Mauern ſehen, die Dich umgeben, das Lager, auf dem Du ruhſt, den Tiſch, an dem Du ſitzeſt!

Sage es mir, mein Edmund! wenn Du leideſt; ſage mir, ob die Einrichtung dieſes neuen

Gefängniſſes Dich nicht ſchwerer niederdrückt, als die Gefangenſchaft in Sonnenburg?' und glaube mir, daß Deine Mittheilungen nicht ſchrecklicher ſein können, als die Phantaſiegebilde, welche vor mir aufſteigen, wenn Du über Deine äußere Lage mir ſchweigſt.

1.

Margarethe Steiger an ihren Bruder Konrad in Bern

Unterſeen.

Lieber Konrad! Da der Müller von G'ſteig morgen nach Bern und Baſel hinuntergeht, ſo benutze ich die Gelegenheit, Dir zu ſchreiben, und die Mutter ſchickt Dir die Wäſche, welche Du verlangt haſt. Daß nicht Alles fertig geworden iſt, kommt daher, daß unſere Wohnung ſeit drei Wochen an einen polniſchen Edelmann vermiethet iſt, und daß wir damit beſchäftigt waren, Alles für die Herrſchaften in Ordnung zu bringen.

Es ist ein alter Herr mit einer kranken Frau und einer schönen, aber traurigen Tochter. Hinauf nach dem Hohenweg in Interlacken, wo doch die Engländer und Franzosen fast Alle wohnen, geht sie fast gar nicht. Entweder sie fährt mit den Eltern aus, oder sie geht allein spazieren. Ein paar Mal, wenn sie den Weg nicht wußte, hat sie mich mitgehen heißen, und ist dann immer sehr freundlich zu mir gewesen. Gerade darum thut es mir so leid, daß sie so traurig ist. Sie hat einen Bräutigam, dessen Bild ich auf ihrem Schreibtische gesehen habe. Er sieht blaß und ernsthaft aus, aber er ist doch recht schön.

Wenn Du in den Ferien nach Hause kommst, die ja nun bald beginnen, so soll der Rest Deiner Wäsche fertig sein. Bis dahin, meint die Mutter, hättest Du tausend genug. Das meinte auch die Tante, die gestern von Grindelwald heruntergekommen ist, und den Brief von Deiner Marianne mitgebracht hat. Marianne war nicht

mit ihr, weil sie nicht beide zusammen fortgehen und das Hotel allein lassen konnten. Marianne soll von früh bis spät auf den Füßen sein, und Du kannst Dich recht glücklich preisen, daß Du eine Hausfrau bekommst, die Dir Alles, was sie Dir zubringt, so emsig zusammenhalten wird.

Grüß Dich Gott! Komm, sobald Du kannst, nach Hause und bringe mir wieder einmal ein recht schönes, schwarzes Band um den Hals mit. Antworte, wenn der Müller heimkehrt. Er geht wieder auf Unterseen.

3.

Marianne an Konrad.

Gasthof zum Bären im Grindelwald.

Mein einzig lieber Konrad! ich weiß eigentlich gar nicht, ob ich Dir noch schreiben soll und ob meine Briefe Dir noch Freude machen. Du giebst mir gar keine Nachricht von Dir und ich fürchte, Du hast mich vergessen und liebst mich nicht mehr. Ich könnte es Dir ja auch nicht verargen, denn Du bist nun ein gelehrter Mann, bist Student, wirst bald Doktor sein, und ich bin Nichts als ein ganz unwissendes Mädchen. Ich kann Nichts, als Dich sehr lieben und Dir

Alles, so gut ich es verstehe, zu Dank machen, wenn wir erst verheirathet sein werden.

Manchmal denke ich auch, ich möchte wohl Französisch lernen und alle die Dinge, welche die Professorstöchter in Bern und die fremden Damen hier bei uns oben im Hotel wissen. Ich denke, es würde Dir wohl lieb sein; aber wie sollte ich das anfangen? — Lehrer sind bei uns oben nicht zu haben; im Winter, wenn Alles einsam und alle Wege verschneit sind, kann ich die Mutter doch nicht allein lassen, wenn ich schon zum Lernen auch nach Bern reisen wollte; und im Sommer ist das Haus, das weißt Du ja, so voll von Fremden, daß ich Gott danke, wenn ich Abends nicht so müde in's Bett komme, daß ich gleich einschlafen muß, ohne noch an Dich denken zu können, was doch meine einzige rechte Freude ist.

Sage mir nur einmal ehrlich und aufrichtig, lieber Konrad, ob Du mich noch liebst? Ich fürchte immer, Du denkst nicht mehr an mich,

alle andere Mädchen gefallen Dir beſſer als Deine Braut; und von all' den Männern, die bei uns alltäglich kommen und gehen, gefällt mir doch auch nicht Einer. Es iſt keiner ſo hübſch, ſo gut und ſo brav als Du biſt. Wenn ich mir recht vorſtelle, wie lieb ich Dich habe, ſo meine ich immer, Du müßteſt mir auch treu ſein; es iſt auch gar nicht anders zu denken, denn ich müßte ja ſterben, wenn ich Dir untreu wäre.

Die Mutter läßt friſch drauf los bauen an dem Hauſe, in dem wir wohnen ſollen, und Du wirſt vollauf zu thun haben, denn es fehlt ein Arzt hier herum, weil ja der Doktor vom Abendberg und der Herr Roth aus Interlacken nicht Alles beſtreiten können, vornehmlich im Winter. Oft trete ich in das Haus und ſtelle mir vor, wie hübſch das Alles werden wird. Die Zimmer, welche wir an Fremde vermiethen ſollen, ſind recht groß; auch Dein Apothekerzimmer mit dem Heerde; die andern Stuben für uns läßt die

Mutter nur klein machen, damit ſie im Winter warm werden. Ich freue mich recht, Dir das Alles zu zeigen. Komm doch nur gleich herauf, guter Konrad, wenn Du nach Hauſe kommſt. Aber vorher ſchreibe mir, damit ich die Tage zählen kann bis zu Deiner Ankunft, und damit mir das Warten nicht zu lang wird.

Adieu, lieber Konrad! liebe doch recht treu Deine getreue Braut

Marianne

4.

Edmund an Mathilde.

Ich bin früh erwacht, meine Mathilde! man bedarf nur wenig Schlaf, wenn man keine Bewegung hat. Das macht die Tage noch länger, als sie ohnehin dem Einsamen erscheinen. Es ist kaum vier Uhr, aber die Sonne muß schon ein Stück am Horizonte hinauf sein, denn die Lichtstrahlen brechen sich bereits in Regenbogenfarben durch die geschuppte Glasscheibe des Fensters über meinem Haupte, das noch geschlossen ist. In einer Stunde etwa wird der Wächter

kommen, es zu öffnen, und dann ſtrömt mit der friſchen Morgenluft auch friſcher Muth und neues Leben in meine Bruſt. Der Morgen iſt der glücklichſte Augenblick in dem Daſein eines Gefangenen. Das habe ich ſchon in Pillau empfunden, als mich zum erſtenmale, nach jener unglücklichen Schilderhebung Polens im Jahre ein und dreißig, die Mauern eines Gefängniſſes umſchloſſen, eines Gefängniſſes, das kaum dieſen Namen verdiente, denn wir hatten Geſellſchaft vom frühen Morgen bis zur Nacht, und durften unter Begleitung in dem Weichbilde der Stadt, ja ſelbſt am Ufer des Meeres umhergehen.

Aber ſo ändern Erfahrungen den Menſchen! Ich finde jetzt dieſe ſtrenge Gefangenſchaft erträglicher, als mir damals jene bedingte Freiheit erſchien. Der Begleiter, welcher mir überall hin folgte, quälte mich durch ſein bloßes Daſein, wie das Geſpenſt eines Doppelgängers. Die nimmerſatte Neugier der Leute, die, in kleinen

Verhältnissen lebend das, Geringfügige für ein wichtiges Ereigniß halten, und als solches besprechen, während sie ohne Theilnahme sind für das große Allgemeine, war mir lästig. Man hatte Mitgefühl für das kleinste persönliche Erlebniß des jungen Officiers und blieb kalt bei den Leiden seines ganzen Volkes. Eine Zeit der tiefsten Schwermuth kam über mich, meine Gesundheit litt davon. Stundenlang stand ich träumend am Fenster und schaute in die Ferne, oder ich ging einsam auf den Festungswällen einher, von denen man das Meer überblickte, und in deren Bereich ich meines Begleiters ledig war.

Während ich mich in diese Zeit zurückversetze, taucht mir in aller seiner Schönheit der Gedanke an die erste Liebe auf: an Jakobine, die ich Dir wohl als meine Befreierin genannt habe, ohne doch mehr von ihr zu sagen. Ich habe ihrer nie vergessen, sie immer liebend in meiner Erinnerung getragen, aber die Gewalt des Lebens, die

raſche Wechſelfolge der Ereigniſſe, die an mir vorübergezogen ſind, und vor Allem der Gedanke an Dich, haben ihr Bild in mir zurückgedrängt, das jetzt in der Abgeſchiedenheit von Dir und der Welt oft in ſeiner ganzen liebereizenden Friſche vor mir auferſteht.

Jakobine war ein Weſen, wie ich kein zweites mehr gekannt habe. Früh der Mutter beraubt, hatte ihr Vater, ein rauher aber braver Seemann ſie erzogen. Sie ruderte, ſchwamm, ritt, tanzte, lachte und war fröhlich, ſo oft man ſie erblickte. Ihr ganzes Thun trug das Gepräge einer Jugendkraft, einer Lebensfülle, die man nur ſelten findet in unſerer entnervten Zeit. Weder ein beſtimmter religiöſer Glaube, noch Wiſſenſchaft oder Kunſt waren vorhanden für ſie. Ihr Vater verachtete jede Erhebung des Geiſtes als krankmachende Ueberſpannung. Mitten in der Civiliſation war ſie ein vollkommenes Naturkind geblieben, mit ſo glücklichen Anlagen geboren,

daß sie in ihren Handlungen immer das Rechte, das Edelste auf die einfachste und schönste Weise vollendete. Da sie fast täglich die Töchter des Festungskommandanten besuchte, hatte ich sie oft gesehen und gesprochen, ohne daß ich glauben durfte, irgend in einer Weise ihre Aufmerksamkeit oder gar ihre Theilnahme erregt zu haben, so lebhaft das Gefühl auch war, das mich seit unserm ersten Begegnen zu ihr gezogen hatte.

Eines Abends hatte ich mich auf der Brustwehr des Walles niedergelassen. Es war ein warmer Oktobertag gewesen. Rothglühende Wolken bedeckten den ganzen Horizont im Westen, die ersten, schweren Flügelschläge eines Sturmes machten sich bemerkbar, das Meer war aufgeregt, und schön in dieser tiefen Erregtheit, wie die Seele eines großen Menschen im Kampfe mit sich selbst. Ein schwarzer Streif tauchte am fernen Horizonte hervor, und blitzesschnell verbreitete sich von diesem aus Dunkelheit über das

ganze Waſſer. Schwarzgraue Wolken verhüllten die Sonne, die Wellen ſtiegen hoch und höher, ſchaumgekrönten Hauptes, bis ſie donnernd zuſammenbrachen unter der eigenen Gewalt und zurückſanken in den Meeresgrund. Die weißen Flügel der Möven, die ſchrillend und von Angſt getrieben an den Feſtungsmauern umherflatterten, machten in der Dunkelheit der Luft einen geſpenſtigen Eindruck. Plötzlich brach die rothe Strahlengluth der untergeſunkenen Sonne noch einmal durch das Gewölk, und bei ihrem Lichte ſah man ein Schiff, vom wilden Winde getrieben, dem Lande zufliegen.

»Das Schiff iſt hin!« ſagte eine ſanfte Stimme neben mir. Ich brauchte mich nicht umzuwenden, um Jakobine zu erkennen. Dieſe Stimme hätte ich aus hundert andern unterſchieden. »Sie treiben auf das Riff,« fuhr ſie fort, »wenn nicht ein Wunder geſchieht, das ſie rettet.«

In dem Augenblicke erſchallte kaum hörbar

durch den Sturm ein Kanonenschuß vom Schiffe. Die Lootsen eilten in ihren Theerjacken, die regendichten Sturmkappen auf dem Kopfe, dem Boote zu, und stachen in See, während das Gewölk, rasch wie es gekommen war, vorüberzog, von dem wildrasenden Sturme fortgetrieben. Es währte nicht lange, bis man an dem licht gewordenen Horizonte das arme Schiff erblicken konnte, das sich bereits auf den Klippen festgefahren hatte.

Bei dem matten Strahl des Mondes, der allmälig zwischen den Wolken hindurchzuleuchten begann, wurden die Segel in bläulicher Weiße sichtbar, aber sie bewegten sich unsicher und zwecklos, wie die Hand des Sterbenden, dessen Finger unbewußt in die Leere greifen.

Ich schauderte zusammen; ich hatte das Bild jener Kämpfe vor Augen, an denen Polen verblutet war. So hatte ich die Hoffnungen des Vaterlandes scheitern sehen, so — mit der Un-

möglichkeit zu helfen — hatte ich geſtanden bei ſeinen letzten Anſtrengungen ſich zu befreien.

Ich mochte die Thränen nicht ſehen laſſen, die mir die Augen netzten und verhüllte mein Geſicht, als Jakobine mir leiſe die Hände herabzog. »Noch iſt Polen nicht verloren,« ſagte ſie, wie im Tone des Scherzes, und doch hatte ſie mein innerſtes Denken errathen, doch zitterte die geliebte Stimme, doch drückte ſie meine Hand ſo leidenſchaftlich, die ſie in der ihren behielt.

Es war ein wunderbarer Augenblick! — Wie ſie ſo neben mir ſtand in der ſchlanken Schönheit ihrer Jugend, das goldblonde Haar vom Mondlicht umfloſſen, die blauen Augenſterne feſt auf mich gerichtet, ſchien ſie mir ein höheres Weſen zu ſein, dem mein Herz zu glauben begehrte. War das dieſelbe Jakobine, die ſonſt ſo übermüthig keck, ſo ſorglos durch das Leben ging?

Ich blickte ſie überwältigt an. »Wunderſt Du Dich,« ſagte ſie, »daß ich errieth, was Du

empfandest? Weißt Du denn nicht, daß ich Nichts thue, als mir Deine Gedanken denken, seit Du hieher gekommen bist zu uns?«

»Jakobine!« rief ich, »so liebst Du mich? und ich konnte neben Dir leben, ohne es zu ahnen?«

Sie zog ihre Hand aus der meinen und trat von mir zurück. »Nein,« sagte sie, »ich liebe Dich nicht; denn ich sinne Tag und Nacht, wie ich Dir helfen könnte zur Flucht; und liebte ich Dich, so würde ich Dich halten wollen in meiner Nähe!« Ihre Stimme war ruhiger geworden, ich stand wie vernichtet vor ihr, ich konnte die scheinbaren Widersprüche ihrer Worte nicht verstehen, ich konnte nicht sprechen vor dem Schlagen meines Herzens.

Die Ankunft meines Aufsehers schreckte mich empor. Er kam mich zur Rückkehr zu ermahnen, die weit über Gebühr verzögert worden war. Ich mußte in meine Zelle zurück, Jakobine ging neben

mir her, wir schwiegen Beide. Als sie mich an der Thüre des Gefängnisses verließ, sagte sie leise: »Ich habe nie Etwas versprochen, ohne es zu halten. So gewiß Gott lebt und der Mond am Himmel steht, ich helfe Dir zur Flucht: denn ich müßte verzagen, sollte ich sehen, daß Dein Gesicht immer bleicher, Deine armen Augen immer düsterer werden, wie es seit vielen Monaten geschieht. Aber schweig und verlasse Dich auf mich!«

Abends.

Der Zimmerwärter, der uns bedient, störte mich heute früh im Schreiben, und doch ist diese Störung durch ihn mir immer angenehm. So schweigsam der gute Alte sich zu sein zwingt, erfahre ich doch hie und da ein Wort von den Genossen meines Schicksals, von ihrem Ergehen und von der Außenwelt. Heute hat er mir erzählt von seinen Feldzügen, denn er war Soldat,

und von dem Bauerngütchen seiner Eltern, das der ältere Bruder mit Kind und Kindeskindern bewirthschaftet, und wie dort die Saaten dieses Jahr vortrefflich ständen und die Bäume wie beschneit aussähen von Blüthen. »Es thaten mir all die Herren leid, die hier sitzen in dem schönen Wetter, als ich neulich einmal draußen war, und Alles voller Blüthen sah, sagte er. Hätt' ich nicht gedacht, Sie würden mich auslachen, ich hätte Ihnen etwas Grünes mitgenommen!« — Ich habe ihn gebeten, es bei der nächsten Gelegenheit nicht zu unterlassen.

Dann habe ich den Tag mit Lesen zugebracht, ein Paar Striche zu zeichnen versucht, und endlich ein strandendes Schiff aquarellirt, das leidlich gelungen ist. Ich werde es Dir aufheben, weil Du diese flüchtigen Skizzen liebst. Nun aber will ich, da die Sonne wohl noch für eine Stunde Licht verspricht, die Zeit benutzen, Dir von Jakobine zu erzählen, was Du noch nicht weißt.

Es befremdet mich jetzt selbst, daß ich Dir, der Vertrauten meiner tiefsten Empfindungen, meiner flüchtigsten Gedanken, nie von Jakobine zu sprechen vermochte. Dieselbe Scheu, welche mich abhielt, ihr jemals meine Liebe zu gestehen, weil sie dies Geständniß zu fürchten, ja zu fliehen schien, dieselbe Scheu befiel mich immer, so oft ich ihren Namen gegen Dich erwähnt hatte. Alle phantastischen Begriffe meiner Jugend kamen über mich, und es war mir, als störe ich ihren Frieden, wenn ich ihr Bild auch nur vor Dir heraufbeschwören wollte aus der fernen und mir so theuren Vergangenheit.

Seit jenem Abende auf dem Festungswalle vermied sie mit mir allein zu sein. Geschah es dennoch, so sprach sie mir stets eifrig von der Nothwendigkeit meiner Flucht, die mir mit jedem Tage weniger dringend zu werden däuchte, bis ich einst plötzlich die Nachricht erhielt von meines Vaters tödtlichem Erkranken in Paris. Als die

Sehnsucht nach dem sterbenden Vater dann über
mächtig ward, als ich zerissenen Herzens endlich
die Kraft gewann, die Worte auszusprechen
›Jetzt helfen Sie mir zur Flucht!‹ — als Ja-
kobine dann bleich ward und ihre Augen mich
trocken und glanzlos anstarrten in stummem Ent-
setzen, da hätte ich sie beschwören mögen, meinen
Vorsatz zur Flucht zu verrathen, um bleiben zu
müssen in ihrer Nähe. So oft ich sie sah, zit-
terte ich, sie könne ein Mittel zu meinem Ent-
kommen gefunden haben, so oft sie mich verließ,
trat das Bild meines kranken Vaters vor meine
Seele.

Endlich, es war im Frühjahr, traf ich sie,
wie fast an jedem Abende, in dem Familienkreis
des Festungskommandanten. Den folgenden Tag
sollte eine große Lustfahrt über das Haff vorge-
nommen werden, zu der eine zahlreiche Gesell-
schaft zusammengetreten war. Man wollte Mu-
sik, Lampen und Feuerwerk in die Böte mitneh-

men, und es war fraglos, daß dieses Fest die Neugier aller Beamten auf sich ziehen werde, die uns bewachten. Darauf war der Plan meiner Flucht begründet. Ein alter Rheder, ein Freund von Jakobinens Vater, hatte ihn entworfen. Seine Theilnahme erschien mir natürlich. Ich wußte, daß er Jakobine lieb hatte, daß er selbst an eine Heirath mit ihr gedacht habe. Es befremdete mich nicht, sie ihren Einfluß auf ihn zu meinem Gunsten geltend machen zu sehen.

Jakobine lachte und scherzte wie immer, und so blind macht der erste Liebesschmerz den Mann, so ungerecht, daß ich Jakobine in meinem Herzen anklagte wegen dieser Heiterkeit. Ich sah nur mich, nur meine Verzweiflung über das Scheiden, und nicht die hohe Selbstlosigkeit in der Geliebten. Ich wollte Gründe finden, die ihr meine Entfernung wünschenswerth machten, ich wünschte sie tadeln zu können, ich hätte sie hassen mögen, um sie weniger leidenschaftlich zu

lieben, und den Gedanken dieser Trennung begreifen zu lernen.

Bis zu der letzten, für die Flucht bestimmten Minute, wartete ich auf ein Zeichen von Jakobine, das mir zu bleiben gebieten, meine Flucht, und wäre es nur für Tage, nur für Stunden, hinauszuschieben befehlen sollte. Ich hoffte sie noch zu sehen, obschon ich wußte, daß es unmöglich, daß sie in's Meer gefahren sei. Endlich verließ ich die Zelle und schlüpfte zu der Pforte hinaus, die mir bezeichnet war, fest entschlossen zurückzukehren in die Gefangenschaft, um Jakobine wiederzusehen, sei es, daß mein Vater genesen oder daß er sterben sollte.

Aber schon in Belgien benahm mir ein Brief die Möglichkeit der Rückkehr. Er war von der Hand des alten Rheders und enthielt die Anzeige seiner Verbindung mit Jakobine. Mich zu befreien, hatte sie sich gebunden für immer. Um solchen

Preis hatte ſie ſeine Mitwirkung zu meiner Flucht erkauft.

Sechs Monate ſpäter lebte ſie nicht mehr! Nach vielen Jahren erſt habe ich an ihrem Grabe geſtanden, und heiße Thränen geweint in dem Gedanken an ſie, die wie der Genius der Jugend in meiner Erinnerung lebt, in unvergänglicher, heiliger Schönheit.

Ich habe zu ſchreiben aufgehört und habe wohl eine ganze Zeit in wachem Träumen hingebracht. Jetzt iſt es faſt Nacht, ich ſehe nur eben noch deutlich genug, Dir zu ſagen, daß ich Dich liebe, daß ich jetzt Nichts mehr allein beſitze für mich, da ich auch das Andenken an Jakobine künftig mit Dir theile. Schlaf wohl Mathilde.

Mittags.

Der Tag iſt ſeit zwei Stunden trüb geworden wie es ſcheint, aber das iſt nicht läſtig für mich. Es giebt ein milderes Licht in meiner

Zelle, und die Wärme ist nicht so drückend. Auch für unsern sogenannten Spaziergang bietet es eine Erleichterung dar, der in den letzten Tagen, zwischen den engen Bretterwänden, weniger als je erquickend sein konnte, denn die Hitze nimmt täglich zu. Wie schön wirst Du es dadurch in dem schattigen Thale von Interlacken haben meine theure Mathilde!

Nach dem gestrigen beruhigten Tage, der mich wohlthuend umfing wie ein lieblicher Traum, ist der heutige Morgen mir ganz in Geschäften, und zwar in unangenehmen vergangen. Ich habe eine lange Unterredung mit dem Anwalte gehabt, der meine Vertheidigung übernommen hat, und dabei den tiefsten Abscheu empfunden, da ich Thatsachen läugnen, Vorgänge vertheidigen lassen soll, die ich als ein Recht, als sittliche Thaten betrachte.

Mein Advokat ist ein Mann von funfzig Jahren, gebildet nach und in den Begriffen des

preußiſchen Beamtenthums, verheirathet, ein glücklicher Vater, ein begüterter Mann, alſo bemüht dieſen Beſitz zu erhalten und auf die Seinen zu übertragen, alſo ein Feind jeder Bewegung, welche den feſten Boden erſchüttern könnte, auf dem dieſe Vorzüge und Beſitzthümer erwachſen ſind. Den Polen und ihrem Freiheitsdrange iſt er abgeneigt. Das aber hindert ihn nicht, unſere Sache zu vertheidigen, da der König es will, daß ſie vertheidigt werde, und hindert mich nicht, volles Vertrauen in ſeinen Eifer zu ſetzen.

Er wird nach beſten Kräften zu beweiſen ſtreben, daß wir nicht ſtrafbarer ſind, als die Regierung uns zu finden wünſchen muß, der nur mit unſerer Gefangenſchaft, nicht mit unſerem Tode gedient ſein kann. Dieſer ganze Proceß, den man ſo prächtig mit dem neuen Mantel der Oeffentlichkeit umhüllt, iſt für mich nur ein heuchleriſches Schauſpiel, das man vor dem zuſehenden Europa aufzuführen für nöthig erachtet.

Der Staatsanwalt, die Richter und die Vertheidiger in diesem Processe gleichen den verschiedenen, in einander greifenden Rädern einer Maschine, welche nach einem gegebenen Anstoße für einen bekannten Zweck zu arbeiten bestimmt sind. Das eine Rad treibt das andere, alle Möglichkeiten sind im Voraus berechnet. Der Grundsatz, nach dem sie sich bewegen, ist das Recht des Stärkern, das Recht des Besitzenden; der Zweck, für den sie arbeiten, Erhaltung des Bestehenden; der Hebel, welcher sie in Bewegung setzt, die Krone, in der sich die Gewalt und der Besitz am großartigsten zur Erscheinung bringen. Die Angeklagten sind das Material, das der Maschine zur Verarbeitung gegeben wird, und sie müssen sich dem Mechanismus fügen, soll das Rädergetriebe sie nicht zermalmen, denn sie sind nicht stark genug, die Maschine in's Stocken zu bringen.

Ich habe den Advokaten ersucht, seine Vertheidigung aus meinen Verhörsakten zu schöpfen, da

ich mich nicht zur Beschönigung hergeben, ihn nicht mit solchen Beweisen für meine Schuldlosigkeit versehen mag, wie er sie fordern muß. Sind doch im Voraus alle jene Gründe verworfen, welche die Erhebung Polens, die freie That des Einzelnen, als eine sittliche Pflicht erklären. Sie können keine Geltung haben vor dem Richterstuhle der Fürsten, deren rechtlose Gewalt unser Vaterland vernichten half. Mag denn mein gelehrter Vertheidiger sich selbst das Gewebe spinnen, von halben Wahrheiten, von fadenscheinigen Halbheiten, von durchsichtigen Lügen, das die Politik seines Landes über die nackte schöne Wahrheit zu werfen verlangt, daß ein edles unterdrücktes Volk seine Nationalität zu vertheidigen strebte. Unsern Tod kann man nicht wollen, denn er würde Ruhm zurückstrahlen auf unser Vaterland, und Schmach auf unsere Unterdrücker; unsere Verurtheilung zu langer Gefangenschaft aber wird man erreichen, und damit dem Vaterlande für

viele Jahre die Thatkraft seiner besten Söhne rauben, während man den Schein eines großmüthigen Siegers erwirbt. Die Wahl ist hier nicht schwer. Ich urtheile um so ruhiger, als mich selbst keine allzu schwere Gefahr bedroht.

Um mich abzukühlen von der Erregung, die ich empfand und die das Schreiben steigerte, bin ich eine Weile umhergegangen. Das Auf- und Niedergehen in dem acht Schritte langen und fünf Schritte breiten Raume ist aber keine Erfrischung, es erzeugt bald Schwindel, und ich habe mich niedergelegt auf das Bett, um auszuruhen von dem Uebermaaß meiner gezwungenen Ruhe. Ich habe dabei in den Dichtungen unseres Landes geblättert. Die Schönheit unserer Sprache hat mich erfreut, der Sprache, die man von allen Seiten so eifrig zu vernichten strebt. Es ist der Höhenpunkt grausamer Politik, wenn man ein Volk zwingen will, einen geistigen Selbstmord zu begehen, die ihm ange-

borne Sprache zu verläugnen, damit es endlich auch seine Vergangenheit, die Vergangenheit und die Großthaten seiner Ahnen, seines Volkes vergessen lerne.

Meine Eltern sprachen polnisch, meine Wärterin, meine Spielkameraden kannten keine andere Sprache. Sagen von den Großthaten der Piasten vertrieben dem lebhaften Knaben die langen, schneedurchstöberten Winterabende. Jeder Fleck an dem Ufer unseres Goplosee's ward durch die Erzählungen von der schönen Wanda belebt; Lieder von dem Helden Kocsiusko, von dem männlichen Poniatovsky wiegten mich in den Schlaf und erfüllten meine Träume. Was half es, daß meine Mitschüler auf dem deutschen Gymnasium die Kinder deutscher Eltern waren, daß deutsche Lehrer uns bildeten? Sprach doch die verschiedene Nationalität sich deutlich aus in dem Aeußern wie in dem Charakter der Knaben, und der Mann sollte es lernen, von Gesetzen beherrscht zu

werden, die ihn zur Selbstvernichtung des eigensten Wesens, der angebornen Nationalität zu zwingen streben? — Nimmermehr!

Wäre die Begeisterung des Polen für sein Vaterland zu unterdrücken, sie hätte untergehen müssen in den langen Jahren des Exils, in Noth und Sorge, in den steinernen Mauern der Gefängnisse, in den eisigen Fluren Sibiriens. Aber sie lebt, sie ist unsterblich! Ein nie verlöschendes Feuer, brennt sie auf dem Altar der Hoffnung, und ich denke den Tag zu erleben, wo das Signal zur allgemeinen Befreiung Europas entzündet werden wird in ihr, zugleich mit den Fackeln unseres Hochzeitsfestes

Sieh, Mathilde! wie allmächtig die Liebe ist, daß mit der unsichtbaren fernen Geliebten zu sprechen, schon mein Herz befreit. Ich lege dies Blatt zurück, es kann mit diesem Inhalt die Censur des Inspektors nicht passiren, aber ich werde es fortsetzen, so oft ich Deiner bedarf.

Es wird oft ſein, Geliebteſte! und einſt werden dieſe geſammelten Blätter Dir Werth haben, als Zeichen, wie ſehr ich Dein gedachte in den Tagen dieſer langen Trennung.

7.

Konrad an seinen Freund Rudolf in Basel.

Unterseen.

Seit acht Tagen bin ich hier, geliebter Freund! Fast seit eben so langer Zeit wollte ich, ich wäre nicht heimgekehrt. Mein Vorgefühl hat sich als richtig erwiesen, ich fühle mich nicht glücklich unter den Meinen, wir verstehen uns nicht mehr.

Das könnte klingen, als überschätzte ich mich, und doch weißt gerade Du, wie lebhaft ich die gänzliche Unvollständigkeit meines Wissens empfinde, wie sehr ich danach strebe, die Lücken in meiner Bildung auszufüllen. Aber dies Streben

iſt es gerade, was die Meinen nicht begreifen. Daß ich ihnen bereits der Inbegriff aller Vollkommenheiten bin, daß ſie glauben, die Zeit des Lernens ſei nun mit dem nahen Doktoreramen beendet, und ich könne ruhig in häuslicher Niederlaſſung an die Verwerthung der errungenen Kenntniſſe gehen, das iſt es, was mich beängſtigt.

Welch ein Triumph war es meinen Eltern, als ich das Univerſitätseramen beendet hatte, Deine Freundſchaft gewann, Zutritt erhielt in dem gaſtlichen Hauſe Deiner Eltern, und ſich mir, dem Bauernſohne, nun plötzlich die Umgangskreiſe unſerer Patrizierfamilien eröffneten! Wer von den Meinen hätte es damals ahnen ſollen, daß mit dieſem Schritte das Band gelockert würde, welches mich an ſie, an ihre Plane für meine Zukunft knüpfte?

Die Theilnahme an geiſtigen Intereſſen, die veredelte Form Eures täglichen Lebens, die ſchöne Haltung, welche Ihr gegen einander zu üben ge-

wohnt seid, sind mir zum Bedürfniß geworden; die Erkenntniß des Hohen und Schönen ist der Feind meiner Zufriedenheit, meines Glückes.

Ihr wißt es nicht, die Ihr in gebildeten Familien geboren seid, welch ein Segen Euch damit verliehen ist! Wenn ich mit Freuden gehört habe, daß die Ernte gedeiht auf den Feldern meines Vaters, daß die Mutter zufrieden ist mit ihrer diesjährigen Leinwand, und meine Schwester beglückt durch das neue Mieder mit silbernen Haften; wenn ich mit meinem Vater den engen Kreis unserer staatlichen Angelegenheiten durchsprochen habe, so weit sie seinen Acker und seine Abgaben berühren, dann stehe ich an den Grenzen unserer Gemeinsamkeit. Jenseits derselben liegt das große freie Reich des Gedankens, liegt eine Welt von Gefühlen und Anschauungen, die mir zum Lebensbedürfniß geworden sind, und keiner der Meinen weiß es, daß solche Regionen vorhanden sind.

Dazu kommt noch, daß eigentlich im Sommer von ruhiger Häuslichkeit bei uns nicht viel die Rede iſt, wenn jeder Hauseigenthümer ſich zum Gaſtwirthe gemacht hat. Auch der größte Theil unſeres Hauſes iſt dieſes Jahr an einen polniſchen Edelmann vermiethet, deſſen Frau hier die Molkenkur gebraucht. Da haben Mutter und Schweſter den ganzen Tag zu ſchaffen, zu ſerviren und zu präſentiren, daß man ihrer nicht eine Stunde froh wird, und ſich ärgert über die tauſend unnöthigen Anſprüche der alten Leute, die denn doch befriedigt werden müſſen, weil ſie dafür bezahlen.

Die Tochter iſt beſcheiden. Eine edle Geſtalt, ein ſchönes Geſicht, dem man Spuren tiefen Leidens anſieht. Sie iſt einem der Polen verlobt, welche für ihre Vaterlandsliebe büßen im Kerker zu Berlin. Wenn ſie mit den ernſten Augen ſehnſüchtig in die Ferne ſchaut, beklage ich den Gefangenen, dem dieſer tiefe Liebesblick verloren iſt.

Wundere Dich nicht, daß ich Mariannens nicht erwähnte. Noch sah ich sie nicht wieder, und ich scheue mich davor, denn sie ist meinem Herzen fremder geworden, als ich es entschuldigen kann. Der Gedanke, mich gleich nach beendetem Examen zu verheirathen, martert mich wie ein schwerer Traum — und doch muß es sein. Aus mir einen Arzt, den Mann der reichen Cousine zu machen, dafür hat mein Vater gearbeitet im Schweiße seines Angesichtes, dafür hat meine Mutter sich gemüht bei peinlicher Arbeit früh und spät. Ich darf ihnen die Hoffnung ihres ganzen Lebens nicht zerstören, ich darf auch der guten, sanften Marianne das Leid nicht anthun! Du fühlst das, Rudolf! das darf ich nicht, das kann ich nicht!

Den nächsten Brief schreibe ich Dir vom Grindelwalde. Ich werde in den nächsten Tagen hinaufgehen. Vielleicht fühle ich mich dort auf der freien Höhe leichter und freier als hier.

8.

Edmund an Mathilde.

Da ich auf mich selbst angewiesen bin in dieser Zelle, muß sich der, dem Menschen angeborne Beobachtungstrieb fast ausschließlich auf mich selbst richten, und ich erstaune bisweilen, wie die Einsamkeit das Denk- und Erinnerungsvermögen des Menschen erhöht. Die ganze Vergangenheit ist mit höchster Deutlichkeit mir gegenwärtig. Thatsachen, kleine Erlebnisse, stehen lebendig vor mir, für die ich jedes Gedächtniß verloren hatte. Mein Empfinden, meine Phantasie steigern sich

in dieſer Abgeſchloſſenheit. Sie ſchärft unſere geſammten Kräfte, ſie verfeinert unſere Organe. Ich höre, ſehe, fühle feiner, ſeit ich nicht mehr durch immer neue Eindrücke geſtört werde; aber es liegt in dieſer geſteigerten Nerventhätigkeit eine Gefahr, die ich klar erkenne, und der man nur durch angeſtrengtes Feſthalten der Gedanken zu entgehen vermag, obſchon auch dieſes nicht immer von dem Gefühl der Ueberreizung befreit.

Ich ſehne mich oft nach dem Anblick einer Pflanze, eines Thiers, um durch ein ſinnlich wahrnehmbares Bild mich abzuziehen von der nie endenden Gedankenreihe. Ich gäbe viel darum, rankte ſich hier, wie in Sonnenberg, ein Epheuzweig um das Eiſengitter, deſſen Blätter ich grünen, des Schatten ich ſpielen ſehen könnte an der Wand. Die ſpärlichen grünen Aeſtchen vor meinem Fenſter, die kleine gelbe Blume, welche aus der mooſigen Mauer erblühte, und deren Wachſen und Welken ich betrachten konnte,

haben mich oftmals beruhigt, wie sonst der Anblick des Meeres oder des Himmels. Das sinnliche Schauen hat mich erfrischt, wenn innere Selbstbeschauung mich ermatten wollte.

Lange schon hat sich mein Geist jenen Bestrebungen abgewendet, welche über den Tod des Menschen hinaus in die Zukunft desselben zu blicken versuchen. Dies sind nutzlose Träumereien. Eine sechstausendjährige Erfahrung, das vergebliche Grübeln der erhabensten Geister, haben uns längst bewiesen, daß dem Menschen eine unübersteigliche Schranke gesteckt ist. Wie neugierige, müssige Knaben stehen die Grübler an der eisernen Thüre der ewigen Räthsel und versuchen das Unmögliche — versuchen durch das Undurchdringliche zu blicken. Unverwandt schauen sie die kalte, düstere Pforte des Todes an, welche uns die Zukunft verbirgt, und vergessen darüber, daß die Welt zum Genusse ladet, daß Menschenherzen auf der Erde in Freude beben, und in

Leid vergehen. Schaudernd vor dem Bewußtsein ihrer Endlichkeit, schaudernd vor der Flüchtigkeit der Zeit, suchen sie nach der Möglichkeit eines jenseitigen Lebens, und lassen darüber die schnell verrauschenden Stunden ihres Daseins ungenutzt entfliehen. Sie starren den Gedanken des Todes an, bis er sich ihnen gespenstisch als eine äußere Macht verkörpert, die dem Leben feindlich entgegentritt; und doch sind Seele und Körper nicht unzertrennbarer als Leben und Tod, doch enthält jede Stunde des Lebens auch den Tod in sich, und wir sterben während wir leben.

Dies Betrachten des Unbegreiflichen macht das Auge krank, daß man die vorhandene Herrlichkeit der Erde nur durch den trüben Schleier des Schmerzes, durch die verwirrende Strahlenbrechung der Thränen erblickt. Der Mensch erträumt sich Hypothesen, Mährchenwunder, um die er die Wirklichkeit gering achtet und sein ge-

sundes Dasein in derselben verliert. Ein kläglicher Mißbrauch der reichen Menschenkraft.

Nicht jenseits dieser Welt, nicht in dem Unerreichbaren liegt die Offenbarung, das Geheimniß unseres Daseins, sondern in uns selbst, in dem, was Jedem zunächst ist, denn sie ist überall offenkundig in der Natur.

Einsam, in der tiefsten Nacht des Kerkers findet der suchende Geist den schaffenden Geist, den Gott in sich. Allein, in der Unendlichkeit der Natur, begegnet er ihm in Allem, was ist und wird und vergeht. Ueberall ist er selbstthätig, genießend, wirkend, fortzeugend für die Unendlichkeit. Er ist zertheilt in mannichfacher Weise, und nach seiner Stärke an mehr oder weniger vollendete Formen gebunden, und ist doch Eines in der Vollendung des Alls, zu der alles Geschaffene sich verbindet

Das christliche Dogma von der Menschwerdung des Allgeistes in Einem Menschen ist

eine klägliche Verkleinerung des Geistes, der mit allmächtiger Werdekraft das All durchströmt. Er wird Mensch in Jedem von uns, und offenbart sich strahlend in dem göttlichen »ich will« des Menschen.

Diese Erkenntniß giebt uns Achtung vor der reinen, gottgebornen Natur in uns selbst und in dem Geringsten unserer Mitmenschen, Duldung für jede Eigenthümlichkeit, Liebe für Alles, was lebt Ich liebe Pflanzen und Thiere, ich beachte ihre Neigungen, ihre Lebensbedingungen, denn jedes von ihnen trägt den göttlichen Funken, die Werdekraft in sich, jedes hat bestimmte Ansprüche an relatives Wohlsein gleich mir.

Das Gesetz der Nothwendigkeit, welches das Wasser zwingt, zu Thal zu rauschen, während es sich selbst sein Bette sucht und gräbt; das als Instinkt auftritt in dem Vogel, der sein Nest baut, wo es ihm gefällt, und als Bewußtsein in der That des prüfenden und wählenden Men-

ſchen, dies eiſerne Geſetz der Nothwendigkeit hält das All auf eine Weiſe zuſammen, die der vereinzelte Geiſtestheil im Menſchen nicht begreift, aber empfindet. Die aus der Geſammtheit hervorgehenden Ereigniſſe bilden den Zwang, die Nothwendigkeit; die Art, in welcher der Einzelne ihnen begegnet, ſich zu ihnen verhält, enthalten ſeine Freiheit.

Indem der Menſch in jedem Augenblicke thut, was er für das Nothwendige, das Rechte hält, übt er ſeinen Gottesdienſt gegen den Gott in ſich und in ſeinem Nächſten, erfüllt er ſeine Pflicht gegen die Geſammtheit und die Natur, aus der ihm als Lohn der berechtigte Genuß des Alls erwächſt.

So allein begreife ich das Geheimniß des Daſeins, das Grundgeſetz der Welt; ein ächt freiſinniges, ein ganz ſociales Geſetz. Freie Entwicklung des Einzelnen im Geſammtverbande von Allen, zum Beſten Aller. Es ſoll unſer Vorbild

ſein für die kleinern Verbindungen auf der Erde, für Staaten- und Familienbande. Es muß uns antreiben zu Thaten, welche über das Grab hinausleben; denn die Fortwirkung deſſen, was wir ſchufen, iſt unſere perſönliche Fortdauer nach dem Tode.

Wie dieſe Ueberzeugung ergeben macht gegen die Bedingung der Endlichkeit, ſo treibt ſie den Menſchen zur Selbſtvollendung während des Lebens, der keine Zeit für dieſe Aufgabe in einer andern Welt erwartet. Die Kraft zu dieſer Selbſtvollendung aber wächſt in ihm mit dem Bewußtſein, daß der Menſch Eines iſt in ſich, nicht traurig zerſpalten in Seele und Leib, nicht verdammt zu dem ewigen Kampfe dieſer feindlichen Gewalten.

So wenig ein Staat gedeihen kann, in dem eine bevorzugte und eine geknechtete Partei ſich in immer wiederholten berechtigten Empörungen und tödtlichen Siegen aufreiben, ſo wenig kann

der Mensch Großes sein und leisten, der nicht die Einheit seines Wesens erkennen und damit den Zwiespalt in sich beenden gelernt hat. Wer zerfallen ist in sich, wer nicht Frieden hat, der kann ihn nirgend bringen.

Wenn ich mir denke, daß auch Du umnachtet warst, von den dunkeln Wolken des christlichen Dualismus, daß auch Du einst diese Welt gering geachtet und nach einem Jenseits gestrebt hast, daß Du es Sinnlichkeit, Gotteslästerung gescholten hast, als ich mich einst überwältigt von dem Drange meines Herzens vor Dir niederwarf, um in trunkenem Schauen den Gott in Deiner Schönheit anzubeten, dann segne ich dreifach die Stunde, in der ich Dir begegnete, und den Tag, an dem ich Dich, Du Kind des Lichtes, dem Lichte wiedergab.

Bist Du nicht duldsamer geworden, seit Du von Deinem Nächsten nicht mehr Verläugnung seiner innersten Naturbedingnisse forderst? Nicht

werkthätiger in Liebe, da Du den Leidenden mit seiner Noth nicht mehr auf ein tröstendes Jenseits verweisen kannst? Ein Jenseits, für das unsern, an die Sinnenwelt gebundenen Begriffen selbst die Bezeichnung fehlt, so daß wir für das Unsinnliche, Unkörperliche unsere sinnlichen, körperlichen Worte brauchen müssen.

Dein ganzer sittlicher Gehalt hat sich erhoben, seit Du nicht mehr Erlösung von Außen zu erwarten wagst, durch die seligsprechende Machtvollkommenheit eines menschgewordenen Gottes, sondern gelernt hast, in Dir selbst mit fester Sammlung Deines Willens zu ringen nach Erlösung von allem Unedlen, Unwahren, das die Irrthümer der Vergangenheit und Mitwelt in Dich gebracht haben konnten.

Du wirst es fühlen in dieser Zeit der leidensvollen Trennung, wie auch der Schmerz sich leichter tragen läßt, wenn wir nicht mehr in Gebeten um Abhülfe flehen und ungeduldig auf ihre

Erhörung warten, ſtatt uns ſittlich gefaßt in das augenblicklich Nothwendige zu ergeben.

Sieh, meine Mathilde! dies Ausſprechen der tiefſten Lebensüberzeugung gegen den Menſchen, der uns eng verbunden iſt, das iſt die Andacht in der Religion, zu der wir uns bekennen, deren Prieſter wir ſind. Ich habe Gottesdienſt gehalten in dieſer Stunde mit Dir. Mit Dir habe ich mich gedemüthigt vor der Größe des Allgeiſtes, mich ergeben in das Geſetz des Nothwendigen, mich erhoben in dem Bewußtſein, daß dies Geſetz ein allweiſes iſt. Ich bin feierlich und weich geſtimmt nach dieſer Betrachtung.

Und dennoch! ſo ſehr ich bereit bin, das Unvermeidliche ruhig zu ertragen, dennoch erzittert mein Herz in der Sehnſucht nach Dir, in dem Gedanken, daß mich vielleicht noch Jahre der Gefangenſchaft von Deinem Beſitze trennen.

Warum weigerten uns Deine Eltern die Erlaubniß zu unſerer Vereinigung, da wir uns ge-

funden hatten? Ich dürfe nicht daran denken, sagten sie mir, das Loos einer Frau an das meine zu fesseln, so lange ich nicht aufgehört hätte, das Wirken für die Befreiung Polens als meine Lebensaufgabe zu betrachten. Als ob dies jemals anders werden könne! — Wir thaten Unrecht, diesem Gebote Folge zu leisten: denn es ist Unrecht, sich mit Bewußtsein einem Willen zu unterwerfen, dessen Verlangen man als einen Irrthum erkennt.

Wie viel Stunden ungestillter Sehnsucht, wie viel Schmerzen hat die Vorsorglichkeit dieser kurzsichtigen Elternliebe über uns gebracht, die uns sicheres Leid bereitete, um uns mögliche Leiden zu ersparen.

Nein! Du Leben meines Herzens! das soll nicht mehr sein, sobald diese Mauern mich nicht mehr halten. Ich will den Pulsschlag meiner Sehnsucht nicht zügeln, bis die Stumpfheit des Alters mich gleichgültig gemacht haben wird ge-

gen das Schickſal meines Vaterlandes, ich will mit Dir das Leben genießen, das uns gegönnt iſt auf dieſer wunderbaren Erde.

Die Erinnerung des letzten, ſchweren Abſchiedes kommt niederbeugend über mich. Wie verlange ich nach Deinem Anblick, wie ſehne ich mich, Dich wieder zu ſchauen. Nur ſehen möchte ich, ob Dein Auge noch ſo licht und glänzend, Dein Mund noch ſo friſch, Deine Arme ſo ſchön ſind, als in jener Stunde, da ich von Deinen geliebten Lippen den Kelch des Scheidens mit ſchmerzlichem Entzücken trank.

Aller Segen des Glückes über Dein geliebtes Haupt!

Nachmittag.

Seit mehreren Tagen erwartete ich Deinen Brief. So oft der Tritt des Schließers nahe an meiner Zelle erklang, wähnte ich, jetzt müſſe der Schlüſſel klirren in der Thüre, und das

Blatt in meine Hände gelangen; aber immer galt es nur der Reviſion, immer nur öffnete er das Schiebefenſter in der Thüre, um ſich zu überzeugen, daß ich nicht entflohen ſei. Das dürfte ſchwer halten in dieſem Hauſe, in dem die kleinen Fenſter der Zelle hoch oben in den Mauern, und alle Zellen der Art an fächerförmig nebeneinander herlaufenden Gängen gelegen ſind, daß der Wächter vom Mittelpunkte aus, jede Thüre, jeden Winkel des Gebäudes überſehen kann.

Eben jetzt höre ich wieder den wohlbekannten Tritt am Ende des Ganges! Es iſt die Stunde, in der man die Thüren der gegenüberliegenden Zellen ſchließt, um die unſern zu öffnen und uns mehr Luft zu gönnen. Dann höre ich es, wie Conſtantin B. ſeinen Stuhl bewegt, im Zimmer auf und niedergeht, höre ihn ſtöhnen, huſten, wenn ſeine Bruſtbeſchwerden ihn beläſtigen, aber ich ſehe ihn nie, denn der Verſuch dazu würde mir die Gunſt der geöffneten Thüre rau-

ben. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, sich Wochen hindurch einem geliebten Menschen so nahe zu wissen, und doch so vollkommen getrennt von ihm zu sein.

Fünf Thüren sind geöffnet; es ist Alles still. Noch eine Thüre, dann ist der Schließer an der meinen

Da ist Dein Brief! eben hat er ihn gebracht, und mein Auge hat mit Wonne die lieben Züge Deiner Hand betrachtet. Habe Dank, mein süßes Mädchen! daß Du mit holder Zärtlichkeit mir die Tage unsers ersten Begegnens heraufzauberst, die klar und selbstständig leuchtend in meinem Herzen leben, trotz dem Bewußtsein, daß sie Dein heiteres, ruhiges Geschick an mein sturmbewegtes Leben gekettet und Dir manch schweren Kummer bereitet haben.

Um mich, um meine jetzige Lage sorge Dich nicht. Mein Gefängniß ist nicht hart, man gewährt uns die Erleichterungen, welche seine Ein-

richtung gestattet. Da Dir meine geringe Neigung für den Ueberfluß bekannt ist, darfst Du mir glauben, daß ich hier Nichts vermisse, als die Freiheit, die ich eben nicht haben kann. Allerdings wäre es mir viel werth, könnte ich den Himmel sehen aus meiner Zelle, was nicht der Fall ist. Das Fenster läßt zwar das Licht hell hineinscheinen, ist aber hoch gelegen und durch die Art des Glases dem Auge undurchdringlich. Auch mehr Bewegung in freier Luft möchte ich wohl haben, als ich sie mir in dem schmalen, eingeengten Bretterverschlage zu machen vermag, in dem Jeder von uns täglich eine Stunde einsam auf und nieder schreitet. Ich bin so sehr gewohnt an freie Luft.

Seit man mir aber zu dem Tische und dem Bette, welche ich in meiner Zelle vorfand, einen Stuhl bewilligt hat, der bequemes Schreiben und Zeichnen gestattet, und seit man uns Bücher nach unserer Wahl zukommen läßt, hat sich meine

Zufriedenheit mit dieſer Zelle doch noch weſentlich erhöht. — Ich beſchwöre Dich daher, Dir keinen Augenblick durch Schreckgebilde zu verdüſtern, für die bis jetzt kein Grund vorhanden iſt.

Nachmittags.

Ganz unerwartet eröffnet ſich mir durch den glücklichſten Zufall eine ſichere Gelegenheit, Dir die Blätter zuzuſtellen, welche ich ſeit den letzten Wochen für Dich ſchrieb. Es bleibt mir nur die Zeit ſie zu ſchließen.

Sorge denn nicht um mich, Geliebte! Freue Dich jedes ſchönen Tages, der Dir ſeine Sonnenſtrahlen in die Seele ſenkt, genieße jede Freude, die ſich Dir bietet, und tröſte mich über den Schmerz unſerer Trennung, durch die Gewißheit, daß Du ſie muthig erträgſt, daß ſie Deine Kraft nicht überſteigt.

Und ſomit Lebewohl.

9.

Mathilde an Edmund.

Deine reiche Briefſendung iſt in meinen Händen, mein theurer Edmund! — Ich leſe und leſe ſie wieder. Die Angſt meines Herzens löſt ſich in erquickende Thränen auf, wenn Du mir ſo zuverſichtlich von Wiederſehen ſprichſt, ſo muthig in die Zukunft blickſt; aber ich fühle dann nur um ſo tiefer die Gewalt meiner Liebe, die Schwäche meiner Natur. Ich hatte Kraft, ehe ich Dich kannte, ich habe verlernt ſie zu brauchen, ſeit Deine ſtarke Liebe mich trug und ſtützte.

Ich bewundere Deine Kraft, die Welt, das Leben, Dich ſelbſt und unſer Loos ſo ruhig zu betrachten! Du erſcheinſt mir wie dieſe Urgebirge feſt, und nur den Veränderungen unterworfen, welche der vergängliche Wechſel des Tages und des Jahres darauf hervorruft. Die Sonnenſtrahlen färben den Gipfel mit glühendem Roth, der Mond taucht ihn in bläuliches Licht, Wolken legen ihren düſtern Schatten darüber hin, und der Schnee bedeckt ſie mit weißem Mantel; aber das Alles vergeht ſchnell, berührt nur die Oberfläche, und darunter ſteht ehern feſt das rieſige Granitgebirge

So biſt Du, Edmund! und darum ſehe ich ſo vertrauend zu Dir empor, wenn Alles um mich her mir zu wanken ſcheint, wenn ich mir nicht Rath weiß in den tauſendfachen Verwirrungen des menſchlichen Daſeins, die ſich vor meinem Blicke enthüllen, ſeit Du mich gelehrt haſt, daß man prüfen müſſe, ſtatt zu glauben.

Dieſe Prüfung iſt mir Bedürfniß geworden und beängſtigt mich zugleich. Ich möchte weiter ſchreiben, immer weiter fort in Prüfung und Erkenntniß, und doch ſchaudre ich noch oft unwillkürlich vor dem Ziele derſelben zurück.

Wie fängſt Du es an, Dich ruhig zu fühlen in den Mauern Deines Kerkers, da dieſes Thal mich ein Gefängniß, die Bergwelt eine läſtige Schranke dünkt, über die ich hinaus möchte, fort zu Dir? Wie erträgſt Du es, den Anblick des Himmels zu entbehren in Deiner Zelle, während ich hier ſehnſüchtig verlange nach einem weiten, freien Horizonte? Niemals habe ich mich ſo ſchmerzvoll nach Dir geſehnt, als hier. Wenn uns die Fluthen des Meeres trennten, wenn ich an ſeinen Ufern weilte, dann war ich ruhiger. Dann ſchien jedes Segel, das auftauchte am fernen Horizonte, mir ein geflügelter Liebesbote, der mir Nachricht von Dir bringen, mich zu Dir führen könne, und die Hoffnung war mächtig

in meinem Herzen. Dieſe Bergwand aber bringt mich zur Verzweiflung, weil ſie ſich ſo rieſig aufthürmt zwiſchen Dir und mir, weil mir iſt, als würde ich ſie niemals wieder überſchreiten, als könnte ich niemals wieder zu Dir kommen und müßte hier ſterben fern von Dir.

Ach, Edmund! laß mich nicht anders ſterben als an Deiner Bruſt; denn ſterben, Edmund! das muß furchtbar ſein. Ich begreife es nicht.

Als ich Deinen Brief las, und auf die Ruhe blickte, mit der Du die ewigen Räthſel der Schöpfung betrachteſt, war es mir einen Augenblick, als könne ich nun auch den Tod verſtehen; aber das währte nicht lange. Meine Natur, und wohl jede menſchliche Natur, ſträubt ſich gegen das Aufhören, weil ſie es nicht faſſen kann im Vollgefühl der Lebenskraft. Ich will nicht fort aus dem Zuſtande, in dem ich mich als Ich empfinde, hinüber in einen andern, für den mir die Bilder und Begriffe fehlen.

Ja! wärst Du unsterblich — nicht als Theil des Weltgeistes, sondern unsterblich als Person, als Edmund, als mein Geliebter, mich liebender Edmund, und könnte meine freigewordene Seele in Dich übergehen, als ein Theil der Deinen, um Eines zu werden mit Dir, o! dann begriffe ich das Sterben, und wollte den Tod ersehnen mit aller Kraft der Seele. Dann lehnte ich mich einmal Abends an Deine Brust, wenn die Sonne untergeht und der Mond heraufkommt, und wenn es so ganz still und duftig wird in der Natur, und spräche: Halte mich fest in Deinen Armen, Geliebter, denn ich sterbe um in Dir zu leben, das ist die Vollendung unserer Liebe!

Edmund! Edmund ich vergehe vor Sehnsucht nach Dir.

Abends.

Du willst, daß ich die Trennung muthig trage, willst, daß ich die Schönheit des Lebens

genieße, daß ich ſie Dir wiederſpiegele in meinen Briefen. Wie gern will ich das thun. Da alle mein Denken und Fühlen Dein iſt, da ich die Geſellſchaft meide, um immer bei Dir und mit Dir zu ſein im Geiſte, iſt Dir zu ſchreiben meine größte Luſt.

Mein Leben iſt ſo einfach als nur möglich, und ich freue mich immer wieder, daß wir nicht in einem jener Penſionate Interlackens wohnen, in denen die gelangweilte vornehme Geſellſchaft der europäiſchen Hauptſtädte ſich ſogenannter ländlicher Einſamkeit erfreut, bei Muſik und Tanz im heißen Zimmer, während draußen der Abend und die Nacht in hoher Schönheit ſich über die Erde ausbreiten und zu feiernder Ruhe laden.

Früh am Morgen gehe ich mit Gritli, der Tochter unſers Wirthes, in das Bad. Dicht an unſerm Hauſe führt der Weg in ein Gehölz, in dem es immer ſchattig und kühl iſt. Dann geht es durch das Bett des Schwarzbachs weiter, das

jetzt zum Theil ausgetrocknet ist von der sommerlichen Wärme. Ueber lose Steine und bröckelndes Geröll steigen wir fort, uns bald an einem größeren Blocke, bald an einer freiliegenden Baumwurzel stützend, denn der Schwarzbach ist breit und das Wasser mächtig im Frühjahr, wenn es von den Bergen herabkommt.

Je größer die Anstrengung des Weges, um so süßer die Erfrischung des Bades. Zwischen großen moosgrünen Steinen springt das helle, schäumende Wasser in einzelnen Fällen herab, bis es sich in dem tiefsten Theile des Flußbettes sammelt, so klar und frisch, daß man jedes Pflänzchen zu unterscheiden vermag auf seinem Grunde. Hohe Felsen thürmen sich an der rechten Seite empor, sie neigen ihre Bäume und Farrenkräuter dem Wasser zu, für uns als Schirm und Schutz. Oben auf den Abhängen weiden silberweiße Ziegen, die mit ihren klaren Augen neugierig zu uns herniedergucken. Bisweilen hören wir einen Hir-

tenknaben oder einen Holzfäller von fern ſein Liedchen ſingen, das zauberiſch ſüß klingt in dem ſchweigenden Weben der Natur.

Allmälig dringen dann die Strahlen der emporſteigenden Sonne durch das dunkle Laub des Waldes, der die Berge krönt, und wenn wir, vorwärts blickend, mit dem Auge dem Lauf des Baches folgen, dann weitet das Thal ſich aus, bis es geſchloſſen wird von jener Bergkette, aus deren Mitte der ſchneebedeckte Nieſſen ſich hellleuchtend gegen den blauen Himmel abzeichnet.

Wie mich jedesmal die Stille dieſes Platzes wehmüthig macht, kann ich Dir nicht genug ſagen. Ich fühle die Schönheit der Natur, und weil ſie mir das Herz ſchwellt mit ſeligem Entzücken, vermag ich den Gedanken nicht ohne tiefes Weh zu denken, daß in der Spanne Zeit, die uns gegönnt iſt, all dieſe Schönheit für Dich verloren ſein ſoll, vielleicht für lange, lange Jahre. Mein Herz ruft Dich, mein Auge ſucht Dich angſtvoll,

und wenn es Dich nirgend erreichen kann, dann kehre ich traurig heim in meine Wohnung, und weine meine heißen Thränen vor Deinem Bilde.

Morgens nach dem Bade.

Ich lese täglich in Deinen Briefen. Mein Verstand erfaßt die Lehre, die Du predigst, meinem Herzen klingt sie nicht so warm als in jenen Stunden, da ich sie von Deinem Munde hörte, da Deine Lippen sie mir verkündeten, als das Evangelium der neuen Menschheit.

Oft frage ich mich, ob ich dem Ideale entsprechen, ob ich mich nur annähernd zu ihm erheben könne, das in Deiner Seele lebt. Du suchst im Weibe die schöne, starke Ergänzung Deines Wesens, und ich stehe an Deiner Seite, auflauschend jedem Deiner Worte, anbetend die Kraft Deiner Seele, und mich tief demüthigend in dem Bewußtsein, wie sehr Du mir überlegen bist. Diese Ueberlegenheit ist mein Glück. Aber kann

es Dich beglücken, Dir genügen, daß ich so tief stehe unter Dir? —

Als ich Dich wiedersah nach den langen Jahren unserer ersten Trennung, und das Glück Deiner Gegenwart mich erhob, wähnte ich, die Energie meiner Natur sei gewachsen. Deine Vaterlandsliebe, Deine Opferfreudigkeit belebten mich, ich vermochte freudig die Schmerzen eines neuen Abschiedes über mich zu nehmen, denn Du sagtest mir, daß dies Scheiden Nothwendigkeit sei. Aber der Schmerz wirkt nicht erkräftigend auf jede Seele, er hat die meine gebrochen und ihr die Freudigkeit des zuversichtlichen Hoffens geraubt. Ich bin traurig in tiefstem Herzen, ich wage nicht in die Zukunft zu blicken, und gerade jetzt bedürftest Du eines Herzens, wie das Herz jener Jakobine, die Du so sehr geliebt hast. O! wäre ich wie sie, jung, froh und selbstlos, daß Du mich liebtest mit jener Leidenschaft, der selbst die Freiheit nicht mehr begehrenswerth erschien! Mit jener Leiden-

ſchaft, die Dich den Kerker lieben machte, und das Sterbebette Deines Vaters Deinem Auge faſt entrückte.

Männer, wie Du, müſſen ſelbſtloſe Liebe finden, und ſelbſtlos bin ich nicht. Ich möchte nicht nur Dich beglücken, ich möchte glücklich ſein mit Dir. Gäbe mir nicht das Bewußtſein, daß ich ausſchließlich für Dich lebe, daß nie ein anderes Bild, als das Deine, auch nur einen Augenblick in meinem Herzen Raum gefunden hat, ein Anrecht auf Deine Liebe, ich würde mich ihrer ganz unwürdig fühlen, wenn ich bedenke, wie wenig ich dem Ideale Deiner Jugend gleiche.

Du ſprichſt ſo ruhig in Deinem letzten Briefe von langer Gefangenſchaft, vom Tode ſelbſt. Iſt dieſes möglich, wenn man liebt und heiß geliebt wird?

Macht das Anſchauen des Weltalls das Blut langſamer durch die Adern wallen, ſtillt es den Wehruf des Herzens, o ſo lehre mich das All

erfaſſen auf Deine Weiſe, daß meine Sehnſucht ende, daß das Ringen meines Geiſtes nach Erkenntniß ſein Ziel fände im Glauben und im Wiſſen, daß ich Ruhe fände, Ruhe und Frieden.

Gottlob, daß die Gefangenſchaft Dich nicht ſo ſchwer bedrückt, die Trennung von mir Dir nicht ſo unaushaltbar ſcheint, als ich ſie finde. Das giebt mir den Muth, Dir zu ſagen, daß alle meine Bitten die Eltern nicht zu jener Reiſe nach Preußen zu überreden vermochten, welche allein die Möglichkeit eines Wiederſehens für uns darbot.

Es wird Herbſt geworden ſein, ehe wir die Schweiz verlaſſen, und die Geſundheit meiner Mutter würde den Wechſel des Klimas bedenklich machen in ſo ſpäter Jahreszeit. Wüßteſt Du, wie ſehr die Stimmung der Eltern verändert iſt, in Bezug auf uns, Du würdeſt es nicht mit ſo zuverſichtlicher Gleichgültigkeit Deinem Advokaten überlaſſen, die Gründe für Deine Freiſprechung

aufzusuchen; Du würdest selbstthätig für sie sorgen, und mitleidend würden Deine Gedanken verweilen bei Deiner Mathilde.

10.

Konrad an Rudolf von Staufer.

Erſt heute ſchreibe ich Dir. Man ſcheut ſich vor jeder Mittheilung, wenn ſie eine Wiederholung ſchmerzlicher Erlebniſſe fordert, die man nur noch zu gegenwärtig in der Seele empfindet.

Du weißt, ich bin mit ſchwerem Herzen nach dem Grindelwalde gegangen. Als ich dann aber hinaufzog, das Ränzel auf dem Rücken, durch die liebe, mir von Jugend an vertraute Bergwelt, durch die grünen Thäler und Wälder, da ward ich plötzlich leichten Sinnes.

Ich dachte an alle die Tage, an denen ich als Knabe dieſen Weg gegangen war, die Tante zu beſuchen und die Couſine zu ſehen; ich erinnerte mich, wie ich immer ſchneller und ſchneller in freudiger Erwartung dem Ziele zuzuſchreiten pflegte, und wie die kindiſche Ungeduld des Knaben ſich dann mit den Jahren in die zärtliche Sehnſucht des Jünglings verwandelt hatte. So gelangte ich zu der Stelle, hoch oben an der Sennenhütte, hinter die man hinabſteigt in den Grindelwald. Hier hatte Marianne mich vor drei Jahren erwartet, als ich hinaufkam Abſchied zu nehmen, ehe ich die Univerſität bezog.

Auf dieſer Stelle hatte ich mich ihr verlobt; an jenem Abend die Zuſtimmung ihrer Mutter erhalten, und das Verſprechen, daß die Tante fortan alle Sorge für meine Bedürfniſſe übernehmen wolle, bis ich meine Studien beendet haben würde. Ich hatte mich für den glücklichſten Menſchen der Welt gehalten. Glück hat das Schöne,

daß es, wie die Sonne, noch lange nach dem Untergange ein Abendroth seliger Erinnerung in uns hervorzuzaubern vermag. Ein Wiederschein jenes Tages lebte in mir auf, ich ward freier und fröhlicher, je höher ich stieg. All' die Quellen, die aus den Felsen hervorsprudelten, kamen mir wie alte Bekannte vor, die, zum Fenster hinausguckend, dem heimkehrenden Nachbarssohne ihr »Grüß Dich Gott!« zuriefen. Kannte ich doch selbst die einzelnen, wunderlich geformten, großen Steine, welche den Durchgang durch die Bäche bildeten. So heimisch vertraut erschien mir Alles, so eng verwandt mit meinem innersten Wesen, daß ich mich plötzlich aller meiner Zweifel ledig fühlte, und mich glücklich preisen konnte, hier künftig immerdar zu leben.

In dieser gehobenen Stimmung langte ich auf dem Berge an und eilte den Weg nach dem Grindelwalde hinab. Als ich das Schild, den schwarzen Bären, wieder erblickte über dem Hause

der Tante, klopfte mir das Herz vor Freude. Ich trat durch die kleine Pforte in das Gärtchen, da sprang der alte, große Hund so freudig bellend an mir empor, daß ich seine zottige Stirne küssen mußte. Die Mägde traten in die Thüre. »Der Konrad! der Konrad!« rief es hier und da; ich fühlte, was die Heimath sei.

»Wo ist Marianne?« fragte ich, »wo ist die Frau?«

»Es sind Herrschaften angekommen«, hieß es; »die Frau beschickt die Betten, die Marianne besorgt den Theetisch für die Gäste.«

Ich eilte die Treppe hinauf und mein erster Blick fiel auf Marianne, welche die Zudringlichkeit eines langen, rothhaarigen Engländers von sich abwehrte. Ich sprang hinzu, ihn niederzuschmettern, aber Marianne warf sich zwischen uns, und war ganz Glück und Freude mich wiedergefunden zu haben. Mein Herz krampfte sich zusammen. Der Augenblick wird mir unvergeßlich bleiben

Da phantaſiren ſie in ihren Sälen von der ſchönen Unſchuld und Einfalt des Landvolkes, und Jeder glaubt ſich berechtigt, die Unſchuld und Einfalt eines Landmädchens anzutaſten, welche ihn reizt, wie der frei in reiner Luft dahinſchwebende Vogel den Jäger reizt — zum Morde. Je höher, je unerreichbarer er ſcheint, um ſo größer die grauſame Wolluſt des Augenblickes, wenn er getroffen, zerſchmettert niederſinkt, die Beute des Siegers.

Weil Marianne, durch die Verhältniſſe gezwungen, den Gäſten Dienſte leiſten muß, weil ſie das Trinkgeld annimmt, das die Scheidenden ihr bieten, meint jeder elende Geſell, ein Recht zu haben an ſie. Und ſo tief, ſo furchtbar tief iſt das Volk geſunken durch die lange Gewohnheit ſolcher Schmach, daß ſelbſt Marianne nicht im Entfernteſten die tödtliche Demüthigung empfindet, die ſolch' ein Betragen für ſie enthält.

Mir fuhr es wie ein Meſſerſtich durch's Herz,

als Marianne — meine Braut — mir um den Hals fiel. Statt sie zu umarmen, riß ich mich von ihr los, den Engländer zu züchtigen. Ich eilte ihm nach, Marianne bemerkte es.

»Wo willst Du hin?« fragte sie.

»Ihn strafen für die Unverschämtheit.«

Sie lachte hell auf. »Da hättest Du viel zu thun,« sagte sie, »wenn Du jeden Fremden strafen wolltest, der einen dummen Spaß versucht. Laß ihn nur gehen. Ich stehe selbst für mich, es wagt es Niemand zum zweiten Male.«

Ich war keines Wortes mächtig, mir schauderte vor dem Mädchen, das fühllos seit Jahren den Kampf gegen die Gemeinheit sittenloser Männer kämpft. Marianne dauerte mich, aber sie hatte allen Zauber des Weibes auf immer für mich verloren. Sie sammelt arglos ihre Trinkgelder zu dem Kleide, das sie an unserm Hochzeittage tragen will; auch die Uhr, die sie mir vor einem Jahre zum Geburtstag schenkte, so sagte

sie mir, war von diesem Gelde angeschafft. Ich habe die Uhr Nachts gegen die Felsen geschleudert und gesagt, ich hätte sie verloren.

Die Tante war voll Zärtlichkeit für mich, sie meinte, ich sei stärker, männlicher geworden, wir würden ein schönes Paar geben, ihre Marianne und ich. Mariannens Schönheit sei fast weltbekannt, alle Fremden fragten gleich nach der schönen Marianne, sie fürchte die Hälfte ihrer Kundschaft zu verlieren, wenn das Mädchen nicht mehr in ihrem Hause sein werde.

Ich sprach mein Gefühl, meinen Zorn offen aus. Weder die Tante noch Marianne verstanden mein Empfinden. Die Tante meinte, ein Landmädchen sei keine Prinzessin, und Scherz in Ehren könne Niemand wehren. Marianne aber schwur mir bei allen Heiligen, daß sie mir unwandelbar treu gewesen sei und es auch bleiben werde. Sie fühlte es nicht, wie furchtbar es ist

Treue zu ſchwören oder eines Treuſchwures zu bedürfen. Ich ſchwieg in tiefem Schmerz.

Es litt mich nicht in dem Hauſe — ich bin fortgegangen vor Tagesgrauen in der Nacht. Am Mittag langte ich im Vaterhauſe an, entſchloſſen, Marianne nicht zu heirathen, keine Unterſtützung ferner von der Tante anzunehmen und das Erhaltene ſobald als möglich zu erſtatten.

Aber da gab es die Vorwürfe meines Vaters, der Mutter Klagen, Gretchens ſanftes Bitten, den Eltern nicht die liebſte Hoffnung ihres Lebens zu vernichten. Es kamen Thränen getränkte Briefe von Marianne, die mich treulos, ein Brief der Tante, der mich undankbar und pflichtvergeſſen nannte.

Ich mag mich nicht daran erinnern! Du aber wirſt jetzt wiſſen, warum ich Dir nicht ſchrieb, und wirſt Dich nicht wundern, wenn ich hier plötzlich den Brief beende. Lebe wohl, mein theurer Freund!

11.

Mathilde an Edmund.

Die Minuten habe ich gezählt bis zur Ankunft der Poſt, denn ſeit vierzehn Tagen habe ich keine Zeile von Dir erhalten, und wieder iſt kein Brief angekommen, mein theurer Edmund!

Als ich an der kleinen Pforte ſtand, den Sohn unſers Wirthes erwartend, der nach Aarweiler gegangen war, um mir den erſehnten Brief ſo ſchnell als möglich zu verſchaffen, war es mir zuletzt, als erwartete ich Dich ſelbſt. Mein Herz ſchlug hörbar, jeden Augenblick hoffte ich Deine

Geſtalt hervortreten zu ſehen; mein Fuß hob ſich, Dir entgegen zu eilen, und als ich dann Konrad erblickte, der ſchon von weitem verneinend das Haupt ſchüttelte, da erloſch das Licht meiner Hoffnung, die kühlen, unheimlichen Schatten trauriger Gewißheit lagerten ſich über mir.

Statt Deines Briefes brachte Konrad mir ein Zeitungsblatt. Es ſprach in ungewiſſen Ausdrücken von Verhaftungen im Großherzogthume Poſen, in Gallizien; von der Möglichkeit neuer Unterſuchungen, durch welche der Beginn des öffentlichen Gerichtes verzögert, die Haft der in Berlin gefangenſitzenden Polen künftig ſtrenger werden könnte, und ich muß glauben, daß dies geſchehen iſt, da ich keine Briefe mehr erhalte

Wüßte ich nur wie Du lebſt in dieſer Stunde? Wenn man Dir die beſchränkte Erlaubniß der täglichen Bewegung im Freien entzogen hätte, wenn Du erkrankteſt in der ungewohnten Luftentbehrung, und Du wäreſt allein, ich wäre fern

von Dir? Das iſt das Unglück des Menſchen, der viel gelitten hat, daß ſeine Phantaſie ihm keine Freuden, ſondern immer neue Schmerzen vorzuhalten liebt; daß man zittert bei dem Ausbleiben eines Briefes und in banger Ahnung erbebt, ehe man ein verſiegeltes Blatt entfaltet.

Dieſe Trennung legt ſich erſtarrend über uns, die Einſamkeit, der eiſerne Trotz gegen das Geſchick erkaltet Dein Empfinden, denn Du würdeſt ſonſt ein Mittel erſonnen haben, mich wiſſen zu laſſen, was Dich am Schreiben hinderte. Wäre ein Weſen in Deiner Nähe, mit dem Du von mir ſprächeſt, Du würdeſt milder, weicher ſein, Du würdeſt meiner und meiner Sehnſucht ſorglicher gedenken.

Sieh! als Du Dich neulich in ſo tiefer Liebe an Jokobine erinnerteſt, traf es mich ſchwer, daß ich nicht die erſte, die ganz ungetheilte Liebe Deines Herzens beſeſſen hatte, daß Deine Jugend nicht mein geweſen war. Ich klagte um dieſe

mir entzogene Vergangenheit, ich war eifersüchtig auf Jakobine — und ich bin es noch. Je öfter ich die letzten Briefe lese, je tiefer fühle ich, daß meine Liebe nicht Dein Leben ausfüllt, daß sie Dir eine schöne Zugabe ist auf Deinem Pfade, daß Du es aber leicht erlernen würdest, auch ohne sie zu leben. Ich klage Dich nicht an deshalb, es mag dies in der Natur des Mannes liegen, aber ein Frauenherz empfindet anders.

Seit ich Dich kenne, habe ich die Schönheit des Gefühls begriffen, aus dem die strenge Abgeschiedenheit der orientalischen Frauen einst entsprungen sein mag, dies ausschließliche Besitzenwollen des Wesens, das man liebt. Ist es mir doch ein Schmerz, die Blicke fremder Männer zu ertragen, wenn Dein Auge nicht auf mir ruht. Wie habe ich der Natur es sonst gedankt, daß sie mir eine Bildung gab, die Dich erfreute, wie habe ich meine Locken geliebt, seit Deine Küsse sie weihten, seit Deine Freudenthränen sie gleich

funkelnden, unvergänglichen Perlen geziert! — Ich hätte ſchön ſein mögen, wie kein anderes Weib der Erde, alle großen und guten Eigenſchaften habe ich mir vom Himmel erfleht, um Dich beglücken und durch Deine Freude beſeligt werden zu können. Und jetzt? Jetzt ſind es dieſe Vorzüge, welche den Grafen E.. bewogen haben, abermals um meine Hand zu werben für ſeinen Sohn, obſchon er weiß, daß ich mich Dir verlobte. Das war es, was ich Dir neulich zu ſagen nicht den Muth gefunden habe.

Der Graf iſt ſeit einem Monate hier, der Sohn ſeit einer Woche. Der Gedanke an die Gefangenſchaft, die Dich nur zu ſicher bedroht, muß ſie ermuthigt, die Mißſtimmung meiner Eltern gegen Dich, ſie endlich zu dem Ausſprechen ihres unglückſeligen Verlangens beſtimmt haben. Sie ſind nur zu beifällig gehört worden. Erlaß mir das Nähere, und urtheile nicht zu hart über die Eltern. Sie haben in einer ohne Liebe ge-

ſchloſſenen Ehe, zufällig das Glück ihres Lebens gefunden; ſie kennen die Liebe nicht.

Weder meine Bitten und Betheuerungen, noch meine Thränen, haben bisher die Entfernung der Grafen zu bewirken vermocht. Sie kommen täglich zu uns, und ſo ſehr ich ihnen ausweiche, kann ich nicht immer vermeiden ſie zu ſehen. Fern von Dir, muß ich es dulden, daß der Verhaßte mich lobpreißt, daß er liebefordernd in die Augen blickt, die Dich raſtlos ſuchen, und weinen, wenn ſie Dich nie finden; daß er die Hände küßt, die ich oft in bitterer Verzweiflung ringe, weil Du, mein Edmund, mir ſo unerreichbar biſt. Wie neide ich dann die Weiber des Orients, die nur das Auge des Geliebten ſieht, die geſchützt ſind vor der Entweihung jedes fremden Liebebegehrens!

Am wohlſten fühle ich mich im Umgange mit der Familie unſeres Wirthes, deren ſchlichte, treuherzige Weiſe mir täglich ehrwürdiger und lieber wird. Es iſt mir ein Kultus, das Walten dieſer

Hausfrau zu sehen, von deren stiller, ruhiger Thätigkeit ich oft beschämt und gedemüthigt auf mich selbst zurückblicke. Klug, gut, immer vorsorglich für Andere, geht sie geräuschlos in dem großen Hauswesen umher, und nur die Ordnung, das Gedeihen, welche überall sichtbar werden, verrathen ihr segensreiches Wirken. Nie habe ich an ihr eine Hast bemerkt. Sie ist der Schutzgeist ihres Hauses, ohne für sich irgend eine Anerkennung zu begehren. Ich möchte Jakobinen gleichen oder dieser Frau, daß ich Ruhe und Frieden mit mir hätte wie sie.

Gestern hatte ich mit ihr und ihrem Sohne vor der Thüre gesessen, während meine Eltern mit dem alten Grafen ihr gewohntes Whist spielten. Graf Robert, der Sohn, machte mit Freunden einen Ausflug in's Oberland. Frau Steiger erzählte uns die rührende Geschichte ihrer langen Liebe, sprach von ihrer Heirath, von den mancherlei Trübsalen, die sie erlebt hatte, und von

den Hoffnungen für ihr späteres Alter. Dann ging sie an ihre Geschäfte und ließ mich mit Konrad allein. Er war sehr schweigsam. Da ich von der Mutter wußte, daß er verlobt, und, wie sie sagte, durch Grillen verstimmt sei gegen seine Braut, hoffte ich ihn und mich zu zerstreuen, indem ich ihm vorschlug, einen Spaziergang nach der Aarinsel zu machen, wohin wir Abends oftmals gehen.

Erinnerst Du Dich des lieblichen Ortes? Gleich neben der Brücke in Aarweiler geht man durch das Portal eines Hauses über ein enges Gehöfft zu einer zweiten Brücke, und befindet sich auf einem der anmuthigsten Plätze dieses Thales. Uralte Wallnußbäume von reichem Epheugerank bis in die Gipfel eng umwebt, wachsen aus üppigem Wiesengrunde hervor. Das schäumende, dunkelgrüne Wasser der Aar schießt pfeilschnell an der kleinen Halbinsel vorüber, es schaukelt tändelnd die Zweige einzelner Bäume, die sich tief zum

Strome hinabgeneigt haben, als zöge sie Sehnsucht zu ihm. Noch nie habe ich auf der Insel einen der fremden Bewohner Interlackens gesehen, und Abends, wenn die fischenden Knaben den Platz verlassen, herrscht hier eine tiefe, friedensvolle Stille.

Gestern ward der Zauber der Gegend durch ein helles, weiches Mondlicht noch erhöht. Ich blickte um mich her mit jener genießenden Ruhe, mit der man ein geliebtes Menschengesicht betrachtet. Man kennt jeden Zug, jede Miene desselben, und doch wird man nie müde, es in süßer Rührung immer und immer wieder anzuschauen, weil es so schön ist und weil man es so zärtlich liebt. Ach, Edmund! wann halte ich wieder Dein geliebtes, edles Haupt in meinen Armen? wann ruhe ich endlich aus an Deinem Herzen, in der schweigenden Wonne des Glückes?

Aber zum erstenmale verfehlte diese Gegend auf mich ihre erheiternde Wirkung. Ich wollte

meine Sorge vergeſſen, den guten, immer ſo theilnehmenden Konrad unterhalten, und konnte das Wort, den Ton dafür nicht finden. Plötzlich fuhr Konrad aus ſeinem Sinnen empor und fragte mich »Iſt man gezwungen, ſein Verſprechen zu erfüllen, wenn man es gegeben hat, ehe man ſich noch kannte? ein Wort zu halten, deſſen Erfüllung das Unglück unſeres Lebens machen würde?«

Er beſchwor mich, ihm die Wahrheit zu ſagen, er wollte wiſſen, wie Du in gleichem Falle handeln würdeſt. Ich konnte nicht zweifeln, daß er ſeiner Verlobung gedachte, und da ich die Wünſche der Mutter kannte, die für ſeine Heirath ſind, da ich die traurigen Briefe ſeiner armen Braut an Gretchen oft geleſen hatte, fehlte mir der Muth, ihm zur Selbſtbefreiung anzurathen. Dennoch wagte ich nicht, ihm zu ſagen: »opfern Sie dem Irrthume Ihrer Vergangenheit die ganze Zukunft, dem Irrthume eines Augenblicks ein langes Leben!« Wer darf auch Rath ertheilen wollen, wo nur

das eigenſte Bedürfniß des Menſchen entſcheiden, wo nur das Gefühl der unbedingteſten Nothwendigkeit gefolgt zu haben, Beruhigung zu geben im Stande iſt.

»Beten Sie um Kraft, das Rechte zu thun,« ſagte ich endlich, und beneidete ihm das Glück, noch beten zu können; denn die Selbſtſtändigkeit des auf ſich allein beruhenden Menſchen iſt, ich habe es erfahren, ſchwer in ſolchen Stunden. Wir kehrten von der Inſel noch trauriger heim, als wir geweſen waren.

Daß ich jetzt beten könnte für Dein Wohl und hoffen auf Erhörung! Wie tröſtlich wäre mir heute dieſe fromme Täuſchung. Schlafe wohl und träume von mir.

12.

Marianne an Konrad!

Grindelwald.

Liebſter Konrad! Du biſt neulich ſo plötzlich verſchwunden und haſt dann von Interlacken dem Kreuzwirthe das Briefchen mit hinaufgegeben, in dem Du ſagſt, Du würdeſt ſchreiben, weshalb Du hätteſt gehen müſſen, und würdeſt wiederkommen. Aber Du haſt nicht geſchrieben und biſt auch nicht gekommen. Was ſoll ich davon denken?

Lieber Konrad! nun iſt obenein in dieſer Woche eine große Geſellſchaft hier oben geweſen, darunter ein Graf, der mir geſagt hat: »Steiger's

Gretchen aus Unterseen läßt Dich grüßen.« Den habe ich gefragt, ob er Dich nicht auch kenne, und ob Du mich nicht auch grüßen ließest? Und er hat mir versichert, er kenne Dich allerdings, aber Du hättest keinen Gruß geschickt. Du wirst es wohl nicht gewußt haben, daß er zu uns hinauf gegangen ist.

Und was bedeutet das, daß der Graf mir sagte: »der Konrad, nach dem Du fragst, der macht den Kammerdiener einer vornehmen Dame, die ihm Dressur giebt, der kommt so bald nicht zu Dir.« Lieber Konrad! was heißt denn das Alles?

Ich habe so viel Gram, und dabei soll man freundlich sein und den Gästen nie ein trauriges Gesicht machen!

Schreibe mir bald lieber Konrad, und sei der alte, gute Konrad wieder, damit ich es der Mutter sagen kann, die böse ist, und immer behauptet, sie sähe es vor ihren sehenden Augen, Du

würdeſt mir die Schande anthun, mich nicht zu heirathen Ich vertheidige Dich immerfort, denn es kann ja nicht ſein, Du kannſt ja nicht ſo handeln wie der Peter aus Roſenlaui, um den die Katharine ſich zu Tode gehärmt hat.

Wann reiſt denn die polniſche Herrſchaft ab, die bei Euch wohnt? Schreibe mir es doch gleich, und grüße die Eltern und Gritli von Deiner treuen Braut.

13.

Konrad an Rudolf von Stauffer.

Ließ den Brief Mariannens, den ich vor zwei Stunden erhalten habe. Er iſt der Brandfunke, der die Flamme angezündet hat. Dieſe Flamme wird mich vernichten.

Es iſt wahr, Alles wahr, Rudolf! aber ich habe es nicht geahnt. Ich ſehe keinen Ausweg als die Flucht.

Das klingt verworren, und doch iſt die Sache ſehr einfach, ſehr gewöhnlich, Beſter! Ich liebe Mathilde, die Braut eines Andern, ein Mädchen,

das so hoch, so unerreichbar fern über mir steht, als die Sterne über unserm Haupte.

Mit Todesschmerzen in der Brust habe ich seit Wochen ihre sehnsüchtigen Klagen um den fernen Geliebten angehört und, ward die Qual mir zu groß, mich eingewiegt in Selbstbetrug. Ich weiß es jetzt, ich liebe sie. Ich liebe sie, wie man die Luft liebt, die man athmen muß, wenn man nicht sterben soll! — Und ein Mensch wagt es zu sagen, ich mache ihren Kammerdiener und sie gäbe mir Dressur!

Fühlst Du, wie das in meinem Hirne brennt?

Ich eilte hin zu ihm, ich wollte ihm Mariannens Brief zeigen, ihn zur Rechenschaft ziehen. Ich war an seiner Thüre, ich verlangte ihn zu sprechen. Der Diener sagte mir, der Herr Graf dinire mit dem Fürsten von G., und kehre nicht mehr heim, da er gleich nach der Mahlzeit mit seiner Durchlaucht nach Chamouni abreise, das Gepäck sei schon dorthin gebracht.

Ich ging nach der Aarinsel, ich warf mich nieder auf die Bank, auf der ich so oft gesessen an ihrer Seite. Ich malte mir mein Begegnen mit dem Grafen aus, mein Herz erbebte vor meiner Ohnmacht. Er würde lachen, suchte ich ihn bei seinem fürstlichen Freunde auf, ihm Mariannes Brief zu zeigen. »Was kümmert mich Ihr Leid und das Leid eines Wirthshausmädchens!« würde er mir antworten. »Die Kleine hat mich gut bedient, ich habe ihr ein gutes Trinkgeld gegeben und damit ist die Sache abgethan.« — Und wenn ich Genugthuung verlangte für den Schimpf, den er mir zugefügt, so würde der vornehme, gräfliche Legationsrath, der Lüstling, dem hier jedes Bauern Weib ausweicht, weil er dreist ist und frech, der würde den Bauernsohn, den armen Studenten, der von ihm Genugthuung zu fordern wagte, für einen Tollhäusler halten und ihn fortweisen lassen durch seine Dienerschaft.

Aber was soll ich denn thun? wie soll ich dem Menschen entgegentreten, der täglich die Schwelle meines Vaterhauses überschreitet, täglich in meiner Gegenwart Mathilden nahen darf, der die Hände küßt, die nur zu berühren mir Seligkeit wäre? Ich habe Dir oft gesagt, ich begreife den Meuchelmord nicht. Jetzt verstehe ich es, wie man mordet aus Rache, aus tödtlichem Haß, wo man, so tief beleidigt, nicht Genugthuung erhält.

Siehst Du es nun, Rudolf! was ich Dir oft gesagt habe, daß dem armen, von niederer Herkunft Gebornen selbst der Segen geistiger Bildung zum Fluche wird in unserer, nur für die Reichen und Vornehmen eingerichteten Welt! Ich fühle mich dem Grafen gleich an Wissen, ich darf mich besser achten als den Weltverdorbenen, und er nennt mich einen Kammerdiener, der dressirt wird, während mein Leben seine einzige, erste und ewig schönste Blüthe treibt.

Und Mathilde? Sie vertraut mir, weil sie es nicht für möglich hält, daß der arme, unbedeutende Sohn ihres Wirthes sein Auge erheben könne bis zu ihr. Daher die Freiheit des täglichen Verkehrs, die mein Herz erfüllte mit so frohem Selbstgefühle! Doch nein, ich mag's nicht glauben! Mathilde ist nicht stolz, nicht hart wie alle Andern, sie würde Mitleid fühlen, löse sie in meinem Herzen. Sie soll sich meiner nie zu schämen haben, sie soll den Mann einst achten lernen, dem sie als Jüngling das Ideal des Lebens geworden ist.

Ich werde arbeiten, streben mit aller Kraft, die mir zu Gebote steht, nach Rang, nach Ehre. Ich will nicht der unbekannte Dorfarzt bleiben, der den Hut in der Hand, demüthig und verlegen dasteht vor dem reichen Kranken. Wenn ich es dahin brächte, daß mein Name genannt würde in der Welt, wenn ich jemals diesen Grafen vor mir sehen könnte, Hülfe begehrend von mir, und

es hinge von mir ab, ob ich ſie gewähren wollte! Und wenn ich dann Mathilde wiederfände, ein geehrter, geachteter Mann, und ich könnte ihr ſagen: »ich habe Dich einſt ſo ſehr geliebt, ich habe ſo viel um Dich gelitten und Du haſt es nicht gewußt; um Deinetwillen habe ich geſtrebt, durch Dich bin ich geworden, was ich bin!« — Rudolf! Rudolf! ich muß dies Ziel erreichen! — Wüßte ich nur, ob ich Mathilde mehr liebe oder ihn mehr haſſe.

Da höre ich ihre Stimme, ſie ſpricht mit meiner Mutter. Wie ſanft klagend klingen die Worte dieſes gottgeliebten Engels! Sie fragt nach der Ankunft der Poſt. Könnte ich ihr endlich die erſehnte Antwort jenes Edmund bringen, den ſie liebt, wie ich ſie liebe. — Nein! nein! ſo kann ſie ihn nicht lieben, denn ſie iſt nicht hoffnungslos wie ich, deſſen Seele ſich vor ihr beugt, wie vor einem Himmelsboten. —

Daß ein Kammerdiener dies zu denken wagt,
ährend man ihn dreſſirt!

Ich kann noch nicht darüber hinweg! Lebe
ohl!

14.

Edmund an Mathilde.

Je länger unsere Gefangenschaft dauert, je dringender fühle ich das Bedürfniß, mich strengen, ernsten Studien zu überlassen, daher habe ich seit den letzten Wochen mich ausschließlich der Geschichte zugewendet, die wir immer noch zu wenig in ihrem großen Zusammenhange als Entwicklungsproceß der Menschheit betrachten. Nicht an Wissen hat es uns gefehlt, sondern an psychologischem Schauen. Alle Erhebungen unseres Vaterlandes, alle Versuche zur Befreiung von der

Tyrannei sind daran gescheitert, daß wir von dem schwer gedrückten, lang geknechteten Volke Kraftanstrengungen gefordert haben zu seiner Befreiung, ehe wir ihm die Nahrung gegeben hatten, welche ihm allein Kraft verleihen konnte: »den Begriff des Rechtes, den Glauben an den Werth der Freiheit!« Wir sind immer unterlegen, weil bisher nur einzelne Klassen des Volkes wußten, wofür sie kämpften, während die große Menge, von einer augenblicklichen Erregung fortgerissen, den Führern halb bewußtlos folgte bis zur entscheidenden Stunde der Gefahr, um sie dann angstvoll zu verlassen. Geistig todte Massen sind durch größere Massen zu besiegen; mächtig, unüberwindlich ist allein das Volk, dessen Krieger ein Ideal im Geiste tragen, für das sie leben und für das sie sterben wollen.

Mit wahrer Erhebung blicke ich jetzt, während ich die Geschichte Englands studire, auf die Kämpfer, welche dort einst Cromwell der Unter-

drückung entgegen zu führen hatte. Diese Männer, obschon begeistert für ein Dogma, dessen finstere Ascese einen traurigen Irrthum enthielt, waren Helden, Mann für Mann, in ihrer fanatischen Unerbittlichkeit, in ihrem felsenfesten Selbstvertrauen, in ihrem sittlichen Zorne gegen ihre Unterdrücker, in ihrer vor keinem Nothwendigen zurückschaudernden Konsequenz. Bis einst die Freiheit das Ideal, die Religion des Volkes geworden ist, wird es seine Knechtschaft immer nur für Augenblicke abwerfen, um in träger Stumpfheit aufs Neue darin zu versinken.

Mit der Ueberzeugung, daß wir bisher einen falschen Weg gewählt haben, um an das rechte Ziel zu kommen, beginnt eine neue Lebensepoche für mich nach dem Aufhören dieser Gefangenschaft. Unsere persönliche Zukunft wird dadurch eine ruhigere und bald eine beglückendere für uns werden, meine theuere Mathilde!

Mein bisheriges Wanderleben hat sein Ende

erreicht, ich erkenne die Nutzlosigkeit desselben und beklage die Zeit, die ich im Dienste unserer Propaganda aufgewendet habe. Polen kann nicht frei werden durch den Beistand von Nationen, die unfrei sind im eigenen Vaterlande. Nicht von oben herab, nicht von außen her, kommt die Freiheit in das Volk. Es muß sie selbst erzeugen, sie Wurzel schlagen und wachsen lassen in sich, bis sie allmächtig, durch die eigene Kraft und Größe die Bande sprengt, mit denen man sie niederhielt; und wie einst das römische Reich stürzte mit dem Glauben an die alten Götter, so wird alle und jede Knechtschaft auf Erden unmöglich werden vor dem neuen Glauben, dem Glauben des Menschen an den Gott in sich selbst.

Volkserziehung ist die Saat der Freiheit. Jeder soll sie säen in seinem Kreise. Niemand soll sich fragen: »werde ich die Saat aufgehen sehen und mitgenießen von der reifen Frucht beim Fest der Ernte?« Zu leben mitten unter unseren

Landsleuten, für sie zu sorgen, sie zu bilden, das wird zunächst die Aufgabe jedes Mannes sein, der es ehrlich mit der Freiheit, ehrlich meint mit seinem Volke.

Da kommen zwei Deiner lieben Briefe mit einemmale und führen mich zu Dir. Wer weiß es, welcher Zufall sie mir so lange vorenthielt, in Tagen, in denen ich sie recht nöthig gehabt hätte, denn ich bin krank gewesen, liebes Herz!

Wie süß klingt mir die Sprache Deiner Liebe selbst in ihren Zweifeln! wie hold mahnt mich der rothe Wiederschein des Sonnenunterganges, der auf die Blätter vor mir fällt und das Papier Deiner Briefe mit heller Rosenfarbe überzieht, an jene Stunde, in der ich einmal in Deinem Zimmer vor Dir kniete im letzten Tageslicht. Wie durch goldene Schleier strahlte das Abendroth durch Deine langen Locken, das Dich, meine schöne Mathilde! mit der Glorie umgab, die Dir gebührte O! daß mir jetzt Dein Bild erschiene

auf dem letzten Glühen des Tages, daß ich Dich herzaubern könnte zu mir, um Dir zu sagen, was ich Dir Zärtliches und Scheltendes zu sagen habe, als Antwort auf Deine lieben Briefe. Es ist dunkel, ich muß enden, morgen mehr, Du holdes, liebes Weib!

Morgens.

Das ewig Weibliche zieht uns hinan! das hat mich auch Dir, meine Mathilde, zu eigen gemacht und mich Dir unauflöslich verbunden. So oft Du Dich auch anklagst und Dir selbst ein Räthsel scheinst, mir bist Du es nicht.

Geistig und körperlich voll und schön erblüht, so lernte ich Dich kennen. Wäre es mir damals vergönnt gewesen, Dich in die friedliche Umgebung beglückender Häuslichkeit zu führen, so wären Dir die Kämpfe, der Zwiespalt Deines Wesens erspart geblieben, die Dich jetzt oft unsicher über Dich selbst machen. Als Gattin, als Mut-

ter hättest Du in der Liebe die Erfüllung des weiblichen Berufes gefunden und einsehen lernen, daß die Vollendung der Menschennatur der Beschränkung eines festen Zieles bedarf, Du wärest ruhig und glücklich geworden durch wirksame Liebe.

Dies war Dir nicht bestimmt. Wir wurden bald getrennt, und alle jene Gewalten, welche die Liebe in der gesunden Menschennatur erwachen läßt, wurden in Dir zu träger Ruhe, zu rastlosem Sehnen verdammt. Sie sind das Element, das Du so oft ein wildes, wogendes Meer in Dir genannt hast.

Du glaubst, Mathilde! Du müßtest die Welt in einem Gedanken erfassen, Du glaubst unglücklich zu sein, weil Du dies nicht vermagst? Täusche Dich nicht, Geliebte! Dies Bedürfniß liegt nicht als Nothwendigkeit in der Natur des Weibes, wenn seiner Liebefähigkeit, seiner angebornen Thätigkeit das rechte Feld eröffnet wird. Je reicher

das Weſen einer Frau, um ſo weniger iſt ſie für unthätige Liebe geſchaffen, je ſchwerer leidet ſie darunter. Ich ſehe es mitleidend nur zu ſehr an Dir. Ruhe würde Dir werden in der Arbeit an dem eigenen Heerde, Glück in meinen Armen, und die höchſte Erkenntniß, die dem Menſchen vergönnt iſt, in dem auftauchenden Bewußtſein Deines erſten Kindes.

Aber wähne deshalb nicht, Mathilde! daß ich damit Deiner Perſönlichkeit, wie ſie ſich jetzt durch den Einfluß der Verhältniſſe entwickelt hat, nicht ihr volles Recht zugeſtehe; ich fordre im Gegentheil von Dir, für Dich ſelbſt unabläſſiges Fortſchreiten in freier, geiſtiger Thätigkeit. Vielleicht iſt die Frau die Glücklichere, der es gegeben iſt, ohne Nachdenken, ohne lange Wahl, durch die Gunſt der Umſtände, die rechte Stelle für ſich in der Welt bereit zu finden. Diejenigen aber, denen das Loos fiel, ſuchen, prüfen und wählen zu müſſen, müſſen durch den Weg des Zweifels

zur Erkenntniß der Wahrheit gehen, und mit Bewußtsein erfüllen, was die sorglosen Kinder des Glückes instinktmäßig thun.

Sei also nicht unzufrieden mit Dir, Geliebteste, wenn die sanfte Oberländerin Dir in ihrem häuslichen Walten so ehrwürdig erscheint. Du wirst werden wie sie, und mehr als sie, wenn Du, gleich ihr, Deinen wahren Beruf gefunden und erfüllt haben wirst.

Bis dahin schwärme nur fort, mein Mädchen! Die Welt ist so schön, das Leben so reich, daß, was Du auch davon in Dir aufzunehmen trachtest, immer die Mühe des Strebens belohnen wird.

Nur vor einer Schwäche möchte ich Dich warnen, so sehr sie mich persönlich beglückt. Du überschätzest mich aus Liebe, und — vergieb, daß ich es Dir sage, aber wer soll Dir wahr sein, wenn nicht ich? — Du rechnest Dir die Treue zu hoch an, mit der Du mein Andenken in Dir bewahrst. Das ist ja das Natürlichste von der

Welt, Mathilde! dafür danke ich Dir nicht, das muß so sein.

Mißverstehe mich nicht, Mathilde! ich will Dich nicht betrüben, ich wünsche nur, Dir einen wahren Maßstab für Deine Empfindungen zu geben.

Du hast es einmal so schön in einem Deiner Briefe ausgesprochen: »Die Tugend und Sittlichkeit einer Frau beruhen in der Treue, mit der sie an der erwählten Liebe festhält.« Aber daß, seit Du mich liebst, nie ein anderes Bild in Deine Seele gedrungen ist, als das Meine, das, meine Mathilde, ist ein glücklicher Zufall; und ich würde nicht weniger fest auf Deine Liebe bauen, wüßte ich, daß eine Zeit hindurch Dich ein anderer Mann lebhaft beschäftigt hätte.

Darum muß ich lächeln über Deine Eifersucht gegen das Andenken meiner armen, schönen Jakobine! Thörichtes, thörichtes Lieb! wie kann Dich dies verstimmen? Ja freilich habe ich sie

geliebt, mit dem ganzen Feuer der Jugend, aber was hat das gemein mit meiner Liebe für Dich? Der Grund, in dem eine wahre Liebe wie die unsere erwächst, ist so tief und sicher, daß die Wurzel derselben nicht berührt werden können, wenn ein Windhauch die Zweige durchsäuselt. Unbeweglich starr ist nur das Todte. Schwankt doch selbst die Magnetnadel unter dem Einfluß der Tropen, die so unwandelbar nach ihrem Nordpol zeigt Stärker, unwandelbarer als der Magnet braucht kein Liebender zu sein.

Ich werde nie irre werden an Dir, gieb auch Du Dich nicht den Zweifeln hin, die unserer Liebe nicht angehören können. Sei muthig, genieße die Natur, freue Dich mit würdigen Menschen, und wenn Dir ein Mann gefällt, wird es mir lieb sein nur besser als ich darf er Dir nicht gefallen.

Abends.

Ich sehe den Brief durch, der heute noch abgehen soll, und finde es nöthig, Dich über meine Krankheit zu beruhigen, da ich ihrer erwähnte. Sie ist vorüber, war aber peinlich genug. Die weißen Wände der Zelle, von denen das Sonnenlicht gar zu blendend wiederstrahlte, haben meine Augen angegriffen. Ich fühlte einen leisen Schmerz in der Stirne, der sich jedoch bald vermehrte und, von den Augennerven ausgehend, den ganzen Kopf erfaßte, so daß ich keines klaren Denkens, keiner Beschäftigung fähig, die Tage in peinlicher Wüstheit verbrachte. Meine Bitte, mich aus der Zelle in eine der Krankenstuben zu versetzen, die, wenn auch durch eiserne Gitter, doch die Aussicht in's Freie gestatten, blieb unbeachtet. Und doch fühlte ich, das bloße Anschauen verschiedener, wirklich vorhandener Gegenstände, der Blick auf einen Baum, der Blick

in die Ferne, in das Blau des Himmels, müsse mir helfen, mir Linderung sein, nachdem mein Auge Monate hindurch nur diese fleckenlose, weiße Wand gesehen hatte.

Ich beneidete den Gefangenen, der jemals in einer schon vor ihm bewohnten Zelle gesessen, wenn er dort die Inschriften, die Namen und die in Kohle gezeichneten Figuren an den Mauren eines altersgrauen Kerkers zu entziffern hatte. Ich empfand diese todten Wände wie eine furchtbare Qual. Kein Stäubchen, keine Spinne, kein Ruhepunkt für das Auge, Nichts, als dies starre, sonnenglänzende Weiß des Kalkes. So gingen mir acht Tage hin. Wenn die Sonne durch das geöffnete Fenster schien, marterte mich das grelle Licht; schloß man das Fenster, so steigerte sich in diesen schwülen Tagen die Hitze der Zelle bis zum Unerträglichen. Dann spielten wieder die Sonnenstrahlen durch das schuppige Fensterglas in bunten Reflexen gebrochen, viel-

farbig, raſtlos flimmernd an den Wänden, daß meine überreizte Phantaſie Geſtalten zu ſehen wähnte, die ſich wie Nebelbilder in einander auflöſten, ohne daß ich ſie feſtzuhalten oder zu verſcheuchen fähig geweſen wäre. Jeder Verſuch zu leſen, feſt zu denken, erhöhte die Nerventhätigkeit und mit ihr die wilden Fieberphantaſien, bis die Dämmerung ihre Schatten ausbreitete, und mir Ruhe gab. Dann erſt tauchte Dein Bild vor mir auf in ſeiner ſanften Schönheit, das ich am Tage mit der größten Anſtrengung nicht in mir zu erzeugen vermochte, und Dein gedenkend ſchlief ich ermattet ein, bis der erſte Strahl der Sonne mich zu neuen Leiden weckte.

Endlich erlangte ich die Verſetzung nach den Krankenzimmern, und hier erſt entſchloß ich mich, die Mittel anzuwenden, die der Arzt mir anrieth, obſchon ich fühlte, daß ſie unnütz ſein würden. Der erſte Blick in's Freie hatte mich geheilt.

Der Brief muß fort, ſoll er Dir auf dem

gewohnten, sichern Wege zugestellt werden. Ich schließe also.

Meine Gesundheit ist hergestellt, ich genieße aber noch für eine Woche die Gunst des Krankenzimmers, und dann beginnen die öffentlichen Verhandlungen, welche mehr Abwechslung in mein Leben bringen, und uns, ich hoffe es, bald einander wiedergeben werden.

Lebe wohl denn für heute!

15.

Mathilde an Edmund.

Du biſt krank geweſen, mein Edmund! und ich war fern von Dir? Du haſt mich erſehnt, und ich bin nicht gekommen. Iſt das denn möglich?

Und ich klagte Dein Schweigen an, ich zürnte Dir aus ungenügſamer Liebe, ich machte Dir Kummer, während Du Freude und Erheiterung brauchteſt. Vergieb mir, mein Edmund! und glaube, daß mein Gefühl mir die härteſten Vorwürfe macht. Ich will froh ſein, muthig und ſtark, wenn Du mich liebſt, wenn Du nur an

mich glaubst: alle Eifersucht will ich für immer verbannen, aber sprich nicht in so leichten Worten von der Liebe, als Du es thust.

Wenn ich, Deine Briefe überdenkend, bisweilen am Fenster sitze, und mein Auge diese fremde Welt anstaunt, dann betrachte ich oft unwillkürlich die wunderlichen Launen der Wolken und das neckische Spiel, das sie mit den Bergen treiben. Und was lerne ich Alles von den klugen Wolken! Die verstehen die wahre Koketterie, und sind ernsthaft und heiter, schmollend und zärtlich so gut als ich.

Sie haben den mächtigen Felsen lieb, die Wolken, sie ruhen gern an seiner Brust, und es sieht aus, als wäre es auch dem schönen Herrn gar wohl in ihren Armen. Kaum aber sind sie beisammen und ein Sonnenstrahl winkt, da drehen die flatterhaften Wolken gleich die Köpfe nach dem Sonengotte um, und der Berg empfindet es, daß sie schwanken, wohin sie sich wenden

ſollen. Nun wird ihm bange. Er rafft ſein ganzes inneres Feuer zuſammen, er glüht wie der Sonnengott ſelbſt. Er will die Wolken nicht von ſich laſſen, und ſo gleichgültig er that, als er ſie an ſeinem Herzen wußte, ſo unruhig ringt er jetzt danach, ſie feſtzuhalten.

Nun iſt er warm, nun iſt er glänzend und anziehend, aber die Wolken wollen Nichts mehr von ihm hören. Der Sonnengott iſt gar nicht philoſophiſch und nicht unergründlich tief, wie ſolch ein gelehrter, uralter Berg. Er lacht in goldener Schönheit von früh bis ſpät, er zweifelt nicht an dem Herzen der Geliebten, er experimentirt und docirt nicht wie Du, mit einem warmen, treuen Herzen.

O! nun habe ich mein ſchönes Gleichniß umgeworfen, aber was thut das auch?

Ich liebe Dich, mein Edmund! ich bin Dir nicht böſe, wenn ſchon Du mir ſehr wehe gethan haſt. Wäre ich nicht ſo in Sorgen um Dich,

wäre ich nicht trostlos über Deine Krankheit, dann würde ich Dir zürnen.

So ruhig ist Dein Herz, daß Du mit Heiterkeit die Vorstellung in Dir durchdenkest, ich könnte einen Andern lieben? So gleichgültig macht Dich die Sicherheit des Besitzes? — Du könntest mich noch lieben, auch wenn ich treulos wäre?

Edmund! dafür danke ich Dir nicht. Das ist Mißachtung meines Herzens, Mißachtung der Liebe des Weibes. Lernet es doch einmal begreifen, Ihr unerträglich stolzen Männer! daß Ihr grenzenlos lieben, daß Ihr das Herz einer Frau wie ein heiliges Gut betrachten müsset, von dem Ihr nicht den kleinsten Theil vergeuden dürft, das Ihr ganz und mit dem Bewußtsein des Glücks besitzen müßt, wenn Ihr überhaupt verdienen sollt, es zu besitzen.

Predige den Socialismus so viel Du magst, theile Hab und Gut, geistigen und leiblichen

Besitz mit der Menschheit, nur mein Herz behalte Du allein, als unumschränkter Herr. Dir gehört es, Niemand hat ein Recht daran als Du.

Oft habe ich mich darüber betrübt, mir Vorwürfe gemacht, daß die Liebe zu Dir mich erkaltet hat gegen Alles, was ich sonst geliebt. Es giebt kein Verhältniß in der Welt, kein Band, das mich fesseln könnte gegen Deinen Willen. Ich habe aufgehört selbstständig zu sein, zu empfinden, ich existire nur in Dir, und — »Du würdest nicht weniger fest auf mich bauen, wenn mich eine Zeitlang ein anderer Mann lebhaft beschäftigt hätte.« —

Das unglückselige Wort wird nicht aus meiner Seele weichen. Ich werfe mein ganzes Sein, mein ganzes Leben vor dem Altar eines Gottes nieder, der es gleichgültig einem Andern überläßt!

Ich muß es dulden, wenn Du mir sagst, es gäbe keine Treue, Du könntest nicht unwandelbar

sein, da selbst der Magnet in der Gluth des Südens schwanke. So hart es ist, ich muß es dulden. Aber fühlst Du die schmerzliche Kränkung nicht, die Du mir zufügst, wenn Du an mir zweifelst, und leichtfertig über meine Liebe scherzest? Fühlst Du nicht, daß die Liebe diejenige erheben muß, die sich in tiefster Demuth vor ihr niederwirft? Wie darf ich es mir vergeben, Dich so ausschließlich anzubeten, wenn Dir diese Liebe nicht unentbehrlich ist, wenn es Dir gleichgültig scheint, daß ich einen Andern liebe?

Ich wollte nicht davon sprechen, ich wollte scherzen, denn Du bedarfst der Erheiterung. Du solltest nicht wissen, wie weh Du mir gethan hast. So zornig war ich, daß ich Dir den Triumph mißgönnte, den dieser Schmerz verrieth. Aber mit blutendem Herzen kann ich nicht tändeln, und ich kann auch nicht heucheln. Ich vermag es am wenigsten Dir gegenüber — darum höre ich zu schreiben auf.

Behüte Dich Gott! möchteſt Du ſo wohl ſein, als ich es wünſche, wenn Du dieſes Blatt erhältſt, und heiterer, als ich es ſeit dem Empfange Deines Briefes geweſen bin.

16.

Mathilde an Edmund.

Mein lieber, mein theurer Edmund! kaum zwei Stunden sind es her, daß ich den Brief an Dich abgesendet habe, und schon fange ich den nächsten an. Aber wie soll ich schreiben, da ich voller Schaam das Gesicht in meinen Händen verberge?

Ich bin nicht gut gewesen, ich war ein thörichtes Geschöpf! Nicht wahr, Du bereuest es, so offen und einfach die Wahrheit geschrieben zu haben, weil ich Dich dennoch mißverstehen konnte?

Da siehst Du es nun, wie ich viel weniger bin, als Deine Liebe glaubte, wie ich so tief unter Dir stehe. Wie schmerzlich wird die Ueberzeugung für Dich sein.

Vergieb mir meine Heftigkeit, meinen ungerechten Zorn! Sieh nur, mein geliebter Freund! ich knice vor Dir, wie ich oftmals in meinem Zimmer vor Dir kniete, im Fenster hinter der Gardine, auf dem kleinen Bänkchen vor dem Lehnstuhl. Dann reichte ich mit dem Kopfe gerade bis an Deine Schultern, bis an Deine Lippen; und an Deiner lieben Brust berge ich mein Gesicht, schlinge meine Arme um Deinen Nacken, und wenn Du mit mir schmälen willst, dann richte ich den Kopf auf und verschließe mit einem Kusse den Mund, der nie im Leben wieder ein böses Wort gegen seine Mathilde aussprechen soll.

Ach! Du weißt nicht, wie das ganze Dasein einer Frau aufgeht in einer großen Liebe; Du weißt nicht, wie Alles davor versinkt. Ich sehe

mit Deinen Augen, ich empfinde durch Dich. Tugend, Pflicht, Ehre, alles Erhabene und Schöne, muß ich zurückführen können auf Dich, und so wenig die Welt ihre bisherige Gestalt behielte, wenn die Sonne, das belebende Licht, ihr entzogen würde, so wenig würde das Dasein noch Leben für mich heißen dürfen ohne Dich.

Glaube nicht, daß ich Dich damit zu meinen Gunsten bestechen wolle. Es soll Dir nur beweisen, mein theurer Freund! daß es unmöglich für mich ist, von einem andern Manne lebhaft beschäftigt zu werden, eine Neigung zu fühlen für einen Andern als für Dich.

Ich rechne mir das auch nicht als ein Verdienst an, ich danke nur dem Himmel, daß er Dich auf meinen Lebensweg schickte, daß wir uns fanden, und daß er mir das Glück einer ausschließlichen Liebe zu Theil werden ließ. Und dann, Bester! möchte ich Dich gern einsehen machen, wie weh Du mir thust, wenn Du an diesen

Grundpfeilern meines Daſein rüttelſt, wenn Du zweifelſt, wo ich in hoher Seligkeit fühle und in dieſer Seligkeit ſchwelge.

Denke meiner kindiſchen Eiferſucht nicht mehr. Du haſt Recht! die Seele iſt nicht unwandelbar. Wo iſt die Sicherheit hin, mit der ich Dich liebte, Dich beglücken zu können glaubte? Die ganze Ruhe meines Weſens, die Dir ſo werth war? Eine flammende, raſtloſe Leidenſchaft iſt an ihre Stelle getreten, die mich verzehrt und Dich peinigt. Ich kenne mich ſelbſt nicht mehr.

Ach, Edmund! liebe mich denn um der Erinnerung willen, liebe mich im Andenken an die Zeit, in der der Friede meiner Seele Dich erquickte. Habe Geduld, habe Nachſicht mit mir. Du liebſt das Vaterland, die Menſchheit, Dich intereſſirt die Wiſſenſchaft, Eure Männerherzen ſind weiter, umfaſſender, Euer Geiſt iſt ſtärker. Ich lebe nur noch in Dir, liebe mich denn, damit ich leben kann.

Unſere Abreiſe naht heran, und ich will, ehe

wir ſcheiden, eine Tour durch das Oberland machen. Da die Eltern beſorgt waren, mich allein geben zu laſſen, wird Konrad mich begleiten. Sobald ich zurückgekehrt bin, in drei bis vier Tagen, ſchreibe ich Dir wieder.

17.

Konrad an Rudolf von Staufen.

Ich habe Tage des Glückes gelebt, wie ich nicht glaubte, daß ſie Erdgebornen beſchieden ſind. Ich will ſuchen, ſie auf dieſem Blatte feſtzuhalten, damit ich ſie in mir ewig wiederholen kann, wenn meine öde, düſtre Zukunft des Lichtes entbehren wird. Und doch bedarf es des Schreibens nicht, denn ich werde dieſe Tage niemals, niemals vergeſſen, ich wiederhole ſie nur in der Erinnerung, um mich ihrer auf's Neue zu erfreuen.

Mathilde! so muß ich den Engel wenigſtens in dieſen ſtummen Blättern nennen, weil mein Herz ſie ſo ruft in den Augenblicken verzweifelteſter Muthloſigkeit, in denen ich es fühle, daß ich das Ideal meines Lebens nur gefunden habe, um mich ewig raſtlos danach zu ſehnen, um es ewig zu entbehren. Vergebens ſage ich mir dann, daß es genug iſt, ein Ideal zu haben, zu wiſſen, daß es exiſtirt, und zu ihm emporſehen zu können im Streben nach Vollendung — es tröſtet, es beruhigt mich nicht mehr. Ich — — —

Aber ich wollte Dir erzählen, mein Rudolf! von meinem Glücke, nicht von meinem Schmerz. Mir ſelbſt wollte ich es erzählen, damit ich daran glaube.

Mathilde war in großer Sorge geweſen um das Schickſal ihres Bräutigams; endlich erhielt ſie Nachrichten, ſchrieb viel, weinte viel und ward dann ruhiger. Es iſt ſchwer, ſein Geliebteſtes weinen zu ſehen und nicht tröſten zu können,

ſchwerer noch Thränen zu ſehen, die ein Weib, das man anbetet, um einen Anderen vergießt.

Am Abend, nachdem Mathilde ihre Briefe abgeſchickt hatte, wollte ſie wieder auf unſere Inſel gehen; ich ſchlug ihr vor, ſtatt deſſen einmal die Wieſenau zu beſuchen, die ſie noch nicht kannte. Sie willigte ein. Vor Unterſeen biegt der Weg bald zur linken Seite ab und zieht ſich in kleinen Windungen durch die Wieſen hin, in mäßiger Entfernung von den Ufern der Aar. Es hatte am Tage geregnet, ein feuchter Schmelz lag über dem großen Rugen, daß ſich glänzende Regenbogenfarben bildeten über dem Grün ſeiner Wälder. Ich dachte, ſo legt ſich farbenſchillernd und wie ein Phantom flüchtig, der kurze, goldene Traum des Glückes über mein Daſein, und als der Regenbogen ſich auflöſte, da war mir es ſchon, als nähme Mathilde Abſchied von mir, als zöge ſie von dannen.

Der Regen hatte ein paar Tage gedauert,

die Wege waren schlüpfrig geworden, Mathilde glitt mehrmals aus. Ich wagte es nicht, ihr meinen Arm anzubieten und machte mir deshalb Vorwürfe, diese Straße gewählt zu haben, als sie plötzlich sagte: »Konrad! ist es gegen den Schweizerbrauch, daß man einem Mädchen den Arm giebt, wenn sie jeden Augenblick ausgleitet auf Ihrem Schweizererdreich?«

Hatte ich erst es nicht gewagt, ihr den Arm zu bieten, so mußte ich jetzt, wo ihr Arm in dem meinen ruhte, alle Kraft meiner Seele zusammennehmen, daß ich sie nicht umschlang und an mich preßte. Ich konnte kein Wort sprechen. Mathilde erzählte von ihrem Bräutigam, von ihrer Heimath, von ihrer Sehnsucht, den Bräutigam wiederzusehen. — Ich verstand eigentlich Nichts von Allem was sie sagte; ich wollte auch Nichts hören, was die Seligkeit dieser Minuten stören konnte.

Endlich forderte ſie mich auf, ich ſolle ihr aus meiner Jugend erzählen. Ich that es. Ich ſagte ihr, wie der Vater, gleich als ich geboren war, durch einen falſchen Freund all das Seine verloren habe, wie ich aufgewachſen ſei in bitterer Noth bis in mein zehntes Jahr. Ich erzählte ihr, wie ich im Winter in großer Kälte ſehr weit bis in die Schule gegangen und dann heimgekehrt ſei in ein Zimmer, dem es an Feuer und Licht gefehlt habe, um die Lektionen zu lernen. Wie ich in den Freiſtunden Boten gelaufen ſei, und wie ich des Müllers Kinder gewartet hätte. Dann ſchilderte ich, wie nachher die Eltern wieder heraufgekommen ſind, wie ſie mich nach Thun in die Schule und dann nach Bern auf's Gymnaſium geſchickt haben. Daß ich Unterricht gegeben in Bern, ſchon von meinem vierzehnten Jahre ab, und daß ich durch die Vermittlung eines Profeſſors die Freitiſche in den Familien bekommen hätte, das Alles erzählte ich

ihr, Gutes und Böses. Und der Engel hörte mir zu, hatte die Augen voller Thränen und sagte immer: »Ach! Gott! das war wohl recht schwer, lieber Konrad? wenn ich Ihnen dafür doch recht viel Liebes thun könnte, wenn Ihnen doch künftig recht viel Gutes begegnete!«

Ach! das Schönste, das Beste, begegnete mir ja jetzt, da sie ein Wort der Theilnahme für mich hatte, die Engelsmilde!

Und dann sprachen wir von meiner Verlobung mit Marianne, von meinem Schmerz, sie nicht mehr lieben zu können, und selbst das tödtliche Wort des Grafen verschwieg ich Mathilden nicht. Sie fuhr erschrocken zusammen, denn sie mochte wohl sehen, wie tief es mich getroffen hatte.

Wir waren gerade auf der Insel angelangt, auf der die Ruinen der Wiesenau sich befinden. Sie liegt am Ausfluß der Aar in den Thuner

See, am Fuße einer hohen Bergkette, die ſich vom Sulek nach dem Rieſen hinzieht. Raubritter haben die Burg in ferner Zeit gebaut, die Aar zu beherrſchen; jetzt liegt ſie in Trümmern. Große Eichen und ſchlanke Birken wölben ſich über den Zinnen; Epheu und Farrenkräuter ſchlingen ſich durch die öden Fenſterhöhlen und haben das Portal faſt undurchdringlich gemacht. Ich führte Mathilde von der andern Seite hinauf zu einer kleinen Erhöhung, die der Schutt gebildet und das üppige Grün reich bedeckt hat. Sie war müde und wollte ein Wenig ruhen. Ich ſetzte mich zu ihren Füßen. Es war ſo ſtill um uns her, als wäre die Welt längſt nicht mehr von Menſchen bewohnt. Ganz leiſe rauſchte die Aar aus der Ferne; einzelne Grillen zirpten in unſerer Nähe und melancholiſch ſüß ſang ein Finkenpärchen ſein Abendlied. Die Zweige der Bäume neigten ſich bebend und flüſternd zu einander; Epheuranken und Farrenkräuter wiegten ſich langſam in dem

Gold der Abendsonne, das selbst in dem kleinen feuchten Kelch der Maaßliebchen wiederglänzte. Röthlicher Schein strahlte vom Riesen herüber und flammendes Gold in dem Gewölk zu unsern Häupten. Mathilde war wie von einer Glorie umwoben. Die Sonne war untergegangen, die stille, farbenmilde Ruhe der Dämmerung lagerte sich weich und duftig über die Natur.

Nach dem herben Schmerz, nach der Heftigkeit, mit der ich ihr die Nothwendigkeit meiner Trennung von Marianne, und das furchtbare Wort des Grafen erzählt hatte, war mir's, als sei meine Kraft gebrochen. Ein sanftes Gefühl von Auflösung, eine unaussprechliche Traumseligkeit kamen über mich, und ich hatte nur den Wunsch, in diesem Zustande süßen Glückes zu ihren Füßen zu ruhen fort und fort.

Mathildens Stimme erweckte mich aus dem Träumen. Sie gab mir die Hand und sagte: »Konrad! ich bin selbst Braut, ich weiß, wie man

ſeinen Bräutigam liebt, Sie dürfen Marianne nicht verlaſſen. Was kann das treue Kind dafür, daß Ihr Geſichtskreis weiter geworden iſt? Stellen Sie Marianne neben ſich, heben ſie ſie empor, dann wird ſie weiter ſehen; und vollends das Wort des Grafen iſt keiner Beachtung würdig. Giebt denn fremdes Urtheil uns unſern Werth?« —

»Nein! aber es beſtimmt unſere Stellung in der Welt! Sie ſelbſt erſchraken, Fräulein! als ich es Ihnen ſagte, weil Sie — — nun weil Sie ſelbſt in dieſem Augenblicke fühlten, daß ich keine paſſende Geſellſchaft für Sie ſei, und daß Sie beſſere haben könnten.«

»Können Sie mich ſo mißverſtehen?« ſagte ſie, »nun ſo muß ich Ihnen wohl den deutlichſten Beweis des Gegentheils geben. Ich will das Oberland beſuchen, wollen Sie mich auf der Tour begleiten? Ich nehme nur den Führer mit und wir verweilen bei Ihrer Braut. Wollen Sie das, Konrad? Meine Eltern werden am ruhig-

sten sein, wenn Sie mich unter Ihrem Schutze wissen.«

Ob ich es annahm! ob ich glückselig war! Wie ein verwandelter Mensch schritt ich an ihrer Seite nach Hause. Alle Schmach, alles Gefühl von Kränkung war von mir genommen, ich lebte wieder: — ich lebte eigentlich zum erstenmale!

Am Morgen wanderten wir fort. Mathilde trug ein dunkles Reisekleid, fast wie einen Reitrock gemacht, und einen kleinen Hut mit grünem Schleier. Sieh, Rudolf! auch das ist ein Reiz, der unsern Oberländerinnen abgeht. Es langweilt mich, daß ich weiß, Marianne trägt immer den faltigen dunkeln Rock, die schwarze Schiebe mit den silbernen Hafteln, und die Halbärmel und das Collet von Sammet. Wenn ich Mathilde am Morgen erwarte und vor der Thüre stehe, da denke ich: wie wird sie wohl gekleidet sein? Und nun stelle ich mir sie vor in jeder Kleidung, in der ich sie sah, und in jeder scheint sie mir am

ſchönſten, und wenn ſie dann kommt, ſo kenne ich jedes einzelne Stück, das ſie trägt, und liebe jedes — und doch iſt es ganz anders als ich es erwartete, und ſchöner als ich es mir träumte, denn ihre himmliſche Anmuth iſt täglich neu. Wie Edmund, ihr Verlobter, glücklich ſein muß, ſie ewig ſich eigen zu wiſſen! Ich mag nicht daran denken!

Mathilde ritt ein Pferd meines Vaters; der Führer trug ihr leichtes Gepäck, ich ſchritt neben ihr her. Mein Gott, Rudolph! war das ein Glück!

Wie die Sonne funkelte im Lauterbrunnerthal, da hielt ich's nicht aus vor Seligkeit. Ich jubelte all meine fröhlichſten Lieder in die Luft, und Mathilde ſang mit, und auch Franz, der Führer, ſtimmte mit ein. In funkelnden Brillanten ſprang tauſendfarbig der Staubbach vom Felſen, und wenn die Waſſer herniederſchoſſen ſchäumend in Kraft und Fülle, wenn die Vögel ſangen und die Blu-

men dufteten, da war mir es, als sei das Alles nur für sie; als sei ich der Herr dieses Landes und als führe ich sie ein, meine geliebte Königin in ihr Reich.

Als wir nun hoch und höher stiegen und es schon lange Nachmittag war, da kamen wir auf die Wengernalp und machten Halt.

Mathilde war ganz still, denn sie sah diese Welt zum erstenmale. Es war kein Fremder außer uns oben, sie waren schon Alle hinabgezogen; wir standen allein da! Vor uns die riesigen Felswände in hoher Majestät aufgethürmt zum Riesentempel, den sich Gott gegründet hat. Eislagen zu unseren Füßen unter der flammenden Alpenrose. Mächtiges Schweigen überall! Funkelnd im Sonnenlicht lag der Schnee auf der Jungfrau, ein Adlerpaar kreiste in weiten, kühnen Flügelschlägen über uns hin. Plötzlich erhob sich ein leiser Ton, kaum vernehmbar, er wuchs und schwoll, er ward übermächtig bis zur Betäubung,

und mit donnerndem Schall ſtürzte ſich die Lawine, fortgeriſſen von der eigenen Gewalt in den Abgrund, wo ſie zerſchmetterte. Ein Bild meiner Leidenſchaft für Mathilde! rief es in mir.

Mathilde hatte die Hände gefaltet und ſagte leiſe: »Ach! daß ich hier bin ohne ihn.«

Tauſend Dolche bohrten ihre Spitzen in mein Herz! Sie denkt, ſie lebt nur für ihn. Wie ſie ſo da ſtand in all ihrer Schönheit, da zuckte der Gedanke in mir auf: »wie, wenn du ſie feſt in deine Arme nähmeſt, und deine Lippen an die ihren gepreßt, in flammender Seligkeit dich mit ihr hinabſtürzteſt in die Tiefe, den Weg, den die Lawine dir gezeigt hat? Wer hindert dich, ſie Edmund zu entreißen und dich im Tode mit ihr zu vermählen?«

Mir ſchauderte vor der Macht der Hölle in meiner Seele und ſchwindelnd wandete ich mich von dem Abgrund. Es war ein furchtbarer Augenblick!

Am Abend kamen wir im Grindelwalder Thale an, wir gingen zu der Tante. Mathilde verlangte gleich nach Marianne, und als sie kam, umarmte sie dieselbe und sagte: »Marianne ich bringe Ihnen Ihren Bräutigam und zwei Küsse von seiner Mutter und vom Gritli. —

Ich fiel Marianne um den Hals, ich weinte, ich war außer mir. Sie hielt's für Reue und — Gott verzeihe es mir — ich glaube, ich suchte ihre Lippen nur, weil sie Mathildens Mund berührt hatte. Ich habe die arme Marianne schwer getäuscht

Zwei Tage sind wir oben geblieben. Wir haben mein künftiges Haus besehen und Mathilde hat, ganz Liebe und Güte für Marianne, mit ihr alle Einrichtungen besprochen, alle Klagen von ihr und der Tante über mich angehört und widerlegt. Sie hat Besserung für mich verheißen, und ich habe zu Allem Ja gesagt. Ich habe ehrlos gehandelt aus Liebe für Mathilde.

Sie hat nicht unter den Fremden eſſen wollen, ſondern für die Tante und Marianne, für ſich und mich im Saale decken laſſen, wir haben zuſammen geſpeiſt und ſie iſt ein Engel geweſen. Ich merkte ihre Abſicht wohl — aber was hilft das? Dadurch wird Marianne keine Mathilde und die Welt nicht anders!

Als wir am Morgen des dritten Tages ſchieden, hat ſie Mariannen einen Ring geſchenkt und geſagt: »den gieb dem Konrad zum Andenken an mich, an Eurem Hochzeitstag, nicht eher.« Es iſt, als ahnte ſie die Macht, die ſie über mich ausübt.

Darauf ſind wir hinabgezogen durch das Roſenlauithal am Fuße der Gletſcher hin. Da erſt iſt meine Seele wieder frei geworden. Im Grindelwald, gebannt durch Mathildens Willen, habe ich ſehr gelitten. Mußte ſie ſich denn neben Marianne ſtellen, um mich den Abſtand noch deutlicher empfinden zu laſſen? Weiß ſie denn nicht,

daß ich ihr gehorchen muß, und wenn es das Glück meines Lebens koſtete? Daß ich keine Vergangenheit habe, keine Zukunft begreife ohne ſie, und daß ich mich mit der Todesangſt an jede Stunde der Gegenwart klammere, mit der ein Ertrinkender ſich an der letzten Planke hält, die ihn vom Untergange, von der Vernichtung trennt?

Sieh, Rudolf! als ich ſo allein mit ihr dahinzog durch das Roſenlauithal, und die großen, grünen Bäume uns beſchatteten, die von den Felſen herabſehen, da war ich am glücklichſten. Tauſend ſchöne Träume wiegten ſich in meiner Seele; bald ſchien ich mir einer der Jünglinge des alten Teſtamentes, der die Braut heimführt unter ſein väterliches Dach; bald einer der Männer Homer's, der die erbeutete Fürſtentochter in ſeine Hallen geleitet, oder ein Knappe, welcher der angebeteten Herrin auf Steg und Wegen folgt und ihr zu eigen iſt ſein lebenlang. Wenn ich ſie herabheben durfte von ihrem Pferde, wenn die

wundervolle Geſtalt in meinen Armen ſchwebte; wenn ich ihren kleinen Fuß in meiner Hand hielt, ſie in den Sattel zu ſchwingen, oder ihr Arm ſich auf den meinen ſtützte, wo es ſteile Berg-abhänge hinunterging! O, daß ich dieſe Wonne-ſchauer ertragen habe, ohne vor ihr niederzuſtür-zen, das freuet mich noch, denn es zeigt mehr Kraft, als ich zu beſitzen meinte.

Und alle Welt fragte mich, wer ſie wäre? Der Wirth im Roſenlaui ſagte: »Gelt, Konrad! wie kommſt denn Du zu dem ſchmuckſten Maidli, das dies Jahr noch unter mein Dach getreten iſt?« —

Ja! gewiß ſie iſt die Schönſte von Allen; jedes Kind, jeder Greis wird froh, wenn ſie mit ihm ſpricht. Es iſt, als wäre ſie der Sonnen-ſchein, der Alles neu belebt.

An den Reichenbachfällen hinab ging es nach Meiringen, wo wir die Nacht zubringen ſollten. Wie ſtill das in der Ebene liegt! Ich wäre gern

recht lange geblieben, recht lange dort! Denn schon der nächste Morgen mußte meinem Glücke ein Ende machen. Ich konnte mich nicht mehr freuen an dem Frieden des Thales, nicht an dem schönen Grün der Wiesen. Ich konnte nicht mehr träumen, der Morgen des Erwachens tagte schon.

Zum letztenmale frühstückten wir zusammen allein. Wie reizend war sie in häuslicher Verrichtung, wie ganz anders als alle Frauen, die ich je gesehen habe. Du weißt's, ob ich ihr dienstbar bin, ob ich nicht mein Leben für sie gäbe und Sklavendienste übernähme für sie; und doch, doch war mir's eine Wonne, wenn sie in freundlicher Geschäftigkeit für mich sorgte, mir reichte bei den Mahlzeiten, was ich bedurfte, und an das dachte, was mir fehlen konnte. Es erhob mich in meinen eignen Augen, und es war so süß.

Am Morgen auf dem Dampfschiff trafen wir mit Personen zusammen, die sie kannte. Sie

ſtellte mich ihnen vor, man ſprach ein paar Worte mit mir, dann hatte man mich vergeſſen. Mathilde war mir verloren, ſie gehörte der Geſellſchaft an.

Nun ſind wir hier und neue Räthſel, neue Fragen thürmen ſich vor mir auf. Mathilde hat mich zu einer Unwahrheit gegen Marianne verleitet. Marianne glaubt wieder an mich — und ich liebe Mathilde! ich werde ſie ewig lieben. Muß ich das nicht Mariannen ſagen? Wenn es dann aber zur Erklärung kommt, wenn die Eltern erfahren, daß es zu Ende ſei zwiſchen Marianne und mir, wenn Mathilde es erfährt, was wird ſie denken? welchen Grund ſoll ich ihr ſagen?

Lügen kann ich Mathilde gegenüber nicht, nur ſchweigen kann ich, und wüßte ſie, daß ich ſie liebe, was dann? —

Sie iſt die Güte ſelbſt für mich und für die Meinen. Sie ſpricht davon, wie ſchön der Wirkungskreis eines gebildeten Mannes, eines tüch-

tigen Arztes hier in der Stille des Landlebens sei; wie segensreich Marianne walten könne, wenn ich sie geistig zu entwickeln strebte. Und dazu lachte neulich der Graf, in dessen Gegenwart Mathilde ihre Güte verdoppelte, und meinte: »Um Gotteswillen, junger Mann! bringen Sie nur nicht Fräulein Mathildens Philanthropie unter die Bauern. Kuriren Sie mit Pillen und Latwergen und verdienen Sie sich Geld, im Uebrigen lassen Sie es ruhig beim guten Alten. Ein gebildeter Bauer ist das Entsetzlichste von der Welt.«

»Ich finde Sie nicht so entsetzlich,« sagte Mathilde scherzend zu mir, »und mich dünkt, Sie sind recht stolz darauf, ein freier, schweizer Bauernsohn zu sein.«

Wie schämte ich mich vor ihr, daß ich nicht ehrlich ja zu sagen vermochte.

Diese Liebe, die mein höchstes Glück ist, wie hat sie mich verwandelt! Freiheit, Gleichheit, Alles, wofür wir geschwärmt in kühnen Träumen,

ich gäbe es hin, wenn ich jetzt der Diener eines Fürſten, reich und vornehm ſein könnte, wie der Graf. Und was gewönne ich damit, da ſie Edmund's Braut iſt und den Grafen mißachtet wie ich?

Lebe wohl, mein Freund! Denke nicht geringer von mir, weil mir die Liebe zu Mathilde der Mittelpunkt der Welt geworden iſt.

18.

Edmund an Mathilde.

Deine beiden letzten Briefe liegen vor mir, liebe Mathilde! und ich überlege eben, daß man eigentlich gar nicht schreiben müßte, weil durch den todten Buchstaben so tausendfaches Mißverstehen erzeugt wird, während man im Grunde so gar wenig damit erreicht.

Ich brauche Dir nicht zu wiederholen, was Du mir bist, was ich für Dich empfinde Es wäre schlimm, wenn Du darüber noch den geringsten Zweifel hegtest, nachdem Du Dein Leben

mir geweiht haſt. Ich habe das Opfer angenommen und Deine Jugend an mein Loos gekettet. Glaube mir, ich bedarf in mir des Bewußtſeins, wie innig ich Dich liebe, um mich darüber vollkommen zu beruhigen, daß ich es gethan habe.

Als ich Dich kennen lernte, warſt Du zwanzig Jahre alt und ein Beſitz, nach dem nur die bevorzugteſten Männer ihr Auge zu erheben wagten. Du konnteſt wählen unter den ausgezeichnetſten Männern des Landes, jeder Tag konnte Dir mit dem Verlobungsringe die Anwartſchaft bringen, ein doppelt glückliches Daſein zu beginnen in glücklicher Ehe.

Statt deſſen begegnete ich Dir. Mein väterliches Erbe hatte nur ausgereicht, mir die Mittel für meine Ausbildung zu geben; ich hatte Dir nichts zu bieten als mich ſelbſt und die tiefſte Liebe meines Herzens; keine Ausſicht als die,

mir eine Stelle zu erringen für angemeſſene Wirkſamkeit nach meinem Sinne.

Dennoch ſtellte ich mich dreiſt den Bewerbern zur Seite, die ſich Dir damals näherten; die wahre Hingebung eines Mannes an die Liebe verdient ſich ein edles Weib. Ich fühlte mit freudigem Stolze, daß ich es werth war, Dich zu beſitzen, ich warb mit Zuverſicht um Dich, und ich weiß, hätten wir uns damals gleich verbinden können, wir wären, gleichmäßig uns nebeneinander und durcheinander entwickelnd, die glücklichſten Menſchen geworden. Wir werden es auch jetzt noch werden.

Leider wurden wir getrennt und — laß es mich offen ausſprechen, was mich ſo tief betrübt — Du biſt krank geworden an dieſer Trennung. Ich muß es Dir ſagen, weil Du geneſen ſollſt.

Ich knie nicht vor Dir, während ich dies denke, ſondern ich ſchließe Dich in meine Arme, ich drücke Dich feſt an meine Bruſt, ich möchte

Dich erſtarken mit aller Kraft meines Weſens, um Deinen Nerven die unnatürliche Spannung zu nehmen, um Deinen Geiſt zu beruhigen. Du mußt zurückkommen von einer krankhaften Ekſtaſe, die jenſeits der Gränzen des Wahren liegt, in die heilige Beſchränkung der Wirklichkeit, in der allein die höchſte Schönheit und die Wahrheit ruhen.

Du haſt Dir in einer Sehnſucht nach unſerer Vereinigung, die ich in tiefſter Seele mit Dir theile, aus der Liebe einen Götzendienſt gemacht. Du haſt Dir ſtatt des Geliebten, der ein Menſch iſt mit menſchlichen Neigungen, Leidenſchaften und Mängeln, einen Gott geſchaffen, einen Helios, in deſſen flammender Umarmung Du Dein Daſein hinſchmelzen läßt, in Momenten unirdiſchen Glückes. Mathilde! das iſt eine gefährliche Verirrung, der ein langes, ſchmerzliches Leben folgen könnte.

Ich bin nicht kalt, ich fühle ſo lebhaft als

irgend ein Mann Ich liebe Dich, ich liebe alles Große und Gute, aber ich liebe es mit menschlicher Kraft, mit Ruhe, mit dem Bewußtsein, daß allem Irdischen die Mängel der Erde anhaften, daß die höchsten Gipfel des Daseins nicht immer erreichbar sind, und daß man sich in schwindelnder Höhe nur für Augenblicke zu erhalten vermag.

Das Unmögliche wollen, macht ungerecht gegen das Mögliche, das uns erreichbar ist. Wenn Du in mir das ganze Dasein zusammenfaßt, wenn Du in mir ein Ideal siehst, das Du selbst geschaffen hast, so wird Dir die vollste Liebe meines Herzens nie genügen können, wenn uns endlich ein dauerndes Beisammen zu Theil wird

Du bist eine ganz poetische Natur, und es ist besonders den Frauen eigen, welchen hohe geistige Begabung zu Theil ward, sich ein erträumtes Glück zu schaffen, das nicht vorhalten kann im Leben. Darum werden gerade die am reich-

sten ausgestatteten Frauen so häufig unglücklich; und Dich, meine geliebte Mathilde! unglücklich an meiner Seite zu sehen, das wäre mir ein tiefer unerträglicher Schmerz.

Eine Liebe, wie Du sie für mich hegst, wie Du sie mir aussprichst, macht mir das Leben nach meiner Weise unmöglich. Du sagst, Dein Dasein versinke in's Nichts, ohne mich. — Mathilde! wie soll ich Muth und Kraft behalten, mein Leben im Nothfalle einem großen Zwecke zu opfern, wenn Du nicht fühlst, daß das Dasein eines Mannes dem Vaterlande, der Welt gehört; daß er nicht allein für sein Glück und das Glück seiner Geliebten, daß er auch für die heiligen Interessen lebt, um die unsere Zeit den ruhmvollen Kampf kämpft?

Hast Du ganz jene Tage vergessen, die unserer letzten Erhebung vorangingen? In denen Deine Seele glühte für die Befreiung meines Vaterlandes, in denen Du mich doppelt liebtest,

in dem Bewußtsein des nahen, gefahrvollen Kampfes, und doch muthig wie ein Mann ihm entgegensahest? Hast Du es vergessen, daß Du mir damals in heiliger Stunde gelobtest, wenn ich fallen sollte in dem Kampfe, frisch und freudig weiter zu leben in meinem Sinne, immerfort das Rechte und das Schöne übend, so weit es in der Macht eines Weibes liegt?

Das Schöne, das Rechte lieben um meinetwillen, um eines Menschen willen, das ist ein Unrecht an der Göttlichkeit des Schönen und des Guten.

Die Liebe soll allen unsern Fähigkeiten die letzte, höchste Entwicklung geben, sie soll uns empfänglicher machen, weicher, williger in Anerkennung des Wahren und Erhabenen in der Natur, in anderen Menschen. Dich wird sie ungerecht und eigensüchtig machen, wenn Du in der Selbsttäuschung beharrst, die Dich gefangen hält.

Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß ich Dich liebe! und doch kenne ich Frauen, die ich schöner

finde als Dich. Ich kann mir denken, daß eine andere Frau durch den Reiz, den unwillkürlich das Schöne, das Neue auf uns üben, mir ein lebhaftes, tiefes Intereſſe einflößte, ohne daß ich Dich deshalb weniger liebte.

Es könnten Zeiten kommen, das weißt Du ſelbſt, in denen mich die Verhältniſſe der Außenwelt ausſchließlich beſchäftigten, in denen alle meine perſönlichen Intereſſen davor verſinken müßten, in denen mir keine Zeit bliebe für meine Liebe. Glaubſt Du, daß Du mir dann weniger theuer ſein würdeſt? Glaubſt Du nicht, daß ich nach der Trennung, nach der Entbehrung mit doppeltem Entzücken wiederkehren würde in Deine Arme?

Wahre Liebe iſt mittheilſam wie das Licht! Die Liebe, welche auf den Einklang der Seelen, auf inneres Verſtändniß begründet und allerdings ſelten iſt, fürchtet keine Störung durch äußere Verhältniſſe. Sie kennt nicht Eiferſucht, nicht kleinliche Mißgunſt, nicht Zweifel oder Selbſt-

sucht. Nur wenn der innere Einklang unserer Herzen gestört würde, hätten wir jemals Trennung zu fürchten; und wenn Du außer der Wirklichkeit in Idealen schwärmst, dann allein, meine gute Mathilde! verlieren wir uns, denn dahin kann ich Dir nicht folgen.

Um Dich mir zu erhalten, um mit Dir glücklich zu sein und um Dich glücklich zu wissen, beschwöre ich Dich, zügle den Flug Deiner Phantasie. Täusche Dich nicht absichtlich über die menschliche Natur, über die Kraft unserer Seele.

Vollendet, unbegrenzt, ewig ist nur das All, der Geist, der das All durchströmt. Wir und jeder Theil des Erschaffenen sind unvollkommen, begrenzt in unsern Fähigkeiten, wandelbar in unserm ganzen Wesen und endlich in unserm Dasein. Wir verlieren die Kraft, die wir besitzen, wenn wir das Unerreichbare erstreben. Körper und Seele gehen dabei zu Grunde, und wenn Du Dich nicht gewaltsam begrenzen lernst, wird

aus dem kräftigen, geistig gesunden Mädchen, das ich so tief liebe, das mir die schönste Blüthe gesunder Weiblichkeit erschien, ein schwächlich, schwärmendes Geschöpf werden, dem meine feste, ehrliche Liebe nicht genügen kann.

Wie soll ich es denn wagen, meiner Hausfrau von den täglichen Erlebnissen, von den kleinlichen Sorgen des Erwerbes zu sprechen, wenn sie ihren Mann für einen Halbgott, für ein Wesen höherer Art zu halten verlangt? —

Denke nur, Mathilde! wenn ich endlich frei sein werde, werde ich ein schlichter Landwirth sein, eifrig besorgt, ein Stück Erde, so gut als möglich, für uns gemeinsam zu verwehrten. Ich werde säen und ernten, Plage und Sorge mancher Art haben. Regen und Sonnenschein werden mich beunruhigen, politische und sociale Interessen mich beschäftigen und mich noch oft genug bekümmern. Dann werde ich nach durcharbeitetem Tage müde und stumpf sein wie jeder Andere.

Dann, Mathilde! werde ich von Dir geistige Stärkung begehren, und heimkehrend sehnsüchtig umherblicken, ob mein theures Weib nicht kommt, dessen Liebe ihr ein ewig neuer Quell des geistigen Lebens wird, aus dem sie schöpft, mich zu erquicken?

Es ist Euer schönes Vorrecht, daß der Drang des materiellen Lebens Euch weniger beengt, daß Ihr, weniger angetastet und berührt vom Niedrigen, Euch geistig frischer erhalten könnt als wir. Ihr seid, je ferner allen Gedanken mißverstandener Emancipation, der Jugendbrunnen, aus dem wir, ermüdet, ein neues Leben schöpfen. Ihr repräsentirt für den arbeitenden Mann ein ideales Dasein.

Wie oft male ich mir in meinen trübsten Stunden Bilder unseres häuslichen Glückes, um mich zu erheitern. Dein Lächeln, Mathilde! ist dann der Sonnenschein, der alle Sorgen verscheucht: Deine Arme das Asyl, in

das ich mich flüchte vor dem Druck des Lebens. In Deinen Augen Glück und Zufriedenheit zu lesen, das soll mir Kraft geben, das Schwerste zu ertragen: Dich glücklich zu machen, will ich ehrlich streben, mit vollem Bewußtsein des Glückes, das darin liegt.

Aber Du, Geliebte! Du Weib meines Herzens! Du mußt Dir genügen lassen mit irdischem, wandelbarem, schmerzdurchwebtem Glücke; mit jener Liebe, wie ich sie zu bieten und zu fühlen vermag. Kannst Du das nicht, wonach soll ich dann streben für Dich?

Ich weiß nicht, ob ich Dir mit diesem Briefe wehe thue. Bei Gott! ich will es nicht; aber dem Kranken ist auch die vorsichtigste Berührung seiner Wunde schmerzlich. Die sorgliche Hand der Liebe wird unsicher bei dem Gedanken, und erhöht durch ihr leises Beben nur den Schmerz des Leidenden. Vergieb mir jedes Wort, das Dich verletzt. Seit Wochen, seit Monaten fühlte

ich die Nothwendigkeit, Dir dies zu sagen; ich zögerte, weil ich fürchtete, Du würdest mich kalt, prosaisch und gefühllos finden. Thue es nicht, Mathilde! Redlicher, tiefer als ich liebt kein Mann seine Braut, sehnsüchtiger als ich verlangt kein Bräutigam nach dem Besitze seines Weibes.

Der ganze Nachmittag ist hingegangen mit dem Schreiben dieses Briefes. Der Abend bricht herein, die Tage werden schon merklich kürzer, der Herbst wird schneller da sein als wir denken. Diese Zeit hat für mich immer etwas Trauriges, die Trübe und Armuth des Nordens erscheinen im Herbste am empfindlichsten. Es ist wie mit dem Leben der Menschen; nur reiche Naturen bleiben schön auch über die Sommerhöhe hinaus durch jeden Wechsel des Alters.

Die Felder sollen zum Theile schon gemäht sein. Mich dünkt, es liege bereits ein kälterer Ton in der Luft. Die Blätter der Bäume, die ich aus der Ferne sehe, haben nicht mehr die

glänzende Frische, und doch sind wir kaum in der ersten Hälfte des Augusts.

Ich bewohne noch immer das Krankenzimmer, da meine Augen wirklich noch angegriffen sind. Uebermorgen werde ich es verlassen, und mich lebhaft zurücksehnen nach der Aussicht, die mich trotz ihrer Dürftigkeit erquickte. Die welligen Sandhügel mit ihrem spärlichen Rasen, die Gruppe großer Bäume auf dem einen derselben, die Dächer und Kuppeln der fernen Stadt sind mir lieb geworden. Oft sah ich die Vögel hinziehen, sich niederlassen in den Bäumen und aufflattern aus dem Laub, und freute mich ihrer Freiheit. Zuweilen schwebte ein fliegender Drache thurmhoch an meinem Gesichtskreis vorüber, mich an die Knabenzeit zu mahnen, oder es verirrten sich welke Blätter durch das Gitter des Fensters zu mir herein, die der Wind weit ab getrieben hatte von dem väterlichen Stamme. Ich fühlte

hier doch wieder den Zuſammenhang mit der Natur, mit andern Weſen.

Du wirſt nun auch ſchon heimgekehrt ſein von der Alpenreiſe und Ihr werdet Interlacken vielleicht verlaſſen haben, wenn mein Brief Dir zukommt. Wie glücklich iſt Konrad, daß er Dich begleiten, Dir dieſe Wunderwelt hat zeigen können: ſo gern wäre ich an ſeiner Stelle geweſen, daß ich wenigſtens wünſche, er verſtehe das Glück zu ſchätzen, das er ſtatt meiner genoſſen hat.

Und nun lebe wohl, Du theures, geliebtes Weſen! Die ganze Fülle meiner Liebe iſt mit Dir.

19.

Marianne an Konrad.

Grindelwald.

Nun ſind's ſchon faſt vierzehn Tage her, lieber Konrad, daß Du mit dem Fräulein bei uns warſt und wieder kommen wollteſt. Du biſt aber nicht gekommen; Du biſt auch nicht nach Bern auf die Univerſität zurückgegangen, wie mir das Gritli geſagt hat, als es vorigen Sonnabend heraufgekommen iſt.

Ich weiß, weshalb Du zu Hauſe bleibſt, weshalb Du nicht heraufkommſt, und laſſe es mir nicht ausreden vom Gritli. Du wirſt Dich

so unglücklich machen, wie Du mich machst, und wenn ich werde auf der Bahre liegen, da wird's Dir leid genug thun und wird zu spät sein.

Ich wollte Dir's ja gern verzeihen, denn sie ist ein schöner, frommer Engel! aber sie ist ja Braut, und wenn Du Dich vor Liebe zu ihr verzehrst, Du kannst sie niemals haben. Konrad! was soll's denn eigentlich nun werden?

Ich könnte den ganzen, langen Tag weinen um Dich, weil Du mir gar so leid thust; weil ich weiß, wie's ist, wenn man Einen liebt, den es nicht rührt. Aber auch um mich möcht' ich weinen, wenn's nur die Mutter nicht sähe. Sie schilt auf Dich, daß Du ihr einzig Kind unglücklich machst, und will ihre Hand von Dir abziehen. Aber deshalb sorge nur nicht, es soll Dir Nichts fehlen, ich schaffe Dir es schon von dem Meinen. Ich schicke es Dir durch's Gritli.

Denn bis die kommt, ist schon das Fräulein fort und Du gehst nach Bern. Ach Gott! wenn

Du doch wieder an mich dächteſt; wenn ich nur werden könnte wie ſie. Konrad! kannſt Du denn kein Mädchen mehr lieben künftig, das nicht iſt wie ſie? Ja! dann muß ich verzweifeln.

Du antworteſt auch nicht auf meine Briefe, Konrad! das iſt ſchlecht von Dir. Sag mir's ehrlich, daß Du mich nicht mehr liebſt, denn ſonſt glaube ich es nicht. Es ſoll ja ein Herz des andern Spiegel ſein und Du biſt feſt in dem meinen, wie kannſt Du mich denn vergeſſen haben?

Schreib Du der Mutter, wenn Du noch an mich denkſt, daß eine Doktors Frau was lernen muß und daß ſie mich ſolle nach Bern geben, damit ich Lehrer haben kann. Ich will ſo fleißig ſein, Dir Freude zu machen, wenn Du mir nur helfen willſt. Willſt Du's Konrad? Ich möchte ja nicht, daß Du Dich meiner ſchämteſt, wenn Du denn doch noch an mich denkſt.

Ich hoff' es noch immer. Das Gritli tröstet auch, sie denkt, es wird Alles gut, wenn das Fräulein nur erst fort ist. Was meinst Du, Konrad? Wird's noch gut?

Schreibe bald, gleich morgen, dann kann das Gritli nächste Woche Dir die Antwort mitbringen, wenn meine Mutter sie hinabschickt. Wir haben nun Ruhe, es kommen nicht viele Fremden mehr. Wenn Du hinaufkämest, jetzt hätte ich schon mehr Zeit als im Sommer. Komm doch, lieber Konrad! bis zu den Ostern ist's nachher so lang Auf Wiedersehen. Ich liebe Dich ewig, wie eine treue Braut nur kann.

Es ist ein Haus zu verkaufen, im Meytringer Thal. Der Wirth in Eltersnau ist gestorben. Die Mutter kauft's vielleicht. Sie wird morgen hinabfahren, und bleibt ein Paar Tage fort Wenn Du jetzt doch kämest, Konrad!

20.

Mathilde an Edmund.

Interlacken.

Mitten in den Vorbereitungen für die Abreise traf mich Dein letzter Brief, dessen Liebe und tiefe Wahrheit ich nicht verkenne, mein theurer Edmund!

Du hast es gut gemeint, Du mußtest es mir sagen, damit ich endlich mir selbst klar würde. Diese Klarheit macht mich indessen niedergeschlagen und traurig, lieber Edmund! Mein Haupt sinkt zur Erde nieder, wie eine arme Pflanze, welcher man die Stütze entzieht, an der sie sich

emporrankte. Ich fühle es wohl, ich bin zu schwach, Dir in die Regionen zu folgen, in denen Du lebst. Aber wohin soll ich mich wenden? wie soll ich denn künftig leben? woran mich halten?

Ich kann nicht, wie Du, ruhen in mir selbst. In dem ewig werdenden und vergehenden All verliere ich mich, die Masse des Geschaffenen macht mir bange.

Früher wendeten sich meine Blicke sehnsüchtig zu dem persönlichen Gotte empor, der in seiner Allgüte ein Auge hatte auch für das Geringste seiner Geschöpfe, der auch über mir wachte und mir kein Leid wiederfahren ließ, das mir nicht heilsam war. Ich betete zum Heilande, zu dem menschgewordenen Geiste, der meinem geistigen Erfassen noch näher stand als der allmächtige Gott. Wenn mein Herz blutete, sah ich die Blutstropfen auf der Stirne des Gottsohnes; wenn ich muthlos verzagend zusammenbrach,

blickte ich auf ihn, der erlag unter der Laſt des Kreuzes, und mit Chriſtus flehete ich: »Herr iſt es möglich, ſo gehe dieſer Kelch an mir vorüber.«

Starb mir ein Weſen, das ich liebte, ſo glaubte ich es wieder zu finden im Jenſeits; ich wußte es glücklicher als mich ſelbſt in jenen reinen Sphären, und ich ſtrebte gut zu ſein, um ebenfalls dort einzugehen, um den verſtorbenen Geliebten wieder zu begegnen. Ich war ſehr glücklich in jener Ueberzeugung.

Ich lebte damals ein begrenztes Daſein. Meine Seele kannte die Kräfte und Wünſche nicht, die in ihr ſchlummerten; ich kannte die ſonnenbeleuchteten Gipfel des Lebens nicht, und war ruhig in dem wohlthuenden Dämmerlicht der kleinen, friedlichen Thäler, in denen Blumen blühten um ſtille, chriſtliche Kirchen.

Aus dieſem Aſyl haſt Du mich mit ſtarken Armen entführt. Du haſt mich hinaufgetragen

zu einer Höhe des Gedankens, von der man mit einem Blicke das All überſehen ſollte. Mein Auge ſchloß ſich entſetzt, geblendet, vor dem flammenden Lichte neuer Erkenntniß: meine Sinne verwirrten ſich.

Wie das Spielzeug des Kindes, an das der Erwachſene liebend denkt, weil es ihn einſt befriedigt und entzückt hat, lag das ſtille Eden meines Glaubens hinter mir. Götzendienſt nanntest Du die ſchönen Bilder, in denen man mir unſer Weſen, die Welt, unſer Ringen nach ſittlicher Veredlung erklärt hatte. Mit feſter Hand ſtürzteſt Du die Altäre um, vor denen ich bis dahin gebetet und gekniet hatte; mit dem hellen Blitz Deines Verſtandes zerſtörteſt Du die Welt meines Glaubens.

Ohne irdiſches Bild ſollte ich den Geiſt anbeten im Geiſte: ohne Lohn das Recht thun, um des Rechten willen. Du ſtelltest mich allein, unbeſchützt, dem Allgeiſte gegenüber, Du verwieſeſt

mich aus den Vaterarmen der Allgüte an das kalte Geſetz eiſerner Nothwendigkeit. Alles, Alles, was ich geglaubt in kindlicher Verehrung, nahmſt Du mir — und verzweifelnd fand ich mich verloren in einer Unendlichkeit, die mir furchtbar erſchien, aus dem Dein Bild allein mir wohlthuend hervorſtrahlte.

Dein Bild! Deine Liebe! Dein Geiſt! Du ſelbſt! Das Ideal meiner nach dem Höchſten ſtrebenden Seele.

Ich ſah Dich ſicher, ruhig, frei und ſelbſtbewußt. In Liebe aufgelöſt, warf ich mich an Deine Bruſt, und Du hielteſt mich feſt in Deinen Armen. Das war ein neuer Halt, eine neue, ſchönere Zuflucht.

Ich kniete nicht mehr vor einem unſichtbaren Gotte, ich warf mich und mein ganzes Sein Dir zu Füßen. Mir graute nicht mehr vor der kalten Unendlichkeit, denn Du lebteſt in ihr; Du

warst da, mich zu halten, wenn der Schwindel mich erfaßte über der schaurigen Tiefe

Deine Liebe war die Sonne, die alle Nebel des Zweifels in mir niederkämpfte. Ich verlangte nach keiner Offenbarung, nach keinem Glauben, nach keiner Ewigkeit mehr. Mein Wesen ruhte in Dir; ich glaubte an Dich, und war jeden Augenblick bereit, mit Dir mich in das All zu verlieren, so lange Deine Arme mich hielten, Dein Geist mich mit sich emportrug.

Aber was soll ich denn werden, ohne den Glauben an Gott, ohne den Trost einer persönlichen Unsterblichkeit, ohne Aussicht auf ein glücklicheres Jenseits, in dem ich entschädigt werde für die Schmerzen des Lebens, wenn Du mich verläßt.

Edmund! Du hast mir den Glauben an die geoffenbarte Religion, den Trost genommen, den sie giebt; laß mir den Glauben an Dich, denn ohne diesen muß ich verzweifeln. Sterben möchte

ich, lieber heute, lieber in diesem Augenblick, als leben ohne den Glauben an Dich, an Deine höchste Liebe.

Ich leide so unaussprechlich, daß ich es Dir nicht verbergen kann, noch mag. Ich fühle es, daß eine so schwache, unselbstständige Natur wie die meine Dir nicht genügen kann, daß Du Dir selbst genug bist. Ich begreife, daß ein Herz wie Deines, ein Herz, das in sich die Menschheit liebend umfaßt, sich nicht verschwenden darf an das kleine Leben eines liebebedürftigen Mädchens.

Aber was soll ich denn auf der Welt? was soll ich in dem kalten, unendlichen, trostlosen All, wenn das eiserne Gesetz der Nothwendigkeit Dein Herz von dem meinen trennt und wir „in Atome zerstäubt, uns niemals persönlich wiederfinden können im Jenseits?

Da ich keine Zukunft nach dem Leben habe, so mache mich hier glücklich durch Deine Liebe,

durch Deine ausschließliche Hingebung. Du hast mir meinen Gott, meinen Heiland genommen, gieb Dich mir dafür ganz und ungetheilt, wenn Du nicht willst, daß ich mein Leben ende, aus Ueberdruß an der Leerheit des Daseins.

Ich konnte Unglück ertragen, als ich noch auf eine jenseitige Ausgleichung hoffte. Jetzt, da ich Nichts habe, als die kurze Spanne Zeit, die man das Leben nennt, jetzt will ich nicht unglücklich sein, jetzt will ich nicht leiden. Ich will genießen und glücklich sein.

Mache mich glücklich, Edmund! wie ich es war in den ersten Tagen unseres Begegnens, als Du mich liebtest, als ich Dir die ganze Welt Deiner Wünsche ersetzte, oder wundre Dich nicht, wenn ich nicht zu leben vermag.

21.

Konrad an Rudolf.

Es iſt Nacht, lieber Rudolf! und ich ſchreibe Dir, um meine Gedanken zuſammen zu halten, daß ſie nicht irre werden und ſich zerſplittern in Wahnſinn.

Mathilde iſt unglücklich! ſie hat es mir ſelbſt geſtanden. Sie iſt unglücklich durch Zweifel an Edmund, ſie glaubt, er liebe ſie nicht. — Iſt denn das möglich! und wenn es wäre? Wenn er — O! es iſt unmöglich!

Das war ein furchtbarer, angſtbeklommener

Tag, die Stunden bis zum Morgen werden dies Gefühl nur steigern.

Die Koffer wurden gepackt, das Haus war voll Unruhe, mich trieb es umher wie einen verdammten Geist, durch Treppen und Flur, ob ich Mathilde nicht erblicken könnte. Sie reisen morgen. Wie gleichgültig sieht solch ein Todesurtheil aus, wenn es so dasteht schwarz auf weiß, und was birgt es für Qualen!

Ich sah Mathilde nicht, wagte nicht zu ihr zu gehen, weil mein ganzer Muth gebrochen war, weil ich fürchtete, mit einem Jammerruf zu ihren Füßen zu sinken, sobald ich bei ihr wäre, sie zu umklammern und nicht mehr zu lassen. Streckt doch das machtlose Kind die Händchen aus, das Liebste zu halten, wenn man es ihm entreißen will! und ich muß dastehen starr und stumm, und sie werden sie mir entführen, wenn der Morgen graut. Daß die Sonne nie wiederkehrte, daß ich den Tag nicht sähe!

Am Mittag kam der Graf, wie täglich in den letzten Wochen. Er ſtand mit Mathilde an ihrem Fenſter, ſie ſprachen eifrig, dann traten ſie vom Fenſter zurück, und bald darauf verließ der Graf das Haus. Mathildens Vater begleitete ihn, ich ſah es Beiden an, daß eine Entſcheidung ſtattgefunden hatte.

Meine Mutter kam aus den Zimmern der Damen, ſie ſagte, es gäbe Streit, Mathilde weine ſehr. Es litt mich nicht im Hauſe, ich lief in's Freie. Der Poſtbote, dem ich begegnete, händigte mir einen Brief für Mathilde aus.

Ich eilte damit zurück, zu ihr, ſie zu tröſten. Sie war allein. Als ich ihr den Brief gab, ſagte ſie: »Das lohne Ihnen Gott! der Brief kommt zur rechten Stunde. Man braucht Kraft, den Wünſchen, den Vorwürfen ſeiner alten Eltern zu widerſtehen.« Dann hielt ſie inne und fuhr nach einer Pauſe fort: »Konrad! ich muß nach Frankreich, ich ſehe Edmund vielleicht in langen Jah-

ren nicht wieder, das danke ich dem Grafen! Sie wissen nicht, welch harte Stunden ich heut durchlebte!

Ich stand wortlos vor ihr, der Ausdruck tiefer Trauer in ihren Zügen zerriß mir das Herz. Sie bat, ich möchte sie den Brief Edmund's lesen lassen, dann wolle sie mit mir zum letztenmale spazieren gehen. Ich hörte nur das Wort: zum letztenmale — und ging hinaus.

Welche Ewigkeiten sind die Stunden, wenn wir sie durchleiden. Es ward Mittag, die Sonne neigte sich zum Untergange, ich wartete mit steigender Unruhe, Mathilde kam nicht, verlangte nicht nach mir. Meine Mutter, welche ab und zu ging, um bei dem Packen zu helfen, sagte mir, Mathilde habe lange im Lehnstuhl gelegen, aufgelöst in Thränen, jetzt schreibe sie. Meine Angst wuchs von Minute zu Minute. Im Hofe schnallten sie die Koffer auf den Reisewagen. Mein Gott! was war das qualvoll!

Endlich, ich ging vor der Thüre auf und nieder, erſchien Mathilde, ſie war todtenbleich. »Wollen Sie mit mir kommen,« fragte ſie, »ich möchte den Brief ſelbſt zur Poſt beſorgen.«

Wir machten uns auf den Weg; Mathilde ſah ſo leidend aus, daß ich ihr meinen Arm bot, weil ich fürchtete, ſie ſinke zuſammen. Sie nahm ihn an; wir ſchwiegen Beide. Gleich von der Poſt ging Mathilde das Gehöft entlang, der Aarinſel zu.

Sie ſetzte ſich auf ihre Bank. Es war ſchon dämmrig und etwas feucht. Leichte Nebel ſtiegen auf. Die Natur kam mir kalt vor, wie im Winter. Mit einem Male brach Mathilde das Schweigen, nahm meine Hand und ſagte: »Konrad! mir iſt, als ob ich ſterben werde. Das Blut ſtockt in meinen Adern, das Herz liegt mir wie todt in der Bruſt. Meine Eltern haben mir geſagt, ich beraube ihr Alter des Glückes. Der Graf hat mir vorgeworfen« — ſie hielt inne und ſagte

dann mit gepreßter Stimme — »ich hätte in leichtsinnigem Spiele Sie unglücklich gemacht und Ihre Braut — und Edmund glücklich zu machen, fühle ich mich zu schwach, denn er liebt mich nicht mehr!«

Sie konnte vor Thränen nicht weiter sprechen, ich lag zu ihren Füßen. »Mathilde!« rief ich, »Unglück nennen Sie es, daß ich endlich das Ideal mit Augen schaute, nach dem meine Seele gestrebt, seit ihrem ersten Erwachen?«

Sie schüttelte wehmüthig das Haupt und sagte leise, während sie mir ihre kalten Hände reichte: »Still, Konrad! still! es ist ja Alles wahr: ich mache Alles unglücklich um mich her!« Dann plötzlich in lautes Weinen ausbrechend, rief sie, indem sie sich auf meine Schulter neigte, wie um sich zu stützen: »und am elendesten bin ich doch selbst.«

Knieend vor ihr, hielt ich sie umfaßt. Ich empfand ihren Athem an meiner Wange, ich

dachte zu vergehen in dem Augenblick, als ich fühlte, wie ihre Hände herabsanken. Sie ward schwerer und schwerer in meinen Armen, ich mußte meine ganze Kraft zusammennehmen, sie zu halten — sie war ohnmächtig geworden.

Ich rief um Hülfe, ich legte sie auf die Bank, bedeckte sie mit meinem Mantel, ich holte Wasser aus der Aar in meinem Hute, sie zu beleben. Niemand hörte meinen Ruf. Bald wollte ich Menschen zum Beistande herbeiholen, bald zögerte ich, denn ich konnte sie nicht verlassen in diesem Zustande. Ich werde jene Minuten nicht vergessen.

Ich wußte, daß ich sie leichter erwecken könne, wenn ich ihre feste Kleidung öffne, ich hätte es jeder andern Frau gethan — hier konnte ich es nicht.

Endlich schlug sie die Augen auf, richtete sich empor, und versuchte zu lächeln, als sie meine Angst bemerkte. Sie stützte sich halb bewußtlos

noch an die Lehne der Bank. Als sie sich erhob, verlangte sie nach Hause geführt zu werden, und fast mußte ich sie tragen, denn ihre Kraft war gebrochen. Sie bat —

Am Morgen — in höchster Eile.

Lies diese Stelle, die ich nach oben lege, zuerst.

Man rief mich in der Nacht, als ich Dir schrieb, an Mathildens Lager, die in furchtbarem Fieber phantasirt. Ich fürchte das Aergste. Die Gefahr ist dringend, wende alle Beredsamkeit auf, den Professor T. zu schleunigster Abreise zu veranlassen. Uebernimm jede Besorgung, deren er bedürfen könnte. Man wird seine Hülfe mit Gold aufwiegen. Er soll mit Kourierpferden bis Thun fahren, dann am Ende des Sees in Unterseen erwarten ihn unsere Pferde. Denke, daß ihr Leben auf dem Spiele steht; denke, daß ich verzweifle, wenn sie stirbt. —

22.

Konrad an Margarethe — nach dem Grindelwald.

Du mußt augenblicklich herunter kommen, Gretchen, das Fräulein liegt auf den Tod: die Mutter braucht Dich zur Hülfe und bei den Nachtwachen.

Sage Marianne, sie möge verzeihen, daß ich ihren Brief noch nicht beantwortet habe, ich bin auch jetzt nicht im Stande, es zu thun. Sage ihr, was Dir das Beste dünkt, damit sie nicht auch noch stirbt.

Komm bald, gleich, gutes Gretchen! wir be-

dürfen Deiner dringend. Es iſt der größte Liebesdienſt zu leiſten, den Du mir je erweiſen kannſt, denn nur Dir und der Mutter vertraue ich ſie an

23.

Edmund an Mathilde.

Es iſt mir, Geliebte! als müßte ich Dir im Geiſte nahe ſein, in den Stunden, in denen mein letzter Brief in Deine Hände gelangt, der ſo wichtig und entſcheidend iſt für unſere ganze Zukunft, obſchon ich weiß, Du werdeſt die Stimme der tiefſten Liebe auch in dem ernſten Worte Deines Edmund erkennen, deſſen größter Solz es immer war, nicht nur Dein Geliebter, ſondern Dein treueſter Freund zu ſein. Die Liebe allein iſt dauernd, die alle Elemente wahrer Freund-

schaft in sich schließt, die sich zusammenfindet in dem gemeinsamen Streben nach Wahrheit, nach Selbstvollendung.

Ich habe Dir in den letzten Tagen weniger geschrieben, weil die Hälfte der Zeit mit den Verhandlungen des Gerichtes hingeht, welche, wie Du weißt, nun schon seit vierzehn Tage dauern. Ich leide unter ihrem Einflusse, denn es werden, wie ich vorhergesehen, die beklagenswerthesten Halbheiten und Unwahrheiten als Gründe für die Freisprechung benutzt und geltend gemacht. Man hält gegen die Gewalt jedwedes Mittel für erlaubt. Nur einzelne unserer Vertheidiger sind edel und freisinnig genug, unser Leid unter dem Drucke der Fremdherrschaft, unsere Vaterlandsliebe, unsern Freiheitsdrang und unser gutes Recht als Elemente der Vertheidigung zu benutzen. Dann athme ich auf und fühle für Augenblicke den beschämenden Druck der Lüge von mir abgewendet.

Der Beginn des öffentlichen Verfahrens war ein tief erschütternder Moment für uns. Unsere Kerker öffneten sich, nach fast achtzehn Monaten einer einsamen Haft. Die Zeit, die Leiden hatten schwer gelastet auf Vielen unserer Brüder. Wir stürzten uns in die Arme, wir fühlten uns enger verbunden als je. Thränen perlten herab auf den greisen Bart des alten Grafen D., als seine beiden jungen Söhne sich an seine Brust warfen, als seine Leute, denen er stets ein väterlich sorgender Herr gewesen, vor ihm in's Knie sanken, seine Hände mit Küssen zu bedecken. — Ausrufe der Zärtlichkeit, der Freude, des Schmerzes, flogen von Lippe zu Lippe. Wir hatten uns nicht gesehen nach dem Scheitern unserer Hoffnungen. Stumm und in Thränen umarmten sich Anastasius und Boguslav von C. — Ihre Mutter war gestorben im Grame um sie, ihr dritter Bruder gefallen in dem Scharmützel auf der Brücke zu Posen, das der Verhaftung vorangegangen war.

Richter und Ankläger, Vertheidiger und Zuhörer waren tief ergriffen. Das Unglück eines edlen Volkes stand in selbstredendem Bilde vor ihnen da. Es schien nicht Entschuldigung, nicht Vertheidigung, sondern Gerechtigkeit und Hülfe zu fordern von jedem parteilosen Menschen, denn Pflichterfüllung, nicht Verbrechen war es, was uns hierher geführt.

Am furchtbarsten verändert fand ich Constantin von A. Seit Monaten bewohnte er ein Krankenzimmer, er war mein Nachbar gewesen, als ich leidend war. Oft hatte ich es gesehen, wie fern auf dem baumbeschatteten Hügel Morgens und Abends zwei Frauen erschienen, die lange und unverwandt hinüberschauten nach den Mauern unsers Kerkers. Kein Wetter hielt sie ab zu kommen, immer waren sie auf die Minute da. Es waren die Mutter und die junge Frau des armen Constantin, so sagte mir der Wärter, die dem Hinsterbenden wenigstens den Trost der

Liebe geben wollten, daß ihre Gedanken unwandelbar bei ihm verweilten. Nicht allzu lange mehr dürfte seine Gefangenschaft dauern, soll er künftig noch Freude und Glück genießen von dieser treuen Liebe.

Er vermochte sich nicht aufrecht zu erhalten bei der ersten Sitzung, jetzt geht es besser, wie er sagt; und alle Leidenden erholen sich, da seit dem Beginn der öffentlichen Verhandlungen unsere Einsamkeit nur noch dem Namen nach besteht, unsere Freiheit viel größer geworden ist. Wir sehen unsere mitgefangenen Freunde, wir sprechen mit ihnen die geliebte Muttersprache, wir folgen theilnehmend ihren Geschicken, es ist Leben, Bewegung, Reiz in unser Dasein gekommen, statt der tödtenden Spannung schweigender Erwartung.

Meine Gesundheit ist vollständig hergestellt. Ich blicke jetzt mit Sehnsucht, aber doch mit ruhiger Zuversicht dem Ende der Verhandlungen entgegen, da meine Vertheidigung eine der letzten

sein wird Ich werde Nichts versäumen, was mir nützen, Nichts zu meiner Vertheidigung brauchen, was mich vor mir selbst entehren könnte, und ich bin sicher, daß ich hier das Rechte thue Glaube mir, daß das Verlangen nach Dir, so mächtig als der Wunsch nach Freiheit, mich antreiben wird, Alles zu meiner Befreiung anzuwenden, was ich vor mir verantworten kann. Hoffe mit mir auf ein nicht zu fernes, beglückendes Wiederfinden und Halten, meine Mathilde.

24.

Edmund an Mathilde.

Kaum hatte ich den Brief an Dich gesiegelt, als ich den Deinigen erhalte, der mich ganz unaussprechlich betrübt. Mit ihm zugleich empfange ich die erschütternde Nachricht von der Hand Deiner Mutter, Du wärest erkrankt, ein Nervenfieber bedrohe Dein Leben.

Dein Leben! das Leben meiner Mathilde! und ich sitze hier in den bannenden Mauern dieses Kerkers, durch hunderte von Meilen, durch so viele Stunden von Dir getrennt. Ich kann nicht

zu Dir hin. — Stirb nicht, Mathilde! es kann, es soll nicht sein! — Du lebst, Du lebst gewiß, denn mein Herz hebt sich ja noch in hoffendem Beben, wenn ich Dein gedenke.

Nur eine Stunde möchte ich bei Dir sein, nur eine Stunde an Deinem Lager knieen und Dich sehen! Und sagen möchte ich Dir, Du einzig Geliebte, daß ich sehr elend mich fühlte, trüge ich die Schuld Deines Leidens.

Aber, der ich bin! ich schreibe Dir, und doch weiß ich, daß die Nacht des Fiebers Dich umhüllt, daß Du den Brief nicht lesen wirst. Wenn ich nur bei Dir wäre! daß mein Wort Dein Ohr erreichte, meine Lippen Deine Hände berührten.

Mich dünkt, aus dem starren Schlummer des Todes müßten meine Lippen Dich zum Leben erwecken, meine Küsse Dich wieder erwärmen können. Und wenn es dennoch wäre? dennoch wäre! wenn ich Dich verloren hätte! —

25.

Edmund an Mathildens Mutter.

Theure Mutter! ich beſchwöre Sie, geben Sie mir täglich Nachricht von Mathilde. Was Sie auch leiden mögen an dem Bette der Geliebten, unter dem Anblick ihrer Schmerzen, Sie ſehen ſie doch! Sie ſind bei ihr.

Fern von dem Weſen, das ich am meiſten liebe, trifft mich Ihr Vorwurf, daß ich die Urſache ſei von Mathildens Erkranken, mit vernichtender Schwere. Darum geben Sie mir Nachricht, denn ich zähle die Stunden des Tages und

der Nacht, die mir nicht wie Ihnen durch die thätige Sorge für die Geliebte verkürzt werden. Von Zeit zu Zeit fahre ich aus diesem dumpfen Brüten empor, weil ich meinen Namen rufen höre. Es ist unwiderleglich Mathildens süße Stimme, die ihn ruft, und immer fürchte ich, daß ich den geliebten Ton nicht wieder erklingen höre, daß er zum letztenmale, ihr Todesseufzer, an mein Ohr gedrungen ist. Sagen Sie mir nicht, dies sei ein Spiel meiner überreizten Phantasie, eine Nerventäuschung! Ich will es nicht glauben, da mein Herz aufjubelt in Freude, wenn die liebe Stimme mir immer wieder erklingt.

Welch Glück, daß Konrad bei Ihnen ist, daß Sie zu jeder Stunde seines Beistands sicher sind. Und nicht wahr, liebe Mutter! Sie werden mir täglich schreiben, Sie werden mir Nichts verhehlen — ich müßte es ja doch erfahren. Aber es wird nicht sein. Sie wird genesen. Ihr Brief ist nicht ganz hoffnungslos.

Leben Sie wohl, theure Mutter! ich wollte — doch der Brief muß fort, damit ich um so schneller Antwort erhalte. Möchte sie eine beglückende sein.

26.

Edmund an Mathildens Mutter.

Sie schreiben mir nicht und auch der Vater, auch Konrad, auf dessen Theilnahme ich hoffte, schweigen. Glauben Sie, ich sei zu schwach das Unglück zu ertragen? Wissen Sie nicht, daß ich es in dieser tödtlichen Ungewißheit, die mir doch keinen Zweifel mehr übrig läßt, tausendfach marternd empfinde?

Mathilde ist nicht mehr, wir haben sie verloren.

Ich bin ruhig und gefaßt, ich begreife den

Verluſt vollkommen, ſeit ich nicht mehr hoffe. Wie könnte ich auch leiden oder gar weinen, da mir zu Muthe iſt, als wäre ich erſtarrt mit ihrem Tode. Ich habe ſie ſo ſehr geliebt. Sie war das Sonnenlicht, durch das die Erde mit ſchön und ſchöner erſchien, je weiter es an dem Horizonte meines Daſeins heraufzog. Meine ſchöne Mathilde! Meine warme, goldige Sonne!

Gewiß ich werde leben ohne ſie! ich werde wirken, ſchaffen, wollen, ſo gut ich es vermag. Ich werde die Pflicht der Thätigkeit gewiſſenhaft erfüllen, die die Natur uns mit der Gunſt des Daſeins auferlegte; aber ohne Liebe, ohne Glück arbeitet man genußlos, wie ein Tagelöhner, der in kalten, trüben Wintertagen, denen die Sonne ihr Licht entzog, traurig die Stunden zählet bis zur Nacht.

Arme, arme Eltern! wie unglücklich ſind wir! wie freudlos werden wir leben ohne ſie! Und ich wäre es, ich! der durch meinen letzten Brief

ihre Krankheit hervorgerufen hätte? ich hätte sie uns geraubt? ich hätte sie getödtet?

Ach, theure Mutter! nehmen Sie das Wort zurück! Wie soll ich denn leben mit dem Gedanken, der eine Verdammniß in sich schließt? Kann denn das Licht der Wahrheit auch in der sorgsamen Hand der Liebe zum verzehrenden Feuer werden, das unser Theuerstes vernichtet?

Nehmen Sie das Wort zurück, liebe Mutter! damit ich Muth behalte zu leben für Sie, für den Vater, denen ich den Engel raubte. Nehmen Sie das eine Wort zurück. Aus Barmherzigkeit erfinden Sie Ursachen für die Krankheit — ich will, ich muß sie glauben, wenn ich leben soll

37.

Konrad an Edmund.

Verehrter Herr! Frau von S. trägt mir auf, Ihnen mitzutheilen, daß nach einer glücklichen Krisis der Zustand von Fräulein Mathilde sich plötzlich gebessert hat und daß, wenn nicht besonders ungünstige Zufälle eintreten, die Gefahr vorüber ist.

Frau von S. ist in Folge der Nachtwachen und der Angst zu sehr angegriffen, um Ihnen selbst zu schreiben. Sie läßt Sie daher ersuchen, für das Fräulein umgehend einen Brief einzusenden,

damit sie ihn vorfindet, sobald sie im Stande ist, ihn zu lesen. Er muß jedoch vorsichtig abgefaßt sein, damit er in ihr keine Art von nachtheiliger Gemüthsbewegung hervorruft.

In den nächsten Tagen denken Frau von S. und ihr Gemahl Ihnen selbst zu schreiben

28.

Konrad an Rudolf.

Rudolph! ich habe ihr das Leben erhalten und nicht für mich; das iſt ein Moment, in dem Himmel und Hölle zuſammengrenzen, ein Moment, in dem Wahnſinnſchauer die Seele durchzucken.

Tage und Nächte hindurch habe ich an ihrem Lager geſeſſen, ihre Pulsſchläge gezählt, ihre Mienen belauſcht und gezittert in grimmem Zorn, wenn nur Edmund's Namen vernehmlich aus ihren Phantaſien hervortauchte. Einmal in einer furchtbaren Kriſis hatte ſie meine Hände ergriffen, und

preßte sie, Edmund! Edmund! rufend, heftig an ihre Lippen. Kannst Du ahnen, was man dabei empfindet?

Wenn ich in pünktlicher Sorge mich an die Verordnungen des Professors hielt, wenn ich sah, wie die Mittel wirkten und Besserung hoffte, dann packten mich die Furien der Eifersucht und ich wünschte ihren Tod. Ich wünschte Verlängerung des Zustandes, in dem ich an ihrem Lager sitzen, ihren Schlummer bewachen, ihr Haupt auf meinem Arme ruhen lassen konnte. Und als die Macht der Krankheit wuchs, als der entscheidende Moment gekommen war und die Nacht des Todes anfing, ihre Dämmerung über sie auszubreiten, da war mir es, als müsse ich sie sterben lassen und dann sterben neben ihr, sie Edmund zu entreißen.

Aber das währte nur einen Augenblick. Ich fühlte die Verantwortung, die ich auf mich nahm durch ein gewaltsames Mittel, das einzige, das

helfen konnte, ihr Leben zu erhalten. Es gab keine Wahl. Ich selbst schnitt die goldigen, wundervollen Flechten von ihrem Haupte, und ein Sturzbad erhielt sie — — ihrem Bräutigam. Ich habe eine ihrer Locken bewahrt, ohne daß es Jemand ahnt. Das kann Edmund mir gönnen, er, dessen Kälte sie dem Tode entgegentrieb. Die Locke soll mich nie verlassen.

Ich mußte Edmund melden, daß sie lebe, für ihn leben werde. Es ist mir schwer geworden. Ich wollte mit einer gewöhnlichen Höflichkeitsform den Brief beenden, ich wollte sagen: »Es freut mich, Ihnen diese Mittheilung zu machen,« ich konnte es nicht.

Mathilde schlummert, ich habe den Eltern versprochen, hier im Nebenzimmer ein wenig zu ruhen. Eine unendliche Wehmuth ist über mich gekommen; ich möchte weinen wie ein Kind

Marianne ist mit Gritli heruntergekommen, Mathilde zu pflegen: ich habe mit ihr an Mathildens Bette gewacht. Meine Seele ist todt müde, ich wollte, ich schliefe sehr lange und sehr tief, und erwachte in Frieden mit mir selbst.

Warum wird denn das Gute uns so ganz werthlos, wenn wir das Bessere erkennen? Warum kann ich die gute Marianne nicht mehr lieben, die so liebevoll für mich war, so mitleidend in meiner Todesangst um Mathilde.

Sie sind so gut die Menschen alle und Mathilde lebt — aber mir hilft das Alles nicht. Ich muß fort in die Welt, weit, weit fort, denn hier zu bleiben halte ich nicht aus. Mir ist, als müßte die Ferne mir neue Gedanken, neue Anschauungen und den Frieden geben, den ich verloren habe. — Wo aber ist Friede für mich ohne sie?

Ehe Mathilde das Haus meiner Eltern verlassen hat, kehre ich nicht zurück; dann an's Examen und darauf fort in die Welt, aber rastlos immer weiter fort, damit ich über dem Rasseln der Wagenräder mein Herz nicht höre.

29.

Edmund an Mathildens Mutter.

Sie lebt und wird uns erhalten bleiben, ſchreibt mir Konrad! Höchſtes Glück lohne ihm dieſe Verkündigung. Dem Schmerze gegenüber hatte ich Kraft, ich erliege der Freude. Vergeben Sie, ich kann nicht ſchreiben, als an meine Mathilde! Aber tauſend Dank, lieber Konrad, für dieſe Botſchaft des Heils!

30.

Edmund an Mathilde.

Mathilde! Du lebſt mir wieder! und Konrad giebt die beſten Hoffnungen, verkündet zuverſichtlich die Geneſung. Ich darf Dir ſchreiben, er meint, Du werdeſt im Stande ſein, den Brief zu leſen, wenn er zu Dir kommt.

Was mußt Du gelitten haben, Geliebteſte! als Du mich riefeſt in den Stunden des Schmerzes, ſo innerlichſt nach mir verlangend, daß der Wunſch vernehmlich zu mir durch die Ferne drang. Mathilde! ich war gewiß, Dich verloren zu haben,

fühle wie das Glück mich durchbebt, Dich wieder zu beſitzen.

In frevelndem Kraftgefühl habe ich mir oft gewünſcht, das höchſte Glück und das tiefſte Leid der Erde zu empfinden. Ich habe gewähnt, es müſſe mit dem bewußten Gefühl des Erlebens noch Glück im tiefſten Schmerze liegen. Jetzt weiß ich es anders. Jetzt weiß ich, daß in dem gräßlichen Gedanken, durch Mißverſtand das geliebteſte Weſen getödtet zu haben, ſich eine Hölle voll Verzweiflung birgt, aus der die Seele ſich nur ſchwer, nur langſam wieder zum Licht emporhebt.

Stunden, Tage, Nächte hindurch habe ich dageſeſſen und gedacht, ob es denn dem Geiſte ganz unmöglich ſei, in die Ferne zu dringen, ob er ſeine Schranken nicht durchbrechen könne? ob der menſchlichen Natur kein Wunder gelinge, wenn auf einem Wunder allein ihr Glück, ihr Troſt beruhen? Ich, ich habe ſo gedacht, geträumt, in

demſelben Augenblicke, in dem ich einſah, daß ſolch ein Denken kindiſche Thorheit enthalte.

Jetzt erſt weiß ich, was es heißt, gefangen ſein! Und wie nach dem chriſtlichen Glauben der Todesſchmerz eines Menſchen genug that für die Sünden der ganzen Menſchheit, ſo müßte die Qual, die ich erlitten in den Martern dieſes Gefangenſeins, genug thun für Alle, denen Gefangenſchaft auferlegt wird.

Ich wollte zu Dir mit aller Kraft des Willens, und in meine Zelle gebannt, konnte ich Dich nicht erreichen. Ich wußte, meine Mathilde verlangt nach mir in tödtlicher Sehnſucht und ich mußte bleiben unter Menſchen, denen meine Anweſenheit das Gleichgültigſte von der Welt war. Ich hörte Poſthörner erklingen, hörte das Pfeifen der Lokomotiven von dem nahen Bahnhofe, Vögel und Wolken zogen ihren Weg durch die Welt — und ich war feſtgebannt, während meine Mathilde mit dem Tode rang.

Eine tiefe Verachtung gegen die Schwäche unserer Menschennatur kam über mich. Es schien mir werthlos, ein Dasein zu leben, das so abhängig ist von Zeit und Raum. Wie in den Tagen der ersten Jugend verlangte ich wieder nach Vollkommenheit der Kraft, nach Allmacht. Und im nächsten Augenblicke brach ich beschämt zusammen vor dem Bewußtsein, wie elend ich den kleinen Theil der Erkenntniß gemißbraucht hatte, der mir geworden ist. Mit dem Funken des Prometheus hatte ich Deinen Frieden und Dich selbst vernichtet. Ich habe schwere Stunden verlebt: Sie sind vorüber! Ich muß, ich will ruhig sein, es ist ja Alles überstanden. Aber Du wirst in der Schilderung dieser vergangenen Leiden die Liebe Deines Edmunds erkennen, und sein Glück, Dich neugeschenkt, sein eigen zu wissen.

Ich sehe Dich vor mir mit Deinem Krankenhäubchen in Deinem kleinen Schlafgemach; es ist seit vielen, vielen Tagen der einzige Punkt ge-

weſen, auf dem meine Gedanken gehaftet haben. Ich ſehe, wie die Eltern, wie Konrad ſich an dem erſten Wiederaufleben Deiner Kräfte erfreuen, und nicht wahr, ich täuſche mich nicht, wenn ich glaube, daß Deine erſten bewußten Blicke ſich auf das Bild eines Mannes richteten, das ſeit Jahren zu Häupten Deines Lagers hängt, und deſſen Liebe über Dir wacht, weil Du ſein höchſtes Gut biſt.

O! daß der ſchöne Strahl Deines blauen Auges ſtatt des lebloſen Bildes mein Auge berührte! Daß ich es wäre, der Dich die erſten Schritte durch das Zimmer leitete! Ich weiß, Du biſt von Liebe, von Freundſchaft umgeben, Du entbehrſt keine Art der Hülfe, des Beiſtandes, die Eltern ſorgen für Dich, Konrad iſt da, aber wie oft haſt Du mir geſagt, kein Arm ſtütze Dich ſo ſicher und bequem als der meine!

Sieh nur, wie ungroßmüthig ich bin, mein liebes Herz! ich zeige Dir ein Gut, ich erinnere Dich ſelbſtſüchtig an eine Bequemlichkeit, die ich

Dir nicht bieten kann, obschon sie Dir jetzt wohl am erwünschtesten sein möchte. Glaube mir, es schmerzt mich sehr, daß Konrad Dir statt meiner hülfreich ist; darum laß mich in dem Gedanken Trost finden, daß mein Beistand Dir der willkommenere wäre.

Hast Du denn sehr gelitten, liebe Mathilde? Hast Du gewußt, wie krank Du warst? und hat nicht der Gedanke an mich Dich festgehalten im Leben? Ich weiß, Du hast in Deinen Fieberträumen nach mir verlangt, denn ich habe den Ruf Deines armen, von mir gequälten Herzens empfunden, ich habe ihn erklingen hören von Deiner Stimme. Dann habe ich all mein Denken, all mein Fühlen, die ganze Kraft meines Wesens concentrirt in dem einen Gedanken: »ich liebe Dich!« das war die Antwort, die ich für den Ruf Deines Herzens hatte.

Ich liebe Dich, Mathilde! Lebe für unsere Liebe! und sobald Du es vermagst, laß mich ein

Wort von Deiner Handschrift sehen, aber wirklich nur ein Wort als Lebenszeichen, als Talisman der Hoffnung. Du mußt Deine Kraft noch recht lange schonen, ich bitte Dich darum, liebe Mathilde! Ja mehr noch, ich verbiete Dir, mir mehr als ein Paar Worte zu schreiben. Du hast mir so oft gesagt, ich sei Dein Herr, daß ich nun endlich Gebrauch mache von diesem Rechte über Dich.

Leb wohl mein süßes, süßes Kind! ich küsse Deine lieben Hände, Dein liebes Haupt, Deine bleichen Lippen. Ich lehne Dein Köpfchen an meine Brust ganz fest und still, und laß Dich ruhen und schlummern in meinen Armen, damit Du neugestärkt erwachst, und ich der Erste bin, der die Gesundheit strahlen sieht aus Deinen Augen, wenn Du sie erwachend hebst. Wie schön bist Du, mein Engel! wenn Deine schlummernden Augenlieder sinken und der Schatten der langen Wimpern auf Deine Wangen fällt!

Warum ſehe ich es denn nur im Geiſte? Daß es endlich, endlich mir wieder zur beſeligenden Wirklichkeit würde! — Die ganze Fülle meiner Liebe als Segen über Dich, Du heißgeliebtes Weib! —

31.

Edmund an Konrad.

Mein werther Freund! denn ein Freund iſt mir der Mann, der mir das Leben meiner Braut erhalten hat, und ihr Beiſtand geweſen iſt in ſchwerem Leide. Ich höre mit großer Befriedigung von meiner Schwiegermutter, daß Sie die Meinen nach Vevay begleiten werden, wo dieſe bis zum Beginne des Winters bleiben wollen, um meiner Braut durch das mildere Klima die Geneſung zu erleichtern. Aber meine Schwiegermutter ſchreibt mir zugleich, Sie hätten es ab-

gelehnt, irgend eine Entschädigung für den Zeitaufwand anzunehmen, den Mathildens Krankheit Sie gekostet hat; Sie hätten es abgelehnt, den Meinen später nach Paris zu folgen und dort Ihre medicinischen Studien mit deren Beihülfe zu beenden. Das scheint mir Unrecht in jeglicher Beziehung.

Ich komme in ein wunderliches Verhältniß zu Ihnen, lieber Konrad! Ich bin Ihnen und Ihrem Denken vielleicht ein Fremder, während Sie mir so nahe stehen als meiner Braut. Mathilde hat die Gewohnheit, täglich für mich ihre Erlebnisse aufzuzeichnen. So kenne ich auch aus diesen Berichten Ihr Begegnen mit meiner Braut, ich kenne Sie selbst in der Weise, in der Mathilde Ihre Persönlichkeit erfaßte, und weiß, daß Ihre Seele an mancher Verletzung krankt.

Sie wollen Arzt werden, Sie sind es schon, und ich vor Vielen habe Ihnen für Ihre Wirksamkeit zu danken. Ist es Ihnen nie begegnet,

daß Sie einen Menschen an sich vorübergehen sahen, dessen leidendes Aussehen Sie aufforderte, ihm Ihren Beistand anzubieten, ohne daß er ihn verlangte? Und haben Sie sich für zudringlich gehalten, wenn Sie in solchem Falle theilnehmend Ihren Rath aussprachen? Sicher nicht!

So, lieber Konrad! mißdeuten auch Sie mich nicht, wenn ich mich in Ihre Angelegenheiten dränge und Ihnen zurufe, was ich Mathilden seit Jahren wiederhole: »suchen Sie das Ideal in sich auszubilden, ohne es in der Außenwelt, von andern Menschen — von den gegebenen Zuständen zu verlangen.«

Ich kenne Ihr Verhältniß zu Ihrer Braut, die Absichten und Wünsche Ihrer Familie, Ihren Vorsatz, diese nicht zu erfüllen. Ich weiß, daß ein unedles Wort des Grafen Robert Sie verletzt und Ihre Unzufriedenheit mit den Lebenskreisen, welchen Sie angehören, gesteigert hat; und ich irre mich kaum, wenn ich annehme, daß

die Bekanntſchaft mit meiner Braut, und das Anſchauen ihrer geiſtig entwickelten Perſönlichkeit, Sie in Ihrem Entſchluß gegen die Verheirathung mit Ihrer Couſine beſtärkt hat.

Sie ſehen, lieber Konrad! ich brauche mit dreiſter Hand die Sonde, um die Wunde aufzudecken, die in Ihnen blutet; aber Sie haben mir das Glück meines Lebens erhalten, wie ſollte ich nicht für Sie das Gleiche zu thun wünſchen, beſonders da Ihre Zukunft alle Mittel zur Zufriedenheit in ſich birgt.

Sie haben jetzt das Glück, Bürger eines freien Staates zu ſein, keinem Geſetze unterthan, als dem ſelbſtgegebenen. Das iſt ein großes Heil! Was Sie wirken, was Sie fördern, Sie thun es dem eigenen, freien Heerde, dem Lande, das Ihr eigen iſt. Sie ſind Herrſcher in Ihrem Lande. Wie können Sie ſich verletzt fühlen von dem Spotte des Grafen? dieſes Mannes, der wie ein Hoflakei den Rücken krümmt, ſobald ein

fürſtlich Wickelkind vorübergefahren wird? Sie, der Bürger eines freien Landes, das jedem Unterdrückten Zuflucht bietet, Sie dürfen mit Stolz herabſehen auf einen Fürſtendiener, der ohne ſelbſtſtändigen Willen aus blindem Gehorſam um Geld und Orden die Völker knechtet und verkauft.

Glauben Sie mir es, Konrad! wir gehen einer Zeit entgegen, deren Hauptreform darin beſtehen wird, daß ſie uns zur geſunden Anſchauung, zur richtigen Werthſchätzung der urſprünglichen Zuſtände zurückführt. Ein falſches, von dem trägen Hofgeſinde, von der arbeitsunfähigen Ritterſchaft ausgeſonnenes Ehrengeſetz, hat die Anſichten allmälig verwirrt. Es gilt für ehrenvoll, Geld anzunehmen für das Nichtsthun als Kammerherrn, als Hofbeamter; es gilt in vielen Fällen für erniedrigend, Geld zu empfangen für brav geleiſtete Arbeit. Auch Sie, Konrad! ſind von dieſer falſchen Anſchauung nicht freigeblieben.

Sie fühlen sich gedemüthigt, von Ihrer Tante, von Ihrer Braut die Mittel anzunehmen, sich zum Besten Ihrer Mitmenschen auszubilden; Sie fühlen sich beleidigt, wenn die Eltern meiner Braut aus ihrem Ueberflusse Ihnen zu gleichem Zwecke eine Summe anbieten; sie, die Ihnen für das Leben ihrer einzigen Tochter zu danken haben. Das ist ein ungesundes Empfinden, Konrad!

Ich bin in gleicher Lage wie Sie. Ein kleines Gut, das ich besitze, ist vernachlässigt, mit Schulden belastet durch meine Vorfahren, die es nicht vermochten unter der Fremdherrschaft zu leben, und sich im Auslande aufzuhalten pflegten. Mich selbst haben die Zustände des Vaterlandes bis jetzt fast immer von demselben fern gehalten Ich habe wenig thun können zur Verbesserung meiner Lage, ich bin arm zu nennen neben dem Vermögen von Mathildens Eltern. Aber ich habe Welt und Menschen kennen lernen, und gerade deshalb bin ich ruhig in dem Bewußtsein, meiner

Braut nicht zu wenig zu bieten, wenn ich ihr einen ganzen Menſchen in mir gebe.

Sind Sie das, Konrad! ſo werben Sie dreiſt um das reichſte, edelſte Weib der Welt, treten Sie dem ſtolzeſten Manne mit Sicherheit entgegen — es iſt Niemand mehr. Ein ganzer Menſch aber kann man ſein auch hinter dem Pfluge; mit der Grabſcheit in der Hand ſowohl als mit der Sternenkarte, mit dem Pinſel, wie mit dem Schwerte. Man kann ein ganzer Menſch ſein in jedem Verhältniß, nur nicht ohne Freiheit; denn Knechtſchaft hemmt jede Entwicklung.

Gehen Sie mit den Meinen nach Paris, gönnen Sie ihnen die Freude, Ihnen förderlich zu ſein, werden Sie ein tüchtiger Arzt, ein ganzer Mann, der ruhig daſteht im Gefühl des wahren Menſchenwerthes. Dann kehren Sie heim in Ihre Berge und wirken Sie nach jener Erkenntniß, die Ihnen ſicher kommt, je länger Sie in der Geſellſchaft leben. Sie werden Ihre Braut,

den schlichten, treuen Sinn des Landmädchens liebend verehren lernen, wenn Sie erst die Mehrzahl der Frauen aus der großen Welt gesehen haben werden. Mathilde selbst stellte mir als das Ideal, nach dem sie strebte, Ihre Mutter dar und deren häusliches Walten.

Das reine Herz und der gesunde Verstand eines so jungen Mädchens wie Ihre Braut, können Alles erreichen, sich zu Allem vollenden, wenn sie nicht niedergehalten werden von Nahrungssorgen, und wenn Sie der Mann sind, ein Weib zu bilden. Das aber ist, ich habe es erfahren, so verlockend als schwer.

Marianne ist reich für die Verhältnisse, in denen Sie leben werden, schlagen Sie das hoch an. Der Besitz ist eine freiheitgebende Macht. Aendern Sie Nichts an den Planen, die für Ihre Zukunft entworfen worden sind. Wenn Sie die Welt mehr kennen gelernt haben, als es jetzt der Fall ist, werden Sie Ihr Loos segnen.

Nehmen Sie dies Freundeswort einfach und willig auf, wie es sich Ihnen bietet, und möchte es Ihnen förderlich werden. Sie behüten mir das Theuerste, das ich besitze, meine Braut; ich vertraue sie Ihnen und bleibe immerdar Ihr Schuldner.

32.

Mathilde an Edmund.

Ich lebe, das heißt: ich liebe Dich! — Du willst nicht, Geliebter! daß ich Dir schreibe, auch die Mutter und der gute Konrad verbieten es mir noch. Da muß ich wohl gehorchen.

Nur seinen geliebten Namen laß mich noch schreiben, liebe Mutter! nur noch Edmund! Edmund! mein geliebter Edmund! Ewig Dein! Wir reisen übermorgen fort. Ewig Dein! —

33.

Konrad an Rudolf.

Vevay.

Mein Leben hat einen wunderbaren Umſchwung erlitten, theurer Freund! Wir werden uns für das Erſte ſchwerlich wiederſehen.

Ich habe Mathilde und ihre Eltern nach Vevay begleitet, und gehe mit ihnen nach Paris, wo ich unter ihrem Beiſtande meine Studien beenden ſoll. Anfangs bedenklich, dies Erbieten anzunehmen, mich von Fremden abhängig zu machen, haben die Güte der alten Leute, Mathildens freundliches Drängen und endlich ein Brief von Edmund mich dafür beſtimmt.

Ich werde sie begleiten, ich werde bei ihr sein, sie täglich, stündlich sehen! Meine Eltern sind mit meiner Reise einverstanden, meine Tante ist es nicht. Marianne, das gute, liebe Kind, fühlt sich durch Mathilde beruhigt, der sie ihr besorgtes Herz entdeckte, und die sich für mich verbürgt hat. Wie konnte sie das wagen? — Sie, die es wissen müßte, daß ich sie anbete wie eine Gottheit, hätte ihre Seele für etwas anderes Raum, als für ihre Liebe zu Edmund!

Wir bleiben einige Wochen hier. Mein Zimmer liegt neben Mathildens Wohnung, ich höre den Ton ihrer Stimme im Gesange, ihre Phantasien am Klavier, und fliehe jeden Gedanken an die Zukunft, jeden Rückblick in die Vergangenheit, um mich ungestört in mein jetziges Glück versenken zu können.

Edmund's Brief war edel, verständig und kalt, wie Alles, was von diesem Manne kommt. Wie hasse ich den Ton seiner Ueberlegenheit: er

urtheilt, wo er empfinden ſollte. Ich glaube er ahnt es, was in meiner Seele brennt, er will mein Freund ſein, damit die Braut des Freundes mir heilig bleibe. Als ob es dieſer Mahnung bedürfte, neben dem ſtillen Zauber ihres Weſens, der das Feuer meines Innern wirkſamer beſchwört, als jede andere Macht!

Mathilde erblüht ſtrahlender als zuvor; ſie iſt heiter wie ein Kind, traulich wie eine Schweſter gegen mich; ich lebe wie jene verzauberten Prinzen auf den Feeninſeln, ein Daſein der glücklichſten Gegenwart in traumesſtiller Wonne. Und wenn es ein Traum iſt, wecke mich nicht, keine Wirklichkeit kann mich dafür entſchädigen.

31.

Mathilde an Edmund.

Dies, mein Herzensfreund! soll nun der erste lange Brief für Dich werden, den ich aber doch noch in einzelnen Absätzen werde schreiben müssen.

Ich habe mich in der ersten Zeit der Genesung vielmals in dem Spiegel betrachtet und gefragt, ob ich Dir wohl gefallen könnte, wenn ich so mager und elend bleiben, mein Haar nicht wieder wachsen, meine Farbe nicht wiederkommen sollte? Eine innere Stimme hat mir dann ein

so freudiges Ja zugerufen, daß dies sicher zu meiner schnellen Herstellung geholfen hat.

Jetzt bin ich schon wieder meines Körpers Meister, und würde mich von Herzen dieser Gegend freuen, fiele mir das Genießen ohne Dich nicht immer schwerer. Die Zeit verändert Nichts an einem gerechten Schmerz.

Hier scheint die Sonne noch goldig warm auf die rebenumkränzten Ufer des Genfersees herab; Monatsrosen und Herbstblumen zieren duftig die Terrasse, die sich vor meinem Zimmer über dem See erhebt; ein schöner Farbenton liegt noch über den Bergen, und selbst das Eis und der Schnee auf dem Dent du midi und Dent du Morque sehen nicht kalt aus. Sie haben im Sommer so viel goldene Wärme von der Sonne eingesogen, daß es noch vorhält und wiederstrahlt, jetzt, wo die Sonne sich entfernt. Sieh, Edmund! so ist es mit der Liebe auch! Laß uns so warm, so innig lieben in den Tagen

unſerer Jugend, daß noch der Schnee des Alters ſich mit der Roſengluth unſerer Erinnerung ſchmückt, und wir nicht merken, wenn es Winter wird.

Du verlangſt zu wiſſen, wann und wie ich erkrankte? Eine letzte entſcheidende Unterredung mit dem Grafen, harte Vorwürfe meines Vaters, die Thränen und Klagen meiner Mutter hatten mich furchtbar erſchüttert. Wollte ich Dich, mein theurer Edmund, beruhigen über den Vorwurf, den meine Mutter Dir machte, und den Du ſelbſt Dir nur zu ſehr angeeignet haſt, ich würde Dir ſagen: weil ich ſo aufgeregt war, mißverſtand ich Deinen Brief und litt davon. Aber es iſt nicht ſo. Ich bekenne Dir vielmehr, ich habe ſeit Monaten gelitten durch Deine Briefe, weil ich zu dem Bewußtſein gelangt war, daß ich mich in einem, meiner Seele unnatürlichen Zuſtande bewegte auf dem Gebiete Deiner Weltanſchauung.

Die Krankheit hat diese Spannung gebrochen. Sie war die Krisis, welche Gott herbeiführte, mich auf's Neue glücklich zu machen, und mir durch den wiedergewonnenen Glauben an ihn, die verlorne Ruhe zu gewähren.

Als ich Dir zuletzt geschrieben hatte, war ich in tiefer Verzweiflung. Meine traurigen Gedanken zu verscheuchen, machte ich einen Spaziergang mit Konrad, bei dem ich ohnmächtig geworden bin. Er führte mich heim, man legte mich zu Bett, mein Kopf schwindelte, als ob ich in den schaurigsten Abgrund sähe. Da faßte mich, so schien es mir, plötzlich deine Hand, und Du hobst mich fliegend empor, hoch und immer höher. Je mehr ich zitterte, je fester schlossest Du mich an Dich.

So schwebten wir lange fort und ich schwankte zwischen Todesangst und zwischen der hohen Wonne, Dich wieder zu haben, Dich befreit zu wissen. Wir hatten lange schon die Gipfel der höchsten Berge

überflügelt, nur noch ganz von fern sah ich die Erde, die sich wie ein kleiner Stern in der Tiefe bewegte. Ein flammendes Lichtmeer that sich vor uns auf, dessen Glanz mich blendete, so daß ich die Augen schließen mußte, während Dich das Licht entzückte.

»Das ist die Nähe Gottes!« rief es in mir, und ich bat Dich, mich niederknieen und anbeten zu lassen, als Du mit tönender Stimme die Worte sprachest: »Das ist der Geist des All's, nun kehren wir zurück in seinen Schooß, in dem ewiges Leben, ewiges Werden ist!

Dabei breitetest Du Deine Arme in hoher Freudigkeit dem Lichte entgegen und ich sank hinab, tief und immer tiefer zur Erde, bis mich die dunkelblauen Eisspalten der Gletscher aufhielten, in denen ich allmählig erstarrte, während mein Auge noch immer Dich suchte im Lichte und in der Wärme. — Ich kann dies

Entſetzliche noch immer nicht denken, ohne es wieder zu empfinden.

Derſelbe Traum — oder laß mich es lieber *ein Geſicht nennen*, denn auch die Träume kommen von Gott und können uns heilſam werden — wiederholte ſich auf dem Höhenpunkte meiner Krankheit. Ich durchlebte ihn zum zweitenmale in ganz gleicher Weiſe. Aber als Du wieder Deine Arme ausbreiteteſt, als ich zu ſinken fürchtete und in dem Eiſe zu erſtarren, da faßte mich eine unſichtbare Hand, die mich emporhob, zurück an Deine Bruſt, während aus dem Lichtmeer die Worte ertönten, die Du ſo oft in Rührung vor mir ausgeſprochen: »Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott! — Gefühl iſt Alles, Name iſt Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsgluth!«

Sie klangen mir wie Gottesgruß. Alle Trauer wich von mir, ich rief, die Hände faltend: »Gott! mein Gott!« — und während ich ſtill in tiefer Seele ein frommes Gebet meiner Kindheit

sprach, verließen mich Schwindel, Angst und Schmerz. Ich fühlte mich frei, in dem Elemente der Luft heimisch und leicht. Nicht getragen von Dir, sondern mit eigenen, mächtigen Flügeln, mich selbst erhaltend neben Dir, knieten wir Beide im Aether, das Lichtmeer anzubeten, Jeder auf seine Weise. Ich weinte vor Freuden und lehnte mein Haupt an Dich mit einer seligen Ruhe, wie ich sie seit Jahren nicht mehr empfunden hatte.

Mich dünkt, dann habe ich lange erquickend geschlafen und gar keine Schmerzen mehr gehabt. Als ich erwachte, Dich suchte, sagte man mir, daß ich lange krank gewesen und auf dem sichern Wege der Genesung sei. Wie dankte ich Gott für mein Leben! wie glücklich war ich, wieder leben zu können für Dich.

Mein Herr und Arzt, der gestrenge Konrad, kommt mir zu melden, dies lange Schreiben sei mir schädlich, ich müsse enden für jetzt. Ich glaube

aber, er hat Langeweile und möchte, daß ich mit ihm plaudere. Sehen Sie, Konrad! was ich ſchreibe? Beklagen Sie den armen Edmund nicht, der nur dieſe todten Worte erhält, während Sie das Glück meiner Gegenwart genießen? —

Auf morgen denn, mein Edmund! und viele Küſſe Dir zur guten Nacht.

Morgens.

Wir leben hier ganz ſo gleichmäßig als in Interlacken. Ich fahre mit den Eltern aus, gehe mit Konrad nach wie vor ſpazieren, er rudert mich auf dem See umher, wir leſen zuſammen, und er wird ſo wenig müde, nach Dir zu fragen, von Dir zu hören, als ich von Dir zu ſprechen.

Da er viel jünger iſt als Du, und ganz weltunkundig, kann ich ihm nicht böſe ſein, wenn er Dein Weſen nicht verſteht. Deine Ruhe ſcheint ſeiner lebhaft bewegten Jugend nicht die

Folge der Erfahrung, sondern Kälte zu sein. Deine Weltanschauung, Deine religiösen Ansichten sind ihm fremd. Diese letztern sind der einzige Punkt, in dem ich mit Konrad sympathetischer fühle als mit Dir, der wie wir katholisch ist.

Seit unserer Verlobung hatte ich um Deinetwillen das Abendmahl nicht mehr genommen, so sehr die Eltern dies mißbilligten. Jetzt nach meiner Genesung trieb es mich dazu. Ich gestand dies den Eltern, sie umarmten mich unter Freudenthränen, und wir beschlossen, an einem der nächsten Tage die heilige Handlung zu begehen. Abends sprach ich mit Konrad von diesem Vorsatz, als wir, von den Bosquets heimkehrend, noch das Plateau bestiegen hatten, auf dem die Kathedrale liegt.

Du kennst die Schönheit dieses Platzes. Hoch über der Stadt, von riesigen Bäumen beschattet, ruht der ehrwürdige altersgraue Dom. Es

war nach Sonnenuntergang, man läutete zur Nacht. Einzelne Spaziergänger wanderten vorüber, Knaben ſpielten auf dem Platze und kletterten auf der Brüſtung umher. Schlafdämmernd, wie nahende Träume, ſenkten ſich die blauen Abendſchatten auf das Städtchen im Thal herab, vom Dent du midi fiel der Wiederſchein des Alpenglühens röthlich über den Spiegel des Sees. Ganz hell unterſchied man noch die Felſen von Meillerie und die hochgelegenen Flecken und Dörfer des jenſeitigen Ufers. Das Dampfſchiff zog ſtill mit ſeiner Rauchſäule dem Hafen von Ville neuve entgegen, als trüge es lauter müde Kinder zur Ruhe.

Die Stille that mir wohl, die Ruhe in der Natur ſtand in ſchönem Einklang mit dem Frieden, der meine Seele erfüllt, ſeit ich mit meinem Gotte wieder Eines geworden, auch Dich ruhiger und beſſer liebe als zuvor. Ich ſprach dies gegen Konrad aus

»Wohl Ihnen!« rief er, und dann nach einer Pause: »daß auch ich sagen könnte, ich habe Frieden!«

»Suchen Sie ihn ernstlich, Konrad! und Sie finden ihn.«

»Und wie, und wo?«

»In sich und im Gebet. Ich nehme mit meinen Eltern seit langer Zeit zum erstenmale wieder das Abendmahl. Sie sind der Unsern Einer, gehen Sie mit uns; und wenn ich Gott danke, daß er mich noch leben ließ, will ich für Sie um Frieden beten, den er als Werkzeug brauchte, mich zu retten!«

Konrad war bewegt Er gab mir die Hand als Zusage. Seitdem haben wir das Abendmahl genossen, und es hat Konrad sichtlich gut gethan. Er ist ernster, aber ruhiger geworden, hat auch auf meine Bitten zweimal seiner Braut geschrieben, und denkt liebevoller ihres Werthes als zuvor.

Wieder ermahnt man mich, nicht allzu lang zu ſchreiben, beſonders da ich heute etwas angegriffen bin. So will ich enden, um mich für Dich zu ſchonen, theurer, theurer Freund!

Beim Beginn des Winters gehen wir nach Paris. Mir wäre die Stille dieſes lieblichen Orts willkommener als das Geräuſch der groſſen Welt, und jede Reiſe iſt mir eine Laſt, die mich nicht zu dem Ziele meiner Sehnſucht führt, zu Dir!

35.

Konrad an Rudolf

Als schon die Welt dastand in ihrer ganzen Schönheit, erschuf Gott am letzten Tage die Krone der Schöpfung: das Weib! Das Weib in seiner Verklärung ist das Ideal der Menschheit geblieben, die Kunst hat nichts Höheres erfunden als die Madonna, die das Weib ist in seiner erhabenen Schönheit und Reinheit. —

Ich habe sie mit Augen geschaut und an ihrer Seite gebetet zu Gott, daß er mir die Kraft gebe, sie nicht zu begehren, nicht mit dem Schat-

ten eines unheiligen Gedankens ihre Engelssittige zu entweihen. Den Tod im Herzen habe ich mich Edmund angelobt, als treuer Wächter über sie für ihn.

Da war die heilige Handlung zu Ende: die Eltern umarmten die ihnen neugeschenkte Tochter, umarmten mich. Die Orgel rauschte in Jubelhymnen, die Wölbungen der alterthümlichen Kapelle schwammen im Morgengold der Sonne, und wie eine Madonna auf Wogen des Lichtes schwebte sie heran und ihre Lippen berührten die meinen.

Gott des Himmels! der Du die Gnade bist, warum starb ich nicht in dieser Stunde?

Ich hasse Edmund, und ich möchte ihn lieben können, weil sie es will. Ich könnte mein Leben für das seine in die Schanze schlagen um ihretwillen, und doch hasse ich ihn für sein kaltes: »ich vertraue sie Ihnen und bleibe immerdar ihr Schuldner!« Er weiß es also, daß ich sie liebe.

Sie ist sein, er wird sie besitzen und lieben,

wie man ein Weib liebt: sie wird die Mutter seiner Kinder werden und dann — dann will ich sie nie, niemals wiedersehen Ich ertrage den Gedanken nicht!

Mathilde verlangt, daß ich an Edmund schreibe, seinen Brief beantworte — es muß auch am Ende wohl geschehen. Aber ihm danken? wie ist das möglich? — Was soll ich ihm denn sagen?

36.

Konrad an Edmund.

Die Güte, welche Sie, verehrter Herr! mir ohne mein Verdienſt bewieſen haben, macht es um ſo ſtrafbarer, daß ich Ihnen erſt heute dafür danke. Fräulein Mathilde aber wird Ihnen bereits mitgetheilt haben, wie lebhaft mich Ihr Brief ergriffen hat. Ich habe auf Ihren Rath das Anerbieten des Herrn von S. angenommen und begleite die mir ſo gütige Familie nach Paris.

Sie ſelbſt erklären Ihre Weltanſchauung als ein Reſultat Ihrer Erfahrungen, und üben des-

halb hoffentlich Nachsicht gegen mich, den Unerfahrenen, der Ihnen noch nicht überall beipflichten kann, am wenigsten, wenn Sie der schlichten, weiblichen Einfalt als eines Vorzuges, und der noch zu machenden Ausbildung des geliebten Weibes, als eines Glückes gedenken. Vielleicht muß man, um dieses zu empfinden, mehr als ich die eigene Bildung vollendet wissen; vielleicht auch dächten Sie selbst anders, besäßen Sie nicht in Ihrer Braut alle Vorzüge edelster Weiblichkeit vereint.

Sie sagen mir: »Trachten Sie in sich selbst klar zu werden, dann erziehen Sie sich Ihre Frau!« — Helfen Sie mir zu dem ersteren, sagen Sie mir, wie man sich der eigenen Achtung, der Liebe edler Menschen würdig macht!

Ich bin mit Widerstreben an diesen Brief gegangen, ich hatte Scheu vor Ihnen. Aber der Mann, den eine Mathilde lieben, so lieben kann, muß groß und edel sein. Ich muß Sie lieben, Sie verehren lernen oder Sie tödtlich hassen, denn

— das Wort muß ausgesprochen werden, wenn ich mich nicht verachten soll — ich liebe Ihre Braut!

Sie ahnt es nicht, mein Wort darauf, sie soll es nie von mir erfahren.

Von Ihnen, Edmund! erwarte ich mein Urtheil. Zögern Sie mit Ihrer Antwort, wenn Sie mich aus Mathildens Nähe verbannen; denken Sie, daß jede Minute neben ihr ein Glück ist für mich. Können Sie mir aber vertrauen, können Sie an die Festigkeit eines Mannes glauben, der Mathildens Liebe werth zu sein wünscht, auch ohne die Hoffnung, ihr dies jemals auszusprechen, dann sagen Sie mir sobald als möglich, daß ich bleiben darf.

37.

Edmund an Mathilde.

Wie sieht ein volles Briefcouvert aus liebster Hand uns freundlich an! — So oft ein solches von Dir, meine Mathilde! zu mir gelangt, zögere ich in vorahnender Freude, es zu erbrechen. Ich möchte, wie Kinder vor dem Weihnachtsbaume, lauschen und, durch die Spalte sehend, mich des Glanzes aus der Ferne freuen, ehe ich mir die ganze Pracht auf einmal gönne.

Da sage ich mir all die Liebesworte vor, mit denen Du mich schmückst, denke der Herzens-

freude, welche der letzte Brief mir brachte, und jedesmal weißt Du, Holde! meine Erwartungen zu übertreffen und liebenswürdiger zu scheinen, als noch je zuvor. Wie soll es denn erst werden, wenn die ganze Fülle Deiner Liebesschönheit mich wieder überfluthet, wie das Lichtmeer, dessen Glanz im Traume Dich geblendet hat? — Erhellt doch schon der Wiederschein Deines Wesens, der sich in diesem lieben Briefe spiegelt, meine Zelle so schön, daß gerade, als ich ihn erhielt und las, eine verspätete, flammende Nelke mitten in dem grauen Herbsttage die Hülle sprengte, um zu blühen. Die Pflanze danke ich der Gunst des Aufsehers, sie hat mir Freude gemacht in mancher trüben Stunde. Wie gern sähe ich die dunkelrothe Blume in Deinem lichten, schönen Haare prangen!

Dein Brief hat mich sehr gerührt. Die heilige Kindereinfalt Deines Traumes beschämt mich und meinen fanatischen Eifer. Ich wähnte Dir

die Gesetze der höchsten Freiheit zugänglich zu machen, meine Mathilde! während ich Dir mit unverständiger Härte eine Ueberzeugung aufzudringen strebte, welche nie die Deine werden konnte.

Nach Vollendung in sich ringen, das heißt vor Allem, gerecht und duldsam sein, und das Princip freier selbstständiger Entwicklung ehren in dem Nebenmenschen. Sieht doch mit dem leiblichen Auge jeder Mensch die Außenwelt, die in festen Umrissen vor ihm liegt, verschieden an, wie vielmehr muß dies der Fall sein mit jenen Bereichen, die uns nicht sichtbar, die uns nur durch Vermuthungen des Geistes erfaßbar sind. Und ich wollte Dich zwingen, in einer Weise zu sehen, die Deiner Anlage widersprach, ich konnte Dich tadeln, daß Du dieses nicht vermochtest! — Wie thöricht ist der Mensch in der Verblendung seiner Eitelkeit, wie gefährlich der Egoismus der Liebe!

Gewiß, Mathilde! vor ähnlichen Ungerechtig-

keiten bist Du künftig gesichert. Ich verberge Dir es nicht, und Du weißt es, Deine Anschauungsweise kann nie die meine werden; aber wir lieben Beide das Schöne, wir streben nach Wahrheit, wir wollen das Gute, dies genügt vollkommen, uns überall im Mittelpunkte unseres Wesens zusammenzufinden, wenn schon wir auf verschiedenen Wegen dahin gelangen. Laß uns denn unbeirrt aneinander halten in redlichem Streben, in fester gegenseitiger Liebe.

Mit wachsender Ungeduld sehne ich das Ende der Verhandlungen heran, denn noch immer glaube ich an meine Freisprechung; aber sollte ich selbst verurtheilt werden, so würde ich, wie ich mich kenne, die ungünstige Entscheidung leichter tragen, als diese quälende Ungewißheit. Kann man doch von dem Tage des Urtheils ab die Stunden zählen, welche uns von der Freiheit trennen, kann man sich doch sagen, daß jede überstandene Stunde uns ihr näher bringt. Die

Gewißheit iſt ein Feind, dem man nur mit Muth begegnen muß, um ihn zu überwinden, die Ungewißheit iſt ein laſtendes Geſpenſt, ein Alpdruck, der unſere Kraft vernichtet, gegen den ein Kampf unmöglich iſt. Ich habe jetzt oft die Empfindung gehabt, als wanderte ich in finſterer Nacht einem geliebten Ziele entgegen, deſſen helle Fenſtern mir von Bergeshöhen leuchtend winkten durch die Dunkelheit. Mit ungeduldiger Achtloſigkeit ſtürmt man, das Ziel im Auge, über Steine und Bäche, durch Dornen und Hecken, bis man plötzlich die Folge dieſer Raſtloſigkeit in tiefer Erſchöpfung empfindet, wenn man endlich, dem erſehnten Lichte nahe, zuſammenzubrechen fürchtet.

Ich klage Dir nicht oft, meine Mathilde! aber Du haſt ein Recht auf meine Leiden, auf meine trüben, wie auf meine heitern Stunden. Ich bin müde, Mathilde! recht innerlich müde ſeit einigen Tagen. Der Mangel der Freiheit, die Sehnſucht nach Dir, ermatten mich. Was hilft

es, daß ich alle Theorien durchſtudire, in denen die Weisheit vergangener und gegenwärtiger Tage, die Freiheit des Individuums, Zufriedenheit und Glück geſucht hat? Ein Gefangener ſeit langer Zeit, bin ich nicht frei und kann nicht zufrieden ſein getrennt von Dir! Denken, grübeln, Pläne machen, genügen nur für kurze Zeit dem geſunden, thätigen Geiſte. Die Zelle beengt mich, das Umhergehen in den engen Bretterwänden des Gefängnißhofes iſt mir unerträglich geworden und ich verlaſſe das Haus bisweilen in zwei, drei Tagen nicht, obſchon ich mir ſage, daß dies meinen Zuſtand nur verſchlimmert.

Tröſtlich iſt mir allein der Gedanke, Dich glücklicher zu wiſſen. Wie gönne ich Dir tauſendfältig jede Lebensfreude! wie lieb iſt es mir, daß Dir die lachenden, faſt italieniſchen Ufer des Genfer Sees gefallen und Konrad's Begleitung Dir willkommen iſt! Indeß wenn mir durch die Gunſt des Zufalls bisweilen ein Blick in's Freie gegönnt

wird, wenn ich ſehe, wie es hier ſo gar herbſtlich iſt, wie die letzten dürren Blätter der ſpärlichen Weiden vom Winde gepeitſcht, regenfeucht durch die Luft ſauſen, und ſelbſt die traurigen Diſteln auf der dürren Heide noch gelber und ſtarrer ausſehen unter den erſten Schneeflocken, die aus den grauen, ſchweren Wolken niederfallen, dann denke ich mit Zorn an mein Geſchick, und mißgünſtig an Konrad, der ſo glücklich iſt an der Stelle, die mir gebührte, neben Dir. Ich mißgönne ihm dann Deine ſonnigen Augen, den warmen befruchtenden Strahl Deines Geiſtes, die ſüßen Plaudereien mit Dir, Dein ernſtes, liebevolles Wort und die ſpringende, tändelnde Kindeslaune Deines Scherzes Verſchwende nicht zu viel an ihn, es iſt Alles mein, doppelt mein, da ich mich danach ſehne und es ſo lange ſchon entbehre. Ich muß mir wiederholen, er habe mir Dein Leben erhalten, um zu fühlen, daß er das Glück Deiner Nähe verdiene.

Was Du mir über ihn allmälig in Deinen Briefen gesagt hast, vervollständigt mir das Bild eines jungen Mannes, der in Folge unklarer Begriffe, nach scheinbarer Ehre und trügerischem Glanze strebend, das Gute geringschätzt, welches ihm geworden ist. Was er nahe besitzt, verschwindet vor seinem in die Ferne gerichteten Auge, was er dort ahnend sieht, scheint ihm erstrebenswerth.

Hüte Dich, Konrad in Deine religiöse Richtung zu ziehen, laß Dich durch mein eignes Beispiel warnen, das Dir selbst nur zu viel Schmerz bereitet hat. Mache ihn nicht von der Wirklichkeit abwendig, hüte Dich überhaupt ihn zu exaltiren. Das ist Gift für unfertige Naturen wie die seine. Ich traue ihm die Kraft und den Willen zu, sich durchzuarbeiten, aber er wird Zeit brauchen, ehe er auf dem Grindelwalde sein Geschick segnet, das ihm einen schönen, einfachen Lebensgang auf sicherem Wege vorbereitet hat.

Wie glücklich wollte ich sein auf eigener Scholle,

im fernſten, tiefſten Thale des freien Vaterlandes! wie bald in Deinen Armen könnte ich jetzt die Mauern verlaſſen, die mich vielleicht noch lange halten

Lebe wohl! und liebe Deinen Edmund, der Dich ſo ſehr liebt, daß er ſich vor Dir ſeiner Niedergeſchlagenheit nicht ſchämt und der gerne getröſtet ſein möchte durch die ſüßen Liebesworte ſeiner Mathilde.

In dieſem Augenblicke bringt man mir einen Brief von Konrad, der lange auf ſich warten ließ. Ich beantworte ihn umgehend, heute iſt es zu ſpät.

Edmund an Konrad.

Ich hatte eben meiner Braut geſchrieben, als ich Ihren Brief erhielt, lieber Konrad!

Sie berichten mir Nichts, was mich befremdet; ich ahnte dieſe Neigung. Ein junger Mann, der das Glück hatte, einer Mathilde das Leben zu retten, ihr Pfleger, ihr beſtändiger Begleiter zu werden, konnte ſchwerlich dem Einfluſſe widerſtehen, den Mathildens Perſönlichkeit ſchon an und für ſich ausübt.

Ich am wenigſten könnte Ihnen zürnen, weil

Sie sie lieben. Die Eindrücke, die wir empfangen, kommen uns ohne unser Zuthun, aber wir sind verantwortlich für das, was wir daraus machen. Sie können meine Braut nicht begehren wollen, also müssen Sie dieselbe verlassen, um ihre Ruhe nicht zu stören.

Ich glaube Ihren Versicherungen unbedingt, ich glaube auch an Ihre Selbstbeherrschung, aber weil ich einst, als ich in Ihrem Alter war, ähnliche Verhältnisse durchlebt habe, sage ich Ihnen, daß Sie scheiden müssen. Es ist männlich, einem Feinde zu trotzen und Stand zu halten, dessen Ueberwindung uns Ehre bringt in gerechter Sache; kann aber unser Unterliegen fremdes Glück vernichten, so ist es männlicher, dem Kampfe auszuweichen und der Ehre des Sieges großmüthig zu entsagen. Ich that es nicht, und habe es durch langes Leid gebüßt.

Fern sei es von mir, zu fordern, daß Sie nun gleich den Postwagen besteigen und abreisen

ſollen in der Stunde, in der Sie meinen Brief erhalten. Es würde meine Braut beunruhigen, und Sie ſelbſt werden wiſſen, wie ſehr ſie noch der Ruhe nöthig hat. Leiten Sie alſo Ihre Abreiſe allmälig und vorſichtig ein, damit ſie nicht auffallend erſcheint, ich vertraue dabei Ihrer Liebe für Mathilde. Scheiden Sie ruhig von ihr. Sie haben nur die eigene Neigung zu bekämpfen, dieſe beſiegt ein feſter Wille. Hart gegen ſich ſelbſt zu ſein iſt leicht; nothwendige Härte zu üben gegen ein geliebtes Weſen, eine kaum zu überſtehende Aufgabe.

Sie ſehen, Konrad! ich erwidere Ihr Vertrauen. Sie wollen Ehre, Ruhm, die Achtung der Menſchen gewinnen: Mathildens Achtung und die meine ſind jetzt für Sie zu verdienen, und es handelt ſich auch um die Wahrung Ihres eignen Glückes.

Schreiben Sie mir und glauben Sie, daß nicht kleinliche Eigenſucht meinen Rath leitet,

sondern die Ueberzeugung, daß Ihre Entfernung nöthig ist, uns Allen Schmerz und Vorwürfe zu ersparen, und Frieden zu bereiten.

39.

Mathilde an Edmund.

Erſt übermorgen kann ich die Antwort auf meinen letzten Brief erhalten, und doch will ich heute den neuen abſenden, um den freundlichen Gott des günſtigen Zufalls zu ſpielen in der Einförmigkeit Deines Lebens, mein theurer Edmund! Der ſchönſte Aufgang der Sonne, den wir mit Sicherheit erwarten können, erfreut oft weniger, als ein lichter Sonnenblick, der unverhofft durch die bleifarbenen Wolken des Herbſtes zu uns

niederlacht. Solch ein Sonnenblick sei Dir mein Brief

Oft frage ich mich, was ich Dir noch zu schreiben habe, da mein ganzes Wesen offen vor Dir liegt, und das Beste in mir Dein Werk, Dein Eigenthum ist; dann aber denke ich unserer Gespräche und fasse Muth, Dir immer wieder zu sagen, was Du schon weißt, den Inhalt meines Lebens: ich liebe Dich. Nur neben Dir fühle ich mich reich im Geiste, weil der Deine mich erleuchtet, und wenn Du mir ein flammend Sternchen zuwiefest aus Deiner Höhe, so pflege ich es, hüte es in meiner Seele und ziehe es groß mit aller Liebe meines Herzens, bis es gewachsen ist und Dir, durch mich wiedergegeben, neu erscheint, weil es, geistig neugeboren und von mir durchliebt ist. Dann denkst Du, es sei mein, und dankst dafür, als ob ich es Dir schenkte, während es doch Dein ist ganz und gar, und gerade darum wieder mein Das ist die wahre Gegenseitigkeit

und die wahre Gemeinschaft inneren Besitzes, die der arme Konrad einst in seiner Ehe ewig entbehren wird.

Je mehr ich ihn kennen lerne, je öfter ich Mariannens Briefe sehe, um so sicherer überzeuge ich mich, daß es nicht wohlgethan war, ihn auf's Neue an sie festzuknüpfen Konrad, der so viel Schönes in sich bietet, darf mehr fordern, als Marianne jemals leisten wird. Mein Gewissen klagte mich der Vermessenheit an, mit der ich eingegriffen in sein Recht der freien Selbstbestimmung, und ich schelte mich, daß ich nicht den Muth habe, ihm, dem Retter meines Lebens, die Wahrheit zu bekennen, die ich ihm schulde, den Irrthum einzugestehen, den ich in bester Absicht gegen ihn beging. Täglich fasse ich den Entschluß, ihm Alles dies zu sagen, täglich schrecke ich davor zurück, denn meine ganze Natur scheint mir verwandelt zu sein. Ich habe Scheu vor jeder Gemüthserschütterung, vor jeder Aufregung

Eine ernste Beschäftigung erscheint mir schwer, ich vermag selbst die Briefe nicht zu lesen, die ich vor meiner Krankheit von Dir, mein Edmund! empfangen habe. Anfangs beunruhigte mich diese tiefe Abspannung, und ich schämte mich ihrer, wenn ich Dein gedachte, bis ich mir sagte, daß gerade Deine Anschauungsweise das Ruhebedürfniß einer Seele nach körperlichem Leiden erklärlich scheinen läßt.

Zählte ich nicht in angstvoll und hoffender Sehnsucht die Tage des Novembers, die bis zur endlichen Verkündigung Deines Urtheils noch entfliehen müssen, ich würde kaum glauben, daß wir nun schon länger als vier Wochen in diesem lieblichen Bewar verweilen. Ein sanftes Hinträumen, meiner eigentlichen Natur so fremd, ist über mich gekommen; ich verlange nach Stille, nach mildem Sonnenlichte, nach Ruhe, um stark zu sein für die Stunde des Schmerzes oder des Glückes, die uns bevorsteht. Dabei tritt mir

wunderbar der Widerſpruch entgegen, daß die Zeit bis zu jenem Tage mir unabſehbar lang erſcheint, daß ich ihr ſchleichendes Schreiten, das laſtende Gewicht der zögernden Sekunde fühle, die mich von jenem Augenblicke trennt, während ich doch zugleich mit einer Art von Angſt empfinde, wie flügelſchnell die einzelnen Stunden und Tage mir entfliehen

Abends.

Konrad's Vorſchlag, mit ihm auszugehen, unterbrach mich im Schreiben. Wir ſind bis Montreux gewandert, die Simplonsſtraße entlang, auf den erhöhten Ufern des Sees, der zwiſchen Weingärten und Landhäuſern überall in tiefer Bläue hervorſchimmerte. In Montreux, das ganz geſchützt vor Winden, am Fuße eines Hügels liegt, ſtanden die Roſen noch in voller Pracht und eine Myrthe brachte in ihrer Krone dem Herbſt die letzten Blüthen dar, wo der Sonnenſchein ſie

traf. Konrad ſtieg auf eine Hecke, mir die Blüthen zu pflücken, die ich, als gute Vorbedeutung, zum Kranze gewunden, mir in das Haar drückte. Winzer, die uns auf dem Heimwege begegneten, hielten uns für Brautleute und ſcherzten darüber mit uns. Der gutgemeinte Scherz fuhr mir als zuckendes Weh durch die Bruſt, und ſtörte mich in der ſtillen Freude, die mir die ſanfte Abendruhe in die Seele gehaucht hatte. Iſt mir es doch, als müßte Dein Name aus meinem Herzen emporleuchten bis auf mein Geſicht, als müſſe die ganze Welt es wiſſen, daß ich Dein bin, mein Edmund!

Ein Miſſempfinden iſt über mich gekommen, eine ſo ſchmerzliche Sehnſucht nach Dir, daß ich den Brief erſt jetzt wieder vorzunehmen vermochte, da die Stunde des Poſtabganges mich zwingt, ihn ſchnell zu enden. Konrad ſelbſt will ihn zur Poſt beſorgen, der treue Liebesbote! Er wird verzeihen, daß ich ſeine ſchöne Myrthe zerſtöre,

und alle ihre Blüthen in diesen Brief lege, um dem Geliebten, dem Verlobten, ein wenig Frühling in seinem Winter hervorzuzaubern

Gebe Gott uns das Glück des Wiedersehens so bald, als ich es von ihm erflehe.

10.

Mathilde an Edmund.

Wäre Dein Brief nicht so mild und klar wie Du selbst, mein Edmund! rührte mich nicht die Duldung, welche Du gegen meine religiöse Richtung übst, und wäre ich nicht gar zu traurig über Deine Klagen, so würde ich heute zum erstenmale Dir neckend eine leise Anwandlung der eifersüchtigen Schwäche vorwerfen, die Du an mir zu tadeln so großes Recht gehabt hast.

Aber wo sollte ich den Muth zum Scherze finden, wenn Du leidest! so sehr leidest, daß es

Dich, den Ruhigduldenden zur Klage zwingt. Könnte ich bei Dir sein, mit meiner Hand die Falten des Kummers glätten auf Deiner Stirne und so lange liebevoll in Deine Augen schauen, bis helle Hoffnungsstrahlen daraus hervorblicken, wie Meeresleuchten aus der unergründlich dunkeln Tiefe!

Laß es uns einander geloben, daß, einmal wiedervereint, wir uns nimmer trennen; denn trennen, Edmund! kann man sich nicht mehr, wenn man ganz die Schmerzen kennt, die es erzeugt. Wie schilderst Du wahr die Sehnsucht, die sich nach dem Ziele drängt, wie theile ich sie mit Dir, in Furcht und Hoffnung bebend! Je näher mir der glückesvolle Gedanke Deiner möglichen Befreiung tritt, um so weniger wage ich, ihn in das Auge zu fassen. So mag es dem Verschmachtenden sein, der lange wandert in brennender Wüste, wenn die täuschenden Wüstenbilder ihm rieselnde Quellen zeigen unter schattigen Pal-

men, denen er zu nahen zögert, weil er fürchtet, sie in der trostlosen Leere versinken zu sehen.

Wäre ich frei, hielt mich nicht die Pflicht neben der leidenden Mutter fest, ich ertrüge die Spannung dieser nächsten Wochen nicht so fern von Dir. Ich möchte die Richter beobachten, wenn sie in das Gefängniß schreiten, Euer Urtheil zu verkünden, ich möchte in ihren Mienen unser Schicksal lesen, die Menschen befragen, die aus dem Saale kommen — und Dich sehen. Dich sehen, mein Edmund, wenn die glückliche Stunde schlägt, wenn Dein Fuß die Schwelle des Kerkers überschreitet, dessen Mauern so grausam lang uns trennten.

In Konrad's Seele weine ich die Klagen aus, welche die Angst der Entfernung mir erpreßt. Er ist immer derselbe in freundlicher Geduld. Daß er einst glücklich wäre! daß ich ihm die Güte und Treue vergelten könnte, die er mir so brüderlich beweist. Ich liebe Konrad sehr, und auch Du

wirſt ihn lieben, wenn Du ihn kennen wirſt, wie ich.

Abends

Edmund! was haſt Du dem Konrad geſchrieben! Er läugnet, daß der Brief von Dir ſei, aber Konrad iſt verſtört und bleich, und die Aufſchrift des Briefes, den er erhielt in meinem Beiſein, war ſicher von Deiner Hand.

Um Gotteswillen ſaget mir, was iſt geſchehen? Ich fühle es an der Todesangſt meines Herzens, daß uns ein Unglück droht. Du wirſt Konrad geſchrieben haben, daß er mich vorbereite — ich ſehe es, er verbirgt mir etwas, er bekämpft einen tiefen Schmerz. Lieber Edmund! warum ſagſt Du mir's nicht ſelbſt? Iſt denn das Schwerſte nicht ſchon leichter, wenn Deine Liebe es mir verkündet?

Später

Konrad kann nicht läugnen, daß der Brief von Dir gekommen iſt, und verſchweigt mir dennoch, trotz meines Flehens, ſeinen Inhalt. Du biſt geſund, betheuert er, das Urtheil iſt noch nicht verkündet. Aber was iſt denn geſchehen? Warum zeigt mir Konrad nicht den Brief? Warum füllen ſich ſeine Augen mit Thränen, wenn er auf mich blickt? Welch furchtbares Unheil ſteht mir denn bevor?

Antworte mir, Geliebter! und nimm die Pein der Ungewißheit von mir. Antworte mir und verhehle mir Nichts, bin ich doch Dein, und Dein Geſchick das meine.

41.

Konrad an Rudolf.

Ich darf nicht ſterben, denn mein Tod würde ſie betrüben — und ich muß fort von ihr. Edmund verlangt es ſo.

Aber kann denn ein Menſch das Leben, das Glück des Andern fordern? darf er verlangen, daß ich dem Glück entſage, ſtatt es zu erkämpfen? — Ich könnte bleiben, ich könnte verſuchen um ihre Liebe zu ringen; ſie ſieht mich leiden, ſie würde Mitleid haben mit meinem Schmerz.

Mitleid? will ich das von ihr? Ist bloßes Mitleid der Lohn für die heiße Flammenblüthe meines Herzens? — Tagelang, Wochen hindurch habe ich gelebt an ihrer Seite in schmerzlich süßem Leide: ihre Sehnsuchtsklagen um Edmund habe ich angehört, und sie hat gewähnt, die brennenden Thränen, welche die Eifersucht meinen Augen entpreßte, seien die milden Perlen brüderlicher Liebe. Ich habe Höllenpein erduldet, und möchte dennoch bleiben, bleiben in ihrer Nähe, und so wahr als Gott lebt, ewig schweigen wie bisher, wenn Edmund es mir gönnte.

Nachts empor zu schauen nach dem Lichte ihres Schlafgemaches ist mir Wonne; zu wandeln an ihrer Seite, ihr Auge zu sehen, ihre Stimme nur aus der Ferne zu hören, ist mir Seligkeit. Ich wage nicht, ihre Hand zu berühren, ich verlange, ich begehre nichts — warum verbannt er mich — warum verjagt er mir, mein

Leben hinzuträumen im Sonnenlichte ihres Blickes? Was kann er von mir für Mathilde fürchten, die nur in ſeinem Gedenken lebt?

Er mahnt mich an Ruhm und Ehre. Für wen wünſchte ich ſie zu erſtreben, als für ſie? Sie ſind mir werthlos fern von ihr, die mir die Welt iſt.

Aber wie kann ich ſchreiben, wie mich ſelbſt der wenigen Augenblicke berauben, die mir noch zu leben bleiben? Thor, der ich bin!

Ich will zu ihr, ſie ſehen, ſie anſchauen, ſo lange mein Blick ſie noch erreichen kann — und dann fort! gleichviel wohin, da ich nur zu gewiß bin, ſie nicht zu finden an dem Ziele. Nur der Menſch kann ſo grauſam ſein, den Menſchen aus dem Paradieſe zu ſtoßen, und ihn hinausgehen zu heißen in die öde, todte Welt, ohne Ziel, ohne Wunſch, ohne Hoffnung. Gott hat dies nie gethan — die Bibel lügt, wenn ſie

dies sagt von dem Allmächtigen, der ja die Liebe ist.

Leb wohl — ich will zu ihr! — Was soll's denn werden, kann ich das nicht mehr sagen? —

22.

Edmund an Mathilde.

Es iſt Nacht, man hat uns die Gunſt einer Kerze gewährt, weil man wohl wußte, daß dieſe Stunden uns ſchlaflos vergehen würden. Morgen wird unſer Urtheil uns verkündigt.

Unſere Vertheidiger ſind bei uns geweſen am Abende; die Sentenzen ſind härter ausgefallen, als man erwartete, es ſind acht Todesurtheile gefällt, viele unſerer Freunde zu lebenslänglichem Gefängniſſe verdammt — aber auch die Zahl der gänzlichen Freiſprechungen iſt nicht gering.

Alle Herzen der Gefangenen ſchlagen bange an die Bruſt in dieſer Nacht: wie viele Thränen mögen fließen, welch flehende Gebete mögen aus den Seelen ſich gläubig emporringen, Hülfe zu erlangen von jenem erträumten Weſen, das unſer Schickſal lenken ſoll.

Nicht die Todesurtheile ſind es, die mich erſchüttern in dieſem Augenblicke, denn man wird, man kann ſie nicht vollſtrecken: es iſt der Gedanke an den unvermeidlichen Zuſammenhang der Menſchenloose, an die fortzeugende Kraft der menſchlichen Thaten, der mir das Herz bewegt. Aus ferner Vorzeit ſtammt das Unheil, das die Theilung Polens der fremden Habſucht möglich machte. Die Schuld unſerer Väter wollten wir tilgen, und büßen, als Erben ihres Unrechts, ihr Verbrechen. Das Volk, das unſere Vorfahren in ariſtokratiſcher Verblendung knechteten, ließ ihre Söhne beiſtandslos in dem Kampfe, der für des Volkes Erhebung gläubig und liebevoll be-

gonnen ward. Die nothwendige Folgerichtigkeit verlangt ihr Recht so unerbittlich, als die Phantasie des Christen sich den Engel des Gerichtes vorstellt.

Du schläfst vielleicht von stillem Traume gewiegt, meine Mathilde! während die tiefste Bewegung meines Herzens Dir gilt, der Sorge um Dich. Wenn ich verurtheilt würde, wie furchtbar würde mein Loos sich an Schwere verdoppeln, da es Dich träfe mit mir, da es Deine Jugend der Freude, Dein Leben des Glücks berauben würde. Aber während ich dieser Möglichkeit mit tiefem Schmerze gedenke, ist in mir das Glücksbewußtsein unserer Liebe so unwandelbar lebendig, daß auch in dieser Stunde ich nicht zu wünschen vermag: »hätte Mathilde mich nie gefunden!« — Ich möchte den goldnen Sonnenschein des Glückes ausbreiten über Dein theures Haupt, die unverwelklichen Rosen der Freude streuen auf den Pfad, den Dein Fuß betritt — urtheile, wie sehr

ich Dich lieben, wie unauflöslich verbunden ich unser Dasein fühlen muß, wenn auch jetzt, wo durch mich Dir jahrelanger Kummer droht, ich noch den Tag segne, der uns verbunden hat, die Stunde, in der Du Deine Zukunft mir geschenkt. Tiefer, bewußter wird kein Weib geliebt als Du, mehr zu eigen kann sich ein Mensch dem andern nicht empfinden, als ich Dir eigen bin, und so wird die Liebe mir auch die Kraft verleihen, Dich zu stützen und zu tragen, sollte noch längere Trennung uns auferlegt werden.

Es ist kalt in der Zelle, Alles todtenstill. Nur die Anrufe der Schildwachen tönen durch das Gebraus des heulenden Sturmes bisweilen zu mir herauf, und der Regen schlägt prasselnd an die Fensterscheibe. Werde ich morgen Nacht noch hier verweilen in erschwerter Sorge um Dich? — werde ich frei sein, mit der seligen Gewißheit Dich bald zu sehen, bald zu halten? — Mein Kopf brennt, meine Pulse schlagen; es ist ein

überwältigendes Gefühl auf ſolchem Wendepunkte zu ſtehen Ich wollte, dieſe Nacht wäre vorüber. Ich will verſuchen, ob ich ſchlafen kann, die Stunden ſchleichen zu langſam. Gute Nacht, Mathilde! Wann wird mein Mund dieſe Worte Deinem Ohr vernehmlich ſprechen? Gute Nacht Mathilde! meine, meine Mathilde! —

Morgens.

Ich bin frei! frei Mathilde! — nur durch Tage, durch Stunden nur von Dir getrennt. O! es verlangt mich unausſprechlich das Glück dieſes Augenblicks, das Leid einer langen Vergangenheit auszuweinen in Thränen der Freude an Deinem Buſen! Endlich mein, das geliebte Weib! endlich mein Eigen!

In wenig Minuten verlaſſe ich dieſe Zelle, aber mein Herz krampft ſich zuſammen mitten in meinem Glücke, denn viele meiner Freunde verlaſſen das Gefängniß nicht; viele Augen be-

weinen in dieſer Stunde das Loos der Ihren, und ſehen eine lange, düſtere Zukunft vor ſich, die ihren Schatten wirft auch über meine Freude.

Man trägt meine Sachen fort, ich ſiegle den Brief. Noch einen letzten Blick auf dieſe Wände! Wie habe ich hier Dein liebend gedacht, wie ſehr um Dich gelitten hier!

Ermiß an den Sehnſuchtsſchlägen Deines Herzens, mit welcher Eile mein Verlangen nach Dir, mich zu Dir führen wird, und lebe wohl bis ich Dich glückestrunken in meine Arme ſchließe Lebe wohl!

43.

Mathilde an Edmund.

Edmund! ich wage nicht, Dich mein zu nennen, ich bin Deiner Liebe nicht mehr werth.

Du verdienst ein Weib, das rein und hoch Dein eigen ist — ich vermaaß mich, Deiner würdig zu sein, und ich habe Dir die Treue gebrochen.

Ahnst Du den unaussprechlichen Jammer meines Herzens? Warum starb ich nicht, warum mußte Konrad mir das Leben erhalten, um mir meines Lebens Glück, Deine Liebe, zu rau-

ben? Ich habe ihn geliebt, ohne es zu wiſſen; ich weiß es jetzt, und habe es ihm geſtanden. An ſeinem Herzen habe ich geruht, ſeine Küſſe haben den Mund entweiht, auf deſſen Lippen nur Dein Namen ſchweben wird, noch in der Stunde meines Todes.

Ich liebte Dich ſo unausſprechlich tief! wie konnte ich denn Konrad ſagen, daß ich Liebe fühle für ihn? — und es iſt wahr, nur zu wahr, ich habe ihn geliebt, ich liebe ihn noch. Sein Kommen, ſein Gehen machten meine Pulſe ſchneller ſchlagen, ich ertrug es nicht mehr, ihn zu entbehren, ich dachte an ihn, und oft drängte ſich ſein Bild vor dem Deinen in den Spiegel meiner Seele.

Mir iſt, als umhülle mich ein wüſter Traum! als breite Wahnſinn ſeine mächtigen Flügel über mir und mache mich irre reden. Wie kann ich Dir dies ſchreiben müſſen? Dir, dem Geliebten! dem Verlobten! — Vergieb mir, Dich auch jetzt

noch ſo zu nennen, mein Herz verlernt es nicht — nie, niemals Edmund!

Ich war in Angſt um Dich, Dein Brief an Konrad marterte meine Phantaſie, die ſich düſtere Ahnungen aus ihm erſchuf. Zwei Tage vergingen in tödtlicher Spannung, am Abend des zweiten kam Konrad in mein Zimmer, und ich erneute mein Flehen um Wahrheit. Ich ſah ſein Portefeuille aus ſeiner Bruſttaſche hervorblicken, ich griff danach, um Deinen Brief zu ſuchen. Konrad nahm es mir fort, zog den Brief heraus und verbrannte ihn, ehe ich es hindern konnte, in der Flamme des Kamins Er wollte ſcherzen über meine Neugier, es ſteigerte nur meine Angſt. Da ich weinte, verließ mich Konrad. Kaum aber hatte er ſich entfernt, als ich auf dem Boden ein weißes Blättchen Papier, ſorgfältig zuſammengeſchlagen, gewahr wurde. Ich öffnete es, es enthielt eine Locke und das Datum des Tages, an dem Konrad die

Flechten von meinem Haupte schnitt, mich dem Leben zu erhalten.

An der Erschütterung, an dem Freudebeben meines Herzens erkannte ich mit Entsetzen, wie theuer er mir sei. Ich wollte ihn bitten, uns zu verlassen, ich fühlte, daß ich es Dir, mir selbst und ihm schuldig sei; aber ich weinte vor Schmerz bei dem Gedanken und suchte nach Gründen, ihn in meiner Nähe fest zu halten. Kannst Du das begreifen, Edmund, von dem Weibe, das Dich liebt?

Ich betete zu Gott um Kraft, denn sie fehlte mir ganz und gar. Da kam Konrad; die Locke lag noch vor mir auf dem Tische. Er sah sie, eine dunkle Röthe überzog sein Gesicht, er warf sich vor mir nieder und sagte: »ich gehe noch diesen Abend, Mathilde!«

Ich wollte ihm sagen, daß es Recht sei — die Stimme versagte mir den Dienst, ich konnte es nicht sagen, Edmund! Ich gab ihm meine

Hände, er küßte ſie. Ich ſollte ihm befehlen zu gehen, verlangte er, und ich habe geſchwiegen; da hat er mich in ſeine Arme gezogen, und ich habe ihm geſagt, daß ich ihn liebe. — Nicht weiter! nicht weiter laß mich ſprechen! — Ich kann es noch nicht faſſen, und mir iſt, als müßte ich an Deine Bruſt mich flüchten, damit Du mich bewahrſt vor dieſer Liebe, die ich für Konrad fühle und die mich in Verzweiflung ſtürzt

Schütze mich vor Selbſtverachtung, Edmund, wenn mein Leben Dir noch Werth hat, wenn Du das Weib nicht von Dir ſtößt, das einem Andern von Liebe ſprechen konnte, während das Loos geworfen ward über Deine Zukunft.

Wenn ich mir ſonſt die Stunde des Wiederſehens dachte, welch ſtrahlend Licht, welch wolkenloſer Himmel war darüber ausgebreitet. Ich konnte Dir entgegentreten in ungetrübter Wonne, Dein ſein mit reiner, freier Seele. Zuverſichtlich konnte Dein Haupt an meinem Buſen ruhen,

denn kein Athemzug darin hatte für einen Andern gelebt, als für Dich. Ich habe mich betrogen um dies Glück, ich ſelbſt habe es mir zerſtört und Dein Vertrauen zu mir.

Als ich dies Blatt begann, wähnte ich, ich müſſe ſcheiden von Dir, ich wollte Abſchied nehmen. Das kann ich nicht. Du darfſt, Du wirſt mich nicht verlaſſen, denn ich bin Dein, mehr als jemals Dein. Ich habe mich ſelbſt verloren und nur in Deiner Liebe finde ich mich wieder. Mein thörichter Hochmuth iſt dahin, ich glaube nicht mehr an die Unwandelbarkeit meiner Seele, nicht mehr an meine Kraft — nur an die Liebe glaube ich, die ich für Dich fühle und an Deine nachſichtsvolle Treue.

Vergieb mir, Edmund! damit ich nicht verzage. Befiehl mir, was ich thun ſoll. Ich weine, wenn ich an die Trennung von Konrad denke, und weiß doch, daß ich ihn nie wiederſehen kann.

Auf Dich, Du treuer Freund! auf Dich blicke

ich, wie der ſchiffbrüchige Seemann zum Leuchtthurme empor ſchaut durch das wilde Toben einer ſtürmiſchen Nacht. Laß die Strahlen Deines milden Lichtes in meine Seele fallen, laß mich landen in dem Hafen Deiner Liebe, nimm mich auf in die ſchützende Heimath Deines Herzens.

So feſt, ſo ſicher ruhe ich in dem Vertrauen zu Dir, daß mir ſchon Linderung des inneren Kampfes erwächſt, indem ich meine Schuld vor Dir bekenne. Edmund! ich leide um den armen Konrad, ich flehe reuevoll zu Dir, und ich bin Dein.

Habe Mitleid mit mir; wo ſoll ich Troſt, Geneſung, Ruhe ſuchen als an dem ſtarken Herzen meines Edmunds? Laß mich Dein ſein in tief demüthiger Liebe, und hilf dem Konrad auch um meinetwillen.

11.

Konrad an Rudolf.

Freiburg in der Schweiz.

Die Ueberſchrift meines Briefes wird Dir ſagen, daß ich Vevay verlaſſen habe Ich bin allein fortgegangen Weshalb? das frage mich nicht, ich könnte Dir keine Antwort darauf geben.

Noch weiß ich nicht, wohin ich mich wenden werde. Vielleicht kehre ich nach Vevay zurück, wenn die Andern es verlaſſen. Die Geiſter der Geſtorbenen weilen ja gern über den Grabſtätten ihres Glückes, und Glück habe ich kennen lernen. Gott hat mir das Glück gezeigt! er hat mich

darauf hinblicken laſſen, wie auf ein gelobtes Land, ich habe mein Theil dahin, ich bin ausgeſöhnt mit meinem Looſe für alle Zukunft.

Der erſte Schnee bedeckt die niedern Berge und ſenkt ſich in die Thäler herab, die Natur ruht ſchlummernd darunter, wie ein müdes Kind, das ſchöner nur erwacht. Ich wollte, daß auch mir ein tiefer, ſtiller Schlummer käme, welch goldene Träume würden ihn durchweben!

Nach Paris werde ich nicht gehen, aber auch nach Bern kehre ich nicht zurück. Ich weiß, daß ich mich eilen muß, die Studien zu beenden und mein Brot zu gewinnen; ich will's auch thun. Vielleicht, daß ich Heidelberg zum Aufenthalte wähle, weil es von hier am leichteſten erreichbar iſt.

Mein Ehrgeiz iſt geſtillt, der höchſte Adelsbrief iſt mir geworden, Niemand kann ihn mir entreißen; Niemand mir das Andenken jener himmliſchen Wonne rauben, Niemand meinen ewigen Schmerz.

Laß mich ſchweigen, obſchon Du Alles erräthſt. Sprich nie mit mir davon. Einmal, ein einzigmal, mein Rudolf! will ich Dir's erzählen, dann wird der ſchwerſte Augenblick gekommen ſein, dann will ich mich an Deine Bruſt werfen und in Deinen Armen meine Schmerzensthränen weinen.

Wenn er ſie heimführen wird, wenn ſie ganz die Seine wird — dann, Rudolf! erinnere mich, daß auch an meinem Herzen das göttliche Weib ihr ſchönes Haupt einſt ruhen ließ, daß meine Arme ſie umſchlangen, meine Lippen durſtig ihren flammenden Athem tranken, daß ſie es duldete und mich des Glückes nicht unwerth fand, welches ſie mir gewährte. Sie hat mir geſagt, daß ſie mich liebt — dies Wort macht mich den Beſten gleich — mein Leben iſt reich geſegnet durch dies eine Wort.

Ich bin von ihr gegangen, den Adelsbrief mir zu verdienen, den ihre Lippen auf meine

Stirne gedrückt haben; und doch iſt mir es noch, als könnte ich nicht leben fern von ihr. Es muß wohl möglich werden, denn ſie will es ſo. Lebe wohl!

43.

Konrad an Marianne.

Liebe Marianne! ich ſchreibe Dir aus Freiburg, wo ich einige Tage verweile, ehe ich nach Heidelberg gehe. Ich habe meinen Plan geändert, und werde dort, ſtatt in Paris, meine Studien beenden, dann aber, ehe ich mich niederlaſſe meine Praxis zu beginnen, erſt noch eine Reiſe machen, wenn es möglich iſt.

Das wird ein Paar Jahre dauern, und eher komme ich nicht zurück. Edmund, Mathildens Bräutigam, hat mir geſagt, das Höchſte, was

der Mensch erreichen könne, sei ein nützlicher Wirkungskreis in natürlich einfachen Verhältnissen: dieses Höchste würde ich finden in dem Berufe, der sich mir als Arzt in unsern Bergen bietet, in den Verhältnissen, die Deine Liebe und Deiner Mutter Güte mir bereiten.

Möglich, daß es so ist, daß ich selbst dies einsehen lerne, noch empfinde ich nicht so. Es treibt mich in die Ferne, um im Kampfe mit dem Leben mir jene Ruhe zu gewinnen, die man mir als das Ziel der Erkenntniß rühmt. Ich schrecke zurück vor dem Gedanken, festgebannt zu sein an Haus und Hof, meine Sehnsucht in die Ferne würde Dich und mich unglücklich machen.

Laß mich denn meine Straße gehen, und denke, wenn Du leidest, daß ich auch nicht glücklich bin. Ich habe lange mit mir gekämpft, ehe ich diesen letzten Schritt zu thun vermochte — nun muß es doch geschehen.

Ich weiß, Marianne, die Mutter wird mir's

nicht verzeihen; vergieb Du mir, um der Kindheit und der Jugend willen, die wir ſo glücklich zuſammen verlebten. Gieb mir mein Wort zurück, gönne mir freie Entwicklung meines Weſens, und betrachte auch Du Dich als frei von jedem Bande, das Dich an mich kettete. Kannſt Du einen Andern lieben, ſo werde ſein; denn ich werde mich nie verheirathen.

Vergieb mir — das iſt Alles, was ich noch zu bitten habe. Gott helfe Dir und mir!

Den Meinen habe ich geſchrieben.

46.

Marianne an Konrad.

Ich wußte es ja längſt! ich wußte es, ſeit ich Dich an ihrem Krankenbette geſehen habe.

Hier, Konrad, ſende ich Dir den Ring, den ſie mir ſchenkte, ihn Dir an unſerm Hochzeitstage zu geben. Behalte Du ihn, er wird Dir doch ein Troſt ſein. — Wandre nur in die Welt und ſuche Dir Ruhe, ich bleibe Dein: und wenn Du nach Hauſe kehrſt wie mancher Andere, matt und niedergeſchlagen vom Kämpfen, dann wird es Dich vielleicht erfreuen, zu denken, daß Dein

Platz bereitet ist im stillen Hause auf unserm Berge. Dann sage Dir, daß hier oben ein Herz für Dich schlägt. Es soll nicht müde werden, auf Dich zu warten. Kannst Du ein Mädchen finden, das ihr gleicht, so werde glücklich; und ich will mich bescheiden und stille weinen, damit es Niemand sieht, der Dich beschuldigen könnte. Findest Du keine Zweite wie sie, so denke, daß Dich Niemand treuer liebt als ich und kehre zu mir wieder.

Grüße sie von mir und ich küsse ihr die Hände, denn sie kann Nichts dafür, ich weiß es wohl. Sie hat es ja gewollt, daß ich Dein werden sollte, trage denn ihren Ring auch zum Andenken an mich, und dann geschehe was Gott will. Ich werde beten, daß er Dich behüte und daß er Dein Herz mir wieder zuwende, die Dich nie vergessen wird und Dein bleibt bis zu ihrer letzten Stunde. —

47.

Edmund an Mathilde.

Berlin, Hotel . . .

Am Vorabende meiner Reiſe zu Dir kommt eben Dein Brief in meine Hände, theures, geliebtes Weib! und ich antworte Dir augenblicklich, damit die Verſicherung meiner Liebe, meines unwandelbaren Vertrauens noch eher Dich erreiche, als mein Blick und mein Wort ſie Dir verkünden. Daß Du an mein Herz flüchteſt, mit der vollen Zuverſicht bei mir liebende Nachſicht, liebenden Schutz gegen Dich ſelbſt zu finden, das

beweiſt unwiderleglich, wie ich Deine Liebe nicht verlieren kann, wie ſicher Du der meinen biſt.

Ich müßte kein Menſch ſein und unwahr gegen Dich, wollte ich Dir verbergen, daß ich ſeit Monaten mit ſorglicher Unruhe Dein Verhältniß zu Konrad betrachtete, Deine Theilnahme für ihn zur Liebe erwachſen ſah. Er bekannte mir ſein Gefühl, ich bat ihn, ſich zu entfernen — es war zu ſpät. Zürne mir nicht, Geliebte, daß ich Dich nicht warnte; ich wollte Dir den frohen Glauben an die Unwandelbarkeit Deiner Treue nicht zerſtören, weil er Dich beglückte. Ich hoffte die Gefahr an Deinem lieben Haupte vorüberziehen zu ſehen. Es geſchah anders, und ſicher iſt es ſo am beſten; obſchon mein Inneres erbebt, denke ich Deines Briefes. Die Erinnerung daran wird uns entſchwinden, wenn wir Aug' in Auge, Herz an Herz gelehnt, die Einheit unſers Seins empfinden. Es iſt vorüber — Du biſt wieder mein, mehr noch mein als in jenen Tagen,

da Du die ſtarre Unwandelbarkeit der Liebe begehrteſt, und den Stab zu brechen verlangteſt über einen Menſchen, der, von dem mächtigen Eindruck des Augenblicks hingeriſſen, nicht die Kraft beſitzt, dem innern Zuge zu widerſtehen.

In wenig Stunden folge ich dieſem Briefe nach, ich werde nicht raſten auf dem Wege.

Du kannſt nicht fühlen, wie groß und herrlich mir die Welt erſcheint, ſeit mich nicht mehr die engen Mauern halten, wie ſchön das Feld der Thaten und der Arbeit vor mir liegt, ſeit nicht mehr der Wille des Gefängnißwärters meine Stunden eintheilt, ſeit ich das Recht der Selbſtbeſtimmung wieder erlangt habe. Meine Seele iſt voll Frühling, trotz des winterlichen Nebels um mich her, trotz der Schneeflocken, die ſich feucht um die Scheiben meines Fenſters legen, und mir den, ach! oft ſo heiß erſehnten Anblick des Himmelsdomes faſt verhüllen. Und ſo groß und weit die

Welt mir ſcheint, ſo nahe fühle ich mich Dir in dem Gedanken meiner Freiheit.

In wenig Tagen bin ich an Deiner Seite; ich ſchließe Dich in meine Arme, ich ſchütze Dich gegen Dich ſelbſt, gegen die ganze Welt, Du Einzige, Du Meine! Ich habe Dich nie mehr, nie willenskräftiger geliebt als jetzt, ich habe Dich nie tiefer verehrt als in der Demuth Deines Schuldbewußtſeins, die mich niederwirft Deine Hände zu küſſen, Du ſchönes, reines Weib!

Und nun lebe wohl, bis ich Dich an mein Herz drücke. Meine Liebe umleuchte Dich warm und erquickend, ſie ſei der ſchimmernde Baldachin über Deinem Haupte, Deine Stütze, Deine Heimath, wie Dein Beſitz meines Sehnens heiliges Ziel. Auf Wiederſehen, Geliebte!

Erinnerungen

aus

dem Jahre 1848.

Erster Band.

Lewald I
Erinnerungen
1.2

80 A

Erinnerungen

aus

dem Jahre 1848

von

Fanny Lewald.

Erster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1850.

152.

BIBLIOTECA
MEXICANA

An

Frau Therese von Lützow,

geb. von Struve,

in

Batavia.

Als Freunde mir im Anfang des vorigen Jahres riethen, die Briefe, welche jetzt gedruckt vor mir liegen, zu sammeln, und sie der Oeffentlichkeit zu übergeben, weil sie ein allgemeineres Interesse haben könnten, zögerte ich dies zu thun und theilte Dir, meine Therese! die Bedenken mit, welche sich dagegen in mir regten. Es schien mir, als müsse eine plastisch abgerundete Form auch für solche Darstellungen gewählt werden, als sei überhaupt so viel über jenes Jahr aufgezeichnet, daß der Wunsch, noch mehr darüber zu hören, nicht lebhaft sein könne. Jene Freunde blieben aber, trotz dieser Einwendungen, bei ihrer Meinung, Du stimmtest ihnen bei, und ich entschloß mich endlich zur Herausgabe der Briefe,

da ich mir anderer Seits aus eigener Erfahrung ſagen durfte, daß oft kleine Züge, welche unter dem Eindruck des Augenblickes wahrheitstreu feſtgehalten wurden, ſpäter eine größere Bedeutung haben können.

Wie dem nun ſei, wie die Leſewelt das Buch aufnehmen möge, Dir wird es lieb ſein, als Erinnerung an ein Jahr, das wir faſt ganz mit einander zugebracht haben; es wird Dich freuen, weil ſich Dir alle unſere guten Stunden in Paris, Berlin, Hamburg und Frankfurt wieder beleben werden, wenn dieſe Blätter Dich in Deiner neuen palmenumſchatteten Heimath erreichen.

So gehe das Buch denn zu Dir, meine Thereſe! als ein Gruß aus Europa, als eine Gabe der Liebe, als eine Erinnerung an mich.

Berlin, den 18. Januar 1850.

Fanny Lewald.

Inhalt.

Reise von Oldenburg nach Paris.

Seite

Brief 1. Abreise von Oldenburg, Ankunft in Bremen, Nachrichten von der Revolution in Paris . 3

" 2. Bremen. Der Rathskeller 8

" 3. Düsseldorf. Die Malerattelier, Carl Hübner, Scheuern, Tidemand 21

" 4. Köln. Carneval, der Erzbischof von Geissel, das Manifest Lamartine's — Stadt u. Dom 30

" 5. Aachen. Blick auf die Stadt, Widerwille des Volkes gegen Preußen, Reise über Verviers nach Brüssel, Zufriedenheit der Belgier mit ihrer Regierung 42

Seite

Brief 6. Brüſſel. Die Paſſagen, eine Jeſuitenpredigt in der Kirche St. Gudule, der große Platz und das Stadthaus 51

Der März in der franzöſiſchen Republik.

Brief 7. Paris. Ankunft, Zerſtörungen durch den Kampf, Leben auf den Straßen, Karrikaturen auf den König, Korreſpondenz der königlichen Familie 65

„ 8. Paris. Der Ausbruch und der Kampf der Revolution, Finanznoth, treffliches Verhalten des Volkes 81

„ 9. Paris. Beſuch bei Heine, Omnibusfahrt durch die Stadt 97

„ 10. Paris. Die Madelaine, die Börſe, Pariſer Wohnungseinrichtungen, Stimmen aus der Menge 113

„ 11. Paris. Georg Herwegh und die deutſchen Republikaner, ſozialiſtiſche Buchhandlung, das Journal la voix des femmes 123

Seite

Brief 12. Paris. Ein Beſuch im Club centrale des républicains 136

» 13. Paris. Die Demonſtration gegen die Corps d'élité, Robert der Teufel in der großen Oper, eine Nationalhymne 149

» 14. Paris. Das Pantheon, Fahrt durch die Stadt, Beſuch bei Daniel Stern, ein Ball in der komiſchen Oper 161

» 15. Paris. Das Charivari, der Wintergarten, große Aufregung in Paris, Nachrichten von der Revolution in Wien 172

» 16. Paris. Die Aufführung des Polyeuct von Corneille, die Rachel 183

» 17. Paris. Monte Chriſto im théatre historique, die Statue der Bacchantin von Kleſſinger 197

» 18. Paris. Nachrichten von der Revolution in Berlin, ein Beſuch von Heinrich Heine . 205

» 19. Paris. Die deutſchen Flüchtlinge rüſten ſich zur Rückkehr in die Heimath, ein Abend im Conservatoire des arts et métiers, Deputation der Weſtennäherinnen, polniſche und belgiſche Flüchtlinge gehen in ihr Vaterland 213

Seite

Brief 20. Beschluß abzureisen Ein Abend im Gymnase 220

„ 21. Aachen Rückkehr nach Deutschland . . 227

Reiſe von Oldenburg nach Paris.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

1.

Bremen, den 28. Februar 1848.

Heute früh habe ich Oldenburg verlassen und es scheint, als ob ich mit dem ersten Schritte aus der kleinen, stillen Residenz gleich in eine neue Welt voll Wunder versetzt werden sollte. — Die Republik proklamirt in Paris!

In tiefster Friedenssicherheit war ich am Morgen durch die Straßen von Oldenburg gegangen. Wie still und ruhig gefestet sah die Welt aus. Alle Laden der kleinen, zum Theil aus rothen Backsteinen gebauten Häuser waren geschlossen;

ein schlaftrunkener, vierschrötiger Postillon zog mit vier schwerfälligen Pferden zur Post; der Stalljunge sang ein plattdeutsches Lied. An der Hauptwache, dem Schlosse gegenüber, ging zwischen den beiden Kanonen die Schildwache auf und nieder. In der Baumallee, auf dem räumigen Schloßplatz Alles still; das wunderliche Schloß, mit seinen Anbauen und Thürmchen wie im Morgenschlafe träumend. Der Frieden ruhiger Einförmigkeit lag über Oldenburg ausgebreitet, und ich hatte mich während meines zehnwöchentlichen Aufenthalts so heimisch in dieser Existenz gefühlt, daß ich mich beinahe fürchtete vor den heftigen Aufregungen, vor den gewaltigen Eindrücken, die in Paris meiner warteten.

Auf dem kleinen Dampfschiffe, das uns die Hunte und Weser entlang nach Bremen führen sollte, waren nur wenige Leute. Der Mond stand noch hoch am Himmel und beleuchtete den engen Hafen, die holländischen Mühlen, die niedrigen

aus Wieſenland beſtehenden Ufer der Hunte. Trockenes Schilf, melancholiſch im Morgenwinde ſchwankend, neigte ſich zu den Eisſchollen nieder, welche vereinzelt umhertrieben. Wir gingen in die Kajüte hinab, nachdem wir den Zurückbleibenden die letzten Grüße zugewinkt hatten. Während der Fahrt bildete Paris faſt ausſchließlich den Gegenſtand unſerer Unterhaltung. Das Reformbankett, Guizot's ſtarres Verhalten, Louis Philipp's trotzige Sicherheit wurden beſprochen, und man nahm als gewiß an, daß die Reform durchgehen, die Krone nachgeben werde. Ich erwartete eine bewegte, eine intereſſante Zeit in Paris.

So langten wir in Bremen an. Aber kaum hatten wir den Fuß aus dem Dampfſchiff auf die Erde geſetzt, als uns Doktor Andree mit einem Zeitungsblatte in der Hand entgegentrat. »Louis Philipp iſt geflohen! Die Republik iſt proklamirt in Paris! Und hier, leſen Sie!« Ich nahm das

Zeitungsblatt und las unter den Namen der provisorischen Regierung: »Albert, ouvrier!«

Eine neue Aera beginnt. Was wird sie den Franzosen bringen? Neue Kämpfe? Mord und Guillotine? Eine kurze Epoche der Freiheit und neue Tyrannei? — Ich kann's nicht glauben. Mörderische Kriege, blutige Kämpfe kommen mir unmöglich, kommen mir undenkbar vor, nachdem man die Ideen des Socialismus, der brüderlichen Menschheitsvereinigung, im Leben zu verwirklichen versucht hat. Jemand todtschlagen, weil er nicht unserer Meinung ist, oder weil er diesseits und wir jenseits des Flusses wohnen; weil wir andere Sitten, andere Sprache haben, das Alles wäre doch zu traurig bei dem jetzigen Kulturzustande. Der Krieg gebildeter Völker untereinander ist der letzte Rest thierischer Rohheit und muß verschwinden von der Erde. Ich glaube an die Menschheit, an die Zukunft, an das Bestehen der Republik. Schöne Hoffnungen, glorreiche Erin-

nerungen knüpfen sich an den männlichen Klang dieses Wortes. Mehr als je zieht es mich nach Paris. Ich möchte sehen, wie ein Volk sich einrichtet, wie es sich den Staat gestaltet, nachdem es sich reif erklärt hat zu freier Selbstbestimmung. Welche Eindrücke stehen uns in Paris, diesem ewig klopfenden Herzen Europas, bevor!

2.

Bremen, den 29. Februar.

Es ist ein großer Mangel der Sprachen, daß Männer und Frauen sich derselben Worte zur Bezeichnung ihres Glückes bedienen, da doch dies Glück selbst so wesentlich von einander verschieden ist. Das habe ich gestern recht im Bremer Rathskeller empfunden und bedacht.

„Ueberirdisch glücklich!“ seufzt eine sentimentale, hellblonde Deutsche in ihrer unirdischen Erhabenheit — und ein Mann, der alle lachenden Erinnerungen froher Trinkgelage in den düstern

unterirdiſchen Kellergemächern Deutſchlands im Gedächtniß liebend bewahrt, ſpricht gedankenlos das »überirdiſch glücklich!« nach, ſtatt »unterirdiſch glücklich« zu ſagen.

Mein Leben lang hatte ich vom Bremer Rathskeller, von den Hamburger Auſternkellern gehört: unzählig oft Hauff's und Heine's Phantaſien an den Bremer Rathskeller geleſen und deutlich ſtanden mir Heine's Worte in der Seele:

»Ich weinte vor Andacht, und endlich
Erſchloſſen ſich mir die Pforten des Heils,
Wo die zwölf Apoſtel, die heil'gen Stückfäſſer,
Schweigend pred'gen, und doch ſo verſtändlich
Für alle Völker.
Das ſind Männer!
Unſcheinbar von außen, in hölzernen Röcklein,
Sind ſie von innen ſchöner und leuchtender.
Denn all' die ſtolzen Leviten des Tempels.
— — — — —
Hallelujah! Wie lieblich umwehen mich
Die Palmen von Beth El!

Wie duften die Myrrhen vom Hebron!
Wie rauscht der Jordan und taumelt vor Freude! —
Und meine unsterbliche Seele taumelt,
Und ich taum'le mit ihr, und taumelnd
Bringt mich die Treppe hinauf. an's Tageslicht,
Der brave Rathskellermeister von Bremen.

Da kam ich im letzten December nach Bremen an einem hellen Sonntage, und durchwanderte in Gesellschaft lieber Freunde die schöne, aufblühende Stadt, die sich um den ernsten Kern der Altstadt in hellen, lichten Straßen ausbreitet, wie eine blätterreiche Blume um ihren dunkeln Kelch.

Das Rathhaus ist ein schönes Gebäude. Arkaden stützen den ersten Stock, und unter den reich verzierten Steinbogen dieser Arkaden steigt man die Treppe hinab in die geweihten Hallen des Bremer Rathskellers.

Ich hatte die ganzen Zurüstungen mittelaltriger Poesie in mir zurecht gelegt — das deutsche

unterirdiſche Mittelalter ſtand im Vorgrunde meiner Seele, von den Verſammlungsorten der heiligen Fehme auf der rothen Erde, bis zu der wunderbaren unterirdiſchen Synagoge zu Prag. Ich ſah hanſeatiſche Handels- und Rathsherren in breitſchnabligen Schuhen, im ſchwarzen Gewande, die goldene Ehrenkette unter der weißen Halskrauſe; ich ſah den dicken Wirth, den Tyrannen und Hofnarren ſeiner Gäſte; ich ſah die »Meiſter der Zünfte« verſammelt vor dem Rathhauſe, ſchon damals die Kämpfe der Jetztzeit beginnend — aber die nüchterne, glattgeweißte Proſa der übertünchten Wände machte die bunten phantaſtiſchen Bilder verſchwinden.

Einer unſerer Begleiter, auf deſſen lebensfrohem Geſichte, in deſſen hellen Augen ein ganzes ungedrucktes und doch oft in Scene geſetztes Werk, »über die Kunſt fröhlicher Gelage,« zu leſen war, ſah ganz beſtürzt den Ausdruck der Enttäuſchung in meinen Zügen.

»Kein Ort auf der Welt kommt diesem gleich!« rief er. »Sehen Sie diese saubern, weißen Wölbungen! wie das Sonnenlicht vergnüglich hineinscheint, und so flimmernd an den Wänden herumspielt, wie der Wein in dem Glase. Und die heilige Stille, die dort in der Dunkelheit der Urgemächer herrscht! — O! dort! dort funkelt das gediegene Gold der Begeisterung und quillt in strömendem Leben hervor, das trockenste Hirn befruchtend, daß es duftende Blüthen der Poesie, strahlende Perlen des Humors erzeugt. Kellermeister! Licht! und vorwärts in die Urwelt!«

Der Kellermeister hatte unsern Begleiter begrüßt, wie man den Aufgang der Sonne zu begrüßen pflegte: mit der freudigen Ruhe der Sicherheit. So gewiß die Sonne allmorgentlich am Horizonte aufgeht, so gewiß erscheint alltäglich der fröhliche Doktor dem zärtlichen Auge des Rathskellermeisters zu Bremen.

Außer den braunen Tischen und Bänken, die

in dem großen Raume für die Trinker hergerichtet sind, geht ein langer Verschlag an der Wand hin, unter den Fenstern, welche sich an der Straßenseite befinden. Dieser Verschlag ist innen so abgetheilt, daß unter jedem Fenster ein kleines Kämmerchen entsteht. Grüne Vorhänge verhüllen das Fenster. Ein Tisch und zwei Bänke, so lang als das Gemach, und festgenagelt an den Boden desselben, ein Klingelzug und die Weinkarte, bilden das ganze Ameublement — und die Bänke sind hart und der Tisch ist schmal, in diesem Trinker-Paradiese zu Bremen.

Wir warfen einen flüchtigen Blick hinein und schritten den innern Kellergewölben zu.

Da lagen die alten Stückfässer mit ihren Emblemen, wie die Götter der Unterwelt, in ewigem Schweigen. Gelbflackernd streifte das Licht des Kellermeisters die Gestalt des Bacchus, der weinumkränzt thronte auf dem größten Stückfasse,

umgeben von den zwölf Apoſteln und von allen Blüthen der Roſe von Bremen.

Ich ſah das Alles, ich ſah das mißvergnügte Geſicht des Doktors über unſere Gleichgültigkeit, ich hörte ſeine ausgeſprochene Geringſchätzung unſerer weiblichen Einſicht — und ſtieg, beſchämt meine mittelaltrigen Träume verhüllend in der eigenen Seele, zum Tageslichte hinauf.

So dachte ich auch geſtern noch von dem Rathskeller, als wir von einem Spaziergange auf den Wällen heimkehrten. Die feuchte Wärme des Vorfrühlings drang aus der Erde empor und fiel im leichten Sprühregen durch die Nacht vom Himmel hernieder. Weil es ſo mild war, mochten wir nicht nach Hauſe gehen, und ſchlenderten auf dem Marktplatz auf und nieder, in ernſtem Geſpräche über die erſten Donnerſchläge der Revolution, die eben, von Weſten her, an unſer Ohr gedrungen waren. Aus der Börſenhalle, aus den Kaffeehäuſern und Hotels glänzten helle

Gasflammen und ließen deutlich die langgeſtreckte Maſſe des Domes, inmitten des Marktes, erkennen. Manche Prophezeiung für die Geſtaltung der nächſten Zukunft ward ausgeſprochen, mancher Wunſch, manche Hoffnung für die Entwickelung der Menſchheit. Wir waren ernſt, faſt feierlich geſtimmt, wir wünſchten ruhig und ungeſtört beiſammen zu bleiben. »Laß uns hinabgehen in den Rathskeller und dort noch eine Stunde verweilen,« ſchluz mein Begleiter mir vor, und ich war es zufrieden.

Der Keller war düſter und ſtill. Die moderne Aufklärung der tagbellen Gasflammen iſt noch nicht in dieſe Räume gedrungen. Der Kellermeiſter öffnete uns eines der kleinen Gemächer, ſetzte Auſtern und Rheinwein, zwei Talglichte auf zinnernem Leuchter, eine Lichtſcheere, dies faſt vergeſſene Hausgeräth der Vorzeit, vor uns nieder, machte die Thüre zu und wir blieben allein.

Anfangs ſchien mir der Raum beengt, es war mir, als ſperre man mich ein. Ein großes,

luftiges Gemach, mit hellen Kerzen, weichen Seſſeln wäre mir heimiſcher geweſen, als dieſe hölzernen, in grauer Oelfarbe angeſtrichenen Wände. Bald aber ſchien es, als zeichneten ſich die Phyſiognomien all der Menſchen auf dieſe leeren Wände, die hier in fröhlichem Genuſſe geweilt ſeit langen Jahren; als ſchwebten Erinnerungen wie Sonnenſtäubchen in der Luft; als tanzten alle hier geſprochenen Worte einen klingenden, melodiſchen Geiſterreigen, der die Lebenden anregt zu träumen und zu verklingen wie die Dahingegangenen vor ihnen.

„Sieh!“ ſagte mein Begleiter, „hier haben wir geſeſſen, Immermann, Theodor von Kobbe, eine Freundin der Beiden und ich; und in ſprudelnden Scherzen ſind die Witzfunken von Immermann's blühenden Lippen geflogen. Noch ſehe ich ſeine kräftige, breitbruſtige Geſtalt, wie er, mit beiden Ellenbogen auf den Tiſch geſtützt, das Rheinweinglas in die Höhe hob und die

dunkeln Augen darin verſenkend, gleichſam aus dem Gefunkel des Weines die Blitze zog, die er wie Goldfäden in die phantaſtiſchen Bilder ſeiner Rede verwob. Noch höre ich Kobbe's homeriſches Gelächter; noch ſehe ich den liebevollen Blick der edlen Frau, der ſchweigend auf den Männern ruhte und ſich an ihrer Genußfreudigkeit ſo mitgenießend weidete. Und nun ſind ſie hin! Kobbe liegt unter dem mit Roſen, Wein und Epheu umkränzten Steine auf dem Kirchhofe eines kleinen Städtchens, und auch Immermann deckt das Grab! Und doch funkelt hier der Rheinwein noch, doch ziehen immer neue Generationen hieher, in dem goldenen Becher Freude und Luſt zu ſuchen.«

»So laß auch uns hier Luſt und Freude finden!« rief ich aus. »Iſt denn Immermann todt, ſo lange Triſtan und Iſolde leben? ſo lange ein Menſch auf Erden ſich an den geographiſchen Studien des Rieſen, des ungeſchlachten Schlagadodro erfreut? ſo lange der Schulmeiſter Ageſilaus

das reine I noch nicht ausgesprochen hat und Münchhausen seine herkulischen Lügen erzählt? Auf Immermann's Wohl! und auf die Unsterblichkeit des Schönen!«

Wir stießen die Gläser an und brachen Beide in das hellste Lachen aus.

»Wie die Macht des Bremer Rathkellers sich an einer deutschen Schriftstellerin bewährt, daß sie den ersten Toast ihres Lebens ausbringen muß, vom Geiste getrieben — im Rathskeller zu Bremen!« jubelte mein Freund.

»Das ist die gute Gesellschaft, die man hier findet,« entgegnete ich. »Siehst Du denn nicht, daß Heine dort herüberkuckt und die Geschichte erzählt von dem verregneten Poseidon der Nordsee in seiner weißgelben Flanelljacke? und hörst Du denn nicht, daß er die ganze Poesie des Nordens verspottet und nach den heißen Inspirationen des Südens sich sehnt, wie ein Verbannter nach der Luft seiner Heimath? Ja! der Nordsee-Poseidon

iſt übel daran! Komm! laß uns nach Süden fahren und ihn mitnehmen auf der Fahrt, damit er aufthaue und ihm wohl werde in dem blauen Wellengekräuſel des Meeres, das den Fuß der ſchönen Parthenope küßt und ſich liebend um die blühenden, ſeligen Inſeln ſchmiegt.«

»Italien und der funkelnde Wein von Genzano!« ſagte mein Freund, und leerte ſein Glas. — »Wie reich iſt der Erinnerungsreiche in ſeiner Seele!« fuhr er dann fort. »Da ſitzt ſie ja wieder, die ſchwarzlockige Roſina und kokettirt mit Gasparo und die Töne der ſüßen Liebeslieder ſchwirren mit den goldenen Leuchtwürmchen durch die Weinlaubblätter der Loggia, und von dem Kloſter an der Villa des Taſſo tönt die Glocke der Frühmette durch Sorrent, denn der Morgen iſt nahe und ſchon erbleichen die Sterne an dem lichterwerdenden Silberblau des Himmels. Hörſt Du wohl die Glocke? —«

Und wirklich ſchlug Glockenſchall an unſer

Ohr! Wir fuhren empor, als ob ein Wunder sich vorbereite, als ob Mephisto's Machtgebot die Reben des Weinstocks aus dem dürren Holze hervorgezaubert hätte.

Ein Glockenschlag und noch Einer und noch Einer! wir horchten in gespannter Erwartung der phantastischen Dinge, welche kommen sollten: es schlug prosaisch neun Uhr! vom Rathhausthurme zu Bremen. —

Der Rheinwein war zu Ende, die Austern verzehrt; wir kehrten heim nach dem Hotel, uns freuend an unserer »unterirdischen Freude,« an die selbst ich zu glauben gelernt hatte im Rathhauskeller zu Bremen.

3.

Düsseldorf, 3. März.

Wir sind noch hier, weil die Eisenbahn bei Valenciennes zerstört ist und die Passage also gehemmt. — Düsseldorf ist fast so schweigend als Venedig. Es kommt mir selbst im Vergleich mit Oldenburg noch auffallend still vor. In Oldenburg hört man in den engen Straßen das Klappern des Handwerkers, das Rollen der Marktwagen, den Schrei spielender Kind ; hier aber liegen die langen, baumbesetzten Straßen lautlos da. Es ist eine Ruhe, wie ich sie einst in Fulda,

in Bruchsal, überhaupt in den ehemaligen kleinen Residenzen geistlicher Herren gefunden habe. Wie still muß es nun erst in Düsseldorf gewesen sein, ehe die Eisenbahnen und Dampfschiffe Leben und Bewegung in diese Gegenden brachten! Man begreift, daß dies gerade der Ort war, an dem die Jacobi's, die Stollberge, die Gallizin, sich so sanft mit ihrem mystischen Pietismus in's bläuliche, nebelverschwommene Jenseits hinübergeschwächlicht haben.

Hier in Düsseldorf ist mir denn auch das wunderliche Manifest des Bundestages in Bezug auf die jetzige Revolution zu Gesicht gekommen. Das ist eines der sonderbarsten Dokumente, welches die Neuzeit besitzt. Es mahnt mich an das Verhalten der alten Frau W., die immer zankte und fluchte; aber sobald ein Gewitter aufzog und es donnerte, die Bibel vornahm, ein Kreuz schlug und sich zu bessern gelobte. Wäre es nicht so komisch, man müßte sich über diese Phrasen är-

gern. Und es wird doch Deutſche genug geben, die daran glauben und darauf Hoffnungen bauen.

Louis Philipp höre ich täglich von vielen Perſonen bedauern. Ich kann es zu keinem Mitleid für ihn bringen, ſo erſchütternd ich ſeinen Sturz finde, ſo rührend ich mir einzelne Züge ſeiner Flucht zu denken vermag. Ich gönnte ihm den Tod, weil es ſchrecklich ſeyn muß, ſich zu überleben, aber er hat ſein Schickſal, die Verbannung, nur zu ſehr verdient. Wer von Franzoſen zum Könige der Franzoſen erwählt wird, der muß nicht König von Frankreich ſein wollen, und höhere Intereſſen haben, als die materielle Bereicherung der eigenen Familie. Louis Philipp hatte den Regenſchirm und die bürgerlichen Händedrücke von 1830 ſo ſehr vergeſſen, daß er durchaus in einer Citadine Paris verlaſſen mußte.

Neben den großen Ereigniſſen, neben der gewaltigen Bewegung in Paris, haben die hieſigen ſtillen Künſtlerateliers etwas Unheimliches und

Fremdes. Die Kunst ist bei uns, d. h. nicht in Deutschland, sondern in unserer Zeit, so wenig in das Leben getreten, daß sie für die Meisten immer ein abstrakter Begriff bleibt. Sie ist nicht aufgegangen in unserm Bewußtsein als ein nothwendiges Bedingniß unseres Daseins, wir sind sie nicht gewohnt, wie die Harmonie in der Natur, die uns eben, weil wir sie gewohnt sind, nicht befremdet. Wäre alles, was von Menschenhand erzeugt wird, von dem Geiste des Schönen durchdrungen, so würden wir uns auch vertrauter zu den großartigsten Produkten der Kunst verhalten, die um ihrer Kostbarkeit willen nicht in den Besitz des Einzelnen übergehen können. — Der moderne Monarchismus und die ungleiche Güterertheilung, so wie der Mangel an öffentlichem Leben, haben in den letzten Jahrhunderten noch reichlich dazu beigetragen, die Kunst aus den Kirchen und von den Märkten, aus den Volkshallen und andern öffent-

lichen Gebäuden, in verschlossene Paläste und Säle zu verstecken, und die Völker haben sicher dadurch verloren. Wir müssen nun erwarten, ob die neue Republik auch die Kunst, als allgemeines Bildungsmittel, dem Volke mehr zugänglich, sie zum Gemeingut auf Strasen und Plätzen machen werde, wie es im Alterthum und in den italienischen Republiken der Fall gewesen ist.

Wenn ich mich hier, wo die transcendentale christliche Kunst ihre grosen Verehrer hat, gegen die Abstraktion in der Kunst ausspreche und es recht finde, daß mein Landsmann und Freund Karl Hübner wenigstens den Versuch wagt, den Inhalt der Jetztzeit in den Bereich seiner Schilderungen zu ziehen, und durch die bildliche Darstellung der herrschenden Uebelstände zum Herzen und in das Bewußtsein der Menschen zu dringen, so antwortet man mir: »Die Kunst kann die Zeitfragen nicht lösen.« — Aber die bloße christliche Liebe und die Madonnenbilder haben es auch

nicht vermocht bis jetzt; und es kommt, so scheint mir's, nun darauf an, mit allen Kräften, mit allen vereinten Mitteln auf das eine große Ziel zu steuern. Daß die Kunst ein großes Mittel sei, wird aber Niemand läugnen; sie muß also mitwirken, so viel an ihr ist, für die Sache der Freiheit.

Gestern besuchten wir den Maler Scheuern. Er hat sich in vielfachen, man möchte sagen in allen Zweigen der Malerei versucht, und überall mit Erfolg. Ich sah vortreffliche, dichterisch componirte Aquarellen, anmuthige Genrebilder und sehr schöne Landschaften von ihm. Zu den Landschaften hat man eigentlich das reinste Verhältniß in Stimmungen wie die jetzige. Sie wirken beruhigend, wie die Natur; während das Genre, trotz seiner oft rührenden Kindlichkeit, kleinlich erscheint, wenn auf der Erde neue Menschheitsepochen sich bereiten. Das große Schicksal des einzelnen großen Menschen verliert sich dann schon

in der Allgemeinheit und erſcheint weniger bedeutend, um wie viel mehr die kleinen Leiden und Freuden, welche das Genre darzuſtellen pflegt! Wer denkt denn jetzt an ein pfeifendes Vögelchen, an ein ſpielendes Kind, an einen trommelnden Großpapa und an ſein Enkelſöhnchen!

Das ausgezeichnetſte Bild, das ich in Düſſeldorf geſehen, war von einem Norweger, Tidemand: norwegiſche Sektirer in einer Bauernſtube zum Gottesdienſt vereint, in die von oben das Tageslicht hereinfällt. Es ſind an zwölf Figuren, Männer und Weiber jeden Alters, in farbloſem Nationalcoſtüm und mit ſcharf ausgeprägtem Nationaltypus in den Phyſiognomien; Alle zu gleichem Zweck vereint, Alle abgezogen von jedem irdiſchen Gedanken, zu tiefſter innerer Selbſtbetrachtung; und gerade darum jene höchſt charakteriſtiſche Verſchiedenheit in den Individualitäten, die einen großen Meiſter verkündet. Von dem Ausdruck des durchgeiſteten, ſchwärmeriſch

schönen Kopfes des aus der Bibel vorlesenden Mannes, der auf einem hölzernen Stuhle mitten im Zimmer steht, bis zu der dumpfen Versunkenheit eines im Hintergrunde sitzenden Jünglings, ist fast die ganze Skala menschlicher Geistesentwickelung in religiöser Beziehung durchlaufen. — Das Bild fesselte mich sehr, rührte mich tief. Aber ich möchte wohl einmal von Jedemand, der ein sehr edles Aeußere hat, glückliche, lebengenießende Menschen gemalt sehen.

Die hiesigen Maler, wie sie sich in kirchliche und weltliche theilen, bilden auch in der Politik zwei Parteien. Die Frommen und die Romantiker halten es mit dem Bestehenden; Lessing, Hübner, Scheuern und viele Andere sind ergriffen vom Geiste des Jahrhunderts, und voll freudiger Hoffnung auf eine freie Zukunft. Sie hatten sich bei den Petitionen betheiligt, waren bei den Versammlungen der Liberalen thätig und vor Allen forderte der männliche Lessing zu frischem

Fortſchritt auf, was ihm von der andern Seite verargt wurde. Wird ſich irgendwo das Erblühen der Freiheit ſegensreich beweiſen, ſo iſt es zuerſt in der Kunſt, und diejenigen Künſtler, welche überhaupt Leben in ſich haben, empfinden dies in freudiger Vorahnung auch hier. Hübner will nach Paris gehen, um Volkserhebung, Volksbewegung »mit Augen zu ſchauen« und ſich die Seele daran zu erweitern.

4.

Köln

Montag den 6. März sind wir Nachmittags um 4 Uhr von Düsseldorf abgefahren. Um fünf ein halb Uhr waren wir im holländischen Hofe am Rhein. — In den Straßen ein buntes Carnevalsleben, das Volk, leicht beweglich und frei, viel Masken, viel Singen und dadurch italienische Erinnerungen.

Die Unruhen in Köln müssen nicht eben bedeutend gewesen sein, und kaum die Grenzen eines gewöhnlichen Straßenauflaufs überschritten

haben, wenn die Erzählungen wahr sind, die man an der Wirthstafel und sonst davon machte. — Am Abende fuhren wir zum Erzbischof von Geißel, für den wir durch Th. einen Einführungsbrief hatten. Im Dunkeln langten wir vor seiner Wohnung an. Der Platz, auf dem sie liegt, ist räumlich und still. Ein großer, öder aber neugehaltener Palast. Treppen und Hallen mäßig beleuchtet, still und sauber. Ein Diener ohne Livree leuchtete uns mit einem bescheidenen Talglicht vorauf. Der Erzbischof befand sich in einem sehr großen, hohen Studirzimmer; ein Tisch voll Papieren und Büchern stand vor dem Sopha, auf dem er bei einer kleinen Arbeitslampe gelesen haben mußte. Ein großes Pult, büreauartig gegen das Fenster gestellt, nahm einen bedeutenden Theil des Zimmers ein; eine reiche Pelzdecke mit Stickereien lag davor und Bücherrepositorien an den Wänden vollendeten den Eindruck des Studirzimmers.

Der Erzbischof von Geißel mag gegen fünfzig

Jahre oder wenig darüber alt sein. Er ist groß und von stattlicher Fülle. Sein volles Gesicht erinnert mit den feinen und scharfen Formen an die Bourbons; der Mund ist klein, bestimmt in der Form und sehr angenehm in der Bewegung; auch die Bewegung der schönen Hände durchaus edel. Er trug den langen Rock der Monsignori, die rothe Sammetkappe, kleine Päffchen, ein Kreuz von Gold an schwerer goldener Kette um den Hals; den Fischerring am Finger. — Nach den ersten Begrüßungen kamen wir auf die Zeitereignisse zu sprechen. Er erzählte von Louis Philipp's Flucht, fand es auffallend und hart, daß Niemand in Frankreich Sympathien für ihn habe; glaubte, daß die Republik sich für's Erste halten werde, obschon die Organisation der Arbeit ein unlösbares Problem sei. »Sobald die Geldmittel erschöpft sind, muß eine gefährliche Krisis eintreten. Die socialen Elemente sind aufgerüttelt, sind in Gährung; alles Bestehende in Frage ge-

ſtellt. Die Beruhigung der Zuſtände, die Löſung der Fragen wird nicht von Einzelnen ausgehen. Ereigniſſe wie die Völkerwanderung werden eine radikale Umwälzung, eine neue Weltordnung erzeugen.«

Die Unterhaltung wendete ſich auf Italien. Herr v. Geißel glaubte nicht an die Lombarden. »Napoleon hat geſagt, die Italiener ſehen aus wie Männer, ſprechen wie Weiber, handeln wie Kinder.« — Ich wandte die Vorgänge in Palermo ein. — »Die Sicilianer ſind Araber und Griechen; es iſt Energie und Race in ihnen.« Als darauf des Papſtes erwähnt wurde, ſagte er: »Die Abſichten des Papſtes ſind vortrefflich.« Auf die Frage, ob man ſich in Deutſchland wohl zur Vertheidigung der Legitimität rüſten werde? entgegnete er: »Ich hoffe, daß es nicht geſchieht; man wird einer fremden Nation die Freiheit laſſen, ihre Angelegenheiten ſelbſt zu ordnen.«

Die ganze Unterredung war gehalten, aber ohne jenen Anstrich von Frömmigkeit und Monarchismus, mit dem unsere protestantischen Geistlichen sich zu überfirnissen pflegen. Herr v. Geißel macht den Eindruck eines Kirchenfürsten und ist, wie die ganze höhere katholische Geistlichkeit, wohl zu Hause auf Erden. Ueberhaupt scheint mir, als habe der protestantische Pietismus, indem er Weltverachtung und ausschließliches Hingeben an den Geist predigte, sich selbst den Boden unter den Füßen fortgezogen; selbst die Brücke zerstört, die ihm den Weg in die Zukunft möglich macht. Verachtung des Irdischen ist eine solche Lüge, daß sich darauf nichts Standhaltiges erbauen läßt. — Als wir auf die Straße kamen, umwogte uns im Innern der Stadt das lauteste, fröhlichste Fastnachtstreiben.

Dienstag den 7. des Morgens. Die Nacht war es sehr lärmend unter meinen Fenstern. Ich stand auf, zu sehen, was es gäbe. Dampfschiffe

lagen vor dem kleinen Landungsplatze, auf den meine Fenster gingen, und Karnevalsgäste sangen und jubelten bei ihrer Abreise von Köln. Es gab einen hübschen Anblick, wie sie sich im Schneegestöber bei der unvollkommenen Erleuchtung von einigen Laternen, in Maskentracht nach dem Schiff drängten. Der ganze Eindruck von Köln war gestern ein südlicher. Hier sieht man doch wieder ein geistig lebhaftes, ein zur Freude geneigtes Volk. Auch der Anstrich eines Nationalcostüms, wie es noch in der runden, mit Falbeln besetzten Haube der Kölnerinnen sich erhalten hat, ist anmuthend. Masken guckten mit großen Pappforgnons in unsern Wagen, riefen uns an, neckten uns harmlos. Ganz ungehindert bewegten wir uns nachher durch das wirklich große Volksgewühl, als wir zu Fuße einige Besuche in Straßen machten, die wegen des Gürzenichfestes für Wagen gesperrt blieben. Alle Laden waren offen und erleuchtet, in allen Bier-

und Weinhäusern großes Gedränge und viele Masken, überall tönte Singen und Jauchzen durch die offenen Fenster auf die Straße hinaus.

Heute nun jubelt das Volk noch fort; dennoch wollen wir am Nachmittag nach Aachen, morgen von Aachen nach Paris gehen. Jeder Tag fern von Paris ist jetzt ein Verlust, und es wird immer unmöglicher, Bilder oder deutsche Dome zu besehen. Wer kann denn die festgefrorene Starrgläubigkeit, die steingewordene Vergangenheit betrachten, wenn die Menschheit ihre wichtigsten Thaten in der Gegenwart thut, und die Welt sich neu gestaltet. Zudem habe ich persönlich nie einen Zusammenhang, nie eine Sympathie gehabt für das spitzbogige, gothische Mittelalter; und der Unterschied zwischen diesem und der Antike tritt mir gerade jetzt doppelt lebhaft in das Bewußtsein. Man könnte mitten in der Erregung dieser Tage römische und griechische Skulptur und Architektur mit Genuß, mit Erhe-

bung betrachten; man würde danach ruhiger und eben darum freier, parteiloſer in die Jetztzeit blicken; denn es liegt in der ſich begrenzenden, maßvollen Schönheit der alten Kunſt die weiſe Lehre, zu innerer und äußerer Abſchließung durch möglichſte Vollendung in ſich. Die gothiſche, emporſtrebende Architektur, die eigentlich nirgend ein Ende hat, da auf dem ſpitzeſten Spitzchen des höchſten Thurmes immer noch ein höheres, ſpitzeres denkbar und möglich iſt, hat gerade dadurch, daß ſie nicht in ſich abſchließt, ſondern in den Himmel, in das Unerreichbare ſtrebt, etwas Unruhiges, und all die Zinken und Zacken, Kreuzchen, Heilige und Thierfratzen ſehen doch zuletzt nur wie feſtgefrorene Einfälle aus.

Später. Auf dem Wege zum Dome kam mir der Gedanke, bei dem Bankier Schaafhauſen nachzufragen, ob Frau Sibylle Mertens, jene bekannte deutſche Archäologin, in Köln ſei. »Sie wohnt hier im Hauſe,« war die

Antwort. Als ich sie, die ich in Rom verlassen, hier wieder sah mit ihrem kurzgeschnittenen Haar, ihrem strengen dunkeln Negligé, hinter Papieren an einem soliden Arbeitstische in ihrem Kölnischen Vaterhause, hatte ich eine wahre Freude. Sie las uns Lamartine's Manifest vor, das eben angelangt war. Ihr kluges, kantiges, charaktervolles Gesicht machte mir das Vorlesen zum Genuß.

Das Manifest ist gemäßigter, als Franzosen bei ähnlichen Anlässen je geschrieben haben; es trägt den Stempel einer neuen Weltordnung, einer Aera des Friedens, wie Idealisten sie träumen; dennoch spricht sich die Marklosigkeit des Theoretikers darin aus, der es selbst fühlt, er werde seiner Theorie keine Form in der Wirklichkeit zu geben vermögen. Das Gouvernement provisoire sitzt wie ein heiliger Paradiesvogel auf dem schwanken Blatt der Palmbäume des Friedens – und müßte wie ein Sonnenadler

horſten auf dem Felsgeſtein, den Blitz des Genius unter ſeinen Füßen. Es iſt eine Kraft- oder Glaubensloſigkeit in dem Manifeſte, die unwillkührlich zu dem Gedanken führt, es werden eiſerne Fäuſte dieſen Männern das Scepter aus den Händen nehmen, und vielleicht nehmen müſſen.

Frau Mertens erbot ſich, uns in den Dom zu begleiten. »Ich komme, Ihnen die Honneurs zu machen, denn der Dom iſt mein Vaterhaus und die heiligen Dreikönige ſind meine Vettern, wie Miſtreß Jameſon zu behaupten pflegte.« — Hier in Köln begriff ich erſt ihre große Liebe für die Stadt. Gerade am Fuße des Domes liegen vier prachtvolle Häuſer, in denen ſie und ihre Familie ſeit einer Reihe von Jahren gewohnt. Sie iſt hier geboren und erzogen; alle Bettler, alle Beamten und Bauarbeiter im Dome kannten ſie, als ſie die Bauhallen öffnen ließ, uns umherzuführen. Als ſie im ſchwarzen Zobelpelz, einen Kantenſchleier über dem ſchwarzen Hut, die Brille auf-

gesetzt, die Handschuhe in der Hand, neben uns herging, erklärend, geistvoll das Geringste auffassend, überall Leben bringend in den Stein, war sie wieder vollkommen die »principessa tedesca,« wie das Volk sie in Rom nannte. Und sie ist wirklich eine fürstliche Natur, die ungehemmt durch Kleines, durch Fremdes, in sich gefestet, den eigenen, einsamen Weg geht; von Vielen unverstanden, aber sehr geliebt von denen, die in ihr reiches Innere zu sehen vermochten; durchaus wahr und sich selbst getreu. Um so in sich, so auf ernste männliche Studien gewiesen zu werden wie sie, muß eine Frau ein großer Charakter sein.

Wir gingen in ihrer Gesellschaft durch die Stadt. Auf dem Marktplatze bewegte sich bei lachendem, blauem Himmel ein wahrhaft italienisches Maskenleben. Festzüge und Gruppen bildeten sich mit südlichem Ordnertalent und südlichem Takte. Frau Mertens machte uns darauf aufmerksam, daß dieser Marktplatz vollkommen

die Form der Piazza Navona in Rom habe und ſicher auch eine alte Rennbahn geweſen ſei. Dies hat ſie bewogen, vom Magiſtrat die Erlaubniß zu Nachgrabungen zu fordern, die ihr ertheilt worden iſt.

Gegen Mittag langten noch telegraphiſche Nachrichten an, welche von der vollſtändigſten Ruhe in Paris ſprachen. Wie würde wohl Deutſchland nach ſolchen Erſchütterungen beben! Es iſt aber mit den Völkern wie mit den Individuen; je beſſer ihre Erziehung auf der einen, je vollſtändiger und fertiger ihre hiſtoriſche Bildung auf der andern Seite iſt, um ſo leichter wiſſen ſie ſich in allen Lebensverhältniſſen zurecht zu finden. Die Franzoſen, die Italiener ſind mitten in dieſen gewaltſamen Revolutionen ſtets ſie ſelbſt, mit allen Vorzügen ihrer Bildung, ſtets in ſich gefaßt.

5.

Aachen.

Der Weg nach Aachen ist anmuthig, weil eine Hügelkette Abwechselung in die Gegend bringt. Der Blick von der Höhe herab auf Aachen, das mit seinem, aus Thürmen und Kuppeln wunderlich zusammengesetzten Dome tief im Thale liegt, ist sehr freundlich. Die neuen Stadttheile sind prächtig. Sie erinnern in den Hauptstraßen an die schöne Rue de la Corraterie in Genf; doch scheinen die älteren Partien der Stadt bevölkerter und sind darum interessanter. Auch in Aachen

sah man Masken und wir hörten das Singen und die Freudenschüsse des Carnevalls, mit rohem Lärme untermischt, bis tief in die Nacht.

Unsere Wohnung lag dem Bade gegenüber Kaum hatten wir den Fuß aus der Thüre gesetzt, als wir von Bettlern umgeben waren, die uns auf unsern Wegen durch die Stadt verfolgten, und von allen Seiten Zuwachs erhielten. Das gab denn zu dem südlichen Lichtbilde des Carnevals auch die südliche Schattenseite der Armuth, und die Naivität der Aachener Spielbankverordnung übertrifft in ihrer Unbefangenheit selbst die italienischen Lottos. Die Spielbank ist städtisches Eigenthum, die Stadt also Bankier; kein Aachener Bürger darf spielen, die Fremden werden geplündert und der Gewinn der Bank zur Verschönerung der Stadt verwendet.

In Aachen waren schon seit einigen Tagen lebhafte Unruhen und Straßenaufläufe gewesen, bei denen die Fabrikarbeiter eine wesentliche Rolle

gespielt haben, und der Haß des Volks gegen Preußen grell hervorgetreten sein soll. »Preuß« sei noch immer ein Schimpfwort im Volke, behauptete man. Erst in derselben Woche hatte ein Angeklagter vor Gericht gesagt: »Alles Andere wäre noch hingegangen, aber daß er mich Preuß geschimpft, das konnte ich nicht auf mir sitzen lassen und da habe ich denn zugeschlagen.« — Es war die Rede gewesen von Zusammenberufung der Landwehr am Rhein, von Aushebung in den Fabriken. »Wir wollen uns lieber von den Franzosen todtschlagen lassen, als für die Preuß gegen die Franzosen fechten,« hatten sie gesagt.

Die Stimmung in Aachen schien viel aufgeregter als in Köln; vielleicht täuschte dort auch die Carnevalslaune über den eigentlichen Grundton.

Den 8. März. Von Aachen nach Verviers führt die Eisenbahn einen Berg in die Höhe, durch sehr liebliche Gegenden, die von Verviers

nach Lüttich zu noch schöner werden. Es sind lauter kleine Thäler, von mäßig hohen Hügelketten gebildet und durch die Tunnelthore gleichsam abgeschlossen. Jedes solche Thal hat eine Fabrik an einem Flüßchen. Die Fabrikgebäude, das Haus des Besitzers, die Arbeiterwohnungen, die Kirche und die Parkanlagen machen ein für sich bestehendes, sehr anmuthiges Ganze. Es ist ganz die Gegend und die Art und Weise, wie George Sand sie in dem péché de Monsieur Antoine beschreibt. Ich mußte mir dabei immer denken, daß einmal die ganze Erde mit solchen, in sich selbst die ganze Existenz einer Gemeine umfassenden Colonien bebaut sein werde, wenn die socialen Umgestaltungen zur Ausführung kommen, die uns als Ideal vorschweben. Es würde dies auch der einzige naturgemäße Weg sein, von dem Gipfel industrieller Kultur zur ursprünglichen Vergesellschaftung der Einzelnen in der Gemeine.

Diese Fabrikorte haben ihren Arzt, ihre Krankenhäuser und könnten leicht zu der Selbstverwaltung herangebildet werden, die ihren gemeinsamen Mittelpunkt in einer Centralverwaltung des Landes hätte. Es liegt ein eigener Zauber darin, solche Zustände in ihren Einzelnheiten wie in ihrem Zusammenhange mit dem Ganzen durchzudenken, und obschon Paris uns als festes Reiseziel vor Augen stand, war der Reiz der Stille an diesen schnell strömenden Bergwassern, die von den ersten Frühlingsblüthen der Bäume überschattet, goldig schäumend im Sonnenlichte hinrauschten, so mächtig, daß man es sich sehnlich wünschen konnte, hier verweilen, hier seinen Wirkungskreis finden zu dürfen. Ein Badeort, Chaude fontaine, mochte der schönste Punkt dieser lieblichen Gegend sein.

Aber ganz im Gegensatz zu dieser friedlichen Stille war die Unterhaltung in den Waggons nur auf die stürmischen Ereignisse des Tages, auf die

französische Republik, auf Krieg und Revolutionen gerichtet. An allen Halteplätzen wurden die Journale l'Indépendance und l'Observateur Belge ausgeboten. — Es waren Fabrikanten, Gutsbesitzer, Kaufleute in unserem Coupé; die Unterhaltung französisch. »Man schlägt sich bereits auf allen Punkten in Deutschland, die Communisten haben den Kampf begonnen,« sagte der Eine. — »Der Communismus ist weder in Frankreich noch in Belgien zu fürchten, er ist nur in Deutschland gefährlich. Bei uns hat man zu viel praktischen Verstand, um sich an diesen Chimären die Finger zu verbrennen, um an dieses Utopien zu glauben« — »Was ist überhaupt für Belgien zu fürchten? Die Republik? Es wäre ein leerer Name für uns! Was thut der Name? Wir sind freier in unserer Monarchie, als die Franzosen es jemals in ihrer Republik sein können. Meinetwegen kann das Gouvernement »Despotie« heißen, und ich will unter einer Despotie leben,

wenn ihre Institutionen so frei als die unsern, so frei als möglich sind« — Das waren die Aeußerungen, welche wir von allen Seiten hörten Die größte Zufriedenheit mit der Verfassung leuchtete hervor, und der sichtliche Wohlstand des vortrefflich angebauten Landes schien diese Zufriedenheit vollkommen zu rechtfertigen.

Man glaubte nicht an die Dauer der Republik, man belächelte das Gouvernement provisoire, man spottete über die Friedensrepublik, wie über eine belle fiction poëtique de Mess. Lamartine et Louis Blanc. Ein Fabrikbesitzer aus dem Norden Frankreichs sagte: »chez nous dans le Nord, où l'on est très Henri V.« Er behandelte die Revolution mit vollkommener Geringschätzung, als »une folie de gamins et de vautriens, verklärt und geheiligt durch Männer von Genie, welche aber leider nur Dichter und nicht Staatsmänner wären.« — Eben so leichtfertig und ungläubig sprach man von der Republik an der

Table d'hôte des Hôtel de Hollande, wo wir Abends fünf Uhr das Ende unſerer Tagereiſe fanden. — Aber was beweiſt dieſer Unglaube? »Die Wenigen, die was davon erkannt, die thöricht genug ihr volles Herz nicht wahrten, hat man von je verketzert und verbrannt.« — Es wird auch nichts gegen die Republik und ihre vernunftgemäße, einſtige Nothwendigkeit beweiſen, wenn ſelbſt dieſer neue Verſuch ſie in's Leben zu führen noch an der Ungunſt der jetzigen Zeit und Verhältniſſe ſcheitern ſollte, was ja möglich iſt. Die Albigenſer, die Waldenſer, die Huſſiten, und Savonarola, und tauſend Andere mußten untergehen; hundert Verſuche zur Reformation des Katholicismus ſcheiterten, ehe Luther's große That möglich und durch die Reife der Zeit ausführbar und nachwirkend werden konnte.

Unſere religiöſe Ueberzeugung, welche den Gott in das Individuum ſetzt, muß folgerecht auch die Selbſtbeſtimmung, die Selbſtherrſchaft

in das Individuum legen. Sobald man sich reif erklärt zur Emancipation von dem Begriff des persönlichen Gottes, muß man sich auch reif erklären für die Republik; denn das Königthum ist nur die politische Parallele für den persönlichen Gott, die Verwandlung des Begriffs in ein Symbol.

Die Belgier wollen ihren König Leopold behalten und sich gegen jeden Versuch, ihnen die Republik aufzudringen, mit aller Kraft vertheidigen. Dies ist vollkommen in der Ordnung, da sie auch streng festhalten am Katholicismus; es spricht dies aber weder für die constitutionelle Monarchie, noch gegen die Republik, sondern es giebt nur den Maßstab für die Volksbildung in Belgien; denn jede Verwaltung ist gut, die dem Bildungsgrade der Nation angemessen ist. Die höchste geistige Entwickelung und sittliche Bildung fordern aber die Republik, und wenn Frankreich jene erlangt hat, wird die Republik bestehen, trotz aller Spötter und Zweifler.

6.

Brüſſel, 9. März.

Wir machten geſtern noch einen Weg durch die Stadt und kamen in eine der ſogenannten »Paſſagen«. Es ſind Durchgänge, Hallen, mit Glas überdeckt, in denen ſich zu beiden Seiten, auf ebener Erde und im Entreſol Laden und Kaffeehäuſer finden. Solcher Paſſagen giebt es auch eine in Hamburg, und größere in Mailand und Neapel. Im Ganzen ſind ſie unbehaglich; voll beſtändigen Lärms, ſehr heiß im Sommer, kalt im Winter, und bei naſſem Wetter, wo der Fuß-

boden schmutzig und glatt wird, feucht und dumpf. Die rechte Heimath der Passagen soll aber Paris sein, und ich bin im Voraus überzeugt, daß ihr Dasein dort durch irgend eine klimatische Nothwendigkeit bedingt sein wird; denn solche Einrichtungen sind fast niemals Erzeugnisse der Laune, sondern Nothwendigkeiten. — Gestern Abend, wo es wie heute unablässig regnete, war die Passage nicht angenehm, aber doch interessant durch die große Menge von Blousenmännern, die hier nach gethaner Arbeit, die Kalkpfeife im Munde, neben und mitten unter der vornehmen Welt umherspazierten. Diese Lust an Erholung haben doch fast alle Völker mehr als die Norddeutschen.

Heute Morgen fuhren wir nach der Kathedrale, der église de St. Gudule. Es ist ein mächtiges Gebäude mit unvollendeten Thürmen; man baut und erneut daran wie an dem Kölner Dome. Wunderbar bleibt es, daß unsere Zeit einen Glaubensenthusiasmus in sich zurückrufen

und Kirchen zu Ende bauen will, nachdem vor zweihundert Jahren dieſer kirchliche Enthuſiasmus bereits ſo erloſchen war, daß man die Bauten einſtellte, die Kirchen unvollendet ließ. Was unſere Voreltern ehrlich und freiwillig als Irrthum erkannten und aufgaben, das nehmen wir mit einer innern Lüge wieder auf, und dieſe wird doppelt ſtrafbar, da ſo viel wirklicher Noth, ſo drückendem Mangel abzuhelfen iſt.

In St. Gudula ſind treffliche alte und neue Glasmalereien, die Kirche iſt ſchön, edel, einfach, die Kanzel ein Meiſterwerk der Schnitzkunſt, faſt ſo trefflich als die Arbeiten in San Severo in Neapel. Adam und Eva mit ſämmtlichem Gethier ſind auf der Frontſeite in höchſter einfältiger Vollkommenheit vor dem Sündenfalle dargeſtellt. Ich hatte aber keine rechte Geduld dafür. Daß es die mühſeligſte Arbeit, und obenein eine nicht ſehr wirkungsreiche iſt, das hatte ich ſchon oft mit Bedauern für die alten Arbeiter geſehen, und die

unſchuldige Einfalt, mit der die paradieſiſchen Thiere und Menſchen in gedankenloſer Seligkeit in die Welt gucken, ſteht in zu grellem Contraſte mit den Vorgängen des Augenblicks, als daß man gerade jetzt Empfindung dafür haben könnte.

Es überraſchte mich, die Kirche an einem Donnerſtage von drei bis vierhundert Perſonen aller Stände beſucht zu ſehen. Männer und Frauen aus den reichen Volksklaſſen, von gallonirter Dienerſchaft begleitet, bildeten den größern Theil der Verſammlung. Ein Jeſuit, Abbé Delcour, predigte. Er ſagte zum Anfang: »Wir leben in einer Zeit der Entwickelung. Rund um uns her erklingen die ſchönen Worte Brüderlichkeit und Menſchlichkeit. Wir fühlen die Pflicht, dem Mitbruder zu Hülfe kommen, ſeinem materiellen Bedürfniß zu genügen. Unſere Zeit, wie ſie die Zeit der Menſchlichkeit iſt, iſt auch die Zeit der Wiſſenſchaft. Die Wiſſenſchaft breitet ſich über die ganze Welt aus; ſie lernt die Kräfte

der Natur benutzen, sie weiß sich das magnetische Fluidum, und Meer und Luft und Feuer dienstbar zu machen, um dem materiellen Bedürfniß zu genügen. Während wir aber streben, dieses auf jede mögliche Weise zu befriedigen, während wir gut, menschlich gut zu handeln trachten, unsern Mitbruder erheben wollen, hört man überall, trotz dieses Ringens nach dem Princip des Guten, die Klage über Principlosigkeit im Handeln. Der Materialismus, dem genügt werden soll, entsittlicht durch die Genußsucht und Unersättlichkeit, welche er in seinem Gefolge führt. Niemals sah man größere Inconsequenz im Fühlen und Handeln, niemals größeres Schwanken zwischen Recht und Unrecht, zwischen Menschlichkeit und Barbarei; niemals hörte man mehr die Klage, daß es an einem Grundprincip, an einem wahren Vereinigungspunkte mangle, um die Ueberzeugungen, die Seelenkräfte zu einem harmonischen, einstimmigen Wirken zu vereinigen. Es

fehlt entschieden an jenem Grundprincip, das die Einsichten des Gebenden und des Empfangenden in Verbindung setzt und die Kluft zwischen diesen, wie zwischen dem geistigen und physischen Bedürfnisse, ausgleicht. Dieses Grundprincip, das Allem entspricht, Allem genügt, das in sich, in einem Gedanken, die Lösung aller Fragen und Zweifel umschließt, das ist der Katholicismus, die alleinige, universelle Religion.«

Darauf ging er über zu der Hoffnung, daß es ihm vom Himmel vergönnt sein werde, diese Wahrheit seiner Gemeine einleuchtend zu machen, und forderte die Zuhörer auf, zu beten um Kraft für den Prediger, um Verständniß für die Gemeine. Während dieses schweigenden Gebets gingen wir davon, weil es gar zu kalt war in der Kirche. Indeß wäre ich gern länger geblieben, denn der Abbé sprach dichterisch edel, ohne von seinem ungünstigen Dialekt und Organ behindert zu werden.

Meine Theilnahme an dem katholiſchen Kle-rus iſt durch den Biſchof von Geißel und den Anfang dieſer Predigt wieder lebhaft angeregt worden. Hat irgend ein poſitives Dogma den Anſpruch, in die Zukunft der Menſchheit mit hinübergenommen zu werden, ſo iſt es der Katholicismus, weil er in ſtetem und nahem Zuſammenhange mit dem irdiſchen Bedürfniß geblieben iſt, weil ſeine Symbolik weit genug iſt, auch neue Elemente in die alte Form aufzunehmen, und weil dieſe an und für ſich eine Verklärung des Materialismus iſt. Die Madonna wird immer eine ſchöne Geſtalt, ein ſchönes Bild weiblicher Reinheit und jungfräulicher Liebe bleiben, die in ſüßer Unſchuld Gatten- und Mutterliebe in ſich vereint.

Von St. Gudula gingen wir abermals nach dem Stadthauſe auf der »grande place,« wo wir ſchon am Abend vorher geweſen waren. Haus und Platz ſind in ihrer Art ſo ſchön, als der

Palazzo vecchio und die Piazza del Gran'duca in Florenz, und wie dort ragt der, auf einer Seite des Stadthauses sich erhebende große Thurm, über alle Gebäude stattlich empor. Auf diesem Platze wurden im Jahre 1568 auf Alba's Befehl fünfundzwanzig edle Niederländer, und später, am fünften Juni desselben Jahres, die Grafen Egmont und Horn enthauptet. Die Nacht vor ihrem Tode brachten sie in der Maison du Roi zu. Das Volk nennt diese Maison du Roi das Brothaus. Es liegt dem Stadthause gegenüber und ist in einem eigenthümlichen Style gebaut, der Elemente gothischer Bauart mit der Bauart der Zopfzeit in sich verbindet. Dennoch ist es von großer, schöner Wirkung. Unter dem Standbilde der heiligen Jungfrau, das die Fronte schmückt, befindet sich folgende, von der Infantin Isabella bestimmte Inschrift:

A peste, fame et bello libera nos Maria pacis.
Hoc votum pacis publicae Elisabeth consecravit.

An den Fenſtern dieſes Palaſtes ſoll Alba der Hinrichtung Egmont's beigewohnt haben. — Auf der linken Seite des Platzes ſind die Zunfthäuſer, l'hôtel des brasseurs, l'hôtel des bateliers und andere, mit großen Emblemen geſchmückt; ſchöne, mittelalterliche Gebäude, welche im Verein mit dem Stadthauſe dem Platze etwas ſehr Charakteriſtiſches geben.

Nachdem wir im Rathhauſe noch alte Oudenaarder Gobelins und die ſilbernen, vergoldeten Stadtſchlüſſel auf einer ſchönen Schaale aus gleichem Metalle betrachtet hatten, fuhren wir in das Palais de Juſtice, die Bilder von Gallait und de Biefve zu ſehen, worüber vielleicht ein andermal. —

Unterwegs zeigte man uns den kleinen Springbrunnen an der Eykstraat, le plus ancien bourgeois de Bruxelles, wie das Volk das Männchen nennt, das einen Beweis für die Naivetät der Zeit liefert, aus der es ſtammt Einer alten

Sitte nach wird es bei Festen in die Volkstracht gekleidet. Es trug 1789 die trikolore Schärpe, später das Orangeband und seit 1830 die blaue Blouse. Diese Blouse ist in ihrer Einfachheit doch schon viel malerischer und plastischer als unsere moderne Kleidung, als Ueberrock und Frack. Das sieht man an dem Denkmal des jungen Grafen Merode in St. Gudula, der bei dem Freiheitskampfe des Jahres 1830 gefallen ist. Das Denkmal zeigt ihn in der Blouse, zusammenbrechend an der Todeswunde und sich im Fallen auf die Linke stützend, während die Rechte noch die Pistole abzufeuern versucht. Der Faltenwurf der kurzen Blouse macht sich vortrefflich.

Durch die regennassen Scheiben unseres Wagens erblickten wir den Park vor dem königlichen Schlosse, auf dessen hügeligem Terrain der blutige Freiheitskampf des Jahres 1830 gefochten ward; ferner im untern Stadttheile das große massive Entrepot an dem Kanale, der nach Antwerpen

und Charlerois geht, und ſo breit und fließend iſt, daß ich ihn für einen Strom hielt. — Seitdem bannt ein wahrhafter Platzregen uns in die Zimmer unſeres Hotels, und ich kann von Brüſſel nichts weiter ſagen, als daß der Regen hier eben ſo auf das Asphaltpflaſter klaſcht und raſſelt als in Berlin. Wollte er ſich hier nur genug thun und uns nicht die morgende Fahrt nach Paris und die Ankunft daſelbſt verderben!

Der März in der französischen Republik.

7.

Paris, 12. März.

Sonnenschein nach drei Tagen strömenden Regens.

Die Fahrt von Brüssel nach Paris ist die langweiligste von der Welt. — Die Eisenbahn war ganz in der Ordnung, nur bei Valenciennes, wo man die Brücke verbrannt hatte und die Passage dadurch gehemmt war, wurden wir in große Omnibus gepackt und in diesen durch das Landstädtchen Reines auf einem kleinen Umwege weiter befördert. Da, wo wir wieder zur Eisenbahn gelangten, war kein Bahnhof, man hatte also Bretterschuppen und Zelte aufgeschlagen,

welche für die anlangenden Menschen- und Gepäckmassen zu klein, und gegen den strömenden Regen kein ausreichender Schutz waren.

Der Charakter der Gegend ist flachste, gleichförmigste Ebene. Douay, Amiens, Arras u. s. w. bleiben seitwärts liegen, und außer dem prächtigen Bahnhofe in Amiens, in dem man in einem von oben erleuchteten, fürstlich eingerichteten Speisesaale eine vortreffliche Mittagsmahlzeit hält, ist von der ganzen Fahrt weiter nichts zu bemerken.

Der Bahnhof in Paris ist überraschend groß, obschon man große Maßstäbe mitbringt und Großes erwartet, die Ordnung musterhaft. Statt daß man bei uns in wilder Hast in die Gepäckkammern gedrängt wird, und nun Hals über Kopf nach dem Seinigen greifen soll, verwirrt gemacht durch das Wühlen, Suchen, Schreien der andern Passagiere und der Beamten und Packträger, bleiben hier die ankommenden Frem-

den ganz ruhig in einer Salle d'attente. Während deſſen ſuchen die Beamten die Packſtücke nach den Nummern aus, ordnen das Zuſammengehörende nebeneinander auf den großen Tiſchen, die längs allen Wänden des Gepäckgebäudes ſtehen, und erſt wenn dies beſorgt iſt, läßt man die Fremden herein und händigt ihnen gegen den Packſchein ihr Eigenthum aus. Unſere neun Collis, die wir ſonſt überall mit Mühe und Noth zuſammengerafft, hat man uns hier zierlich wie eine Geburtstagsbeſcherung aufgebaut.

Vor allen Dingen will ich Dir nun in Eile den Eindruck beſchreiben, den Paris in dieſen anderthalb Tagen in Bezug der neueſten Vorgänge auf mich gemacht hat. — Von der Größe der Stadt, von ihrer Pracht und Schönheit kann ich noch keine mich überraſchende Vorſtellung haben. Die Boulevards, ſo weit ich ſie geſehen, die innere Stadt, der Börſenplatz, der Vendomeplatz mit dem Standbilde Napoleon's auf der

Säule, der Concordeplatz sind sehr bedeutend, sehr volkreich, voll glänzender Magazine und prächtiger Gebäude. Indeß Rom und Neapel sind auch so großartig, daß der äußere Eindruck irgend einer Stadt, wie man ihn in den ersten Tagen empfängt, nicht mehr wesentlich überraschen kann, nachdem man jene Orte gesehen hat. Zudem schadete wohl das schlechte Wetter der Physiognomie der Stadt.

Die Zerstörungen durch die letzte Revolution sind überall sichtbar. An den Straßenecken sind die Pflastersteine erst lose hingelegt, nicht eingerammt; zerbrochene Brotwagen und umgestürzte Omnibus bezeichnen hie und da die gewesenen Barrikaden. An einer Kirche ist das aus Eisenstäben bestehende Gitter bis auf einige Fuß abgerissen, die allein noch zeigen, daß hier ein Gitter war. Im Palais royal — oder Palais national, wie es jetzt laut der Ueberschrift heißt — sind alle Scheiben, viele Fensterrahmen und

Gerüſte zerbrochen; das Wachhaus — Chateau d'eau — gegenüber dem Palais royal, in dem die Garden verbrannten, liegt in rauchgeſchwärzten Trümmern; andere Wachhäuſer in der Nähe der Seine ſind bis auf das Fundament abgebrochen, und Nationalgarden halten in ihrer Nähe Wache, vor der erſten beſten Boutike ſitzend, die als Wachſtube dient. Auf den Boulevards ſind die Bäume umgehauen, die Brunnenröhren und Säulen niedergeriſſen. In den Tuilerien flattern zerfetzte weiße Vorhänge aus den ſcheibenloſen Fenſtern; über allen Thüren, an den Mauern des Schloſſes lieſt' man mit Kreide oder Kohle angeſchrieben: »Hôpital des Invalides civiles.« An den Theatern, über den Portalen der Kirchen, auf allen öffentlichen Gebäuden flattert die Trikolore lebensmuthig in der Luft über der Inſchrift: liberté, fraternité, égalité. Sie haben die Worte hingeſchrieben, wo ſie Raum fanden, als wollten ſie ſich beſtändig erinnern, daß dieſelben

künftig die Grundlage ihrer Staatsgesetzgebung bilden müssen, oder als fürchteten sie, man könnte das vergessen.

Mehrmals am Tage sah ich gestern Haufen von dreißig bis vierzig Männern, fast lauter Arbeiter, durch die Straßen ziehen, welche die Marseillaise sangen und das alte Lied der Girondisten, das vom Volke wieder aufgenommen ist. Es lautet:

Par la voix du canon d'alarme,
La France appelle ses enfants.
Allons! dit le soldat, aux armes!
C'est ma mère, je la défends.
Mourir pour la patrie,
C'est le sort le plus beau, le plus digne d'envie.
Nous, amis, qui loin des batailles
Succombons dans l'obscurité,
Vouons au moins nos funérailles
A la France et sa liberté.
Mourir pour la patrie,
C'est le sort le plus beau, le plus digne d'envie.

Die Melodie ist sehr schön, von fast eben so ergreifendem Rhythmus als die Marseillaise.

Die Arbeiter haben noch ein anderes Lied, dessen Refrain: »vive la république!« gestern in der Nacht mich oft aus dem Schlafe weckte. Und diese Melodien werden so unablässig gesungen, daß man sie zu hören glaubt, wenn auch Alles still ist. —

Riesige Anschlagzettel kleben an allen Ecken, Brunnen und Gebäuden; die Ordonnanzen und Plakate der Regierung sind auf weißem, alle andern auf farbigem Papiere gedruckt. Gestern war ein Dekret angeschlagen, das die Arbeitszeit auf zehn Stunden bestimmte, ein anderes, das die Brotpreise regelte, mir aber unverständlich war, weil ich das Maß nicht kenne. Indeß so viel habe ich erfragt, daß die Lebensmittel unverhältnißmäßig theurer sind als bei uns.

Man sagt mir, Paris sei todt, die Straßen sehr öde in diesem Augenblick, und allerdings ist

die Zahl der Equipagen verhältnißmäßig wohl gering, aber das Leben in den Straßen, auf den Boulevards iſt doch überraſchend. Das ganze Volk iſt darauf eingerichtet, ſich kund zu geben, ſeine Meinungsäußerungen nicht zurückzuhalten. Vive la république! ſchreien ſchon achtjährige Knaben mit derſelben Energie wie die Erwachſenen, und dieſer Ruf hat eine ganz beſtimmte Tonſcala. Bei den drei erſten Sylben des Wortes Republique ſteigt der Ton wachſend und ſinkt dann herab bei der letzten Sylbe. Manchmal wenn man ein ſchallendes, kräftiges »vive la république!« ertönen hört und dann fünf, ſechs kleine Jungen erſcheinen, die es ausgerufen haben, traut man ſeinen Sinnen nicht, lernt aber begreifen, wie ſehr das politiſche Element das Volk durchdrungen haben muß, wenn es ſich bis in die Spiele der Kinder gedrängt hat.

So wie man ſich auf der Straße befindet, wird man von Zeitungsausrufern, Männern,

Weibern und Kindern umdrängt. »La Presse! la Presse! Journal du soir! seconde édition! — Le Moniteur du soir, Monsieur! achetez le moniteur du soir, Monsieur! — Voilà quelque chose qui vous regarde, Mesdames! la voix des femmes! achetez la voix des femmes, Mesdames! — Achetez la Presse, Messieurs! — La Liberté! La Liberté pour un sou, Monsieur! — La République! la vraie République! — Les scélératesses du scélérat Louis Philippe et de ses scélérats de ministres! — Le Chant de la liberté! — La voix du Peuple!« — ſo ruft, ſchwirrt, lärmt es durcheinander. Zeitungsblätter, Veilchenbouquets, Phosphorhölzer, Statuetten, werden dem Vorübergehenden faſt in die Hand gedrückt, aber eigentlich beläſtigt wird man nicht. Sie wiſſen die rechte Linie zu treffen und ſcheinen ſie nicht zu überſchreiten.

Karrikaturen auf Louis Philipp ſieht man an

allen Ecken. Eine in Terracotta zeigt ihn als blinden Bettler. Er ſitzt an der Erde, den Regenſchirm neben ſich, von einem Hunde bewacht und die Hand mit dem runden Hute den Vorübergehenden entgegenſtreckend. Darunter ſtehen die Worte: »Faitez moi l'aumône d'un petit trône, s'il vous plait, Messieurs!« — Eine Andere ſtellt ihn dar, wie er ſich, mit einem Päckchen unter dem Arm, in die Thüre eines ſehr engen Fiakers drängt, mit der Unterſchrift: »A l'heure, cocher, et non à la course, car j'irai loin!«

Wir haben in dieſen Tagen eine Menge Leute geſprochen, aber nirgends eine ſympathiſche Aeußerung für Louis Philipp gehört. Sein Geiz, dieſe niedrigſte, dieſe elendeſte Leidenſchaft, hat ihn allgemein verächtlich gemacht; und wahr iſt es, wie einſt die Sittenloſigkeit der Bourbons das Volk demoraliſirte durch ſchlechtes Beiſpiel, ſo hat der Geiz Louis Philipp's

die Franzosen habsüchtig gemacht und, ihr Ehrgefühl, ihr Rechtsgefühl untergrabend, sie bis zur Käuflichkeit herabsinken lassen. Trotz der Verdammung Louis Philipp's, wird jedoch stets ein lebhaftes Bedauern für die Prinzen Joinville, Montpensier und Aumale, besonders aber für Joinville ausgesprochen, der sehr beliebt zu sein scheint.

In Bezug auf Joinville haben wir gestern Abend interessante Papiere in Händen gehabt, die Korrespondenz seines Lehrers mit dem Könige, damaligem Herzog von Orleans, als es sich darum handelte, den eilfjährigen Knaben einem Collège zur weiteren Ausbildung zu übergeben. Mit echt pädagogischem Unverstande verkennt der Gouverneur die Harmlosigkeit und Freimüthigkeit dieses Knabencharakters. Er schildert ihn als einen trägen, zum Lernen gar nicht zu bewegenden Knaben. »Sein Hang zum Niedrigen,« heißt es in den Originalbriefen, »seine Lust an

dummen Streichen werden ihn gleich zum Mittelpunkt für alle Taugenichtse der Klasse machen; er wird diese mit dem Instinkt seiner Anlagen augenblicklich herausfinden, sich ihnen anschließen und von ihnen alle Fehler annehmen, die ihm noch abgehen. Was für einen andern Prinzen rathsam wäre, was sich für die Herzöge von Chartres und Nemours als vortrefflich bewährt, sie mit andern Jünglingen gemeinsam zu erziehen, das würde bei dem maßlosen Leichtsinn, bei den übeln Anlagen und dem Trotze dieses Knaben, die übelsten Folgen haben und Ew. königlichen Hoheit den bittersten Verdruß zuziehen, den der Herzog von Joinville Ihnen auch ohnedies nicht ersparen wird.«

In diesem Tone, der mitunter an eine so rohe Frechheit streift, wie kein Dorfschulmeister sie gegen seinen Amtmann sich erlauben würde, gehen dieser und ein paar andere Briefe gleichen Inhalts fort, so daß man das tiefste Mitleid mit

dem unglücklichen Fürſtenkinde empfindet, deſſen fröhliche Jugend in die Hände eines ſo liebloſen, ſo unverſtändigen Mannes gegeben war Glücklicherweiſe iſt die geſunde Menſchennatur ſchwer zu verderben, wie man an Joinville ſieht.

Dieſe Briefe, nebſt noch ſechzig oder ſiebenzig andern vom König und der königlichen Familie, befanden ſich im Beſitze eines unſerer Bekannten, der ſie am Tage des Sturmes der Tuilerien auf dem Hofe zuſammengerafft hatte. Das Volk war in ein Kabinet gedrungen, in dem die Privatkorreſpondenz der königlichen Familie in lederne Koffer verpackt ſtand. Alle dieſe Koffer wurden aufgeriſſen, die Paviere auf den Fußboden und durch die Fenſter auf die Straße geworfen, wo Jeder davon nahm, was ihm gerade in die Hände fiel.

Unter den Blättern, die ich geſehen habe, befand ſich manches Intereſſante; ſo z. B. ein Ent-

wurf des Königs zu einer Einladung Guizot's. Das Billet war mit höchster Ueberlegung geschrieben und immerfort geändert, um die rechte Form für die Aufforderung zu finden, bei der es sich um eine Verständigung nach einer Spannung zu handeln schien. Die Worte: »je vous prie, je vous invite,« waren ausgestrichen, und endlich die Redensart: »je vous engage de vous rendre chez moi« stehen geblieben. Ferner sah ich einige sehr bedeutende Briefe des Königs Leopold von Belgien in Betreff der griechischen Frage; dann aus neuerer Zeit dringende Bitten Joinville's und der beiden jüngeren Prinzen an den Herzog von Nemours und an die Königin, den König zum Nachgeben bei einer freisinnigen Maßregel zu bewegen. In einem Blatte schreibt Nemours: »le roi devient de plus en plus entêté; impossible de le faire fléchir!« Ferner fanden sich Briefe der Königin der Belgier, welche im Auftrage ihres Mannes, der zur Jagd gefahren

war, dem Könige Mittheilungen über Verhandlungen in London machte.

Sehr ausführlich war ein Tagebuch des Herzogs und der Herzogin von Nemours, geführt bei ihrer ersten Reise durch Frankreich. Die junge Fürstin erscheint darin als höchlich erfreut über all die Ehrenbezeugungen, die ihr zu Theil werden. Trotz der Ermüdung, über welche ihr Mann für sie klagt, wird jedes Blumenstrauſſes, jeder Rede mit Wohlgefallen erwähnt, und alle diese Gewohnheitssachen als Zeichen ursprünglicher, besonderer Theilnahme hingestellt und genossen.

Das Familienleben der Orleaniden muß nach diesen Briefen eines der innigsten und edelsten gewesen sein. Durchweg, selbst da, wo die Söhne den Vater in Briefen an einander tadeln, spricht sich die größte Anhänglichkeit aus. Aus der Zeit einer Entbindung der Königin der Belgier finden sich fast von jedem Tage Zettelchen

des Königs, in denen er nach der Tochter fragt, und Briefe der Königin, in denen sie gute Rathschläge giebt Die Anrede in den Briefen der Prinzen ist sehr oft ein scherzendes: »chère et bonne Majesté!« — oder auch »dites à la chère Majesté«

Sehr komisch waren ein paar Briefe der Königin von Portugal an die Prinzessin Clementine, für welche die Erstere sehr große Liebe an den Tag legt. Die Hauptgegenstände bilden Zahnkrankheiten der Kinder, Toilettenangelegenheiten, Besprechungen Dûmas'scher Romane, und mitten darin die Frage: »demande à ton père ce qu'il pense des arrangements à Londres et ce qu'il faut faire?« Gleich darauf wird dann ein Hofmann oder ein Künstler empfohlen, mit den Worten: »un homme parfaitement honnête, mais une énorme bête!«

Die königliche Familie hat nichts gerettet; alle Familienporträts, all die tausend Kleinigkei-

ten, die uns werth ſind als Andenken, oder werth geworden durch längeren Gebrauch, hat man bei der ganz unerwarteten Flucht zurückgelaſſen. Man fühlt das tiefſte Bedauern über das Loos dieſer jungen Männer und Frauen, welche der Ehrgeiz und die Starrheit ihres Vaters von dem höchſten Gipfel der Macht hinabgeſtürzt haben, in alle Schmerzen der Verbannung, der Entbehrung.

Und damit ſei denn der erſte Brief aus Paris beendet. Zum Schluſſe nur die Verſicherung, daß hier für die Ruhe der Fremden nicht das Geringſte zu fürchten iſt, und daß wir ſehr zufrieden ſind, hergegangen zu ſein, um das größte Ereigniß der Zeit an dem Orte kennen zu lernen, wo es zum Ausbruche kam, wo es begann; denn dies kann nur der Anfang ſein jener ſocialen Revolution, die uns ſeit Jahren als unabweisliche Nothwendigkeit vor dem innern Auge ſtand, und die wir herbeiſehnten, wie man

das Frühjahr ersehnt, mit Bangen vor den Stürmen und Nöthen des wahrscheinlichen Eisganges. Mögen wir bewahrt bleiben, wenn er über uns kommt!

8.

Paris, 13. März.

Man hat rechte Noth, seinen Gedanken einen festen Halt zu geben, sich ein Bild von den obwaltenden Zuständen zu schaffen, wenn man sie an jedem Tage zehnmal von verschiedenen Standpunkten beurtheilen hört — Darin sind alle Personen, welche wir gesehen haben, einig, daß die Regierung Louis Philipp's mit dem Ministerium Guizot und seinen Doktrinen eine Unmöglichkeit geworden war. Man glaubt auch an die Dauer der Republik, an die Reife

des Volkes zur Selbstherrschaft; nur die socialistische Richtung fürchtet man, welche der Revolution gegeben worden, und die in Louis Blanc's Versprechen, die Arbeit zu organisiren, ihren Ausdruck gefunden hat. Man hält diese Organisation der Arbeit für unausführbar, namentlich im Herzen einer Civilisation, in der alle Nachbarstaaten bei den alten Grundsätzen verharren, und sieht schweren Verwickelungen und Krisen entgegen. Dennoch macht sich selbst bei Vielen, welche durch die Revolution Hab und Gut, oder Amt und Stellung eingebüßt haben, eine freudige Erhebung, ein Glaube an den Fortschritt geltend, die gewiß ein gutes Zeichen sind in diesen Zeiten Besorgniß erregender Auflösung.

Wunderlich ist es, wie Jeder aus den allgemein festgestellten Thatsachen Belege für seine Meinung zu ziehen weiß, wie der große Mantel geschichtlicher Nothwendigkeit für jede Partei ein

Zipfelchen hat, in das ſie ſich verkriecht, das ſie beanſprucht, an dem ſie gewebt haben will, und wie es zuletzt doch nur eben der umhüllende Mantel des Alls iſt, in dem die Kreuz- und Querfäden der Vergangenheit die Gegenwart und die Zukunft aus Nothwendigkeit erſchaffen.

Seit Jahren mag der Druck des herrſchenden Syſtems ſchwer auf Vielen gelegen haben; es ſcheint auch, als ſei eine Partei von fünf- bis ſechstauſend Menſchen vorhanden geweſen, welche ſich in einzelnen Klubs verſammelte und nur durch ihre Häupter in Verbindung ſtand. Dieſe Partei hat die Republik gewollt, und den Tod Louis Philipp's als den rechten Zeitpunkt dafür im Auge gehabt. Als nun nach dem Verbot des Reformbanketts ſich die Blouſenmänner zu Hunderttauſenden in den Straßen zeigten, gleichſam nur um die Regierung an die materielle Macht der arbeitenden Stände zu errinnern, und vor dem Hotel Guizot's auf dem Boulevard ihnen

eine Flintenſalve auf ihr »à bas Guizot!« antwortete, welche eine Maſſe Menſchen, darunter ſpazierengehende Frauen am Arme ihrer Männer, tödtete oder verwundete, da brach der Kampf los, und jene Männer der Republik fanden es gerathen, ſich der Bewegung zu bemächtigen.

Dennoch behauptet man, es ſei in jenem Augenblick mehr Wahrſcheinlichkeit für die Regentſchaft der Herzogin von Orleans, als für die Republik geweſen. Nicht die Republik, ſondern nur die Einführung des allgemeinen Wahlrechts, welches die übrigen Reformen von ſelbſt nach ſich gezogen hätte, wäre eine Nothwendigkeit geweſen. Eine Stimme, die ſich zur rechten Zeit entſchieden für die Regentſchaft ausgeſprochen, würde die Einführung der Republik gehindert haben. Und da unterſteht man ſich, auch in Frankreich, an den Zufall in der Weltgeſchichte zu glauben, der allem Chriſten- und Heidenthum und aller Möglichkeit und Vernunft widerſpricht

Als ob der Zuſammenſtoß gewitterſchwerer Wolken, welche von den Urkräften erzeugt, ſich innerhalb nothwendiger Kreiſe bewegen, und in dieſen ſich ebenſo nothwendig begegnen und den zerſchmetternden Blitz entzünden müſſen, ein Zufall wäre! — Zufall iſt ein Wort, hinter dem ſich die Einſichtsloſigkeit verſteckt, welche ſelbſt die kleine Mühe des Denkens zu ſchwer findet. — Zufall! in einer Welt, die ſich in den Angeln der ſtrengſten geſetzlichen Regelmäßigkeit bewegt, in der jedes Untergehen mit einem Werden zuſammenhängt! Man ſchämt ſich, wenn man die Kinder des neunzehnten Jahrhunderts von Zufällen in der Weltgeſchichte ſprechen hört. Als ob Etwas anders werden könnte, als es werden muß! Wo nimmt man nur die Reſignation her, ſich über das Unglück zu tröſten, das aus dem blinden Zufall für den Einzelnen entſpringt? In eine Nothwendigkeit fügt man ſich, aber in die dumme Laune eines blinden Zu-

falls, von irgend einem einfältigen Menschen herbeigeführt, nimmermehr.

Die Republik war für Frankreich nothwendig, weil sie entstand; und sollte sie auch nur von kurzer Dauer sein in diesem Augenblick, so wird sie auch dann, das für diesen Augenblick Nöthige geleistet, und den nöthigen Samen für weitere Entwickelung erzeugt haben. Daran halte ich mich und bin ruhig. —

An eine Schreckenszeit denkt Niemand, aber die Geldkrisis soll sehr schwer sein. Die Journale, namentlich die Reform, klagen die Kapitalisten an. Sie sagen: „Wie euch 1789 die Aristokratie durch ihre Flucht verrathen hat, so thun es jetzt die Kapitalisten. Die Bankiers verstecken ihre Kapitalien, sie machen keine Geschäfte, sie halten ihre Fonds zurück, um euch zu ängstigen durch Stockung des Verkehrs. Sie wollen euch zwingen, in die Werkstätten zurückzukehren und für die früheren Preise zu arbeiten. Aber glaubt

ihnen nicht und arbeitet nicht.« — Thatsache ist, daß viele der ersten Häuser ihre Zahlungen eingestellt haben, und daß kein Bankier auf die Anweisungen und circulating letters aus Deutschland und Rußland zahlt, wenn sie auch von den Häuptern, von den Grundpfeilern der Börsen ausgestellt worden sind. — Dies hat die Folgen, daß die Fremden fortgehen, daß eine große Zahl Gewerbtreibender brotlos wird, daß viele Wohnungen leer stehen und die Zustände für die arbeitenden Klassen sich so verschlimmern, daß keine Unterstützung der Regierung Abhülfe zu bringen vermag.

Die Nacht des Revolutionskampfes muß schrecklich gewesen sein. Man führte die blutenden Leichname derer, welche vor dem Hotel Guizot's gefallen waren, auf Wagen durch die Straßen. Männer mit brennenden Fackeln, deren glührothes Licht die klaffenden Wunden beleuchtete, umgaben diese Wagen, und der Schrei:

»aux armes! vengeance! on nous assassine!« durchzitterte die Nacht hindurch die Luft, den Trommelwirbel und das Läuten der Sturmglocken übertönend. Wie durch einen Zauberschlag entstanden die Barrikaden und verbreiteten sich durch die ganze Stadt. Unaufhörlich rief man: éclairez, éclairez, ou l'on vous cassera les vitres! Des lampions à la fenêtre!« Da es aber sehr windig war, brannten die Lichter nicht, und man improvisirte Papierlaternen. Auf dem Balkon vor unsern Fenster fanden wir noch halbe Kartoffeln, die man ausgehöhlt hatte, um Lichter darin zu befestigen.

Im Faubourg St. Martin, wo wir in einer der engsten Straßen, der Rue St. Lazare, eine liebenswürdige, hieher verschlagene Deutsche besuchten, soll der Kampf furchtbar gewüthet haben. Tag und Nacht kamen die Männer nicht von den Barrikaden: in den Häusern machte man nach Recepten Schießbaumwolle: auf den Stra-

ßen ſchmolzen Frauen und Kinder Zinngeräth und goſſen Kugeln: Alles war auf den Füßen, Alles in der fieberhaften Aufregung der Wuth. So wie ein Trupp Soldaten anrückte, fielen von den Barrikaden die Schüſſe, dann ſprang man hinab, ſich hinter den Bruſtwehren zu bergen. Jeder Angriff hat Todte und Verwundete von beiden Theilen zurückgelaſſen, die man ſchnell in die, einen Augenblick geöffneten Häuſer ſchleppte, worauf ſich die Thüren wieder ſchloſſen. Solch ein Kampf mitten in einer Stadt! mitten im Herzen der ſogenannten Civiliſation! „Ich habe ſchaudernd Achtung bekommen vor dieſen Kämpfern,“ ſagte die Dame, welche uns dieſe Scenen ſchilderte.

Das Volk hat ſich bewunderungswürdig benommen, darin kommen Alle überein. Nirgends hat man geraubt, nirgends Etwas entwendet, außer in den Tuilerien, und auch da hat man ſich eigentlich nur auf Zerſtörung der königlichen

Insignien beschränkt. Auf dem Tuilerienplatze verbrannte man den Thron, den Gamins und Männer umtanzten, eingewickelt in die kostbaren Shawls der Prinzessinnen, und in abgerissene Sammetportièren und Gardinen. Von der Wunderbarkeit der Costüme, welche in diesen Tagen des Kampfes aus Eile, aus Laune, aus Uebermuth und Nothwendigkeit entstanden, hat mir ein alter Bekannter, der geniale Maler Karl Rahl aus Wien, die originellsten Schilderungen entworfen.

Madame Cornu, eine geistreiche Schriftstellerin, mit der mich Bettina in Verbindung gebracht, erzählte uns heute sehr hübsch von ihren Erlebnissen während der Revolution. Sie ist eine noch junge und angenehme Frau, die lange Jahre in Deutschland und Italien gelebt hat, und jetzt für eine Encyklopädie die Artikel über deutsche und italienische Kunst und Literatur schreibt. Ihr Mann ist Historienmaler; sie haben

im Faubourg St. Germain, in der Rue de Varennes, die obere Etage des Hotels inne, das die Mutter des Herzogs von Praslin bewohnt. — Herr Cornu iſt Nationalgardiſt und hatte am Morgen auf den erſten Appel ſein Haus verlaſſen. Als die Unruhe des Kampfes und der Lärm der Sturmglocken wuchſen, hielt ſeine Frau die Qual der Ungewißheit in den einſamen Zimmern nicht länger aus und beſchloß auf die Straße zu gehen, um ſich wenigſtens zu überzeugen, wohin ſich die Compagnie ihres Mannes gewendet habe.

»Aber wohin ich kam,« erzählte ſie, »fand ich Barrikaden, indeß auch überall Männer auf denſelben, die mir Beiſtand anboten und mir hinüberhalfen. »Posez le pied sur ma main! on vous assistera! on vous aidera, Madame!« rief es von allen Seiten. Einmal dicht vor einer Barrikade, ſtürmte ein Haufen Gamins heran, laut die Karmagnole ſingend und ſich wild durch-

einander drängend, so daß ich gezwungen war, mich in die Vertiefung eines Hausthores zu stellen. Sogleich sprangen ein paar Männer von der Barrikade herab, breiteten schützend ihre von Arbeit und Pulver geschwärzten Arme vor mir aus und riefen: »Respect aux femmes! faut-il donc abimer les femmes pour chasser un roi?«

Am nächsten Tage ging sie in Begleitung ihres Mannes an einer Boutique de comestibles vorüber, aus der sie ihren Bedarf kommen läßt. Der Laden war von Männern umringt, und Herr Cornu, in der Meinung, man wolle dort rauben, trat heran, um dies wo möglich zu verhindern, als die Leute mit dem freundlichsten »merci Madame! bien obligés!« davongingen. Ganz ruhig waren sie mit der Bitte herangetreten: »Wir sind vierundzwanzig Stunden auf der Barrikade, wir sterben vor Hunger; faites nous l'aumône d'un morceau de pain!« — Dabei hing der

ganze Laden voll Würſten und Schinken; Paſteten, gebratene Hühner und Käſe ſtanden umher, aber Niemand rührte etwas an, Niemand verlangte davon; und als die Beſitzerin zu dem erbetenen Brote einen Käſe und ein paar Flaſchen Wein freiwillig hergab, theilte man es redlich und dankte ihr vielfach.

Indeſſen das glauben die Reichen nicht. Sie wollen ſich fürchten vor ihren armen Mitbürgern, ſie wollen ſie für Diebe halten, und machen ſie dazu. Ich habe Bankierhäuſer geſehen, in denen man die koſtbaren Gardinen und Portièren abgenommen, das Silber- und Goldſervice verſchloſſen und Alles fortgeräumt hatte, was man an Koſtbarkeiten beſaß. Ein Goldarbeiter erzählte, daß Viele ihre Silberſervice einſchmelzen ließen, einmal um ſie der gefürchteten Plünderung zu entziehen, und dann um ſich baares Geld zu ſchaffen. Für den letztern Fall iſt es ſehr vernünftig; ſie verlieren dabei nur den Werth der Ar-

beit, und jedenfalls weniger als beim Verkauf der ganz entwertheten Staatspapiere und Actien. —

Daß bei ſolchen Verhältniſſen die Stimmung in Paris keine heitere iſt, begreift ſich leicht: dennoch glaubt man an die Dauer der Republik, und einer der erſten Bankiers ſagte mir heute: „Sie iſt künftig die einzig mögliche Staatsform für Frankreich, und man muß ſie um jeden Preis zu erhalten ſuchen.“

9.

Paris, 14. März.

Die beiden Perſonen, welche ich am lebhafteſten in Paris zu ſehen gewünſcht, waren Georg Sand und Heine. — Die Sand iſt nicht in Paris, ſondern in Berry auf ihrem Gute, von wo aus ſie einzelne »lettres au peuple« ſchreibt, deren jetzt zwei erſchienen ſind, hoch und ſchön, wie Alles, was dieſe große Seele ſchafft. Dieſe Briefe und ein anderer Brief von ihr im Courrier français machten mir ſolch lebhaften Eindruck, daß mich der Gedanke faßte, ſie zu überſetzen

Bayerische

und ſchnell nach Deutſchland zu ſenden. Es wäre aber nichts damit erreicht. Unſere Zuſtände und die hieſigen ſind ſo vollkommen verſchieden, daß die Briefe für die Maſſe unſeres Volkes wirkungslos bleiben würden. Den Handwerkervereinen würden ſie verſtändlich ſein; aber die wiſſen zum großen Theile, was die Sand hier ſagt, und der gewaltige, hinreißende Eindruck ihres prophetiſchen, ſibylliniſchen Wortes würde in der Ueberſetzung verloren geben Die politiſche Bildung Frankreichs hat der Sprache allmälig einen Charakter aufgeprägt, ſie für die Kürze republikaniſcher Zurufe — wenn man ſo ſagen darf — fähig gemacht. Es iſt eine heroiſche Energie, eine beſtimmte Koncentration in der Sprache entſtanden, wie ſich der beſtimmte Tonfall für den Ruf »vive la république« gebildet hat.

Das öffentliche Leben, die Kammerreden, die Redner in der Revolution des vorigen Jahrhunderts haben die Sprache von aller Abſtraktion,

von allem Schulstaub befreit, und wenigstens die Sprache zum Gemeingut gemacht, eine geistige Volksbewaffnung durch die Sprache herbeigeführt. So weit ist es aber bei uns noch lange nicht. Der Unterschied zwischen der Sprache der Gebildeten und der Ausdrucksweise des Volkes ist noch sehr groß, und wenn wir volksthümlich sprechen wollen, verfallen die Meisten in den Fehler derer, die, zur Sprache der Kinder hinabsteigend, lallen, statt die Kinder zum deutlichen Nachsprechen zu bewegen.

Da ich die Sand nicht kennen lernen konnte, wollte ich wenigstens so bald als möglich dem Wunsche, Heine zu sehen, genügen. Er hatte seine Wohnung in der Stadt verlassen, um gesunde Luft zu haben, und eine Maison de santé in der Rue de l'Oursine bezogen, noch über den sehr entlegenen Jardin des Plantes hinaus. Ich hatte ihm erst schreiben und bei ihm anfragen wollen, ob er erlaube, daß ich ihn besuche; was

man aber in solchen Anmeldungsbilletten sagt, ist doch gewöhnlich nur ein albernes Gemisch von Schmeichelei und erlogener Bescheidenheit, und ich zog es also vor, ganz ohne weiteres hinzugehen, die Karte hinaufzusenden und es seiner Neigung zu überlassen, ob er mich annehmen wolle.

In dem weiten stillen Hofe des Krankenhauses sagte der Concierge: »au second, numero vingt trois.« Wir stiegen hinauf. Oben aus der Thüre von Heine's Zimmer trat gerade ein junges Hausmädchen heraus; dem gaben wir die Karten, und sogleich erscholl von innen ein: Entrez! entrez!

Mitten in einem großen Schlafzimmer mit großem französischem Himmelbett und blauen Möbeln stand, sich auf einen Tisch stützend, Heine, der uns mit den Worten empfing: »Mein Gott, Sie kommen so weit heraus zu mir! wie haben Sie mich nur gefunden? Und wie ich vor Ihnen

erscheine! Ich habe in den letzten Tagen so viel gelitten, daß ich nicht daran denken konnte, meine Toilette zu machen; meine Nerven ertrugen keine Berührung.« — »So schicken Sie mich fort, wenn Sie leiden.« — »Nein, nein! bleiben Sie, es freut mich, es erheitert mich, es wird mich gesund machen.« — »Ich wollte bei Ihnen nicht schriftlich um die Erlaubniß Sie zu besuchen anfragen, um Ihnen die Mühe der Antwort zu ersparen, und war ganz darauf gefaßt abgewiesen zu werden, und wenn Sie wollten, wieder zu kommen.«

Sein Arzt, ein deutsch sprechender Ungar, meinte: »Sie wollten ihm die Mühe eines Billets ersparen, und er hat gestern und heute stundenlang für die Allgemeine Zeitung geschrieben.« — »Geschrieben!« rief Heine, »ach! ich kann nicht mehr schreiben, ich kann nicht, denn wir haben keine Censur! Wie soll ein Mensch ohne Censur schreiben, der immer unter Censur gelebt hat? Aller Styl wird

aufhören, die ganze Grammatik, die guten Sitten. Schrieb ich bisher etwas Dummes, so dachte ich: nun, die Censur wird es streichen oder ändern, ich verließ mich auf die gute Censur. — Aber jetzt — ich fühle mich sehr unglücklich, sehr rathlos! Ich hoffe auch immer, es ist gar nicht wahr und die Censur dauert fort.«

Er lachte hell und hübsch, und man sah, trotz seines tief leidenden Zustandes, daß er sehr angenehm gewesen sein muß. Das Profil, die ganze Gesichtsbildung ist fein, das schlicht herabfallende reiche Haar hellbraun. Ein voller Bart, leicht mit Grau gemischt, umgiebt das Kinn. Die Bewegung der wohlgeformten magern Hände ist sehr edel, und vor Allem muß der Mund schön gewesen sein, denn der Ausdruck ist, trotz der Krankheit, die ihn lähmt, so angenehm, daß man ihm all die Dichterworte, all den sprudelnden Uebermuth, all die Aristophanischen Witze zutraut.

Ich fühlte recht, welch wahres Interesse ich

an ihm nehme, wie dankbar ich ihm bin für all den reichen Genuß, den ich ihm ſchulde, weil ich ſo gern irgend etwas gewußt oder gethan hätte, ihm Erleichterung, Zerſtreuung oder Freude zu bereiten. Weil ich ihn immer nur in ſeiner geiſtigen Jugend ſah, mag ich euch auch kein Bild ſeines körperlichen Leidens geben. Er iſt zum Theil gelähmt und klagte ſehr über ſeinen Zuſtand, welcher ihm den Gebrauch der Augen in ſo weit raubt, daß er nur wenig ſchreiben und gar nicht leſen kann.

Seine Frau, eine große ſchöne Franzöſin, recht was man belle femme nennt, ſagte: »Mais tu vas mieux, mon ami, depuis que tu es ici!« und der Arzt bekräftigte das, weitere Beſſerung für das Frühjahr verſprechend. Mit Rückſicht auf die Frau war die Unterhaltung abwechſelnd deutſch und franzöſiſch. — »Herr Heine hat den Frühling ſo ſchön gefeiert, daß der Frühling wohl etwas für ihn thun müßte,« ſagte ich ſcherzend. —

»Ich habe das Meer auch sehr schön besungen und bin immer seekrank gewesen. Und die Frauen erst! quel mal elles m'ont fait!« Er lachte herzlich.

Wir sprachen von Deutschland, von der französischen Revolution. Er war gerade in die Stadtwohnung gefahren, um dort bei seiner Frau mit seinem Arzte ein kleines Diner einzunehmen, als die ersten Stürme des Kampfes sich hören ließen. Der Wagen, den man für die Rückkehr in das Krankenhaus holte, ward umgeworfen zum Barrikadenbau, und er hatte Noth, wieder dorthin zu gelangen. — Er fragte viel nach Deutschland, ließ sich einen Brief über die Revolution in Bremen vorlesen, den ich eben erhalten und noch in der Tasche hatte, wollte Auskunft über seine Bekannten in Deutschland, und kam immer wieder auf die schmerzliche Klage zurück: »Sie wissen es nicht, was es heißt, solche Revolutionen in meinem Zustande zu erleben. Ich hätte müssen

todt oder gesund sein!« Aber trotz dieser Klagen sprach er die wärmsten Hoffnungen für Deutschland aus, und scherzte zugleich über die Verwunderung und den Schreck der Deutschen, wenn sie jemals frei werden sollten.

Wir waren beinahe eine Stunde bei Heine und gingen fort, um ihn nicht zu ermüden, obschon er lebhaft zum Dableiben nöthigte. Beim Abschied verhieß er, sich zu uns bringen zu lassen, sobald er einen guten Tag haben würde. —

Später am Tage sprach ich Deutsche, welche ihn verdächtigten, ihm vorwerfend, er habe als Pensionär auf den Listen Guizot's gestanden und viertausend Franken von der Regierung bezogen; er habe sich also verkauft. Dies Geschwätz ist wirklich widerwärtig. Ich will es glauben, daß Heine so gut als andere politische Flüchtlinge eine Unterstützung von der Regierung erhalten hat, aber was beweist das gegen ihn? Und wenn viele andere deutsche Verbannte diese Pension nicht

erhalten haben, so ist auch das erklärlich, ohne daß Heine sich deshalb verkauft haben muß. Es ist wohl anzunehmen, daß Frankreich die stolze Großmuth zeigen wollte, einem Dichter wie Heine beizustehen, als sein Vaterland ihn verstieß.

Es ist Heine mit Deutschland gegangen, wie es edlen Naturen mit einer Jugendliebe geht, von der sie verrathen worden sind. Man kann sich zuletzt an den Gedanken dieses Verraths gewöhnen, man kann ruhig darüber werden; aber man vergißt weder die Liebe noch den Schmerz. Man kann dahin kommen, das, was man einst geliebt, mit strenger Objektivität zu betrachten, alle seine Fehler zu erkennen, verleumden wird man es nie. —

Sie sagen, Heine habe Frankreich auf Deutschlands Kosten gelobt, Deutschland verspottet im Vergleich zu Frankreich Das mußte Jeder, der gesunde Vernunft hatte; denn mochten die französischen Zustände noch so mangelhaft sein, sie

waren golden im Vergleich zu den unſern. Hätte Heine Rußland gelobt, jemals der Hierarchie oder irgend einer Knechtſchaft geſchmeichelt, man könnte ihn des Abfalls von ſich ſelbſt beſchuldigen, aber wo hat er das gethan? Weder das Wintermährchen, noch der Atta Troll, noch irgend eine ſeiner Arbeiten iſt unfrei, und diejenigen, welche ſo eifrig an ihm nach Mängeln ſuchen, ſollten ſich erinnern, daß es Heinrich Heine war, der die Freiheit ſang, deſſen Lieder wie morgenfriſcher Lerchenjubel emporſchmetterten, als Deutſchland in den Jahren von 1826 — 1830 wie in bleiernen Todesbanden gefangen lag. Sie behaupten ferner, ſeine Verehrung Napoleon's ſei undeutſch, und mäkeln mit dem kleinen Maß des beſchränkten Patriotismus, wo ein Dichter dem größten Genius des Jahrhunderts freudig huldigt in Allem, was er Großes geſchaffen und geweſen, ohne ſich an die Mängel zu halten, die ein Jeder kennt. Gerade daſſelbe aber ſollten Heine's Tadler für Heine

thun und nie vergessen, daß er trotz seiner Fehler einer unserer größten Dichter ist, und daß unsere Sprache, daß wir Alle ihm unendlich viel verdanken. Heine ist es, der dem Styl die goldenen Fesseln der Goethe'schen Zwangsherrschaft abgenommen und dem Deutschen das Recht erkämpft hat, die Sprache als freies Eigenthum des Individuums mit Individualität zu behandeln; damit ist aber für die geistige Entwickelung der Sprache und des Volkes ein Wesentliches geschehen.

Meine alte Vorliebe für Heine, die aus meiner ersten Jugend stammt, reißt mich hin, Euch eine lange Abhandlung zu schreiben; aber viele der Heine'schen Lieder haben mich als Lieblinge durch das ganze Leben begleitet, ihr Rhythmus hat mich erquickt in Tagen schwerer Leiden, ich habe mich erfrischt an ihrer Lebensfülle, und so kann die Begegnung mit Heine mir kein gewöhnliches Ereigniß sein.

Den Weg nach der Rue de l'Ourſine hatten

wir im Omnibus gemacht. Es war von unſerer Wohnung aus eine förmliche Reiſe und wir wurden dreimal »debarkirt.« Damit bezeichnet man das Umladen der Paſſagiere in andere Omnibus, an beſtimmten Straßenecken, wo die verſchiedenen Wagen ſich treffen. Ich vermuthe, daß man bei dieſer Einrichtung gerade nicht auf die ſchnellſte Art an den Ort ſeiner Beſtimmung gelangt, da jede dieſer Omnibuslinien gewiß eine möglichſt große Strecke umſchließt; aber man kommt doch zuletzt an das Ziel, und für mich hatten die Umwege den Vortheil, daß ich einen großen Theil der Stadt, und zwar auch die kleinen, entlegenen Straßen zu ſehen bekam.

Des Intereſſanten giebt es denn auf ſolchen Wegen auch viel und überall. Geſtern ſahen wir viertauſend Schweizer, welche die Republik beglückwünſchen wollten, in's Hôtel de Ville ziehen. Sie hatten rothe Binden mit einem weißen Kreuze um den Arm. — Dann trug man, gefolgt von

einer zahlreichen Menge, die Büſte der Freiheit auf das Stadthaus, welche ein Bildhauer dieſem zum Geſchenke machte »C'est le buste de Madame Roland qu'on porte à l'hôtel ville; vive Madame Roland!« erſcholl es in unſerer Nähe.

Nachher kam ein Korps von vielleicht fünfzehnhundert Gamins. Sie hatten alle weiße Papierſtreifen an den Mützen, auf welche die Nummer ihres Arondiſſements geſchrieben war, und man führte ſie auf das Stadthaus, um aus ihnen die Garde mobile zu bilden Damit iſt es ein eigenes Ding. Alle dieſe Gamins hatten Waffen in den Revolutionstagen, die man ihnen nicht füglich nehmen zu können glaubt, ohne Unruhen zu erregen Man hat ſich alſo ſehr klug entſchloſſen, die zu Bewachenden zu Wächtern, die Böcke zu Gärtnern, die Gamins zu einem regulären Körps zu machen. Sie ſollen, mit der Nationalgarde untermiſcht, für den Augenblick den Dienſt der abgeſchafften Municipalgarde verſehen.

Abends im Théâtre des variétés, wo wir Bouffé in le pouvoir d'une femme ſahen, führte die Garde mobile bereits die Aufſicht an der File vor dem Theater und auf allen Treppen und Eingängen. Sie waren in ihrer gewöhnlichen Kleidung, hatten aber rothe Binden um den Arm. Ihre Gewehre ſtellten ſie in einen großen Schrank auf dem Veſtibule und vernagelten ihn dann. Sie ſagen hier: »Louis Philippe a été chassé par un Italien, deux Polonais et trois gamins.« Welche Rolle dieſe letztern hier ſpielen, läßt ſich durch eine Anekdote bezeichnen. Als in den erſten Unruhen der Februartage die Gräfin d'Agoult einen alten Diener ausgeſendet, um zu erfahren, wie die Sachen ſtehen, kehrte dieſer mit der Antwort zurück: »Madame, l'affaire sera serieuse, car les gamins s'en mèlent.«

An allen öffentlichen Gebäuden ſteht außer dem liberté, fraternité, égalité noch immer ein: »Respect à la propriété nationale;« an der Ein-

gangsthüre des Jardin des Plantes und der Sorbonne: »Respect aux sciences et arts;« vor dem Hôtel Elysée Bourbon im Faubourg St. Honoré: »Réfuge pour les blessés, Ambulance.« Auf jedem Schritte wird man an die Ereigniſſe erinnert. Vor einer Artilleriekaſerne ſtanden zwei Gamins Wache — und die Welt geht nicht unter, obſchon das Militär fortgezogen, die Municipalgarde abgeſchafft und der König entthront iſt.

10.

Paris, 15. März.

Gestern habe ich denn ein Paar der berühmtesten Gebäude gesehen, die Kirche St. Madelaine und die Börse, beide im schönsten Style der Antike gebaut und darum so wunderbar fesselnd. An den langen, schöngestreckten Linien des Gebälkes der Madelaine, an den schlank und in sich gefestet aufsteigenden Säulen ruht das Auge unbeschreiblich süß aus. Schon die schönen, wagerechten Linien der Stufen, die zur Kirche hinanführen, haben etwas Wohlthuendes, indem sie

den Blick allmälig emporlenken und das Gebäude, das eigentliche Kunstwerk, über die Erde erhöhen und mit ihr vermitteln. Durch drei Kuppeln fällt das Licht in die Kirche, deren Inneres im freundlichen, aber nicht eigentlich schönen Style der modernen italienischen Kirchen ausgeschmückt ist. Reiche Goldverzierungen, mehre bunte Bilder, vielfarbiger Marmor machen einen Eindruck von heiterer Pracht, der nur durch schlechte Marmorstatuen gestört wird. Auch die Statuen, welche am Aeußern der Kirche die Nischen füllen — Apostel und Heilige, wie mich dünkt — sind nichts weniger als schön Die Gestalten haben durchgehends etwas Manierirtes und sehen aus, als ob sie alle im Rumpfe zu kurz wären. Es muß an der Behandlung des Faltenwurfes der Gewänder liegen.

'Die Kirche war geheizt, die Wärme strömte aus dem Fußboden. An allen Eingangsthüren befanden sich Wohlthätigkeitsaufforderungen, von

drei adligen Damen unterzeichnet. Eine Kapelle mit einem Beichtſtuhle trug die Ueberſchrift: »Propriété des dames de la bienfaisance.« Es ſaßen viele Damen vor derſelben, alle den reichen Klaſſen angehörend. Eine Mutter ſprach lange mit dem Beichtiger, ehe die Tochter zur Beichte vor ihm niederkniete, während welcher die Mutter ihr, ebenfalls knieend, zur Seite blieb. Nicht weit davon ſaßen ein paar Blouſenmänner und laſen die Réforme und den Courrier Satan. — So miſchen ſich hier Ariſtokratie und Volk, Hierarchie, Religion, Luxus, Komfort und ſocialiſtiſche Volkszuſtände zu einem Ganzen.

An der Börſe war mir, außer der ſchönen Architektur, das auffallendſte, daß man hier Briefkaſten eingerichtet hatte, in die man noch ſpäter als in den andern Stadtpoſten Briefe, aber nur unfrankirte, hineinwerfen und befördern laſſen kann Das iſt ein ſehr gutes Inſtitut, da ſich Jedermann, nicht nur die Kaufleute allein, deſſelben bedienen darf.

Nach dem Beſehen der Börſe machten wir mehrere Beſuche in der Stadt, und dabei iſt mir beſonders die Enge und Zierlichkeit der Wohnungen aufgefallen. Freilich bewohnen die Reichen, die Bankfürſten und die Ariſtokratie, große Hotels, die ſich um viereckige Höfe ziehen, und im Faubourg St. Germain auf ſchöne ſtille Gärten die Ausſicht haben; aber ſelbſt ſehr begüterte Leute wohnen nach deutſchen Begriffen beſchränkt, nicht ſowohl der Zimmerzahl nach, als nach dem Flächenraume derſelben. Ein Appartement beſteht aus einem Salon, einem Eßzimmer, einer Schlafſtube für Madame, in der man gewöhnlich empfangen wird, einer zweiten für Monſieur und irgend einem Arbeitsſtübchen oder Boudoir für den Einen oder den Andern.

Dieſe Enge der Räume hat zur Erfindung von zweckmäßigen Möbeln Anlaß gegeben, und ſolch ein Schlafzimmer von Madame iſt wie die Kajüte eines Dampfſchiffes benutzt. Ueberall ſteht

ein großes Bett auf einer Estrade. Es hat Ueberhänge und Decke von gleichem Zeug und ist nach Art antiker Thronbetten zurecht gemacht, so daß über der Bettdecke, zu Kopf und Füßen, große runde Gallapolster liegen. Diese Bettstellen, die nach deutschen Begriffen schon sehr breit sind, werden Abends noch in die Breite ausgezogen und bilden ein vortreffliches Lager, denn die französischen Matratzen, Decken und Plumeaux lassen nichts zu wünschen übrig. — Vor dem Kamin stehen kleine Sophas und ein paar Lehnstühle. Ueber dem Kamin ist der Spiegel in die Wand gefügt. Den Sims zieren eine elegante Uhr, Bronzeleuchter, Statuen, ein paar Feuerfächer und einige Nippes. Ein seidener Vorhang, der nach erloschenem Feuer niedergelassen wird, fehlt nirgends So entsteht ein warmes, behagliches Plätzchen, auf dem es jedem Fremden wohler werden muß als bei uns im Norden, wo wir, wenn wir nicht sehr reich sind,

in eiskalten Zimmern schlafen, um in einem halbwarmen großen Empfangzimmer den Tag über selbst zu frieren und unsere Gäste frieren zu lassen. Jene Einrichtung der Zimmer fand ich selbst bei einer Schneiderin, die in entlegener Straße au quatrième in ganz niedrigen Stuben, aber doch sehr behaglich und zierlich wohnte.

Als wir von Heine kamen, besuchten wir noch verschiedene Personen, die zum Theil den gewerbtreibenden Klassen angehörten, unter andern einen sehr geschickten Optiker, membre de l'académie, chevalier de la legion d'honneur, und dann die Besitzerin einer Modehandlung im Faubourg St. Honoré. Diese Personen hatten denn natürlich ihre eigenen Ansichten über die Revolution, welche sie in ihrem Gewerbe benachtheiligt. Der Optiker, von dem ich eine schnelle Lieferung der gemachten Bestellung erbat, versicherte mich, daß dies außer seiner Macht läge. Er und sein Sohn seien so sehr durch Wachdienst

und Patrouillen in Anſpruch genommen, daß ſie die Zeit und die Ruhe für eine ſo ſaubere Arbeit, wie die ihrige, nicht fänden. Die Modehändlerin bedauerte beſonders, ihre Arbeiterinnen nicht beſchäftigen zu können; aber alle Perſonen, welche wir ſprachen, ſtimmten darin überein, daß der Geiſt des Volks nichts zu wünſchen übrig laſſe, daß die Arbeiter aller Grade le plus grand dévouement, la plus profonde résignation, le plus noble désinteressement bewieſen hätten.

Die Arbeiter ſeien verſtändig, mäßig, verlangen nichts Unſinniges, ſondern nur Aufhebung der Sklaverei, die auf ihnen gelaſtet. Sie wollen freier athmen, Luft ſchöpfen nach der Arbeit und dieſe lohnender gemacht haben. Das ſei billig, da viele Arbeiter unverhältnißmäßig ſchlecht bezahlt worden ſeien und ihr Erwerb außer allem Verhältniß mit den Preiſen der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe geſtanden habe. An Aufhebung der Standesunterſchiede dächte Niemand weniger

als die Ouvriers; eben so wenig an Aufhebung des Luxus, von dessen Befriedigung sie ihren Erwerb zögen. Die ansässigen Ouvriers und der petit commerce verabscheuten den Communismus, und hätten die Abschaffung der Adelstitel sehr mißbilligt, welche die Aristokratie und die Engländer von Paris fortgetrieben und sie in ihrem Erwerbe benachtheiligt hätten.

Andere Personen sahen das Heil Frankreichs allein in der Auflösung des stehenden Heeres. Vom Communismus, der ein Unsinn sei, fürchteten sie nichts, aber um so mehr vom Staatsbankerott, der nicht ausbleiben könne und den Louis Philipp Frankreich hinterlassen habe. Diese Geldnoth und die Furcht des Auslandes vor kriegerischen Angriffen von Seiten Frankreichs, würden beide durch Abschaffung des Heeres beseitigt werden; man würde täglich eine Million Franken sparen, die Abgaben also verringern, dem Arbeiter die ersten Lebensmittel billiger liefern können.

Für den Fall eines Krieges ſei aber von der Abſchaffung des Heeres bei einem ſo kriegeriſchen Volke wie die Franzoſen gar nichts zu beſorgen, deſſen Gamins erſt jetzt wieder ein Heer von achtzigtauſend Mann beſiegt, und eine Revolution in wenig Tagen beendet hätten.

Oft ward ein großer Widerwillen gegen die républicains par profession an den Tag gelegt. »Wir Alle ſind Republikaner, wir wollen die Republik, um unſer Gewerbe, unſer Eigenthum geſichert zu ſehen, und Inſtitutionen herbeizuführen, die Jedem die Erwerbung von Eigenthum möglich machen: »mais il-y-a des républicains étrangers, des hommes sans patrie, qui ne sont rien, qui n'ont aucun état, et qui espèrent trouver un tel dans le désordre de la révolution.«

Während man Lamartine und andern Mitgliedern der proviſoriſchen Regierung volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, fürchtete man die

Ideen Louis Blanc's. Man ſchalt auf Ledru Rollin, dem man Geldunterſchlagungen nachſagte, und behauptete, er habe das Geſetz gegen die Verhaftung der Schuldner nur gegeben, um ſich ſelbſt ſicher zu ſtellen, da er von Schulden erdrückt werde. »Lamartine iſt Dichter,« hieß es, »Louis Blanc Hiſtoriker, Cremieux ein geſchickter Advokat, dieſe Leute können beſtehen auch ohne Mitglieder der Regierung zu ſein; aber Ledru Rollin, Cauſſidière, Flocon müſſen Republikaner ſein und davon leben; das iſt gefährlich!«

So giebt es denn auch hier gleich wieder Verdächtigungen und Zwieſpalt, und die proviſoriſche Regierung iſt innerlich nichts weniger als einig. Ledru Rollin möchte Lamartine ſtürzen, die gemäßigte Partei ihn halten, und Lamartine ſelbſt kämpft mit faſt übermenſchlicher Anſtrengung, die Ordnung herzuſtellen

11.

Paris, 15. März, Abends.

Herwegh und seine Frau habe ich schon oft gesehen. Beide sind in einer fieberhaften Aufregung. Diese erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, mit welcher Sehnsucht, mit welch glühendem Verlangen Herwegh einer republikanischen Zukunft entgegen gelebt hat; aber je lebhafter ich an ihm Theil nehme, seit ich ihn vor drei Jahren kennen und schätzen lernte, um so ängstlicher sehe ich sein jetziges Treiben. Er steht an der Spitze eines Comité von deutschen Republi-

kanern, welche der Regierung in diesen Tagen ihren Glückwunsch zur errungenen Freiheit darbrachten. Das ist in der Ordnung; aber nun soll die Republik gleich jetzt auch in Deutschland proklamirt werden!

Sie verlangen Waffen vom Gouvernement, das ausdrücklich erklärt hat, sich nicht in die Angelegenheiten anderer Staaten mischen zu wollen; sie machen wunderliche Anschläge an den Straßenecken, in denen sie von den Franzosen Waffen, Kleidung und Geld fordern, um ihren deutschen Brüdern jenseits des Rheins zu Hülfe zu ziehen; es werden Sammlungen für die deutschen Republikaner in den Kirchen gemacht; die Deutschen exerciren auf dem Marsfeld; ich höre immer von »nach Deutschland ziehen in Masse,« und frage immer wozu? ohne eine vernünftige Antwort zu bekommen. Ein paar der deutschen republikanischen Arbeiter, die ich zufällig sah, da sie als Abgeordnete zu Herwegh kamen, waren durchaus

nichtig. Sie ſagten Ja und Nein zu Allem, wie er es ihnen in den Mund legte. Auch die Polen und Ruſſen, die als Verbannte hier ſind, regen ſich. Sie wollen auch »hinziehen« — und neulich habe ich ſchon welche ſitzen ſehen, die eifrig über die Grenzen des polniſchen Reiches zankten. Man hat einen Klub der détenus politiques gegründet, zu dem auch dieſe Polen und Herwegh gehören.

Jemehr man nun die wahre Freiheit liebt, je zuverſichtlicher man darauf hofft, ſie in der ſich allmälig über die Erde verbreitenden republikaniſchen Verfaſſung verwirklicht zu ſehen, um ſo ängſtlicher betrachtet man jede Unklarheit in den Köpfen derjenigen, welche das Ideal der Republik im Herzen hegen, und die man ſelbſt als Träger, als Stützen ſeines eigenen Idealismus hoch hält. Herwegh's Raſtloſigkeit macht mir Angſt. Sie rührt offenbar davon her, daß er, ein Dichter im ſchönſten Sinne des Wortes,

nun plötzlich den Geschichte schaffenden Reformator machen will. Seine Phantasie reißt ihn fort zu glauben, Deutschland stehe auch schon auf dem Entwickelungspunkte, den Frankreich eben jetzt erreicht hat. Der Irrthum ist verzeihlich, denn Herwegh ist seit Jahren vom Vaterlande fern. Aber er will nicht glauben, daß er sich irrt. Ich besorge, er wird ein furchtbares Nachtstück dichten, wenn er die vorzeitigen Träume seines Geistes im Leben verwirklichen sollte.

Die Freiheit ist seine Religion, er würde mit Freudigkeit zum Märtyrer werden für die Wiedergeburt der Menschheit. Er hält diese in den höhern Klassen für verderbt, für entartet und keiner Erhebung durch das sittliche Ideal fähig. Darum würde er ruhig den Untergang derselben ansehen und mit ihnen untergehen, damit nachher die gereinigte Menschheit aus den gesunden Volksklassen sich zur Freiheit entwickeln könnte. Dies ist der Grund, warum er die Anarchie, die

Auflösung nicht scheut, die sonst in so grellem Widerspruch mit dem Schönheitssinne seiner Natur zu stehen scheinen müßte. Daß er vollkommen uneigennützig sich opfern könnte für das Allgemeine, und daß seine Frau den Muth und die Liebe hat, ihn sich opfern zu lassen für seine Idee, das glaube ich fest. Man kann dies Schwärmerei nennen, man kann, wie ich selbst, fürchten, daß diese Schwärmerei sie blind macht gegen die Möglichkeiten des Augenblicks, aber daß Beide edle Naturen sind, das muß man ihnen zugestehen, wenn man nur das geringste Verständniß für Charaktere hat. Emma Herwegh besitzt außerdem eine solche Tiefe der Liebe, eine so unbedingte Hingebung in derselben, daß sie schon dadurch schön und bedeutend wird.

Manchmal, wenn ich hier so gegen die Männer eifern höre, welche im Umsturz des Bestehenden allein die Möglichkeit einer bessern Zukunft sehen, oder wenn man die Personen tadelt

und verdammt, die mit der Vergangenheit, ihren Sitten, ihren Ansichten aus Ueberzeugung gebrochen haben, so kommen mir sorgende Gedanken. Am unverständigsten aber finde ich es, wenn man als Beweis für die Unrichtigkeit einer Theorie ihr augenblickliches Scheitern in der Wirklichkeit anführen will. Es ist, als ob die Leute nie ein Wort von der Vergangenheit, von der Weltgeschichte gehört hätten.

Keine regenerirende Idee ist gleich fertig, gewappnet aus dem Schooße der Zeit entsprungen; alle Reformatoren haben für Aufrührer, für Unsittliche, für Empörer gegolten, alle neuen Sekten sind verspottet, mißachtet und wo möglich gekreuzigt worden. Geschieht dies jetzt nicht, so ist es wahrhaftig nicht die Schuld der Einzelnen, deren bestehende Rechte von den Reformatoren angetastet werden.

Noch nie ist eine sittliche Wahrheit, welche dem für Recht geltenden Unrecht entgegentrta, bei

ihrem erſten Auftauchen, als Wahrheit von der ganzen Menſchheit begrüßt worden. Als Luther die päpſtliche Bulle abriß von der Kürchenthüre zu Wittenberg, um ſie unter dem Zujauchzen der Studenten auf offenem Markte zu verbrennen, als er, der Auguſtiner Mönch, dem Eheloſigkeit Gebot war, die Nonne Catharina von Bora aus dem Kloſter führte und ſie ſich von einem ſeiner Freunde als Gattin antrauen ließ, da haben ſehr Viele dieſen Empörer gegen Religion und Staat gewiß auch für einen höchſt ſittenloſen Menſchen gehalten, und ihm ſicher eben ſolche Gräuel angedichtet, als den Socialiſten jetzt aufgebürdet werden.

Hat doch ſelbſt Chriſtus, der ſich mit Handwerkern umgab, der durch ununterrichtete Männer des Volks die Schriftgelehrten und Phariſäer bekehren wollte, der mit eigener Hand die Geißel ſchwang gegen die Krämer im Gotteshauſe, für einen Aufwiegler, für einen Empörer gegolten

und ist als solcher gekreuzigt worden! Wie mag man sich denn noch immer wundern, daß man auch jetzt die Menschen verläumdet, welche die Irrthümer, die furchtbaren Widersprüche unserer Zustände aufdecken und danach streben, sie zu verbessern? Wie giebt es immer noch Menschen, die sich durch fremdes Urtheil irren lassen und davor erschrecken, daß man sie revolutinär und sittenlos nennt, weil sie den Muth haben, den Schlendrian der zur Sitte gewordenen Unsitte, den Schein des zum Recht erhobenen Mißbrauchs dreist und frei von sich zu werfen! Das hat Jeder thun, Jeder erdulden müssen, der die Wahrheit gegen die Lüge, und sich selbst gegen das Beugen unter die Lüge vertheidigte; und als Christus den Tempel säuberte, Luther die Bannbulle verbrannte, da ist für den Verständigen, für den innerlich freien Menschen auch die Furcht vor dem Götzen »qu'en dira-t-on?« verbrannt, der noch immer als erster Gott die Erde beherrscht

und für die Schwachen die Stelle ſittlicher Ueberzeugung vertritt. Ob die Socialiſten ihr Ziel ſchon jetzt erreichen, ob ſie jetzt ſchon neben dem Bewußtſein des vorhandenen Schlechten, das Bewußtſein von dem Beſſern haben, was an deſſen Stelle geſetzt werden und als Gutes beſtehen könnte, zweifle ich; aber das Problem muß gelöſt werden, weil das Bedürfniß dieſer Löſung als Nothwendigkeit vorhanden iſt, und es kann ſein, daß die Zukunft den Socialiſten oder ihren Nachfolgern gehören wird.

Es hat mich überraſcht, neulich über einem Bücherladen auf dem Quai d'Orſay die Worte »Imprimerie du Phalanstère« und an dem Schaufenſter deſſelben nur ſocialiſtiſche Werke ausgeſtellt zu finden. Man iſt in Deutſchland noch nicht gewohnt, den Socialismus als Wirklichkeit in das Leben treten zu ſehen; auch die Form, in der er auftritt, iſt uns befremdlich.

In dieſen Tagen erhielt ich einen Brief von

der Herausgeberin des Journals »Les voix des femmes, Journal socialiste et politique, organe des intérêts de Toutes,« Madame Eugene Niboyet. Eine ruſſiſche in Paris lebende Ariſtokratin vom reinſten Waſſer, mit Madame Niboyet befreundet, hat uns mit einander bekannt zu machen gewünſcht. Der Brief lautet:

»Mademoiselle! L'amie selon mon coeur, celle que j'appelle mon bon ange, a désiré en partant, que je fisse votre connaissance. Je serais allée, sans retard, vous porter sa lettre, si je pouvais sortir, mais je rédige et dirige un journal quotidien, la voix des femmes, et je suis esclave de mon oeuvre. Vous qui êtes libre, venez à moi et, femme de lettres, pardonnez-moi de vous appeler soeur. Nous avons toutes besoin de nous parler, de nous entendre, notre mission de paix commence; si nous sommes fortes, l'humanité sera grande; venez à nous! — Je vous adresse

un numéro de notre, de votre journal. Veuillez le lire, veuillez le faire connaître; il faut qu'il ait des appuis. Toutes ensemble nous devons concourir à sa rédaction, sans distinction de patrie. Il n'y-a que des soeurs dans l'humanité.«

Die Anzeige des Journals ſelbſt lautet: »La voix des femmes est la première et seule tribune sérieuse, qui leur soit ouverte. Leurs interêts moraux, intellectuels et matériels y seront franchement soutenus et, dans ce but, nous faisons appel aux sympathies de toutes.« — Der erſte Artikel des Blattes, das ich vor mir habe, heißt: »L'union fait la force,« und beginnt: »Les élections approchent; l'action des femmes peut être puissante; qu'elles exercent cette action, le règne de la République est leur règne. Les temps sont venus, à l'oeuvre et sans rélâche! Unissez-vous, agissez dans la famille, agissez dans la cité, dé-

signez à vos frères électeurs les candidats que vous croyez assez purs pour être éligibles. Pas de puériles considérations! soyez franchement citoyennes et dignes de ce nom« u. ſ. w.

Dann folgt ein vortrefflich geſchriebener Artikel, »Le Pape,« ferner ein ſchöner Brief von George Sand — »Aux riches« — der aber hier nur abgedruckt, nicht für das Journal geſchrieben zu ſein ſcheint, da die Sand anderswo erklärt hat, nicht zu den Mitarbeitern der Voix des femmes zu gehören. Es folgen ein Aufſatz über die Crise financière et commerciale, die actes officiels du gouvernement provisoire, la misère en Allemagne par Mad. Bettina d'Arnim, eine Ueberſetzung des Berichts über die Voigtländer, aus »dies Buch gehört dem Könige,« ein Kapitel sur le sort actuel des femmes, die gewöhnliche, aber ſehr kurze Revue des Journaux politiques de la France et de l'étranger, ver-

ſchiedene Stadtneuigkeiten, einige Annoncen, das Programme des spectacles, und das Blatt, gedruckt in der Imprimerie de Madame Delacombe, iſt fertig.

Ich ſchreibe ſo ausführlich darüber, um eine Vorſtellung davon zu geben, wie ſolche Dinge hier gehandhabt werden. Die Haltung des Blattes iſt im Ganzen ungemein übertrieben, aber es iſt doch viel Vernünftiges darin, und es iſt jedenfalls als eine Lebensäußerung der Jetztzeit und ihrer Beſtrebungen intereſſant. Daß Madame Niboyet keine unedle, keine gewöhnliche Frau ſei, dafür bürgt mir der Name der Freundin, welche ſie mir zugeführt hat.

12.

Paris, 16. März Abends.

Das war ein merkwürdiger Abend. Den ganzen Tag und schon die Tage vorher war es unruhig gewesen, weil die Masse der Nationalgarde die Auflösung der einzelnen Corps d'élite in derselben verlangte, welche sich nicht auflösen lassen wollten. Es sind die Grenadiere und Jäger. Die erstern haben Bärenmützen wie die einstige Kaisergarde, die andern gelbe Federbüsche. Die Corps bestehen aus den Bewohnern des ersten und zweiten Arrondissement, der Vorstädte

St. Honoré, Chauſſée d'Antin u. ſ. w., repräſentiren alſo die Ariſtokratie und die ſogenannte haute finance.

Um ſechs Uhr fuhren wir zu Madame de K. zu Mittag, welche mit uns zugleich in ihr Haus trat, athemlos den Hut abwarf und ausrief: »Man waffnet ſich in den Faubourgs St. Antoine und St. Denis, wir haben einen Kampf dieſe Nacht. Ich komme vom Hôtel de ville, der Platz iſt voll von Menſchen, man hat das erſte und zweite Bataillon der Nationalgarde mit Steinwürfen und Schimpfreden überhäuft. Weiber ſind herangedrungen mit Schürzen voll Steinen, Jungen haben dem General Courtais den Degen aus der Hand geriſſen und zerbrochen. Der Kampf bricht gewiß los.« —

Ein Pole und ein junger ſpaniſcher Herzog, beide anſäßig in Paris, beide Nationalgardiſten, verſicherten, daß für den Augenblick, trotz der großen Aufregung, nichts zu fürchten ſei, und

wir setzten uns zur Mahlzeit, um gleich nach derselben in eine Versammlung des Club centrale des républicains zu fahren, wo, wie die Männer wußten, dieser Gegenstand verhandelt werden sollte.

Der Klub versammelte sich im Conservatoire de Musique, nahe bei unserer Wohnung. Man ließ unsere Wagen in einiger Entfernung halten. Zwei Polen, von denen der eine seit Jahren Professor der Staatswissenschaften hier ist, begleiteten uns. — In der großen, etwas wüsten Halle des Conservatoire, wo die Statuen der Musen stehen, hielten sehr wild aussehende Männer in Blousen und Hemdärmeln Wache. Sie hatten dreifarbige Bänder um den rechten Arm. — »Ihre Billette?« Die Polen zeigten ihre Eintrittskarten vor. — »Aber die Frauen?« Wir hatten keine, und einer unserer Begleiter ging, einen Marseiller herbeizuholen, ein Mitglied des Klubs, das er kannte. Es war ein schöner, sehr

dunkler Mann. Er ließ uns die Loge Louis Philipp's im Centrum öffnen; mit uns traten andere Personen ein. Ich saß in der ersten Reihe und konnte also vortrefflich sehen.

Der Saal ist nicht eigentlich schön, hat außer dem Parket drei offene Logenreihen und oben noch kleine vergitterte Logen. Dieses ganze Lokal war voll von Männern, unter denen sich zwanzig bis dreißig Frauen der arbeitenden Klassen befanden. Auf der Orchestertribüne saßen vor einem Tische mit brennenden Lichtern der Vorstand und mehrere Commissaires d'ordre; sie hatten Alle ebenfalls die dreifarbige Binde um den rechten Arm. Der große Kronleuchter in der Mitte des Saales war angezündet, doch brannte nur immer die vierte Lampe und es blieb ziemlich dunkel im Saale.

Die großen Fragen, um welche es sich handelte, waren die Entfernung der besoldeten Truppen aus Paris, die Aufhebung der Corps in der

Nationalgarde und eine Ehrenerklärung, ein Vertrauensvotum für den Miniſter des Innern, Ledru Rollin, der bei der alten Nationalgarde eben ſo in Ungunſt ſteht, als die neu eingetretene und die Garde mobile ihn verehrt. Alle Redner und faſt das ganze Publikum trugen Civilkleider, einige Wenige die Uniform der Nationalgarde, noch kleiner war die Zahl der Blouſenmänner. Der Präſident, ein alter, ganz kahlköpfiger Mann, ſprach leiſe, aber ſehr ruhig und deutlich.

Er ſagte gleich Anfangs: »Es iſt vorgekommen, daß man diejenigen Bürger, welche ſich zum allgemeinen Beſten hier vernehmen ließen, mit einem »lauter« unterbrochen und beläſtigt hat. Meine Herren, Sie haben hier keine bezahlten Schauſpieler vor ſich, welche Sie zwingen können, ſich nach Ihrem Willen zu fügen. Es liegt in dem Intereſſe jedes Sprechenden, ſich verſtändlich zu machen, und ſicher wird Jeder ſo laut ſprechen, als ſeine Mittel es ihm geſtatten.

Wenn dieſe aber ſchwach ſind, ſo zwingt es uns zu verdoppeltem Schweigen und doppelter Aufmerkſamkeit, aber man kann Niemand zwingen, ſich weh: zu thun, um ſich im Lärm verſtändlich zu machen.«

Die Verſammlung war außerordentlich bewegt; zuletzt, als ein Mann gegen Ledru Rollin und für Lamartine auftrat, wurde ſie ſo leidenſchaftlich und ſo ſtürmiſch, daß nach deutſchen Begriffen ein Weltuntergang zu fürchten ſtand. Alles ſchrie: »Nieder mit dem Ariſtokraten!« man wollte ihn nicht ſprechen laſſen. Vergebens hob er nehrmals die Hand empor, zum Zeichen, daß er fortfahren wolle zu reden, man ziſchte, ſchrie, trampelte, ſtampfte mit den Stöcken, eine Pfeife leß ſich hören. — Da trat wieder der Präſident dazwiſchen: »Meine Herren, wir ſind Alle Franzoſen, wir ſind Republikaner und vernünftige Männer. Wir haben eine Gewalt niedergewofen, weil ſie unſerer perſönlichen Freiheit

Fesseln anlegte; sollen wir dasselbe Verbrechen begehen und den Gedanken, das freie Wort in Fesseln schlagen mitten in einer Versammlung von Republikanern? Sprechen Sie, mein Herr! erzeigen Sie uns die Ehre, uns Ihre Meinung mitzutheilen.«

Jedes dieser Worte wurde mit schallendem Bravo begrüßt; aber die Reden zu Gunsten des braven Ministers des Innern, des vortrefflichen Ledru Rollin, wurden immer lebhafter, die Anklagen gegen Lamartine und die aristokratische Nationalgarde immer heftiger.

Endlich trat der Marseiller auf. »Es handelt sich hier nicht um die Bärenmützen oder um die gelben Federbüsche der Jäger,« rief er, »es ist eine Frage der Gleichheit. Diese Herren der ersten und zweiten Legion möchten nicht gern mit der Masse des Volkes verwechselt werden; sie möchten sich um die Herrschaft schaaren, gleichviel um welche, als Barrière zwischen dieser und

dem Volke, und ſie möchten ſo viel an ihnen iſt dazu thun, die Barrière bald wieder recht hoch zu machen. Wir wollen ſie hindern, die erſten Steine herbeizutragen. Es handelt ſich nicht um die Bärenfelle, aus denen die Eſelshaut hervorſieht« — jubelndes Gelächter — »ſondern um unſere Freiheit und Gleichheit. Dieſen Brief habe ich geſtern erhalten« — er las ihn vor — »in dieſem Briefe fordert eine reaktionäre Partei aus der Provinz auf, gegen die Auflöſung der Corps zu proteſtiren. Hier ſind die Namensunterſchriften.«

»Leſen Sie! die Namen! die Namen!« rief es von allen Seiten. — Der Marſeiller wollte ſie mittheilen, der Präſident litt es nicht. »Der Name thut hiebei nichts, es kommt nur auf die Thatſache an. Die Namen nennen, wäre eine niedrige Denunciation und gefährlich, denn es würde Zwietracht ſäen in einem Augenblick, wo wir der höchſten Einigkeit bedürfen. Was wollte

man thun, wenn man die Namen wüßte? Man hat diejenigen, welche die Hand an unſere Freiheit gelegt haben, weder getödtet, noch geſtraft; man hat ſich begnügt, ſie unſchädlich zu machen und ihre ſtrafbaren Handlungen der Verachtung und dem Spotte preis zu geben. Das Volk, welches das Vaudeville erfunden, kann ſich mit dieſer Züchtigung begnügen, wenn es, wie jetzt, ſtark iſt durch die Gewalt ſeines Rechts.« Die Leſung der Namen unterblieb.

Darauf beſtieg ein großer, ſehr energiſch ausſehender Mann, im Paletot, die Rednerbühne. Er hatte einen ſtarken Bart um Mund und Kinn, und ſein ſchwarzes Haar flatterte los und wild über ſeine düſtere Stirne. Er ſprach unſtreitig am beſten, reſumirte alles, am Schluſſe die Frage aufſtellend und beantwortend, was man zu thun habe? Das Volk müſſe ſich unbewaffnet, aber ganz unbewaffnet — er betonte dieſes Wort ſtark und wiederholte es mehrmals — verſammeln,

ſich der proviſoriſchen Regierung vorſtellen, und eben nur zeigen, wie groß die Zahl derjenigen ſei, welche die Auflöſung der Corps verlangen. Zugleich aber ſolle man ſich gegen die »faiblesse déplorable du gouvernement provisoire et surtout de Mr. de Lamartine« erklären.

Großes Geſchrei von mehreren Seiten: »Reſpekt vor Lamartine! Mäßigen Sie Ihre Ausdrücke!« — »Ich weiß und erwäge was ich ſage. Die Regierung iſt ohne Thatkraft und unentſchieden. Sie hat dem Volke ſchon jetzt jede Controle entzogen, indem ſie alle Miniſterien unter ſich vertheilte, wie Louis Philipp alle Aemter und Würden für ſeine Familie in Beſchlag nahm. Die proviſoriſche Regierung hatte nur das Amt, die Miniſter, den Staat zu überwachen bis zur Eröffnung der Nationalverſammlung. Es wäre beſſer geweſen, die alten Miniſter beizubehalten, als die Miniſterien ſelbſt zu verwalten, und gleich in der proviſoriſchen Regierung eine neue Büreau-

kratie zu errichten. Wir müssen uns also morgen versammeln.« — »Um was zu thun?« fragte spöttisch eine Stimme aus einer Loge. — »Meine Freunde!« donnerte der Redner, »wir sind alle Republikaner — aber wir haben falsche Brüder unter uns!« — »Ja! ja!« erscholl es von allen Ecken. Eine Pfeife, die schon vorher erklungen war, ließ sich wieder vernehmen. »Nieder mit den Pfeifenden! Nieder mit ihnen! Werft sie zur Thüre hinaus!« rief man. — Der Präsident: »Das sind Kinderstreiche! Gassenjungenart! Ich ersuche diejenigen, welche in der Nähe des Pfeifenden sind, ihm gerecht zu werden, indem sie ihn hinauswerfen.« — Ein Commissaire d'ordre sprang von der Tribüne in das Parket. »Der Pfeifer ist hier! nein dort!« — Man suchte, fand ihn, und er ward entfernt.

Endlich kam Monsieur Blanqui, einer der Führer der Revolution im Februar, der lange wegen politischer Verhältnisse im Gefängniß ge-

weſen iſt; ein kleiner, ſcharfblickender Mann mit grauuntermiſchtem, glatt anliegendem ſchwarzem Haar, à la mécontent geſchnitten. Er gleicht den Bildern Lucian Bonaparte's. Sein Anzug war ſorgfältig; ein bräunlicher Paletot über dunkler Kleidung und dunkle Handſchuhe, die er nicht ablegte während des Sprechens.

Er ſtützte ſich auf den Tiſch und ſagte ſehr ruhig: »Meine Herren, ich habe ſo eben der Reihe nach die republikaniſchen Klubs von Paris beſucht. Die Arbeiter werden ſich morgen um zehn Uhr früh auf dem Platz de la Concorde verſammeln, ohne Waffen, die Hände in den Taſchen — ohne Waffen, meine Herren! denn wir bedürfen ihrer nicht. Dann werden wir zuſammen nach dem Hôtel de ville gehen, um folgende Forderungen zu ſtellen: erſtens die Auflöſung der Corps in der Nationalgarde, zweitens allgemeine Volksbewaffnung, endlich die Entfernung der Linientruppen, und man wird uns das bewilligen,

wenn man ſieht, daß das Volk einſtimmig derſelben Meinung iſt. Schließlich wollen wir Herrn Ledru Rollin danken für Alles, was er für die Nation gethan hat. Alſo um zehn Uhr, ohne Waffen, meine Herren, auf der Place de la Concorde!«

Damit hatte die Sitzung ein Ende, obſchon ſich Lärm erhob und fortdauerte. Einzelne Gruppen traten zuſammen, aber die Mehrzahl verließ den Ort. Morgen alſo giebt es eine große Demonſtration!

13.

Paris, 17. März, Abends.

Schon ganz früh zogen einzelne Haufen mit Fahnen durch unſere Straße, in ſo ernſter, ſchweigender Haltung, daß die Menge auch ſtill wurde und ihnen Raum machte, wo ſie vorübergingen. Wir waren in großer Spannung. Es litt uns nicht in den Zimmern, wir kleideten uns an, gingen ſchon um zehn auf die Straße und trafen auf dem Boulevard de la Madelaine einige Bekannte, die gleich uns von der Aufregung aus dem Hauſe getrieben worden waren.

Auf den Boulevards Montmartre, des Italiens, de la Madelaine herrſchte Ruhe. Wagen und Omnibus fuhren ihrer Wege, Tabuletkrämer, Zeitungsausrufer und der ganze Kleinhandel der Straße, trieben ungehindert und ungeſtört ihr tägliches Weſen. Wir durchwanderten die Straße de la Pair, deren Ende die Statue Napoleon's auf der Säule ſchmückt, kehrten um, gingen nochmals die Boulevards entlang bis zur Madelaine, durch die prächtige Rue royale nach dem Platz de la Concorde. Aber auch hier war es ruhig. Kinder ſpielten um den Obelisken von Luxor und ſprangen über den Strick im Garten der Tuillerien, deſſen Bäume ſich mit dem erſten Grün belaubten.

Einzelne Corps von Arbeitern, verſpätete Nachzügler, kamen über Pont royal, den Quai entlang, um ſich nach dem Stadthauſe zu begeben. Wir blieben flanirend auf den Straßen,

bis uns gegen drei Uhr eine lebhafte Volksbewegung zurück nach den Boulevards lockte.

Als wir etwa in die Gegend der Paſſage Jouffroi gelangt ſein mochten, kamen ſie daher: hunderttauſend Mann! Sie kehrten vom Hotel de ville zurück und hatten die Boulevards von der Porte St. Denis ab paſſirt. Man kann ſich den Eindruck dieſer Volksmaſſe nicht überwältigend genug denken. Hunderttauſend Männer, größtentheils Arbeiter; vor jedem Gewerk die dreifarbige Fahne mit der Inſchrift: Message de la nation! — Zu zehn gingen ſie, mit den Armen ineinander greifend. Die meiſten trugen Blouſen, manche Gewerke bürgerliche Kleidung. Väter hatten ihre Knaben an den Händen oder auf den Armen; einzelne Frauen gingen mit den Männern Arm in Arm. An vielen Blouſen ſchimmerten militairiſche Ehrenzeichen. Schüler der poytechniſchen Schule, Marineſoldaten und Offiziere, zahlreiche Prieſter, beſonders iriſche, befanden ſich in dem

Zuge unter dem Volke. Sie ſangen die Marſeillaiſe, die Carmagnole, die Pariſienne, die neuen Volkshymnen durcheinander. Die Refrains: »marchons, ça ira! — les aristocrates à la lanterne! — mourir pour la patrie! — und vive la république! tönten abwechſelnd an unſer Ohr. Ueberall wurden die Schüler der polytechniſchen Schule mit einem: vive l'école polytechnique! empfangen. Wo ſich die Prieſter zeigten, erſcholl es: »Vivent les prêtres! ah les braves prêtres! Vive le clergé! il fraternise avec le peuple!« — Dazwiſchen erſcholl dann ein wildes: »à bas les aristocrates! à bas les corps d'élite! à bas les fracs noir! Vivent les blouses!« Einmal traten ein paar Köche vor einem der Kaffeehäuſer vor die Thüre; ſogleich lachte Alles und ein lautes »à bas les bonnets blancs! vive la république!« zitterte durch die Luft.

Alle Fenſter waren voll Menſchen; aus vielen ſchwenkte man begrüßend die dreifarbige Fahne,

oder band rothe, blaue und weiße Taſchentücher zuſammen, die man hinausflattern ließ. Auf den Balkons der Reſtaurants ſtanden die Männer zuſammengedrängt, die Hüte ſchwenkend, mit den Händen grüßend, zuwinkend, und den Anruf vive la république! mit einem Gegenruf erwidernd. Ein nicht zu ſchildernder, kaum erfaßbarer Eindruck.

Sie hatten die Verſprechung erlangt, daß man ihre Forderungen bewilligen werde. Wie wollte man auch dieſer Maſſe widerſtehen? Der Jubel war grenzenlos. »A ce soir des lampions! des lampions à force!« riefen die Blouſenmänner und Gamins in der Freude des Sieges.

Unter den uns zunächſt ſtehenden Gruppen wurden jedoch ſorgenvolle Stimmen laut. Man fürchtet eine Diktatur Ledru Rollin's, den Rücktritt Lamartine's. Zwei heutige Plakate des Gouvernements, wegen der Zwiſtigkeiten in der Nationalgarde und wegen der bevorſtehenden Wah-

len, waren energiſcher als die früheren Erklärungen deſſelben; dennoch erſchienen auch dieſe bleich und farblos gegen die Gewalt der Verhältniſſe, und vor Allem machen Lamartine's Erlaſſe, trotz der edlen Geſinnung und Sprache, keinen Eindruck. Sie ſind matt, man mag gegen dieſe Behauptung ſagen was man will. Im Kampfe macht ſich nur die Kraft geltend, nur Trompetenſchmettern und Kanonendonner; die ſchönſte Beethovenſche Symphonie erſcheint wirkunslos gegen das Angriffsſignal der Kriegstrompeten. Lamartine's edle lyriſche Sprache iſt nicht an ihrem Platze. Es fehlen Napoleon's kurze epiſche Schlagworte, um die Menge zu beherrſchen. Sie haben keinen Glauben an ſich in dem Gouvernement provisoire und glaubenslos iſt man machtlos, wie man allmächtig wird mit dem Glauben an die eigene Kraft. —

Man verlangt heute Aufſchub der Wahlen, bis in den Provinzen die alten Beamten abgeſetzt

und neue ernannt sein werden, weil man fürchtet, jene könnten Lamartine's Partei verstärken, von der die Gegner behaupten, daß sie die Regentschaft der Herzogin von Orleans wünsche.

In den Champs elysées hatte man während des Morgens eine weiße Fahne aufgepflanzt, vive Henri cinq! gerufen, den Rufer geprügelt, und es war ein kleiner Auflauf entstanden. Man nahm es für ein Regierungskunststück. Es ward wenig beachtet.

Mittags wollte ich zur Fürstin G. gehen, um ihr, da sie in diesen Tagen Paris verläßt, Lebewohl zu sagen. Ich mußte dazu zweimal den Zug der Ouvriers durchkreuzen, aber das hatte gar keine Schwierigkeit, und obgleich ich im hellen Gesellschaftsanzuge war, that mir Niemand ein Leid. Im Gegentheil, sie machten sehr gutwillig Platz. Was man von Anfällen der Proletarier erzählt, muß man glauben, weil es von glaubwürdigen Personen berichtet wird; aber warum

begegnet mir gar nichts der Art? Die Fürſtin klagte, daß eine Aufwärterin des Hôtels, mit der ſie geſprochen, ſich niedergeſetzt und auf ihren Verweis geantwortet haben: »Madame, je suis votre égale,« der Fürſt, daß man ſeine Equipage angehalten und daß Leute gerufen hätten: »Voilà ces canailles de riches! mais bientôt nous irons en voiture et ils marcheront à pied.« — Einer anderen Dame unſerer Bekanntſchaft hat auf der Straße eine Frau geſagt, ihr bettelnd den Weg vertretend: »Madame, vous avez deux bracelets d'or, et je n'ai pas de pain!« — und eine dritte hatte hinter ſich die Worte gehört: »Tiens! cette béguele là porte encore des jupes garnies et des mouchoirs à dentelles!« Das mag Alles wahr ſein; ſollten aber ſolche Aeußerungen nicht hervorgerufen werden durch die hochmüthige Angſt vor dem Volke, durch das gezierte zur Schautragen der Toilette, welche den Reichen zur andern Natur geworden? Wir haben

Paris bei Tag und Nacht, zu Fuß und zu Wagen, faſt immer ohne männliche Begleitung und oft in vollſtändiger Toilette durchkreuzt; uns iſt nicht das Geringſte begegnet; überall iſt man höflich geweſen und überall hat man die Almoſen mit höchſter Beſcheidenheit erbeten, obſchon die Noth ſehr groß ſein mag.

Die Fremden indeſſen ſind wie vom Schreck geblendet; ſie wandern karavanenweiſe aus. Die Ruſſen müſſen fort, die Engländer wollen fort, und wer bleibt, thut es nur, weil die Bankiers kein Reiſegeld geben. In dieſen Tagen hatte die engliſche Geſandtſchaft fünftauſend Päſſe ausgeſtellt; Miſtreß Auſtin, die ich hier finden ſollte, iſt auch ſchon fort. Paris iſt auffallend leer; das ſehen wir daran, daß wir in den erſten, beſuchteſten Reſtaurants um ſechs Uhr, um die rechte Eſſenszeit, oft die einzigen Gäſte ſind. Die Wirthe klagen außerordentlich und die Magazine ſind ohne Käufer. —

Heute Abend waren wir in der großen Oper, wo wir eine vortreffliche Aufführung von Robert dem Teufel sahen. Eine Engländerin, Madame Plunkett, tanzte die Soli im Ballet und fand Beifall. Aber was für ein entsetzlicher Stoff ist eigentlich dieser Robert der Teufel, und wie garstig ist die Gefallsucht dieser spukenden Nonnen! Man ist so in den Irrgängen der sogenannten Romantik befangen, so gewohnt conventionell geheiligte Unsittlichkeiten zu ertragen, daß sie das Publikum gar nicht mehr stören. Göthe's Braut von Korinth wird von Vielen verdammt, und sie ist bei aller Schönheit auch kein recht erfreulicher Stoff, aber diese klösterlichen Vampyre, die mit ihrer spukhaften Liebeslust den halbtrunkenen Ritter verfolgen und, die Leichengewänder abwerfend, ihn umtanzen — das ist der Menge schön, das liebt sie, das findet sie nicht beleidigend. So weit ist man entsittlicht, so gedankenlos, sich daran zu freuen! Mich ekelte es an.

Von all der Dekorationspracht der mittelalterlichen, mondscheinbeleuchteten Dome, der grünen Trauerweiden und weißschimmernden Grabsteine, sehnte ich mich fort nach dem Vatikan, zu den schönen nackten Götterbildern, zu der reinen, unverhüllten Menschengestalt der heiligen Antiken.

Als der Spuk und die Lüsternheit bei kirchlichem Glockengeläute ein Ende hatten, als das Parterre die Marseillaise verlangte, athmete ich auf. Der gesunde Klang dieses rachedürstenden Freiheitsliedes war herzstärkend dagegen. Ein Baritonist deklamirte sie singend, die dreifarbige Fahne in der Hand, und das ganze Personal, die Primadonna mit einbegriffen, sang den Refrain. Der Eindruck blieb aber doch zurück gegen den, welchen am Morgen die Marseillaise, vom Volke gesungen, gemacht hatte.

Nach dem ersten Akte der Oper hatte der Bassist einen neu gedichteten und componirten Chant national vorgetragen, bei dem ebenfalls

das ganze Perſonal den Chor ſang. Der Rhythmus war marſchartig, friſcher, kräftiger Trommelwirbel das Accompagnement des Chors. Eine Strophe enthielt etwa die Worte »jusque dans ses plus profondes racines le vieux trône était pourri!« — Das klang widrig an einem Orte, wo vielleicht noch vor wenig Tagen dieſelben Sänger dem Könige ſich gebeugt und ihm gehuldigt hatten. — Der Refrain des Liedes lautete: Vive la France républicaine! la liberté prend son essort! und hatte einen ſchönen, jubelnden Klang. — Als wir gegen Mitternacht aus dem Theater kamen, war Paris illuminirt. Jetzt iſt's nach zwei Uhr Morgens.

14.

Paris, 18. März.

Ein kälteres, froſtigeres, kahleres Gebäude als das Pantheon, dieſen Tempel franzöſiſchen Ruhmes, habe ich nie geſehen. Große Hallen, welche Kreuzgänge bilden, hohe Kuppeln, in deren Wölbung einige Allegorien aus der Geſchichte Napoleon's al fresco gemalt ſind, und weiter nichts in den rieſigen Räumen, deren Bauart etwas Unwohlthuendes hat. Aus dem Schiffe der Kirche wird man in ein gewölbtes Souterrain geführt, in dem die Särge berühmter Männer ſtehen; dieſes

Gewölbe iſt jedoch keine ſchöne alte Krypta mit architektoniſchem Schmuck, mit Säulen und Hallen, es iſt ein ganz einfacher Keller, in dem man eben ſo gut Wein und Fleiſch, als die Gebeine von Heroen aufbewahren könnte. —

Ein paar Särge ſtehen frei und ſind von ſchöner antiker Form: ſo der Sarg Rouſſeau's, aus dem aber eine Hand eine brennende Fackel hervorſtreckt, welche moderne Allegorie eher auf eine Bonbondeviſe als für ein Grabmal paßt. Auch Voltaire und noch viele Andere ſind hier beigeſetzt — verwahrt, wäre der rechte Ausdruck für die Empfindung, welche man dabei hat, beſonders den weniger berühmten Todten gegenüber, die zu beiden Seiten der Gewölbe in Niſchenreihen übereinander geordnet ſind. Da iſt Santa Croce in Florenz ein ganz ander Ding, mit den Prachtdenkmalen Dante's, Alfieri's, Michel Angelo's, Galilei's u. A., die das Volk täglich vor Augen hat in der ſtolzen, prächtigen Kirche.

Vom Pantheon fuhren wir nach Notre Dame. Die Beſchreibung erlaßt mir, da ihr ſie in Victor Hugo's Roman viel beſſer findet, als ich ſie geben könnte. Der Eindruck des Gebäudes iſt ernſt und großartig, der ganze Stadttheil, die Isle de la Cité, auf der es liegt, höchſt intereſſant durch den mittelalterlichen Charakter, der ſich überall ausſpricht und der um ſo düſterer erſcheint, wenn man vorher die ſchönen Quais der Seine paſſirt hat.

Sieht man in der Mitte des Platzes de la Concorde, bei dem Obelisken ſtehend, die Fontainen, die Tuillerien am Ende des Gartens, den Triumphbogen de l'Etoile, als Schluß der Champs elyſées, die Deputirtenkammer jenſeits des Pont royal, und die Madelaine am Ende der Rue royale, ſo hat man ein Bild von ſo großer Pracht, ſo reicher Schönheit, daß man ganz ungläubig daſteht, wenn man ſich nach wenigen Minuten in das Innere des alten Paris, nach der Inſel

der Cité oder in die Gegend der Sorbonne versetzt sieht. Schmale, sieben bis acht Stock hohe Häuser in den engsten, winklichtsten Straßen, von Schornsteinen überragt, die den Dampfschornsteinen an Höhe nichts nachgeben. Wo einmal ein Haus abgebrochen und eine Lücke in den Reihen entstanden ist, putzt und tüncht man die Seitenwände nicht ab, sondern sie werden von oben bis unten mit großen Affichen bemalt. Da sieht man Damen mit großen Shawls und Sonnenschirmen über den Anpreisungen eines Zahnarztes gemalt, große Weinflaschen und Würste neben den Empfehlungen eines Shawlmagazins; und dazwischen ziehen sich, unter all dem Blau, Roth und Gelb der Buchstaben, die breiten Rauchspuren ehemaliger Schornsteine. Anfangs kann man es sich gar nicht klar machen, wodurch die Straßen von Paris einen so eigenthümlich befremdenden Eindruck machen, bis man gewahr wird, daß derselbe zu einem guten Theil von den

hohen Schornſteinen und mit Affichen bemalten Brandmauern und Eckhäuſern herrührt. An einem ſolchen war in der Höhe des dritten Stocks über der Anzeige eines Holzmagazins ein Kohlenträger ſo täuſchend dargeſtellt, daß mich jedesmal ein Schreck und Schwindel erfaßte, ſo oft wir vorbei kamen.

Sehr reizend iſt dagegen die Art, wie die Schaufenſter an den Magazinen verziert werden. Selbſt der Holzhändler ſpaltet und ſchichtet ſeine Holzſcheite in gefälligen Formen vor den Kellerthüren und Fenſtern auf, und die boutiques de comestibles ſind glänzend und luſtig wie ein Weihnachtstiſch. Hummern und Würſte mit Goldpapier beklebt; Goldfiſche in friſchem Waſſer unter Guirlanden feiner Kräuter, gerupfte Faſanen mit bunten Schweiffedern, Paſteten in ſchönen Schaalen, Fiſche auf grünen Blättern, gebratenes Geflügel und Fleiſchwaaren in glänzenden Gallerten, das ſieht beim hellen, flackernden Gas-

licht so lockend aus, daß man sich doppelt über die Enthaltsamkeit des Volks in den Revolutionstagen zu wundern hat. Einzelne Straßen sind fast ganz von bestimmten Gewerben eingenommen, wie die Rue Vivienne, an deren oberem Ende Haus an Haus sich Putzhandlungen und Blumenmagazine finden. Auch die Passagen, welche sich durch ganze Stadtviertel ziehen, sind sehr hübsch und man lernt sich mit ihnen vertragen, wenn man bei Regenwetter die Weite der Pariser Wege zu durchmessen hat. — Halbe Tage lang wandern wir durch die Straßen, ohne Plan und Ziel, und immer gewährt es neue Lust, immer ist etwas zu sehen, was unterhält, auch jetzt, wo Paris so wenig sich selbst ähnlich sein soll.

Heute lag wirklich wieder die Revolution in der Luft, wenn man so sagen darf. Man fühlte, man ahnte sie, wie ein herannahendes Gewitter. Ueberall standen die Arbeiter wieder zu dreien,

vieren beiſammen, oder zogen in größern Trupps ſchweigend durch die Straßen. Plakate der Regierung fordern zur Rückkehr in die Werkſtätten auf und erklären, daß die ausländiſchen Arbeiter an den Nationalatteliers nicht Theil haben könnten. In einem der erſten Shawlmagazine, wo wir einen Einkauf machten und etwas gewaſchen haben wollten, fragten wir, wann wir dieſes wieder haben könnten? »Das wird von den Arbeitern abhängen, die noch immer nicht zurückkehren,« hieß es.

Täglich hört man von großen Bankierhäuſern und Fabrikanten, welche ihre Zahlungen einſtellen müſſen, und täglich auch neue Reden an das peuple magnamine, über ſeinen bon sens und ſeine modération; aber das Volk will nicht arbeiten, es will ernährt ſein, und es ſcheint, daß dieſe Sache der Regierung gewaltig über den Kopf wächſt. In der Geſchichte der Girondiſten von Lamartine findet ſich ein Wort, das

man jetzt füglich auf ihn selbst anwenden kann: »Le génie fait pitié quand on le voit aux prises avec l'impossible!« — Es ahnt Niemand, es übersieht Niemand, wo oder wie diese Krisis hier enden wird, und es müßte wahrhaftig ein Wunder geschehen, wenn sie friedlich und glücklich enden sollte.

In dem Hôtel de Ville befinden sich noch immer zweihundert Mann mit zwei Kanonen und reichlicher Munition, welche sich dort festgesetzt haben und nicht weichen wollen. Da man sie nicht vertreiben konnte, ohne einen Aufstand zu wagen, thut man, als bewachten sie das Stadthaus, und hat ihnen noch ein Corps der Garde mobile beigesellt. Die Regierung behandelt das Volk wie nachgiebige Eltern ihr weinendes Kind, dem sie sagen: »Ach, das gute Kind ist so artig, es weint gar nicht mehr!«, während dieses laut schreit und mit Händen und Füßen um sich schlägt, und auch Grund zum

Schreien hat, denn es leidet. — Dieſe Kriſis iſt wie ein Gewitter. Sie mußte kommen, um die Luft zu reinigen, aber trotz dieſer Ueberzeugung kann man ängſtlich werden bei dem Blitzen, Donnern, Hageln, und fürchten, doch gelegentlich todtgeſchlagen zu werden, wenn man ſich auch beſcheiden ſagen muß, daß dieſes für den, welchen es trifft, ſehr unangenehme Todtgeſchlagenwerden im Hinblick auf das Ganze durchaus gleichgültig wäre.

Nach unſern Kirchenbeſuchen fuhren wir zur Gräfin Marie d'Agoult, der unter ihrem Schriftſtellernamen Daniel Stern bekannten Verfaſſerin der Nelida und des Essai sur la liberté. Wir hofften, da ſie einigen Mitgliedern des Gouvernement provisoire befreundet iſt, von ihr Auskunft über die Zuſtände zu erhalten, und vernahmen auch die zuverſichtlichſten Beruhigungen, an die man jedoch nicht zu glauben vermag.

Als ich die Gräfin das erſtemal ſah, über-

raſchte ſie mich, abgeſehen von dem bedeutenden geiſtigen Eindruck ihrer Perſönlichkeit durch die ſeltene Formenſchöne ihres Aeußern. Groß, ſchlank und voll, hat ihre Geſtalt etwas Imponirendes bei dem vollkommenſten Ebenmaaß der edel gebildeten Glieder. Ihr Profil iſt eben ſo rein, und die ſtark und beſtimmt ausgeprägten Züge bekommen dadurch, daß ſie ihr bereits ergrauendes Haar nach Männerart kurz um den Kopf geordnet trägt, noch einen beſondern Ausdruck. Denke Dir dazu eine ſehr ſtrenge dunkle Kleidung, ein mittelalterlich dekorirtes Arbeitskabinet, einen langgeſtreckten weißen Windhund auf dunklem Teppich vor dem brennenden Kamin, und das prächtigſte Bild iſt fertig, wie wir es geſehen haben.

Es war bei dieſem Morgenbeſuche die Rede von einem Wohlthätigkeitsballe in der komiſchen Oper, der heute Abend ſtattfinden ſollte und den wir zu ſehen beſchloſſen hatten. Die Gräfin beſtärkte uns in dem Vorſatz, und als wir um

zwölf Uhr aus den Variétés kamen, wo Bouffé die Rolle eines Gelehrten in: le pouvoir d'une femme vortrefflich gespielt hatte, fuhren wir noch nach der komischen Oper. Da gab es denn ein hellerleuchtetes Haus — a giorno wie die Italiener sagen — sehr hübsche Toiletten, eine Lotterie, bei der jede Dame ein Bouquet und in diesem verborgen ein Lotterieloos erhielt, Erfrischungen, große Hitze und Alles, was sonst zu einem Opernballe gehört. Nachdem wir diese Hitze eine Stunde lang im vollsten Maaße genossen hatten, fuhren wir nach Hause, und ich legte mich mit dem seligen Bewußtsein schlafen, daß ich zur Beruhigung meines Gewissens auch einen Opernball in Paris mitgemacht, das heißt ausgehalten hatte. Das mag für junge, in Paris bekannte Männer sehr unterhaltend sein, für fremde Frauen ist es eben so langweilig als ermüdend.

15.

Paris, den 19. März.

Die Witze des Charivari haben darum etwas so überaus Beluſtigendes, weil ſie nicht boshaft ſind; wenigſtens ſind mir keine ſolche vor Augen gekommen. Ein Paar derſelben will ich hieher ſetzen. Auf den Boulevards ſind alle Bäume in den Revolutionstagen umgehauen und zu den Barrikaden verwendet worden. Ein Pariſer Bürger ſteht nun vor einem abgehauenen Baume, betrachtet die leere Stelle mit dem Lorgnon und ruft: »Pas de verdure! c'est étrange! Comme

les révolutions changent le climat! La végétation est bien en retard cette année!« — Ein verabſchiedeter Beamter ſieht zu, wie man die aufgeriſſenen Steine des Pflaſters wieder einrammt, und ſeufzt: »Est il heureux ce pavé! il retourne toujours dans sa vieille place!« — Ein Dritter kommt in ſtrömendem Regen Nachts vor ſeiner Wohnung an. Er hat den Schirm zugemacht, um die Hand für das Aufſchließen frei zu machen; Mantel und Hut triefen von Waſſer. Er eilt, den Schlüſſel in die Thüre zu ſtecken, aber rieſige Plakate, Aufrufe an das Volk ſind über das Schlüſſelloch geklebt. Nun ſteht er da, arbeitet mit den erſtarrten Fingern, das Papier fortzuſchaffen, und ruft: »Ah, quelle bonne chose, que la liberté!«

Indeß komiſcher als all dieſe Satiren iſt mir neulich der Plafond in der franzöſiſchen Oper vorgekommen. Er ſtellt den Olymp dar, auf dem die Götter beiſammen ſitzen, mit Ausnahme

Apoll's. Dieser nämlich klettert mühsam, die Leier in der Hand, durch das dicke Gewölk empor, welches den Olymp von der Erde trennt. Alle französischen Dichter und Musiker, porträtähnlich, im Kostüm ihrer Zeit, folgen ihm und klettern eben so emsig als ihr göttlicher Meister den Pfad des Ruhmes hinan. Nun denke Dir dieses Gemisch von Perrücken, Hofkleidung, Zöpfen, Jabots, Revolutionstrachten und griechischer Nacktheit; die Physiognomien Voltaire's und Boileau's der Ceres, der Venus, all den seligen Göttern gegenüber! Es läßt sich gar nichts Komischeres erfinden und man begreift nicht, wie ein so gebildetes Volk diesen Ungeschmack erträgt.

Morgens waren wir heute im Jardin d'hiver, weil jeder, der uns sah, immer fragte: »waren Sie im Wintergarten?« Alle Welt rühmte ihn, nannte ihn admirablement beau; mir ist er unbeschreiblich langweilig und flitterhaft erschienen.

Den Jardin d'hiver eröffnet ein sehr großer Saal, in dem sich eine permanente Kunstausstellung befindet: Oelgemälde der unbedeutenderen Maler, vortreffliche Daguerreotypen und Aquarellen, sehr schlechte Skulpturarbeiten und große, höchst geschmackvoll geordnete Blumentische mit blühenden Pflanzen. Dann tritt man in ein sehr großes Treibhaus, dessen erste Hälfte mit orange und weißen Stoffen zeltartig überdacht ist. Oben herum gehen reich verzierte Gallerien, welche in kleine, behagliche Kabinets führen; unten im Zelte ziehen sich Estraden mit Bänken an den Wänden hin. Dazwischen befinden sich Trophäen, Harnische, Fahnen, Statuen, gewappnete Pferde, die unter all den geputzten Männern und Frauen auf den Estraden einen mehr verwirrenden und confusen, als schönen Eindruck machen.

Es ward gerade an dem Tage ein Morgenconcert von den Mitgliedern der komischen Oper

zum Besten der Verwundeten gegeben. Man sang die Freiheitslieder aus der Stummen von Portici, heroische Partien aus andern Opern und zuletzt auch das Körner'sche Schwerdtlied im Chor, ob aber deutsch oder französisch, konnte ich nicht verstehen. Dann deklamirte eine schöne, brünette Schauspielerin in weißem Gewande, mit Lorbeeren bekränzt, einen Palmzweig in der Hand, viel von liberté, gloire, patrie; aber außer diesen Stichworten konnten wir der Ferne wegen auch davon nichts hören, als das donnernde Beifallklatschen des Publikums. Das Zelt ist groß wie ein Reitsaal und mag schwer mit der Stimme auszufüllen sein.

Den letzten Theil des Wintergartens bildet der eigentliche »Garten,« ein Treibhaus, in dessen Mitte ein Stückchen Rasen gesäet ist, aus dem ein paar Büsche und Sträucher hervorwachsen. Dann giebt es auch Palmbäume, Teiche en miniature mit Goldfischen, Steingrotten, Spring-

brünnhen, einige Volièren, und viele herumflatternde Kanarienvögel, über die man erschrickt. Ferner findet man ein Lesekabinet, Büffets, einen Ueberluß an Lüsters und Lampen, und all das zusammen ist doch im Grunde kindisch, kleinlich und langweilig, und dieses doppelt in einer Zeit wie die jetzige. Der ganze Jardin d'hiver sieht aus wie eine Weihnachtsbescherung für große Kinde; von einem Lustorte für das Volk, wie Einige ihn nannten, hat er vollends nichts.

Für das Volk zu bauen hat man überhaupt verlernt; die Römer verstanden es. Die allem Volke geöffneten Thermen des Caracalla, des Titus, das Amphitheater des Marcellus, das Colosseum, das waren Bauten, in die man zehn solche Jardins d'hiver hinein setzen konnte. An den nackten Mauern dieser Gebäude erfreut, erhebt man sich noch heute; was wird nach zwanzig Jahren von den Spielereien des Pariser Wunderwerkes übrig geblieben sein?

Als wir heimkehrten, es mochte fünf Uhr sein, wehte plötzlich am Ende der Rue royale auf dem Boulevard eine roth-schwarz-goldene Fahne. Wir gingen schneller, um zu sehen, was es gebe, und erblickten die Deutschen, welche vom Exerciren auf dem Marsfelde zurückkamen. Die Zugführer und Fahnenträger schritten, trotz des Princips der Gleichheit, mit wahrer Offiziers-eitelkeit einher; das muß wohl in den Deutschen liegen. Sie quälten sich ängstlich, im Schritt zu gehen, und banden ihre junge Freiheit gleich vorsichtig an Richtung und Fühlung. Das ist den hunderttausend Ouvriers neulich gar nicht eingefallen; da ging jeder wie es ihm gefiel, und doch machte der Zug einen so würdigen Eindruck.

Einige Compagnien sangen, man konnte nicht hören was, aber dabei fiel es mir recht traurig auf, daß wir Deutsche nicht einmal ein National-lied haben: keine Melodie, wie die Marseillaise oder das Rule Britannia, rule the waves, bei

der jedes Herz erzittert in freudigem Stolz. Wie hat man Deutſchland mißhandelt, wie haben ſich die Deutſchen mißhandeln laſſen!

Mitten auf den Boulevards machten ſie Halt. Sie riefen: »vive la République!« Es entſtand ein Gedränge, ein Auflauf; wir blieben in der Ferne. »Was giebt es? was machen die Deutſchen dort?« fragten wir einen Vorübergehenden. »Ich weiß nicht, meine Damen; es wird wohl die öſterreichiſche Geſandtſchaft ſein, der die Deutſchen ein Vivat bringen,« entgegnete naiv der gute Bürger. Inzwiſchen wälzte ſich der Ruf: »la révolution à Vienne! la république à Vienne! l'abdication du prince de Metternich!« über die ganzen Boulevards. Ein Zeitungsverkäufer hatte über ſeinem Tiſch die Tricolore entfaltet; die Worte: »Vive la République! la révolution à Vienne!« prangten in ihrer Mitte. — Wir hielten es für einen Puff. Und doch iſt es Wahrheit geworden. Die Tyrannei geſtürzt in

Wien, durch Metternich's Starrheit, in Metternich's Person! Louis Philipp im Exil, Metternich auf der Flucht! Es giebt eine Nemesis in der Weltgeschichte! Cäsar verblutet auf dem Kapitol, Ludwig XIV. stirbt im Lebensüberdruß der Uebersättigung, Napoleon verschmachtet auf St. Helena, Louis Philipp geht arm in das Exil und Metternich führt den Sturz der Tyrannei in Deutschland herbei.

Man spricht von großer Aufregung in Berlin, größer als unsere Briefe von dort sie schildern, von Unruhen in Polen, und auch hier sieht es sehr bedrohlich aus. Es bildet sich unter Flocon eine Partei, der schon Ledru Rollin zu gemäßigt, ein Aristokrat erscheint. Flocon soll im Klub gesagt haben: »Man will die Wahlen beschleunigen, weil man das Hereinbrechen der Anarchie fürchtet, falls die Nationalversammlung nicht bald zusammentritt. Aber wir wollen die Anarchie, wir bedürfen der Anarchie. Der Künstler, welcher

aus einer schlechten Erzstatue eine neue, gute machen soll, muß sie erst im Feuer zerschmelzen, sie auflösen, das Metall in neuen, glühenden Fluß bringen. Wir werden keine neue Gesellschaft bilden, keine Regeneration ist möglich, so lange die Monogamie, die Ehe und die Familie Sklavenketten bilden, an denen das Christenthum uns hält. Ehe die staatliche Freiheit beginnt, ehe die bürgerliche anfangen kann, muß die menschliche Freiheit begründet sein.«

Das Volk, d. h. die Proletarier sagen: »Wir wollen Deputirte haben, die nicht lesen, nicht schreiben können; denn die Andern haben über den Büchern den Blick für unsere Zustände verloren und urtheilen nach Theorien. Wir wollen Deputirte, die von den großen Staatsverhältnissen nichts wissen, die nichts kennen als unsere Noth, und nichts berücksichtigen als unser bien-être!«

So erzählten mir gestern ein Paar leidenschaft-

liche Verehrer der anarchiſchen Umſchmelzung. Sie waren dabei ſo vergnügt wie Kinder, deren Eltern einen Wohnungswechſel vorhaben, und die ſich in der allgemeinen Unordnung glückſelig fühlen, weil ſie thun und machen können, was ſie wollen. Wie das enden wird?

So lange die Völker roh ſind, wird die Vergangenheit maßgebend bleiben für die Zukunft; Mißbrauch der Freiheit wird zur Diktatur eines Maſſaniello oder Rienzi, zur Kaiſerherrſchaft eines Bonaparte führen. Sind die Franzoſen aber reif für die Freiheit, iſt die humane Bildung des Volkes eine Wahrheit geworden, ſo werden ſie in der Freiheit das Maaß, das Geſetz finden und achten, und eine feſte Republik wird entſtehen, deren Grundlage ſchon die Keime jener ſocialiſtiſchen Zukunft in ſich tragen wird, welcher wir unzweifelhaft entgegengehen.

16.

Paris, 20. März.

Gestern ist mir eine vollkommen neue Offenbarung geworden, wenn man es Offenbarung nennen kann, daß urplötzlich verwirklicht vor uns steht, was wir lange in unserem Innern als Ueberzeugung besessen haben. — Ich habe die Rachel als Pauline im Polyeuct von Corneille gesehen und sie nachher die Marseillaise singen hören.

Tausendmal habe ich behauptet: das, was man uns jetzt auf dem Theater bietet, an Dich-

tung und Darſtellung, iſt nicht das Rechte, iſt nicht das Schöne; es muß ein Anderes geben, weil man fühlt, daß es exiſtirt. Tauſendmal habe ich auch geſagt, das Theater, die höhere dramatiſche Dichtung kann den Vers nicht entbehren. Der Rhythmus muß im höheren Drama der Träger des Gedankens ſein, der ihn über das Alltägliche erhebt. — Ich habe ſeit Jahren keine Freude am Theater gefunden, ſelten durch die neuen Werke einen wirklich tiefen, erhebenden Eindruck empfangen. Die meiſten haben mich durch innere Unwahrheit, durch Mattherzigkeit und Glaubensloſigkeit geärgert, oder durch Phraſen und Schlagworte gelangweilt, die nicht hineingehörten. Vor den Schauſpielern, vor der Convention der Sprache, vor dem hohlen Pathos der Tragirenden, bin ich immer wahrhaft erſchrocken.

Mir hat es lange vorgeſchwebt, daß Einheit der Scene eine Bedingung des ächten Dramas

ſein müſſe, und nun ich das erſte Stück von Corneille geſehen habe, bin ich vollkommen überzeugt, daß Einheit des Ortes und der Zeit eine Nothwendigkeit für das dramatiſche Kunſtwerk iſt. Sie ſtimmen den Hörer allein zu jener Ruhe, welche die Auffaſſung des Kunſtwerkes fordert, und das ſpannende Intereſſe an der Handlung, welches die moderne Tragödie beabſichtigt, iſt ein Kunſtſtück, unwürdig der Kunſt. Die Franzoſen, welche ihren Corneille, Racine, Voltaire höher ſtellen als Victor Hugo und Dumas, haben Recht; wie die Italiener Recht haben, welche ſich an ihre alten klaſſiſchen Dramen halten. Das Drama im höhern Sinne ſoll uns den Menſchen zeigen im Kampfe mit den Lebenswirren, welche als Nothwendigkeit aus ſeiner Natur hervorgehen und dadurch ſeine Entwicklungsgeſchichte bilden. Es ſoll uns eine histoire intime im größten Style geben, der ſich auch in geringen, untergeordneten äußern Verhältniſſen bethä-

tigen kann. Dieſe Seelenentwicklung zu betrachten, bedürfen wir der Ruhe; Ruhe entſteht durch Sammlung, und dieſe wird unmöglich, wenn unſere Phantaſie von Norden nach Süden gehetzt und durch die Erwartung wunderbarer Entwicklungen geſpannt wird, wie beim modernen Drama.

Und nun Polyeuct und die Rachel! — Sie iſt eine kleine, wenigſtens nicht große, ſehr magere Geſtalt: ein nicht ſchönes Geſicht, in dem nicht einmal der ſchöne jüdiſche Typus ausgeprägt iſt; eine hervortretende Stirne, kleine, ſehr tief liegende Augen; die Bewegung der Ellenbogen faſt eckig, die Haltung des Rückens, des Kopfes etwas gebeugt. So trat ſie in dieſer Rolle auf.

Sie ſpielt die Gattin eines Römers, der ſich zum Chriſtenthume bekennt, das ſie als Anhängerin der alten Götter verachtet. Von dem Vater zur Ehe mit Polyeuct gezwungen, hat ſie der

Liebe zu dem Feldherrn Severus entſagen müſſen und ſich aus dem Gehorſam gegen den Vater, aus der Treue gegen den Gatten einen Kultus gemacht. Das Drama beginnt mit der Rückkehr des Severus in dem Augenblicke, wo Polyeuct, des Abfalls von den Göttern angeklagt, zum Tode verurtheilt worden iſt. Die heftigſten Seelenkämpfe entſtehen. Alle Bitten der Gattin, des Vaters vermögen nicht Polyeuct zum Widerruf zu bewegen. Polyeuct wird zum Tode abgeführt, nachdem er vorher Pauline, die tugendhafteſte Gattin, dem Severus, als dem edelſten der Römer, vermacht hat. Pauline aber folgt dem Gemahle bis zum Richtplatz. Sein Märtyrertod bekehrt ſie zu der neuen Lehre. Sie und ihr Vater, ein Oberprieſter, werden Chriſten, und Severus, von dem ſich Pauline dadurch für immer ſcheidet, verſpricht ihr großmüthig, den Schutz des Kaiſers für die Chriſten zu erbitten.

So schlicht diese Erfindung in der Erzählung klingt, so wenig ich das Pathos der altfranzösischen Tragödie in Schutz nehmen will, wo es übertrieben ist, so sind es doch lauter große und reine Motive, um die es sich hier handelt; ein hoher Grundgedanke, an dem sich die einzelnen Charaktere entfalten und bewähren. Wenn Stratonice ihrer Freundin Pauline vorhält, daß es Unrecht war, ohne Neigung zu heirathen, und Pauline in der Würde trostloser Entsagung antwortet: »Mais j'avais un père!« so wiegt dies im Eindruck auf die Zuschauer gewiß das todte, auswendiggelernte: »Du sollst Vater und Mutter ehren« auf.

Immer habe ich gefragt, wenn wir die Frauen auf dem Berliner Theater herumwüthen sahen: »wer rast denn im Schmerz? wer ficht so mit den Armen? wer agirt so, wenn er das Geheimniß seiner Liebe ausspricht? wer schreit denn seine Leiden so aus?« — Von all diesen Verkehrtheiten

iſt keine Spur an der Rachel. — Je mehr ſie leidet, je tiefer ihr Schmerz wird, um ſo ſtiller, um ſo klangloſer wird ihre Stimme. Nur ſchneller, nur angſtvoller, nur thränenbebender ſpricht ſie. Sie ſtürzt nicht ab von der Scene; würdevoll geht ſie davon, ihr Leid dem Auge zu entziehen, in ſchöner Achtung vor der eigenen Schönheit, vor der Heiligkeit des Schmerzes. — In jeder Bewegung, in jeder Vibration ihrer Stimme fand ich die Beſtätigung meiner Ueberzeugung, daß jede Kunſt nach den Regeln der Plaſtik, durch die höchſte Einfachheit und Beſchränkung der Mittel das Höchſte leiſtet. Das moderne Drama, ſelbſt Shakespeare, ſelbſt Göthe im Götz, und Andere ſtehen hinter dem antiken Drama zurück. Sie verhalten ſich dazu wie Genremalerei — die ja in ihrer Art vollkommen ſein kann — zur Plaſtik. — Das Drama, welches als Erziehungsmittel der Nationen benutzt werden kann und ſoll, iſt aber allein das plaſtiſche

Drama, welches innerlich wirkt, weil es nicht äußerlich spannt, die Neugier nicht anregt.

Das Kostüm der Rachel war vollendet. Ein ganz weißes, fein wollenes Gewand, sehr lang auf die Füße herabfallend, am Halse ausgeschnitten, blousenartig natürlich, ohne genähte Falten, mit einer Binde von demselben Stoff, welche also Querfalten gab, unter der Brust gebunden; die kurzen Aermel wie bei der Statue der sitzenden Agrippina mit drei Edelsteinen geschlossen. Darüber trug sie einen goldgelben Mantel von Wolle ohne alle Stickerei oder Besatz, streng nach dem Bilde der Antike; er ward auf der linken Schulter mit einer Gemme zusammengehalten, den rechten Arm für die Bewegung freilassend; das Haar hatte sie mit einigen Streifen goldenen Bandes durchflochten, das Scheitel und Flechten umschloß.

Als sie nach der Sterbescene ihres Gemahls auf die Bühne zurückkehrte, hatte sie den Mantel

abgethan, die Stirnbinden nach hinten geſchoben, ſo daß dieſe in loſen Zügen die Flechten umgaben und von Vernachläſſigung des Aeußern zeugten. Nichts von jener gemachten, komödienhaften Theaterraſerei der offenflechtigen, haarſträubenden Verzweiflung. In langen, ruhigen Falten hing das weiße, keuſche Gewand an ihrem Körper hernieder, wie an der ſchönſten Gewandſtatue; und ſchnell, mit verſtörtem Blicke eintretend und feſten Fuß faſſend im Vordergrunde, erzählt ſie den Tod ihres Gatten und ſagt: »j'ai vu! je sais! et je crois!« beide Arme in Extaſe gen Himmel breitend und die Augen, ſtrahlenwerfend, erhoben in Verklärung. Mir bebten Schauer des Entzückens durch alle Adern, als der Vorhang fiel.

Aber nun erſcholl es: »Rachel! la Marseillaise! la Marseillaise! Rachel!« — Der Vorhang ging auf. In demſelben weißen Gewande, eine dreifarbige Schärpe unter der Bruſt

um die Taille geschlungen, das Haar in der Vernachlässigung des letzten Akts, trat sie schnell aus den Coulissen hervor in das Proscenium. Die Musik accompagnirte leise, denn Rachel hat wenig Stimme, und nun begann sie.

Dafür giebt es durchaus keine Worte. Was der Zorn der tiefsten Unterdrückung, was die Empörung des entmenschten und sich doch menschlich fühlenden Sklaven an finsterem Ausdruck in die Züge eines Menschenantlitzes pressen kann, das lag in ihrem Gesichte. Eine Kriegsfurie, eine entfesselte Rachegöttin, wie der Schönheitssinn der Helenen sie dargestellt hat; schön, wie das lähmende, versteinernde Antlitz einer Meduse. Jeder Nerv in mir hat gebebt, als man hinter der Scene einen leisen, dumpfen Trommelwirbel hörte, und sie, fest in das Publikum blickend und es bannend unter die Gewalt dieses magnetischen Blickes, mit der rechten Hand in die Ferne zeigend, die Worte sang oder sprach — denn es

hält die Mitte zwiſchen beidem: »entendez-vous dans ces campagnes mugir ces féroces soldats? — Ils viennent, jusque dans vos bras, égorger vos fils et vos campagnes?« Ein Strom von ſanfter Trauer überfluthete ihren Zorn bei dieſen letzten Worten, und die rächende Göttin hatte eine milde, weiche Klage für das Loos der Geopferten.

Dann die prachtvolle Zuverſicht in den Worten:

Tremblez, tyrans et vous perfides,
L'opprobre de tous les partis.
Tremblez, vos projets parricides
Vont enfin recevoir leur prix!

Die ſpöttiſche Geringſchätzung derer, welche die Freiheit zu tödten glauben, indem ſie den Menſchen tödten:

Tout est soldat pour vous combattre;
S'ils tombent nos jeunes héros,
La terre en produit de nouveaux,
Contre vous tout prêts à se battre!

Die Zuverſicht auf die Unſterblichkeit, auf den Sieg der Freiheit lag in einer einzigen Bewegung des rechten Armes, den ſie mit ſtolzer Verachtung emporhob, als ſchleudre ſie jeden Zweifel aus der Welt.

Plötzlich rafft ſie ſich empor, geht feſten Schrittes in den Hintergrund, in dem die dreifarbige Fahne aufgepflanzt war, ergreift ſie, hält ſie hoch empor in der Rechten, ſie frei entfaltend, ein freies Banner. Vor dieſem Banner, daß ſie ſelbſt erhebt und hält, vor dieſem Banner, das ſie mit inbrünſtiger Verehrung an ihre Bruſt drückt, ſagt ſie:

Amour sacré de la patrie,
Conduis, soutiens nos bras vengeurs!
Liberté, liberté chérie,
Combats avec tes défenseurs!

Für den Ton dieſes liberté! liberté chérie! reicht keine Schilderung aus. Es war der lei-

denſchaftlichſte Enthuſiasmus, die tiefſte, anbetendſte Herzensliebe in ihrer Stimme.

Rachel iſt die perſonificirte, die menſchgewordene Marſeillaiſe, der fleiſchgewordene Begriff des Freiheitskampfes. Immerfort klang es in meiner Seele: und das Wort ward Fleiſch! — Ja! das ſoll das Wort! Es ſoll, es muß Fleiſch werden, um zu ſein! Und es iſt auch darin ein Gott, daß dieſe menſchgewordene Marſeillaiſe eine Jüdin, die Tochter der Unterdrückten iſt.

Eine halbe Stunde nachher, als man bereits ein Luſtſpiel aufführte, löſte ſich die gewaltſame, ſtarre Ergriffenheit meiner Seele, und da erſt brach ich in einen Strom heißer Thränen aus. Ich werde den Abend nie vergeſſen, niemals!

Da ich nicht allein hingegangen war, alſo abhängig von Andern, mußte ich noch ein, freilich gutes Luſtſpiel von Alfred de Muſſet anſehen. Es hieß le caprice, und die Allan ſpielte meiſterhaft darin. Teppiche über dem Fußboden, geſchloſſene Couliſ-

sen, vollständige Möblirung des Zimmers geben der Bühne eine ruhige Behaglichkeit, welche gewiß viel zu dem guten Spiele der Franzosen beiträgt.

Beim Herausgehen aus dem Theater hörten wir von einem Zeitungsausrufer — es war nach zwölf Uhr — einen sehr komischen Puff: »Messieurs! la Presse! le Journal la Presse, Messieurs! dernière édition du soir! Messieurs! l'abdication de l'empereur Nicolas en faveur de Louis Philippe!« Es geschehen übrigens solche Wunder, daß man eigentlich auch daran glauben könnte.

17.

Paris, 21. März

Die Posten von Berlin sind nicht angekommen, das Gerücht von einer Revolution bestätigt sich. Auf der Gesandtschaft hatte man keine Nachrichten und war in eben solcher Spannung als wir.

Um über die Zeit fortzukommen, macht man Besuche, sieht Merkwürdigkeiten und geht in die Theater. So sind wir heute Abend in das Theater von Alexander Dumas gerathen. Es liegt auf dem Boulevard in der Gegend des

Faubourg St. Martin, heißt Théâtre historique und ist im Innern von der heitersten Pracht; bunt, fröhlich, kokett, als müßten lauter Maskenbälle darin gegeben und die witzigsten Intriguen in's Leben geführt werden.

Das Stück aber, welches man darstellte, war nach meinen Begriffen weder heiter noch schön, sondern unerträglich: der erste Theil des Dramas „Monte Christo," das zwei Abende ausfüllt, jeden Abend mit fünf Akten. Gegen das Unkünstlerische dieses Einfalls zu sprechen, ist überflüssig; denn wie weit diese Art von dem Princip der Einheit abliegt, das ist klar. Aber nun erst das wüste Durcheinander von Scenen, von Menschen, von Zuständen! Wenn man den Roman, wie ich, nicht kennt, versteht man es gar nicht und wird ganz schwindelnd davon. Bald ein Salon mit vornehmer Sentimentalität, dann wüthende Marseiller Fischer in ihrer Hütte; arme Schneider oder so etwas in der Mansarde; Gefängnisse,

französische Revolution, Vergrabung eines gemordeten neugebornen Kindes durch den Vater, der es gemordet hat; ein tugendhafter, im Gefängniß sterbender Weise; in einer Nebenzelle sein Freund Monte Christo, der sich zu dem Kranken einen Weg durch die Mauer bricht und ihn erst als Kranken, dann als Leiche durch das Verbindungsloch hin und her zieht; man muß das physische Leiden des armen Schauspielers dabei bejammern; noch einmal Monte Christo, der sich in einen Sack wickelt, um statt der Leiche des todten Greises vom Felsen in's Meer gestürzt zu werden, und der dann im Wasser aus dem Sacke herauszappelt, um seine Flucht zu bewerkstelligen, was man alles auf der Bühne sieht; Todesgrauen, tugendhafte Seelenbefriedigung, dies Alles geht wild durch einander und bildet ein merkwürdiges Ragout von spannenden, aufregenden Scenen.

Ich mußte immer an das Gebräu von Mac-

beth's Heren denken: »Türkenlebern, Judennasen!« Es ist alles darin, es fehlt nichts, und die Pracht, die ganz eigenthümlich künstliche Einrichtung des Dekorationswesens umfangen uns wie ein toller Mährchentraum. Aber ich sagte doch, aus voller Seele aufathmend: »Gottlob, das es vorbei ist!« als wir auf die Straße kamen und ich mich von dem wüsten Herenspuk dieses Durcheinanders befreit fühlte; denn daß ich die Fortsetzung nicht sehe, versteht sich von selbst. — Wie ein Volk, das die Rachel in antiken Rollen sieht und zu schätzen versteht, solches Machwerk ertragen kann, ist kaum zu erklären, wie denn überhaupt die Manierirtheit der Franzosen in der Kunst auffallend bleibt.

Wir waren am Morgen im Louvre, in dem die Kunstausstellung eröffnet worden ist. Da man den Grundsatz der Freiheit auch auf den Salon ausgedehnt hat, so enthält der Katalog mehre tausend Nummern. Jeder, der ein Stück Leinwand

zum eigenen Vergnügen mit Farben überstrichen, hat es zur Ausstellung gesendet, und neben den Werken erster Meister kommen Bilder vor, wie sie über Reiterbuden, Menagerien und Wachsfigurenkabinetten hängen. Wir waren spät angelangt, das Gedränge war sehr groß; wir mußten uns also begnügen, einen Gang durch die schönen Säle zu machen, hie und dort flüchtig mit dem Auge verweilend, wo Schönes lockte.

Zum Schlusse kamen wir in die Säle der Skulptur, und eilten die Statuen Klessinger's zu sehen. Es sind deren zwei ausgestellt. Man hatte sie uns beide im höchsten Grade gepriesen. Klessinger, der mit einer Tochter von George Sand verheirathet ist, machte durch eine nackte Frauengestalt, welche er vor ein Paar Jahren geliefert, großes Aufsehen. Auch diesmal hat er wieder nackte Frauenbilder geschaffen. Die eine war so von Beschauern umringt, daß wir sie gar nicht sehen konnten, denn sie ist liegend darge-

stellt. Wir wendeten uns also zu der andern — und mit Schrecken, mit Widerwillen davon ab.

Es ist eine berauschte, nein, eine betrunkene Bacchantin — auch das ist noch nicht der Ausdruck für diese Statue, für diesen Zustand. Adolf Stahr setzt in seinem Werke über Italien vortrefflich auseinander, wie die alten Meister, Rafael, Tizian und deren Zeitgenossen, christliche oder heidnische Mythe als Deckmantel benutzen mußten, um das rein Menschliche, das sinnlich Berechtigte darzustellen. Hier aber wird die heidnische Mythologie angewendet, um unter ihrer Aegide das Unberechtigte, das Unschöne der gesunden Menge aufzudringen, welche sich sonst widerwillig davon abwenden würde.

Keine Spur von der jubelnden, frischen Lebensfülle der Bacchantinnen des Alterthums, die selbst da, wo der Geist des Weines sie übermannt und sie in die Arme eines Fauns sinken, nie unschön werden Es ist nur ein leichter Rausch,

vom Weine erzeugt, der die Lebensluſt bis zur Ekſtaſe ſteigert und den Bacchantinnen in der Glücksempfindung des Daſeins jubelnde Päane des Dankes für das Geſchaffenſein erpreßt. Man kann die jüngſten Mädchen hinführen vor die große Vaſe in der Villa Albani zu Rom, auf der ein Bacchanal dargeſtellt iſt, ohne ihr weibliches Empfinden zu verletzen, ohne ihnen einen andern Eindruck zu geben, als den freudigen Genuß der reinſten Schönheit. — Dieſe Bacchantin aber iſt ein trunkenes, zügelloſes Weib, das in bewußtloſer Unſchönheit niedergeſunken, den ſchönen Körper zu ungefälligen Linien verdreht. Bruſt und Leib ſind ſo gehoben, der Nacken ſo zurückgeworfen, daß man von der einen Seite den Kopf gar nicht entdeckt. Wahrhaft empörend iſt dieſe Darſtellung und ein Verbrechen gegen die Reinheit der Kunſt. Wie mag nur George Sand das anſehen! und wie kann das die franzöſiſche Kritik loben! — Die Franzoſen ſind

Idealiſten, denn ſie gründen eine Republik, ſie ſtellen die Idee der Freiheit in der Wirklichkeit her. Wie können ſie die Kunſt ſo mißbrauchen laſſen? Wer das Ideal in einer Richtung erkennt, muß es nach allen Richtungen verſtehen und ehren, und Ehrfurcht vor dem Ideal wird die Religion der Zukunft ſein.

18.

Paris, 22. März.

Endlich Nachrichten aus Berlin! Gestern Abend spät sind die ersten sichern Berichte eingetroffen. Mieroslawski im Triumphe durch die Stadt getragen — Kanonenschüsse, Volksmord in der christlichen Hauptstadt des christlichen Staates, unter den Augen des Königs! Der weiße polnische Adler und die roth-schwarz-goldene Fahne zugleich emporflatternd zum Lichte aus langer Knechtschaft! Man jubelt auf und denkt zugleich mit tiefem Schmerze an all die Opfer der Unter-

drückung, welche in Nacht untergingen, ehe dieſes Morgenroth der Freiheit über die Erde leuchtete. —

Wie iſt man angſtvoll in der Trennung! Die Ferne hat etwas Entſetzliches und es iſt mir ein großer Schmerz, daß ich fern bin in dem erſten großen Augenblicke, den die Geſchichte Deutſchlands bietet, ſeit ich denken kann.

Was wird die nächſte Zukunft ſchaffen in Deutſchland, in Preußen? Es giebt gewiſſe Dinge, welche Volk und König einander nie verzeihen, nie vergeſſen können. Eine wirkliche Ausſöhnung zwiſchen unſerem mittelalterlich monarchiſchen Könige und der Idee der Volksfreiheit iſt ſo unmöglich, wie die Herſtellung einer innerlich zerſtörten Ehe. Ein Volk ſoll aber kein Scheindaſein führen.

Wir leben in einer Zeit, welche gewaltſam mit ihrer Vergangenheit zu brechen ſcheint, und

man wird den Kampf verlängern, wenn man nur halb bricht, wenn man nicht allen Schutt des Zusammengestürzten forträumt. Das wird viel Noth, viel Mühe machen, Mancher wird obdachlos oder unter den Trümmern verschüttet werden, Mancher der nothwendigen Arbeit des Neubaus erliegen. Es wird nicht bleiben bei den politischen Umgestaltungen; die sociale Revolution bricht unaufhaltsam herein. Hier gilt nur ein Entweder Oder. Das hat etwas furchtbar Beängstigendes. Es ist ein Entsetzen, so wie wir auf der Wetterscheide der Weltgeschichte zu stehen, zwischen dem Tode der Vergangenheit und der Geburtsstunde der Zukunft — und doch mußte dieser Augenblick kommen! Es war eine Ungerechtigkeit, eine Lüge in der Welt, denen ein Ende gemacht werden mußte, weil die Menschheit beide zu fühlen begonnen hatte. Wer weiß, ob die große sociale Reformation nicht gerade in Deutschland zur Vollendung kommt, wie einst die religiöse Refor-

mation, die ja auch ihre Vorgänger in allen romaniſchen Ländern gehabt hat!

Heute Morgen hat uns Heine beſucht; ſein deutſcher Diener führte ihn bis in unſer Zimmer. Er iſt ſehr erſchüttert durch die Ereigniſſe. »Ich wollte,« ſagte er, »ſie wären früher oder ſpäter gekommen; denn ſie in meinem Zuſtande erleben zu müſſen, iſt um ſich todt zu ſchießen.« — Wir ſprachen von Attatroll und ich erzählte ihm, wie uns die Stelle beluſtigt: »Auch die Juden ſollen künftig volles Bürgerrecht genießen; nur nicht tanzen auf den Märkten! Dieſes Amendement, ich mach' es im Intereſſe meiner Kunſt.« — Er verſicherte, dies ſei ein Zug, den er aus dem Leben genommen. Er habe in ſeiner Jugend in Göttingen einen ſehr vernünftigen, durchaus liberalen Apotheker gekannt, der immer ganz ernſthaft ausgeſprochen habe, die Juden müßten volle Gleichſtellung erlangen und Alles werden können, nur nicht Apotheker.

Nachher ſprach er von ſeinem Leben und nannte es ein glückliches. Wie ſchön iſt das, wie ſelten hört man das von einem Manne, dem doch ſo vielfach Unrecht geſchehen iſt! Er ſagte: »Ich habe ſo viel Glück gehabt, daß ich eigentlich nie ehrgeizig war; das höchſte Glück! Ich habe eine ſeltene Frau, die ich unausſprechlich geliebt, dreizehn Jahre hindurch mein eigen genannt, ohne das Schwanken einer Minute, ohne einen Moment des Wenigerliebens, ohne Eiferſucht, in unwandelbarem Verſtändniß und in vollſter Freiheit. Kein Verſprechen, kein Zwang äußerer Verhältniſſe band uns aneinander. Ich erſchrecke jetzt in meinen ſchlafloſen Nächten noch oft vor dieſer Seligkeit; ich ſchauere entzückt zuſammen vor dieſer Glückesfülle. Ich habe oft über ſolche Dinge geſcherzt und gewitzelt und noch viel öfter ernſthaft darüber gedacht: die Liebe befeſtigt kein Miethkontrakt, ſie bedarf der Freiheit, um zu beſtehen und zu gedeihen.«

Nachher gedachte er seiner großen, unzerstörbaren Lebenslust. »Sie kommt mir ordentlich spukhaft vor bei meinen Leiden. Meine Lebenslust ist wie das Gespenst einer zärtlichen Nonne in alten Klostermauern; sie spukt noch bisweilen in den Ruinen meines Ich!« — »Warum wählen Sie solch schauriges Bild? Es war in Ihnen so viel gesundes Heidenthum, daß die Götter einem Dichter wie Ihnen bis zum letzten Athemzuge Daseinsfreude gönnen müssen« — »Ach die Götter! Die heidnischen Götter hätten einem Dichter nicht angethan, was mir geschieht; so etwas thut bloß unser alter Jehovah! Selbst die Lippen, mit denen ich so vergnügt gesungen und geküßt, sind mir ja halb gelähmt. Ich halte jetzt, da ich stündlich an meinen Tod denken muß, oft sehr ernste Gespräche mit Jehovah in der Nacht, und er hat mir gesagt: »Sie dürfen Alles sein, lieber Doktor, was Sie wollen, Republikaner und Socialist, nur kein Atheist.«

Dann kam die Rede auf die persönlichen Verhältnisse von George Sand und Rachel. Mit einemmal fing er an zu lachen. »Da muß ich Ihnen eine meiner heitersten Geschichten erzählen. Als ich vor Jahren Rachel's persönliche Bekanntschaft machen sollte, hatten mich Freunde dazu meilenweit auf das Land geschleppt, wo ihre Familie eine Sommerwohnung hatte. Ich lange endlich an, man setzt mich an einen Tisch, es erscheint Papa Rachel, Mama Rachel, la soeur Rachel, le frère Rachel.« — »Wo ist Rachel?« fragte ich. — »Elle est sortie,« hieß es, »mais voilà toute sa famille!« Und nun lache ich, daß Alle denken, ich habe den Verstand verloren. Mir fiel nämlich die Anekdote ein von dem Manne, der ausgeht, ein in den Zeitungen angekündigtes Ungeheuer zu sehen, das von einem Karpfen und einem Kaninchen abstammen sollte. Als er anlangt und fragt: »wo ist das Ungeheuer?« antwortet man ihm: »wir haben es in das Museum

geschickt, aber hier ist der Karpfen und das Kaninchen; überzeugen Sie sich selbst.« — Ich werde mein wahnsinniges Lachen und das Erstaunen der civilisirten Franzosen nie vergessen.«

So plauderten wir lange; Heine war sehr angeregt, sehr heiter, kam aber immer auf den Ernst der Zeitfragen zurück, und ich hätte die reinste Freude an dieser Stunde gehabt, wäre er nicht so leidend, müßte man nicht immer denken, daß dieser liebenswürdige, heiter spielende Geist, der doch so tiefsinnig sein kann, vielleicht nur zu bald nicht mehr ist. Sein Wesen und seine Werke sind vollkommen identisch, und die Originalität seines mündlichen Ausdrucks ganz seiner Schreibweise gleich. Als er fortging, verhieß er uns wiederzukommen, sobald er wohl genug sei, und wir versprachen ihm jede Nachricht aus Deutschland mitzutheilen, die wir erhalten würden.

19.

Paris, 24. März.

Auf allen Straßen werden Zeitungsblätter ausgerufen mit der Nachricht vom emprisonnement d roi de Prusse et de ses ministres, von der abdication du roi de Prusse. — Ich zweifle, daß ich in Paris bleibe; die Spannung, die Ungewißheit über die Vorgänge in der Heimath sind so quälend, daß man darüber jede Genußfähigkeit verliert.

Die Deutschen hier rüsten sich zum Abmarsch; sie wolln fort, sobald sie Geld haben. Auf der

Gesandtschaft sagte man uns, daß man ihnen keine Pässe ertheilen werde; sie werden aber ohne das gehen, und — in ihr Unglück, wie zu fürchten steht. Wenn man fragt: »was sollen denn diese Leute jenseit des Rheines thun?« so heißt es: »ihren Brüdern beistehen.« — Aber worin? Im Kampfe? — Es ist ja kein Kampf in Deutschland, was sollen die brotlosen Arbeiter dort beginnen? »Sie sollen die Aufregung vermehren, aus der der Kampf und die Republik hervorgehen.« — Das sagen Menschen, die sonst ganz vernünftig sind, und Niemand will bedenken, daß man wohl in einem einigen Lande, bei einer Nation von gleichmäßiger politischer Bildung schnell die Monarchie in eine Republik verwandeln kann, nicht aber die achtunddreißig Fürsten verjagen und aus achtunddreißig getrennten Völkern mit einemmale ein Ganzes herstellen. Wie gern wollte man schon jetzt an diese Möglichkeit, wie gern an die republikanische Verfas-

ſung in Deutſchland glauben, wenn man es nur könnte!

Bei all den Beſorgniſſen giebt es aber doch eine Freude: den Sturz der pietiſtiſchen Büreaukratie in Preußen. Ich möchte jetzt wohl die frommen Geheimeräthe ſehen, die Knechte des Gottes, welcher den chriſtlichen Staat und die abſolute Monarchie Preußen vorzugsweiſe liebte und vor Attentaten und Conſtitutionen bewahrte, die, ein Blatt Papier, zwiſchen dem König und dem Volke ſchweben. Da wird nun alles Beten in der Geheimerathskirche im Thiergarten nichts helfen; der polniſche Adler flattert trotz des rothen Adlerordens vierter Klaſſe, und der beſchränkte Unterthanenverſtand kommt doch an's Ruder.

Wie politiſch gebildet hier das eigentliche Volk iſt, das haben wir heute geſehen. Wir waren Abends im Conservatoire des arts et métiers, wo ein Profeſſor Blanqui, Bruder des Blanqui, den wir neulich im Klub hörten, einen Vortrag über die

Finanzkrisis in Frankreich hielt, und das Wesen der Banken in den verschiedenen Ländern erklärte. Das Lokal ist weit oben im Faubourg St. Martin und das Auditorium bestand aus etwa achthundert Männern, von denen bei weitem die Mehrzahl Blousen trugen. Obgleich der Vortragende sich auf den praktischsten Standpunkt gestellt hatte, mußte ich recht sehr aufpassen, um folgen zu können. Das Publikum aber schien vollkommen an dergleichen Materien gewöhnt, folgte mit Theilnahme und gab oft seine Zustimmung durch Bravorufen und Beifallklatschen zu erkennen.

Am Morgen waren wir im Invalidenhause, wo man an dem Denkmal Napoleon's baut. Wir besuchten den Dom, die Wohnungen, sahen die einzelnen Compagnien speisen, man zeigte uns die Gärtchen. Die alten Garden der Kaiserzeit haben neben der jungen Mobilgarde schon etwas ganz Fabelhaftes; man muß sich besinnen, daß ihre Zeit erst so kurz vergangen ist.

Als wir dann das Luxembourg besuchten, um die Zimmer der Maria von Medicis, die Galerie moderner Malerei und die Kapelle zu sehen, in welcher die Ehen der Pairs eingesegnet wurden, bemerkten wir eine lebhafte Bewegung in dem Hofe, der zu den Sitzungszimmern von Louis Blanc führt. Plötzlich theilte sich die Menge, ein Zug erschien, eine Prozession von Frauen in verschiedener Tracht, von verschiedenem Alter. Eine derselben, die voran schritt, trug die dreifarbige Fahne. Es waren die Westennähterinnen, les giletières, der großen Kleidermagazine, welche Verbesserung ihrer Lage verlangten, wie man sie den männlichen Kleiderarbeitern bewilligt hatte: höhern Lohn und kürzere Arbeitszeit. Niemand außer uns beachtete diese Prozession der Frauen als etwas Besonderes.

In diesen Tagen sind einzelne Corps verbannter Polen und Belgier mit Unterstützung der Regierung nach ihrer Heimath abgegangen. Man

sucht so viel Menschen als möglich fortzuschaffen; die Belgier aber sind schlecht empfangen und, wie wir hören, in Lille auf die Festung gebracht worden, sobald sie die Absicht zu erkennen gaben, die Republik in ihrem Vaterlande zu proklamiren. Dennoch will in diesen Tagen ein neuer Trupp über die Grenze gehen, und auch die Deutschen werden gewiß noch in dieser Woche aufbrechen. Sie werden an zwei verschiedenen Punkten über den Rhein marschiren, und bleiben fest bei der Behauptung, daß Alles für ihren Empfang vorbereitet, daß die Erklärung der Republik sicher sei. — Jeder Enthusiasmus ist etwas so Göttliches, so Heiliges, daß man ihn überall ehren muß; und so betrachte ich auch Herwegh mit der Achtung, die ich vor jedem Kultus, die ich vor dem katholischen Ritus habe, an den ich selbst nicht glaube. Herwegh und seine Frau sind in einer Ekstase, die Glück im Glauben in sich trägt. Beide sind von einer Opferfreudigkeit,

wie ich ſie ſelten geſehen habe. Die Zeit der religiöſen Opfer iſt vorüber, möchten die Beiden nicht Opfer eines politiſchen Irrthums werden. Sie ſind jedem Zweifel unzugänglich, für jede Vorſtellung taub aus Enthuſiasmus.

20.

Paris, 26. März.

Gestern angelangte Briefe befestigen unsern Vorsatz; wir werden nach Deutschland zurückkehren und Paris morgen Abend verlassen. Wo die Seele nicht ist, muß man nicht bleiben. Seit ich weiß, daß ich nach Deutschland gehe, daß ich diese Zeit mit erleben werde, seit gestern Mittag bin ich so ruhig geworden, daß ich mich vortrefflich im Theater zu amusiren vermochte.

Wir waren im Gymnase, sahen Bresson und Rose Chéri in »Royal Pendart,« und ein Ge-

legenheitsſtück, »les filles de la liberté.« Royal Pendart nennt ſich ein Klub junger Männer am Hofe Ludwigs XVI., die, gelangweilt von der beginnenden ſittlichern Richtung des Hofes, zuſammengetreten ſind, um die »gute alte Art« unter ſich aufrecht zu erhalten, und die in galanten Abenteuern, Trinken, Spielen, Jagen, mit einem Worte in den ſieben nobeln Paſſionen ihren Ruhm ſuchen. Ein galantes Abenteuer iſt denn auch der Mittelpunkt des Stücks, eine Entführung, bei welcher der Held — Breſſon als Duc de Marsignac — ſich ernſtlich in die Ducheſſe de Marvigly — Roſe Chéri — verliebt und durch ihre Tugenden von all ſeinem Leichtſinn geheilt wird.

Breſſon und die Chéri ſind beide ſchön, beide äußerſt fein, und all die jungen Taugenichtſe des Royal Pendart traten auf der Bühne ſo gewandt und liebenswürdig in ihren prächtigen altfranzöſiſchen Coſtümen auf, daß man ſich wirklich aus dem Ernſt unſerer Zeit in jenes ſchäu-

mende, berauschende Leben zurückwünschen konnte, wie der Mann sich von der Mühe der Arbeit nach den kindischen Spielen des Knaben sehnt, nach seinem Uebermuth und seinem Leichtsinn. Wie ein bunter Schmetterling, so frisch, so leicht, flatterte das ganze Stück vorüber, und man gewann die jungen Roués lieb, denn auch noch der Albernste von ihnen, der Leichtfertigste hatte Züge edler Gesinnung.

Das zweite Stück, »les filles de la liberté,« ist eben so anmuthig als locker zusammengeworfen. Die Göttin der Freiheit tritt auf, in antiker Tracht, die phrygische Mütze auf dem Haupte, und sucht klagend ihre verlorenen Töchter. Plötzlich hört sie singen hinter der Scene; der jubelnde Schall des »mourir pour la patrie« schlägt bekannt an ihr Ohr und ein reizender Gamin — Mademoiselle Désirée — steht vor ihr, in grüner Manchesterhose, blauer Blouse, ein kleines Käppchen mit rother Quaste auf dem Kopfe.

Sie ſehen ſich befremdet an, aber der Pariſer Gamin iſt nicht leicht ſtutzig zu machen. »Woher und wohin?« fragt er, erhält pathetiſche Antwort und wird nun ebenfalls examinirt. »Je suis un enfant de la liberté,je suis l'émeute!« antwortet er.

Die Freiheit erkennt entzückt ihren kecken Enkelſohn und fragt nach dem Schickſal ihrer ſieben Töchter: la liberté de la presse, la liberté du culte, la liberté de la parole u. ſ. w. »Elles toutes ont été violées par Guizot, par Thiers etc.« — Die Freiheit ringt die Hände in Verzweiflung, die Emeute ſpricht ihr Troſt ein und holt allmälig die Töchter herbei. Sie kommen an; die eine in Ketten, eine andere mit dem Rock eines Municipalſoldaten über dem griechiſchen Gewande, die liberté de la presse mit Zeitungen, die mit ſchwarzem Flor zuſammengebunden ſind, an ihrer Standarte; alle gebrochen und gedemüthigt, alle hoffnungslos. Nur die Mutter Liberté und der Enkel Emeute ſind

ungebeugt; sie schließen ein Bündniß, nehmen les filles de la liberté unter ihren Schutz, befreien sie, und am Ende erscheinen die Sieben strahlend in neuer Jugendfrische ohne Fesseln; die großen Zeitungsblätter fliegen unter dem dreifarbigen Bande der Standarte lustig in die Luft, alle Freiheiten zusammen singen die Marseillaise und mourir pour la patrie; die Emeute schwenkt ihr Mützchen und ruft: »tant que je vivrai la liberté ne mourra pas!« und das Stück ist zu Ende unter dem Beifalljauchzen des Publikums.

Solche Stücke, die wahrhaft reizend sind und von unglaublicher Wirkung, können die Deutschen nun eben so wenig machen, wie ein langsamer, tiefer Denker witzig sein kann. Ein Impromptü, ein Witzwort jagt das andere, es ist ein wahres Raketenwerfen von Einfällen, und das Ganze so flüchtig, so bezaubernd und so glänzend wie ein Feuerwerk. Deutsche Schauspieler können das auch gar nicht spielen, wenigstens die Schauspieler

der Hofbühnen nicht, denen der Zopf des gespreizten Beamtenthums immer Nackenschläge giebt, daß sie glauben, ihrer Würde zu nahe zu treten, wenn sie von der conventionellen Bühnenunwahrheit einmal loslassen und sich menschlich frei und wahr bewegen. Wäre irgendwo eine Revolution wohlthätig, so wäre es auf den deutschen Theatern, die eigentlich lauter Invalidenhäuser mit Anciennitätslisten sind. Um in Berlin die ersten Liebhaberinnen zu spielen, muß man, glaube ich, Großmutter sein, und wer nicht die silberne Hochzeit gefeiert hat, darf nicht als Wallenstein auftreten.

Ein anderes Schauspiel, das uns neulich in das Theater lockte, stellt eine Reihe von Vorgängen der ersten Revolution dar. Danton, Marat, der ganze Convent treten darin auf; Kanonenschläge, Freiheitsreden, die Marseillaise, le chant du départ wechseln mit einander ab. Obgleich das Stück schlecht war, boten doch die treuen

Costüme ein Interesse, und die Idee, solche Stoffe für die Volkstheater zu benutzen, dem Volke seine Geschichte in jeder Gestalt vorzuführen, ist beachtenswerth.

In diesem Sinne ist hier auch eine wunderhübsche Statuette von Terra cotta erschienen: ein junger Offizier der ersten Revolution, die Schärpe um die Hüfte geschlungen, die dreifarbige Fahne entfaltend und den rechten Arm mit dem gezogenen Degen zum Schwure erhoben. Es ist sehr viel Schwung in dem Figürchen, wie denn die Franzosen für moderne Porträtstatuen sehr großes Geschick haben.

Dies ist also der letzte Brief aus Paris und ein wichtiges Kapitel der Gegenwart, das uns mitzuleben vergönnt ward, wird morgen Abend für uns abgeschlossen sein. — Gestern, als wir aus dem Theater kamen, hörten wir hier und dort Petardenschüsse. Man pflanzte in den verschiedenen Mairien die Freiheitsbäume, und wo dies geschah, hatte man die Häuser illuminirt.

21.

Aachen, 28. März.

Die Nachtfahrt von Paris nach Brüſſel war ſehr unruhig. Dreihundert heimkehrende Belgier, die ſich im Convoi befanden, ſangen unabläſſig die Marſeillaiſe. Alle Waggons und Bahnhöfe waren voll von Polen, ernſte, ſorgenvolle, lebengeprüfte Phyſiognomien, voll ſchweigender Zurückhaltung, voll Unglauben an die Möglichkeit des Glücks. — Die Feſtungswälle in Lille ſtarrten von Kanonen; die Viſitationen an der Grenze waren ſtrenger als bei der Hinreiſe. Man forſchte

nach Waffen und untersuchte die Pässe der Männer sehr genau, was langen Aufenthalt verursachte. — Je näher wir der deutschen Grenze kamen, desto unruhiger schlugen unsere Herzen. Als wir von Verviers abwärts fuhren und Aachen erblickten, sahen wir die erste schwarzrothgoldene Fahne. Sie flatterte stolz auf dem alten deutschen Dome Karls des Großen. — Möge sie Heil bringen für Deutschland!

Erinnerungen

aus

dem Jahre 1848.

Zweiter Band.

Erinnerungen

aus

dem Jahre 1848

von

Fanny Lewald.

Zweiter Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1850.

Inhalt.

Berlin im Frühjahr 1848.

		Seite
Brief 1.	Veränderte Physiognomie der Stadt, Schreck der Besitzenden, Glaubenslosigkeit im Allgemeinen	3
» 2.	Ein Ministersalon, Ministerportraits . .	14
» 3.	Gedächtnißzug nach dem Friedrichshain .	39
» 4.	Der Friedrichshain am Charfreitage 1849	50
» 5.	Schloß Tegel	67
» 6.	Die Künstler und die Volkstheater . .	87
» 7.	Neue Ministerportraits	105

Seite

Hamburg.

Brief 8. Schönheit der Stadt, Begeisterung der Schleswiger für ihre Freiheit, Herr Hartwig Hesse und seine Stiftung 119
» 9. Ein Feinschmecker und Wilkens Austernkeller 141
» 10. Heinrich und Rudolph Lehmann's Bilder . 160

Helgoland.

Brief 11. Ankunft 177
» 12. Die dänischen Fregatten, Matrosen im Wirthshause, das Badeleben, der Maler Heinrich Gätke 187
» 13. Die Helgolander, die Reaktänzer . . . 207
» 14. Fahrt um die Insel, der unterseeische Wald, Abreise 230

Frankfurt am Main.

Brief 15. Fahrt nach Frankfurt, Parteihaß, der Tod des Fürsten Lichnovsky 241
» 16. Portraits aus der Paulskirche . . . 250

Seite

Brief 17. Lichnovsky's Ermordung, Mangel an Organisation auf der Linken, Furcht der Besitzenden vor Verlust 262
» 18. In der Paulskirche, Portraits 277
» 19. In der Paulskirche, Robert Blum, Julius Fröbel, Besuch des Städel'schen Institutes, Göthe's Vaterhaus, der Römer, die Judengasse, Rückreise durch Franken . . 284

Berlin im November und Dezember 1848.

Brief 20. Rückkehr nach Berlin 307
» 21. Auflösung der Nationalversammlung . . 312
» 22. Der Belagerungszustand 321
» 23. Johann Jakoby 334
» 24. Sylvester-Abend 342

Berlin im Frühjahr 1848.

1.

Berlin, 11. April 1848.

Es sind nun fast vierzehn Tage her, daß ich, von Paris zurückgekehrt, hier in Berlin lebe, und noch immer ist mir die veränderte Physiognomie Berlins eine auffallende Erscheinung. Als wir, in der Nacht zum 1. April durch das Potsdamer Thor einfahrend, an dem Kriegsministerium in der Leipziger Straße vorüberkamen, vor dem, statt des militairischen Ehrenpostens, zwei Studenten mit rothen Mützen Wache hielten, die ihre Cigarren rauchten, glaubte ich wirklich zu träumen.

Aber wie stieg erst meine Verwunderung, als ich in den nächsten Tagen die Straßen Berlins ohne Militair sah; als keine Gardeofficiere, bei Kranzler Eis essend, ihre Füße über das Eisengitter des Balkons streckten; als mir alle die Schilder fehlten, welche vor wenig Wochen so stolz mit dem Titel »Hoflieferant« geprangt hatten, und als an allen Ecken uncensirte Zeitungsblätter und Plakate, ja selbst Cigarren verkauft wurden, während sonst das Rauchen auf der Straße bei 2 Thlr. Strafe verboten, und sogar die Inschriften der Leichensteine censurpflichtig waren.

Verwüstungen durch die Revolution bin ich in der Stadt nicht gewahr worden, so weit sie vom Volke ausgegangen sind, denn die Spuren der Kartätschenkugeln an den Häusern sind nur zu sichtbar. Nur in der Nähe des neuen Thores sind die Artillerievorrathshäuser niedergebrannt, und dadurch ist ein sehr beklagenswerther Verlust an Kriegsgeräth herbeigeführt worden. Aber nirgends hat sich das

Volk gegen die Paläſte des Königs oder der Prinzen gewendet, nirgends das Eigenthum angetaſtet; und es iſt mir eine Genugthuung, daß ſich keine Spur von Rohheit im Volke gezeigt, daß ſelbſt der König in allen Proklamationen den Edelmuth und die Mäßigung der Kämpfenden lobpreiſend anerkannt hat.

Was mir aber, im Hinblick auf Paris, ſchmerzlich auffiel, das iſt der Mangel an Freudigkeit über den Sieg, der fehlende Schwung des Enthuſiasmus, die mich in Paris ſo ſehr überraſchten. Keine begeiſternden Lieder, keine jener ſiegestrunkenen Zurufe, welche dort von Mund zu Mund gingen und ſo elektriſch wirkten. Weder ein Volksgeſang wie das »Mourir pour la patrie!«, noch ein Zuruf wie das jubelnde »Vive la république!«. Wir haben keinen deutſchen Volksgeſang, und »es lebe der überwundene Abſolutismus« (denn weiter halten wir ja noch nicht) kann man eben nicht rufen. Das aber iſt noch

nicht das Schlimmste. Was mich beängstigt, ist das Gefühl der Unsicherheit, das ich hier an so vielen Menschen wahrnehme, und von dem in Paris keine Spur vorhanden war.

Das Wort des Ouvriers auf der Barrikade, von dem ich Dir geschrieben habe, jenes: »faut-il donc abimer les femmes pour chasser un roi?«; jene Frage: »Hören denn die guten Sitten auf, wenn ein König seines Trones entsetzt werden muß?« hat einen tiefen Sinn. Sie deutet die Selbstständigkeit der Nation an, die in einem von dem Volke als nöthig erkannten Regierungswechsel, eben auch nur einen Wechsel des höchsten Staatsbeamten erkennt, und dabei weder einen Untergang des bestehenden Guten, noch vollkommene Vernichtung der bürgerlichen Verhältnisse, oder gar den Einbruch einer neuen, zerstörungswüthigen Barbarei erwartet. Man hat in Paris einen König entthront, eine Republik proklamirt, und doch sind nur die Staatspapiere gesunken,

aber der Muth und die Zuversicht der Gebildeten sind ungebrochen geblieben. Man war sich dessen bewußt, was geschehen war, was zu thun sei, und ging mit einer Achtung gebietenden Zuversicht an das große Unternehmen, bei der Neugestaltung der Gesetze wo möglich auch den Ansprüchen des vierten Standes, des Proletariates, Genüge zu leisten. Trotz der sorgenvollen Gesichter der Geldaristokratie, hatte die Stimmung der meisten Menschen, welche man sprach, etwas Gehobenes und Erhebendes.

Hier vermisse ich das sehr. Die Einen sind wie ungeübte Ballspieler, die den Ball, welcher ihnen fast von selbst in die Hand flog, vor Freude über das Glück fallen lassen, statt fest die Hände zusammenzuschlagen und zuzugreifen; die Anderen stehen so rathlos, erschrocken und verlegen da, wie Kinder, die zu lange im Gehkorb gehalten worden sind, und die nun mit einem Male allein auf die Erde gestellt werden und laufen sollen. Sie

trauen den eigenen Füßen nicht; sie haben Furcht, weil sie nicht mehr bevormundet werden; sie möchten eigentlich gern wissen, ob der König, ob die Glieder des vorigen Ministeriums auch zufrieden sind, mit dem was geschehen ist? Sie möchten gern die Extreme vermitteln, ausgleichen, das Harte weich, das Rauhe glatt machen, und sprechen, um Niemand zu verletzen, um Allen gerecht zu werden, nicht von der Revolution und ihren Folgen, sondern von den »Errungenschaften« der Märztage — von der Nothwendigkeit einer »Vereinbarung«. Mir aber geht es mit solchen neu erfundenen Worten, wie dem Bauer in der Fabel, der nicht essen will, was er nicht kennt; ich fürchte diese unbekannten Worte, in deren hohle Halbheit sich alles Mögliche hineinschieben läßt.

Es ist wahr, die Büreaukratie ist höflich geworden, der alte Minister Kamptz, der vieljährige Verfolger der deutschen Burschenschaft, geht mit der dreifarbigen Kokarde am Hute unter den Lin-

den spazieren. Vor dem Palais des Prinzen von Preußen, das als ein Nationaleigenthum erklärt ist, halten Studenten Wache, im königlichen Schlosse das Künstlercorps, die Bürgerwehr hat die übrigen Posten besetzt, und die Sicherheit der Straßen ist vollkommen, auch ohne die Aufsicht der Gensdarmerie. Wir haben auch Volksversammlungen, Klubs, an denen sich tüchtige Männer betheiligen, in denen vortreffliche Reden gehalten werden sollen. Männer und Frauen der arbeitenden Stände stehen an den Straßenecken, an den Brunnen, um die angehefteten Plakate zu lesen, fordern Erklärungen und verstehen Alles, was man ihnen sagen kann, auf halbem Wege. Die Handwerker, die Gesellen sollen vollkommen in der Zeit, vollkommen auf der Höhe der Ereignisse sein; ein großer und edler Theil der Bevölkerung sieht mit opferfreudiger Begeisterung in die Zukunft — aber der Unterthänigkeitsgeist eines absolutistisch regierten Volkes, die Angst vieler Be-

sitzenden vor möglichen Verlusten, und der weit verzweigte bureaukratische Kastengeist sind damit noch lange nicht überwunden.

Stiefgroßnichten eines königlichen Officianten, Urenkelsöhne eines Hofbedienten haben sich bisher in den Strahlen des bureaukratischen Sonnensystems gesonnt, und entbehren plötzlich den gewohnten Nimbus, der von der Würde des Familienhauptes auf sie zurückstrahlte. Dienstboten, welche bei Hoflakaien im Solde gestanden, rechnen sich mit Selbstgefühl »zum Hofe«. Das Kindermädchen meiner Freundin schreibt sich unter Thränenströmen die Gedichte auf den Prinzen von Preußen ab, die die Vossische Zeitung bringt, weil es einst die Kinder vom Koch des Prinzen Carl gewartet und »Jahre lang zum Hofe gehört hat.«

Man hat bei uns durch das Titel- und Ordenswesen die kleinliche Eitelkeit der Menschen so sehr zu erregen gewußt, daß ein großer Theil, namentlich der wohlhabenderen Klassen, dadurch jedem

höheren menſchlichen Intereſſe entfremdet worden iſt. Weil ſie ihr Auskommen, Ehre und Anſehen hatten nach ihrem Bedürfen, und obenein das Vergnügen, auf Minderbegünſtigte mit dem gleichen Stolze herabzuſehen, mit welchem die Mehrbegünſtigten auf ſie ſelbſt herniederblickten — deshalb finden ſie, daß der Staat vortrefflich organiſirt war. Solche Menſchen können das Hinunterſehen auf Unbegünſtigte nicht entbehren, ohne eine große Einbuße an Zufriedenheit zu erleiden.

Rechne nun dazu die wirkliche Liebe vieler Preußen für das Haus Hohenzollern, die unter der Regierung des vorigen Königs, bis zum Gefühl der Familienliebe geſtiegen, ſich ohne Prüfung inſtinktiv auf alle Glieder des königlichen Hauſes erſtreckt, ſo wirſt Du zugeben müſſen, daß mancherlei Gefahren den jungen Freiheitsbaum in Preußen bedrohen. Findet er nicht ſehr ſtarke Stützen in dem neuen Miniſterium und in den Volksvertretern, ſo wird er Noth haben, recht

feste Wurzeln zu schlagen. Nach Allem, was ich bis jetzt gesehen habe, werden die deutschen Republikaner, die von Frankreich in das Vaterland zurückkehren, bald bemerken, wie sehr sie sich täuschten, wenn sie das monarchisch gewöhnte Deutschland für die Republik begeistert wähnten.

So lebhaft Paris mich anregte, so sehr ich dort an die Dauer der Zustände zu glauben vermochte, so wenig ist das hier der Fall. Die Menschen kommen mir in der Mehrzahl überzeugungslos, schwunglos vor, und ihnen steht ein aus Ueberzeugung absolutistischer König gegenüber, der sich nun plötzlich zum Diener des Staates in einem constitutionellen System verwandeln soll. Ich höre unglaublich viel sprechen von dem, was durchaus geschehen müsse, von Auflösung der Garden, der Kadettenhäuser, von Volksbewaffnung — aber auch nur sprechen: denn bis jetzt ist Nichts gethan. Ein junger freisinniger Beamter zeigte mir neulich einmal die Gesetzsammlung des Jahres

1807, um mir zu beweiſen, welche Geſetze, und in welcher männlichen Sprache man ſie damals in wenig Wochen erlaſſen hat, während man jetzt hier allerdings ſehr geſchäftig, aber nicht thätig zu ſein ſcheint.

Dennoch iſt viel, man möchte ſagen Alles gewonnen, denn wir haben das Aſſociationsrecht des Volkes und die freie Preſſe. Und da wir Deutſche ſind, geſchult nach dem Grundſatz »Ruhe iſt die erſte Pflicht des Bürgers« — ſo wollen wir denn in geduldiger Ruhe abwarten, welche Früchte dieſe Frühlingsblüthe der Revolution uns bringen wird.

2.

Berlin, 5. Juni.

Es giebt Dinge, welche sehr mit Unrecht aus der Mode gekommen sind, zu diesen gehören die Guckkasten. Wie schön war es, wenn man Abends durch eine Straße ging, und der langweiligen Alltagsgesichter, der bürgerlichen Gleichförmigkeit müde, mit einem Blick in die hellen Fenster des Guckkastens, sich plötzlich in eine andere Welt versetzt sah.

Von Adam und Eva bis zum Kaiser Napoleon und den Feldmarschällen Blücher und Wel-

lington; von Abel's Tod bis zur Ermordung Kotzebue's, führte uns der Zauberkasten. Eine ganze Welt von neuen Anschauungen wurde uns in wenigen Augenblicken geboten. Personen, die uns nur als Begriffe, schattenhaft vorgeschwebt, standen plötzlich in festen Bildern vor unserer Seele, und in dieser Gestalt blieben sie uns eingeprägt.

Was sind dagegen die in Holz geschnittenen Illustrationen der Zeitungen, in denen das eine Gesicht ebenso flach und ebenso schwarz aussieht als das andere! und doch verlangt man eine Vorstellung zu haben von den Menschen und Zuständen, die unsere Theilnahme erregen; denn nur in der Anschauung, in der Verkörperung liegt das Leben.

Diese Anschauung durch bloße Beschreibung zu ersetzen, ist fast unmöglich, dennoch will ich es versuchen, Dir ein Bild der Soireen zu geben, die im Finanzministerium stattfinden.

Der Minister Hansemann hat zu Anfang des Märzmonates das Finanzministerium, zwischen dem Zeughause und der Singakademie gelegen, bezogen. Am fünfundzwanzigsten Mai ward die erste der Soireen dort gegeben, welche während der Dauer der Nationalversammlung jeden Dienstag und Freitag stattfinden sollen.

Die Einladungen waren erst an dem Tage vorher versandt und es hatten sich etwa nur zweihundert Personen eingestellt, während das aus sechs großen Empfangszimmern bestehende Lokal, eine dreifach größere Menschenzahl in sich aufzunehmen vermag. Außer den Frauen der Familie waren nur fünf bis sechs Damen anwesend.

Die Mehrzahl der Gäste bestand an jenem ersten Abend aus Deputirten. Einige Geheimräthe des alten Regimes irrten vereinzelt umher, wie die letzten welken Blätter des Herbstes, welche der Sturm verschont. Sie waren in sich zusammengeschrumpft, sie trugen das Haupt nicht mehr

so hoch, sie hatten nicht mehr das absolute Unfehlbarkeitsbewußtsein. Selbst der rothe Adler an dem weiß und orangen Bande schien die Flügel eingezogen zu haben, seit die Sonne der absoluten Monarchie gesunken war und das suum cuique sich in seinem wahren Sinne zu erfüllen begann! Das Volk hatte endlich das Seine, die Freiheit, und die Bureaukratie das Ihre, den verdienten Sturz erhalten.

Aber die sanftgewordenen Blicke der Bureaukraten streiften mit Verwunderung über einige der Gäste, und ihr Auge betrachtete mit schweigendem Entsetzen die großen Thranstiefel, deren eiserne Nägel das kostbare Parket zerrissen.

Ja! es ist wahr! das Wunder ist geschehen im Jahre eintausend achthundert und achtundvierzig. Bauern mit Nägel-beschlagenen Stiefeln sind als Rathgeber der Krone dagewesen, im Saale eines Ministers des unfehlbaren, christlichen Staates.

Da saß gleich im ersten Zimmer der Abgeordnete Mros aus Oberschlesien in grauer Drillichhose, blauer Leinwandweste und blauer Tuchjacke: er balancirte dicht über seinen großen Wasserstiefeln ein Glastellerchen mit Kirschkuchen, von dem die Kirschen ihm an die Erde fielen; und sein College Kiul Bassan, der neben ihm stand, trank Orgeade. Aber Kiul Bassan, der kein Wort deutsch spricht, sondern nur polnisch, sah dabei aus wie Immermann's Riese Schlagadodro, der den Thee stets mit Rum trank und dem er dennoch stets wie Spülicht schmeckte.

Und dicht an diesen Bauern stand Rothomb, der feine, geistvolle belgische Diplomat, in lebhaftem Gespräche mit Kamphausen, dem Minister-Präsidenten; und in dem nächsten Zimmer saß der Minister Hansemann auf dem Sopha, und ein Tagelöhner, der auf der blauen Jacke das allgemeine Ehrenzeichen trug, saß neben ihm auf den Sammetpolstern, und der Minister hörte auf-

merksam auf die Reden des abgesandten Tagelöhners.

Ich sprach es aus, daß ich mich darüber freue.

»Glauben Sie, daß diese Leute dem Staate nützlich sein können durch ihren Rath?« fragte mich spöttisch ein alter Beamter.

»Nein! sie selbst können nicht angeben, wie ihnen zu helfen ist, aber sie werden angeben, was ihnen fehlt; und sie nützen am meisten durch ihr bloßes Anwesendsein.«

»Wie das?«

»Indem durch ihre Anwesenheit in der Kammer und im Salon, ihre Gleichberechtigung mit den anderen Ständen ausgesprochen, und die Pflicht für sie und ihr Wohl zu sorgen anerkannt wird.«

»Wissen Sie, wie und warum dieser Kiul Bassan gewählt worden ist?«

»Ja! er ist betrunken in die Versammlung der Wähler gekommen, und der Landrath hat ihn grob angefahren, weil er die Mütze aufbehalten.

Darauf ist Kiul Bassan wüthend aufgesprungen gegen den Landrath, und die Bauern haben gesagt: ««das ist unser Mann! Wenn der nur halb so viel Courage gegen den König hat, als gegen unsern Landrath, so werden wir Gehör finden und es wird uns geholfen werden.««

Der Beamte höhnisch lächelnd: »Und was folgern Sie aus dieser Wahl?«

»Daß die Wähler auf dem Lande glaubten, es sei nothwendig, dem Könige die Wahrheit zu sagen, und daß sie noch so ungebildet sind, zu glauben, um die Wahrheit zu sagen, müsse man grob und roh sein.«

»Also billigen Sie es, daß dieser Bauer, der nicht ein Wort deutsch kann, der also den Verhandlungen nicht zu folgen vermag, in der Nationalversammlung Sitz und Stimme hat?«

»Durchaus! denn er sitzt dort als Repräsentant der hunderttausende preußischer Staatsbürger, welche ebenfalls kein Deutsch verstehen. Er erin-

nert die Deputirten, die durch ihre Bildung zur Gesetzgebung berufen sind, an die Pflicht, auch für die Staatsbürger vom slavischen Stamme so zu sorgen, wie deren Eigenthümlichkeit es erheischt. Indeß ist Kiul Bassan eine Ausnahme in der Versammlung, und Sie werden in den bäuerlichen Deputirten des Eilauer, des Gerdauer, des Rudniker Kreises ganz verständige Leute finden.«

Der Beamte wendete sich von mir, wie der Arzt eine unheilbare Kranke verläßt.

Inzwischen hatten sich die Gruppen verändert. Der Minister Hansemann stand mitten im Salon und empfing den spanischen Gesandten.

Herr Hansemann ist in der Mitte der fünfziger Jahre, groß und von starkem Knochenbau. Er hat blondes, glattanliegendes und mit Grau untermischtes Haar. Seine Züge sind scharf. Die nahe zusammenstehenden, dunkelbraunen Augen haben einen klugen, scharfen und sehr listigen Blick der oft unbehaglich wäre, würde er nicht durch

den gutmüthigen Ausdruck des Mundes und durch die Zwangslosigkeit des ganzen Wesens gemildert. Herrn Hansemann's Behaben ist durchaus zutraulich, ja bequem bis zur Nachlässigkeit; wie er denn, trotz seiner prüfenden Klugheit, eine der zutrauensvollsten, sich hingebendsten Naturen sein soll, sobald er eben Vertrauen zu Jemand gefaßt hat. Es liegt in seinem Wesen viel von der Ursprünglichkeit und der unermüdlichen Thatkraft des norddeutschen Landmannes. Sein Durchschauen der Menschen, sein schlaues Diplomatisiren und seine Zutraulichkeit tragen dies Gepräge, wie seine Bewegungen. Er hat eine bestimmte Bewegung der Hände, kurz abweisend, welche er oft wiederholt. Ein Schauspieler, der den schlauen Landmann spielte, würde sie mit Glück benutzen. Seine Widerlegungen, irgend einer Behauptung gegenüber, beginnt er mit den Worten: »das will ich Ihnen mal sagen«, und dann folgt regelmäßig eine Auseinandersetzung, welche von dem Stand-

punkte des erfahrenen, klugen Praktikers immer ihr Richtiges hat, so wenig sie auch oft den Idealisten zufrieden stellen kann. Und Idealisten müssen wir sein in dieser Zeit, um das Werk der Liebe herzustellen auf Erden. Sorglos und bequem schlendert Hansemann in seinem anspruchlosen schwarzen Anzuge durch die Zimmer. Er denkt nicht daran, daß er kein unbeachteter Privatmann ist, daß man seine Mienen beobachtet, um daraus Folgerungen zu ziehen, und dächte er daran, er hätte Nichts zu fürchten, denn fast niemals verliert sein Gesicht den Ausdruck einer pfiffigen Bonhommie, einer heitern Sicherheit im Gefühl überwiegender Kraft. Dies Kraftbewußtsein mag jetzt unschätzbar an einem Minister sein, aber es ist auch eine Gefahr für Hrn. Hansemann; denn keine einzelne Kraft ist ausreichend für die Arbeit dieser Zeit, und gemeinsame Arbeit nur möglich bei gänzlicher Offenheit. Daß er diese nicht habe, daß er diplomatisire und seine Collegen

unmerklich zu lenken, zu bestimmen versuche, das ist der Vorwurf, der ihm gemacht wird, während man sonst ihm eine bedeutende Wirksamkeit zugesteht.

»Dort steht Graf Schwerin, der Minister des Kultus. Es ist der große, kräftige Mann im blauen Frack mit blanken Knöpfen, der den Hut in der umgewendeten Linken hält. Sein Kopf ist sehr stark und sitzt kurz zwischen den beiden Schultern des gewölbten Rückens. Große helle Augen à fleur de tête, eine kurze stumpfe Nase, ein voller Mund, braunes Haar und ein Ausdruck von Derbheit charakterisiren ihn. Seine Bewegungen sind heftig; es liegt etwas Gewaltsames in den großen Schritten, mit denen er durch die Zimmer schreitet. Er tritt fest auf, wie Jemand, der gewohnt ist, auf eigenem Grund und Boden vor seinen Untergebenen zu stehen, ein mittelalterlicher Feudalherr, wie Lukas Kranach und Holbein sie malten. So mögen die

märkiſchen Ritter der Reformationszeit ausgeſehen haben, wenn ſie in ihren Burgen bei vollen Humpen am Eichentiſche ſaßen, auf die Markgrafen und Pfaffen ſchimpften, und den Dr. Luther leben ließen, der ſie doch wenigſtens von der Pfaffenherrſchaft zu befreien verſprach.

Derbe Ehrlichkeit iſt der Hauptausdruck im Aeußern des Grafen Schwerin, und ehrlich iſt er auch in ſeinem gutsherrlichen Liberalismus. Man hat ſich gewundert, daß im Jahre vierzig, als ein Geiſt freierer Bewegung durch Preußen zu wehen begann, ein ſo großer Theil der Ariſtokratie, von dieſem Geiſte durchdrungen, ſich der Zeitſtrömung überließ; und doch war das Wunder leicht zu erklären. Jener ariſtokratiſche Liberalismus war ein durchaus perſönlicher; er war das Streben nach Freiheit für ſich ſelbſt, nach größerer Unabhängigkeit von der Krone. Der Adel fühlt ſich zu allen Zeiten und in allen Ländern dem Königshauſe gleich, alſo zur Mitherrſchaft

berechtigt; und wie die absoluten Monarchien nur durch Aufhebung der Adelsgewalt ihre jetzige Gestalt zu gewinnen vermochten, so mußte zur Auflösung der absoluten Monarchien ein Theil ihrer Gewalt vorläufig in die Hände des Adels zurückgeben, in die Hände der Standesherren und Landbesitzer der früheren Landtage, ehe sie zurückkam an die Allgemeinheit des Volkes. Die Weltgeschichte ist ein in sich bedingtes Gebäude, zu dem die Arbeiter sich die Steine zureichen, auf und nieder, wie die Nothwendigkeit des Werdens es erfordert. Dasselbe Gefühl der Nothwendigkeit, welches den Vogel lehrt sein Nest zu bauen und die Biene ihre Zelle, das lehrt und zwingt uns, die Weltgeschichte zu machen und uns, schaffend für die Zukunft nach uns, auf der Basis der Vergangenheit, an der eigenen Arbeit zu entwickeln.

Als Graf Schwerin sich den Damen des Hauses empfahl und hinausging mit einer gewissen Hast, mit einer Art männlichen Trotzes in jeder

Bewegung, da dachte ich, so könnte er auch trotzig dem Könige den Rücken wenden, und auf sich selbst gestützt, vom Könige fortgehen, wenn dieser gegen des Grafen Ansichten handelte. Graf Schwerin ist sicher kein Höfling, kein Minister, der Concessionen macht, um das Portefeuille zu gewinnen oder zu behalten. Er handelt aus Ueberzeugung, ein Ehrenmann; aber diese Ueberzeugung soll leider noch tief in der Vergangenheit wurzeln, wie der Stammbaum seines alten Geschlechtes, tief in den Zeiten der Reformation.

Graf Schwerin soll strenggläubig und kirchlich sein. Strenggläubigsein schließt das Duldsamsein aus, und Glaubensfreiheit anzuerkennen, sie zum Gesetz zu erheben, ist die Aufgabe eines Kultusministers in dem jetzigen Preußen, das nicht fortgehen kann in den Fußstapfen des Ministeriums Eichhorn, was zu thun Graf Schwerin doch entschlossen scheint.

Dort in der Ecke stehen die Brüder Alfred

und Rudolf von Auerswald, persönliche Freunde des Königs, ihm lieb und werth durch gemeinsame Jugenderinnerungen. Männer, denen das Portefeuille unter allen Umständen gewiß war. Es sind feine, schlanke Gestalten mit scharf ausgeprägten Gesichtszügen. Ihre Kleidung ist gewählt, ihre Bewegungen, ihre Haltung tragen das Gepräge der besten Umgangsformen Wie Hansemann die intelligenten Klassen der Gewerbtreibenden und Graf Schwerin den Landadel repräsentiren, selbst in ihrer äußeren Erscheinung, so repräsentiren die Herren v. Auerswald den Beamtenadel.

Hansemann will die Menschen für seine Ansicht gewinnen; er spricht eindringlich, um zu überzeugen, wo man ihn mit Jemand sich unterhalten sieht. Graf Schwerin scheint die Geister beherrschen zu wollen; die Freundlichkeit, die Anmuth der Herren v. Auerswald will gefallen und gefällt, denn sie ist liebenswürdig. Aber diese

Liebenswürdigkeit, dieſe Gefälligkeit wird ſich hoffentlich nur ſo nachgiebig beweiſen im Kreiſe der Geſellſchaft. Was hier Tugend iſt, wird Verbrechen im Staatsleben, wo Unbeugſamkeit und Beharrlichkeit allein den Sieg verleihen.

Die Herren v. Auerswald waren unter den Erſten, welche ſich in Oſtpreußen zur Zeit der Huldigung für die Bewegung erklärten, deren Schwingung damals noch gleichmäßig und langſam war. Sie iſt heftiger, wilder geworden in unſeren Tagen und kann nicht nachlaſſen, darf nicht nachlaſſen, bis ſich aus der Bewegung das rechte Gleichgewicht hergeſtellt haben wird. Werden ſie ſich auch dieſer ſtarken Bewegung anſchließen und in ihrem Sinne wirken bei dem königlichen Freunde? Das Volk mit dem Könige zu vermitteln, wäre ihre Aufgabe. Es kommt darauf an, ob ſie ſie vollenden.

Dort auf dem rothen Eck-Sopha, dicht vor der ſchönen Statue der Melpomene, ſitzt Camp-

hausen, der Ministerpräsident. Das Lampenlicht fällt auf sein bleiches, ruhiges Gesicht. Er ist ziemlich groß und mager, er sieht wie ein deutscher Gelehrter aus, wie ein Mann der geistigen Spekulation. Die äußerste Sauberkeit, jene Sauberkeit, welche von einer reinen Seele ausgeht, umgiebt seine ganze edle Erscheinung, die durchaus wohlthuend wirkt.

Vor wenig Tagen hatte ich Gelegenheit, ihn länger und in Ruhe zu betrachten. Herr Camphausen hatte bei Herrn Hansemann zu Mittag gegessen und man war eben von dem Mahle aufgestanden, als ich hinkam, um zu sehen, ob die Hansemann'sche Familie durch die Aufläufe vor dem Zeughause beunruhigt worden war.

Das Finanzministerium liegt, wie gesagt, zwischen der Singakademie und dem Zeughause. In dem Kastanienwäldchen vor demselben wimmelte es von Arbeitern, welche Waffen verlangten. Das Zeughaus war förmlich umlagert, und die kleine

Gasse zwischen dem Zeug- und dem Gießhause, welche nach der Spree führt, gedrängt voll Menschen. Die Ausfuhr einer Anzahl Gewehre nach den verschiedenen Garnisonen hatte Mißtrauen erregt. Dies Mißtrauen war bis zum Wahnsinn gestiegen.

Man behauptete, es sei auf eine Entwaffnung Berlins, auf einen Angriff gegen die Bürger abgesehen, die Regierung lasse die Brücken vernageln, um dem Volke bei diesem bevorstehenden Kampfe das Aufziehen derselben unmöglich zu machen; ja! man wollte das Aergste, das Unwahrscheinlichste glauben, und die immer rege Volksphantasie, alle Grenzen überschreitend, fing an sich Mährchen zu erschaffen.

Es hieß, der Weg vom Schlosse nach dem Zeughause sei unter der Spree durchgraben, man werde sogar, wenn man die Waffen nicht fortbringen könne, das Zeughaus in die Luft sprengen. Als Beweis dafür zeigte man einen Faden,

der von den Gerüſten des Neubaues auf dem Schloſſe, hinabreichte zur Erde.

Vergebens betheuerten die Brückenmeiſter, jene Nägel würden immer eingeſchlagen, um das Aufgehen der eiſernen Riegel und das Werfen der Planken zu verhüten; vergebens erklärte der Baumeiſter des Schloſſes, der herabgehende Faden ſei angebracht, um die Direktion des Blitzableiters zu beſtimmen; man glaubte es nicht, man verlangte dringend die Aushändigung von Waffen, um ſich gegen die erwarteten Angriffe zu ſchützen.

Der Transport derſelben, d. h. die Verladung in die Kähne, mußte nun unterbleiben; aber da die Auslieferung verweigert ward, dauerte der Auflauf vor dem Zeughauſe, beſtändig wachſend, fort. Es war der Himmelfahrtstag, das ſchönſte Wetter, und die Menge der Feiernden, der Müßigen, trug dazu bei, die Menſchenzahl nie geringer werden zu laſſen, da Jeder aus Neugier ſehen wollte, was den Andern hier gefeſſelt

halte. Vor Allen aber waren es die 4000 Feuerarbeiter der großen Eisenfabriken, welche unter Aufsicht ihrer Fabrikherren als Corps organisirt, in grünen Blousen, mit rothen, gestempelten Karten an den Mützen, Gewehre verlangten und in Masse beisammen blieben.

Während dieses Andrängens hatte sich ein geradezu lustiges Kirmestreiben im Kastanienwäldchen gebildet. Auf schnell hergerichteten, weiß überdeckten Tischen wurden Branntwein, Brot kalte Fleischwaaren und Kuchen verkauft. Auf Möbelwagen waren ambulante Küchen entstanden, und man briet in eisernen Oefen alle Arten Würste, deren Duft die Lüsternen heranlockte.

Studenten mit den rothen oder weißen Corpsmützen, den Degen an der Seite: Scharfschützen der Bürgerwehr in der schmucken grünen Kutka, den grauen Filzhut mit der lustigen weißen Feder auf dem Kopfe, den Hirschfänger am blanken Ledergurt und die Flinte über der Schulter, gin-

gen rauchend, essend, demonstrirend umher zwischen den Zuschauern aus dem Bürgerstande und den Blousenmännern, von denen Viele ihre Frauen in Sonntagskleidern mit sich führten.

Von Zeit zu Zeit erscholl ein gemischtes Geschrei, von der Stimme eines einzelnen Redners übertönt. Man rief ihm Beifall, klatschte Bravo, dann ward es still, bis sich das bienenartige Gesumme wieder zu neuen lauten Ausbrüchen steigerte.

Außer den Mitgliedern des Hansemann'schen Hauses mochten noch sechs bis acht Personen in den Sälen des Ministeriums anwesend sein. Theils Abgeordnete, theils Beamte des Finanzministeriums, theils Freunde der Familie. Obschon das Ministerium an jenem Tage, dem ersten Juni, einen Sieg erfochten hatte, indem es die Adreßvotirung zu einer Lebensfrage machte und die Adreßbewilligung erhalten hatte, sah die Mehrzahl der hier Anwesenden Alles in sehr schwarzem Lichte.

Freilich war dieſer Sieg nur durch Ueberrumpelung erlangt, da man die Frage mitten in die Discuſſion hineingeworfen hatte, und die Erklärung des rheiniſchen Deputirten, Kaplan v. Berg, »er ſtimme zwar für die Adreſſe, ohne jedoch damit dem Miniſterium ein Vertrauensvotum geben zu wollen«, nahm der Siegeskrone viel von ihrem Glanze, aber das Miniſterium beſtand doch noch, und das war viel in ſolchen Stürmen, wie diejenigen, deren Toben ſich vor dem Zeughauſe hören ließ.

Oben in den Zimmern des Finanzminiſteriums ging man plaudernd umher, trank Kaffee, aß Eis und blickte von Zeit zu Zeit durch die herabgelaſſenen Jalouſien, um zu wiſſen, was auf dem Platze vorgehe. Der Gegenſatz war grell.

Herr Hanſemann, eine der ruhigſten und gefaßteſten Naturen und furchtlos für ſich ſelbſt, ſchien erregter als ich ihn ſonſt geſehen hatte, wenn man von der erhöhten Lebhaftigkeit ſeiner

Sprache und seines Auges auf sein Empfinden schließen sollte. Seine Familie war bei ihm und er mochte, da er der zärtlichste Familienvater ist, besorgt sein um sie. Ein älterer Freund des Ministers, ein geistvoller, lebenerfahrener Mann, von großer Lebhaftigkeit, ging eifrig sprechend von Einem zu dem Andern. Seine energische Natur fühlte sich von der Gewitterschwüle der Zustände bedrückt und ersehnte Befreiung durch Kampf. »Ich wollte, es käme endlich einmal zu einem ordentlichen Zusammenstoß, der Gährungsstoff entwickelte sich in einer tüchtigen Explosion, damit man zur Ruhe käme; so kann's nicht bleiben«, sagte er zu mir, »diese ewigen Emeuten lösen jede gesellige Ordnung, lösen die Gliederung des Staates, und die bürgerliche Gesellschaft geht zu Grunde in der Zügellosigkeit des Unverstandes.«

Jeder hatte einen Rath, eine Meinung, Jeder ging an das Fenster, Alle sahen besorgt aus. Camphausen erschien vollkommen ruhig. Keine

Miene seines Gesichtes verzog sich, er hörte Allen ruhig zu, er trat nicht einmal an das Fenster. Frau und Tochter hatte er zurückgeschickt nach Köln, und für sich selbst schien er eben so wenig zu fürchten als Hansemann; denn als er die Gesellschaft verließ, ging er ohne Begleitung mitten durch das Volksgewühl nach seinem Hotel in der Wilhelmsstraße, obschon kurz vorher der Minister von Arnim, freilich, wie man behauptete, nicht ohne sein Verschulden, angefallen worden war.

Camphausen ist eine ästhetisch idealistische Natur. Als Idealist liebt und vertritt er die Freiheit, aber sein ästhetisches Gefühl wird ihn abhalten, jemals bis zu jenen Consequenzen zu gehen, welche Gewaltschritte erfordern. Er will vermittelnde Uebergänge, er hält sie für möglich, und seine persönliche Anhänglichkeit an einzelne Personen des königlichen Hauses, sein Mitgefühl für die schwere Lage derselben, hindert ihn, mit der Energie aufzutreten, welche man von ihm zu er-

warten berechtigt war. Mag dies ein Fehler des Staatsmannes sein, so bleibt es eine Güte, welche dem milden Sinne des Menschen zur Zierde gereicht. Camphausen sieht nicht aus, als ob er das Portefeuille aus Ehrgeiz übernommen habe. Man sieht diesen bleichen Zügen sorgenvoll durchwachte Nächte an und Stunden des Kampfes. Die Stunde, in welcher er sich entschloß, das Amt eines Ministerpräsidenten mit seiner furchtbaren Verantwortlichkeit zu übernehmen, mag eine der schwersten für ihn gewesen sein.

3.

Berlin, 6. Juni.

Meine Furcht vor den fremden, neuen Worten, vor den Errungenschaften und Vereinbarungen, scheint nicht grundlos gewesen zu sein, denn jetzt schon ist das Wort »Revolution« offenbar »mißliebig« geworden, wie man das in der vormärzlichen Zeit zu bezeichnen pflegte. Nennt doch selbst der Ministerpräsident Camphausen in der constituirenden Versammlung den Freiheitskampf des 18. März bereits eine »Begebenheit«, um das Wort »Revolution« zu vermeiden, obschon

gerade Herr Camphausen und seine Collegen diese Revolution als ihre Mutter zu achten, und vorzugsweise an das Gebot zu denken hätten: »Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß Dir's wohlgehe und Du lange lebest auf Erden.«

Um nun dem Ministerium zu beweisen, wie das Gedächtniß des Volkes treuer sei, wie man die Revolution als ein ruhmwürdiges Ereigniß betrachte und die Freiheitsopfer ehre, welche ihr gefallen sind, hatten die Studenten eine Wallfahrt nach dem Grabe der Gebliebenen im Friedrichshaine vorgeschlagen.

Man sprach in manchen Kreisen nichtachtend davon; man nannte es eine neue, innerlich haltlose Aufregung, eine leere Demonstration des müßigen Pöbels, und fürchtete dennoch diese leere Demonstration so sehr, daß man der Bürgerwehr verbot, sich als Corps dabei zu betheiligen, um sie gegen die Wallfahrer zusammentrommeln zu

können, wie man es in unnöthiger Besorgniß bei den geringsten Anlässen zu thun pflegte.

Auch die constituirende Versammlung, welche gleich der Bürgerwehr von den Studenten zum Anschluß an die Wallfahrt aufgefordert worden war, hatte die Weisung erhalten, es sei den einzelnen Mitgliedern unbenommen, sich als Bürger dem Zuge anzuschließen, als Korporation aber sei es ihnen versagt.

Unselige Halbheit! Hätte das Ministerium das Verständniß der Ereignisse, welche unter seinen Augen vorgehen, bedächte es, daß es sich hier nicht um eine bloße politische Revolution handelt, sondern daß diese nur der Anfang einer socialen Umgestaltung ist, so mußte es, den einzigen Weg des Heils einschlagend, sich an die Spitze dieser Bewegung stellen. Wer einen Kahn retten will, der, vom Strome erfaßt, dem gefährlichsten Strudel entgegenschießt, der muß beherzt hineinspringen und mit entschlossener Hand das Steuer ergreifen,

nicht fern ſtehend über die Strömung tadelnde Bemerkungen machen.

Der Conſeilpräſident, die Miniſter, alle Mitglieder der conſtituirenden Verſammlung, die ganze Bürgerwehr, ja ſelbſt die Prinzen hätten ſich dem Zuge anſchließen ſollen, um ſymboliſch das Zugeſtändniß zu machen, das man in dem Symbol dieſer Wallfahrt forderte, das Zugeſtändniß der Souveränität, welche das Volk ſich in den Märztagen erkämpft hat. Aber es geht dem ſouveränen Volke, wie es den ſouveränen Fürſten ging: es erfährt Undank und ſeine Günſtlinge werden am leichteſten ſeine Tyrannen; es erntet Geringſchätzung für hingebendes Vertrauen.

Man hatte die Wallfahrt auf den Nachmittag des 4. Juni feſtgeſetzt. Es war ein Sonntag, hell und ſonnig, ohne ſo heiß zu ſein, daß es beläſtigen konnte.

Auf dem Gensdarmenmarkte, wo vor zwei Monaten die Särge der Gebliebenen geſtanden

hatten, verſammelte man ſich, um von da aus den Weg durch die Charlottenſtraße, die Linden entlang, am Schloſſe vorüber, durch die ganze Königsſtadt nach dem außerhalb Berlins gelegenen Friedrichshaine zu ziehen.

Die Straßen waren voll von Menſchen, keine Polizeibeaufſichtigung, keine Gensdarmerie machte ſich geltend. Ein Polizeiinſpector, den wir in Civilkleidern auf dem Wege trafen, verſicherte mit reſignirter Beſtimmtheit, es werde Alles in Ruhe abgehen und ein ſehr ſchöner Zug werden — auch ohne Polizei, ſetzte ich in meinem Innern hinzu. Die Phyſiognomie des Mannes war umſchleiert von dem Gedanken an ſeine gebrochene Macht, und man ſah es, daß ſein Selbſtbewußtſein vergraben lag unter den Trümmern des geſtürzten Polizeiſtaates.

Von weitem erklangen bereits die erſten Töne des Feſtmarſches, als wir ein Fenſter in einem Hauſe unter den Linden erreicht hatten. Bei dem

Herannahen des Zuges machten die Leute auf der Straße Platz; eine feierliche Stille herrschte.

Und nun begann ein Aufzug, von dem ich wollte, es hätten ihn die Verächter der Volksbewegung gesehen, welche von den Provinzen aus die demokratische Partei als einen Pöbelhaufen bezeichnen, der, von unreifen Schwärmern und brotlosen Schriftstellern geleitet, die Anarchie herbeiführen wolle, weil diese und jener Nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen hätten.

In fester, sicherer Haltung, gehoben durch das Bewußtsein der errungenen Freiheit, traten sie auf, die Bürger Berlins, die Begründer des neuen Preußens Ein Trupp berittener Bürgerwehr eröffnete den Zug. Dann kamen Frauen und Töchter der Mitglieder des demokratischen Klubs. Sie wurden vom Volke nicht ohne Befremden betrachtet.

Mag man die geistige Berechtigung der Frauen noch so sehr anerkennen, ihr persönliches Auftreten

in der Volksmasse liegt außerhalb des deutschen Charakters. Es sollte deshalb nicht absichtlich hervorgerufen werden weil damit weder für die wirkliche Erhebung der Frauen, noch für die des Volkes ein Wesentliches gewonnen, wohl aber verloren werden kann.

Den Frauen folgten die verschiedenen Klubs; jedem zog klingendes Spiel voraus, jedem ward seine Fahne vorgetragen. Auf schwarz-roth-goldenem Grunde, dem Farbenbilde deutscher Einheit, trugen die Banner die Inschrift der verschiedenen Gruppen; in dieser Weise ein Symbol gebend für die Gestaltung des Menschheitverbandes in der Zukunft, für die freie Berechtigung der Individualität in der einigen Gesammtheit. Dem constitutionellen Klub, dem Reformklub, schloß sich der demokratische Klub an, dessen Führer und Bannerträger sich etwas theatralisch, und wohl mit unnöthigem Pathos, mit blutrothen Federn und blutrothen Leibbinden geschmückt hatten.

Es wäre schlimm, wenn die Saat des Friedens nicht keimen könnte unter uns, ohne mit dem Thau des Bürgerblutes getränkt zu werden: es wäre schlimm, wenn wir in unserer Zeit noch kein anderes Argument für die Wahrheit besäßen, als die Donner der Kanonen und das Beil der Guillotine. Diese Beweismittel trennen die Menschheit durch Haß, und wir bedürfen der Vereinigung durch Liebe.

Zwischen den wohlhabenden Bürgern, den ansässigen Handwerkern, deren alte Gewerksfahnen und Banner in dem mittelaltrigen Innungszwange geschaffen, nun sonnenbeleuchtet im Lichte der jungen Freiheit flatterten, zogen Schaaren von Arbeitern einher, fröhliche grüne Eichenzweige an den Hüten. Und welche Worte standen auf ihrem Banner, das ebenfalls von Eichenzweigen umflochten war?

»Die brotlosen Arbeiter!«

Sie haben kein Brot, nicht Haus, nicht Hof, aber sie haben die Natur, die ihnen fröhlichen Schmuck leiht; sie haben nicht Brot, nicht Haus, nicht Hof, aber sie haben den festen Glauben, daß die Besitzenden sie als Brüder erkennen gelernt haben, daß die Verständigen einen Weg ermitteln werden, dem Brotlosen nicht nur Arbeit und Brot, sondern soviel Arbeit und soviel Brot zuzuweisen, daß er den Anspruch jedes Erschaffenen, jedes Existirenden auf Genuß, nach seiner Weise zu befriedigen vermöge. Die Brotlosen haben nicht geraubt, sie haben dem Besitzenden Nichts genommen, aber angefangen dringend zu fordern, und das ist ihre Pflicht, weil es ihr Recht ist. Sie werden berechtigt sein, sich einen Platz in der Gesellschaft und Genuß des Lebens zu erkämpfen, wenn man nicht friedliche Mittel findet, ihnen genug zu thun.

Wer ein Herz hatte, dem mußte es erzittern in der Brust, wenn er sie sah, die brotlosen

Arbeiter, in ruhiger Haltung einherschreitend, geschmückt mit der blühenden Farbe der Hoffnung, mit dem grünen Laub des Frühlings. Betrügt diese Hoffnung nicht! verwandelt das Vertrauen nicht in Haß! gewährt aus Klugheit um Eurer Ruhe willen, wenn Ihr nicht gut genug seid, aus Liebe zu gewähren.

Gar stattlich nahm sich der Verein der Landwehrmänner aus. Sie, die einst gekämpft in unterthäniger Abhängigkeit für Gott, für König und für Vaterland, zogen einher in dem tönenden Einklang des Paradeschrittes, als frei und selbstständig handelnde Männer, ordengeschmückt, die Helden zu ehren, welche den Tod für die Freiheit gefunden im Kampfe gegen das absolute Königthum — denn der Orden dieser Todten ist einzig die dankbare Erinnerung der Ueberlebenden.

Die Schützengilden, die Scharfschützen der Bürgerwehr, mit lustig flatternden Federn auf den Kremphüten: an hundert Mitglieder der

conſtituirenden Verſammlung, von lautem, anerkennendem Zuruf des Volkes begrüßt; Stadtverordnete und Bürgerwehrmänner, Kaufleute und Gelehrte, Künſtler und Fabrikarbeiter gingen in Gruppen vereint und geſondert, von gleichen Gedanken bewegt, denſelben Wallfahrtsgang. Die Studenten mit ihren weißen und rothen Corpskappen ſchloſſen den Zug, zu dem ſie, mit die Jüngſten von Allen, die Anregung gegeben hatten. Die Begeiſterung unſerer Jugend verkündet und verbürgt die Freiheit der Zukunft, die einſtige brüderliche Eintracht der Menſchheit. Und als Zeichen dieſer Eintracht iſt auch dieſe Wallfahrt anzuſehen. Sie wird Dir heilig und erhebend ſein wie mir.

8.

Berlin, 8 März 1849. Charfreitag*).

Gestern, am Charfreitage, als der Gottesdienst in den Kirchen beendet und abermals die Erinnerungsfeier gehalten worden war, an den Tod des Mannes, der die Welt vor achtzehnhundert Jahren erlöst hat aus den Fesseln der Knechtschaft zur Freiheit der Liebe, traten wir, unter den letzten Tönen der Kirchenglocken, unsern weiten Weg nach der Königsstadt an, um den Friedrichshain

*) Obschon in späterer Zeit geschrieben, ist dieser Brief, als hieher gehörend, mit aufgenommen worden.

zu beſuchen, in dem die Opfer des Berliner Freiheitskampfes beerdigt worden ſind. Es mag zwei oder drei Jahre her ſein, daß man dieſen Hain anlegte, um den Bewohnern der jenſeits der Spree gelegenen Königsſtadt dereinſt einen Spazierort zu verſchaffen, wie die Friedrichsſtadt Berlins ihn an dem Thiergarten beſitzt. Das Unternehmen war ein ſehr verdienſtliches, denn Berlin iſt von einer ſtrauch- und baumloſen Sandwüſte umgeben, ſo weit das Auge reicht.

Jenſeits des Alexanderplatzes, auf dem das Königsſtädter Theater liegt und wohin die italieniſche Oper die reiche, vornehme Geſellſchaft lockt, hört für dieſe das eigentliche Berlin auf. Es beginnt die Terra incognita, von deren Daſein, von deren Bewohnern die ſchöne Welt der Linden und der Behrenſtraße ſo viel erfährt und weiß als von den Feuerländern, obgleich in der Königsſtadt und in all dieſen jenſeits der Spree gelege-

nen Stadttheilen die gewerbtreibende, producirende Berliner Bevölkerung wohnt, welche die Stadt reich und bedeutend macht.

Wir gingen die Landsberger Straße entlang, sie sah sonntäglich still aus. Mädchen und Frauen saßen an den Fenstern, der Strickstrumpf, das Lesebuch selbst, diese Erholung nach der sechstägigen Arbeit der Woche, waren den Händen entglitten, die Ruhe wurde vollständig genossen. Den Kopf auf den Arm gestützt, guckte hier ein blondes Mädchen träumend auf die Straße hinaus, dort tändelten auf dem Fensterbrett ein paar Kinder, denen Vater und Mutter zusahen. Die Dienstboten standen plaudernd vor den Thüren, Knaben spielten mit Murmelsteinen, und Männer und Weiber der handarbeitenden Klassen gingen mit ihren Kindern spazieren. So gelangten wir vor das Landsberger Thor. Der Boden erhebt sich hier um einige Fuß und dies gewährt in der

vollkommenen Ebene ſchon einen Ueberblick der Gegend. Einige Droſchken und Miethwagen hielten am Fuße des Hügels, viele Menſchen gingen mit uns zugleich hinauf, und mit einem Male befanden wir uns auf der Ruheſtätte der im März des vorigen Jahres Gefallenen.

Sie liegen in einem Cirkel begraben. Man glaubte damals offenbar, daß ſie die erſten und letzten Opfer ſein würden, welche die Freiheit von Preußen forderte, und hat den Cirkel geſchloſſen, ohne Raum zu laſſen für eine ſpätere Zeit. Um einen runden Raſenplatz ziehen ſich die Gräber in doppelter Reihe hin, es mögen ihrer über zweihundert ſein. Die Mitte des Raſens ziert ein junger Baum, der ſobald als möglich durch ein Denkmal erſetzt werden ſoll. Eine Windmühle liegt dicht neben der Grabſtätte und dreht langſam ihre Flügel nach dem jedesmaligen Hauch der Luft.

Schweigend und doch ſo beredt, ein in ſich

abgeschlossenes Factum, blickten diese Gräber uns an. Zu unsern Füßen lag das große, prächtige Berlin — Berlin, überragt von den Thürmen seiner Kirchen, von der neuerbauten stolzen Kuppel des Königsschlosses, welche, als der ursprünglich von den Gründern desselben beabsichtigte Schlußstein des Gebäudes, von Friedrich Wilhelm IV. in dem Augenblicke beendet ward, als die Revolution ihre ersten Hammerschläge gegen die Grundfesten dieses Königshauses richtete. Die Natur und die Weltgeschichte haben dieselben Grundbedingungen, dieselben unabweislichen Gesetze. Der Zeit der vollen Blüthe folgt das Zerstäuben derselben, damit die Frucht sich entwickle und reife. — Rings um den Todtenhügel streckten viele tausend junge, noch blätterlose Bäume aus dem weißgelben Sandboden ihre kahlen Aeste empor, von der Luft Nahrung und Wärme erflehend, welche dieser dürre Boden ihnen nur spärlich zu bieten vermag; aber der Himmel war

kalt und grau bewölkt, kein Sonnenstrahl für die jungen Bäume zu entdecken. Man müßte verzagen an ihrem einstigen Gedeihen, könnte man nicht auf die innere fortzeugende Triebkraft rechnen.

Aus dieser Pflanzschule des künftigen Friedrichshains erhebt sich seit einigen Monaten auf grauer Marmorsäule die Erzbüste des alten Fritz, nach dem die Anlage genannt wurde. Ein Berliner Bürger hat sie hierher geschenkt, den Friedrichshain und die Todten zu ehren, als habe der historische Instinkt ihn getrieben, das Denkmal eines der genialsten absoluten Herrscher neben das Denkmal der Männer zu setzen, welche im Kampfe gegen den Absolutismus gefallen sind. Die Revolution und der Absolutismus, Gewaltherrschaft und Empörung berühren sich hier als die Extreme, welche sich immer zusammenfinden.

Von der Betrachtung des Terrains wendete sich unser Auge bald den Gräbern zu. Welch' ein Unterschied zwischen der Wahrheit dieser

Todtenfeier, und der zur Sitte gewordenen Form der Grabverzierungen und Inschriften auf andern Kirchhöfen! Große Erschütterungen geben den Menschen sich selbst wieder, helfen ihm zum Bewußtsein seines wahren Werthes, im Gegensatz zu der herkömmlichen, von den Bevorzugten bestimmten Taxe desselben. Weil das Volk sich der Gewalt gegenüber als eine Macht hatte empfinden lernen, ist ihm der Muth gekommen, seine eigene Sprache zu sprechen. Jede Persönlichkeit überläßt sich hier im Gefühle der Berechtigung voll und ganz ihrem Schmerze, und einer jeden wird Theilnahme und Achtung, eben weil sie sich für berechtigt erklärt.

Neben dem Marmordenkmal des Studenten Gustav v. Lenski, das seine Mitstudirenden ihm errichtet, ruht ein Dienstmädchen. Das Comité für die Gefallenen hat ihr das Kreuz gesetzt. »Sie ward im Zimmer erschossen«, heißt es nach der Angabe ihres Namens und Alters — Wir

gingen von Grab zu Grab, und ich will Dir die Inschriften mittheilen, die ich abgeschrieben habe. »Hier ruht in Gott mein unvergeßlicher zweiter Sohn Karl August Theodor Deichmann (Zimmerpolier), geboren den 24. September 1823, gestorben den 18. März 1848 in dem Freiheitskampfe durch zwei Schüsse in den Leib. Er folgte seiner vor sechs Wochen vorangegangenen Mutter im Grabe nach. Mein dritter Sohn wurde durch fünf Kopfwunden an demselben Ort, Friedrichs- und Dorotheenstraßen-Ecke, verwundet, ist aber wieder hergestellt. Gewidmet von ihrem betrübten Vater.« — »Das sind die beiden Deichmanns«, sagte ein neben uns stehender Handwerker zu einem Gefährten, »die sie aus dem Vaterhause wehrlos herausgeholt haben. Der Jüngste sagte zu dem Lieutenant, der dabei war: Herr Lieutenant, Sie sehen, daß ich keine Waffen habe, beschützen Sie mich; der aber war der Erste, der ihm mit dem Degenknopf vor den Kopf stieß,

und dann fielen die Andern über ihn her. Und da soll man Frieden halten mit den Soldaten, die auf unbewaffnete Landsleute schießen und hauen, als ob es Feinde und nicht Brüder wären!«

Sie gingen weiter sprechend von dannen. Wir traten an eines der nächsten Gräber. »Hier ruht der Schlosser Julius Frankenberg, 29 Jahre alt. Im Kampfe für des Volkes Freiheit sterben — So heißt das Testament, nach dem wir erben.« Eine andere Inschrift lautet: »Hier ruht in Gott mein heißgeliebter Gatte, der Konditor Gustav Nipprecht. Im friedlichen Beisammensein an meiner Seite erschossen den 18. März. Gewidmet von seiner Gattin.« — »Hier ruhet in Gott Wilhelm Brüggemann, Tapezier, gestorben im Kampfe für die Freiheit den 18. März. Dies Denkmal setzt ihm seine hinterlassene verlobte Braut.« Die Redeweise, selbst die Sprachfehler

des Volkes ſind in dieſe Inſchriften übergegangen und erſcheinen rührend und heilig.

Wo die Mittel zur Aufſtellung auch des kleinſten Holzkreuzes fehlten, hat die Liebe neue Grabzeichen erfunden, kleine hölzerne Kaſten mit gläſernem Deckel, der ein beſchriebenes Blatt Papier bedeckt und zeigt. In einem dieſer Kaſten lag folgendes Gedicht, das den Stempel der Volksdichtung deutlich an ſich trägt:

Ein heil'ger Schauer andachtsvoller Rührung
Ergreift mich ſtets, wenn ich der Stätte nah.
Hier ruht die Hülle edler, guter Menſchen,
Die hier vollendet haben ihre Bahn.

Begeiſtrung flammt jedoch in meine Seele,
Daß viele ſich vor'm Tode nicht geſcheut;
Von einem Lichtblitz himmliſch hoher Tugend
Entzündet, ſelbſt ihr Leben hier geweiht.

Die Stelle, wo ſo Viele ſchlummern,
Sie wird geheiligt ſein für alle Zeit.
Prangt auch kein Denkmal auf das Grab geſtellt,
Wahr iſt die That, die wahren Werth verleiht!

»Dieſe Zeilen ſchrieb dem Schloſſerlehrling Karl Lamprecht ſein lieber Freund« — Am 18. März 1849 war auf dieſes Grab ein zweiter Zettel hingelegt worden, mit den deutſchen Farben um den Rand geziert, und mit der Inſchrift: »Für dieſe Farben haſt du gefochten im Leben, du ſollſt ſie auch tragen im Tode!«

Andere Käſtchen tragen, aus farbigem Papier ſauber geſchnitten, wie ſpielende Kinder es zu machen pflegen, die Namenschiffer der Geſtorbenen. Niemand hat ſich geſcheut das Liebesopfer darzubringen, das ſeinem Herzen ein Bedürfniß, ſeinen Mitteln möglich war. Die Armen haben ſich auf den Barrikaden dieſen Kirchhof erobert, das Recht erobert, frei von aller Convenienz ihre Todten zu ehren auf ihre Weiſe, nach ihrem eignen Empfinden. Wer bisher nicht das herkömmliche Kreuz zu errichten vermochte, begnügte ſich faſt immer, wortlos Kränze und Blumen auf die Gräber zu legen, da dieſe von den Reichen eben-

falls verwendet wurden. In schlechter Schrift auf grobem Papier zu sagen: »so habe ich geliebt, das habe ich verloren,« das wagte die Armuth selten, aus falscher, ihr aufgedrungener Scham. Auch hätte die Polizei es kaum geduldet; denn selbst die Leichensteine und Grabinschriften unterlagen vor dem 18. März ihrer Aufsicht. Wer hätte von Freiheit schreiben dürfen, wäre es auch auf einem Leichensteine gewesen!

Und wie viel rührender klingen diese geschriebenen Worte auf den Gräbern der ersten Freiheitsopfer des Vaterlandes, wie viel empfundener, als das kalte: »Hier ruht Herr N. N., tief betrauert von den Seinen,« oder irgend eine andere der stereotypen, mit Bibelversen aufgestutzten Floskeln, welche die Mehrzahl unserer prächtigen Monumente bezeichnen. Es ist ein Unterschied wie zwischen der bezahlten Leichenrede des Pastors und dem Schmerzensschrei aus wundem Herzen vor der geliebten Leiche.

Viele der Gräber waren am Jahrestage mit ſchwarzem Flor, mit neuen Kränzen geſchmückt worden, andere hatten, wie ſchon geſagt, eine zweite Widmung erhalten. Ein Grab zeigt nur eine kleine herzförmige Papierplatte an grob geſchnitztem Tannenholz. Auch ſie war mit den deutſchen Farben bemalt, und ein Grobſchmiedelehrling hatte ſie dem gefallenen fünfzehnjährigen Kameraden hergerichtet. Regen und Wind hatten das Papier bereits zuſammengerollt, aber die Hand der treuen Liebe wird es ſicher immer neu erſetzen, bis die Dankbarkeit der Mitbürger für jeden der Gefallenen das Grabzeichen geſtiftet haben wird.

Zwiſchen dieſen Gräbern gingen und kamen die Leute, als ob man Allerſeelen feierte in einem katholiſchen Lande, und ein Allerſeelentag war auch der furchtbare 18. März. Soldaten in Uniform ſtanden neben uns, in ernſter Trauer, der Erzählung einer Bürgerfrau lauſchend, welche uns be-

richtete, wie man den Mann, an deſſen Grabe wir uns befanden, in ſeiner Wohnung vor den Augen ſeiner kleinen Kinder ermordet habe, obgleich er keinen Antheil genommen am Kampfe. Die erzählende Frau hatte in demſelben Hauſe gewohnt; ſie war Zeuge geweſen, wie der Mann ſich vor den eindringenden Soldaten hinter eine Feuerkuſe auf dem Hofe geflüchtet, von den Soldaten hervorgeholt und erſchlagen worden war. — »Hier ruhet in Gott der Bürger und Schneidermeiſter Löffler, geboren den 15. März 1795. Am 19. März 1848 aus dem Schooße ſeiner Familie vom Militair gefangen genommen, wehrlos, mit fünfzehn Wunden bedeckt, woran er am 23. März ſeine irdiſche Laufbahn vollendete«, ſo ſagte das Grabkreuz.

Daneben las man: »Hier ruhet der Bürger und Meiſter F. W. Schwarz. Wehrlos von der Leipziger bis zur franzöſiſchen Straße geſchleppt und mit neunzehn Wunden bedeckt, wodurch er

am 22. März seine irdische Laufbahn vollendete.« — Zwei Frauen, die im Zimmer erschossen wurden, ruhen zunächst. Wohin das Auge blickt, Jammer der Ueberlebenden, Klage gegen die brutale Rohheit der Truppen, welche der Wehrlosen nicht schonten. Und daneben standen Soldaten derselben Regimenter und weinten über die Todten, jetzt, wo sie als Menschen menschlich empfanden, wo das bannende Wort der Disciplin nicht mehr die selbstbewußten Menschen zu Executionsmaschinen entwürdigte.

Erhebend war es zu sehen, wie freudig, wie muthig die Epitaphien auf den Gräbern klangen, welche die Jugend der Jugend geweiht hatte. Junge Maschinenbauer schrieben auf das Denkmal ihres Kameraden: »Sein letzter Will' war auch sein letztes Handeln, Er ruft uns zu, den gleichen Weg zu wandeln.« — Von einem Studiosus Weiß heißt es: »Gefallen für die Freiheit seiner Brüder am 18. März. Stark war dein Geist,

ein dein Leben; frei biſt du immer geweſen, ſtets in Liebe!« — Das klingt ſo freiheitsſicher, ſo zuverſichtlich in die Ferne, wie Trompetengeſchmetter im Siegesjubel des Tedeums. Bei den leiſe geflüſterten Erzählungen der Umhergehenden, bei der ehrerbietigen Scheu vor der Ruhe der Todten, hätte man laut ſeine Freude ausdrücken mögen über dieſe Heiterkeit, über dieſe frohe Erhebung an der Gruft der Geſchiedenen.

Ueberall wurden die Gewaltthaten beſprochen, welche von den Soldaten vor dem Ausbruch der Revolution acht Tage lang gegen die Bürger verübt worden waren, um durch Einſchüchterung jenen Muth in ihnen zu brechen, der in Paris und Wien den Dynaſtien ſo gefährlich geworden war. Lebhafter noch wurden die Tage des Kampfes geſchildert, beſonders jene Nacht, welche die Flammenſtrahlen der Kartätſchen erleuchtet hatten.

Das Leben der arbeitenden Klaſſen, der gewerbtreibenden Bürger iſt nur arm an zerſtreuen-

den Ereigniſſen gegenüber dem der Reichen; darum iſt aber auch das Gedächtniß des Volks treuer und zuverläſſiger. Die Bewohner der Paläſte und Prachtgebäude, welche bald in dieſem, bald in jenem lebensvollen Badeorte die Sommermonate verleben, welche im Winter an Hoffeſte, Bälle und Carneval zu denken haben, werden leicht des 18. März und der Todten im Friedrichshain vergeſſen. Das Volk aber, das keine andere Sommerfreude hat, als den Spaziergang vor die Thore ſeiner Vaterſtadt am Tage der Ruhe, und kein Wintervergnügen außer der Plauderſtunde am Abend, das Volk wird immer nach dem Friedrichshaine zurückkehren, und weder die Gefallenen, noch die Revolution des Jahres achtzehnhundert achtundvierzig vergeſſen, oder die Ereigniſſe, durch welche dieſe Revolution hervorgerufen worden iſt.

3.

Berlin, 12. Juni.

Uns endlich einmal dem Geräuſche und dem Lärme der Stadt zu entziehen, haben wir geſtern eine Luſtfahrt nach Tegel unternommen.

Die Verehrung des Ortes, an dem ein bedeutender Menſch ſein Leben zubrachte, entſteht großentheils aus unſerer eigenen Sehnſucht nach Fortdauer über die enge Grenze des Lebens hinaus, und iſt ein durch alle Zeiten und durch alle Völker gehender, tief in unſerer Natur begründeter Zug. Liebende, die ihre verſchlungenen Namenszüge der

Rinde eines jungen Baumes eingraben, werden dazu von derselben Sehnsucht getrieben, welche die alten Indier und Egypter zum Erbauen ihrer riesigen Grabmonumente veranlaßte. Und so mächtig ist diese Sehnsucht, daß man behaupten könnte, die Natur habe dem Menschen das Bewußtsein seiner Vergänglichkeit als eine Triebkraft gegeben, um ihn zu rastlosem Schaffen für eine Zukunft nach seinem Tode anzuspornen. Die Kunst, welche das Bild des vergänglichen Menschen in Farben, im Marmor oder in der Verklärung der Sprache festzuhalten bestrebt ist, die Kunst möchte, wenn nicht ihre Entstehung, so doch ihre Fortbildung zum großen Theil von unserer Sehnsucht nach Unvergänglichkeit herzuleiten haben.

So sehr wir uns zur Abstraktion zu zwingen versuchen oder vermögen, unser Wesen verlangt unabweislich nach dem Sichtbaren. Wir wollen die Stelle durch ein Denkmal bezeichnet sehen,

an der ein wichtiges Ereigniß geschehen, wir wollen die Handschrift eines großen Menschen betrachten, den Ort besuchen, an dem er weilte. Dieses Verlangen, das in seiner Uebertreibung zum Reliquien- und Wallfahrtsdienst führte, hat eine wahre Berechtigung, so lange es in gewissen Schranken bleibt. Denn wie unsere äußere Umgebung unablässig auf uns einwirkt, so gestalten wir sie auch nach unserem Bedürfen, nach unserer Eigenthümlichkeit, und das Haus, in dem wir lange gewohnt, nimmt so sicher das Gepräge unseres Wesens an, als das Gewand die Form des Körpers, den es lang umhüllt hat.

In diesem Sinne war in uns bei der Lektüre von Wilhelm v. Humboldt's Briefen an seine Freundin Charlotte Diede der Wunsch rege geworden, seinen Landsitz, Schloß Tegel, zu besuchen, auf dem der größte Theil jener Briefe geschrieben worden ist. Die weltabgeschiedene Ruhe, die in denselben herrscht, mußte unwillkührlich

die Frage hervorrufen, welche äußere Bedingungen haben hier mitgewirkt: welche Umgebungen können so umfrieden, daß Humboldt, zurückgezogen in ein Bereich ganz objektiver Betrachtung, durch keine äußern Eindrücke mehr in dem innern Gleichgewicht gestört zu werden vermochte?

Er selbst schrieb am 10. Juli 1822 an seine Freundin: »Ich liebe Tegel sehr. Hier brachte ich meine Kindheit und einen Theil meiner Jugend zu. Die Gegend ist wenigstens die hübscheste um Berlin; auf der einen Seite ein großer Wald, auf der andern von Hügeln, die schön bepflanzt sind, eine Aussicht auf einen ausgedehnten, von mehreren Inseln durchschnittenen See. Um das Haus und fast überall sind hohe Bäume, die ich in meiner Kindheit erst in mäßiger Stärke sah und die nun mit mir emporgewachsen sind. Ich baue jetzt ein neues Haus hier, das schon halb fertig ist, und bringe auch hieher die Gemälde und Marmorsachen, die wir haben; so wird

es ein anmuthiger Wohnplatz, von dem ich ſelten in die Stadt kommen werde« — Und im Jahre 1825, am Weihnachtstage: »Es hat mich ſehr gefreut, daß die Kupferſtiche von Tegel Ihnen Freude gemacht haben; ich hatte das gewünſcht und erwartet, aber nicht, daß Ihnen das Haus ein ſo ſtattliches Schloß ſcheint. Das alte Gebäude, kleiner als das jetzige, wie Sie ſehen, war ein Jagdſchloß des großen Kurfürſten, das nachher an meine Familie kam. Wegen dieſes Beſitzes, ſeiner Kleinheit, und da es noch ein mir nicht gehörendes Dorf Tegel giebt, heißt es in der Gegend das Schlößchen Tegel. Jetzt fangen die Leute an es Schloß zu nennen. Ich habe das nicht gern. In Schleſien habe ich ein mehr als noch einmal ſo großes altes Schloß mit Thurm und Gräben, ich nenne es aber das Wohnhaus. Das Tegel'ſche Haus aber iſt bequem und eigenthümlich. Das dankt es dem Baumeiſter, dem ich freie Hand gelaſſen. Mein größtes

Verdienſt bei dem Hauſe iſt, daß ich nicht meine eigenen Ideen in den Bau gemiſcht habe.«

Beide Schilderungen ſind vollkommen bezeichnend, denn in der ſandigen Ebene, welche Berlin von allen Seiten meilenweit umgiebt, erſcheint die Humboldt'ſche Beſitzung ſo lieblich, daß man kaum glaubt, ſich noch in der Mark zu befinden, und das Gebäude verdient den Namen eines Schloſſes nicht, wogegen es für das Muſter eines behaglichen Wohnhauſes gelten kann.

Zweiſtockig, ohne Auffahrt oder Rampe, an den Ecken mit vier thurmartig vorſpringenden Flügeln verſehen, liegt es an einem mit Flieder-büſchen und Blumen gezierten Raſenplatze, von großen Linden und Kaſtanienbäumen beſchattet, friedlich und anmuthig da. Zur rechten Seite des Hauſes erhebt ſich der Hügelzug. Der Fuß deſſelben iſt zu Treibhausanlagen und Weinpflanzungen verwendet, der Gipfel bewaldet und mittelſt Durchhauungen zu angenehmen Spazier-

gängen und schönen Fernsichten benutzt. Links vom Hause führen lange schattige Alleen, an Kornfeldern und Wiesen vorüber, bis an das Ende der Hügelkette, und so weit man das Terrain von der Höhe zu übersehen vermag, wohl auch bis zu dem Gestade des Sees, der hell und freundlich aus den grünen Ufern hervorsieht und in seinem klaren blauen Wasser die schönen Baumgruppen der kleinen Inseln wiederspiegelt. So sind durch glückliche Benutzung der gebotenen Verhältnisse hier auf einem engen Raume alle jene Elemente vereinig[illegible]ie man sonst bei Parkanlagen künstlich zusamm[illegible]zubringen strebt. Dadurch ist bei aller Behaglichkeit eines Spazierganges in wohlgeordneten Gartenwegen, hier dem Besitzer die Möglichkeit gegeben, die ganze Skala wohlthuender Empfindungen zu genießen, welche der Anblick des Landbaus, des Säens, Pflanzens, Keimens, Gedeihens und Erntens in der Seele des Menschen hervorruft.

Die Hauptfronte des Hauses liegt nach dem Garten hin, auf den sich die Thüre zu ebener Erde öffnet. Zu beiden Seiten derselben befinden sich zwei Nischen. Sie enthalten treffliche, in Marmor ausgeführte Kopien der Minerva Medica, des capitolinischen Fauns, der Amazone aus dem Braccio nuovo des Vatikans, und einer weiblichen antiken Gewandstatue. — Das mäßig hohe Vorhaus, weiß getüncht, wird durch zwei gemauerte Säulen, in deren Mitte altarartig ein antiker, mit Basreliefs gezierter Brunnen aufgestellt ist, gleichsam in ein Atrium verwandelt, wie sie uns in den Pompejanischen Gebäuden erhalten worden sind.

Ein paar hölzerne Bänke von antiker Form, ebenfalls weiß angestrichen, einige Gypsabgüsse nach Marmorreliefs, deren Originale sich in der Sammlung der obern Zimmer befinden, machen den ganzen Schmuck des Raumes aus, und bilden doch in ihrer einfachen, aber richtigen Zu-

sammenstellung ein vollkommen antikes Ganze. Alle unsere italienischen Erinnerungen, alle jene Stunden voll erhebender Andacht, die wir im Betrachten der Antike genossen, tauchten in unsern Seelen auf, und unwillkürlich mußte man an Goethe's Worte denken: »Und es umfängt uns eine andere Welt.« — Was der sanfte Eindruck der lieblichen Gegend begonnen, den Sinn abzuziehen von dem Alltäglichen, von der Verwirrung des Kleinlichen und Gemeinen, das vollendete diese Vorhalle, um vorzubereiten für die Aufnahme und Betrachtung des Kunstschönen, welches dieses Haus in seinen Mauern umschließt.

Die Aufseherin führte uns eine behagliche Treppe hinan, öffnete einen ziemlich großen länglichen Saal, und mit wahrer Ueberraschung befanden wir uns den vorzüglichsten Kunstschätzen der Villa Ludovisi gegenüber.

Die schöne Gruppe der Elektra und des Oreſt, in welcher Elektra den Oreſt wiederfindet und

in ſeinem Antlitz die Züge des Frühverlorenen zu entdecken ſtrebt: der ruhende Mars, mit dem Amor zu ſeinen Füßen; der Gallier, welcher ſein in's Knie geſunkenes Weib erſticht, um es dem Feinde zu entziehen, und der unvergleichlich edle Kopf jenes, unter dem Namen der Juno Ludoviſi bekannten Junoideals, ſtehen in vollendeten Abgüſſen hier beiſammen. Der Kopf des Jupiter von Otricoli, dieſes würdige Seitenſtück der Juno Ludoviſi, der Kopf des Apoll von Belvedere und der Diana, nebſt einigen trefflichen Reliefs und Abgüſſen antiker Thierbildnerei, füllen den übrigen Raum an den Wänden. Dazwiſchen ſind zwei Säulen von Rosso antico, eine andere von Giallo antico und ein Meduſenhaupt aus Porphyr aufgeſtellt, welche das päpſtliche Wappen tragen und Geſchenke von Pius VII. ſind. — Bequeme, aber nichts weniger als prächtige Sophas und Seſſel laden zum Verweilen und gewähren, da obenein die größeren Statuen zum Drehen einge-

richtet ſind, die Möglichkeit, ſie von verſchiedenen Standpunkten in angenehmer Ruhe betrachten zu können.

In einem kleinen Salon zunächſt dieſer Antikenſammlung, zeigte man uns die Statue einer Waſſerſchöpferin und das liebliche Marmorſtandbild einer als Kind modellirten Humboldt'ſchen Tochter. Kleinere, weniger bedeutende Skulpturwerke finden ſich durch die ganze Reihe der gemächlichen Wohnzimmer vertheilt, in denen uns noch vorzugsweiſe zwei lebensgroße Bilder von Alexander v. Humboldt feſſelten. Sie ſind, mit Ausnahme einiger andern Porträts, die einzigen Gemälde in Tegel. — Beide Porträts A. v. Humboldt's ſind ſehr ähnlich. Das eine mag vor etwa zwanzig Jahren gemalt worden ſein und iſt von Gerard. Das andere, von Steuben, ſtellt Humboldt in jugendlichem Mannesalter dar. In einer wilden Berggegend, deren Hintergrund von hohen, ſchneebedeckten Felswänden geſchloſſen iſt, ſitzt er

auf einem Steinblock, über den sein Mantel gebreitet ist. Er trägt die Kleidung jener Zeit, ein stahlfarbenes Beinkleid, Kappenstiefeln, gelbe Weste, braunen Rock mit gelben Knöpfen und ein starkes weißes Halstuch, aus dem der hohe Hemdkragen hervorsieht. Das hellbraune, kurz geschnittene Haar ist reich gelockt, der runde Hut, in den helle Handschuhe geworfen sind, liegt neben dem Sitzenden, der mit der linken Hand ein rothes Portefeuille auf den übereinander geschlagenen Knien hält, während in der Rechten der Stift ruht, mit dem er eben geschrieben hat. Ruhigen Blicks sieht er betrachtend in die fremde, großartige Ferne hinaus, und das ernste Auge scheint die Welt schon jetzt als ein großes Ganze mit jener Klarheit zu erfassen, aus der später der gewaltige Gedanke des Kosmos hervorgehen sollte.

Nachdem wir den ersten Stock durchwandert hatten, führte man uns in das Erdgeschoß zu-

rück, in ein unter dem Antikenſal gelegenes Gemach, das unter dem Namen der Bibliothek, Humboldt's eigentliches Arbeitszimmer war. Faſt noch einmal ſo lang als breit, hat es der Thür gegenüber zwei Fenſter, und an der langen Wand zur rechten Seite der Thüre unten ebenfalls ein Fenſter, oben den Eingang in ein Schlafkabinet. Dieſe Vertheilung der Fenſter giebt gleichmäßiges Licht durch das ganze Zimmer, welches außerdem durch die langen Wände und durch eine glatte graue Tapete von ſehr milder Farbe einen ungemein ruhigen Charakter erhält. — Zwiſchen dem Seitenfenſter und der Thüre des Schlafkabinets ſtehen die Abgüſſe der capitoliniſchen Venus und der prächtigen Venus von Milos. Ein groſſes Sopha nimmt den Raum ein, der ſie trennt. Ihm gegenüber, mitten im Zimmer, ſteht der große Schreibtiſch mit einem bequemen Seſſel davor. Ein paar kleine Marmorbüſten, nebſt einem kleinen, zierlichen weiblichen Torſo auf dem Schreibtiſch

mögen als Schmuck oder als Papierhalter und Briefbeschwerer gedient haben.

Ein Stehpult und eine Bibliothek füllen die Wände. Neben den Werken der beiden Brüder und einer Auswahl gelehrter Bücher aus lebenden und todten Sprachen, finden sich hier alle bedeutenderen Erzeugnisse der neuesten deutschen Literatur in ihren verschiedensten Richtungen. Man konnte aus dieser Sammlung auf die allumfassende Theilnahme, auf das allumfassende Wissen ihres Besitzers schließen.

Kein moderner Zierrath, keine jener nutzlosen Spielereien, die der Luxus erfunden hat und die dem wahren Schönheitssinn eben so entgegen sind als der wirklichen Bequemlichkeit, stören die Harmonie dieses Gemaches. Ruhte Humboldt von der Arbeit aus, sah sein Blick von den Büchern empor, so fiel er auf die beruhigende klassische Schönheit dieser Venusgestalten, oder erquickte und erfrischte sich an der milden Landschaft, die

ſich nach allen beiden Seiten vor den Fenſtern ausbreitete.

Das Schlafzimmer iſt klein, Bett und Möbeln ſind ſehr einfach, aber es enthält das Schönſte der Humboldt'ſchen Antikenſammlung, einen weiblichen Torſo aus kararíſchem Marmor, der an Zartheit und zugleich an jugendlicher Kraft in den Formen faſt Alles übertrifft, was uns aus dem Alterthum erhalten worden iſt. Auch die Behandlung des Materials iſt meiſterhaft, und die Schönheit des Torſo wird noch erhöht durch die eigenthümliche bräunliche Farbe, welche der griechiſche Marmor, und nur er, durch die Länge der Zeit als neue Verſchönerung gewinnt.

Dieſen Torſo rühmt Humboldt ſelbſt in dem Brief vom 8. November 1825 als das Beſte ſeines derartigen Beſitzes. Er ſagt davon: »Ich beſitze ihn ſchon lange und hatte ihn auch in Rom immer bei mir. Es iſt eine der vollendetſten antiken Figuren, die ſich erhalten haben, und es giebt nicht

leicht eine andere Bildsäule einen so reinen Begriff streng weiblicher Schönheit.« — Bei dieser Veranlassung heißt es: »An Tegel hänge ich aus vielen Gründen, unter denen doch aber der hauptsächlichste die Bildsäulen sind, theils Antiken in Marmor, theils Gypse von Antiken, die in den Zimmern stehen und die ich also immer um mich habe. Wenn man Sinn für die Schönheit einer Bildsäule hat, so gehört das zu den reinsten edelsten und schönsten Genüssen, und man entbehrt die Gestalten sehr ungern, an denen sich das Vergnügen, wie unzähligemale man sie sieht, immer erneuert, ja steigert. So reizend auch Schönheit und Gesichtsausdruck an lebenden Menschen sind, so sind beide doch an einer vollendeten Statue, wie die Antiken sind, so viel mehr und so viel höher, daß es gar keine Vergleichung aushält. Man braucht, um das zu finden, gar keine besonderen Kenntnisse zu besitzen, sondern nur einen natürlich richtigen Sinn für das Schöne zu haben

und ſich dieſem Gefühl zu überlaſſen. Die Schönheit, welche ein Kunſtwerk beſitzt, iſt natürlich, weil es ein Kunſtwerk iſt, viel freier von Beſchränkung als die Natur; ſie entfernt alle Begierde, alle auch noch ſo leiſe und entfernterweiſe eigennützige oder ſinnliche Regung. Man will ſie nur anſehen, nur ſich mehr und mehr in ſie vertiefen, man macht keine Anſprüche an ſie; es gilt von dieſer Schönheit ganz, was Goethe ſo ſchön von den Sternen ſagt: »Die Sterne, die begehrt man nicht, man freut ſich ihres Lichts.«

Wir verweilten lange in dem Gemache und vermochten uns kaum davon zu trennen So ſcheidet man ungern von einer Gegend, die in mildem Lichte uns unerwartet ihre ganze Schönheit enthüllte, ohne daß wir wiſſen, ob unſer Fuß ſie je wieder betreten, unſer Auge ſie jemals wieder erblicken werde, und deren friedliches Bild wir feſtzuhalten wünſchen, weil es uns wohlthuend und ſüß berührte. — In Zeiten wie die unſere,

in denen Bürgerkrieg das Vaterland zerreißt, in denen alle Leidenschaften, nach langer Unterdrückung, plötzlich entfesselt, gewaltsam losbrechen, und wie das Meer, wenn es in wildem Sturm die schützenden Deiche durchbricht, verheerend toben, in solchen Zeiten hat ein Seelenzustand, wie er uns in Humboldt's Briefen dargelegt wird, etwas Wunderbares. Wir staunen die Ruhe an, welche heiter, mit dem unwandelbaren Lächeln der alten leichtlebenden Götter über der Erde schwebt; sie rührt uns, flößt uns Achtung ein, und Alles dieses um so mehr, wenn wir selbst, von der Parteileidenschaft unserer Tage menschlich tief ergriffen, nicht einmal den Willen haben können, diese leidenschaftlose Ruhe schon jetzt für uns zu erstreben.

Aber es ist tröstlich, daß ein solcher Seelenfrieden möglich ist, man freut sich, daß man ihn nach gethaner Lebensarbeit erreichen kann, daß ein Mensch, an die Bedingungen des irdischen Daseins gebunden, sich über diese Bedingungen

zu erheben und darauf hinabzusehen vermag, wie Humboldt, in sternenklarer, braminenhafter Ruhe. Man wird still in den Räumen, welche dieser hohe, künstlerisch veredelte Geist bewohnte, man wird friedlich gestimmt durch den Gedanken an ihn.

Es war Pfingsten. Der Tag war sonnig und warm gewesen. Als wir aus Humboldt's Arbeitszimmer in die Vorhalle traten, deren Thüre geöffnet war, strömte der süße Duft des vollblühenden Flieders uns entgegen, der in den letzten warmen Strahlen der untergehenden Sonne in reichem violettem Roth erglänzte. Wir sahen empor und unser Auge fiel auf eine graue Marmorsäule, welche dem Hause gegenüber, am Ende des Gartens errichtet, ein Standbild der Hoffnung auf ihrer Spitze trägt. Es soll von Canova sein, ist aber nichts weniger als schön. Diese Säule erhebt sich über dem Grabe, in dem jetzt auch Humboldt an der Seite seiner vor ihm gestorbenen Gattin ruht. Ihr hatte er dieses von blühen-

den Sträuchern umgebene Denkmal errichtet, um den Tod, diese Vollendung des Lebens, noch in demselben Sinne zu verschönen, in dem er das Leben zu verschönen und zu genießen für eine Aufgabe und für die Pflicht des Menschen hielt.

Daß Therese dieses Tegel nie gesehen hat, der man die Herausgabe von Humboldt's Briefwechsel mit seiner Freundin verdankt, thut mir leid. Sie vor vielen Andern würde Freude daran gefunden haben, da ihr Humboldt's Persönlichkeit durch die, freilich nur einseitigen Auffassungen und Schilderungen, dieser Frau Diede nahegetreten ist. Es wäre eigentlich zu wünschen, daß die Verehrer dieser Humboldt'schen Briefe, welche im Grunde Monologe und als Ausdruck der Neigung sehr kühl und abstrakt sind, auch Etwas von dem Leben und Wesen der Frau Diede erführen, die nicht unbedeutend gewesen sein kann, da Humboldt ihr solch lang dauerndes Interesse zugewendet hat.

6.

Berlin, 8. Juni

Ich hatte in Paris so viele, durch die Revolution hervorgerufene künstlerische Leistungen gesehen, Büsten und Bilder der Freiheitsgöttin, Gedichte, Hymnen, Concertaufführungen, Schauspiele, Vaudevilles, Statuetten, die sich Alle mehr oder weniger der Zeit, der bewegenden Idee des Augenblickes dienstbar gemacht hatten, oder deren Schöpfer vielmehr von dieser Idee ergriffen worden waren, daß es mir auffiel, hier fast Nichts der Art gewahr worden zu sein. Ich veranlaßte

also in diesen Tagen S., mit mir einige Maler- und Bildhauer-Atteliers zu besuchen, um zu wissen, wie es in diesen aussähe nach der Revolution.

Alles aber war regungslos geblieben in den Werkstätten der Künstler, regungslos als wäre kein achtzehnter März gewesen; und wo man die Frage aufwarf: »weshalb malt Ihr nicht, was Ihr erlebt habt?« erscholl fast immer die Antwort: »Es sind doch im Grunde keine rechten Motive vorhanden, das Kostüm unserer Tage setzt dem Maler und besonders dem Bildhauer die entschiedensten Schwierigkeiten entgegen, es ist unmöglich ein historisches Bild damit zu malen. Jeder Versuch, den schwarzen Frack, den engen Ueberrock, den runden Hut in Scene zu setzen, giebt die traurigsten, gradlinigen Gestalten und spalierartige Gruppen.«

Ich habe das immer ruhig angehört, und habe es nicht geglaubt. Es ist wahr, die Kleidung ist

unschön, aber die Schuld, daß hier keine Kunstwerke geschaffen worden sind, liegt nicht an den Trachten, sondern vielmehr an den Künstlern selbst. Sie haben die Kunst bisher, ich will nicht sagen als ein Ueberirdisches behandelt, denn sie schilderte oft genug die kleinlichsten Ereignisse des Alltagslebens, aber sie haben sie als einen Luxus für die Reichen, nicht als das Bedürfniß jedes Menschen betrachtet. Die Kunst ist in Deutschland nie in das Leben übergegangen, nie dem Volke nahe getreten wie in Italien, sie hat das Volk nicht zum Schönheitssinne erzogen, und also auch nicht anregende Schönheit aus dem Volke als Rückgabe erhalten können, wie dort. Darum wissen die meisten Künstler auch nichts anzufangen, da es jetzt gilt, die Kunst mit den Ereignissen des Augenblicks zu vermitteln.

Vor zwei Jahren mochte die Klage gerecht sein: »die Zeit ist ohne Motive«, aber jetzt hat es doch sicher daran nicht gefehlt, und ich habe

sehr oft an den komischen Zorn des Malers Karl Rahl denken müssen, der sich einmal in Rom so heftig gegen »die schulgerechte Civilisation« aussprach, durch die das Leben thatenlos geworden sei.

»Die Schuld, daß wir Nichts malen können,« sagte er damals, als er eben die prächtige Christenverfolgung in den Katakomben beendet hatte, welche der Senator Abendroth in Hamburg besitzt, »die Schuld, daß wir Nichts malen können aus der Jetztzeit, liegt allein an der schulgerechten Civilisation, an der gottverdammten guten Erziehung. Die Männer, die wir malen sollen, die Weiber, die wir vor uns wandeln sehen, sind ja Alle keine Individuen, sie sind Theile einer Masse, Alle gleich dressirt, Alle gleich stumpf und träge; denn im Polizeistaat braucht man weder Charakter noch Energie, weil nichts Unvorhergesehenes geschehen kann. Ist das Leben reich, wild bewegt, gestattet es dem Einzelnen freie Selbstständigkeit, freie That, so wird es gleich plastisch, bietet

gleich Motive für den Künſtler dar. Iſt aber nicht nur die That gehemmt, ſondern auch ſogar die Laune unmöglich gemacht, iſt der Menſch, wie bei uns in Deutſchland, ſo weit unter der Zuchtruthe der Polizeigeſetze, daß man einen längern Bart, eine rothe Mütze, einen fremdartigen Mantel, als Gegenſtände der polizeilichen Aufmerkſamkeit betrachtet und unterdrückt, ſo entſteht eine ſtarre Regelmäßigkeit, das ganze Leben wirft ſich in das Innere, das Aeußere wird leblos. Es bilden ſich regelrechte, heuchleriſche Formen, die dem Künſtler, dem Hiſtorienmaler ſo troſtlos ſind, als die holländiſchen und altfranzöſiſchen Hecken und Lauben für den Landſchafter. Wollen Sie gleich ein Beiſpiel haben, ſo betrachten Sie Shakespeare's Tragödien und die Dramen der Jetztzeit einmal mit dem Auge des Künſtlers, der nach Motiven ſucht. Wo man den Shakespeare aufſchlägt, findet man eine That, eine maleriſche Scene. Man kann jeden Moment des Stückes

malen, von den großen Scenen im König Johann bis zur Balkonscene in Romeo und Julie. Aber nun nehmen Sie die Arbeiten der neuern Dichter, die selbst Motive aus unserer Zeit behandelt haben. Wo Sie das Buch öffnen, Gemüthsmiseren, Phrasen über geistige Zustände, Herzens- und Seelenqualen jeder Art, daß man ganz schwach vom Zusehen wird. Die Menschen leiden innerlich wie die Verdammten, aber äußerlich rühren sie kein Glied. Wer läßt denn noch seinen Liebhaber zum Balkonfenster hinaufklettern, wenn unten der Nachtwächter steht, der die Wache gegen den Geliebten zu Hülfe holen würde? — oder wer versetzt seinem Nebenbuhler eine brave coltellata, einen ehrlichen Stiletstoß, in Deutschland, wo man auf der Polizei zehn Thaler für eine gegebene Ohrfeige zahlt? Nur der Untergang der Polizei, nur der Beginn eines ordentlichen Faustkampfes, eines gesunden, individuellen Lebens, kann uns retten!«

Ich erinnerte ihn in Paris an diese Lobrede auf den Faustkampf, als er mir so entzückt die phantastischen Trachten schilderte, welche gleich die erste Barrikadennacht des Februar hervorgerufen hatte. Jetzt, als ich ihn hier vor einigen Tagen wiedersah und ihm erzählte, wie ich in Berlin gar keinen Zusammenhang zwischen der Kunst und der äußern Welt gefunden hätte, lud er mich ein, das Attelier des Bildhauers Heidel zu besuchen, in dem er, ein Freund Heidel's, sich für die Zeit seines hiesigen Aufenthalts eingerichtet habe.

Gestern bin ich nun dort gewesen, und habe die Farbenskizze gesehen, die er zu einem großen Bilde entworfen hat. Es stellt den Augenblick der Leichenparade im Schlosse dar. Auf dem Balkon des innern Schloßhofes stehen der König und die Königin, von allen Seiten drängt das Volk heran; eine Bahre, auf der eine Jünglingsleiche ruht, ist hingesetzt vor den Augen des

Herrſcherpaares, Männer in Arbeiterkleidung umringen ſie; ein junges Weib wirft ſich verzweifelnd über den Körper des Todten, während ein älterer ſtarker Mann, in Schurzfell und aufgeſchlagenen Hemdeärmeln, die blutbefleckten Arme drohend gegen den König erhebt, als verlange er Rache zu nehmen für das Opfer ſeines Kindes, als werfe er den Schmerz und die Verwünſchungen des jungen Weibes auf die Seele deſſen, der dieſe Blutnacht entſtehen machte. Schon in der oberflächlichen, ſkizzenhaften Behandlung iſt das Bild von einer erſchütternden Wirkung. Rahl meinte, in Paris würde das Gouvernement proviſoir oder die Stadt ein ſolches Bild augenblicklich beſtellen; hier wo die Behörden Alles daran ſetzen, jene Erinnerungen in dem Bewußtſein des Volkes zu verlöſchen, wird es im beſten Falle nur von einem Privatmanne gekauft werden, wenn Rahl es ausführt, was ſehr zu wünſchen wäre.

Der Bildhauer Heidel seiner Seits hatte denn auch vortreffliche Reliefs komponirt, nach Erlebnissen der Kampfestage; kugelngießende Barrikadenkämpfer; Väter, die den Knaben den Gebrauch der Flinte zeigen; Jünglinge, die sich losreißen von den sie zurückhaltenden Armen der Geliebten, mit der Fahne die Barrikaden zu erstürmen; und so noch eine Masse vortrefflich ausgeführter Scenen.

Rahl war ganz strahlend vor Zufriedenheit über unsere Freude an diesen Arbeiten. »Hatte ich nun Recht?« fragte er, »wenn ich sagte, die Ordnung ist der Feind, der Faustkampf der beste Freund des Künstlers? Die Kunst hat nie die Revolutionen zu fürchten, aber sie verweichlicht sich, sie geht unter an der Krankenpflege, welche ihr der Frieden angedeihen läßt.«

In der Freude seines Herzens hatte er eine Tracht erfunden und ausführen lassen, die man fortan statt des Fracks zu tragen anfangen sollte.

Es ist ein Wamms von Tuch oder Sammet, das fest am Halse schließt, die Taille mit einem ledernen Gürtel einhält, und etwa eine Viertelelle auf die Hüften herabfällt. Du mußt es Dir wie eine Kurtka denken, nur viel kürzer. Dazu kommt dann ein Mantel, der nach Art der persischen Achaluks geschnitten, los umgenommen, wie ein Rittermantel kurz, nur Brust und Schultern bis an die Hüften bedeckt; der aber angezogen und mit dem ledernen Gürtel um den Leib befestigt, länger herabfällt, und von schwerem Tuche, oder gar pelzverbrämt, ein schönes Kleidungsstück sein dürfte. Rahl und Heidel sahen in den Anzügen, die sie uns zu Liebe anlegten, mit ihren schwarzen Kalabreser Hüten, so vortrefflich aus, daß es jedem künstlerisch gebildeten Auge eine wahre Erquickung sein mußte. Sie sind neulich damit ausgegangen, vielfach angestaunt, aber unangefochten. Dennoch werden sie natürlich keine Nachahmer finden; der Norddeutsche vergißt nie seine

Umgebung, lebt eigentlich nur für das Urtheil der Andern, nicht für ſeine Neigung und nach ſeinem Geſchmack. Der römiſche Bürgersſohn nennt ſeinen Filzhut, den er ſo launenhaft keck trägt, mit hübſchem Trotz »come ci pare!« — »wie es uns gefällt.« Der Nordländer aber behält ſeinen häßlichen runden Hut, der eigentlich weder ihm ſelbſt noch irgend einem Menſchen gefallen kann, gewiß noch lange Jahre, aus jenem ſchüchternen Reſpekt vor dem treuen Gefährten der Polizei, dem geheimnißvollen »qu'en dira-t-on.« Ohnehin hat der Norddeutſche nichts »Unwillkürliches«. Er läßt ſich nicht leicht hinreißen, denn er bleibt immer urtheilsfähig, kritiſch. In Süddeutſchland, in Wien namentlich, wo nach der Revolution Männer und Frauen der gebildeten Stände, wie auf einen Schlag, mit grauen Kalabreſern, mit Kokarden und Federſchmuck erſchienen ſind, muß es ſchon anders, ſchon warmblütiger, enthuſiaſti-

scher hergeben. Und wie schwungvoll mögen die schönen Italiener erst sein in ihrer Revolution!

Nur nach einer Richtung hin scheint hier das Volk sich jeder Kritik begeben zu haben, denn in Bezug auf das Schauspiel läßt es sich das Unglaublichste gefallen.

Von dem königlichen Schauspiel, in dem sie nach wie vor die alten Bauernfeld'schen Sachen, und fast wöchentlich das Schauspiel »Vor hundert Jahren« geben, spreche ich gar nicht, denn das Institut steht schon so lange außer allem Zusammenhange mit dem Leben, mit der Gegenwart, daß man alles Interesse daran verloren hat, und nur mit Bedauern an die großen Mittel denkt, welche dort für die jämmerlichsten Zwecke verwendet werden. Das Theater, welches einst so stolz als ein wahrhaftes Nationalinstitut dastand, als eine Bildungsschule für das Volk, wagt es heute noch nicht, Gutzkow's »Zopf und Schwert« zu geben, welches im Sommertheater

zu Schöneberg, einem Luſtort vor dem Thore, faſt alltäglich wiederholt, immer neue Zuſchauer herbeizieht.

Aber außer dieſem ſchon längere Zeit beſtehenden Sommertheater haben ſich in den andern Vergnügungsorten, welche das Volk vorzugsweiſe beſucht, Schauſpieler gefunden, die in ſchnell errichteten Bretterbuden Gelegenheitsſtücke ſpielen. Ein ſolches haben wir neulich in Moabit in gröſſerer Geſellſchaft beſucht, und ſind erſchrocken vor der gänzlichen Sinnloſigkeit, vor der rohen Abgeſchmacktheit der Stücke, die man dort dem Volke vorführt.

Man gab drei Luſtſpiele, von denen uns das Eine, welches »der Bürgerwehrgeneral« hieß, herbeigelockt hatte. Die Abdankung des General Aſchhoff, die Wahl eines neuen Kommandanten für die Bürgerwehr, hatten die Entſtehung dieſer wüſten Komödie hervorgerufen, die wirklich ſo unſinnig, ſo zuſammenhanglos war, daß kein

anderes Volk als das unſere ſich dergleichen geduldig gefallen laſſen würde. Drei Kandidaten für die Stelle melden ſich nach und nach bei einem Schankwirthe, machen Schulden mit dem Verſprechen zu bezahlen, wenn ſie im Amte ſind, liebeln mit der Tochter, kommen, gehen, verſchwinden endlich, ohne daß nur irgend Etwas geſchehen, ein Faden geſchürzt und gelöſt wäre, der die einzelnen unzuſammenhängenden, auf bloßes Reden baſirten Scenen verbinden könnte. Dabei eine gemeine Sprache, witzloſe Plattheiten, keine Luſt, keine Freudigkeit, kein verſtändiger Gedanke irgend einer Art, kein Enthuſiasmus für die eben erlebte Revolution. Es ſchnürte mir das Herz zuſammen, und nie empfand ich tiefer und beſchämender, wie weit unſer Volk in ſeiner eigentlichen Kultur noch hinter den romaniſchen Völkerſchaften zurückſteht, als in dieſem unglückſeligen Theater.

Eine ſo verwahrloſte, unedle Sprache wäre

auf italieniſchen oder franzöſiſchen Theatern unmöglich, denn ſie exiſtirt dort eigentlich nicht mehr. Der Kohlenträger in Paris, der Bettler in Italien ſprechen edler als dieſe Schauſpieler; und doch war es nicht das Proletariat, welches die Zuhörer bildete, denn der geringſte Platz koſtete noch zwei oder drei Groſchen, während die erſten Plätze mit ſieben und einem halben Groſchen, alſo faſt einem Frank bezahlt wurden, und von wohlgekleideten Bürgern ganz und gar beſetzt waren. Für ſolche Preiſe, vor ſolchem Publikum ſpielt man in Genua im Tagtheater die Tragödien Alfieri's, die Luſtſpiele Goldoni's, und neuere Stücke, die an innerm Werthe, an Geſinnung und Sprache, den Leiſtungen unſerer Hoftheater gleichkommen, wenn ſie ſie nicht übertreffen. Zu ſolchen Preiſen ſieht das Volk im Theater San Carlino in Neapel die beſten Vorſtellungen, und die Puppenſpiele auf dem Molo am Golfe ſind noch viel edler, maaßvoller und geiſtreicher, als dieſe Darſtellungen

In Paris würden die letzten Bänke des Amphitheaters in jedem Schauspielsaale der entlegensten Boulevards ihr »à bas!« rufen, und die Marseillaise oder sonst ein Volkslied verlangen, um sich die Seele zu erfrischen, wenn man gewagt hätte, ihnen solch ein Machwerk, wie diese drei Lustspiele, vorzuführen, oder solche rohe Subjecte als Schauspieler auftreten zu lassen.

Hier lachte man und schien das Unedle, Niedrige noch gar nicht einmal zu empfinden; und hätte man es empfunden, an welchem Volksliede sollte man sich erholen? — Wir haben Keines! Auch die Dichter feiern, auch die Dichter haben noch jetzt nicht den Ton gefunden, der wiederklingt aus dieser Zeit, ein Echo in den Herzen des Volkes.

Sie singen zuweilen hier in den Straßen »Was ist des Deutschen Vaterland?« und bilden

ſich ein, das ſei ein Nationallied, ein erhebender Geſang. Es iſt aber nichts als der jammervolle Klaggeſang eines zerſpaltenen, in Knechtſchaft zertretenen Volkes, das nach einem Vaterlande ſucht, weil die Heimath ihm kein Vaterland geweſen, bis zu dieſer Stunde. Es iſt der Wehſchrei einer Nation über ihre zerſtörte Nationalität, ein Lied, das in ſich allein die Antwort enthält für Alle diejenigen, welche die deutſche Revolution gern als die Uebelthat einzelner Unruheſtifter anſehen und darſtellen möchten.

Und weil dies Lied noch das einzige, allen Deutſchen gemeinſame iſt, weil es bis heute für einen erhebenden Volksgeſang gelten konnte, darum halten Deutſche noch dieſe Jammerkomödien in Moabit aus, darum fühlen ſie noch nicht, daß eine edle Sprache mit das höchſte Beſitzthum eines Volkes iſt, und daß es ein Verbrechen iſt, dieſes Beſitzthum durch Verwahrloſung ſo zu entehren,

wie es bei uns geſchehen. Daß faſt hundert Jahre nach Göthe's Geburt noch ſolche Luſtſpiele dem Volke erträglich ſcheinen, ſpricht ein ſtrenges Urtheil aus gegen die bisherigen Regierungen und Fürſten.

7.

Berlin, 30. Juni 1848.

Seit dem verbrecherischen Angriff auf das Zeughaus ist Berlin in einer wahrhaft fieberhaften Erregung. Die Volksversammlungen, die Plakate mehren sich, der Ton der Parteien, die sich immer schroffer gegenübertreten, wird von beiden Seiten heftiger, und selbst der Hinblick auf den furchtbaren Straßenkampf in Paris scheint die Parteiwuth aufzustacheln, statt sie zu besänftigen und zum Frieden zu ermahnen.

Dieser Kampf der Nichtbesitzenden gegen die

Besitzenden war es, der mir als eine unausbleibliche Gewißheit vor der Seele schwebte, lange ehe diese jetzige Revolutionszeit in unsern Gesichtskreis getreten war. Nun ist er hereingebrochen, und man weiß ihm nicht anders zu begegnen, als mit der Macht der Bajonette, mit den Kugeln der Kanonen. Kann man denn die Hälfte der Menschheit todtschießen? Kann man die Menschen zwingen wollen, schweigend die Noth zu ertragen, die ihnen unerträglich geworden ist? Und wäre dies Unmögliche möglich, wer könnte elend genug sein, es zu wollen?

Wenn man an den Volkshaufen vorübergeht, die sich bald an dieser, bald an jener Stelle sammeln, um irgend einem Redner zuzuhören, vernimmt man von diesen oft tief aufregende, leidenschaftliche Worte: aber die Männer meiner Bekanntschaft, welche sich dieser Menschenmenge näherten, versichern, daß es immer nur eines Wortes, eines einfachen Vernunftgrundes bedarf,

um das Volk von dem Verderblichen zu überzeugen, das in planlosen, leidenschaftlichen Gewaltthaten liegt. Das Volk ist verständig und besonnen, und man thut ihm großes Unrecht, wenn man es mit den zehn oder zwölf exaltirten Rednern verwechselt, deren Rodomontaden lange nicht die tiefe Einsicht verrathen, welche der ganze Handwerkerstand von der Lage unserer Zustände besitzt.

Der Ministerwechsel der vorigen Woche hat unter den Handwerkern einen großen Eindruck gemacht. Ich habe zufällig mehrere in diesen Tagen gesprochen und fast Alle niedergeschlagen gefunden. Sie hatten an den Namen Camphausen's ihre Hoffnungen geknüpft, sie hatten Zutrauen zu ihm gefaßt, auf ihn gerechnet, daß er Abhülfe für viele Uebel bringen werde; nun erfahren sie, daß auch er nicht zu helfen wisse, und ein älterer, sehr ruhiger Bürger, der emsig arbeitet seine große Familie zu ernähren, sagte mir kopfschüttelnd:

»Glauben Sie mir, vom grünen Tisch aus ist uns nicht zu helfen!«

Alle aber sind gut auf die Bürgerwehr zu sprechen, und stimmen keineswegs in die Behauptung der Leute ein, welche die Bürgerwehr als ein den Handwerker in seinem Geschäfte zurückbringendes, demoralisirendes Institut darstellen möchten. Ein Schuhmacher äußerte in diesen Tagen gegen mich: »Wer kein Trinker und kein Geldverbringer ist, der wird's auch in der Wachstube nicht werden, und wenn sie davor so große Furcht haben, so sollen sie die Trinker ausstoßen aus der Bürgerwehr. Wenn wir nicht um jede Kleinigkeit unnöthig herausgetutet würden, wäre der Dienst gar nicht so schwer, und das Exerciren und Wachestehen im Freien bekommt uns ganz gut. Viele von uns sind seit der Bürgerwehrzeit gesünder, als sie in Jahr und Tag gewesen sind.«

In der sogenannten guten Gesellschaft hat der

Rücktritt des Miniſteriums auch große Beſorgniſſe hervorgerufen, und Aufregung und Abſpannung, Erbitterung und muthloſes Verzagen kommen mehr und mehr über die Beſitzenden. Sie ſind der Unruhe, der Erregung müde, bei der ſie Nichts zu gewinnen haben, ſie möchten das abſolute Syſtem »bis auf den letzten Gensdarm« wieder haben, wie neulich Jemand in meiner Gegenwart ſagte, damit ſie wieder unter den Linden ſpazieren gehen können, unbehindert durch den Lindenklub an der Friedrichsſtraßenecke, und durch die zahlloſen Plakate an den Bäumen ſelbſt.

Ich habe die neuen Miniſter an einem der Hanſemann'ſchen Empfangsabende geſehen. Dieſe Soireen gleichen wirklich einem Guckkaſten, und dies Bild, das ich neulich gegen Dich brauchte, als ich Dir den erſten Empfang beſchrieb, trifft wunderbar zu. Die Perſonen verſchwinden vom Schauplatz, ſchnell, wie die Bilder des Guckkaſtens fortgezogen werden. Die Männer, welche

man am Dienstage als Minister erblickte, haben am Freitage schon aufgehört, das Ruder des Staatsschiffes in Händen zu haben, und sind am nächsten Dienstage oft schon durch Andere ersetzt.

Das ganze neue Ministerium war am Dienstage dort beisammen, die Herren v. Auerswald, Milde, Rodbertus, Märker, Gierke, Kühlwetter und Schreckenstein — den Wirth des Hauses, Hansemann, nicht zu vergessen.

Von dem Ministerpräsidenten Rudolf v. Auerswald sprach ich Dir schon neulich. Er war früher Oberbürgermeister in Königsberg, und als solcher sehr beliebt, dann Chefpräsident in Trier.

Der Kriegsminister Herr Roth v. Schreckenstein ist ein hoher Mann, mit etwas gebückter, aber doch fester, soldatischer Haltung, dessen Generalsepauletts hell hervorleuchteten aus dem eintönigen Schwarz der bürgerlichen Fracks. Sein starkes, starr emporstehendes Haar ist ganz weiß;

aber unter diesem Greisenhaar, unter den buschigen grauen Brauen, sehen ein Paar kluge Augen fest und entschlossen in die Welt. Dieser Mann weiß, was er will, und wird das, was er für Recht hält, durchzuführen vermögen, um so dringender aber wird der Wunsch, um so nothwendiger die Hoffnung, daß er auch wirklich das Rechte erkenne und mit Verständniß der Gegenwart handeln möge.

Jener Andere, welcher so schnell durch die Säle schreitet, in der modernsten Kleidung, schlank und doch kräftig von Gestalt, nach allen Seiten grüßend, hierher ein Wort, dorthin ein Lächeln sendend, Diesem einen guten Tag, Jenem ein Witzwort zurufend, über die Dazwischenstehenden hinweg, das ist der Handelsminister Herr Milde aus Breslau.

Willst Du Dir den Handelsminister in einem schon vorhandenen Bilde denken, so stelle Dir den Pelham, den Helden Bulwer's vor, zur Zeit

seiner Parlamentskandidatur, in seiner gunstgewährenden, gunstfordernden Freundlichkeit.

Herr Milde ist der Sohn eines Breslauer Kattunfabrikanten, der sich aus den untersten Volksklassen zu großem Reichthum und zu ehrenvoller Achtung emporgeschwungen hat. Der Sohn ist im Reichthum erzogen, hat nie Abhängigkeit gekannt, eine vielseitige Bildung erhalten, sich mit den verschiedenen Literaturen vertraut gemacht, und bei langem Aufenthalte in Frankreich und England früh die Verhältnisse constitutioneller Länder kennen und schätzen lernen. Reich, müßig, lebenslustig, galt er in seiner Jugend, wie Pelham, für einen Dandy; aber Jeder, der ihn näher kannte, sah unter dieser leichtfertigen Hülle einen starken Ehrgeiz hervorblicken, der sich auch zeigte, sobald sich in den preußischen Staatsverhältnissen Gelegenheit zu seiner Entwicklung darbot. Jetzt hat der anglomanisirende Dandy sich in einen tüchtigen Geschäftsmann verwandelt,

der in Breslau vielfach thätig, schon auf dem vorigen Landtage als Deputirter erschien, und in der Nationalversammlung zum Präsidenten erwählt, endlich das Portefeuille des Handels erhalten hat. Er scheint die Last des Amtes leicht zu finden, wenn man nach seiner Heiterkeit urtheilen dürfte, und es wäre höchlich zu wünschen, wenn er dem Handel Preußens so viel Aufschwung zu geben vermöchte, als sein Vater einst den eigenen Fabriken.

Die Minister der Justiz und der Agrikultur, die Herren Märker und Gierke, saßen fast den ganzen Abend in einsamem, ruhigem Gespräch in einer Fensterbrüstung. Sie mögen Beide in der Mitte der vierziger Jahre sein. Der Erstere ist derb gebaut, mit starkem Kopfe, festknochigem Gesicht und einer jener tüchtigen Physiognomien, die Zutrauen einflößen, weil sie klug und gut aussehen; der Andere, Herr Gierke, sehr blond, mit scharfen Zügen und ruhiger Haltung, ist ein durchgebildeter Mann, der diese Zeit nicht als

ein einzeln daſtehendes ſchlimmes Phänomen, ſondern in ihrem Zuſammenhange mit der Vergangenheit als eine Nothwendigkeit erkennt, was, ſo einfach und natürlich dieſe Erkenntniß ſcheint, eben nicht von Vielen geſagt werden kann. Mit beiden Wahlen iſt man zufrieden, alle Parteien ſprechen mit Zutrauen von Märker's und Gierke's Charakter und erwarten von ihrer Amtsführung das Beſte.

Der Kultusminiſter Rodbertus iſt eine durchaus edle Erſcheinung. Ein ſchöner, ſtattlicher Mann, deſſen leicht mit Grau gemiſchtes braunes Haar ſich ſchlicht um eine hohe, reine Stirn legt. Ein offnes Auge, ein angenehmer Ausdruck des Mundes beim Sprechen, edle Handbewegungen und eine ſichere, weltmänniſche Haltung zeichnen ihn aus. Auf welchem Platze dieſer Mann erſcheint, wird er ſich gut zu halten wiſſen; denn Bildung und ruhiges Selbſtbewußtſein ſprechen aus jedem Zuge dieſer Perſönlichkeit, die unfraglich der Ariſtokratie der Intelligenz angehört.

Zwei andere Perſonen fielen mir noch auf. Der Eine ein hochgewachſener Mann, mit grauem, kurz geſchorenem Haar und einer an Wallenſtein's Portraits erinnernden Kopfbildung, der ſich ſehr militairiſch und männlich hielt, war Herr v. Holzendorf-Vietmannsdorf, bekannt durch ſeine langen Kämpfe mit dem Miniſterium Bodelſchwingh; der Andere, ein katholiſcher Geiſtlicher, der tapfere dialektiſch gewandte Tirailleur des linken Centrums, Kaplan von Berg. Er war Lehrer in einem Kadettenhauſe, ehe er in den Klerus trat. Trotz ſeiner Jugend und ſeiner offenbar blühenden Geſundheit, die ſich in einem Hinneigen zum embonpoint verräth, iſt ſein Schädel kahl, aber die lebhaften Augen ſprechen dieſem Anſchein des Alters Hohn und blicken ebenſo ſicher im Salon umher, als ſie herausfordernd auf der Rednerbühne um ſich ſchauen. Dieſer Lebensmuth, dieſe Entſchiedenheit bilden einen grellen Gegenſatz gegen die behutſame Weiſe der proteſtantiſchen Geiſtli-

chen, welche sich als Deputirte in diesen Sälen befinden, und wohl mit dem Abscheu monarchischer Entrüstung auf den Republikaner Arago blicken, der sich jetzt als Gesandter der französischen Republik hier auf den Parkets des christlich-monarchischen Staates par excellence bewegt. Ich sah ihn neben dem greisen Botschafter ihrer Allerkatholischsten Majestät von Spanien, mit dem Alexander von Humboldt, in seiner eigenthümlich verbindlichen Haltung und in der immer gleichen lächelnden, gefälligen Weise einige Worte sprach.

Was nun dieses neue Ministerium leisten wird, ruht auf den Knien der Götter. Ich werde es hoffentlich noch am Ruder finden, wenn ich zum Herbste wiederkehre; denn in den nächsten Tagen verlasse ich Berlin und zwar mit schwerem Herzen, wenn ich bedenke, wie wenig bis jetzt von alle dem erfüllt ist, was man vor wenig Monaten so zuversichtlich erwartete und so nahe glaubte.

Hamburg.

8.

Hamburg, 10 Juli 1848.

Hamburg gefällt mir wieder ungemein; es iſt im Sommer, beſonders wenn man es mit Berlin vergleicht, ein anmuthiger Aufenthalt. Das große, klare Alſterbaſſin in der Stadt, die Landhäuſer an der Außenalſter, die Wallanlagen, welche gleich vor allen Thoren beginnen, geben Hamburg einen ſo heitern Anſtrich, daß man hier die Annehmlichkeiten der großen Stadt und den Genuß einer für Norddeutſchland reichen Natur auf das Glücklichſte verbunden findet. Auch die ganze

Lebensweise in Hamburg ist zweckmäßiger als die unsere in Berlin; vor Allem die Tageseintheilung, nach der man um fünf Uhr die Hauptmahlzeit macht. Das giebt einen langen, der ruhigen Arbeit förderlichen Vormittag, erlaubt im Winter einen Spaziergang von drei bis fünf Uhr, ehe es dunkel wird, läßt im Sommer gerade die frischen Abendstunden für den Genuß übrig, und verhindert, daß man wie bei uns nach dem Mittagsessen abermals zu arbeiten anfangen muß, was Niemand auf die Länge ohne Gefahr für die Gesundheit erträgt.

Dazu kommt nun die ganz comfortable Einrichtung der Häuser, die Reinlichkeit der Straßen, die Billigkeit aller Produkte und Waaren, welche von den überseeischen Kolonien kommen, die Vortrefflichkeit der inländischen Lebensmittel, die man freilich theuer bezahlt; der große Wohlstand, den man überall gewahr wird — kurz Hamburg gewinnt in meinen Augen mehr und mehr, je öfter

ich es ſehe. Denkt man, wie ſchwer die Stadt noch vor wenigen Jahren durch das Brandunglück heimgeſucht wurde, und in wie großartigem Sinn man die öffentlichen Neubauten unternommen hat, ſo ſieht man, wie es doch um das self government eine prächtige Sache ſein kann.

Bei uns ſind ſeit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms IV., in Berlin die bedeutendſten Summen für Neubauten verwendet, man hat den Dom, das neue Muſeum zu bauen angefangen, es werden Fresken komponirt für das Compo ſanto, in dem die Gebeine der Hohenzollern ruhen ſollen, und vielerlei iſt unternommen worden, das den perſönlichen Neigungen des Königs ſchmeichelt: für das Bedürfniß des Volkes, der Bewohner Berlins, iſt aber eigentlich Nichts geſchehen, außer der neuen Anlage des Spree-Kanales vor den Thoren.

Die Abzugskanäle in den Straßen ſind noch ganz ſo mangelhaft als vor acht Jahren, ſo daß

neulich ein Platzregen wieder einmal die halbe Friedrichsstadt überschwemmte, daß die Droschken wegen der vom Wasser aufgehobenen umherschwimmenden Dämme nicht fahren konnten, während die Pferde bis zum Leibe in dem Wasser wateten. Die Kommunikation war für einige Stunden gehemmt, und solch ein Zustand, der in einer neugegründeten Stadt erklärlich wäre, ist doch ganz unverantwortlich in einer alten Residenz, in der man den unnöthigen Dom und ein Campo santo gründet. Selbst Markthallen, wie Hamburg deren zwei vortrefflich eingerichtete besitzt, fehlen bei uns noch ganz. Kurz für Alles dasjenige, was das tägliche Wohlleben des Einzelnen betrifft, ist, bis hinab zu den vortrefflichen Droschken, in der freien Stadt Hamburg durchweg besser gesorgt, als in unserer königlichen Residenz.

Nur die alte Sünde der Thorsperre hat man auch nach dem Brande nicht abgeschafft, und ein Thorsperrkrawall erst in dieser Zeit die Verbren-

nung des Zollhauſes am Steinthor veranlaßt. Sonſt aber iſt Hamburg ſehr ruhig, und wenn auch manche Klagen über die Unbequemlichkeit der Truppendurchzüge, über den Schaden, welchen der Handel durch den däniſchen Krieg erleidet, hier in Hamburg laut werden, ſo iſt dafür der Enthuſiasmus in Altona um ſo größer.

Die Landesfahne weht dort neben der deutſchen Fahne vom Rathhauſe hernieder, in allen Häuſern werden die Verwundeten, welche nicht Platz finden, in dem zum Lazarethe umgewandelten Waiſenhauſe ſorglichſt gepflegt; die jungen, reichen Frauen bieten ſich zu Hülfsleiſtungen in dem Hospitale an; man liefert Wäſche für Soldaten und Verwundete, man theilt Lebensmittel aus, und als in dieſen Tagen die Weimaraner mit den Harburger Dampfſchiffen im Hafen von Altona landeten, wurden ſie mit Muſik und lautem Jubelrufe empfangen. Die Truppen hatten nicht geraſtet, ſchienen hungrig zu ſein. Da war es ſchön

zu sehen, wie man von allen Seiten sich beeilte, den Officieren Brot und Wein zu verabreichen, die es dann augenblicklich mit den Soldaten theilten. Ich sah einen jungen Officier, der zwei nicht große Weißbrote in vier Stücke brach und redlich den Zunächststehenden drei Stücke davon abgab, obgleich er selbst das letzte Viertel so eilig verzehrte, daß man ahnen konnte, auch er habe das Bedürfniß danach lebhaft empfunden.

Diese Landung der Truppen in Altona wird mir unvergeßlich sein. Wie ein warmer belebender Strom zog das Gefühl der Begeisterung durch alle Herzen. Ich war mit dem Konsul A... und seiner trefflichen Frau an das Ufer gegangen. Sie haben sich von der ersten Stunde des Freiheitskampfes mit ganzer Seele daran betheiligt und sind unverzagt geblieben, obschon die Ereignisse ihnen ihr ganzes Vermögen geraubt haben, so daß sie sorgenbelastet in die Zukunft sehen, die ihnen bisher eine gesicherte Ruhe im Kreise ihrer Kinder

zu verſprechen geſchienen. Frau A..., welche erſt kürzlich von dem Beſuche der Hoſpitäler in Rendsburg zurückgekehrt war, und ſchwer verwundete Oldenburger Officiere im eigenen Hauſe verpflegte, dachte tief erſchüttert all' der Todten und Verwundeten, welche ſie ſeit den letzten Wochen geſehen hatte, und der Anblick dieſer jungen, lebensvollen Truppen preßte ihr Thränen in die Augen. Wie mancher von ihnen wird die Heimath nicht wiederſehen, wie mancher leiden und bluten für die Befreiung dieſes Brudervolkes!

Die Begeiſterung für die Erhaltung der Nationalität ſoll auf dem Lande, unter den Bauern und in den kleinen Städten aber faſt noch größer ſein, als in Altona ſelbſt; ſo erzählte mir G..., der, wie Du weißt, ſonſt eben kein Verehrer der Revolutionen und Volksbewegungen iſt. Es muß eine Erhebung ſein, wie die preußiſche im Jahre dreizehn. Die fürſtliche Familie von Holſtein-Auguſtenburg, welche in Nyenſtädten, eine halbe

Stunde von Altona, in einem gemietheten Landhause in bürgerlicher Beschränkung lebt, ist ein Gegenstand theilnehmender Verehrung. Sie kommen selten nach Altona, seltener nach Hamburg.

Die Hamburger Bankfürsten scheinen zum großen Theile der Schleswig-Holsteinischen Sache abgeneigt Die Menschen sind eben nicht alle Idealisten, und man darf es zuletzt dem in ruhigem Besitze Ergrauten nicht verargen, wenn er in sich nicht mehr den Muth fühlt, das Erworbene zu verlieren, eben weil ihm die Kraft fehlt, es auf's Neue zu erwerben. Der Egoismus des Alters verdient fast immer unser Bedauern, nur die Selbstsucht der Jugend ist tadelnswerth und strafbar.

Weil ich vom Alter spreche, erzähle ich Dir zugleich, daß ich denn auch in diesen Tagen den alten vortrefflichen Hartwig Hesse besucht habe, dessen Schwester wir schon früher kannten, und von dem Thereſe uns so viele Züge der Güte und

Menſchenliebe erzählt hat Schon im vorigen Jahre ward ich von ihm aufgefordert, ſeine Gemäldeſammlung anzuſehen, ohne es damals annehmen zu können, weil mein Aufenthalt ſo kurz war. Jetzt endlich bin ich mit A. bei ihm geweſen, und habe ein paar gute Stunden in ſeinem Hauſe verlebt.

Es liegt auf der Sonnenſeite der Esplanade, in ſtiller, friedensvoller Stattlichkeit da. Ein Paar Stufen führen zur Thüre hinan. Mein Begleiter klingelte, ein Diener öffnete und führte uns in eine zu ebener Erde gelegene Hinterſtube, in der Herr Hartwig Heſſe uns empfing, indem er uns mit gutmüthiger Zutraulichkeit die Hand bot.

Hartwig Heſſe iſt nun nahe an ſiebzig Jahre alt. Er iſt mittlerer Größe, hat ein volles rothes, ſcharf geſchnittenes Geſicht, aus dem unter ungewöhnlich ſtarken Augenbrauen ein paar ſchwarze Augen eben ſo klug als freundlich hervorſehen. Sein weißes Haar iſt ſauber geordnet, ſo auch

die ganze Kleidung. Der braune, festzugeknöpfte Ueberrock, welcher die Brustnadel in der feinen Wäsche sehen läßt, die Art, wie Hesse sich trägt, verrathen den an gute Sitten gewöhnten, formvollen Mann, während doch zugleich die höchste Einfachheit und Anspruchslosigkeit seinem ganzen Wesen aufgeprägt ist. Was Hesse für seine äußere Erscheinung thut, geschieht nicht mit Rücksicht auf Andere, er ist eine saubere Natur und hat Gefühl für das Schöne. — Aus dieser Persönlichkeit geht auch die Art seiner Kunstliebe, die ganze Einrichtung seines Hauses hervor, wie ich sie an diesem Tage und bei spätern Besuchen kennen lernte.

Hartwig Hesse ist der Sohn wohlhabender jüdischer Eltern und hat später selbst ein so großes Vermögen erworben, daß er in dem reichen Hamburg zu den reichen Leuten gezählt wurde. Dennoch, und obschon er das Familienleben liebt, es als beneidenswerth schildert, hat er sich nicht ver-

heirathet, ſondern iſt ein Hageſtolz geworden. Früh empfänglich für geiſtige Bildung, die er in dem Kreiſe, in welchem er geboren, nicht überall gleich vorherrſchend finden mochte, hat er bedeutende Reiſen durch Deutſchland, England, Italien und Frankreich gemacht, auf denen ihn zum Theil eine ſeiner Schweſtern begleitete, welche er vorzugsweiſe liebte. Die Geſchwiſter haben längere Zeit in Berlin, Wien und Paris gelebt und vielfache Bekanntſchaften mit den bedeutendſten ihrer Zeitgenoſſen anzuknüpfen Gelegenheit gehabt. Später wurden dieſe Reiſen zwar alljährlich wiederholt, doch auf einige Sommermonate beſchränkt, da Herr Heſſe ſich mehr und mehr an die feſſelnde Bequemlichkeit ſeines Hauſes gewöhnt hatte.

Und in der That iſt dieſes ganz dazu geſchaffen, die Trennung davon zu erſchweren. Im Erdgeſchoß, welches ſich auf einen am Walle gelegenen zierlichen Garten öffnet, und ebenſo in dem erſten Stock, befinden ſich je vier Zimmer, ohne pomp-

hafte Pracht, aber mit geſchmackvollſter Behaglichkeit eingerichtet. In dieſen Zimmern, von denen die untern mehr im Sommer, die obern im Winter bewohnt werden, ſind gegen hundert Oelgemälde lebender Maler vertheilt; nicht als Aufſtappelung für kalte Prunkſucht oder als Aushängeſchild für die todten Millionen im eiſenbeſchlagenen Kaſten, ſondern zum Genuß eines gebildeten Geiſtes und Herzens. Eben ſo gewählt und auf perſönliche Befriedigung berechnet iſt eine Bibliothek, aus den beſten deutſchen, engliſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Werken beſtehend. Kein Buch, welches der Beſitzer nicht kennt und werth hält. Ein alter Diener, den Heſſe jung in ſeine Dienſte genommen und in den Sprachen hat unterrichten laſſen, macht den Bibliothekar. Er war auf allen Reiſen ſeines Herrn ſein Begleiter; und iſt ſo ſehr in deſſen Wünſche und Neigungen eingelebt, daß er wie eine nothwendige Naturergänzung neben ihm erſcheint.

Mit Liebe führte Herr Hesse uns zu seinen Bildern. Es waren lauter Werke lebender Maler; er kaufte grundsätzlich nur solche, und manchem jungen Künstler mochte durch die Kunstliebe des reichen Mannes erwünschte Hülfe geworden sein. »Das ist meine Welt!« sagte Hesse, »die verstehe ich noch, die Welt ist ruhig und beruhigt mich, wenn ich gequält von dem Treiben da draußen, die Zeitungen aus der Hand lege.«

Die letzten Pariser Ereignisse haben auch ihn furchtbar erschüttert. Er hat die Lust am Leben verloren und sieht sich im Geiste, wie viele friedfertige Bürger, beständig von Flinten und Dolchen bedroht. Ich versuchte den alten Herrn zu beruhigen, auch A. stimmte mir bei, eine segensvolle Zukunft aus den Kämpfen des Tages verheißend; aber Hesse schüttelte den Kopf. — »Ja, ja! Sie sind jung«, sagte er freundlich, »Sie können es abwarten. Gestehen Sie indessen, daß wenn man alt ist, sein Leben hindurch gearbeitet

hat und nun ausruhen möchte und still sterben, daß dann der Spektakel der Revolutionen mit Kommunismus und Socialismus ganz anders klingt als in der Jugend.« — »Und doch«, meinte X. »ist Niemand kommunistischer, Niemand zum Geben an Nothleidende von jeher bereitwilliger gewesen als Sie. Bricht einmal die kommunistische Revolution in Hamburg aus, so flüchten Sie nur getrost zu Ihren vierundzwanzig Frauen, die werden ihren Mann schon schützen.«

Wir waren während des Sprechens und Bilderbetrachtens in das Gartenzimmer gelangt, in dem sich unter den modernen, praktisch schönen Möbeln eine gewaltige alte Nußbaumkommode mit blanken Messingschlössern und Griffen so aufdringlich hervorthat, daß mein Auge davon gefesselt wurde, weil das ganze Licht der Herbstsonne sich darin zu sammeln und davon zurückzustrahlen schien. — »Das ist wohl ein altes Familienstück?« fragte ich. — »Nein,« antwortete Hesse

lachend, »es gehört einer Wittwe, die in's Stift will, sobald eine Vakanz eintritt; und damit ich sie nicht vergesse, hat sie mir die Kommode hieher setzen lassen.«

Ich fragte, von welchem Stifte die Rede sei. »Da ich selbst keine Frau habe,« sagte Hesse, »habe ich für fremde Wittwen, und zwar für die Wittwen von Schiffskapitänen und Maklern ein Stift eingerichtet, um doch Etwas für Andere zu thun.« Dann schnell davon abbrechend meinte er: »Das Beste bleibt es doch immer, das Verarmen zu verhüten und arbeitsfähigen Menschen Arbeit zu geben, mit der sie selbst wohlhabend werden können. Ich bin deshalb sehr für Auswanderungen. Wir schicken eben heute wieder ein ganzes Schiff voll arbeitsfähiger Menschen, versehen mit allen Mitteln zur Kolonisirung, nach Australien.« — Er gab uns die Vorkehrungen an, welche zum Besten dieser Auswanderer und für das Gedeihen der Kolonie getroffen worden, kam dann auf die

Verwaltung von Armengeldern, und durch eine naheliegende Ideenverknüpfung auf seine Stiftung zurück. Ich bat ihn, mich dahin zu führen, und wir nahmen Abrede für den nächsten Tag.

Es war ein klarer Morgen, als wir durch die prächtigen Straßen Hamburgs nach der Vorstadt fuhren, in der, auf dem Wege nach Wandsbeck, jene Stiftung gelegen ist. — Eine Reihe von sieben bis acht Häusern, alle gleichmäßig aus rothem Backstein gebaut, fiel mir auf. Ich fragte, ob diese das Stift wären? »Nein,« antwortete Herr Hesse, »sie sind das Kapital des Stifts; aus dem Ertrage dieser Häuser wird zum Theil die Stiftung erhalten.« Das Mittelste derselben hatte einen thorartigen Eingang. Vor diesem hielt unser Wagen, und kaum hatte Hesse den Fuß auf die Erde gesetzt, als eine ganze Schaar von Kindern sich um ihn drängte, ihm die Hand zu geben und guten Tag zu wünschen. Er kannte ein Jedes, und sein gutes Gesicht verlor bei dem

Eintritt in dieſes Aſyl alle Wolken der Sorge und des Mißbehagens, welche die Vorgänge der neueſten Zeitgeſchichte darüber gebreitet hatten.

Innerhalb des Portals zogen ſich zu beiden Seiten einer Straße zwölf einſtockige Häuſer hin, deren jedes eine Thüre und zwei Fenſter hatte. In der Mitte der Gebäude unterbrach ein größerer Hof die Reihen derſelben. Eine große Laterne, ſchattige Bäume, bequeme Bänke gaben dem Ort ein behagliches Anſehen und machten ihn zu einem Ruheplatze für diejenigen Bewohnerinnen, denen ihr Alter weitere Ausgänge verbot. Jenſeit dieſes Hofes lagen die übrigen Häuſer, und am obern Ende war die Straße wieder durch ein großes Gebäude geſchloſſen, in dem ſich eine Schule befand.

Eine muſterhafte Sauberkeit, eine wohlthuende Stille herrſchten an dieſem Orte. Alle Fenſter der kleinen Wohnungen hatten ſpiegelhelle Scheiben, weiße Vorhänge, Blumen, Vögel, und all'

jene Dinge, an denen ſich Menſchen zu erfreuen pflegen, welche ein zurückgezogenes Leben führen. Ich ſprach den Wunſch aus, das Innere dieſer Wohnungen kennen zu lernen. Heſſe trat in das nächſte Haus, die Erlaubniß dazu zu fordern.

Jedes derſelben hatte eine zweifenſtrige Stube nach der Straße, dahinter eine einfenſtrige nach einem kleinen Gärtchen. Hausflur, Küche, Keller, ein Boden und ein Erkerſtübchen waren durchweg gleichmäßig und auf das zweckdienlichſte eingerichtet. Jedes Gärtchen hatte ein Paar ſchöne Bäume, kleine Blumenſtücke, einen kleinen Bleichplatz: eine Waſchkammer und große Regenfäſſer zum Anſammeln des Waſſers für die Gartenpflege und für die Wäſche vervollſtändigten den Haushalt. Das Ganze zielte darauf ab, die Bewohnerinnen ganz unabhängig von einander zu erhalten. »Man hat einmal den Glauben,« meinte Heſſe, »daß die Weiber nicht recht Frieden zu halten verſtehen. Da habe ich ihnen wenigſtens

jede Gelegenheit zum Streiten abſchneiden wollen, und bis jetzt iſt es auch friedlich hergegangen, ſie haben gute Nachbarſchaft gehalten.«

Während Heſſe von der Inhaberin des Hauſes, in das wir getreten waren, eine lange Erzählung über die Hochzeit ihrer älteſten Tochter anhörte, die vor wenigen Tagen der Schullehrer der Anſtalt geheirathet hatte, führte mich eine jüngere Tochter auf den Boden, wo Holz und Torf ſauber aufgeſtapelt und mancherlei Vorräthe für den Winter bewahrt ſtanden. »Dieſes Feuerungsmaterial und ein beſtimmtes Quantum Seife und Lichter werden uns auch geliefert, und zu Weihnachten bekommt jedes Haus eine Beſcheerung an Kuchen und Obſt,« ſo berichtete das junge Mädchen, lebhafte Dankäußerungen für Heſſe daran knüpfend.

Nun aber, als wir das erſte Haus verlaſſen hatten, entſtand eine ehrgeizige Beeiferung unter den vierundzwanzig Wittwen des Stiftes, ihre

Thüren zu öffnen und uns zum Eintritt aufzufordern, um mit dem Comfort und der Zierlichkeit ihrer Wohnungen Herrn Hesse Ehre zu machen. Wir besuchten noch ein paar dieser kleinen Häuslichkeiten; alle waren reinlich, friedlich und still. Es lag etwas ungemein Erbauliches in der Ruhe dieser abgeschlossenen Existenzen, und das Wohlbefinden aller derer, denen Hesse hier eine Zuflucht angewiesen, schien als eigene Glücksempfindung aus seinen Augen wiederzustrahlen. Er machte den schönen Eindruck eines Künstlers vor seinem mit Liebe vollendeten Werke.

»Der erste Gedanke dazu,« sagte er, »ist mir in einer solchen Stiftung in Augsburg gekommen. Nach dem Plane derselben richtete ich Anfangs zwölf Wohnungen ein, um zu sehen, ob die Sache glücken würde. Als sich die zwölf Mütterchen hier behaglich fühlten, ließ ich noch zwölf Wohnungen erbauen und gründete die Schule, die sich und dies schien eine Hauptfreude des alten Herrn

zu ſein) nun ſchon ganz aus eigenen Mitteln erhält. Urſprünglich nur auf die Kinder der Wittwen berechnet, iſt ſie, weil ich auf tüchtige Lehrer gehalten habe, ſehr in Aufnahme gekommen und zählt nun faſt hundert Schüler. Aus der ganzen Nachbarſchaft ſchicken ſie die Kinder hieher, ich habe bereits das Schullokal bedeutend vergrößern müſſen. Sterbe ich, ſo bleibt eben Alles wie es iſt. Die Kapitalien ſind feſtgeſtellt, für mögliche Ausfälle bei den Zinſen iſt durch anderweitige Zuſchüſſe geſorgt, und ich weiß, daß hier immer eine Zahl von Menſchen die Frucht meiner Arbeit genießen wird. Darin liegt etwas, was mir wohl thut. Man hat doch nicht vergebens gelebt.«

Von ſchwatzenden Kindern, die ſich an ſeine Hände, an ſeinen Rock hingen, gefolgt, ſchritten wir dem entgegengeſetzten Portale zu und verließen das Stift. Aber die Erinnerung an den freundlichen Greis, deſſen Leben ſo ſchön zwiſchen Kunſt-

und Menschenliebe getheilt ist, wird mir nicht erlöschen.

Solche milde, stille Naturen findet man nicht häufig in unserer aufgeregten, vom Kampf der Leidenschaften bewegten Zeit. Sie erscheinen freundlich wie Sternenlicht an sturmgepeitschtem, wolkenvollem Himmel, und unwillkürlich steigt die Frage auf, warum sind nicht alle Menschen gut, da es so glücklich macht, gut und hülfreich zu sein?

9.

Hamburg, 15. Auguſt.

Ehe ich Dir ein Wort von dem Wiederſehen unſeres Freundes S. ſage, muß ich Dir vor allen Dingen eine komiſche Scene ſchildern, die ich vor einigen Wochen auf der Reiſe hieher erlebte, und an die ich heute durch ein Frühſtück in dem Auſternkeller von Wilken erinnert wurde.

Es ſaßen außer mir drei Männer in dem Koupé des Wagons. Sie mußten Alle viel gereiſt ſein und ſprachen von den vorzüglichſten Reſtaurants, von den beſten Hotels der euro-

päiſchen Hauptſtädte, von den Vorzügen der franzöſiſchen, engliſchen und deutſchen Küche.

Alle Drei ſchienen Kenner in ihrem Fache, der Eine aber ein enthuſiaſtiſcher Liebhaber, ein genießender Dilettant der edlen Kochkunſt zu ſein. Es war offenbar ein junger Kavalier. Keiner jener ſchottiſchen Kavaliere, die mit dem ſchönen alten Liede:

Young Charley is my darling! my darling!
The young cavalier!

einſt todesfreudig auf den Ebenen des Hochlandes in den Tod gingen, ſondern ein junger, blonder, mit den edelſten Speiſen, nach allen Regeln der Kochkunſt, dick gefütterter Kavalier aus Mecklenburg.

»Bah!« ſagte er, »man kann ſich ernähren von den Fritturen Italiens, von den Entremets in Paris; man kann ſatt werden in England: aber eſſen, was ich eigentlich mit Bewußtſein, mit Genuß eſſen nenne, das kann man nur in

Hamburg — und eſſen wie ein Mann, wie es einem männlichen Manne zukommt, nur bei Wilken.«

»Im Auſternkeller auf dem Neuen Wall?« fragte Einer der Anderen.

»Eben da! Sehen Sie, das iſt eine Koſt voll Kraft und Saft; eine Koſt, die nicht nervenſchwach macht, ſondern in's Blut geht. Aber die Bewirthung ſeiner Gäſte iſt auch Gewiſſensſache für Wilken. Wilken iſt kein Gaſtwirth, welcher nur Geld machen will; Wilken iſt ein Ehrenmann, der es weiß, was es ihm für Pflichten auferlegt, wenn Leute von Stande ſich von ihm beköſtigen laſſen. Er würde ſich ſchämen, einem Kavalier Etwas vorzuſetzen, das nicht in ſeiner Art vollkommen wäre; er hält darauf, wie ein Edelmann auf ſein Wappen. Wilken hat Ehrgeiz, er iſt ſtolz auf ſeinen Ruf, er iſt der Napoleon der Reſtaurants.«

Ich horchte ernſthaft zu: der Ehrenmann

Wilken, dem die ſtandesgemäße Fütterung junger Mecklenburger Kavaliere Gewiſſensſache war, fing an mir eben ſo viel Achtung einzuflößen, als der Redner ſelbſt, welcher fremdes Verdienſt ſo eifrig zu erheben, ſo würdig zu ſchätzen wußte. Es beruhigte mich, daß auch in unſerer Zeit jeder Mäcen ſeinen Horaz finde; ich mußte mir ſagen, der Ehrgeiz eines Reſtaurants ſei eben ſo berechtigt als irgend ein anderer; es liege in jedem Streben Genuß, in jedem Gelingen Glück. Sah ich doch in Genua einen Marcheſe Grimaldi, der ſeit zwei Jahren die Welt durchreiſte, um zu erforſchen, wo das beſte Eis gemacht werde, und der nach zwei Jahren ernſter Prüfung noch immer zwiſchen De Angelis im Toledo zu Neapel und Tortoni in Paris ſchwankte, ohne der Arbeit und der Forſchung müde geworden zu ſein.

Warum ſollte man ſich nicht ebenſo gut für das Gelingen einer Matelotte mit Auſternſauce,

für einen Punch à la Romaine, als für den Tonfall eines Liedes und den Rhythmus eines Gedichtes begeiſtern können? Jede Wiſſenſchaft iſt anziehend! dachte ich, als der junge Gaſtronom alſo fortfuhr:

»Daß Wilken noch ächt plattdeutſch ſpricht, daß er all' ſeine Vorräthe liebt, ſie ſelbſt bewundert, ſie im Hamburger Dialekte dem Kenner, den er ſchätzen gelernt hat, aber auch nur dieſem, ſelbſt vorführt, wie ein Kunſtliebhaber die Prachtſtücke ſeiner Sammlung, das iſt der Haut gout von Wilken's Auſternkeller.«

Plötzlich raffte der Redner ſich empor, zog Kravatte und Hemdeärmel, Böſſchen und Weſte zurecht und rüſtete ſich zu einer großen That. Ich betrachtete ihn ſtaunend, der Dinge harrend, die nun kommen ſollten.

Es war auf eine dramatiſche Vorſtellung abgeſehen, er wollte ſeinen Hörern Wilken wenigſtens im Bilde vorführen, ihnen die Zauberfor-

mel mittheilen, mit welcher Wilken den Eingang in ſein Reich dem Geweihten erſchließt.

»Sehen Sie dieſe Rebhühner!« rief er mit einem Male in plattdeutſcher Sprache, »ſie ſind gerade zwei Tage alt, in fünfzehn Minuten können ſie juſt recht ſein. Betrachten Sie die großen Holſteiner Auſtern. Ich halte ſie nur als Rarität, denn eſſen kann das plumpe, großſchalige Zeug kein honetter Magen. Wie ungeſchickt, wie unförmlich ſchon dieſe Holſteiner Auſternſchalen ausſehen gegen die Zierlichkeit der Auſtern von Colcheſter! Ja! die Engländer! Das iſt ein Volk! Alles, was von dort kommt, hat Geſchick! Auch dieſer Käſe! es iſt Alles dauerhaft und ſolid, was von England kommt! Der Stiltonkäſe, der Cheſterkäſe, die halten durch das ganze Jahr! — Schmecken Sie den Cheſter, ich habe ihn nie beſſer gehabt! — Aber der franzöſiſche Kram, der taugt zu Nichts! wie lange hält ſich der Roquefort oder der Frommage de Brie? nur

die Trüffeln ſind gut! Wollen Sie Trüffeln in der Sauce? Sie ſind friſch angekommen, ächte Perigords, ich halte ſie noch zurück vor gewöhnlichen Leuten; aber Sie ſollen von den friſchen haben, Sie verſtehen's, Ihnen gebe ich davon.« —

Der feinſchmeckende, von Wilken geehrte Kavalier lachte laut in ſeliger Erinnerungsfreude; ſeine Zuhörer ſtimmten mit ein. Aber der Höhenpunkt ſeines Entzückens war mit dieſer Erinnerung erreicht; er verſank in Schweigen und aus dieſem in Schlummer, im Traume lächelnd, als werde er von lauter gebratenen Rebhühnern umflogen, als ſtiegen Perigordtrüffeln vor ſeinem innern Auge aus der Erde, ſich friſch hineinbiegend in die Madeiraſaucen; und als ſchäumten ganze Ströme von Champagner, Ale und Porter durch das Paradies ſeiner Phantaſien. Seine Lippen bewegten ſich koſtend, ſeine Kinnbacken rührten ſich leiſe, und immer lächelnd ſchlummerte er fort, bis in Bergedorf die Vierländer

Frauen ihm ihre Sträuße und Früchte in den Wagon hineinreichten.

Trotz dieser Apotheose von Wilken hatte ich an den Namen, den Mann und die Sache nicht mehr gedacht, nachdem ich in Hamburg angelangt war. Da hörte ich eines Abends von Freischärlern, die im Mondschein vor mir auf dem Jungfernstiege einherschritten, die Worte: »Wilken ist eine verdammt fire Kneipe!« und gestern sagte mir der gute Minister von S...: »Wilken müssen Sie doch besuchen! Die Austernzeit beginnt nun wieder und Wilken ist unser Rocher de Cancale. Die Damen der Hamburger Aristokratie — denn die freie Hansestadt hat noch stärkere aristokratische Vorurtheile, als die unerträglich aristokratischen Städte der freien Schweiz — die Damen unserer Aristokratie gehen nicht zu Wilken, aber alle Fremden besuchen ihn. Wollen Sie meine Begleitung annehmen?« —

Ich that es mit Freuden, und gestern machten

wir uns um ein Uhr auf den Weg, unser Früh-
stück bei Wilken zu genießen.

Auf dem Jungfernstiege vor den zahlreichen Hotels, welche das Alsterbassin einschließen, war es, wie immer, von Menschen und Equipagen belebt. Hamburg hat anscheinend weniger als irgend ein anderer Ort Norddeutschlands sich über die Störungen durch die Revolution zu beklagen. Es hatte keine Fürsten zu verlieren, die nicht aus ihrer Traumruhe gestört sein wollten; keinen auswandernden Dienstadel, welcher nur in der Hofluft athmen kann und fliehen muß, wenn diese Atmosphäre ihm entzogen wird. Mögen die Senatoren und Doktoren des hohen Rathes noch so unzufrieden mit den beabsichtigten Reformen in der Verwaltung sein, sie gehen nicht davon, denn der Besitz bindet sie an die Heimath. Die hochweisen Herren fahren nur mit etwas weniger Selbstzufriedenheit nach den schönen Landhäusern an der Elbe, und genießen mit etwas geringerem

Appetit die Lukullischen Mahle, welche dort bereitet werden. Dabei aber können sie selbst und Handel und Gewerbe dennoch gar wohl bestehen.

Unter den zahlreich umhergehenden Fremden in Civil sah man Truppen von allen Waffengattungen, welche nach Holstein marschirten, und hörte eine Musterkarte von deutschen Dialekten. Staunend blickte eine Vierländerin in ihrer fast schweizerischen Tracht zu einem stämmigen Schwaben empor, der mit den »Würtembergern« gekommen war und ihr in seinem Dialekt Zärtlichkeiten »vorplauschte«, welche sie erst verstand, wenn er sie in Umarmungen übersetzte. Frankfurter, Nassauer, Weimarer Officiere saßen vor den verschiedenen Pavillons, ihr Frühstück verzehrend, mitten unter den Kaufleuten, welche auf den Glockenschlag der zweiten Nachmittagsstunde warteten, um zur Börse zu eilen und nicht die vier Schillinge, die Strafe der Verspätenden zu zahlen. Vor dem Hotel de l'Europe waren

besonders zahlreiche Menschenmassen beisammen. Dort wohnte Major v. Tann, der Chef des ersten, tapfern Freikorps. Mehrmals an jedem Tage zwang ihn das laute Rufen des Volks sich am Fenster zu zeigen, und die angesehensten Bürger und Handelsherren der Stadt — obschon der Mehrzahl nach sehr gegen den holsteinischen Freiheitskampf eingenommen, der ihre Handelspläne kreuzte und ihre Schiffe an den Hafen bannte — fuhren mit ihm in vierspännigem Wagen einher, ihm Hamburg und die Sehenswürdigkeiten der Umgegend zu zeigen.

Das war denn ein wunderlicher Anblick! Im Fond des Wagens der stattliche, kräftige, in sich gefestete Major v. Tann, in knapper, grüner Uniform; neben und gegenüber ihm drei Hamburger Bürger, in saubersten Civilkleidung. Bei dem Kutscher und hinten auf dem Dienersitz saßen zwei, drei Freischärler, der Eine in grüner Leinwandblouse mit einer Militairmütze, der Andere in der

Tann'schen Uniform mit einer Feder an dem Strohhut, der Dritte in einer Kleidung, von der jeder Bestandtheil einst einem andern Besitzer gehört hatte, und die nie Zusammenhang gehabt, bis sie sich auf dem Körper dieses Mannes plötzlich zu einem Anzuge vereinigt fanden. Und nun rings um den Wagen her Vivat rufende Freischärler und Soldaten, gaffende Bürger, lorgnirende Fremde; und die grüßenden Kellner vor den Hotels und die Vierländer Blumenmädchen mit ihren Nelkenbouquets sich herandrängend, schäkernd und kokettirend! — Es waren phantastische Zusammenstellungen voll südlicher Lebhaftigkeit, welche so eigenthümlich erschienen unter der grauen deutschen Nebelluft, daß man sich kaum noch in dem alten Hamburg zu glauben vermochte.

An den großen Bleichen vorüber, den alten Jungfernstieg entlang, begaben wir uns nach dem neuen Wall, der breiten, schönen Straße, in

welcher sich die reichsten Magazine durch die Erdgeschosse aller Häuser ziehen. Wir gingen die rechte Seite der Straße hinunter bis fast gegen das Ende.

Alle Häuser des neuen Walls haben Souterrains; die Treppen, welche zu diesen hinabführen, sind mit kleinen, eisernen Gittern versehen. Vor einem dieser Gitter machte mein Begleiter Halt.

»Wilken's Austernkeller« stand auf einem kleinen Schilde über der Thüre geschrieben. Ein Haufen großer und kleiner Austernschalen lag vielversprechend oben auf dem Trottoir.

Zehn bis zwölf Stufen führten uns hinab und wir waren bei Wilken! — bei Wilken, der in weißer Weste und weißer Jacke hinter seinem Ladentische stehend, meinen Begleiter höflich begrüßte.

Das Entree war klein und eng, der Tisch klein und eng, auf dem die kulinarischen Herr-

lichkeiten aufgestapelt waren. Ich dachte an den Mecklenburger Kavalier, welcher Wilken den Napoleon der Restaurants genannt hatte, und Wilken's bescheidene Umgebung, seine weiße Weste und weiße Jacke erhoben sich für mich zu der rührenden Einfachheit des »grauen Ueberrockes und des kleinen Hutes.«

Auf zierlichen Sockeln von wohlgeschnitztem Weißbrot ruhten zarte Rebhühner in gelblichweißer Schönheit; das dunkle Roth der rohen, speckdurchspickten Rinderfilets bildete den Hintergrund für die blaßrosa Koteletts; in langen Streifen zogen sich geräucherte Aale um Lachs- und Aalpasteten, deren Gallert in der Sonne glitzerte; Pickels und Saucen schimmerten aus ihren grünen Gläsern hervor; silberweiße Sardellen lagen sanft hingestreckt im Schatten dunkler Trüffelberge, und während sich auf der rechten Seite der kleinen, weiß überdeckten Tafel, Käse aller Arten zu einer großen Pyramide erhoben, lachten

Früchte in gläſerner Schale aus der Mitte des Tiſches hervor.

»Was haben Sie?« fragte mein Begleiter.

»Colcheſter-Auſtern und ächte Schildkrötenſuppe!« antwortete Wilken, wie ein Kaiſer, dem geehrten Gaſte nur die Elite ſeiner Garden vorführend.

»So bringen Sie Auſtern, roh und gebraten.«

Wir gingen in die Speiſezimmer; da ſaß der »junge Mecklenburger Kavalier« beſchäftigt, ſich bei Wilken ſtandesmäßig mit nahrhafter Koſt zu ernähren. Er blickte nicht empor bei unſerem Eintreten, er ſah ernſthaft hernieder zu dem Rinderfilet auf ſeinem Teller, männlich und in ſich geſammelt nur mit ſeiner Arbeit beſchäftigt.

Wilken's Keller beſteht aus einem großen und mehreren kleinen Zimmern, niedrig wie Schiffskajüten und ſchmuckloſer als dieſe. Keine Wölbungen, in denen ſich die Geiſter der Erinnerungen verbergen, wie in den Hallen des Bremer

Rathskellers, keine düstern Hintergründe, mit der tiefschwarzen, stillen Ruhestätte der zwölf Apostel.

Durch die Fenster über dem Trottoir scheint altklug der Tag herein, und Stiefel und Füße der Vorübergehenden passiren vor uns die Revue.

Ich hörte der freundlichen Rede meines Begleiters zu, ich betrachtete das Lokal, den Kellner, welcher vor uns die Tafel deckte, die verschiedenen Stiefel, Pantalonsenden und Rocksäume über unserem Horizonte, aber immer und immer wendeten sich meine Blicke dem jungen Kavaliere zu. Ich hatte noch nie einen solchen Priester an dem Opferaltar seines Gottes gesehen.

Und das Rinderfilet verschwand und der Kellner kam, und der Kellner ging und Wilken erschien in Person. Sie sprachen nicht laut, sie sprachen leise, und ich konnte nicht die Worte verstehen; aber der Ernst in ihren Zügen, das tiefe Nachdenken auf der Stirn des Kavaliers ließen mich die Wichtigkeit dieser Berathung ahnen.

Endlich entfernte ſich Wilken, der Kavalier blieb allein. Er griff nach einem Zeitungsblatte und legte es mit Schaudern von ſich. Es war die Hamburger Reform, ein ultrarepublikaniſches Blatt, ein Störenfried des Genuſſes. Zwei, drei andere Blätter wurden zur Hand genommen und fortgelegt; die Zeitungen ſind jetzt alle aufregend, alle appetitverderbend! — Endlich fand er die täglichen Nachrichten und hatte ſich liebevoll und beruhigt in das Studium der Fremdenliſten und Theateranzeigen verſenkt, als der Kellner zurückkehrte. Er trug eine verdeckte Schüſſel, Wilken folgte ihm auf dem Fuße.

Der Kavalier nahm den Deckel herab, hob die Schüſſel zur Naſe und athmete ihr Arom, ich blickte unabläſſig hin — ich hatte noch nie einen Prieſter an dem Altar ſeines Gottes geſehen!

Und der prieſterliche Kavalier ſetzte die Schüſſel nieder, blickte mit feſtem Auge hinein, ſich ſpiegelnd in dem Glanze der Sauce. Was ſie

enthielt? Wie sollte ich das wissen? Was ahnt der Laie von den Wundern, welche sich in der Tiefe der Mysterien verbergen.

Langsam schlug der Kavalier den Aermel der rechten Hand zurück, behutsam hob er einen Theil des Inhaltes aus der Schüssel empor und legte ihn vor sich nieder. Wilken blickte ihn fragend an — der Kavalier zog die Augenbrauen in die Höhe, schaute Wilken in's Auge, nickte billigend mit dem Haupte, ein Lächeln der Befriedigung flog über sein Antlitz, ein Lächeln der Befriedigung flog über das Antlitz von Wilken — und Wilken verschwand und der Kavalier arbeitete fort, eifrig zu Ehren seines Gottes.

Und die Schüssel war geleert und das Porterglas war geleert, noch ein Augenblick des Nachgenusses, noch ein Augenblick stiller Feier und der Kavalier erhob sich von seinem Sitze. Er schlug den Aermel zurück, er rückte die Weste zurecht, er putzte und kämmte den blonden Bart,

den goldenen Schmuck seines sattlächelnden Mundes. Schweigend reichte ihm der Kellner den Rock, schweigend den Hut, schweigend das spanische Rohr; der Kellner wußte, daß man diesen Gast nicht durch Sprechen von seinem Gegenstande abziehen dürfe. Zwei Worte flüsterte der Kavalier im Hinausschreiten dem sich verneigenden Wilken zu; noch ein Lächeln der Befriedigung, des Verständnisses, auf den Lippen des Gastes, auf den Lippen des Wirthes, und der Kavalier verließ die Stätte seiner Arbeit, die Quelle seiner Freude.

Und als ich hinaufstieg aus dem Austernkeller von Wilken's in Hamburg, da hatte ich einen Priester gesehen an dem Opferaltar seines Gottes, ihm dienend in seliger Freude.

10.

Hamburg, 15. August.

Daß die beiden Brüder, Heinrich und Rudolph Lehmann, nach den letzten Pariſer Kampfestagen hieher gekommen ſind, wirſt Du ſchon wiſſen. Wandert man durch die ſchattigen Alleen, welche gleich vor dem Dammthore beginnen, bis hin an das Ufer der Alſter, ſo gelangt man an ein freundliches, blumenumblühtes Landhaus, das im Innern reich geſchmückt iſt mit Kunſtſchätzen, welche die Pietät der Söhne auf dem Altar der Elternliebe niedergelegt hat. In dieſem Hauſe wohnen die

Eltern der beiden Maler und hier haben dieſe einſtweilen ihre Atteliers errichtet.

Heinrich, der in Paris ſo bedeutende kirchliche Malereien ausgeführt, hat, da er nur kurze Zeit in Hamburg zu verweilen denkt, keine größere Arbeit begonnen. Er zeigte uns nur einen ſehr poetiſch gedachten Carton zu einem Bilde, das die Träume der Liebe darſtellt. Schwebende Geſtalten, in denen er vorzugsweiſe glücklich iſt, tragen eine ſchlummernde Jungfrau. Amoretten ſtreuen Roſen über ſie hin, aber auch die Dämonen der Eiferſucht ſchwingen ihre Fackeln, und wenn der Traum ſich erfüllt, wird das Erwachen ein ſchmerzliches ſein.

Rudolph hingegen, der für's Erſte in Hamburg zu bleiben entſchloſſen iſt, hat alle Hände voll zu thun, da die ganze ſchöne und reiche Welt von ihm gemalt ſein will. Eine Menge Bildniſſe von Männern und Frauen waren bereits untermalt, und alle eben ſo ähnlich als künſtleriſch ſchön. Am meiſten aber feſſelte mich ein großes Bild,

daß zwei Italienerinnen darstellt, die sich in einem Kahne ruhig auf dem stillen Meere hingleiten lassen. Wie und wann der Gedanke zu diesem traumstillen Bilde entstanden ist, wirst Du am Besten aus der Skizze sehen, zu der mich einzelne Motive seiner Erzählung veranlaßten. Ich lege sie Dir bei, sie soll den Titel führen:

Aus dem Leben eines Malers.

Eine schwüle Junihitze lag über Paris gebreitet; man vermochte kaum zu athmen. Seit vierundzwanzig Stunden läuteten die Sturmglocken ohne Unterlaß; Blut floß über die Steine hin, die Räder der Pulverwagen und Kanonen färbend, welche in donnernder Eile zu den Kampfplätzen rasselten. In den verschiedenen Stadttheilen wechselten Todtenstille und furchtbares Geschrei mit einander ab. Während ein dumpfes Schweigen im prächtigen von seinen aristokratischen Bewohnern verlassenen Faubourg St. Germain herrschte, nur unterbrochen durch die weit-

her schallenden Donnerschläge der Kanonen und das Geknatter des Gewehrfeuers, stürzten lärmende Volksmassen die Boulevards entlang zu der Porte St. Martin und dem Faubourg St. Denis, wo noch einmal siegreich der Kampf der Besitzenden gegen die Nichtbesitzenden zu Gunsten der Erstern entschieden werden sollte.

Im engen Clos St. Lazare war jedes Haus zu einer Festung geworden. Immer neue Kämpfer drängten sich auf die Barrikaden, Männer und Weiber jeden Alters, von Nachtwachen und Mangel an Nahrung bis zur wildesten Wuth gestachelt, schlecht bekleidet, Zorn und Haß in jedem Zuge des Gesichts. Achtlos schleuderten Weiber einzelne Stücke des Hausrathes, werthgehaltene Gegenstände des geringen Besitzes aus den Fenstern herab auf die anrückenden Linientruppen und Nationalgarden; nichts hatte mehr Werth in ihren Augen, kein Wunsch schien in ihnen zu leben, als die Sehnsucht, den lang verhaltenen Groll in

blutiger Rache zu kühlen. — Aber auch die Nationalgarden und die Linie kämpften ohne Erbarmen. Zeigten die Proletarier die Raserei des Hasses, so offenbarte sich in jenen die kalte Ruhe von Menschen, welche mit dem Naturtrieb der Selbsterhaltung zu dem Aeußersten bereit sind. Nicht mehr als Bürger standen sie sich gegenüber, sondern als feindliche Racen. Die Geister der Vernichtung schwebten über ihnen.

Schon neigte sich der Tag zu Ende. Ein kühler Windhauch fing an die brennenden Wunden zu fächeln, während er das noch strömende Blut der Sterbenden erstarren machte. Leises Wimmern, angstvolles Röcheln der Verwundeten erklang unter den Vorsprüngen und Portalen der Häuser, wohin man sie geflüchtet hatte, als ein neuer Trupp Nationalgarde gegen die Barrikade anrückte, welche die Straße St. Lazare versperrte. Alle ihre Vertheidiger sprangen von der kurzen Rast empor; in einem Augenblick standen sie auf

der Verſchanzung, die blutrothe Fahne wehte in ihrer Mitte; ein junges Weib hielt ſie hoch in der kraftvollen Rechten. Ihr ſchwarzes Haar flatterte aufgelöſt um das bleiche, zornentſtellte Antlitz, aus dem die dunkeln Augen mächtig hervorglühten. Das Gewand war zerriſſen, die nackten Arme von Pulver geſchwärzt.

Ein Jüngling wollte die Vordringende zurückhalten. »Denke an unſere Mutter, Marie!« — »Sie haben mir den Mann erſchoſſen und die Trümmer unſeres Hauſes haben mein Kind erſchlagen,« antwortete ſie und warf ſich, die Fahne ſchwingend, den Kämpfern voran, bis an den äußerſten Rand der Barrikade. Schüſſe krachten um ſie her, vernichtend flog ein Hagel von Steinen nieder auf die Angreifenden. Da erſcholl noch einmal das Commandowort in den Reihen der Truppen. — »Feuer!« rief der Officier; grelle Blitze zuckten auf, ein furchtbarer Donner krachte durch die Luft, Rauchwolken verhüllten die Scene.

Als ſie verflogen waren, ſtand die Barrikade verlaſſen: die Truppen räumten ſie weg und auf den zertrümmerten Balken derſelben legten zwei Nationalgardiſten die Leiche eines erſchoſſenen Weibes nieder, deſſen Hand noch im Tode die Fahne der rothen Republik umklammert hielt. Schaudernd verließ ein Deutſcher die Stätte dieſes Kampfes, deſſen Zeuge er zufällig geworden war. — Sich einen Weg bahnend durch die immer wachſende Verwirrung, gelangte er über die Boulevards und den Platz de la Concorde in ſeine weit entlegene Wohnung.

Es war das Atelier eines Malers. Die letzten Tagesſtrahlen fielen, gebrochen durch die Pulver- und Staubwolken, welche über der Stadt ſchwebten, matt durch die Scheiben des halbverhängten Fenſters. Ihr gelbliches Licht erhellte ein großes Oelgemälde auf einer Staffelei. Es ſtellte den heiligen Sebaſtian dar.

In ſtiller grüner Waldeskühle war der Heilige,

von Pfeilen durchbohrt, an einen Baum gebunden; dem Tode nahe sank die schöne bleiche Gestalt mehr und mehr in sich zusammen. Mit der schwindenden Aussicht auf rettende Hülfe schien die Kraft des Widerstandes gegen den Tod in ihm gebrochen zu sein. Er hoffte nicht mehr, er ließ sich sterben, und doch nahte die Hülfe. Aus der Ferne, aus dem tiefsten Schatten der Bäume trat sie hervor, eine Römerin in dunklem Gewande, mit der emporgehobenen Rechten den Korb auf ihrem Kopfe stützend, in dem Früchte und Brot Labung und Erhaltung versprachen.

Müde und bleich sank der Künstler vor seiner Staffelei auf einen Stuhl nieder, das Haupt sinnend auf die Hand gestützt, während sein Auge träumend auf dem Bilde vor ihm ruhte. Die Stille in seinem Gemache hatte etwas Furchtbares nach dem Lärm des Kampfes, den er eben verlassen. Dumpf klangen die Glockenschläge von Notre Dame herüber, wie Grabgeläut der unter-

gehenden Generation. — »Die Menschheit ist todeswund, wie dieser Heilige!« rief der Künstler, »sie ist dem Untergange geweiht, wie er, wenn ihr nicht bald der rechte Befreier naht!

Thränen der Erschütterung entströmten seinen Augen. Wo ist die Zeit des Friedens hin?« seufzte er, »wo sind die stillen Stunden hin, die ich in reinem Genuß heiliger Schönheit verlebt?« Er versank in Gedanken. Immer matter ward das Licht des Tages, graue Dämmerung herrschte in dem Gemach und legte ihre Schleier über die Gemälde; aber je mehr dieselben seinem Auge entzogen wurden, um so heller stiegen die Erinnerungen vergangener Zeiten in ihm empor.

Ein Jahr war es her, daß er an gleichem Tag einsam in einem Boote die blaue Fluth des Mittelmeers durchstrich, die sich sanft plätschernd um Procida schmiegte. Mit sicherer Hand hatte er die leichte Barke vom Lande gestoßen und war hinausgefahren in das Meer, gegrüßt von den

ſchönen Weibern am Ufer, welche in ihrer reichen Sonntagstracht dem ſtattlichen Fremden freundliche Worte und freundlichere Blicke nachſendeten.

Der ganze Zauber des Südens erblühte wieder vor ſeinem geiſtigen Auge bei dieſer Erinnerung. Er fühlte den Duft der Orangen und des Jasmins über den ſalzigen, friſchen Waſſern ſchweben. Das tiefe Blau des Meeres, unmerklich in den Horizont verſchwimmend, war, wie dieſer ſelbſt, vom letzten Gold der Sonne überſtrömt und durchfluthet. Aus der Ferne tauchte in bläulichem Lichte die Felſeninſel Capri hervor; eine ſüße Wärme ſtrömte durch die Natur. Zahlreich wiegten ſich nah und fern die weißen Segel der Kähne und Barken auf dem friedlichen Elemente, als plötzlich ſein Auge wie von einem milden Zauber gefeſſelt ward.

Ohne Ruderſchlag, nur durch den leiſen Druck des Steuers im Gleichgewicht gehalten, ſchwebte eine Barke heran, deren muſchelförmige Wölbung

zwei jungfräuliche Gestalten über die Wellen trug, Töchter Italiens, Töchter einer glückseligen Natur. Hoch aufgerichtet stand die Eine in der Mitte des Bootes. Ihr schwarzes, von dem mit Gold und Purpur durchwirkten Bande gehaltenes Haar legte sich in sanften Biegungen um die Schläfe. Heißes, dunkelrothes Blut strömte durch die Adern der bräunlichen Haut. Die Sonne ruhte liebend, gleichsam verweilend auf ihrer Schönheit, als wollte die Natur vollends alle Gefühle des Herzens reifen, das in jugendlich bangen Schlägen unter dem rothen Mieder den weiß verhüllten Busen hob. In bunter Farbenpracht flossen die Gewänder am schlanken Leib hernieder. Eine Zither stand, von dem Arme des Mädchens umschlungen, auf der Bank des Schiffchens; das Haupt der Jungfrau lehnte sich an den Hals des Instruments, mit dessen Klängen ihre Stimme sich eben erst vermählt hatte, holde Liebesgrüße den ziehenden Wolken anzuvertrauen. Süßer Wehmuth voll

blickte ihr dunkles Auge in die Weite, den fernen Geliebten ſuchend, in ſehnſüchtiger Klage, in frohem Hoffen baldigen Wiederfindens.

Aber keine irdiſche Hoffnung lebte in der Gefährtin, welche zur rechten Seite der ſtehenden Jungfrau im Kahne ſaß. Ihr bleiches Haupt, von lichtem Gelock umfloſſen, war mit einem grünen Kranze geziert — mit jenem Kranze, den man ihr in's Haar geflochten, den Hochzeittag zu feiern, als man ihr den Bräutigam, getroffen von dem bezahlten Dolchſtoß des reichen, verſchmähten Gouverneurs, ſterbend in die feſtlich geſchmückte Halle des Vaterhauſes brachte. Keine Thräne war ihrem Auge entſtrömt, kein Klagelaut ihren Lippen. Schweigend und auf Troſt verzichtend hatte ſie den Blick zum Himmel erhoben, in frommer Ergebung, in gläubiger Sehnſucht nach einem Wiederſehen über den Sternen. Und mit dieſem glaubensvollen Blicke ſchaute auch jetzt ihr Antlitz, leiſe auf den Arm geſtützt, zu den Wolken empor,

so abgewendet allem Irdischen, daß die weiße Wasserlilie unbeachtet der Hand entglitt, welche, über den Rand der Barke hinabgesunken, fast von den spielenden Fluthen geküßt ward.

Ob er in Italien einst diese Scene wirklich gesehen, ob man ihm die Geschichte der schönen Trauernden erzählt, er wußte es sich nicht mehr zu sagen, als er in seiner einsamen Zelle diese Bilder im Geist erschaute.. Sie standen vor seinem Auge lebendig da, fortdauerndes Leben fordernd von seiner Künstlerhand.

Es war Nacht geworden, die Finsterniß hatte ihre unheimlichen Schleier über Paris gebreitet. Noch immer tönte wilder Lärm aus der Ferne herüber, immer noch dröhnten Kanonenschüsse und Gewehrsalven durch die Luft. Und die Nacht entschwand und ein neuer Tag stieg empor und der Kampf wüthete fort. Als er endlich schwieg, lagerte sich die Grabesstille der Erschöpfung über Paris, noch grauenvoller in ihrem Schweigen

als das wildeſte Toben der Schlacht. — Wohin das Auge blickte, Scenen der Trauer und des Entſetzens! aber wie ein milder Sonnenſtrahl aus tiefem Dunkel tauchte immer und immer wieder die Erinnerung an jene Jungfrauen in der Seele des Malers empor, ſein Herz erlabend durch ihre milde Schönheit, durch die Heiligkeit ihrer ſanften Trauer, wenn um ihn her die harten Worte des unerbittlichſten Parteikampfes eine ſchwere Zukunft voll Blut und Jammer verkündeten. Sie wurden ſein Troſt, als er zu Pinſel und Palette griff, ſich zu retten aus der Verwirrung des Augenblicks.

Ruhe und Frieden kehrten ein in ſeine Bruſt bei der Arbeit in einſamer Zelle. Mit liebender Hingebung ward das Bild vollendet, eine Befreiung des Künſtlers von ſchmerzvoller Erregung, eine Blüthe der Poeſie, gekeimt auf den Gefilden des Todes.

Helgoland im September 1848.

II.

Helgoland, den 3. September 1848.

Es giebt einen perſönlichen Gott, und die Seekrankheit iſt das Mittel, deſſen er ſich bedient, die Atheiſten zu bekehren!

Stundenlang hatte mir einſt der gelehrte Naturforſcher K. bewieſen, daß die Exiſtenz eines perſönlichen Gottes allen Regeln der geſunden Vernunft widerſpräche, daß ſie durchaus unmöglich ſei. Heute, als er mir, gegenüber in der Kajüte des Dampfbootes auf dem Divan liegend, mit allen Qualen der Seekrankheit kämpfte, ſtieg

mal auf mal ein Hülferuf, ein stöhnendes, kindlich bittendes »o Gott!« zu dem unmöglichen Gotte empor, und ein tiefes »Gott sei Dank!« entwand sich seiner Brust, als endlich das Anker ausgeworfen ward, und das furchtbare Heben und Sinken des Schiffes sein Ende fand, das uns während der vierzehnstündigen Sturmfahrt gemartert hatte.

Es war zehn Uhr Abends und ganz finstere Nacht. Schwindelnd, unsicheren Schrittes, stiegen wir die Schiffstreppe hinunter in eines der wartenden Lootsenböte. Ein feiner Regen, untermischt mit dem aufspritzenden Schaum der Wellen, netzte die Mäntel und die blassen Gesichter der Passagiere, welche von der Laterne des Lootsen beleuchtet wurden, der das Ueberfahrgeld einforderte.

Vor uns lag der Felsen Helgoland. Zahlreiche Lichte glänzten unten am Ufer und oben auf der Höhe, man hätte es schön finden müssen,

wäre man eines Gedankens der Art fähig gewesen; aber kein Laut der Bewunderung erscholl von irgend einem Munde Die Seekrankheit ist ein gutes Mittel auch gegen den Enthusiasmus der Touristen.

»Welch entsetzliche Fahrt!« — »Ich verwünsche das Meer und Helgoland!« — »Zwölf Schillinge Madame!« — »Mama! Mama! das Boot fällt um!« — Ein lauter Ausruf der Angst von einer Frauenstimme; ein neues, furchtbares Heben und Sinken des Bootes; neue Ausbrüche der Seekrankheit; ein allgemeiner Chor von Gott Lob! als Begleitung zu dem im tiefen Baß gesprochenen Gott Lob! des bekehrten Naturforschers, und das Boot ward an den Strand gezogen.

Roth ist das Land!
Grün ist die Kant!
Weiß ist der Strand!
Das sind die Farben von Helgoland;

So lautet ein alter Helgolander Wahlspruch, aber von diesen Farben war an jenem Abende Nichts zu erkennen. Beim Scheine einzelner Laternen drängten sich Kofferträger, Abgesandte der verschiedenen Gasthöfe und Badegäste in der Finsterniß durch einander. Man rief den erwarteten Bekannten zu, die Gasthofsboten griffen sich nach Belieben verschiedene Passagiere aus der Zahl der Ankommenden heraus, und diese ließen sich ruhig fangen, denn nicht nur gläubig und still macht die Seekrankheit, sie macht auch sanft und fügsam. Sie ist ein Universalkurmittel, das von philantropischen Menschheitsverbessern lange nicht genug beobachtet wird.

O.'s Stimme rief mir den Willkomm zu, und an seinem Arm gelangte ich über das Steingeröll des Strandes endlich auf festen Boden. Nicht funfzig Schritte vom Landungsplatze beginnen die Häuser des Unterlandes. Durch ein kurzes, sehr enges Gäßchen, führt der Weg zu der Treppe

von hundert ſechs und achtzig Stufen, der alleinigen Straße in das Oberland. Mir ſchien ſie der Pfad zu dem einzigen Glück, das auf Erden der Mühe des Strebens verlohnte, zu einem bequemen, ruhigen Lager, auf dem ich die Leiden dieſes Tages zu vergeſſen hoffte.

Als ich am Morgen erwachte, und an das Fenſter unſerer, auf der äußerſten Nordſpitze der Inſel gelegenen Wohnung trat, lag das Meer vor meinen Augen. Der Sturm des vorigen Tages hatte es wild aufgeregt. Brauſend brach ſich Welle um Welle an dem Fuße des Felſens. Gelblich weiß breitete ſich eine Viertelſtunde vom Felſen, nach Oſten hin, die Düne aus; ein Stück Sandland, aus dem Meere auftauchend, das es in jedem Augenblicke zu verſchlingen droht. Drei ſchwarze Holzbaaken, Zeichen für den Schiffer, ſahen auf der Düne wie Todtenkreuze auf einem Leichenhügel aus.

In dicke, graue Wolken gehüllt, ſchien die

Sonne bleich und todt auf das Meer hernieder. Ein feuchter Wind bewegte die Zweige der kümmerlichen Gesträuche, die sich in dem Gärtchen vor unserm Hause befanden. Traurig streute eine blasse Monatsrose ihre Blätter auf die Erde, und ein Myrthentopf, den man zu kurzer Sommerfreude in das Freie gepflanzt hatte, war in der Nacht vom Sturme geknickt worden. Zwischen Kohlköpfen verschiedener Art, blühte hier eine violette Malve, dort eine kümmerliche Stockrose oder eine Dahlia. Bäume, die man gepflanzt, waren nicht angewachsen, die dürren Stämme, noch sorgfältig an Stöcke gebunden, standen da, als traurige Zeichen der Unfruchtbarkeit.

Die Wirthin unseres Hauses und ein Paar Kinder traten vor die Hausthüre, die Erstere um Wäsche aufzuhängen, die Kinder um auf dem gelben Rasen zu spielen. Ein Dienstmädchen hielt das jüngste Kind, in einem Mantel einge-

wickelt, auf dem Arme. Das geſchah Alles ſo ſtill, ſah ſo kalt aus, daß die fröhlichen Farben an den ſchönen rothen Röcken der Frauen, daß die hellgrünen Borten mir wie ein greller Spott erſchienen in dieſer Natur. Ich mochte gar nicht aufblicken, das Land, das Meer nicht ſehen, und ſtarrte in die Wolken. Da flogen mit ſchwerem Flügelſchlag einige ſilberweiße Möven aus dem Meere empor, ſchoſſen dann pfeilſchnell durch die Luft, und mir ſtürzten die Thränen aus den Augen.

Fort! das war der einzige Gedanke, den ich klar empfand, mitten in der plötzlichen Erinnerung an jede Sehnſucht, die ich gefühlt mein Leben lang. Jeder Todte, den ich beweint ſeit meiner frühſten Jugend, jede Trennung, mit ihren langen, ſchleichenden, einſamen Stunden, unter deren Wucht ich gelitten, ſtanden vor meiner Seele. Tod, Trennung, Sehnſucht, Gefangenſchaft, das waren meine Empfindungen, und ſie

ſchienen mir um ſo ſchwärzer, als ich im Gegenſatze zu ihnen das volle Bewußtſein der Schönheit des Mittelländiſchen Meeres hatte. Ich ſah das Meer zum Erſtenmale wieder, ſeit ich Iſchia und Neapel verlaſſen. Es war auch hier das Meer, es war auch hier ein einſamer Fels im Meere wie dort, aber welch ein Unterſchied zwiſchen der wonneathmenden, feuerdurchſtrömten Natur von Iſchia und dieſer öden Inſel. Dort war ich angelangt von Schmerz gebeugt, und die Natur hatte mir aus ihrer Fülle Kraft gegeben, den Schmerz zu beſtehen und das Leben zu lieben; während ſich mir jetzt die Traurigkeit des Nordens bedrückend auf die Seele wälzte.

Seit jenem Morgen ſind mehrere Tage vergangen, es hat Sonnenſchein gegeben, das Meer iſt in ruhiger, ſanfter Göttlichkeit erſchienen, und hat im Sturme ſeine wilde Allmacht entfaltet, ohne daß ich deshalb beſſer begreife, wie Helgoland den Ruf der Schönheit erlangen konnte,

den es besitzt, wie irgend ein Mensch in dieser Oede mit Genuß ausdauern mag.

Helgoland mag das Paradies der Zugvögel sein, welche sich bei ihren Frühlings- und Herbstwanderungen in großen Schaaren hier zur Rast niederlassen, für Menschen aber ist es ein trauriger Aufenthalt. So lange man von der Erde aus den Himmel und die Sterne sehen kann, braucht man nicht im Luftballon zu leben, um sich an ihnen zu erfreuen; und so lange es noch Meeresufer mit Bäumen und Sträuchen giebt, wird die Macht der Mode zu bewundern bleiben, welche gesunde Menschen, denn von Kranken kann die Rede nicht sein, zu freiwilliger Gefangenschaft auf Helgoland zu bewegen vermag. Das Beste, was man davon sagen kann, ist, daß man hier ein Leben führt, wie auf einem, mitten im Meere vor Anker liegenden Schiffe; aber vier Wochen der Windstille, des Vorankerliegens, sind ein seelenbeklemmender Gedanke. Selbst die Wohnun-

gen in Helgoland dienen dazu, die Idee des Schiffslebens zu vervollständigen, denn sie sind klein und glänzend sauber wie Kajüten, und manche Straßen, vornehmlich im Oberlande, kaum so breit, als die Räume, welche zum Umhergehen unter Deck freigelassen zu werden pflegen. Der Sturm, welcher auf diesem hohen Felsen wüthet, daß man oft Noth hat, sich auf den Füßen zu erhalten, mag wohl die Ursache sein, daß man die Gäßchen so enge gebaut hat, obschon sie pathetisch Nelsonstraße, Trafalgarstraße, Blücherstraße u. s. w. heißen. Wir aber wohnen nicht in diesen innern Straßen, sondern auf dem äußern Rande des Oberlandes, am Falm, und sehen, wenn wir im Zimmer sitzen und das schmale Stückchen Land dadurch unsern Augen entzogen ist, genau wie von einem Schiffe in das Meer.

19.

Den 10 September.

Als unsere Vorfahren sich zu ihrem eigenen Entsetzen den Begriff der Hölle und der ewigen Qualen im Fegefeuer schufen, hatten sie offenbar ohne Kenntniß der Menschennatur gehandelt, und nicht berechnet, daß diese, in ihrem Bedürfniß nach Freude, sich in jede lange währende Lage schickt, und sich selbst umwandelt, um in den gegebenen Zuständen Glück zu finden. Ich bin vollkommen überzeugt, daß man nur in den ersten Wochen das Fegefeuer beschwerlich findet, sich

dann aber allmälig daran gewöhnt, und in seiner Gluth und seiner Flamme endlich Reize entdeckt, für die uns vorher der Sinn abgegangen ist.

Dies Urtheil wird Dir beweisen, daß ich die Oede Helgolands in so weit überwunden habe, als ich mir fest einbilde, ich lebte auf einem Schiffe, und daher gar nicht mehr fordere, daß Etwas darauf wachsen und gedeihen solle. Seit ich zu diesem Punkte gekommen bin, befinde ich mich hier viel besser, und schaudre nur bisweilen, wenn mir die Geschichte von dem großen Kraaken einfällt, von dem riesigen Seethiere, das alle tausend Jahre aus der Tiefe auftaucht, sich für die nächsten tausend Jahre in der Sonne zu erwärmen, und dann, nachdem sich betrogene Menschen darauf angesiedelt haben, weil sie es für eine Insel halten, plötzlich wieder auf den Grund geht. Wer kann den eigentlich wissen, ob Helgoland nicht ein solcher Kraaken ist? Alle Morgen empfinde ich mit großer Genugthuung, daß

der Felsen noch nicht untergesunken, daß die Düne mit ihren Badekarren und Holzbaaken noch da ist, daß die Badegäste in ihren Böten wieder zum Bade herüberfahren, und deklamire dann seufzend: »das ist eine Welt, das ist meine Welt!« fange aber an sie zu lieben.

Als nächsten Augenpunkt haben wir aus unsern Fenstern die vier dänischen Fregatten, welche hier als Kaper und Blockadeschiffe kreuzen. Stattliche Fahrzeuge, deren Segel hell im Sonnenscheine glänzen. Bald liegen sie ferner, bald näher an der Insel. Wenn dies Letztere der Fall ist, gehört es zu den Belustigungen der hiesigen deutschen Badegesellschaft, zu den Fregatten zu fahren, und sich von den dänischen Offizieren die Honneurs ihrer Schiffe machen zu lassen. Langeweile entschuldigt viel, aber auffallend bleibt es doch, und charakteristisch für die Deutschen, daß sie die Unschicklichkeit dieser Besuche nicht empfinden, daß sie nicht das leiseste Widerstreben

dabei haben, und es nicht begreifen, wie man sich dagegen aussprechen könne.

Bisweilen kommen die Offiziere auch an das Land, um bei dem englischen Gouverneur der Insel zu speisen. Dann gehen sie in den Conversationssaal, wo man ein paar Mal in der Woche Abends tanzt, und wo dänische Offiziere und deutsche Damen trotz des Krieges und der Blockade in bester Eintracht mit einander umherspringen.

Im Uebrigen ist das Leben so einförmig als möglich. Morgens die Fahrt zum Bade und ein Frühstück mit andern Badegästen auf der Düne, wobei es recht heiter und gesellig herzugehen pflegte; Mittags ein vortrefflicher Tisch mit Austern, Hummern, Seefischen; Nachmittags der Kaffee in einem der beiden Pavillons am Ufer, oder eine zweite Seefahrt; dann Betrachtung des Sonnenunterganges von der Westspitze, und endlich in den Wochentagen eine Kartenpartie oder eine

Plauderſtunde im Konverſationshauſe. Sonntags aber ein Ball, an dem auch einige hübſche Helgolanderinnen, leider ganz nach der Mode gekleidet, Theil zu nehmen pflegen.

Hat man dann eine Reihe von Tagen gleichmäßig hingebracht und ſehnt ſich nach Abwechslung, ſo werden der Beſuch des Tanzhauſes, des Leuchtthurmes und der Ginkneipe in Vorſchlag gebracht. Die Letztere habe ich geſtern geſehen und dort den Anblick eines ächt Tenier'ſchen Bildes genoſſen.

Für einen Schilling, neun preußiſche Pfennige, verabfolgt man hier ein Glas Bier, ein kleines Glas Wachholderbranntwein (Gin), zwei Prätzeln und eine Cigarre. Dieſe, in dem ſonſt ziemlich theuren Helgoland, große Billigkeit, macht die Ginkneipe zum Aufenthalte der Matroſen, und an den langen, blankgeputzten Tiſchen ſaßen, von dem Scheine einiger Talglichte beleuchtet, zwei verſchiedene Gruppen trinkend und rauchend bei-

ſammen, welche, als wir eintraten, abwechſelnd Matroſenlieder zu ſingen begannen. Es waren alte, wehmüthige Melodien, Lieder von Scheiden und Meiden, vom Tod des Geliebten, wie die Lebensweiſe des Seefahrers ſie häufig erzeugt. Die Matroſen alle waren ſauber gekleidet, das Lokal reinlich; die wettergebräunten Geſichter ſahen ruhig vor ſich hin, während ſie den Kopf auf die Hand geſtützt, die Cigarre zwiſchen den Lippen, ihre Lieder ſangen, ob ſich, ob uns zur Freude, weiß ich nicht zu ſagen. Aber es lag etwas Rührendes in dieſer Ruhe und ein Ton von Reſignation in dem Klang der Geſänge, der mich zu den Leuten hinzog, und ſie mir befreundet erſcheinen ließ, ſo daß es mir leid that, als ich mir im Hinausgehen ſagen mußte, ich würde vielleicht Keinem von ihnen jemals mehr im Leben begegnen, wenn ich nun bald die Inſel verlaſſen haben werde.

Nicht zu vergeſſen, wenn man der Helgolander

Freuden gedenkt, iſt die große Treppe, der Corſo, der Rialto der Inſel, auf der ſich ein Theil des Lebens koncentrirt, und auf der man die ſchönſten Studien über die Gewerbthätigkeit der Einwohner zu machen vermag. Vier, fünf Mal täglich ſteigt man ſie auf und ab, und gewinnt dabei die nöthige Bewegung, welche ſonſt auf dem kleinen Raume nicht leicht zu erlangen wäre. Die Helgolander Promenaden beſtehen aus drei längeren Wegen. Sie heißen die Kartoffelallee — der Weg zwiſchen den zwei Kartoffelfeldern des Oberlandes — die Bindfadenallee — das iſt der Seilerplatz im Unterlande — und endlich die Läſterallee — ſo nennen die Fremden mit Selbſtironie den Landungsort der Böte des Dampfſchiffes — wo die Badegäſte ſich verſammeln, ſich an dem Anblick der jämmerlichen, ſeekrank ankommenden Fremden zu beluſtigen. Der längſte dieſer Wege, die Kartoffelallee, mag eine halbe Stunde lang ſein, da ſie die Inſel in ihrer größ-

ten Ausdehnung durchschneidet, aber der harmlose Spaziergang in derselben hat seine Gefahren, wie jedes Umherwandeln im Oberlande oder auf der Düne.

Die Helgolander sind nämlich leidenschaftliche Jäger und die Tradition der Seehunds- und Vögeljagden ist zu den Badegästen gedrungen, um sich bei ihnen als gefährliche Epidemie fortzupflanzen. Jeder Fremde, der sich hier nicht zu beschäftigen weiß, und es unerträglich findet, still in das Meer und den Himmel zu blicken, hängt sich ein Gewehr über die Schulter. Dann verwandelt sich das trübselige Hinstarren in ein unterhaltendes, sehr spannendes Aufpassen, und wer sich mit einem Stock in der Hand langweilte, amüsirt sich mit einer Flinte im Arm, mit der er eben so wenig sein Ziel zu treffen vermag, als mit jenem. Gerade aus diesem Nichttreffen, aus dieser Jagderheiterung der Badegäste, erwächst aber ein beängstigender Zustand. Wohin

man ſich wendet, ein Feuerrohr. Bald eine lange, alte Flinte, mit einem Schloß, das einen Büchſenſchmied des 17ten Jahrhunderts verräth, in der Hand eines deutſchen Schulmannes, der mit der Brille auf der Naſe, nicht einmal die Schüler der erſten Bänke unterſcheiden kann; bald eine prächtige, dem leichteſten Drucke gehorchende Büchſe, in der Hand eines nervenzitternden Lebemannes. Fernſichtig wie ich bin, möchte ich den Schützen immer auf einige hundert Schritte zurufen, ſich um Gottes Willen in Acht zu nehmen, wenn Leute vorbeigehen, denn ohne alle Frage ſind die Robben, Möven und Regenpfeifer vor dieſen Jägern ſehr viel ſicherer als wir.

Hie und dort begegnet man einer Ausnahme, einem wirklichen Jäger, der Etwas geſchoſſen hat, und vor dem man ſich nicht zu fürchten braucht. Zu dieſen gehört der hier wohnende Marinemaler Heinrich Gätke, eine Perſönlichkeit,

die in ihrer Eigenart uns unablässig an Benevenuto Cellini's selbstbestimmtes, gewaltsames Wesen erinnert.

Er ist der Sohn eines Bäckers in der Mark und alle seine Brüder sind bei dem Handwerk des Vaters geblieben. Da Heinrich aber von Jugend auf eine besondere Neigung zum Zeichnen verrieth, und durchaus nicht bei dem Backofen bleiben wollte, suchte man ein anderes Gewerbe für ihn, und entschloß sich, ihn in Berlin bei einem Farbenhändler in die Lehre zu geben. Von dort aus machte er es möglich, die Akademie zu besuchen, und begann, während dieses Zeichenunterrichtes, ohne alle Anleitung in Oel zu malen. Ein Bild, das er nach zweijährigen Uebungen zur Kunstausstellung gab, fand außer vielfacher Anerkennung auch einen Käufer, und der Hinweis auf diesen kleinen Erwerb schaffte die väterliche Zustimmung zu der Berufsänderung des Sohnes

Um Studien zu machen, ging er nach Helgoland, wo er sich in eine Halbländerin verliebte, sie heirathete und sich in Helgoland niederließ. Halbländer nennen die Insulaner Jeden, der von einem Eingebornen und einem Fremden abstammt. Frau Gätke ist die Tochter einer Helgolanderin und eines englischen Offiziers, und hat ihre Erziehung theils in England, theils auf dem Continente genossen. Eine lieblichere, anmuthigere Erscheinung als sie, findet man selten.

Anfangs mochte das Studium des Meeres Gätke in Helgoland fesseln, dann kamen die Sorgen für eine wachsende Familie, und manche andere Rücksichten dazu, ihm das Fortgehen zu erschweren, genug es sind nun zehn Jahre, daß er die Insel nicht verlassen, daß er kein Kornfeld, keinen Wald und kein Pferd gesehen hat.

Autodidakt auch in der Wissenschaft wie in der Kunst, hat er sich eine Masse von Kenntnissen und eine geistige Freiheit erworben, die um

so eigenthümlicher erscheinen, als hier direkt aus der Natur, aus primitiven Zuständen in ihm hervorgegangen ist, was sonst Resultat des Studiums ist, oder Folge der Einsicht in die Mängel der übertriebenen Civilisation. Daraus ist in ihm eine gewisse Wildheit entstanden, die überall zur Selbsthülfe greift, und das Faustrecht über das Gesetz, die natürliche Billigkeit über das juridische Recht stellt; so daß er in betreffenden Fällen zu wunderlichen Thaten geführt wird, welche eben an Benevenuto Cellini erinnern.

Anderer Seits aber hat seine strebsame Natur ihn nicht nur vor Abstumpfung bewahrt, sondern ihn veranlaßt, das ihm Nächstliegende zu beobachten und daraus zu lernen. Ein großer Jagdfreund, hat er die Vögel zu seinem Studium gemacht und sich, wie man mir sagt, bedeutende ornithologische Kenntnisse erworben. Ein Zufall vermittelte unsere Bekanntschaft, wir haben ihn darauf vor einigen Tagen in seinem Hause aufge-

ſucht, das um ſeiner Sonderartigkeit willen auch eine beſondere Beſchreibung verdient.

In einer der ſchmalſten Straßen Helgolands, in der wir, wie die Zugvögel, immer nur Einer hinter dem Andern gehen konnten, liegt ein ganz niedriges, einſtöckiges Gebäude, das, nach Art unſerer Bauernhäuſer, zwei Fenſter von beiden Seiten der kleinen Thüre hat. Ein, nach Helgolander Begriffen prächtiger Garten umgiebt dies Haus. Aber die beiden Bäume dieſes Gartens, die ſchönſten der Inſel, ſtanden in dieſem Sommer blätterlos. Ein ſcharfer Nordoſtwind hatte ſie nach dem Entfalten gepackt und mit ſeinem ſalzigen Hauche ſo gedörrt, daß ſie am Morgen alle herbſtlich welk am Boden lagen. Ein paar kleine Sträuche, einige Zeitloſen, einzelne duftende Erbſenblüthen und andere kleine Blumen waren verſchont geblieben. Sie erſchienen hier herrlicher, als die ſchönſte Centifolie in ſüdlicher Natur. Alle dieſe Blumen und ein Feld

von Kohl und Rüben, waren ſorglich gepflegt. Kohl und Rüben ſind, mit Ausnahme der Kartoffeln, die einzigen Erzeugniſſe der Inſel, und auch dieſe Gemüſe gedeihen nicht auf jedem Punkte des Oberlandes. Alle übrigen Lebensbedürfniſſe, Getreide, Fleiſch, Holz, Torf und ſelbſt das Heu zur Erhaltung der zahlreichen Schafe und der einzigen Kuh, welche dem Gouverneur gehört, muß vom Continente gebracht und die hohe Treppe hinaufgetragen werden, da man mechaniſche Vorrichtungen für dieſen Zweck noch nicht kennt.

Aus dem kleinen Gärtchen vor dem Gätke'ſchen Hauſe traten wir in den Flur, dann zur linken Hand in das Attelier des Malers, das zugleich ſein Studirzimmer und das Wohnzimmer der Familie iſt. Die beiden Fenſter der Hauptwand waren verhängt, um das richtige Licht für die Bilder zu ſchaffen, an dem frei gelaſſenen Seitenfenſter ſtand die Staffelei. Gätke ſaß bei der Arbeit. Er ſtand auf, uns zu empfangen.

Eine große, sehr kräftige Gestalt, ein fast in südlichen Formen stark ausgeprägtes Gesicht, schwarze Augen, ein starker schwarzer Bart, ein langes Haupthaar, so trat er vor uns hin, und erschien noch größer in dem kaum acht Fuß hohen Stübchen, dessen Balken er offenbar mit der Hand erreichen konnte. Er trug eine blaue Leinwandblouse. Ein Paar blühend schöne Knaben, die in dem Zimmer an der Erde spielten, waren angethan wie er.

Helles Sonnenlicht beleuchtete das Gemälde auf der Staffelei. Es stellte eine der hervorspringenden Felsenkanten der Insel dar. An dem wunderbar gewölbten Bogen des rothen Gesteins, das mit seinen verschiedenen Lagen einem aus Quadern geschichteten Bauwerke gleicht, bricht sich die ganze Gewalt der mächtig anstürmenden Brandung, daß das grünlich-graue Wasser wild aufspritzt, dem Widerstande trotzend, in zornigen hoch schäumenden Wogen. Schweres bleifarbe-

nes Gewölk hüllt den Himmel ein, und läßt nur hie und da aus seinem blauen Grunde ein scharfes Streiflicht auf die Wellen fallen, die dann aufglänzen bald in silbernem Weiß, bald in grünlichem Gold, obschon man es fühlt, daß in dieser nordischen Natur die Sonne mehr leuchtet als wärmt Unten am Fuße des Felsens, auf zerfallenem, bräunlichem Geröll sitzt ein Flug weißer Wasservögel, die Federn genäßt vom strömenden Regen, die Flügel ermattet vom Kampfe gegen den Sturm. Ihr sicheres Rasten zeigt die tiefe Einsamkeit an, deren sie hier gewiß sind.

Daneben befand sich eine kleinere Composition, ein mastloses Wrak, vom Sturme an das Land getrieben; eben noch die Welt so vieler Menschen, jetzt bereits das Spiel der Elemente. Ein tiefer, richtiger Blick für die Natur und die ganze Resignation des Menschen vor ihrer Allmacht, neben dem Wohlgefallen an ihrer Wildheit und am Kampfe überhaupt, sprach aus diesen Bildern

Ein Sopha zwiſchen den beiden verhängten Fenſtern, ein Tiſch mit ſchlichter Decke davor, ein Paar kleine Eckſchränke und einige Stühle machten das ganze Ameublement des Zimmers aus. Dagegen befand ſich, in den verhängten Fenſterniſchen aufgeſchichtet, eine ausgewählte kleine Bibliothek. Neben einigen ornithologiſchen Werken ſtanden die deutſchen Klaſſiker, Shakeſpeare und Byron in der Urſprache, griechiſche und lateiniſche Autoren in deutſcher Ueberſetzung, und eine Anzahl der neuen Lyriker unſeres Vaterlandes.

Die Wände waren mit Glaskaſten bedeckt, welche ausgeſtopfte Vögel enthielten. Gätke ſelbſt hat dieſe Alle hier auf ihren Wanderungen geſchoſſen und ſich geübt, ſie auszuſtopfen, was er jetzt mit höchſter Vollendung zu Stande bringt. Ein Kabinet, welches an dieſes Zimmer ſtößt, iſt ſein Laboratorium. Der Thüre gegenüber prangte eine weiße, große Schneeeule, die klug, als ob ſie lebte, nieder ſah. Hunderte von grö-

ßeren und kleineren Vögeln der verschiedenſten Gattungen waren in vortrefflichen Exemplaren vorhanden. Auſtraliſche und Norwegiſche Vögel, Bewohner des Kaps, der heißen Zonen und der Pole fanden ſich hier vereint, wie ſich das Skalpel des Anatomen neben Pinſel und Palette, die Blüthe der Literatur neben der Flinte des Jägers und dem Theerhut des Schiffers befand.

Es lag etwas höchſt Anziehendes in dieſem Daſein. Die Entwicklung großer Kraft in engen Verhältniſſen, die Möglichkeit geiſtigen Lebens aus dem eigenen Innen heraus, ohne unabläſſige Anregung von Außen, erſchienen hier in ihrer ganzen Bedeutung. Man mußte ſich unwillkürlich fragen, ob dieſes Sichſelbſtausbeuten nicht viel fruchtbarer für die eigentliche Entfaltung der Menſchenkräfte ſei, als unſere Lebensweiſe, die uns täglich Neues zuführt, welches für uns durch die Maſſe unerfaßbar wird, während

wir doch unſere Kraft erſchöpfen, in dem vergeblichen Beſtreben, es uns in ſeiner Fülle anzueignen. Der Menſch iſt allerdings nicht für die Einſamkeit, aber noch viel weniger für den Theetiſch geſchaffen und für das Geſellſchaftsweſen, wie es ſich in der großen Welt ausgebildet hat. Eine geſunde Natur wird auch länger ohne Nachtheil die Einſamkeit ertragen, als die Hohlheit unſeres Verkehrs, in dem die beſten menſchlichen Eigenſchaften brach liegen, und nur der Schein kultivirt wird. Dazu kommt noch, daß man in Helgoland nur den Winter auf ſich angewieſen iſt, während der Sommer in den zahlreichen Fremden dem Geiſte vielfache Hülfsquellen eröffnet; und ſo wenig ich im Sommer hier zu leben wünſchte, ſo angenehm kann ich es mir denken, den Winter einmal hier zuzubringen, ſich in ſtiller Ruhe auf ſich ſelbſt zu beſinnen, und einſam zu überlegen, was man innerlich gewonnen habe im Verkehr mit Welt und Menſchen.

Wie der Gewerbtreibende ſtrebt, am Ende des Tages einen Augenblick zu finden, in dem er ſeine Ausgabe mit ſeiner Einnahme vergleicht, und ſeinen Beſitz berechnet, um ſich ein klares Bild ſeiner Lage zu erhalten, ſo müßte man öfters die Menſchen meiden, um mit ſich allein zu ſein, und ſich Rechenſchaft zu geben von dem, was man iſt und kann, von dem, was man in ſich ſelbſt als Eigenthum beſitzt. Dazu aber wäre Helgoland ein Ort, wie kein zweiter zu finden ſein möchte.

13.

Den 14. September.

Eine Vorleſung über das Licht, welche unſer Freund, Profeſſor Ludwig Moſer aus Königsberg, einmal drucken ließ, ſtimmt mit meiner Behauptung über das Akklimatiſiren ganz zuſammen. Er ſagt im Anfange: »Wir empfinden nicht den abſoluten Grad der Einwirkung, welche die Außenwelt auf uns übt, ſondern nur den relativen, und zwar wird der jedesmalige Sinneseindruck nach gleichzeitigen oder vorhergehenden derſelben Art beurtheilt. Auf uns macht des

Abends ein Kerzenlicht einen ſtarken Eindruck, das wir bei Tage kaum empfinden, wenn wir aus einem erhellteren Raum treten. Die Größe der Gegenſtände, ja ihre Farbe, ſind zu einem beträchtlichen Grade dieſem Geſetze unterworfen. Es iſt, wie man bei einiger Ueberlegung einſieht, ein ſchönes Geſetz, darauf berechnet, uns mit der Welt zu verſöhnen, in die wir jedes Mal verſetzt ſind.«

Daran habe ich in den letzten Tagen viel gedacht und mich über die Ungleichheit der Anſchauungsweiſe getröſtet, die Du in meinem erſten und meinen ſpätern Briefen finden mußt. So arm, ſo traurig mir Helgoland erſchien, ſo feſt bin ich überzeugt, daß ich bei unſerer Abreiſe nicht am Ende deſſen ſein werde, was hier zu ſehen und woraus Belehrung zu ziehen wäre, daß ich es ungern verlaſſen werde.

Seit ich die Scheu vor der Seekrankheit über-

wunden habe, und alltäglich mit den andern Badegäſten zur Düne hinüberfahre, habe ich das Gefühl beengender Weltabgeſchiedenheit verloren, und Helgoland erſcheint mir ſchön in ſeiner Iſolirung. Die bleiche Düne kann oft, wenn die Sonne ſie warm beleuchtet, und das Meer zwiſchen der Düne und dem rothen Felſen in einem tiefen, ſüdlichen Blau erſcheint, ſo prächtig ſein, daß man ſie gar nicht verlaſſen mag. Vor Allem iſt es dann ſchön, auf der Südſpitze zu liegen, zu der die golddurchfunkelten grünen Wogen ſo majeſtätiſch breit heranziehen, und von beiden Seiten ſich aufbäumend, niederſteigen auf die Inſel, daß nur der kleine Fleck, auf dem man eben ſitzt, verſchont bleibt von dem ſich langſam über die Kieſel verbreitenden Waſſer. Die Gefahr des Naßwerdens, welche jede Welle mit ſich bringt, hat noch einen beſondern Reiz. Man genießt durch ſie die ſpannende Erregung eines ſchuldloſen Hazardſpiels hier in freier Luft viel leichter und ge-

ſünder als Abends bei dem ſtarkbeſuchten Roulette-ſpiel des Kurhauſes.

Aber abgeſehen von dem Reiz des Helgolander Naturlebens, hat die ſtaatliche Einrichtung der Inſel auch ihr Eigenthümliches. Die Helgolander ſind Frieſen, und die altfrieſiſche Sprache ſoll ſich unter ihnen am reinſten erhalten haben, wie auch ihr Landrecht noch das alte frieſiſche iſt. Das Geſetzbuch hat nur zehn bis funfzehn Geſetze, nach welchen Recht geſprochen wird. England, ſeit achtzehnhundertvierzehn im Beſitze der Inſel, die für daſſelbe als Poſitionsplatz wichtig iſt, erhält einen Gouverneur auf Helgoland, ohne jedoch in den Helgolander Geſetzen eine Aenderung einzuführen, oder irgend welche Abgaben von den Inſulanern zu fordern. Dagegen werden die nöthigen Gelder zur Erhaltung der großen Treppe, des Leuchtthurmes und der Hafenbauten aus England geſendet, und das kluge engliſche Volk handelt auch hier nach dem Princip

jener vortheilbringenden Großmuth, die es überall mit gutem Erfolg und gutem Anſchein in Ausübung zu bringen verſteht.

Unter der Oberleitung des engliſchen Gouverneurs, der ein Offizier höhern Ranges iſt, werden die Verwaltungs- und Rechtsangelegenheiten Helgolands von ſechs Rathsherren, acht Quartiersleuten und ſechszehn Aelteſten beſorgt. Die Würde der Rathsherren und Quartiersleute iſt eine lebenslängliche, die Aelteſten werden auf ſechs Jahre gewählt. Einer der Quartiersleute ſagte uns, daß es höchſt wenig Proceſſe gäbe, daß Diebſtahl faſt nie vorkäme. Weder Schränke noch Häuſer werden verſchloſſen, und jede Hauswirthin verſichert, man könne Geld und Geldeswerth ruhig in den offenen Zimmern liegen laſſen. Und doch muß die Noth hier groß ſein, da, wie geſagt, die Inſel Nichts erzeugt, jeder Lebensbedarf vom Feſtlande gebracht und die Vorräthe für den Winter im Herbſte beſchafft werden müſſen,

denn die Zufuhr ist oft durch Wochen und Monate unmöglich.

Interessant war mir das Bruchstück einer alten Helgolander Gesetzgebung aus dem Jahre eintausend sechs hundert und sechs, die ich in Wiebels Untersuchungen über die Insel Helgoland fand. Diese Gesetze, offenbar, wie Wiebel bemerkt, für eine kleine Gemeine berechnet, zeugen von dem starren Selbsterhaltungstriebe der Helgolander, sobald es galt, fremden Volksstämmen irgend einen Antheil oder Vortheil von dem zu gewähren, was jene als ihr Eigenthum betrachteten; während unter den Insulanern selbst eine fast kommunistische Einrichtung bestanden haben muß.

Es heißt nach dem Wiebel'schen Buche, im dritten Artikel, der den Fremden die Fischerei verbietet: »Da wir doch nichts Andres haben als die Fischerei, und wenn uns diese also genommen würde, so ist es um uns geschehen, so haben wir hernach keine Nahrung.«

Dann Fünftens: »iſt noch von Alters her gehalten worden, wenn ein Schiff ſcheiterte oder Schaden erlitt, daß dasjenige, ſo daran verdienet worden iſt, die ganze Gemeinde erhielte, der Arme davon ſo viel bekomme als der Reiche; ſolches wollen wir auch fernerhin und alle Wege ſo halten und bleiben laſſen, und den armen Wittwen das Brot nicht aus dem Munde reißen und nehmen, welches unſere Vorfahren ihnen gegönnt haben. —

»Zum Sechsten ſoll Niemand mehr von dem haben, das beim Schiffen verdient worden iſt, ſei es bei Tag oder Nacht, als zwei Theile, das dritte Theil gehört aber der Gemeinde.

»Zum Siebenten iſt auch von Alters gebräuchlich geweſen: die Rochen und andre Fiſche, ſo hier im Lande zum Verkaufe kommen, und woran ein Schilling zu gewinnen iſt, davon ſollen die armen Wittwen ſo viel haben, als die Allerreichſten. Solches iſt bisher geſchehen, und wollen

es auch hinfort also halten. Es muß auch kein Fremder den Verkauf hier thun, er sei auch wer er wolle.«

Zum Neunten, »so soll sich nicht vermiethen, wer da will, als nur, wenn ein Mann wäre, der drei oder vier Söhne hätte, und wollte ein Jeder ein Antheil haben. Das ist nicht geschehen und kann auch nicht geschehen. Sondern, wenn Wittwen Leute miethen wollen, so soll kein fremder Mann helfen, der hier nicht wohnt, sondern sie sollen von unserm eigenen Landvolke miethen.«

Die Einwohner sind denn auch heute noch Fischer, Schiffer und Schiffsbesitzer, welche Letztere außer dem Transport der Waaren auch selbstständigen Handel treiben. Daneben aber treiben sie noch alle Handwerke und Gewerbe. Der Schiffszimmermann ist ein sehr guter Conditor; der eine alte Lootse Besitzer einer Leihbibliothek, die er selbst leidenschaftlich benutzt, wie er denn

die neue Literatur kennt, und sehr erfreut ist die Bekanntschaft der Autoren zu machen. Man nannte einige der Rheder reich. In wie weit diese Bezeichnung in Helgoland mit unsern Begriffen des Reichthums übereinstimmt, vermag ich nicht zu entscheiden. Daß aber die armen Helgolander sehr arm sind, dafür will ich mich verbürgen. Jammervollere Gestalten, als ich vor den Thüren des Armen- und Krankenhauses im Oberlande gesehen habe, findet man nicht leicht. Es ist auch gar nicht abzusehen, wovon derjenige sich hier ernähren könnte, dessen Kräfte es ihm nicht mehr gestatten in See zu gehen.

Die See, Meer und Schiff sind Acker und Pflug der Helgolander, die als vortreffliche Lootsen und, in vorkommenden Fällen, als schlaue Seefahrer großen Ruf besitzen. Während der Continentalsperre feierte Helgoland sein goldenes Zeitalter, denn hier war der Stapelplatz der verbotenen englischen und Kolonialwaaren, und von

hier wurden sie theils abgeholt, theils mit unglaublichem Gewinn auf das Festland gebracht. In neuerer Zeit kommt durch die Badegäste jährlich eine namhafte Summe in Umlauf; indeß trifft dieser Gewinn hauptsächlich die Hausbesitzer, und wie überall nur in geringem Maßstabe das Proletariat, das auch hier nicht fehlt. Jenes Biblische: »wer hat, dem wird gegeben werden,« ist eine höchst traurige Wahrheit unter uns geworden. Nur dem Besitzenden wird der Erwerb möglich und leicht, während dem Armen die Hülfsquellen alle verschlossen sind. Wie oft habe ich es gehört, daß bei uns arme Frauen und Männer sich zu Dienstleistungen anboten und abgewiesen wurden, indem man einwendete, sie sähen so zerlumpt aus, daß man sie nicht bei sich aufnehmen könne. Oft aber bedurfte es in der That nur eines Anzuges für die Unglücklichen, damit sie sich schicklich kleiden und, schicklich gekleidet, Arbeit und Erwerb zu suchen vermochten. Die

ersten Personen, welche ich eine wahrhaft förderliche Armenunterstützung ausüben sah, waren in meiner Vaterstadt Königsberg die Anhänger der Ebel'schen Sekte, die vielverklagten, vielgescholtenen Mucker. Ich am wenigsten möchte der Vertheidiger ihrer mystischen Unklarheit, ihrer religiösen Ueberspannung werden; ich weiß auch nicht, ob sie, von Fanatismus geirrt, jene Thaten verübt, in deren Folge man sie vor Gericht stellte; aber das weiß ich, und ich habe viele Personen des Kreises gekannt, daß sie eine bewundernswerthe Armenpflege hatten, daß sie tausendfach hülfreich erschienen, und daß Männer und Frauen eine ernste, wissenschaftliche Richtung verfolgten, die gegen die gewöhnliche Flachheit der Gesellschaft wesentlich abstach. Sie waren auch das einzige Beispiel in meiner Erfahrung, daß ein ganzer Kreis von Menschen seine Luxusbedürfnisse beschränkte, um den Ueberfluß für Nothleidende zu verwenden; und so erkünstelt, so abstoßend mir damals

der süßliche Ton ihrer pietistischen Ausdrucksweise erschien, so sehr ich damals geneigt war, sie mit der großen Masse zu verdammen, eben so sehr habe ich später in der Erinnerung das Streben, das Ringen nach Vervollkommnung achten und ehren gelernt, das offenbar in ihnen vorhanden war.

Aber ich komme zu weit von meinen Helgolandern ab. Die reichen Männer gehen großstädtisch gekleidet, ihre Söhne bringen es sogar bis zu der Eleganz der Hanseſtädte. Die arbeitenden Klassen tragen Matrosen- und Fischerkleider, große Thranstiefeln, die bis zum Leibe heraufgezogen werden, den Wachstuchhut, die Seemannskaputze und die Jacke von blauem Frieß. Wer nicht »auf See ist«, steht auf dem Falm und guckt in's Weite, oder geht zum alten Leuchtthurm auf dem Oberlande und sieht, ob Schiffe in Sicht sind. Man findet verhältnißmäßig mehr müssige Männer, als in Italien. Anders ist es mit den Frauen,

die sehr thätig sind, und selbst die schwersten Arbeiten, wie das Heraufstragen von Torf und Ziegelsteinen nach dem Oberlande, fast ausschließlich verrichten. Man sieht sie mit dem Salzen und Dörren der Fische, mit Spinnen von grober Wolle und andern Hausarbeiten unausgesetzt beschäftigt. Sie haben noch, bis auf einige Töchter der Reichen, ihre Nationaltracht bewahrt; einen feuerfarbenen Tuchrock mit grünlich-gelbem, handbreitem Streifen am Rande, Jacke und Schürze von schwarzem Wollenzeug oder buntem Kattun, aber Beides immer gleichfarbig, und einen schwarzen, eng anliegenden Hut von Pappe, mit Zeug überzogen, von dem ein langes, viereckiges Stück dem Nacken herabfällt. Bei alten Frauen findet man bisweilen noch eine steife, gefältelte oder eine flach anliegende Haube, welche beide an altholländische Vorbilder erinnern.

Neulich gingen wir Abends in das »grüne Wasser«, das Tanzhaus der niedern Klasse, wo

wir eine ſehr komiſche Scene erlebten. Schon der Name iſt bezeichnend für die Inſel. Der Helgolander iſt wie ein Fiſch, ihm iſt das Land nur ein fremdes Element, ſeine rechte Heimath iſt das Meer, und daher nennt er denn auch den Ort, an dem er ſich vergnügen will, nach ſeinem Lieblingselemente »das grüne Waſſer«. Erinnert der Name an das Meer, ſo erinnert der Raum, in welchem getanzt wird, vollkommen an ein Zwiſchendeck. Kurze Pfeiler, welche den einen Theil des Gemaches von dem eigentlichen Tanzſaal trennen, erhöhen die Täuſchung.

Auf einer Kanzel machte der Barbier, ein ſchmales, bleiches Männchen, den Muſikdirektor, einen Baß ſpielend, welcher von einer Violine und von einer Flöte begleitet ward. Jedes dieſer Inſtrumente wüthete aus einem andern Tone, jedes hatte ein beſonderes Ziſchen, Pfeifen, Schnarren, Dröhnen, das als unfreiwilliges Akkompagnement beiherging, und ein Enſemble bildete, faſt

ſo grauſig als das Heulen einer Windsbraut in wilder Novembernacht. Dazu ſtampften die Burſchen den Boden mit erſchütternder Gewalt, und eine dicke Luftſchicht, mit Tabacksdämpfen beſchwert, lagerte ſich über den Tanzenden.

Wie neidenswerth erſchienen mir die Italiener neben dieſen Nordländern! Wie glücklich ſind ſie, daß ihr Land ſo warm, ihr Sinn und ſie ſelbſt ſo ſchön ſind. Wie prächtig iſt ein Volk in ſeiner Urſprünglichkeit, wie fratzenhaft in den abgelegten Lumpen einer ihm fernen Kultur! Nie habe ich das tiefer empfunden als hier, wo ich dieſe verzerrten Strauß'ſchen Walzer, dieſe angſtvoll ächzenden Polkas, in der Stickluft eines niedrigen Raumes, von dem rohen Aufjauchzen des Volkes, von dem abſichtlichen ſchweren Stampfen ihrer Füße begleiten hörte. Wie edel erſcheinen dagegen die Männer und Frauen von Iſchia, von Italien überhaupt, die leicht bekleidet, nackten Fußes, in reiner Luft die ſchönen

Gestalten nach dem schwirrenden Rhythmus des Tamburins bewegen, während das Sonnenlicht die Weinranken der Loggia röthet, oder den feuchten Meeressand ihrer glückseligen Ufer erwärmt.

Wir fragten, ob die Helgolander keinen eigenen Tanz hätten? —

»Ja! englisch Real, und wenn Sie einen Thaler zahlen, wird Real getanzt.«

Wir zeigten uns nicht neugierig, aber nach einiger Zeit fing der Gefragte eine Unterredung mit uns an. Es war ein großer, stämmiger Bursche von zwanzig Jahren. Unter seiner blauen Matrosenmütze mit roth- und weiß-karrirter Borte, an der zwei schwarze Taffetbänder flatterten, sah ein kugelrundes Gesicht mit kleinen, von den Lidern halb versteckten, blauen Augen hervor. Die Friesjacke war weit zurückgeschlagen, die Hände steckten in den Taschen der weißen Leinwandhose. Er hatte eine Cigarre im Munde, deren Dampf er mit Selbstgefühl in die Höhe blies.

»Der Real iſt ein ſchöner Tanz«, meinte er. »Es tanzen ihn ihrer vier, aber er macht ſehr müde, es iſt ein ordentlich Stück Arbeit. Er wird auch nicht mehr getanzt, er iſt gar zu ſchwer.«

»Das kann ich mir wohl denken«, ſagte Einer von uns.

»Sehen Sie«, fing der Schiffer wieder an, »es kann ihn auch ſelten Einer.«

»Das glaube ich wohl!«

»Ich kann ihn, und der da drüben, der kann ihn auch.«

»Aber Ihr tanzt ihn nicht, weil er ſo müde macht.«

»Na! das iſt das Wenigſte! nur ſehen Sie, es iſt doch eine andere Sach' — man muß einen Ordentlichen nachzutrinken haben.«

»Ja! das verſteht ſich.«

»Und dann ſehen Sie, die Frauenzimmer durſten denn doch auch.«

Es entstand eine Pause. Die Schlauheit, mit welcher der Bursche es anzulegen suchte, daß er von dem Verlangen eines Thalers den Rückzug zu einigen Groschen fände, belustigte uns so sehr, daß wir ihm gar nicht zu Hülfe kommen mochten. Er ging eine Weile fort, trat dann zu dem Barbier, sprach eifrig mit ihm; wir sahen, wie er Erkundigungen über uns einzog, wie der Barbier mit einer Protektormiene uns offenbar ein günstiges Zeugniß ausstellte, worauf der Schiffer in unsere Nähe zurückkehrte. Er stellte sich fest auf seine gespreizten Beine, steckte die Hände wieder in die Taschen, rollte die Cigarre in den Mundwinkel und sagte mit halb geöffnetem Munde, im Tone der reinsten Objektivität: »Drüben das Mädchen tanzt ihn gut!«

»Sie ist auch hübsch genug!«

»Ja wohl! und die Kleine dort tanzt ihn auch. Die entschließen sich schon eher als unser Eins, als Mannsvolk.«

Wir ſchwiegen, er rauchte ſtill, bis er ſeinen abgebrannten Cigarrenſtumpf fortwarf, ſich räuſperte und auf jede Weiſe es kenntlich zu machen verſuchte, daß er nun zu Ende geraucht habe und disponibel ſei.

Da wir gleichgültig ſitzen blieben und nicht kapitulirten, begann er abermals: »s' ſind nicht allzuviel Fremde diesmal hier. Sonſt in die Tauſende. Das machen aber die Dänen.«

»So mag's wohl ſein.«

Er räuſperte ſich noch lauter und knöpfte den unterſten Knopf der Jacke zu. »Sonſt iſt hier alle Mittwoch und Sonntag Real getanzt worden, und immer ein Thaler!«

»Das muß ſehr gut für Euch geweſen ſein!«

Der Verſucher ließ ſich nicht abſchrecken. Er wich nicht von unſerer Seite, wendete keinen Blick von uns, und faßte dann in die Taſche ſeiner Friesjacke, holte eine neue Cigarre heraus, beſah ſie von beiden Ecken, biß ſie ab, ſteckte ſie

in den Mund, aber ohne sie anzubrennen; und das Alles nur, um uns zu beweisen, welche Gefahr uns drohe. Endlich schöpfte er tief Athem, wie Jemand, der ein großes Unternehmen vorhat, und sagte: »Hören Sie, die Frauenzimmer möchten Real tanzen. Wenn Sie was zu trinken geben und die Musik bezahlen, könnt' ich allenfalls meinen Kameraden fragen, ob er Einen riskiren wollte.« —

Nun war der Sieg unser! und wir belustigten uns eben so sehr an unserer zähen Ausdauer, als an der Schlauheit unsers Gegners. Daß er seine Niederlage, sein Nachgeben ganz von sich abzulehnen, es auf die Schultern der Frauenzimmer und des Kameraden zu wälzen verstand, war ein sehr charakteristischer, ächt menschlicher Zug.

Wir hatten also unsern Willen und den Real. Das war aber sehr wenig. Der Real ist eine Art Anglaise mit Ringeltanz, ein sinnloses Hin

und Her, deſſen Hauptvorzug wohl das Müdemachen ſein mag. Gar kein Vergleich mit den Nationaltänzen aller ſarmatiſchen und romaniſchen Völkerſtämme, die im Tanz noch die reine Daſeinsfreude, oder das reine Liebesleben, jenes anmuthige Suchen und Meiden der Geſchlechter auszudrücken lieben.

Wir verließen die Realtänzer bei ihrer Erquickung nach dem Tanze, und gingen auf dem Oberlande umher. Es mochte etwas nach ſechs Uhr ſein, der Sonnenuntergang war ſchon geſchehen. Das ruhige Meer hatte eine kalte Silberfarbe, der Wind wehte trocken über das kurze Gras und den auf und nieder ſchwankenden Windhafer. Mitten auf dem Oberlande brannte in dem weißen Leuchtthurm die große Laterne. Badegäſte, in Mäntel und Oberröcke gehüllt, gingen, ſich gegen den Wind ſträubend, umher, während hie und da eine Helgolanderin an der Erde kniete, einzelne Kartoffeln für den Bedarf des nächſten

Tages herauszuziehen. An einer kleinen Lache, von einer Vertiefung des Felsens gebildet und mit spärlichem Graswuchs umgeben, weideten einige bräunlich-weiße Schafe. Ein alter Mann führte zwei derselben, an Stricke gebunden, hin und her, ein Futter bietendes Plätzchen zu suchen. In den einzelnen Häusern glimmten Lichte auf, aus den Schornsteinen stieg der Rauch empor, sich mit den Wolken mischend und mit ihnen hinziehend über die Insel fort, und fort in das Meer. Der Eindruck war noch traurig er, als der des ersten Morgens in Helgoland, und doch beängstigte er mich nicht mehr. Es schien mir, als müsse diese fast gleichmäßige Traurigkeit der Natur Entsagung lehren, als müsse die Seele hier still werden, und Hoffen und Wünschen und Fürchten verlernen; als müsse man Ruhe finden in dieser Abgeschiedenheit.

Ruhe? — Und aus dem grünen Wasser schallten die Polkas, und unten am Meeresstrand

landete die dänische Schaluppe mit den Offizieren, zum Ball im Conversationshause. —

Drüben aber schaukelt sich, während ich dies schreibe, das Hamburger Dampfboot vor seinem Anker und bringt Passagiere und Zeitungen mit aus der Welt, in der man Alles findet, außer — Ruhe.

14.

Den 16. September 1848.

Ehe Helgoland noch der Zusammenfluß so vieler Badegäste war, zur Zeit seiner Ungekanntheit, muß diese kahle, einsame Insel ein höchst eigenthümlicher Aufenthalt gewesen sein. So oft ich es mir in dieser Weise vorstelle, erscheint es mir als ein nicht untergesunkenes, von den Meergöttern auf ihren Armen emporgehaltenes Vineta, als ein Fabelreich des Nordens. Bei dem schönen Mondlicht dieser letzten milden Nächte ist es, als tauchten in jedem Schatten, der vor uns

niederfällt, in jeder Wolke, die ihren Schleier über das Waſſer wirft, die Nebelgeſtalten des Zwiſchenreiches zwiſchen Himmel und Erde auf, an deſſen Daſein der alte freundliche Juſtinus Kerner, der ſeit einigen Tagen in Helgoland weilt, immer noch ſtandhaft glaubt, troz aller Rationaliſten und Naturforſcher unſerer Zeit.

Wir haben neulich bei Sonnenuntergang mit Geheimrath Mitſcherlich und Andern eine Fahrt um die Inſel gemacht, die wahrhaft maleriſche Form, die wunderbare Zerklüftung der einzelnen Felsblöcke kennen zu lernen, welche ſich allmälig von der Inſel losgeriſſen haben, und nun dem Andrang des Meeres ſich wie rieſige Palliſaden entgegenzuſtemmen ſcheinen. Der Geheimrath wußte die allmälige Entſtehung dieſer Felſen, ihre Umgeſtaltung und fortdauernde Verwandlung ſo klar als Nothwendigkeit darzuthun, als hätte er bei der Schöpfung geholfen, als ſei alles Wiſſen überhaupt ganz natürlich. An mehreren Stellen

hat die Zerklüftung des Felsens Bogen gebildet, durch welche die bläulich-grünen Wogen langsam und stolz heranziehen. Der Himmel war so tiefblau, wie ich ihn im Norden selten gesehen habe, und die braunrothe Farbe des Gesteins erhöhte den schönen Eindruck des hellen Sonnenlichtes in der Luft und im Wasser. An einer flachen Bucht stiegen wir aus, über Muscheln und bröckelndem Felsgeröll eine kleine Grotte zu erklimmen. Aus allen ihren Ecken flogen zwitschernd und schrillend Vögel hervor, die unsere Ankunft vom Nest emporgeschreckt hatte. Während man uns auf die Wirkung des Himmelslichtes aufmerksam machte, das durch eine kleine Stelle von oben hereindrang, mußte ich nur immer in den dunklen Hintergrund blicken, weil mir war, als würde von dort etwas Wunderbares erscheinen, irgend eine Druden- oder Runengestalt der skandinavischen Vorzeit, oder ein schöner Ritter Arinbiörn mit seinen Geierflügeln

auf dem Helme, der in verschwiegener Stille ausruhte bei einer geisterbleichen, nebelweißen Meerfey. Als dann die Sonne sank, die Felsen bläulicher wurden, und die Abendnebel sich mondbeschienen emporhoben, Luft und Wasser mit einander verbindend, da war es, als schwebten weiße Schatten von Stern zu Stern, als ginge ein flüsterndes Wehen durch die Welt, als ertöne das Lied vom Leben und vom Sterben, für dessen verklingende, unartikulirte Laute nur gar Wenige das Ohr und das Verständniß haben. Je dunkler es ward, je ferner wir die zerklüftete, unbewohnte Felsseite hinter uns ließen, je mehr schienen die Nebel vor den Grotten, vor den Felsobelisken und vor den Felsthoren, Gestalt zu gewinnen, und ich wußte nicht zu sagen, ob das leise Schauern, welches ich empfand, von der kühlen Abendluft oder von einer warmen Einbildungskraft erzeugt ward.

Man erzählte mir, daß alljährlich diese Helgo-

länder Grotten einmal mit Fackellicht erleuchtet würden, und viele Personen, welche diesem Feste beigewohnt hatten, wußten kaum Worte genug zu finden, ihr Entzücken darüber kund zu thun. O. war anderer Meinung. Er nannte es einen gewöhnlichen Theatereffekt, ein bengalisches Feuerwerkswesen, das hier kläglich erschienen sei, Angesichts der Größe der Natur. Er versicherte, daß keiner jener künstlichen Lichteffekte an die Schönheit des sanften Ueberganges von Tag zu Nacht in diesen Felsgrotten heranreiche. Ohne daß ich die Illumination gesehen habe, stimme ich ihm bei. Zweifellos muß der Eindruck derselben ein sehr materieller sein, darauf berechnet, Nerven und Phantasien anzuregen, auf welche die einfache Schönheit, die natürliche Erhabenheit ihre Wirkung verloren haben.

So bedaure ich denn nicht im Geringsten, daß ich die Grottenbeleuchtung versäumte, wohl aber thut es mir leid, daß ich den unterseeischen

Wald nicht ſehen werde, von welchem der Maler Gätke ſowohl, als Geheimrath M., mir als von einer der wunderbarſten Naturerſcheinungen geſprochen haben. Bei ganz hellem Wetter und vollkommen ſtillem Meere ſieht man nämlich eine halbe Stunde vom Lande, durch den Spiegel des Waſſers, Seegewächſe aus der Meerestiefe hervorragen, welche wie Bäume ihre Aeſte dem Lichte entgegenbreiten. Form und Farbe ſollen höchſt eigenthümlich ſein, und das Herumgleiten der Fiſche und Seethiere, welche ſich von Stamm zu Stamm bewegen, bald an der Wurzel, bald an den Aeſten hin, ſoll etwas ganz Mährchenhaftes haben. Nur wenn das Meer viele Tage hindurch ganz ruhig war, und der Grund alſo nicht aufgewühlt iſt, wird man dieſes Schauſpiels theilhaftig. So gut iſt es mir aber, ſeit ich hier bin, noch nicht geworden, und da wir morgen abreiſen, ärgert mich ſeit lange der prächtige Wellenſchlag, den die kranken Badegäſte ſegnen.

Ich nehme diesen Brief mit auf das Schiff, ihn gleich nach der Ankunft in Hamburg weiter zu senden, und will heute Abend noch einmal Auge und Seele sich an der Unendlichkeit erheben lassen, die wir nicht zu fassen vermögen, und nach der wir dennoch Alle sehnsüchtig verlangen in der oft so drückenden Begrenzung unserer menschlichen Anlagen. Ich habe mich hier immer gefragt, ob diese Sehnsucht nach Unendlichkeit, dies in die Ferne Streben und Schweifen des Geistes, dieser Wunsch nach Allwissenheit, nach Allmacht, nicht Symptome höherer Anlagen sind, deren wir uns vorahnend bewußt werden, ohne daß wir die Kraft selbst bis jetzt in Bewegung zu setzen verständen. Ich glaube nämlich, daß nicht jeder Mensch in sich die menschliche Vollendung zu erzeugen vermag, daß vielmehr alle Menschen und alle Zeiten die Fortentwicklung des Einzelnen schaffen helfen, und daß hier Empfangen und Geben wechselseitig sind. Jeder Mensch arbeitet

an der Entwicklung der Menschheit mit, aus der er seine Entwicklung zieht, und wenn ich traurig bin, daß ich nicht zu begreifen, nicht zu verstehen vermag, was ich doch begreifen und verstehen möchte, dann tröste ich mich immer mit der hoffenden Frage: »ob es denn aber die nächsten Menschengeschlechter nicht wissen und können werden.« Wer nicht an die persönliche Unsterblichkeit glaubt, verlangt an die Fortentwicklung der Menschheit, an die fortzeugende Kraft ihres Strebens und Wirkens zu glauben. Und diese ist auch vorhanden, denn es wäre gegen die Weisheit und Gerechtigkeit der Weltorganisation, fehlte diesem Drange nach Fortdauer, der sich geistiger oder roher in allen Menschen offenbart, das entsprechende Genügen.

Es ist schon Nacht. Das Meer brauſt wild und spritzt seine weißen Wellen thurmhoch empor. So weit das Auge reicht, der wildeste Kampf im Wasser, während ein plötzlich entstandener Nord-

wind die Wolkenmaſſen in raſchem Zuge über den Vollmond hinwegführt, der bald verhüllt iſt, bald aus den ſchwarzen, goldgeſäumten Wolken glänzend hervorleuchtet, und dann um ſo heller aus der Tiefe wiederſtrahlt, je dunkler der Schatten iſt, den die eben vorübergezogene Wolke auf das Meer herabwirft.

Das ſoll das letzte Seeſtück ſein, das ich Dir zeige. Auf Morgen wünſche ich gar keine Effekte, ſondern ein ſtilles, ſanftes Meer und eine ſchnelle Fahrt. Gute Nacht.

Frankfurt a. M. im October
1848.

15.

Frankfurt a. M., 12. October

Wir haben nur wenige Stunden in Bonn verweilt. Die Stadt ſelbſt iſt nicht ſchön zu nennen; kaum aber waren wir aus dem Thore und fuhren durch die Vorſtadt, den Rhein entlang auf der Chauſſee, als eine Fülle ſüdlicher Erinnerungen in mir auftauchten. Jene einſame Fahrt von Domo döſſola nach Baveno ſtand vor meiner Seele, welche mir mit dem erſten Blicke auf den Lago maggiore die Schönheiten Italiens erſchloß. Es lag, trotz der vorgerückten Jahreszeit, ein warmer

weicher Hauch über der Gegend, das gelbroth untergehende Sonnenlicht und der bleiche, weiße Mond ſchwammen in der Luft. Der Gipfel des Godesberg ſtrahlte in vollem Purpurroth, während ſein Fuß ſich ſchon in ein kühles Violett zu hüllen begann. Es war unvergeßlich ſchön. Der Gedanke an den Süden überkam mich wie ein Heimweh, denn Jeder, der einmal im Süden geathmet hat, wird die Sehnſucht danach nie wieder verlieren.

Von Koblenz gingen wir am nächſten Morgen weiter. Die Rheinfahrt war angenehm und ohne jene Nebel, vor denen man uns bange gemacht hatte. Um fünf Uhr waren wir in Mainz, ſpät Abends in Frankfurt

Heinrich Simon iſt nicht hier, er braucht eine Badekur in Scheveningen, die für ſeine Nerven unerläßlich nöthig geweſen ſein ſoll. Man erwartet ihn erſt gegen das Ende des Monats zurück, ſo daß ich ihn kaum noch wiederſehen werde.

Im Laufe des heutigen Tages haben wir verschiedene Personen gesprochen und bei allen den Parteihaß fast noch stärker ausgeprägt gefunden, als in Norddeutschland. Besonders aber scheint auch hier die Erbitterung, oder mindestens der Ausdruck derselben, auf der Rechten, maaßlos zu sein. Diese Vertreter der alten Zustände und der guten Sitte, finden anscheinend eine wahre Genugthuung darin, ihre Gegner als ehrlose, egoistische Vaterlandsverräther anzuklagen, ohne zu bedenken, daß man sich selbst in seinem Gegner ehrt und sich selbst in ihm erniedrigt, wenn man ihn verkleinert.

Zu den entschiedenen Verächtern der jetzigen Bewegung gehören auch ein Paar alte Anhänger der seligen romantischen Schule, die, von der Nationalversammlung herbeigelockt, hier in phantastischer Tracht umherspazieren. Die Realität des jetzigen Kampfes ist ihnen offenbar beängstigend, und sie sehen verwirrt aus, wie Nachtschmetter-

linge im Sonnenlicht. Wenn sie nur auch so still die Flügel zusammenfalten und schweigen wollten, wie die Nachtschmetterlinge, welche am Tage fühlen, daß ihre Stunde vorüber ist. Solche Resignation mag, wo sie nicht Instinkt, sondern Folge eines bewußten Denkens ist, schwer genug sein, aber sie muß doch eine beruhigendere Wirkung haben, als das machtlose Ankämpfen gegen eine unbesiegbare Thatsache.

Weil die Romantiker in ihrer exklusiv poetischen Auffassung mit den bürgerlich realistischen Volksvertretern gar keinen Zusammenhang haben können, haben auch sie den verstorbenen Fürsten Lichnovsky zum Gegenstande ihrer phantastischen Anbetung erhoben. Ich hörte heute von dem Fürsten sprechen, als ob er der edelste Mann der Zeit, der höchste, reinste Charakter Deutschlands gewesen wäre. Dabei wurden denn auch bittere Anklagen gegen die Linke erhoben. Man machte den Männern der Westendhalle, als deren Repräs-

ſentant Heinrich Simon angeſehen wird, einen Vorwurf daraus, daß ſie, als eine gemäßigte Partei, die Ermordung des Fürſten nicht öffentlich und entſchieden »desavouiren.« Das iſt eine Forderung, als ſollten ſie die Ermordung Latour's desavouiren, mit der ſie ebenſo wenig zuſammenhängen, als mit dem zufälligen Tode des Fürſten Lichnovsky. Die Rechte bezeichnet den Fürſten, der, ſo oft man bisher von ihm hörte, nie als ein fleckenloſer Charakter, als ein ſehr bedeutender Mann dargeſtellt wurde, jetzt als eine Natur, welche zu ſich ſelbſt zurückgekehrt, gerade hier in Frankfurt den Aufſchwung zu allem Großen und Hohen genommen haben würde, und wundert ſich, wenn ſeine Gegner das nicht gleich glauben wollen, ohne entſchiedene Beweiſe dafür, die bisher Niemand zu geben gewagt hat.

Dieſelben Perſonen ſagen: wir ſind im Parteikampfe! wir ſind im blutigſten Bürgerkriege!

Dennoch erſchrecken ſie vor den Symptomen des Uebels, von dem ſie ſich befallen wiſſen. Sie wundern ſich, daß im Fieber Froſt und Hitze kommen. Sie erſtaunen über ſchon da Geweſenes, über Zuſtände, welche von andern Völkern durchlebt worden ſind, nur weil ſie ſelbſt ſie nicht durchlebt haben. Daß Latour, Lichnovsky, Auerswald ermordet ſind, daß aufgeregte Menſchen bei der letzten Revolution in Wien den Kopf der Erzherzogin Sophie verlangt haben, das iſt entſetzlich und furchtbar, jede Geſetzloſigkeit iſt verdammenswerth und unheilvoll; aber König Karl hat in London, Ludwig XVI. in Paris das Schaffott beſtiegen, England und Frankreich haben ihre anarchiſchen Tage, ihre Dictaturen erlebt, ehe ſie die Macht des Abſolutismus brachen, der ſie knechtiſch erniedrigte, und deutſche hochgelahrte Profeſſoren, alte Staatsmänner, welche lange Bücher über Revolutionen und Staatsverfaſſungen geſchrieben haben, ſind außer ſich darüber, daß

bei uns gleiche Urſachen, wenn auch hoffentlich nie gleiche ſo doch ähnliche Folgen hervorrufen, daß Kampf und Sieg Opfer erheiſchen. Da iſt doch jede junge Frau, die mit dem Blick auf ihre Mutter und Großmutter in ihr Wochenbette geht, muthiger und verſtändiger als dieſe Männer. Es kann ihr eben das Leben koſten, das Kind kann auch todt zur Welt kommen, kann ſterben, nachdem ſie all die Schmerzen erduldet hat; dennoch aber verzagt ſie nicht, dennoch glaubt und hofft ſie: denn überſteht ſie es, ſo iſt ein neues Leben geboren und es haben es ja Andere vor ihr überſtanden. Es liegt etwas ſo Kleinliches in dem muthloſen Verzagen dieſer Freunde der Ordnung, daß man ſich ihrer ſchämt, wenn man glaubensſtark auf den Sieg des Nothwendigen rechnet, das geſchehen muß und das dann eben auch das Rechte iſt. Und obenein behaupten gerade dieſelben Leute, vorzugsweiſe den Glauben an Gott und göttliche Weltregierung zu haben!

Abends, als wir im Mondſchein durch die Stadt und nach dem Mainufer gingen, rief der Belagerungszuſtand ſehr maleriſche Scenen hervor. Auf allen Plätzen, an der Hauptwache, vor dem Römer, an der Paulskirche lagen bivouakirende Soldaten um große Feuer, ſingend und die Abendration verzehrend. Göthe's Statue iſt von den Holzbaracken umgeben, welche für die Würtemberger Cavallerie aufgeſchlagen ſind. Der »alte Herr« ſieht göttlich ruhig und ernſt darauf hinab; er weiß, daß dieſe Ereigniſſe vorübergehen und daß er beſtehen wird, daß ihm kein Volk und keine Zeit den Lorbeerkranz entreißen kann, den er in ſeiner Rechten hält.

Auch an Göthe's Vaterhaus gingen wir im Mondſchein vorüber, es iſt für die damalige Zeit ein ſchönes, ſtattliches Gebäude, deren Frankfurt überhaupt viele zählt aus jenen Tagen. Das eigentliche mittelaltrige Frankfurt iſt aber nicht dazu angethan, die Abneigung gegen die raum-

beſchränkte finſtere Bauart der deutſchen Vorzeit in mir zu vermindern. Es iſt für mich weder Poeſie noch Schönheit in den engen winkligen Städten, in denen man nicht Luft, nicht Licht hat und wo Peſt und Epidemien allein gedeihen, während die Menſchen umkommen müſſen. Die Vorliebe für dieſe mittelaltrige Bauart ſtammt auch wohl aus der gemachten Empfindung jener Zeit, in der Gentz einſt ſchreiben konnte: »unter Ekel verſtehe ich allerlei ſchönen Ekel.«

16.

Den 13. Oktober.

Wir waren in der Paulskirche. Das Gebäude ist gar nicht kirchlich, sondern eigens wie für eine Nationalversammlung errichtet. Eine schöne stattliche Rotunde, mit einem von Säulen getragenen Chor, dem eine Estrade am Fuße der Säulen entspricht. An der Stelle der Kanzel und des Altares ist die Präsidententribüne aufgerichtet. Mir fielen immerfort Herwegh's vielgescholtene Worte ein: »reißt die Kreuze aus der Erde!« — Hier ist es zum Besten eines volks-

thümlichen Zweckes geschehen, und die deutschen Fahnen flattern, wo sonst das Bild des Gekreuzigten hing.

Die Herren v. Gagern, Simson und Riesser waren auf ihren Plätzen; da ich Simson und Riesser kannte, hatte ich volle Muße, Gagern zu betrachten. Er ist groß und stark gebaut, das Gesicht ebenfalls kräftig ausgeprägt und sehr charakteristisch durch das starke hochaufstehende Haar und die ungewöhnlich buschigen Augenbrauen. Alle Bilder von ihm sind getroffen. Seine Haltung, sein Organ, seine Ausdrucksweise tragen das Gepräge eines männlichen Wesens. Dieser Eindruck wurde später noch erhöht, als ich ihn im Laufe des Tages sprechen hörte. Dabei befremdete mich nur, daß auch er nicht an das Gute in den niedern Volksschichten glaubt, vielmehr das Volk für egoistisch und entsittlicht hält. Wie durfte er dann die Souverainität des Volkes erklären, oder vielmehr, wie kann man das von

einem Volke denken, das man selbst für souverain erklärt hat? Die kommunistischen Principien, welche auch hier der Popanz vieler Leute sind, schien er nicht zu fürchten, er läugnete ihr Dasein im Volke, »aber der Socialismus greife Platz und die Idee desselben zeige sich überall.« Das ist tröstlich, denn es ist nicht abzusehen, wie ohne die Grundsätze des wahren Socialismus, ohne das Princip der Gegenseitigkeit, die Kämpfe unserer Zeit ein Ende finden können.

Man sagt, Herr v. Gagern werde die Präsidentenstelle niederlegen und Simson statt seiner gewählt werden. Formensicher und von geistreichem Ueberblick, wie Simson es ist, muß er ein ausgezeichneter Präsident sein, und dies um so mehr, als er im Ganzen keine enthusiastische Natur ist, und also von dem Parteikampfe weniger gereizt werden dürfte, als der heftigere Gagern, der heute manchmal seine Klingel mit solcher Leidenschaft schwang, daß man fürchten konnte, er werde sie

wie ein Wurfgeschoß unter die tobende Versamm=lung schleudern. Als er dann abtrat und Sim=son für ihn präsidirte, fühlte man den Unterschied in dem Wesen der beiden Männer, selbst an dem Ton ihrer Stimme. Simson's Organ, seine Aus=drucksweise sind prächtig. Er dringt mit seinem festen, klaren Ton durch den lautesten Lärm, und beherrscht diesen schon vermöge seiner Ruhe. Gagern kämpft im Geiste mit, auch wenn er präsidirt, er steht immer zwischen den Parteien, zwischen Freund und Feind im Handgemenge, und kann eben darum leicht verwundet wer=den und verletzen. Er ist wie ein Ajax, Simson wie Ulysses, oder vielmehr wie ein Feldherr der Jetztzeit, der sich selbst mit weisem Vorbedachte fern hält von den Kämpfenden, und in unnah=barer Stellung das Schlachtenschicksal, das er lenken soll, überblickt.

Doctor Riesser sah auf der Tribüne ganz so behaglich aus als im Alltagsleben, wenn er das

Seine redlich gethan hat und sich dann im Freundeskreise ruhig niederläßt. Arbeitsfreude, Geist, Offenheit und die reinste Güte leuchten aus jedem Zuge seines Gesichtes Es mag auch ein befriedigendes Gefühl für den wackern, unermüdlichen Verfechter der Judenemancipation darin liegen, daß jetzt zwei Juden als Vicepräsidenten der deutschen Nationalversammlung vorstehen.

Eine der auffallendsten Erscheinungen der Versammlung ist sicher der alte Jahn. In seinem langen Rock altdeutschen Andenkens, dem übergeschlagenen Hemdekragen, dem Sammetkäpchen auf der Glatze und dem langen weißen Bart, sieht er wie ein Zauberer auf dem Theater aus, oder wie Washington Irving's aus hundertjährigem Schlaf wiederkehrender Rip van Winkel. Er sprach in einer kleinen Rede große Besorgniß vor einem neuen Aufstande aus, und brauchte dabei sein gereinigtes Deutsch, das unsern modern verwöhnten Ohren höchst befremdlich klang.

Bald darauf betrat Herr von Vincke die Tribüne. Welch eigenthümliche Erscheinung ist das und wie sehr gewinnen manches große Talent, mancher bedeutende Mann, wenn man sie nur gedruckt kennen lernt. Herrn v. Vincke's Redeweise ist betäubend: er überstürzt sich in polternder Heftigkeit, wie eine Lawine, die, je größer sie wird, um so schneller herabrollt. Vor Leidenschaftlichkeit, vor Eile hat er nicht die Zeit, seine Stimme zu moduliren. Er spricht nicht, denn er beherrscht seine Sprache nicht, sondern der Zorn spricht aus ihm. Sein Organ ist ein gewaltiges Instrument, das sein starker, scharfer Geist mit wilder, gigantischer Willkür gebraucht, und die Anstrengung desselben so groß, daß das Blut ihm nach dem Kopfe steigt und er ganz roth wird. Was er sagte, war brav, scharf und klar, die Art, mit der er es sagte, durchaus unschön

Merkwürdig war es, während Herr v. Vincke sprach, das Mienenspiel des alten Itzstein anzu-

ſehen. Ebenſo klein, mager, bleich, als Jener groß, ſtark und vollblütig iſt, ſitzt der Alte in der äußerſten Linken, von lauter jungen Männern umringt. Die klugen, leiſe zuſammengezogenen Augen unter dem weißen Haar, das ſpöttiſch vernichtende Lächeln ſeines Mundes, haben oft etwas Unheimliches Er hielt ſich den ganzen Morgen ruhig auf ſeinem Platze, ſprach kaum mit ſeinen Nachbarn, und gab nur hie und da den Männern ſeiner Partei, welche zur Rednerbühne gingen, mit einem Blick oder einem Kopfnicken ein Zeichen der Theilnahme. Er ſah dann wie Mephiſto aus, wenn er »ſeine Kleinen« ausſchickt, die gegebenen Befehle zu erfüllen.

Auf der Miniſterbank fällt Herr v. Schmerling zuerſt auf, durch den Ausdruck bureaukratiſchen Hochmuths, der ſein Aeußeres und ſein Sprechen charakteriſirt. Ein Zug tiefer Menſchenverachtung ſchwebt um die feſtgeſchloſſenen ſchmalen Lippen und, wird er genöthigt auf eine Interpellation

zu antworten, ſo wirft er die Worte mit der böſen Geringſchätzung hin, mit der harte Menſchen dem Armen eine Gabe reichen. Es iſt niedrig von Seiten des Herzens, den bittenden Armen einen Bettler zu heißen, es iſt eben ſo niedrig von Seiten des Verſtandes, in dem Volke, das ſein Recht vertritt und fordert, einen verbrecheriſchen Empörer zu ſehen. Die Worte Empörer und Empörung werden auch in ihrer jetzigen Bedeutung ganz von der Erde verſchwinden, wenn die Knechtſchaft ihr Ende erreicht. Es giebt nur eine Empörung, das iſt die Empörung gegen den heiligen Geiſt der Wahrheit, und gegen den zieht keiner der Männer zu Felde, welche man jetzt Empörer nennt, und auf die Herr von Schmerling ſo verächtlich herabſieht. Herr v. Beckerath erſchien neben ihm doppelt mild und freundlich, als er Venedey die Hand gab, der, von der Tribüne kommend, mit einem ſeiner Anträge durchgefallen war.

Jakob Venedey ist keine oratorische Macht, aber selbst seine Gegner lassen ihm als Charakter volle Gerechtigkeit widerfahren. Sechszehn Jahre des Exils in Frankreich und England haben sein deutsches Herz nicht geändert; er ist heimgekehrt, mit gläubigem Gemüth die Verwirklichung der Freiheit hoffend, für die er geschwärmt in frühster Jugend. Aber statt der Friedenspalmen fand er Kartätschenkugeln, und leidet nun unter dieser schweren Enttäuschung. Der letzte Frankfurter Krawall, die Ermordung Lichnovsky's und Auerswald's haben einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, eben weil man diesen Mord durchaus zu einem politischen, zu einem vorausbedachten stempeln und ihn der Opposition zur Last legen möchte, während doch Alles dagegen spricht. Er beklagte die Mißgriffe beider Parteien und sagte uns gestern: »ich habe mehr gelitten unter der unwürdigen, unheilvollen Verdächtigung dieser letzten Tage, als jemals unter drückenden Entbehrungen

in dem langen Exil!« Solche Worte spricht er mit einem Tone der Wahrhaftigkeit und Treuherzigkeit, daß man den ganzen Schmerz mit ihm empfindet. Unwillkürlich denkt man neben ihm an die deutschen Meistersänger, denn seine Erscheinung ist eine typisch deutsche.

Eben so deutsch, an Peter Vischer's Züge erinnernd, sieht Professor Vischer, der geniale Tübinger Aesthetiker aus, ein offenes, lebensfrisches Gesicht auf einer kräftigen Gestalt. Uhland saß neben ihm, und wir waren überrascht, die Erscheinung dieses großen Dichters so gewöhnlich, nein eigentlich so ungewöhnlich unschön zu finden. Die groben Gesichtsformen und der ganz kahle spitze Schädel stehen in starkem Gegensatze zu der Zartheit und Kraft seiner Werke, nur sein hellblaues Auge leuchtet in schönem Licht und sieht geistvoll und klar in die Welt. Eine junge Dame, welche sich neben uns befand, und seit Jahren ein selbstgeschaffenes Bild des trefflichen Mannes

in der Seele tragen mochte, rief, als man ihr Uhland zeigte, mit komischem Erschrecken: »Das soll Uhland sein? Ach, der hat seine Gedichte gar nicht gemacht!« — Es klang so naiv in dem schönen Munde, wie die Verwunderung des Kindes in der Fabel, daß die süße Philomele solch unscheinbares, graues Federkleid umhülle.

Man zeigte uns die große Zahl jener hervorragenden Persönlichkeiten, welche wir bisher nur durch ihre Schriften und Thaten gekannt hatten. Wir sahen Dahlmann, Grimm und andere Landsleute, und es liegt doch etwas sehr Belebendes in dem Schauen, das die Bibel »mit Augen sehen« nennt. Unsere sinnliche Natur verlangt danach. Man empfindet das Große sich nahe gerückt, man sieht das geistig Würdige menschlich verkörpert, die Verehrung findet ihr Ziel, und mehr als einmal fiel mir heute der Ausspruch Heine's in den französischen Zuständen ein: »Nicht für den Nutzen und den Erfolg ihrer Thaten muß

das Vaterland seinen großen Männern danken, sondern für den Willen und die Aufopferung, die sie dabei bekundet. Selbst wenn sie gar Nichts gewollt und gethan hätten für das Vaterland, müßte dieses seine großen Männer ehren, denn sie haben es durch ihr Dasein, durch ihre Größe verherrlicht!«

Daß Heine nur aus dem Krankenzimmer der Rue de l'oursine der Bewegung dieser Zeit zu folgen vermag, daß Börne sie nicht erlebte, hat mich in diesen Tagen vielfach geschmerzt, wenn ich in die Paulskirche trat und das jetzige Frankfurt mit jenem Frankfurt verglich, in dem ein Geist wie Börne Unterdrückung und Verfolgung jeder Art zu tragen hatte.

17.

Den 15ten October.

Ueber unſere deutſchen Zuſtände werde ich traurig und beſorgt, ſeit ich mehr und mehr einſehe, wie viele der Deputirten glaubenslos ſind, wie ſie Einer den Andern für ſchlecht, für wahnwitzig erklären und einander jede politiſche Einſicht abſprechen. Man hört von Allen, die man ſpricht, was falſch, unmöglich, unausführbar ſei, aber Niemand ſagt uns, was möglich und ausführbar iſt, und doch muß es ein Solches geben, weil die Nothwendigkeit dafür da iſt.

Die Auflösung des veralteten Polizeistaats in die Elemente der Individualitäten kann förmlich beängstigend werden, wenn man hier auch nicht einen Menschen findet, der das Talent des Neugestaltens, das Genie des schöpferischen Organisirens hat; wenn Niemand die Form weiß, in welche für diesen Augenblick die flüssig gewordenen Elemente gegossen werden müssen, damit sie sich festigen, statt verheerend über zu fluthen. Wenn man auch glaubt, daß die Erlösung und Neugestaltung der Menschheit in unserer Zeit nicht mehr von Einem Menschen vollbracht werden kann, sondern daß Jeder sich selbst erlösen und so Alle zusammen die Freiheit schaffen müssen, so sehnt sich der Mensch doch nach einem Wesen, das als großes Beispiel, als Flammenzeichen kräftiger That ihm in der ganzen Göttlichkeit der Menschennatur voranleuchtet.

Um so zaghafter macht es aber, daß hier die Deputirten, daß die Deutschen überhaupt, jetzt

eine so kindische Lust an den Carrikaturen haben, welche hier täglich in großer Anzahl erscheinen Man kann sich am Spott belustigen, wenn er, wie Goldsand, übermüthig über die großen, hervorragenden Frakturbuchstaben der Geschichte gestreut wird, wenn er sich mit unschädlichem Neide, mit unausführbarer Verkleinerungslust an große Thaten, an große Namen wagt. Aber sich täglich darüber zu freuen, daß Herr von Radowitz ultramontane Tendenzen hat, daß Herr Mohl und Herr Rößler und hundert Andere dies und jenes schlecht gemacht haben, daß Viele ihrer Aufgabe nicht gewachsen sind, dazu ist gewiß kein Grund vorhanden. Aus einem Unglück einen Spott machen zu sehen, über den man sich freut, ist traurig und widrig zugleich.

Fürst Lichnovsky's Tod ist noch immer der Gegenstand der Unterhaltung. Er wird, unerklärlich genug, öffentlich viel mehr als der Tod des Herrn von Auerswald besprochen und beklagt,

obſchon dieſer in jedem Betracht ein Ehrenmann war und eine unverſorgte Familie hinterläßt. Geſtern erzählte uns Hofrath . . noch Umſtände von Fürſt Lichnovsky's Ermordung, die es klar herausſtellen, wie dabei von einer politiſchen, vorausbedachten That, auch nicht im Entfernteſten die Rede ſein konnte, wie ſein Tod nur die Folge ſeiner eigenen Unvorſichtigkeit geweſen iſt.

Fürſt Lichnovsky hatte mit einem Prinzen von Hohenlohe und einem Grafen Bentheim zu Mittag gegeſſen, und dem Letzteren nach der Mahlzeit den Vorſchlag gemacht, ſie wollten ausreiten, um zu ſehen, ob die Kavallerie nicht käme. »Wollen ſie eine Kugel in den Leib haben?« hatte Graf Bentheim gefragt, »daß Sie, unpopulär wie Sie ſind, in dieſem Augenblick ſpazieren reiten?« — »Bah! die Kugel für mich ſoll noch gegoſſen werden,« lachte Fürſt Lichnovsky, ließ ſein Pferd bringen und ritt davon. Von dieſem Spazierritt haben ſeine politiſchen Gegner

vorher unmöglich Etwas wiſſen können, ſie mußten ihn zu Hauſe glauben. Während es aber keinem Menſchen eingefallen iſt, zu behaupten, man habe den Fürſten Lichnovsky in ſeinem oder dem Hauſe eines ſeiner Bekannten aufgeſucht, ſtimmt eine ganze, große Partei darin überein, ſein Tod ſei die Folge einer überlegten politiſchen Abſicht Ich möchte wiſſen, welcher Zauberer der äußerſten Linken den Fürſten von der Flucht in's offene Blachfeld, das ſich meilenweit vor ihm ausdehnte, abgelenkt und in die Enge eines Gärtnerhauſes gebannt haben mag? Wäre er nicht abgeſtiegen, es hätte kein Fußgänger ihn, der ein friſches, ſtarkes Pferd ritt, einzuholen vermocht, und daß er abſtieg vom Pferde, das kann die Linke unmöglich verſchuldet haben.

Es iſt auffallend, daß des Fürſten Gegner ſo wenig thun, die Wahrheit herauszuſtellen. Hofrath . ., der mit gewohnter Rührigkeit, und mit der Dir bekannten ſcharfen Beobachtung,

wieder an allen Ecken zugleich gewesen ist, versichert, daß alle jene Gräuel von der Verstümmlung des Fürsten erfunden wären. Er ist vielmehr gleich nach der That unter die Obhut eines Arztes gekommen, der ihn vor neuen Mißhandlungen geschützt, und bis in das Hospital geleitet hat. Als neulich ein Deputirter über das Wirken und den Tod des Fürsten sprach, meinte er: »er ist todt, also darf man über ihn nicht mehr urtheilen!« — Dieses schöne feine Empfinden kann man aber, scheint mir, nicht unbedenklich gelten lassen in unserer Zeit des Kampfes Die Partei des Fürsten beutet seinen Tod so pathetisch anklagend aus, daß seine Gegner wohl auch sprechen und Alles thun müßten, ihre Schuldlosigkeit, des Fürsten Leichtsinn und das Zufällige dieses Mordes deutlich herauszustellen.

Sieht man überhaupt, wie festorganisirt, wie wohlgegliedert die ganze Taktik der Rechten ist, so bekommt man Respekt von ihr wie vor den

Jeſuiten, — d. h. nicht vor ihrem Syſtem aber vor ihrer Klugheit und Ausdauer. Kirche, Fürſten und Ariſtokratie gehen mit einer ſo harmoniſchen Einheit zu Werke, daß nicht das kleinſte Ereigniß von ihnen unbenutzt bleibt, daß alle Zufälle, gute wie böſe, als dienende Glieder in die Kette eingereiht werden, welche ſie aufs Neue um den Theil der Menſchheit ſchlingen, der ſich von ihnen frei zu machen geſtrebt hat. Wäre nur die Hälfte dieſer berechneten, konſequenten Organiſation in den Reihen der Linken, wie anders könnten die Sachen ſtehen. Aber nicht nur an Organiſation ſcheint es zu fehlen, ſondern an der einfachſten Verbindung. Die hervorragendſten Perſönlichkeiten der verſchiedenen Fraktionen der Linken kennen ſich kaum, wiſſen oft von einander nicht mehr, als die Zeitungen berichten, und kommen ſich auch im zufälligen Verkehr nicht weſentlich näher, weil der Bildungsgrad und die äußere Form ihres We-

ſens ſo gar verſchieden ſind, was aber bei der nothwendigen Zuſammenſetzung aus allen Ständen kaum anders ſein kann. Daß in dieſer fehlenden Organiſation, in dem zerſtückten Handeln der Keim der Niederlage liegt, das ſehen Alle ein, die man darüber befragt — und doch wird es nicht anders. Gäbe es einen Menſchen, der dieſe Parteien zuſammen zu bringen und zuſammen zu halten wüßte, er würde der Retter der Demokratie werden.

Nicht einmal habe ich es in Paris im März von konſervativen Franzoſen behaupten hören, was hier täglich von den Conſervativen ausgeſprochen wird: »das Volk iſt entſittlicht und das ganze Grundprincip der Revolution von achtzehnhundert acht und vierzig iſt ſtrafbarer Egoismus.« Die Beſſeren, die Menſchlichen, fügen dann hier als begütigenden Nachſatz hinzu, »aber glauben ſie nicht, daß ich deshalb an dem Siege des Guten und Wahren verzweifle.« — Das

heißt denn eben Nichts anderes, als was uns eine von Paris flüchtende Engländerin sagte, mit der wir von den Chartistenbewegungen in England sprachen. »Ah!« rief sie freudestrahlend aus, »chez nous les riches ont tellement la majorité, que nous écraserons bien les pauvres!«

Das ist auch die Theorie der Regierungen, das war die Theorie der ersten preußischen Ministerien nach der Revolution, jener Gutsbesitzer und Fabrikanten, welche nie das Elend gut machen können, das sie durch ihr Stillestehen und Zurückhalten über das Land gebracht haben. Sie nennen sich Staatsmänner, praktische Staatsmänner, im Gegensatze zu denen, welche eine Idee vertreten, und nach dieser Idee folgerecht handeln. Und doch stand und steht ihre Staatsweisheit nicht höher, als die Anschauungsweise des Fürsten Milosch, der, bei Gelegenheit einer Unterhaltung über die Art, wie man Revolutionen dämpfen müsse, mit seiner riesigen Faust

auf den Tiſch ſchlug, daß er das vor ihm liegende Brot zerquetſchte, und dabei ein bedeutungsvolles »So!« ſtatt aller Antwort erſchallen ließ. Sich ſelbſt verwahren heißt nicht menſchlich und gerecht ſein, und es beweiſt gar Nichts für ſie, daß dieſe Staatsmänner gegen die Regierungen kämpften, ſo lange ſie die eigene Freiheit zu erlangen wünſchten. Jetzt, da man von ihnen Freiheit für den vierten Stand fordert, ſprechen ſie ein entſchiedenes Nein und nennen ſtaatsmänniſch, was egoiſtiſch heißen ſollte.

»Allen Menſchen iſt nicht zu helfen! Um den künftigen Generationen zu helfen, muß man den Muth haben dieſe jetzige Generation des Proletariats verhungern zu laſſen! Ich will ja jedem ordentlichen Menſchen das Wahlrecht zugeſtehen, der ſich durch Bildung und Einſicht deſſen würdig zeigt, nur dieſen Bettlern, Tagelöhnern und abhängigen Bedienten nicht!« — Das ſind die erhabenen Lehrſätze der Staatsweisheit dieſer

Staatsmänner aus eigener Machtvollkommenheit, bei denen sie nicht bedenken, daß ein königlicher Regierungsrath oder jeder andere Beamte, der für seines Lebens Unterhalt dient, nicht sehr viel unabhängiger ist, als der Hausknecht, von welchem er bedient wird. Im Gegentheil! der Hausknecht, der gesunde Glieder hat, kann sich seine geringen Bedürfnisse vielleicht eher verschaffen, wenn sein Herr ihn entläßt, als der Beamte sich nähren kann, dessen Ansprüche schwerer zu befriedigen sind, und die Freiheit der Wahl möchte nicht mehr durch die Abhängigkeit der Bedienten, als durch die Abhängigkeit ihrer Herrn gefährdet scheinen.

Wie soll man an die Richtigkeit von Grundsätzen glauben, deren Vertreter immer den eigenen Vortheil im Auge haben, wenn sie die Rechte der Besitzenden vertheidigen und als letztes Argument Kartätschenkugeln brauchen? Die Kartätschenüberzeugung lerne ich aber nie theilen, selbst nicht

nach den empörenden Mordthaten der letzten Zeit. Ein alter geistreicher Mann pflegte zu sagen, wenn er Klagen über einzelne Todesfälle hörte: »Bei Eylau und bei Leipzig sind Tausende von Söhnen, Gatten und Vätern geblieben, und Deutschland ist nicht untergegangen, sondern größer geworden dadurch.« — Dem Einzelnen, den diese Schicksalsschläge treffen, sind sie hart, ja unersetzlich; im Hinblick auf die Entwickelung der ganzen Menschheit aber sind sie doch unwesentlich.

Was schreien denn all die Reichen jetzt so ängstlich, aus Furcht vor Verarmung, als hätte es noch nie eine Zeit gegeben, in welcher der Cours der Papiere geschwankt hätte und der Besitz entwerthet worden wäre? als ob in den Jahren von achtzehnhundert sechs bis fünfzehn nicht dasselbe geschehen wäre? Diese Verarmungsfurcht der Besitzenden ist gewiß egoistischer als das Verhalten des Proletariats, das noch nirgend seine oft angeklagte Habsucht bewiesen hat. Im Ge-

gentheil hört man nur Lob, wenn man nach einzelnen Thatsachen fragt, so auch jetzt hier in Frankfurt, wo bei dem Kravall Proletarier das Rothschild'sche Haus besetzt gehabt haben. Man hat aus der Kassenstube des Komtoirs herabgeschossen, in der geprägtes Gold in Massen da gelegen hat. Hunderte von Menschen, denen ein Thaler schon als Besitz erscheint, sind in dem Hause aus- und eingegangen und nicht ein Pfennig ist entwendet worden, wie selbst Mitglieder des seligen Bundestages uns gestanden haben.

Aber die Männer der Rechten aus der Paulskirche behaupten dennoch, das Volk sei schlecht, der Meuchelmord, die Nichtachtung des fremden Eigenthums werde immer gewöhnlicher. Und mit diesem Glauben wollen sie reformiren! Zum Reformiren gehört die volle Kraft der Liebe, die festeste glaubensfreudigste Zuversicht; und sie haben weder das Eine noch das Andere, sondern nur grundlosen Haß und grundlose Furcht. —

Im Laufe des Tages erzählte man uns, es wären achtzigtausend Mann Truppen um Wien zusammengezogen. Es waren mehrere Aristokraten zugegen. Eine Dame versicherte, daß es nur fünfzigtausend Mann wären; man habe ihr aber gesagt, dies sei mehr als hinreichend, um alle revolutionairen Bewegungen in Deutschland für alle Zeit todt zu machen. Die Unterhaltung war vollkommen, wie sie Göthe in Coblenz gehört hat, die Zuversicht auf den dauernden Sieg der Regierungen eben so fest, als die Verachtung gegen das Volk groß. Die Worte »souverainer Plebs« wurden mit spöttischem Lächeln von schönen Lippen hervorgelispelt; und wieder kam mir die haarsträubende Angst, welche ich von Jugend auf vor dem Momente empfunden habe, wenn das Maaß voll sein und die Stunde der Vergeltung kommen wird, die uns Alle mit verschlingen kann. Hören, sehen denn diese Unglückseligen nicht? Haben die Kanonenschläge der letzten Junitage in

Paris noch nicht laut genug getönt? Der bloße Selbſterhaltungstrieb, die bloße Beſitzesluſt müſſen ſie zum Nachgeben, zum Opferbringen treiben. Und wenn es nicht geſchieht, wenn ſie ſtarr und feſt in ihrer alten Anſchauungsweiſe beharren, dann denke ich an die Worte eines alten Dichters: »wen die Götter verderben wollen, dem nehmen ſie vorher den rechten Verſtand!«

18.

Den 16. October.

Wir waren den ganzen Morgen, von halb neun Uhr bis halb vier Uhr in der Paulskirche, wo die Anklage gegen Zitz, Schlöffel und Simon von Trier verhandelt wurde.

Voigt aus Gießen ſprach zuerſt, mit großer Lebhaftigkeit und hinreißender Wärme. Die Reden und Verhandlungen kennſt Du aus den Zeitungen und ſtenographiſchen Berichten; ich darf mich alſo darauf beſchränken, Dir immer nur die Perſönlichkeiten zu ſchildern.

Voigt hat eine ſtarke, unterſetzte, aber doch ſehr gewandte Geſtalt; man ſieht, daß er gewohnt iſt, ſich viel zu bewegen, und die Leichtigkeit des Schrittes, mit der er durch den Saal geht, läßt in ihm, trotz ſeiner Stärke, den rüſtigen Alpenbeſteiger wiederfinden. Sein rundes Geſicht hat durchweg ſchöne Formen, die Stirne iſt breit und feſt; die Züge zwiſchen den Augen, das Einſetzen der Naſenwurzel, die Form des Mundes und des Kinnes ſind von charaktervoller Beſtimmtheit. Denſelben Ausdruck hat ſein Organ. Er ſpricht lebhaft, aber mit vollkommener Beherrſchung ſeiner Mittel; wenn der Gegenſtand ihn erwärmt, hat er eine fortreißende Gewalt, einen großen Schwung. Er brauchte einmal in der Vertheidigung der Angeklagten ein Bild, das mir auffiel, weil es ſo ſchlagend iſt. »Sie kennen die Geſetze des Springbrunnens,« ſagte er. »So tief die Waſſer von der einen Seite herunter fallen, ſo hoch ſteigen ſie auf der andern

Wollen Sie sich wundern, daß man zuletzt zur Erlangung der Freiheit Dolch und Strick anwenden wird, da man von Anfang an Kartätschen benutzte, die Freiheit zu verweigern? Die Kartätsche, welche von den Thronen herabgeschleudert wird, steigt als Dolch und Strick den Thronen gegenüber empor.« Bei den Worten sprühten seine dunkelstechenden Augen wirklich Feuer, und er ging nachher mit einer so energischen Haltung von der Tribüne, daß mir jenes berühmte »j'ai dit!« — lebhaft einfiel.

Einer der Männer des rechten Centrums fragte mich heute: »nun, was sagen Sie zu dem Stande der Sache?« — »O! die Rechte wird sicher den Sieg davontragen!« — »Also doch endlich bekehrt?« — »Bekehrt? Im Gegentheil! neuen Ideen, einem neuen Glauben gegenüber ist das Alte, das Unrecht immer in der Majorität. Im Frühjahr, wenn die ersten grünen Blätter hervorkommen, hängen noch alle Bäume voll dürrem Laub, und

die welken, vorjährigen Blätter haben die vollständigste Majorität, aber es wird dann doch Sommer und die welken Blätter fallen ab, und das junge Grün gewinnt die Oberhand!« — »Um im nächsten Jahre ebenfalls verwelkt zu sein,« sagte mein Gegner. — »Ja! ganz verwelkt!« antwortete ich, »oder glauben Sie, ich hätte den Muth, von der Vergangenheit Vergänglichkeit zu fordern, wenn ich nicht die Gegenwart auch als vergänglich betrachtete? Das Unrecht der Vergangenheit, der Sie Alle mehr oder weniger angehören, ist der Glaube an die Möglichkeit ihrer Fortdauer. Ich las neulich irgendwo eine Erzählung von einer alten Dame, welche seit vierzig Jahren mit einer Jugendfreundin zusammen gelebt hatte. Als die Freundin dann endlich starb, konnte die Dame den Gedanken dieses Todes gar nicht fassen, sondern bestand darauf, die Freundin lebe, und werde sich schon erholen. Sie ließ sie ankleiden, ließ ihr die gewohnten

Speiſen herrichten, und ſetzte ſich mit ihr zur Tafel. Wie nun die Leichenflecken und der Verweſungsgeruch erſchienen, ſchminkte und parfümirte ſie die Genoſſin ihres Lebens, und war weder durch die Bitten ihrer Hausleute noch durch die Vorſtellungen der Polizei-Behörden zu bewegen, den Leichnam in die Erde ſenken zu laſſen, deſſen Daſein geradezu den Lebenden tödtlich werden konnte. Zuletzt mußte man denn Gewalt brauchen, da man es nicht abwarten konnte, bis der Anhänglichkeitswahnſinn der guten Dame vorüber ſein würde. So geht es in dieſem Augenblicke überall den Anhängern der alten Zeit, vornehmlich aber auch bei uns. Sie merken es Alle nicht, daß die alte Zeit ſchon ein tauſend ſieben hundert und zwei und neunzig geſtorben, daß ſie längſt in Verweſung zerfallen iſt, ſondern ſchminken und parfümiren die Leiche ihres Staatsſyſtems mit Ordonnanzen und Kabinetsordres, die den Lebenden gefährlich ſind

und doch den Verweſungsproceß der alten Zeit nicht aufhalten. Da wird dann aber auch Nichts übrig bleiben, als am letzten verzweiflungsvollen Ende Gewalt zu brauchen und ſich ſelbſt zu helfen.«

»Wie partheiiſch ſind Sie!« rief der Mann des rechten Centrums. — »Und ſind Sie es nicht?« — »Ja! aber glauben Sie denn, daß man dieſes Häuflein von Ideologen, welche hier auf der Linken ſitzen, eine Partei nennen kann?« — Dieſe bloße Frage beſtätigte wieder einmal die Behauptung, wie die Regierungen und ihre Vertreter noch nicht einmal vollkommen einſehen, daß ſie eine ſelbſtſtändige, berechtigte Partei ſich gegenüber haben. Sie thun noch immer, als hätte eine Herrſchaft widerſpenſtige Dienſtboten, als wären die Völker leibeigen. Sie wiſſen nicht, daß es nur Fürſten giebt, ſo lange die Völker welche haben wollen, und daß, wenn hier von einem kontraktlichen Verhältniſſe, oder von Gewalt die Rede iſt, wohl die Völker einem Fürſten

den Vertrag kündigen können, nicht aber umgekehrt. Das Volk kann den Fürſten verbannen, kein Fürſt aber kann ein ganzes Volk verbannen. Sobald ſich Niemand beherrſchen laſſen will, giebt es aber keine Herrſcher mehr, und man begreift nicht, daß ſie dies nicht einzuſehen vermögen.

Auch über die Verläumdungen, die unedeln Mittel, welche die Linke anwende, haben wir lange Reden gehört, und Niemand hat bedacht, daß dieſe langen Reden eben auch Verläumdungen waren. Perſonen, welche durch ihre frühern Verhältniſſe vollkommen befähigt ſein mußten, die reine, hohe Perſönlichkeit Johann Jakoby's zu kennen, thaten die abgeſchmackteſten, und in ihrem Falle, die ſträflichſten Fragen. »Ob es wahr ſei, daß Jakoby die Berliner Emeuten leite, daß er die Anarchie für nothwendig halte, ſie heraufbeſchwöre?« — Was ſoll man darauf antworten.

19.

Den 17. October.

Heute Morgens waren wir abermals in der Paulskirche, wo Moritz Hartmann uns Lebewohl sagte. Er ist ein so jugendfroher, frischer Mensch, daß man ihn in dieser blasirten Zeit doppelt lieb gewinnt, in der so wenig Menschen jung geboren werden und so viele Jünglinge ganz altbärtig sind. Hartmann geht mit Robert Blum und Julius Fröbel nach Wien. Hartmann und Blum nahmen Abschied von ihren Bekannten, Fröbel war nicht dabei, wenigstens sah ich ihn nicht

mehr. Es lag etwas in der Scene, das mich an die Apoſtelzeit erinnerte, als dieſe drei ſo fort zogen, für ihren heiligen Glauben zu kämpfen und zu leiden mit den Glaubensbrüdern.

Robert Blum iſt fraglos einer der häßlichſten Menſchen, die ich je geſehen habe Er iſt ſehr ſtark, der Kopf ſteckt tief in den Schultern, und er ſieht mit ſeinem rothbraunen, krauſen Haar, mit den kleinen, ſtechenden Augen, und den groben, runden Geſichtsformen, wie einer der Faunen oder Satyren aus, die oft auf den Rubensſchen Bacchusbildern ſich ſo widerwärtig darſtellen. Perſonen, welche ihn ſprechen gehört haben, ſagen, daß ſich ſein Geſicht dann wunderbar belebe, daß es von Geiſt leuchte, daß er wie ein Sokratesкopf ausſähe. So im Vorübergehen, wie ich ihn ſah, konnte ich das nicht finden, und mußte höchſtens zugeben, daß trotz der weichen, ſchwammigen Fleiſchmaſſe, das Geſicht Charakter habe; aber es iſt, als habe die Natur dieſen

Mann in einer tollen Laune geſchaffen, ſo wunderbar kontraſtiren ſeine Geſichtsformen unter einander, ſo launenhaft ſcheinen ſie zuſammengeſtellt zu ſein

Was ich über ſeinen Charakter hörte, hat mich auch überraſcht. Man nannte ihn »eine dämoniſche Kraft!« Er liebe nicht ſowohl die Freiheit, als er einen tödtlichen Haß hege gegen die Unterdrückung und die Unterdrücker. Er ſei nicht der Mann der Conceſſionen, ſondern er habe die vernichtende Gradheit des Kanonenballs, der ſein Ziel ſuche, um es zu zerſchmettern. Daß ſeine Reden, auch wenn er ſie im Zorn des Augenblickes improviſire, von einer eiſern in einander gefügten Logik wären, geſtand G., der eben nicht ſein Freund iſt. G. erzählte auch, daß Blum trotz ſeiner Häßlichkeit auf Frauen einen bedeutenden Eindruck zu machen pflegte, durch die Gewaltſamkeit ſeines Geiſtes. Er ſelbſt ſei ſich dieſer Häßlichkeit voll bewußt, und genieße, wenn

er einer Frau gefalle, mehr den Triumph ſeines Geiſtes und ſeines Willens, über die ihm von der Natur auferlegten Bedingungen ſeiner äußern Geſtalt, als er ſich der ihm zu Theil werdenden Liebe erfreue. Das hat wirklich Etwas, das unheimlich an Richard den Dritten gemahnt, wie mir denn Blum's ganze Perſönlichkeit unheimlich erſchienen iſt, dämoniſch im ſchlimmen und im guten Sinne des Wortes zugleich. Ich fragte, ob er nicht eigentlich eine unerbittliche, eine grauſame Natur ſei? — Man antwortete mir: Er könnte es werden, wie jeder Menſch, der nur ein Ziel im Auge hat, und Alles rückſichtslos niedertritt, was ihn von dieſem trennt. — Daß er ſeit Jahren mit ſeinem Haſſe gegen Unterdrückung, dem Princip der Freiheit mit großer Ausdauer und Umſicht genützt habe, das ſtellte Niemand in Abrede, und ſo wollen wir hoffen, daß ſich dies auch in Wien bewähren werde.

Fröbel's Erſcheinung bildet gerade den Gegen-

ſatz zu der von Robert Blum. Er iſt hoch und ſchlank gewachſen, und obſchon ſein ſehr ſtarkes ſchwarzes Haar und der eben ſo ſtarke Bart, ihm für den erſten Augenblick ein etwas düſteres Anſehen geben, ſind die Züge des Geſichtes, der Ausdruck der meergrünen Augen und des ſchönen Mundes, ſo auffallend ruhig und edel, daß ein Maler, der ihn zum erſtenmale ſah, ihn vollendet ſchön nannte und ſeinen Kopf mit dem herrlichen kapitoliniſchen Faun verglich, mit dem er in der That viel Aehnlichkeit hat. Seine Sprechweiſe iſt in der Unterhaltung — denn auf der Tribüne habe ich ihn nicht gehört — ſehr ruhig, ſein Organ kräftig, aber dabei auffallend mild. Sein ganzes Weſen hat die ruhige Haltung, welche ein inneres Gleichgewicht der Seele und eine äſthetiſche Bildung verleihen. Er äußerte ſich gegen alle Gewaltmaßregeln, ſo lange man noch die Ausſicht habe, geſetzliche Wege zu finden Einmal, als das Geſpräch es zufällig mit ſich

brachte, that er den Ausſpruch, der mich aus ſeiner ſocialen Politik ſo unumſtößlich wahr angeſprochen: »für jede Nothwendigkeit muß es eine Möglichkeit geben!« und dabei war ſeine Stimme ſo ſanft, ſein Weſen ſo ruhig, als wiſſe er, daß das Vernünftige in dieſer von einem Vernunftgeſetz beherrſchten Welt doch nothwendig den Sieg davon tragen werde. Hier an Fröbel hat es ſich mir wieder recht beſtätigt, daß die wahre Kraft immer mild, die rechte Ueberzeugung immer ruhig iſt, und daß man Heftigkeit und Gereiztheit durchgehends als ein Zeichen innerer Haltloſigkeit anzuſprechen habe. Ich habe von Fröbel nie ein hartes Wort des Tadels, nie eine jener Verdächtigungen ſeiner Gegner gehört, mit denen dieſe ſo freigebig gegen die edelſten Charaktere der Linken umherwerfen, und das iſt wirklich wohlthuend in dieſer Zeit des Haſſes und des Kampfes. —

Als wir gegen zwölf Uhr aus der Paulskirche

kamen, fanden wir Herrn von X. und Herrn von O., welche Beide darin übereinstimmten, die Nationalversammlung werde es sehr bedauern, nicht gegen die Neuwahl der zu Beamten ernannten Personen gestimmt zu haben. Aus einer Besprechung dieses Gegenstandes machten wir uns aber los, uns ein wenig in der Stadt umzuschauen.

Das Wetter war trocken und frisch, ohne hell zu sein, und wir gingen zuerst in das Städelsche Institut, ein Bild von Pecht zu sehen. Es stellt die Krönung Göthe's durch Korona Schröter dar, nach der ersten Aufführung seiner Iphigenia. Es ist ein buntes Bild, voll Portraitfiguren, in der Art der Watteau'schen Gemälde; ohne die Portraitsähnlichkeit würde es weniger anziehend sein. Jetzt aber geben diese und der Contrast zwischen dem stillen Damals, in dem Fürsten und Dichter sich in einer Region friedensvoller Kunstschöne bewegten, neben unserer sturmbewegten Zeit, ihm ein gewisses Interesse.

Der Park von Tieffurt bei Abendbeleuchtung iſt der Ort der Handlung. Der Herzog in blauer Uniform mit hohen Reiterſtiefeln, und die Herzogin Amalie in weißem, mit roſa Schleifen geziertem Reifrock, führen Göthe, ihn bei den Händen haltend, aus der Reihe einer Geſellſchaft auf einen Teppich, der über den Wieſenboden gebreitet iſt. Von der andern Seite tritt Korona Schröter hervor, in weiß gekleidet nach der Mode der Zeit, aber doch von Schleiern und derartigem Zierrath ſo loſe umwallt, daß ihre Kleidung nicht ſteif, ſondern recht idealiſch erſcheint. Sie naht ſich Göthe, mit erhobenen Armen vorſchreitend, ihm, wie eine Viktoria, den Lorbeerkranz entgegen zu bringen. Göthe, der jugendliche, nach Mai's Portrait gemalte Kopf, und auch dem Bilde der Angelika Kaufmann ähnlich, das Frau Ottilie von Göthe in Wien bewahrt, iſt ſehr gelungen. Er trägt weiße Eskarpins, eine weiße Weſte mit einer Blumenguirlande geſtickt, einen

braunen Rock ebenfalls mit Stickerei, und das ſtarke, ſchwärzliche Haar, in natürlichen Locken ohne Puder, während alle anderen Männer noch mit Zopf und Puder prangen. Wieland, Herder, Schiller, Knebel, Merk, figuriren alle in dem Bilde, und ganz im Vordergrunde ſteht die »Frau Rath« in dem farbenſtrahlenden Prachtanzuge einer Fee aus den Contes bleus. Unwillkürlich mußte man an Bettina's Schilderung des Anzuges denken, den die Frau Rath ihr bei dem Beſuche der Königin von Preußen in Darmſtadt beſchreibt. Ob es gerade »dieſelbe Haub' mit die Sonnenblume« geweſen iſt, weiß ich nicht, aber die ganze Frau glänzt in Schmuck und Farben, wie eine prächtige Pfauenfeder. Da man nur immer Luſt hat an Darſtellungen der Perſonen, welche in unſerm Geiſte bereits lebten, ſo wirſt Du im Voraus wiſſen, daß mir dies Bild große Freude gemacht hat.

Von Göthe's Bilde wanderten wir zu ſeinem

Vaterhauſe, das Zimmer zu beſuchen, in dem er einſt den Götz und den Werther geſchrieben hat. Das Haus hat ſchöne, breite Treppen mit eiſernen Geländern, in deren Verzierungen ſich die Göthe'ſchen Namenschiffern finden; die einzelnen Etagen ſind nicht ſehr hoch, dafür aber Alle von ziemlich gleicher Höhe. Göthe's Zimmer iſt eine Erkerſtube mit drei Fenſtern, aus denen man, wenn man ſich ſeitwärts hinausbiegt, Gärten ſieht und auch einen Blick in das Freie hat. Wer kann aber wiſſen, wie das Alles vor ſiebenzig Jahren geweſen ſein mag? Es iſt ein gutes, ſtilles Zimmer, dennoch machte mich ſeine Leere, im Gegenſatz zu der Bewohntheit des übrigen Hauſes, recht traurig. Auf dem Vorflur des erſten Stockes ſpielten Kinder mit einer Katze, der ſie einen Kreiſel entgegenſchleuderten; im zweiten Stock trug man Küchenabhub, Wäſche und Speiſevorräthe die Treppe hinunter; es war eben das Treiben des Alltagslebens in ſeiner Nothwendig-

keit. Eine Magd geleitete uns in den dritten Stock, sie sprach sinnloses Ciceronengeschwätz, während wir uns in dem Zimmer umsahen. Ein kleines Schreibepult, ein zerbrochener, lederüberzogener Stuhl, ein Paar Tische an den Pfeilern wurden als von Göthe gebraucht bezeichnet. Eine Sepiazeichnung, unbedeutend wie alle Göthe'schen Zeichenversuche, hing an dem einen Pfeiler; eine Kopie danach an dem andern. Unter beiden ein Göthe'scher Vers, dessen ich mich nicht erinnere. Aber das Alles war so kahl, so ausgestorben, so ungeliebt, daß es mir wehe that. So müßte man fühlen, fände man auf dem Grabe seiner Eltern die Grabsteine zu einem Brotofen verwendet. Es schnürte mir das Herz zu das Alltagsleben in diesem Hause, und immerfort dachte ich an Göthe's Worte: »Die Stätte, die ein edler Mensch betrat, ist eingeweiht«, um es mit Schmerz zu empfinden, daß man diese geweihte Stelle nicht genugsam ehre.

Schön, prächtig, vornehm, großartig, wie man das Patricierweſen jener Zeit oft findet in großen Fluren, einzelnen Sälen und hohen Zimmern, iſt dies Vaterhaus Göthe's nicht. Aber es iſt zweckmäßig auf das Nothwendige beſchränkt, es rahmt die Exiſtenz ein; und wer könnte ſagen, in wie weit dieſe Bauart auf das ganze Weſen Göthe's eingewirkt und ihm die Begränzung in den ſpätern Lebensepochen zum Bedürfniß gemacht haben mag.

Unſer nächſter Weg galt dem Römer. Die alten Bilder der deutſchen Kaiſer im großen Saale ſind durch neue verdrängt, von denen einzelne recht charakteriſtiſch ſind; daß ſie aber als Enſemble einen bedeutenden Eindruck machen, hindert ſchon die architektoniſche Anlage des Saales. Wie prächtig klingen die alten Beſchreibungen des Römers, wie ſtattlich wird der Marktplatz geſchildert, auf dem der Springbrunnen Wein ſprudelte, der gebratene Ochſe prangte und der Haferhaufen dem Volke Preis gegeben ward. Und

dieſer Marktplatz und der Weg nach dem Dome, welcher mit Tuch belegt ward, das ſind Alles winkelige, kleine Plätze und enge, elende Gaſſen, die eben nur als Hintergrund der Ereigniſſe eine Theilnahme erregen, welche ſie für ſich ſelbſt in keiner Weiſe beanſpruchen könnten.

Zuletzt denn die Judengaſſe! — und wären alle Machthabenden der Welt durch die Revolutionen dieſes Jahres in Leid und Schmerz verſenkt worden, ſo würden ſie mit ihren Thränen noch lange nicht die Schmerzensthränen aufwiegen, welche jenes unglückliche Volk in zweitauſendjähriger Knechtſchaft, in ſchmachvoller Unterdrückung vergoſſen hat. Als wir durch die lange, ſchmale Judengaſſe gingen, als ich in die Gehöfte dieſer thurmhohen Häuſer ſah, welche an einander und in einander geklebt ſind, wie die Zellen eines Bienenſtocks, und als ich mir dachte, hier hat Börne ſeine Jugend verlebt, hier hat man ihn allabendlich wie einen Verbrecher eingeſperrt, und

hier hat man ſich geweigert, das Thor zu öffnen, ſelbſt bei Feuersbrünſten, ſchauderte ich vor dem unmenſchlichen Treiben der oft geprieſenen Vorzeit.

Wenn Göthe in ſeinem Fauſt den furchtbaren Fluch ausſpricht, und Stein auf Stein zertrümmert von dem Bau des menſchlichen Daſeins, wenn er der Hoffnung und dem Glauben geflucht hat, ſo endet er mit den Worten: »und Fluch vor Allem der Geduld!« Ja! der Fluch der Menſchheit iſt jene Geduld, die ſie ausharren läßt in Leiden, welche enden, ſobald man ſie nicht mehr ertragen will. Ausharren mit freiem Geiſte unter der Wucht eines körperlichen Schmerzes, unter dem Druck unabänderlicher Verhältniſſe, darin kann Größe liegen; aber ausharren unter einer Knechtſchaft, die man als Knechtſchaft fühlt, das iſt Feigheit und Schande. Die Conſervativen ſagen, wenn ſie das Maaß ihres Zornes gegen die Partei der Bewegung erſchöpft haben,

als schwersten, letzten Vorwurf: »Es sind hauptsächlich die Juden gewesen, die jüdischen, unzufriedenen Literaten, welche den ganzen Spektakel angefangen haben aus jämmerlichem Egoismus.« Und Keiner dieser Ankläger fühlt, welchen Ehrenkranz er in diesen Worten den Juden windet.

Ja! es waren Börne und Heine, welche seit der Julirevolution, und schon früher, den Deutschen zuriefen: »Wir sind Knechte und Ihr mit uns!« Es war Gabriel Riesser, der die Emancipation der Juden mit Wärme vertrat; es waren Johann Jakoby und Heinrich Simon, welche von achtzehnhundertvierzig ab den Kampf gegen die preußische Bureaukratie unablässig führten, und zuletzt fast Mann gegen Mann dem preußischen Absolutismus gegenüber standen; und es ist erhebend, daß es so war. Es ist der ruhmvollste Ehrenkranz für das jüdische Volk, daß es nach so langer Unterdrückung nicht matt, nicht schwach, sondern stark genug geworden war, an die Spitze der

Bewegung in Deutſchland zu treten. Das Wort des Welterlöſers iſt zur Wahrheit geworden an ſeinem Volke: »Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, iſt zum Eckſtein geworden!« Die Geduld, welche aus Feigheit und Trägheit entſpringt, mag vom Throne aus wie eine Tugend erſcheinen; ſie iſt aber ſo gewiß eine Schmach und ein Laſter, als das Irrlicht, das von fern wie eine reine Flamme leuchtet, ein Produkt ungeſunder Sumpfesdünſte iſt.

Ueberall an den Schaufenſtern der Buchhandlungen ſieht man Börne's und Göthe's Bilder nicht nur neben einander, ſondern auf demſelben Blatte gezeichnet, und das in Frankfurt, wo man einſt dem Doktor Börne eine Acceſſiſten-Stelle verweigern zu müſſen glaubte.

Weimar, 20. October, Abends.

In den letzten Tagen unſeres Frankfurter Aufenthaltes zu ſchreiben verhindert, komme ich erſt hier dazu, den Brief zu beenden. Wir haben geſtern Morgen Frankfurt verlaſſen. Um die Nachtreiſe zu erſparen, welche man mit der Eilpoſt machen muß, hatten wir eine Extrapoſtchaiſe gemiethet, und haben dadurch zwar manche Bequemlichkeit, aber wenig an Nachtruhe gewonnen. Den erſten Abend langten wir ſo tief in der Nacht in einem ſchlechten Gaſthofe zu Hühnenfeld an, mußten, um die Eiſenbahn in Eiſenach zur rechten Zeit zu erreichen, am Morgen ſo früh wieder aufbrechen, daß es doch um den Schlaf eigentlich geſchehen war, und man nur unnöthig das Aus- und Einpacken der Nachtſäcke zu beſorgen gehabt hatte.

Der Weg durch Franken, über Gellenhauſen und viele kleine andere Städte, war bei dem ſchönſten Herbſtwetter ſehr angenehm, und in dieſer Beziehung die Fahrt im Wagen vortrefflich. Die

Eiſenbahnen haben das Widerwärtige, daß ſie uns aus der Natur, aus dem Zuſammenhange mit dem Leben des Landmanns, in eine öde Maſchinenwirthſchaft verbannen. Sie entwurzeln uns, ſie zerſtören den Begriff des bewohnten Landes. Indem ſie uns auf ihren eiſernen Schienen fortbewegen, bekommen wir von der Welt faſt nichts Anderes zu ſehen, als brachliegendes Terrain, Eiſenbahnhöfe und Bahnwärterbuden. Die Erde erſcheint aus den Waggons nur als eine Landſtraße, als ein großer Weg, nicht als ein Wohnort. Jeder Bahnhof führt in die Ferne, Keiner ladet zum Weilen ein. Es liegt etwas Beunruhigendes, Quälendes in dieſer Art des Reiſens, und darum that uns als Gegenſatz die Fahrt auf den Chauſſeen mitten durch das Franken- und Thüringerland ſo wohl. Einmal wieder Menſchen zu ſehen, welche die Weinleſe hielten, Rüben und Kohl ernteten, Flachs brachen und für den nächſten Sommer die Aecker vorbereiteten oder

die neue Saat ausſtreuten, war ſehr erquickend. Die großen Viehheerden, die waſchenden Frauen am Brunnenrand, Kinder, welche die einzelnen Ziegen hüteten, Gänſe weideten, mit dem Kettenhunde ſpielten, oder ſich auch ehrlich und tüchtig balgten, das war Alles eben ſo vergnüglich, als die großen Züge von Menſchen, welche zur Kirmeß gingen. Nach den uniformirten Bahnofficianten mit Meſſingſchilden, von denen wir ſelbſt nur wie Stückgut behandelt werden, war dies Alles reizend und neu, und um ſo mehr anmuthend, als man in dieſen kampfdurchwühlten Zeiten die Sehnſucht nach Ruhe, nach primitivem Leben und primitiven Zuſtänden nur um ſo lebhafter empfindet.

Das ganze Frankenland iſt ſchön, und der Frieden ſeiner ſtillen Thäler ſehr lieblich. Vor Eiſenach kamen wir in ein Thal, das von dem Flüßchen Vacha durchſtrömt wird, und in deſſen Mitte ein Flecken gleichen Namens liegt. Das

Thal iſt weit, von mäßigen Hügeln gebildet, deren Laubwälder der Herbſt phantaſtiſch bunt gefärbt hatte. Es hatte am Nachmittage geregnet und war, bei der vorgerückten Jahreszeit, dann auch gleich kühl geworden. Um Sonnenuntergang aber, als wir durch das Thal fuhren, brach das Sonnenlicht wieder hervor und funkelte in ſcharfen Streiflichtern durch das zerriſſene Gewölk, hier die buntgefärbten Blätter glänzend zu erleuchten, dort ſich in Regenbogenfarben in den Nebeln zu ſpiegeln, die wie Schleier an den Hügeln hingen. Der Anblick war zauberhaft ſchön und das ganze Thal ſo ſtill und friedlich, daß ich das lieblichſte Bild davon in der Seele behalten habe. Mit dieſem ſtillen Bilde ſoll der letzte Brief aus Frankfurt beendet werden, der Dir ſo viel von den Kämpfen des Tages geſprochen hat; möchte auch ihr Ende, ſchön wie dieſer Sonnenuntergang, uns einen hellen Tag verkünden.

Berlin im November und Dezember 1848.

20.

Berlin, 8. November 1848.

Gestern bin ich nach viermonatlicher Abwesenheit heimgekehrt, und habe heute schon einen Theil unserer Bekannten gesehen, die Alle sehr besorgt sind in der Erwartung eines Staatsstreiches, gleichviel ob sie diesen Staatsstreich durch die Maaßlosigkeit der Nationalversammlung für berechtigt halten, oder ihn eine Ungerechtigkeit der Regierung, einen Akt frevelhafter Willkür nennen. Daß er ein Unglück ist für das Land, darin sind Alle einig.

Die Stimmung der Menſchen ſcheint mir noch gedrückter, als ich ſie je nach den Märztagen geſehen, die Erbitterung der Parteien ſchroffer. Der Haß der ſtabilen Freunde der Ordnung hat einen verbiſſenen Charakter angenommen, der zähneknirſchend nur Gewaltmittel fordert. Sie ſehnen ſich nach einem Blutvergießen in dem die Baſſermann'ſchen Schreckensgeſtalten ihren Untergang fänden. Sie haben die letzten Beweismittel der Könige offenbar zu den ihren gemacht, und die Mehrzahl mag es ſchmerzlich bedauern, daß dies Rechtſprechen mit Kartätſchenkugeln noch »das beneidenswerthe Vorrecht« der Krone iſt, daß nicht Jeder von ihnen privatim von einigen kleinen Kanonen Gebrauch machen kann, gegen die Perſonen und Anſichten, welche ihm ſelbſt am meiſten zuwider ſind.

Das Miniſterium Brandenburg erhält ein Mißtrauensvotum nach dem andern, läßt ſich's aber wenig anfechten, denn offenbar beſteht es

aus unverantwortlichen Miniſtern, welche die Befehle ihres Königs vollziehen, der ſie zu vertreten hat. Dies iſt unſer Conſtitutionalismus.

Was man ſo beſorgt erwartet, iſt das Einrücken der Truppen und die Auflöſung der Nationalverſammlung. Daß Beides noch nicht ausgeführt iſt, liegt wohl lediglich daran, daß die Regierung irgend einen Kravall abwarten und dieſen als Grund für das Eine oder das Andere benutzen möchte. Wüßte man beſtimmt, das Einrücken der Truppen werde Unruhen erregen, die Nationalverſammlung dagegen proteſtiren und ſich »renitent« beweiſen, ſo ließe man vielleicht die Truppen einrücken, um die renitente Nationalverſammlung mit Grund angreifen zu können. Dürfte man hoffen, die plötzliche Auflöſung der Nationalverſammlung veranlaſſe einen Aufſtand, ſo möchte man die Nationalverſammlung auflöſen, um die Truppen rechtmäßig einrücken zu laſſen. Aber man fürchtet, die Bürgerſchaft werde nicht mehr nach

momentanen Stimmungen handeln. Sie hat freilich bei einem neuen Straßenkampfe auch nicht den Gewinn zu erwarten, wie das Gouvernement.

Dieſes Gouvernement kommt mir vor wie ein treuloſer Liebhaber, der ſchlecht genug, treulos zu ſein, nicht den Muth beſitzt, ſeinen Verrath zu geſtehen, ſondern ſeine Geliebte durch Martern dazu zwingen möchte, das ſcheidende, trennende Wort zuerſt auszuſprechen; und leider ſind noch ſo viele ſchwache Elemente im Volke, daß der Liebhaber, wenn er nur geduldig und grauſam genug iſt, ſein Ziel gar leicht erreichen kann.

Als ich heute Johann Jakoby fragte: »wie ſtehen die Sachen in Berlin?« — antwortete er mir: »Sehr gut für die Demokratie!« Ich ſah ihn befremdet an, er fühlte das und fügte hinzu: »Das Unterthanengefühl iſt noch felſenfeſt in vielen Deutſchen, Niemand kann aber dagegen ſo wirkſam ankämpfen als der Abſolutismus ſelbſt — und er thut es jetzt redlich. Die Fürſten

nutzen das Vertrauen, den Glauben des Volkes ab, ſie belehren das Volk. Das iſt mehr, als man von ihnen verlangen kann, denn ſie untergraben ſelbſt den Boden, auf dem allein ſie ſtehen können.«

In dem heißen Sommer von 1846 war der Veſuv ganz ruhig — und man zitterte vor dieſer Ruhe, denn alle Quellen in Caſtellamare, wo ich damals mich befand, begannen zu verſiegen. So ruhig wie der Veſuv in jener Zeit, ſo beängſtigend ſtill, erſcheint mir heute Berlin.

21.

Berlin, 10. November.

Heute iſt die Nationalverſammlung aufgelöſt; heute, am 10. November, an dem Tage, welcher den Vorkämpfern der Freiheit, Luther und Schiller, das Leben gab.

Der Ernennung des Miniſteriums Brandenburg iſt die Auflöſung der Nationalverſammlung durch die Gewalt der Bajonette ſchnell gefolgt. Es ſcheint, als hätte man in Potsdam vergeſſen, welche Folgen vor ſechszig Jahren jene Anwendung der Bajonette in der franzöſiſchen National-

verſammlung gehabt hat, welche Ereigniſſe geſchehen ſind, nachdem die Worte ausgeſprochen worden waren: »Wir ſind hier durch den Willen des Volkes und werden nur der Kraft der Bajonette weichen.«

Aber die Völker haben jene Thatſache nicht vergeſſen, und die preußiſche Nationalverſammlung hat ſich würdig gezeigt ihrer Vorgänger und Vorkämpfer. Die Sympathie aller civiliſirten Völker muß ihr Lohn und ihr Bundesgenoſſe werden, wenn ſie auf dieſem Wege ruhig und feſt fortzugehen vermag, und das Volk ſtark und muthig ſeinen Vertretern zur Seite ſteht.

Seit ſechsunddreißig Stunden, ſeit der Erklärung des Grafen Brandenburg, daß der König die Kammern von Berlin nach Brandenburg verlege, hatten das Präſidium und die Büreaubeamten der Nationalverſammlung das Sitzungslokal nicht verlaſſen; die Deputirten hatten, ſich in Sectionen ablöſend, die Nacht dort zugebracht.

Extrablätter, welche in den Straßen feil geboten wurden, verkündeten dem Volke den Beschluß der Nationalversammlung, sich nicht aufzulösen, weil der Befehl dazu ein ungesetzmäßiger sei. Zugleich erfuhr man durch diese Extrablätter, daß der König die Präsidenten der Nationalversammlung, Herrn v. Unruh und Herrn Bornemann, nicht vor sich gelassen habe, als die beiden Herren nach Potsdam gefahren waren, um in diesem, für Preußen entscheidenden, für die Krone gefährlichen Augenblicke, die Stimme der Wahrheit, als Privatmänner, vor das Ohr des Königs zu bringen.

Dem Magistrate war die Anzeige gemacht, daß am Mittage 15000 Mann Truppen in die Stadt einrücken würden; die Bürgerwehr hielt das Lokal der Nationalversammlung besetzt; überall standen Gruppen von Bürgern zusammen, eine ernste Ruhe, eine feste Entschlossenheit machte sich überall geltend. Keine Straßenaufläufe lär-

mender Art, keine lauten Aufregungen! — Man trat zuſammen, um irgend ein neues Plakat, um einen Bericht aus der Verſammlung zu hören und entfernte ſich, ſobald dies geſchehen war.

Gegen zwei Uhr gaben lebhaftere Bewegungen das Einrücken der Truppen in die Stadt kund. Um dieſe Zeit traten wir aus dem blendend hellen Sonnenlicht des klarſten Herbſttages in den Saal der Nationalverſammlung. Man rief die Deputirten mit Namen auf, es waren 252 beiſammen. Herr Bornemann führte das Präſidium.

Einzelne Deputirte, lebhaft erregt, gingen ſprechend auf und nieder; da erhob ſich Herr Bornemann und ſagte: »es ſcheint mir der Würde dieſes Augenblickes angemeſſen, daß wir in Ruhe die Rückkehr der Kommiſſion erwarten, welche hinausgegangen iſt, eine Proklamation an das Volk zu verfaſſen.«

Sogleich kehrte Alles zu den Plätzen zurück. Ein feierliches Schweigen herrſchte im Saale, als

Herr v. Berg auf die Rednerbühne trat. »Die Zeit drängt, die Truppen rücken an, ich habe das Siegel der Nationalversammlung aus den Händen der Unterbeamten genommen und gebe es in die Hände des Präsidiums zurück;« mit diesen Worten legte er es auf das Büreau nieder.

Kaplan Berg weiß es von dem Ritus seiner Kirche her, wie tief man durch Symbole auf die Menschen wirkt. Seine symbolische Handlung hatte ihren Zweck erfüllt, als ein Abgeordneter der Kommission hereintrat und der Versammlung die Proklamation an das Volk vorlas, in der sie erklärte, daß sie sich nicht für aufgelöst erachte und sich nur, der physischen Uebergewalt weichend, zurückziehen werde.

Diese Proklamation ward einstimmig angenommen und von den überfüllten Gallerien mit zustimmendem Bravo und Beifallklatschen empfangen. Einer der Deputirten verlangte, man solle unter die Proklamation die Namen ihrer Verfasser

abdrucken. »Laſſen Sie unter die Proklamation drucken: »»Die Nationalverſammlung««, bat der Berichterſtatter, »das wird der würdigſte Dank für die Verfaſſer ſein.« Auch dieſer Vorſchlag ward einſtimmig angenommen, ebenſo die Aufforderung, vierzigtauſend Exemplare der Proklamation drucken und in Berlin vertheilen zu laſſen.

Nachdem dieſe Beſchlüſſe gefaßt waren, zündete man in dem Saale, über den ſchon die Schatten der Dämmerung ſich ausgebreitet hatten, die Lampen an, und die Verſammlung ging zur Tagesordnung, zur Berathung der Ablöſungsgeſetze über.

Dieſe Ruhe übte eine bannende Kraft. Ueber die kleinlichen, drückenden Frohnen der ärmſten Landbewohner beriethen hier zwei hundert zweiundfunfzig Abgeordnete des Landes, während der König Kinder dieſes Landes, Söhne dieſer Landbewohner zwang, als Feinde gegen die ſelbſt erwählten Volksvertreter anzurücken, welche die Rechte dieſer Bauern und Tagelöhner zu wahren ſtrebten.

Mit dem taktmäßigen Marschschritt der Truppen klang zugleich mal auf mal das Vivatrufen der Einwohner Berlins in den Saal. Es galt der Bürgerwehr und ihrem Kommandanten Rimpler, die sich in einem Plakate als die rechtmäßigen Vertheidiger der errungenen Freiheit und als die Beschützer der Nationalversammlung erklärt hatten. Man sah durch die Fenster des Saales bei dem letzten Schein des Tages, die Scharfschützenkompagnien der Bürgerwehr das Haus umringen. Zweihundert Schritte davon standen die Truppen des General Wrangel — und in der Versammlung debattirte man über die Ablösung des Federspulgeldes, des Hundeackerhaffers, des Hundebrotes, der Küchenfuhren, des Holzspaltens und des Futters für die Hauskuh. Man debattirte sehr ruhig, denn man befand sich auf dem festen Boden des wahren Rechtes.

Da erschien Herr v. Unruh, der Präsident der Versammlung, und nahm an Herrn Bornemann's

Stelle den Präſidentenſtuhl ein. Eine lautloſe Stille empfing ihn.

»Meine Herren!« ſagte er mit kräftiger Stimme, »es iſt mir von dem Commandanten der Bürgerwehr die Mittheilung zugegangen, daß Truppen eingerückt ſind und das Sitzungslokal umgeben haben. Auf die Frage des Herrn Rimpler an den Kommandanten der Truppen, General v. Wrangel, zu welchem Zwecke dieſe Truppen eingerückt wären? hat Herr v. Wrangel geantwortet, daß er zum Schutze der Nationalverſammlung gekommen ſei. Ich habe darauf, kraft meines Amtes als Präſident dieſer Verſammlung, dem Herrn Rimpler die ſchriftliche Erklärung zugehen laſſen, daß die Verſammlung ſich unter dem Schutze der Bürgerwehr vollkommen ſicher fühle und keines anderen Schutzes bedürfe. Darauf erwarte ich die Antwort.«

Bravo! erſcholl es von allen Ecken und gleich darauf gelangte der Bericht des Kommandanten

Rimpler in die Hände des Präsidenten. Alles blickte zu ihm hinüber, der Moment der Entscheidung war gekommen.

Er erhob sich abermals: »Meine Herren: General v. Wrangel hat dem Kommandanten der Bürgerwehr, auf dessen Anfrage, wie lange er hier zu verweilen denke, wo man seines Beistandes nicht begehre, geantwortet: »er werde gar nicht fortgehen, da er weder die Nationalversammlung noch ihren Präsidenten anerkenne. Graf Brandenburg habe auf Befehl des Königs die Versammlung aufgelöst, sie bestehe rechtlich nicht mehr. Die Anwesenheit der Herren im Sitzungssaale sei ungesetzmäßig; er wolle daher keinem derselben den Austritt verwehren, aber, sobald der Letzte sich entfernt habe, das Sitzungslokal schließen lassen und den Eintritt in dasselbe verhindern, und sollte er acht und vierzehn Tage hier liegen bleiben müssen; er und seine Truppen wären des Bivouakirens gewohnt.«

Worte der Mißbilligung erſchollen, wurden aber von dem Ordnungsrufe übertönt, und der Präſident fuhr fort: »Die Bürgerwehr hat erklärt, obſchon des Bivouakirens ungewohnt, ſei ſie bereit, ſich daran zu gewöhnen, und werde nur mit den Deputirten zugleich ihren Poſten verlaſſen. Aber meine Herren! darauf dürfen wir es nicht ankommen laſſen. Man hat jetzt die Gewalt der Waffen gegen uns angewendet, wir ſind von einer ſtarken Militairgewalt cernirt. Ich habe gegen dieſen Akt der Gewalt Proteſt eingelegt. Wir wollen mit der Bürgerwehr gemeinſam das Lokal verlaſſen und unſere Proklamation mag für uns im Vaterlande ſprechen, das hier richten wird. Ich erkläre die Verſammlung für vertagt.«

»Bis morgen früh um neun Uhr! «rief Herr v. Berg, die Rednerbühne beſteigend. »Nur mit dieſer Bedingung nehme ich den Vorſchlag an.«

»Bis morgen früh um neun Uhr,« wiederholte

der Präſident. Wir wollen uns morgen verſammeln und ſehen, ob man uns den Eintritt verwehrt.«

Wenig Augenblicke darauf zogen ſich die Deputirten in Mitten der Bürgerwehr aus dem Verſammlungslokale zurück. Ein donnernder Beifallsruf, die tiefgefühlteſten Beiſtimmungen erſchallten rings umher, man knüpfte weiße Tücher an die Spitzen der Bajonette, man ſchwenkte die Hüte, man drückte den Deputirten die Hände, ſie geleitend nach allen Stadttheilen, als ſie ſich vor dem Hauſe zerſtreuten.

Jetzt iſt es fünf Uhr. Der Trommelſchlag der Bürgerwehrkompagnien, die in ihre Wohnungen zurückkehren oder Patrouillen zur Aufrechterhaltung der Ordnung durch die Stadt ſenden, erklingt in den Straßen. Es iſt Alles ruhig und General Wrangel mit ſeinen Truppen behauptet in dieſem Augenblicke das Feld.

22.

Den 18 November

Ich habe Dir nicht geſchrieben, weil mir die Seele bedrückt iſt, von den Segnungen des Friedens, den man uns bereitet. Der Belagerungszuſtand iſt erklärt, die Stadt iſt voller Soldaten und es iſt ſeitdem, als hätten ſie ein eiſernes Netz über uns ausgeſpannt, als wäre uns ſelbſt der Anblick des Himmels entzogen. Die Thore ſind offen, die Straßen ſind frei — aber man hat dennoch das Gefühl, ſich in einem Gefängniſſe zu befinden.

Der Abend des Zehnten und die Nacht zum Eilften waren sehr unheimlich. Viele Leute wollten Berlin verlassen, man packte, auf den Straßen fuhren Droschken voll Kasten und Betten, ganze Familien mit Weib und Kind den Thoren zu. Als es dann Nacht ward, schien die Aufregung zu wachsen. Sobald eine Thüre zugeworfen ward, sobald ein Balken zur Erde fiel, glaubte man einen Schuß zu hören: jedes Wagengerassel hielt man für Trommelwirbel. Nicht mir allein, sondern Allen, die ich nachher sprach, ist es so gegangen. Das Entsetzen über die Gewaltthat hatte die Phantasie erregt, daß man wahrzunehmen glaubte, was der gerechte Zorn für möglich hielt.

Am Morgen des Eilften befand ich mich bei B., dem Schauspielhause gegenüber, als die Deputirten sich versammelten, der Einlaß ihnen verwehrt ward, und sie sich in geschlossenem Zuge fortbegaben, in würdiger Haltung, von zahlrei-

ger Menſchenmenge begleitet. General Wran-
el wagte nicht dies Gefolge zu hindern, obſchon
s ungeſetzlich war nach dem Belagerungszuſtande.

Unabläſſig tönte in meinem Innern, während
ie Deputirten an mir vorüber wandelten, jener
Geiſter-Chor des Fauſt, jenes furchtbare

»Weh! weh!
Du haſt ſie zerſtört.
Die ſchöne Welt,
Mit mächtiger Fauſt;
Sie ſtürzt, ſie zerfällt!
Ein Halbgott hat ſie zerſchlagen!
Wir tragen
Die Trümmern in's Nichts hinüber,
Und klagen
Ueber die verlorne Schöne.«

Es war, als zögen in dieſem Augenblicke der
Geiſt des Friedens, der Verſtändigung und Aus-
gleichung fort von Berlin, und als ſchwängen
wilde Rachegeiſter die blutrothen Fackeln des
Haſſes in der Luft.

Was die Regierung mit dieſer Auflöſung der Nationalverſammlung gethan hat, den Widerſpruch, den ſie geſprochen gegen ihre Verheißungen im März, das wird ſie und wir mit ihr, wenn nicht jetzt, doch einſt zu büßen haben. Manches Saatkorn, das die Hand des Menſchen der Erde anvertraut, wird vom Winde verweht oder geht nicht auf zur Frucht. Aber die Saaten des Uebels, welche die Hand der Fürſten ſtreuen, finden immer den Boden, aus dem ſie früh oder ſpät hervorſchießen, als ein Schlingkraut, das die Fürſtenſtämme umſtrickt, entkräftet und vernichtet.

Die Stadtverordneten hatten den Deputirten ihr Verſammlungslokal angeboten, da es jedoch zu klein war, mußte man das Schießhaus der Bürgerſchaft für ſie wählen, und die Schützencompagnien übernahmen den Wachtdienſt vor demſelben, bis zu dem Augenblicke, da General Wrangel die Nationalverſammlung auch hier vertreiben ließ. Einer der Schützen, ein Handwer-

ker, welcher für mich arbeitet, ein verständiger, braver Mann, hat mir voller Entrüstung mit weinenden Augen von dieser Vertreibung erzählt. Unter den Officieren, welche zur Ausführung derselben kommandirt waren, sollen viele nur mit Widerstreben, ein alter Major mit Thränen gehorsamt haben. Einem Andern, welcher willig den Dienst versah, einem Nachkommen des alten Blücher, hat ein alter Schützenhauptmann tadelnd zugerufen: »Herr! was möchte der alte Blücher sagen, wenn er sähe, daß Sie gegen die Volksvertreter, daß Preußen gegen Preußen geschickt werden, und daß der König uns so für unsere Wunden von 1813 belohnt?« — »Ich bin Soldat und thue meine Pflicht,« hat der Officier geantwortet.

Pflicht und Gehorsam, das sind die beiden Worte, hinter die sich die Gewalt noch immer verschanzen kann, die Gewalt, welche sich weich und doch so fest gebettet hat auf dem furchtbaren

christlichen Grundsatz: »seid unterthan der Obrigkeit, welche Gewalt über Euch hat.« Dieser christliche Grundsatz hat den Franzosen von 1800 — 1813 in Deutschland ihre Siege bereitet, dieser christliche Grundsatz mit seinem blinden Gehorsam gegen die Gewalt, wird noch maaßloses Elend über uns bringen, wenn die jetzt heranwachsende Jugend abermals zu gehorsamen Christen, statt zu denkenden Menschen — zu Unterthanen der gewalthabenden Obrigkeit, statt zu Staatsbürgern erzogen wird.

Frauen, denen sonst ihre Kinder und ihr Haushalt wenig Interesse übrig ließen für die Fragen der Zeit und der Politik, habe ich weinen sehen, wenn aus den öffentlichen Gebäuden, aus der Münze, dem Zeughause und der Akademie, rauchende Soldaten die Köpfe hervorsteckten und Schelmenlieder sangen; weinen sehen, als die Straßen abgesperrt wurden, Wagen und Constabler an den Ecken hielten, und Trupps von

fünf bis sechs Soldaten in die Häuser gingen, die Waffen der Bürgerwehr abzuholen, welche man auf die Wagen lud und davon fuhr. Junge Officiere kommandirten diesen ruhmvollen Feldzug.

Alle königlichen Gebäude sind bis unter die Dächer voll Soldaten. In der Bank, in der Seehandlung liegen vier- bis fünfhundert Mann: auf den Hausfluren verkaufen Höckerfrauen Brot, Branntwein, Würste und Taback. Abends lagern die Soldaten auf den Treppenstufen, daß man fast über sie steigen muß, wenn man durch die tabackqualmenden Räume geht. Selbst das Museum ist in eine Kaserne verwandelt, und geht man an demselben vorüber, so hört man ein Geräusch, wie von einem donnernden Wasserfalle. Es ist das Singen und Sprechen der Soldaten in der prachtvollen Rotunde, deren Echo den Schall vertausendfacht. Vor der Medicei'schen Venus balgen sich Soldaten, den Fuß-

boden mit den Nägeln ihrer Stiefel zerreißend, der kapitoliniſche Faun hat eine Feldmütze auf, Helme ſind den ſchönſten Antiken aufgeſtülpt, Bajonette lehnen an die Minerva Medika, und der Knabe, der ſich den Dorn aus dem Fuße zieht, iſt von Torniſtern, Kommißbröten und Patronentaſchen verdeckt. So ſchilderte mir ein Bekannter den Anblick.

Die Beamten, der Adel und die große Zahl ruheſüchtiger Bürger, wie Berthold Auerbach ſie nannte, ſind wie von einem Freudentaumel ergriffen Den Soldaten wird in vielen Häuſern und in den Kaſernen, in denen ſie ohnehin an Nichts Mangel leiden, das Leben noch beſonders bequem gemacht. Man liefert ihnen wollene Decken, wollene Strümpfe, Suppen, Weißbrod, Bierkaltſchaalen und Taback Ein Vetter von mir, ein Füſelier, der in einer Kaſerne einquartiert iſt, erzählte mir, daß ein Konditor ihnen am letzten Sonntage ganze Eimer voll Chokolade ge-

ſchickt habe. Es fehlte wirklich nur, man machte ihnen Viſiten, hielt ihnen Vorleſungen und arrangirte Feſte, damit ſie ſich in Berlin nicht etwa langweilen.

Dabei wird die Disciplin ſehr locker. Nie, ſo lange ich lebe, habe ich ſo viel betrunkene Soldaten in den Straßen geſehen als jetzt; es war etwas Unerhörtes in früherer Zeit. Auch der Ton der Officiere ſoll — nicht menſchlicher, denn das wäre ein Schönes — ſondern familiär geworden ſein den Truppen gegenüber. Man ſieht den Soldaten viel nach und ſchmeichelt ihnen, weil man ſie braucht.

Mit den Soldaten kehrt denn auch die Schönewelt zurück. Die Damen fangen wieder an mit ihren galonirten Dienern in die Boutiken zu gehen, Toilettenſtücke zu kaufen, und ſich für die Salons zu rüſten, die man während der demokratiſchen Tage geſchloſſen hatte. Man ſtickt Chemiſetts und Kragentücher mit den verſchlun-

genen Namenszeichen des Prinzen, der Prinzessin von Preußen und des General Wrangel; man erfindet modische Toiletten in schwarz und weiß, und beneidet zweifelsohne das Zebra, das seine schwarz und weißen Streifen gleich von Gottes Gnaden auf die Haut bekommen hat.

Selbst die Geheimräthe der vormärzlichen Ministerien, welche ganz unsichtbar geworden waren, kommen schon wieder unter den Linden zum Vorschein, wie Nachtvögel nach Sonnenuntergang. Sie sehen aus, als ob sie innerlich fortwährend »Heil Dir im Siegerkranz« singen. Sängen sie es aber nicht gedankenlos, so würden sie wohl stocken vor dem schönen, wahren Verse, der also lautet:

»Nicht Roß noch Reisige
Sichern die steile Höh,
Wo Fürsten stehn!«

Es giebt eine Art, alte Gebäude zu stützen, die höchst bedenklich ist, weil die Schwere des

Stützen verwendeten Materials, dem ohnehin
wankenden Hause leicht gefährlich werden kann,
d davon machen die Fürsten jetzt vielfachen
ebrauch.

23.

Den 20. December.

Berlin kommt mir jetzt vor, wie Rom, wenn die Osterwoche vorüber ist, wenn alle Koffer gepackt werden, und die Menschen, welche sich dort im Laufe des Winters gefunden und einander lieb gewonnen haben, die Trennungsstunde immer näher und näher über ihrem Haupte schweben fühlen, ohne zu wissen, wann der Tag des Wiedersehens kommen wird.

Die Osterwoche, die Auferstehungszeit der Freiheit, scheint für dieses Jahr unwiderbringlich

zu Ende zu ſein. Die meiſten Deputirten rüſten ſich zur Heimkehr, zur Abreiſe. Viele, die fern von hier wohnen und verheirathet ſind, haben Berlin ſchon verlaſſen, um die Weihnachten in ihren Familien zuzubringen, diejenigen, welche noch bleiben, ſind in ſehr verſchiedenen Stimmungen. Johann Jakoby, nach dem Du fragſt, iſt auch noch in Berlin. Er nimmt die Vorgänge ſo ruhig und gefaßt, wie er es immer iſt.

Erinnere Dich, daß er einmal X... in unſerer Gegenwart durch ein eben eingetretenes, ihm ſchmerzliches Ereigniß ganz außer ſich gebracht ſah. Damals ſagte er mit ſeiner ſanften, ruhigen Stimme: »Lieber Freund! in unſerm Alter muß man nicht mehr verzweifeln.« So verzweifelt er auch jetzt nicht.

Als er am elften November zur gewohnten Stunde zu mir kam, fragte ich: »Nun, Jakoby! hatten Sie das erwartet?« — »Erwartet nicht gerade, aber ich hatte es für möglich gehalten

und mich alſo darauf vorbereitet.« — »Und was wird jetzt geſchehen?« — »Was ich von jeher geglaubt habe. In der Politik kann man immer vorausſagen, was geſchehen muß, nur das Wann iſt unberechenbar. Für den Augenblick werden wir in die Provinzen nach Hauſe gehen. Es iſt wahr, man wird die Mühe haben, einen Theil der Arbeit von vorn zu beginnen, indeß ſie iſt doch nicht mehr ſo ſchwer als früher, der Boden iſt urbar gemacht, das iſt ſchon viel.« — »Und Sie glauben an den Sieg der Demokratie?« — »Zuverläſſiger als je. Ich ſagte Ihnen ja neulich, daß der Abſolutismus für ſie arbeitet?« — »Aber werden wir dieſen Sieg erleben?« — Jakoby ſah mich lächelnd an. »Wollen Sie ſchon ungeduldig werden? Das iſt eine Schwäche, die man ſich abgewöhnen muß, wenn man das Auge auf die Weltereigniſſe richtet.« Dann ſchwieg er eine Weile, und hub darauf von ſelbſt an: »Sein Sie unbeſorgt, es endet mit einem Siege

deſſen, was uns Wahrheit iſt. Jedes Volk macht ſeine lange Wüſtenfahrt aus dem Bereich der Sklaverei in die Segnungen des gelobten Landes. Und wenn wir Alle den Tag der Ankunft nicht erleben — was thut's? — Wir Alle haben wie Moſes das gelobte Land geſehen in geiſtigem Schauen, in feſtem Glauben; wir Alle wiſſen, daß es exiſtirt, wir wiſſen, daß man es erreichen wird, und wollen geduldig die Wüſtenfahrt mitmachen, ohne an uns ſelbſt zu denken.«

Du weißt, wie wenig wortreich er im Ganzen iſt, wie ſelten er auf ſolche Erörterungen eingeht. Um ſo tiefer erſchütterte es mich. Er hatte etwas Seheriſches in dem Augenblicke. Seine Geſtalt kam mir größer vor, ſein hellblaues Auge noch leuchtender und durchdringender als gewöhnlich, der Ausdruck von Klarheit, Milde und Güte, welcher ihm immer eigen iſt, war wo möglich noch geſteigert. Sein Glaube hatte etwas ſo Ueberzeugendes, ſo Begeiſtertes — ich finde kein

anderes Wort dafür — daß ich ebenfalls gläubig wurde im tiefſten Herzen. Er ſprach langſam und leiſe wie immer, und doch lag die höchſte Wärme in ſeiner Stimme. Mir fiel dabei ein Ausſpruch ein, den er vor Jahren einmal gegen mich that.

Es war die Rede davon, daß viele Leute ihn einen kalten Verſtandesmenſchen, Andere einen Fanatiker oder gar einen Schwärmer nennen, und ich ſpottete über die Widerſprüche. Jakoby aber meinte, die Leute könnten doch Alle Recht haben. »Die wirkliche Verſtandeseinſicht, welche bis zur vollen Klarheit gediehen iſt,« ſagte er, »führt immer Begeiſterung und Wärme mit ſich. Man wird enthuſiaſtiſch aus Reflexion. Wenn Menſchen für eine Idee, welche ihnen in der Theorie richtig ſcheint, in der Praxis keine Wärme haben, ſo liegt es darin, daß ihnen die Idee doch nicht vollkommen klar iſt; denn wahre Ueberzeugung zwingt uns, ihr

auch im Handeln mit ganzer Hingebung und Selbſtverläugnung zu folgen?«

Nie, in keinem Verhältniß habe ich ihn jemals gereizt geſehen, nie ein hartes Urtheil von ihm gehört. So auch jetzt nicht. Wo Andere mit Erbitterung, mit Verachtung und Zorn tadeln, hat er nur ein lächelndes Bedauern. Er ſieht auf alle Reactionsverſuche mit der geduldigen Zuverſicht herab, mit der ein Verſtändiger das unbändige Toben eines Kindes betrachtet, von dem er weiß, daß es enden muß, wenn die Kraft dazu erſchöpft iſt. Als ihn neulich Jemand darauf aufmerkſam machte, daß er ein ſtehender Artikel in den Spalten der Kreuzzeitung ſei, daß jene Zeitung behaupte, er ſtehe in ruſſiſchem Solde, er empfange ruſſiſche Beſtechungen durch ein Königsberger Handlungshaus, und daß er ſich doch wenigſtens dagegen vertheidigen ſollte, antwortete er: »ich will dem Redakteur der Zeitung anbieten, ihm mein ruſſiſches Geld für den

zehnten Theil des Betrages zu überlaſſen, das iſt Alles, was ich thun kann. Uebrigens werde ich bald wie einſt O'connel ſagen können: »ich bin der beſtverläumdete Mann des Königreiches!« und das iſt denn doch auch tröſtlich.«

Wahrſcheinlich wird auch er in den nächſten Tagen abreiſen, theils um ſeine mediciniſche Praxis in Königsberg wieder aufzunehmen, welche bisher von ſeinen Freunden vertreten ward, theils um dort zu wirken und zu ſchaffen, wo, wie er ſagt, das eigentliche Feld ſeiner Arbeit iſt. Einige der Deputirten, die auch für Frankfurt gewählt waren, wollen nach Frankfurt gehen, und von den nächſten Wahlen wird es abhängen, wann man ſie hier in Berlin wiederſehen wird.

Die Stadt iſt vollkommen ruhig, hie und da hört man von Hausſuchungen nach verborgenen Waffen, aber ſonſt geht nichts Auffallendes vor, da man ſich bereits gewöhnt hat, daß Berlin wie ein Feldlager, voll von Soldaten iſt, die

im Theater und auf den Promenaden wirlich das Civil ganz unſichtbar machen. Da Du Berlin ſeit dem Herbſte nicht geſehen haſt, würdeſt Du es ſehr verändert finden. Der Nebel der Jahreszeit ſcheint trüber als gewöhnlich darüber ausgebreitet zu ſein, aber man muß denken, daß es nicht ewig Winter bleibt, und daß Frühling und Sonnenſchein ja wiederkehren.

21.

Sylveſter Abend.

K.. pflegte zu behaupten, die Feier des Sylveſter-Abends ſei ein kindiſches Unternehmen, nicht nur jene Feier, welche mit Spiel, mit Tanz und Maskenzügen das glücklich vollendete Jahr begeht, ſondern auch jene, die in ſtillem Rückblick den Weg zu überſchauen und das Wollen und Vollbringen des abgelaufenen Zeitraumes zu bedenken liebt. Es gehe an jedem Abende ein Tag, ein Jahr zu Ende. Aber er hat Unrecht. Nicht an jedem Abende hat man die Muße, die Stim-

mung, in ſich ſelbſt einzukehren und ſeine Arbeit, ſein eigenes Werden zu betrachten, um ſich der Exiſtenz, die ſo ſchwirrend ſchnell dahinſauſt, anders als in dem flüchtigen Genuß eines Augenblickes, in einer verſchwimmenden Erinnerung oder in einem unbeſtimmten Hoffen bewußt zu werden. Nur was wir bewußt als Gelebtes in uns beſitzen, das haben wir gelebt. Darum liebe ich Gedächtnißtage jeder Art. Sie ſind Höhenpunkte, Grenzſcheiden, auf denen man anhalten und die Welt betrachten ſoll, ſo weit ſie unſerm Auge erreichbar iſt. Der Blick wird richtiger dadurch. Man ſieht den einzelnen Felsblock, der uns den Weg verſperrte, den wilden Strom, der uns ein Hinderniß ward, als Nothwendigkeiten in der Landſchaft. Die Hütte, in der wir raſteten, der Baum, den wir gepflanzt, ſie erſcheinen uns nicht mehr als weſentliche Hauptſachen, und wir ſelbſt empfinden, daß wir nicht der Mittelpunkt, ſondern ein Atom ſind in der Schöpfung.

Dies letzte Jahr aber vor allen andern muß man wohl als ein Ganzes von der Höhe herab betrachten, um nicht entsetzt zurückzuschaudern vor den Strömen von Blut, deren Spuren die frisch aufsprießende Freiheitssaat noch lange nicht vertilgt hat.

Wohl dem, der nicht Schuld ist an den Leiden dieses Jahres, der sich nicht sagen muß, hätte ich auf die Zeichen der Zeit geachtet, die bescheiden fordernden Bitten des Volkes seit Jahren nicht zurückgewiesen, mich nicht taub gemacht gegen unabweisliche Forderungen, ich hätte viel Unglück verhüten, den Ausbruch von Kämpfen verhindern können, die zu enden, zu beschwören jetzt in keines Menschen Macht mehr steht. Ich möchte keiner der Fürsten, keiner der Minister und Staatsmänner sein in dieser Stunde, welche sich einbildeten, das Rad der Zeit aufhalten zu können mit ihrem Arme, mit der Macht ihres Willens. Was jetzt geschehen ist, konnte Jeder

ſeit langer Zeit vorausſehen, wenn er überhaupt nur ſehen wollte.

Es ſind nun fünf Jahre her, da ſchrieb ich in einer Novelle: »Weil man zu engherzig iſt, den Armen auf der Erde zufrieden zu ſtellen, verweiſet man ihn auf den Himmel, wo die Huld eines Gottes ihm das Glück gewähren ſoll, das man ihm weigert. Und ſelbſt dies Glück wird ihm nur für den Fall verkündet, wenn er den ungeheuren Muth gehabt hat, all den Verſuchungen zu widerſtehen, welche unſere elenden Einrichtungen über ihn brachten. Man läßt ihn im Elende, man ſchützt ihn nicht vor Verzweiflung, man thut Nichts, ihn vor Verbrechen zu bewahren, und iſt frech genug, zu ſagen, der Gott, auf den man ihn vertröſtet, werde eben ſo unerbittlich, eben ſo kurzſichtig ſein, als irdiſche Juſtiz.«

Damals fanden viele meiner Bekannten dieſen Ausſpruch »extravagant!« — Die Welt ſei nicht ſo ſchlimm, ich ſähe zu ſchwarz. Die Ver-

liner Censur belegte den unschuldigen genealogischen Kalender, in dem die Novelle stand, mit Beschlag. Die Novelle enthalte eine Aufreizung der niedern Stände gegen die höhern, sagte man. Als ob hungernde Männer und Weiber des Vogtlandes, welche auf den Straßen Lumpen sammeln für die Papierfabrikanten, genealogische Kalender mit Goldschnitt und Stahlstichbildern läsen! als ob ihr zitterndes Gebein, als ob die Wehklage ihrer hungernden Kinder, ihnen nicht unablässig und deutlicher zuriefen, was ich gesagt hatte. Endlich gab das Obercensurkollegium das Erscheinen des Buches frei, und Herr von Z..., der damalige Vorsitzende, erklärte, der angeführte Passus sei zwar ungesetzlich, aber da eine Frau ihn geschrieben habe, solle man ihn nicht weiter rügen und den Kalender frei geben.

Daran habe ich oft gedacht, als ein paar Jahre später der Berliner Kartoffelkrawall und der Nothschrei der hungernden schlesischen Weber

mit Flintenkugeln ſtill gemacht wurden, weil man ſie mit Verſprechungen nicht mehr beſchwichtigen konnte. Daran habe ich gedacht, als im Juni der Kampf in den Straßen von Paris wüthete, und daran denke ich, wenn die Beſitzenden, die »ſtaatsmänniſch Gebildeten«, d. h. die durch den Egoismus hieb- und ſtichfeſt gemachten, mir ſagen: »hoffen Sie denn immer noch auf die ſocialiſtiſchen Utopien? wollen Sie noch immer eine glückliche Menſchheit ſehen? glauben Sie noch immer, daß eine Geſellſchaft ohne Noth und Elend beſtehen könne?«

Ich habe dann nur die eine Antwort: »ich glaube es — und müßte es aus Egoismus glauben, wenn ich's nicht aus Liebe thäte.« —

Die Heiden opferten im Glücke den Göttern, um ihren Neid zu verſöhnen. Wir müſſen Opfer bringen, um die Noth der Darbenden zu ſühnen, denn dieſe Noth wird ſich noch ſtärker gegen uns wenden, als es ſchon geſchehen iſt,

und vom Throne aus müßte der Opferdienſt beginnen, wenn nicht die Throne und ihre Beſitzer als erſte Opfer der lange raſtenden Nemeſis fallen ſollen.

Ich ſehe manchmal im Geiſte das Hereinbrechen einer Kataſtrophe vor Augen, ſo blutig, ſo grauſenerregend, daß ich mich niederwerfen möchte vor die Machthabenden und ſie beſchwören »rettet! lenkt ein! gewährt, was Ihr doch nicht ewig werdet weigern können! Wollt nicht Erdengötter ſein, denn Ihr ſeid nicht allmächtig, nicht allweiſe; kein Einzelweſen kann das ſein, den gleichberechtigten, denkenden Millionen gegenüber. Begnügt Euch, Vollſtrecker des Volkswillens zu ſein, um Eures, um unſeres Friedens willen! Es iſt ein Großes, den Willen von Millionen darzuſtellen, der Ausdruck ihres Geſammtlebens, die Verkörperung des Geſetzes zu ſein!«

Aber man würde den Angſtruf wieder »er-

travagant« nennen, und ihn allenfalls verzeihen, weil ein Weib ihn ausgestoßen hat. Und doch hat sich jene frühere Voraussicht nur schon zu sehr erfüllt, die ich ausgesprochen in einer Zeit, in der ich wenig mehr von der Welt wußte, als was ich in meinem Vaterhause und aus den Fenstern desselben gesehen hatte. Und jetzt in dieser Stunde frage ich mich: »was werden die nächsten Jahre uns bringen?« — Aber ich schaudere die Antwort zu hören, welche mein Bewußtsein mir giebt — ich zittre vor der Wüstenfahrt, so sehr ich auch glaube an das gelobte Land der Freiheit und einer glücklicheren Zukunft

Bayerische Staatsbibliothek München

Meine Lebensgeschichte.

Von

Fanny Lewald.

Erste Abtheilung:

Im Vaterhause.

Erster Theil.

Berlin, 1861.
Verlag von Otto Janke.

Im Vaterhause.

Von

Fanny Lewald.

Die Verfasserin behält sich das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen vor.

Erster Theil.

Bibliothek

Berlin, 1861.

Verlag von Otto Janke.

A D
MONAC.

Druck von Zimmer & Dietrich (früher Peter) in Cassel.

Im Vaterhause.

Erster Theil.

Einleitung.

Wie der Reisende sich Empfehlungen von verehrten Personen zu verschaffen sucht, um sich einen freundlichen Empfang und gütige Theilnahme unter den Fremden zu sichern, so schicke ich dieser Arbeit eine Bemerkung Goethe's über die Bedeutung des Individuellen voran, die mich seit lange beschäftigt und mir während des Arbeitens oft im Sinne gelegen hat.

„Das Individuum, sagt Goethe, geht verloren; das Andenken desselben verschwindet; und doch ist ihm und andern daran gelegen, daß es erhalten werde.

„Jeder ist selbst nur ein Individuum und kann sich auch eigentlich nur für's Individuelle interessiren. Das Allgemeine findet sich von selbst, dringt sich auf, erhält sich, vermehrt sich. Wir benutzen's, aber wir lieben es nicht.

„Wir lieben nur das Individuelle; daher die große Freude an Vorträgen, Bekenntnissen, Memoiren, Briefen

und Anekdoten abgeschiedener selbst unbedeutender Menschen.

„Die Frage: ob Einer seine eigene Biographie schreiben dürfe, ist höchst ungeschickt. Ich halte den, der es thut, für den höflichsten aller Menschen.

„Wenn sich Einer nur mittheilt, so ist es ganz einerlei, aus was für Motiven er es thut.

„Es ist gar nicht nöthig, daß Einer untadelhaft sei, oder das Vortrefflichste und Tadelloseste thut; sondern nur, daß Etwas geschehe, was dem Andern nützen oder ihn freuen kann.“

Ein andermal, als er die Entstehung seiner biographischen Annalen schildert, spricht er sich, auf das Urtheil Cellini's gestützt, dahin aus, daß man sich nicht zu sehr daran machen dürfe seine Erinnerungen aufzuzeichnen, wenn man überhaupt die Neigung fühlt, dieses zu thun.

„Es ist keine Frage, heißt es dort, daß uns die Fülle der Erinnerung, womit wir jene ersten Zeiten zu betrachten haben, nach und nach erlischt, daß die anmuthige Sinnlichkeit verschwindet, und ein gebildeter Verstand durch seine Deutlichkeit jene Anmuth nicht ersetzen kann.

„Hierbei ist aber noch ein bedeutender Umstand

wohl zu beachten: wir müssen eigentlich noch nahe genug an unsern Irrthümern und Fehlern stehen, um sie liebenswürdig und in dem Grade reizend zu finden, daß wir uns lebhaft damit abgeben, jene Zustände wieder in uns hervorrufen, unsere Mängel mit Nachsicht betrachten und mancher Fehler uns nicht schämen mögen."

An diese Aussprüche habe ich oftmals gedacht, wenn ich bei meinen dichterischen Arbeiten, im Gestalten der einzelnen Figuren, den Boden zeichnete dem sie entstammten, die Einflüsse welche zu ihrer Entwicklung beitrugen, und den Weg auf dem sie an ihr Ziel zu gelangen hatten. Dann ist mir häufig die Lust gekommen, mir einmal mein eigenes Leben und meine eigene Entwicklung in solcher Weise übersichtlich und zusammenhängend darzulegen, und seit Jahren habe ich die Neigung gehabt, meine Erinnerungen aufzuzeichnen.

Meine Freunde haben mich in dem Gedanken bestärkt, mich zu dem Unternehmen angetrieben, und nun ich mir endlich einmal die Muße dazu geschafft, nun ich mich an den Schreibtisch setze um an das Werk zu gehen, bewegt es mir feierlich das Herz. Denn wie man in der Jugend ahnungs- und hoffnungsvoll in

die ungewisse Zukunft hineinblickt, so schaue ich in diesem Augenblick ruhig und befriedigt auf den Pfad zurück, der jetzt hinter mir liegt.

Es ist etwas Besonderes um das Festhalten und Aufschreiben seiner eigenen Schicksale, um das Wiedererwecken seiner eigenen Vergangenheit. Man ist Darsteller und Zuschauer, Schöpfer und Kritiker, jung und alt zugleich. Man empfindet alle seine genossenen Freuden mit der Kraft der Jugend, man blickt auf seine vergangenen Leiden mit dem Gefühle eines Ueberwinders zurück. Man durchlebt das Leben noch einmal, aber ruhig und mit unverwirrtem Bewußtsein. Und was uns im Affekte des Erlebens einst räthselhaft, was uns getrennt und zusammenhangslos, was uns zufällig, unwesentlich oder auch gewaltsam und ungerecht erschien, das gestaltet sich vor dem überschauenden Blicke zu einem übersichtlichen Ganzen, in welchem eigenes und fremdes Handeln, in welchem Irrthümer und Schmerzen, in welchem unser Denken und Streben, unser Mißlingen und unsere Erfolge uns nur noch als eben so viele Ursachen und Wirkungen entgegentreten. Jedes Menschenleben trägt eben seinen vernünftigen Zusammenhang in sich, und mehr oder weniger habe ich in dem Schicksal aller

mir bekannt gewordenen Menschen das alte Sprichwort bestätigt gefunden, das mein theurer Vater uns von Jugend auf als Lehre und Warnung auszusprechen pflegte: es ist Jeder seines Glückes Schmied!

In diesem Sinne haben Biographien, und vor allen Dingen ehrlich gemeinte Selbstbiographien, mich immer lebhaft angezogen. Sie sind mir bedeutsam gewesen als Bilder einer bestimmten Zeit und ihrer Kulturverhältnisse, sie sind mir lehrreich, tröstlich und erhebend gewesen. Der Hinblick auf das arbeitsvolle Ringen Anderer hat mich im Arbeiten und Beharren bestärkt. Bevorzugte, glückliche Lebensläufe haben mir Hoffnung auf Erfolg und Streben nach ähnlicher Befriedigung gegeben; und wenn ich Menschen, die ich über mich zu stellen hatte, mit Mißgeschicken kämpfen oder gar den sie umgebenden Verhältnissen unterliegen sah, so hat mich das vor thörichten Anforderungen an ein sogenanntes unbedingtes und müheloses Glück behütet, hat mich auf thätige Geduld verwiesen und mich gelehrt, sowohl das Gute, das mir durch meine angeborenen Verhältnisse geworden, als dasjenige, welches mir durch eigene Kraft zu erringen gelungen ist, in jedem Augenblicke doppelt bewußt zu genießen, doppelt dankbar anzuerkennen.

Und so mögen diese Aufzeichnungen, die ich im Gedenken an meine theuren verstorbenen Eltern und an mein liebes Vaterhaus beginne, allen Denen eine freundliche Erinnerung bereiten, denen es einst wohl geworden in dem gastlichen Hause meiner Eltern, oder die mir sonst theilnehmend auf dem Lebenswege begegnet sind. Kommen sie nebenher einem oder dem andern Menschen hier und da aufklärend und beruhigend zu statten, so würde mich das von Herzen freuen. Gelingt das diesen Erinnerungen nicht, nun so bereiten sie doch vielleicht den Lesern einen Theil des Vergnügens, welches ich selbst bei dem Niederschreiben ununterbrochen empfunden habe.

Berlin, im Juni 1858.

Erstes Kapitel.

Ich bin am vier und zwanzigsten März des Jahres achtzehnhundert und eilf zu Königsberg in Preußen geboren, und stamme von väterlicher und mütterlicher Seite aus jüdischen Familien ab. Auch meine beiden Eltern waren geborene Königsberger.

Meine Mutter gehörte einer reichen Familie an. Sie war das jüngste von zwölf Kindern. Ihr Vater war aus dem Posenschen, ihre Mutter aus Kurland nach Preußen gekommen. Sie hielten fest an dem Glauben und an den Sitten des Judenthums, waren ununterrichtete Leute, scheinen aber, nach allen Erzählungen meiner Mutter, viel auf eine wohlanständige äußere Form des Lebens gehalten und bei strenger häuslicher Oekonomie die Benutzung und Schaustellung ihres Reichthums für besondere Fälle geliebt zu haben.

Meine Mutter erzählte uns, als wir erwachsen waren, gern von dem großen Saale in ihrem Vater-

hause mit seinen gelben Damastmeubeln und zahlreichen Spiegeln, der an den Feiertagen geöffnet wurde, von der gastfreien Aufnahme aller Fremden, welche sich zum jüdischen Karneval, dem Purimsfeste, maskirt und unmaskirt in ihrem Hause einfanden, von der ernsten Begehung der großen Feiertage, des Passah, des Laubhütten- und des Versöhnungsfestes; und es machte immer einen fremdartig feierlichen Eindruck auf uns, wenn wir hörten, wie die Großeltern am Vorabende des Versöhnungsfestes alle ihre Kinder zusammen gerufen und sie gesegnet hätten. Wie dann die Großmutter in einem weißen, mit kostbaren Banten besetzten Kleide den Großvater in die Synagoge begleitet habe, wie sie darauf erst spät Abends nach Hause gekommen wären, wie man der Großmutter schweigend das modische Futre dessen von schwarzem Taffet mit strohgelbem Futter abgenommen, wie man am folgenden Tage gefastet und erst am Abend desselben bei dem Hervortreten der Sterne den ersten Imbiß gehalten habe, wonach das Leben dann wieder in seinen gewöhnlichen Lauf zurückgekehrt sei.

Gute Miniaturbilder dieser Großeltern hingen in unserem Wohnzimmer. Die Großmutter war eine bleiche Frau mit wohlgem klugen Blick, ganz weiß ge-

kleidet, ein Spitzentuch um Brust und Hals gebunden, einen tiefgehenden Aufsatz mit weißen Spitzen auf dem Kopfe, der kein Haar hervorscheinen ließ und sich fest an Stirn und Schläfen anlegte. Sie trug auf dem Bilde schöne große Perlen in den Ohrgehängen und eben solche Perlen um den Hals. Der Großvater hatte ein sehr feines Gesicht mit hellblauen Augen, eine kleine gepuderte Perrücke, einen blauen Reck mit großen Knöpfen, und die alten Leute sahen beide wie Bilder der behaglichsten Sauberkeit und Ruhe aus. Sie hatten etwas Feierliches in ihren Physiognomien, das mir immer einen großen Eindruck machte, wenn ich sie ins Auge faßte.

Was mein Großvater in seinen früheren Jahren für ein Handels-Geschäft getrieben haben mag, weiß ich nicht. So weit die Erzählungen meiner Mutter reichten, hatte er sich schon vom Handel zurückgezogen und als ein reicher Mann von seinen Zinsen gelebt. Die Großeltern bewohnten sechsunddreißig Jahre lang das Eckhaus in der Kneiphöfischen Langgasse, welches der Königlichen Bank gegenüber dicht am grünen Thore liegt und die Ecke der Magistergasse bildet; und es wurde von unserer Mutter immer hervorgehoben, wie der Bankdirektor und eine Menge anderer ange-

sehener Leute den Großvater mit besonderer Achtung behandelt hätten und wie selbst der Professor Kant ihn immer freundlich gegrüßt, wenn er im Sommer bei seiner täglichen Promenade den Großvater auf seinem gewohnten Platze am Fenster oder auf der Bank vor der Thüre sitzen gesehen habe. Es war damals in Königsberg noch eine Ehrensache für einen Juden, von Christen achtungsvoll behandelt zu werden.

Die geistige Bildung im Hause dieser Großeltern muß im Ganzen gering gewesen sein, obschon man den Söhnen, es waren ihrer fünf, eine gute Erziehung geben ließ. Zwei von ihnen haben Medizin studirt. Der Aeltere war ein in Königsberg geachteter Arzt, Doktor Aaron, der Jüngste, David mit Namen, ging später zum Christenthum über. Es war der in Hamburg verstorbene, und mit Rosa Marie von Varnhagen verheirathete, Doktor Assing.

Die älteren Töchter meines großväterlichen Hauses waren in der französischen Sprache, in der Musik, im Tanzen und derlei äußerlichen Dingen unterrichtet worden. Sie hatten auch einen »Complimentirlehrer« gehabt, der ihnen beigebracht, was man in der Gesellschaft und im Verkehr mit jungen Männern zu sagen, und wie man es zu sagen habe. Aber mit dem

Tode meiner Großmutter hatte das Alles aufgehört, und für die Erziehung der jüngeren Töchter war fast Nichts geschehen, weil der Großvater die Bildung der Frauen als etwas Ueberflüssiges betrachtete. Meine Mutter, sein jüngstes Kind, beklagte dies durch ihr ganzes Leben als ein Unglück. Sie trug ein großes Verlangen nach Kenntnissen, aber ihr fehlte die Verbereitung der ersten Grundlagen, sich dieselben noch in späterer Zeit anzueignen.

Weder mein Großvater noch seine Frau hatten, nachdem sie sich einst in Königsberg ansässig gemacht, den Ort jemals verlassen, und die ganze Existenz in ihrem Hause scheint eine sorgenfreie und zufriedene, aber in jedem Betrachte wenig bewegliche und geistig sehr beengte gewesen zu sein.

Ganz anders waren die Verhältnisse in meinem großelterlichen Hause väterlicher Seits. Die Familie hatte seit vier Generationen von Vater auf Sohn in Königsberg gelebt, und mein Großvater hatte als ein vermögender junger Mann zu seiner Ausbildung einen Theil von Deutschland bereist, und später auch eine Berlinerin geheirathet.

Mein väterlicher Großvater war ein schöner und sehr geistreicher Mann. Er und seine Frau besaßen

jenen Grad der allgemeinen Bildung, den die Berliner Juden schon früher erlangt hatten, und Beide fühlten sich im Ganzen in Königsberg nicht glücklich. Namentlich die Großmutter gefiel sich in der Provinz nicht. Sie wurde dort nie recht heimisch, auch der Großvater hätte lieber in Berlin oder in Hamburg leben mögen. Aber er hatte sein ererbtes Vermögen, einige Jahre nach seiner Verheirathung, in unglücklichen Spekulationen eingebüßt, und obschon er auch unter seinen Standesgenossen als ein sehr gescheuter Kopf geachtet wurde, gelang es ihm doch nicht, sich ein neues Vermögen zu erschaffen. Er führte immer ein sorgenvolles, in spätern Jahren sogar eine Zeit lang ein kümmerliches Leben, und grade darum verargte man ihm eine gewisse Zurückhaltung und Abgeschlossenheit seines Wesens um so mehr. Er und seine Frau galten für stolz, er pflegte wenig Verkehr mit andern Menschen, hatte aber eine große Vorliebe für Studien aller Art, besonders für die Mathematik, mit der er sich viel beschäftigte, und brachte alle seine freien Stunden mit Lesen und Schreiben zu, wie er sich denn schriftlich und mündlich vortrefflich ausgedrückt haben soll. Bei seinem Tode fand man eine Anzahl logarithmischer Tafeln vor, die er ausgerechnet und für die

Herausgabe vorbereitet hatte. Sie blieben damals liegen und sind dann verschwunden. Seine Lieblingslektüre waren die Werke der französischen Encyklopädisten, und er wie seine Frau waren äußerst aufgeklärte Leute. Das jüdische Ritualgesetz wurde daher von ihnen auch nur so weit beobachtet, als es eben nothwendig war, um in den damals noch eng zusammenhängenden Gemeinden keinen Anstoß zu geben. Die Söhne wurden also auch im Hebräischen unterrichtet, und mein Großvater besuchte die Synagoge, weil das geschehen mußte, aber im ganzen häuslichen Leben ward keine religiöse Ceremonie irgend einer Art geübt, und es herrschte in allen religiösen Dingen dort die größte Freiheit.

Diese Großeltern väterlicher Seits, die Familie führte damals den Namen Markus, hatten sieben Kinder, vier Söhne und drei Töchter. Ohne diese Kinder christlichen Schulen oder öffentlichen Lehranstalten zu überantworten, hielt man sie zum Selbstunterricht an, und die Richtung auf geistige Interessen, die Theilnahme an dem Allgemeinen, wie ein gewisser Zug fester und ernster Selbstbestimmtheit ward Allen durch die Erziehung eingeprägt. Mein Großvater haßte es, wenn man von leeren Dingen sprach oder unnöthig viel

Worte machte. »Erzähle in die Länge und nicht in die Breite!« ist eine Redensart, welche sich aus seinem Munde unter uns fortgeerbt hat; und eine Unüberlegtheit, eine Thorheit sprechen zu hören, war ihm so widerwärtig, daß er es an seinen Kindern streng bestrafte.

Als ein alter Diener des Hauses einmal nach mehrmonatlicher Abwesenheit zurückkehrte, und einer meiner Onkel, damals noch ein acht- oder neunjähriger Knabe, die unvernünftige Bemerkung machte: »Statt sei recht gewachsen«, gab ihm der Großvater für diese Aeußerung, ohne weiter ein Wort darüber zu sprechen, augenblicklich eine Ohrfeige. Im gleichen Sinne befahl er seinen Kindern, wenn sie einmal etwas Kluges oder Witziges gesagt hatten, das Beifall gefunden, regelmäßig still zu sein, damit sie nicht in der Freude über ihren Erfolg, denselben eine Dummheit hinzufügten.

Die Familie meiner väterlichen Großeltern war irgendwie mit den Familien Itzig und Ephraim in Berlin verwandt, welche von Friedrich dem Großen für seine Finanzoperationen benutzt wurden, und es herrschte in dem Hause meiner Großeltern, wenn die Zeiten dort besonders sorgenvoll waren, immer die Hoffnung, von diesen Berliner Verwandten werde ihnen

einmal mit einer Betheiligung an irgend einem großen finanziellen Unternehmen eine dauernde Hülfe kommen. Indeß statt dieser Hülfe erwuchs ihnen, als eine solche Betheiligung ihnen endlich dargeboten wurde, nur ein schweres Unglück daraus.

Friedrich der Große hatte nämlich die jüdischen Bankiers und namentlich auch Ephraim dazu benutzt, die englischen Subsidiengelder in schlechte Münze, in Zweigutegroschen-Stücke umprägen und verbreiten zu lassen, und bei diesem auf königlichen Befehl ausgeführten Geschäfte war mein Großvater als einer der Agenten der Königsberger Münze, denn die Provinzen hatten damals noch besondere Münzen, thätig gewesen. Er hatte dazu eigens eine Silberschmelze erbauen lassen müssen, die mein Vater noch besaß und in der ich selbst noch vielmals gewesen bin. Als nun unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten die Beschwerden über die Münzverfälschung im Lande immer lebhafter wurden, wählte die Regierung den Ausweg, die Juden, welche einst auf ihren Befehl gehandelt hatten, für die Münzverfälschung verantwortlich zu machen. Man sperrte also, um der öffentlichen Meinung ein Genüge zu thun, oder ihr doch mindestens ein Zugeständniß zu gewähren, an den verschiedenen Orten einige Juden,

und unter diesen auch meinen Großvater, in das Gefängniß. Er für sein Theil, wie viele andere seiner Glaubens- und Leidensgenossen, verlangten eine Untersuchung. Indeß zu einer solchen konnte die Regierung es nicht kommen lassen, und nachdem man die Beschuldigten längere Zeit gefangen gehalten hatte, gab man sie ohne Urtheil und Recht, wie man sie eingezogen, auch wieder frei. Man hatte damit den Zweck erreicht, die Rechtlichkeit dieser Männer zu verdächtigen, die Anklagen, welche sich gegen die Regierung erhoben, auf die Schultern der Juden zu wälzen, und dabei ließ man es bewenden.

Aber diese Gefangenschaft hatte für den Großvater, abgesehen davon, daß sie ihm durch den Makel, den sie auf ihn warf, für den Rest seines Lebens sein Gewerbe als Geldwechsler den Christen gegenüber erschwerte, auch den Nachtheil, seine damals schon sehr schwankende Gesundheit völlig zu untergraben. Er war in den letzten Jahren der Vierziger, als man ihn verhaftete, in Folge einer Unterleibskrankheit von schwerem Augenleiden heimgesucht, und der Pflege der Seinen durchaus bedürftig. Ihn deshalb frei zu geben fühlte man sich nicht geneigt, die Familie erlangte es jedoch, daß man ihm seine älteste, damals fünfzehnjährige,

Tochter Minna als Pflegerin mit in das Gefängniß gab, und von ihr, einer der bedeutendsten Frauen, welche ich gekannt, habe ich es oftmals mit bewegtem Herzen erzählen hören, wie ruhig und würdig unser Großvater sein Mißgeschick getragen. Sie erinnerte sich immer mit Rührung daran, wie der Großvater sich auch im Gefängniß täglich auf das Sauberste gekleidet habe, wie er getrachtet einen kleinen Spiegel herbeizuschaffen, damit auch sie sich in ihrem Aeußeren nicht vernachlässige, und wie er streng darauf gehalten habe, daß sie sich täglich mehrere Stunden mit Lesen und Schreiben von Französisch, und mit ernster Lektüre beschäftigte, damit diese Unglückszeit mindestens doch für ihre Bildung gute Früchte trage. Die Tante hing mit tiefster Verehrung an dem Vater, und alle seine Kinder hegten eine fast abgöttische Liebe für ihn. Noch in ihrem späten Alter gedachte seiner fast keines derselben ohne Wehmuth und Thränen.

Mein Vater war der dritte Sohn des Hauses. Er kann zu der Zeit, in welcher mein Großvater im Gefängniß war, nicht über acht Jahre alt gewesen sein. Der älteste Sohn war kränklich und mußte, da er in der Jugend bisweilen an heftigen Krämpfen litt, geschont werden. Der zweite Sohn war weniger thätig,

und da der Großvater nach seiner Gefangenschaft immer leidender wurde, verwendete er meinen Vater, sobald derselbe dafür irgend brauchbar war, in seinem Handelsgeschäfte, das die Familie nur sehr mühsam ernährte. Aus meines Vaters Munde habe ich es erzählen hören, wie bitter schwer er den Druck dieser Verhältnisse empfunden habe. Als er einmal, kaum fünfzehnjährig, in's Vaterhaus zurückgehen mußte ohne ein Geschäft abgeschlossen zu haben, von dem mein Großvater sich für lange Zeit Hülfe für die Seinen versprach, waren Traurigkeit und Verzweiflung in dem Herzen des Knaben so stark geworden, daß er bei dem Uebergange über eine Brücke die größte Versuchung gefühlt hatte, sich in das Wasser zu stürzen, weil es ihm so fruchtbar schien, dem schwerkranken und schwerbekümmerten Vater einen ungünstigen Bescheid und die Vereitelung seiner Hoffnungen zu melden.

Wann mein Großvater gestorben ist, weiß ich nicht genau, doch muß es etwa sieben oder acht Jahre nach seiner Gefangenschaft und ganz zu Anfang dieses Jahrhunderts gewesen sein. Nach seinem Tode, er ist nur einundfünfzig Jahre alt geworden, nahmen die Verhältnisse der Familie eine günstigere Wendung. Die älteste Tochter, welche zu ihren mütterlichen Verwandten nach

Berlin gegeben worden war, verheirathete ſich an einen gebildeten und wohlhabenden Kaufmann in Breslau; ſie ward die Mutter des in unſerer politiſchen Geſchichte rühmlichſt bekannt gewordenen Heinrich Simon aus Breslau. Meine Großmutter mit dem jüngſten Sohne ſiedelte in Folge dieſer Verbindung ebenfalls nach Breslau über, und ihr zweiter Sohn folgte ihr dorthin nach, wo er in das kaufmänniſche Geſchäft eines Mutter-Bruders eintrat. Nur der älteſte Bruder, Beer Markus, und mein Vater blieben in Königsberg zurück. Sie etablirten das Handlungshaus von Beer Markus u. Comp., und die beiden jüngeren Schweſtern, Johanna und Rebekka, übernahmen die Beſorgung des Haushaltes für die beiden Brüder.

Auf ſich ſelbſt und den Erwerb für ſich und die Ihrigen gewieſen, verließen die zurückgebliebenen vier Geſchwiſter, von denen ſelbſt der älteſte kaum zweiundzwanzig Jahre alt war, die Bahn des Vaterhauſes nicht. Keiner von ihnen hatte, wie ich erwähnt, eine folgerechte regelmäßige Schulbildung erhalten; aber ſie waren Alle geiſtig ſehr begabt, ſehr ſtrebſam, äußerſt beharrlich und unverzagt, und dem ganzen Charakter nach ein Geſchlecht, dem anzugehören ich immer als einen Vorzug empfunden habe.

Meine beiden Eltern kannten sich, wie das damals, als die jüdischen Gemeinden noch kleiner waren, nicht fehlen konnte, dem Ansehen nach von ihrer Kindheit an. Meine Mutter erzählte uns, daß sie als zwölfjähriges Mädchen einmal mit ihrem Vater am Fenster saß, als mein Vater, der nur drei Jahre älter war als sie, an ihrem Hause vorüberging. Sie hatte immer viel Gutes von ihm gehört, und wenn man das Mißgeschick der Markus'schen Familie beklagte, die gar nicht vorwärts kommen konnte, so hatte man die braven Kinder, und namentlich den Fleiß und die Treue des kleinen David Markus gerühmt, der von früh bis spät für seine Eltern thätig war. Das hatte meine Mutter gerührt und die große Schönheit meines Vaters hatte solchen Eindruck auf sie gemacht, daß sie an jenem Tage in kindischer Lebhaftigkeit plötzlich den Ausruf that: »Ach Papa! Den David Markus möchte ich heirathen!« womit sie natürlich unter ihren Geschwistern großes Lachen erregte. — Es fand aber gar kein Verkehr zwischen den beiden Familien statt, und meine Eltern lernten sich erst später persönlich kennen, als meine Mutter etwa siebzehn und mein Vater zwanzig Jahre alt war.

Damals waren sie Beide schon elternlos. Meine

Mutter lebte im Hause einer Schwester, die an einen Kaufmann Nathan verheirathet war, und mein Vater befand sich bereits in der Lage, eine Frau zu ernähren, selbst wenn sie nicht, wie meine Mutter, Vermögen gehabt hätte.

Indeß zu jenen Zeiten war es mit dem Heirathen der Juden in Preußen keine leichte Sache, denn jede jüdische Familie hatte nur für eines ihrer Kinder das Ansiedlungsrecht in den preußischen Landen, und ohne dieses waren Heimath und Niederlassung eine Unmöglichkeit für die Juden. In meiner mütterlichen Familie war dies Recht zu Gunsten der ältesten, sehr unschönen Tochter benutzt worden, der man damit einen Mann geschafft hatte; und da die älteste Schwester meines Vaters einen niederlassungsberechtigten Juden in dem Breslauer Kaufmann Simon geheirathet, so besaß mein Onkel Beer Markus das Niederlassungsrecht der Markus'schen Familie, das er um so weniger geneigt sein konnte an meinen Vater abzutreten, als er selbst in meine Mutter verliebt war und sich um sie bewarb.

Alle meine mütterlichen Onkel und Tanten waren auf seiner Seite. Meine Mutter war die einzige noch unverheirathete und unversorgte Schwester in ihrer Fa-

milie. Zwei Brüder und zwei Schwestern waren nach Hamburg übergesiedelt und dort verheirathet, zwei andere Brüder hatten sich in Berlin etablirt, drei Schwestern waren bereits in Königsberg ansässig, und der älteste Bruder praktizirte dort als Arzt. Es war ihnen allen daher das Bequemste, die jüngste Schwester ohne weitere Schwierigkeiten und ohne besondere Bittgesuche bei der Regierung, ebenfalls in Königsberg zu verheirathen, und mein Onkel Beer war ebenein ein eben so tüchtiger als gebildeter Mann. Aber er war sehr kränklich, und obschon, wie die Schwestern meines Vaters später erzählt haben, meine viel umworbene Mutter Anfangs Beer's Bewerbung annahm und ermunterte, wendete sich später ihre Neigung doch dem jüngern und viel schönern Bruder zu, und diese Neigung wurde, weil sie sowohl in der Familie als in den äußern Verhältnissen überall auf Hindernisse stieß, zu der lebhaftesten Leidenschaft von beiden Seiten.

Meine mütterlichen Verwandten verargten es meinem Vater, daß er ihnen die bequeme Verheirathung ihrer Schwester erschwere, und die Schwestern meines Vaters nahmen es ihm und meiner Mutter äußerst übel, daß sie dem ältern und kränklichen Bruder noch Herzenskummer machten. Die beiden armen jungen

Leute ſtanden alſo ziemlich verlaſſen und angefeindet in der Familie da. Nur meine Tante Nathan und der Doktor David Aſſing, der Lieblingsbruder und Vertraute meiner Mutter, der auch ein Freund meines Vaters war, hielten treu zu ihnen, und meine Mutter hat ihnen das immer dankbar nachgerühmt.

Wäre meine Mutter ihr eigener Herr, d. h. wäre ſie großjährig geweſen, ſo hätte das junge Paar wohl den Ausweg gewählt, zum Chriſtenthume überzutreten. Meine Mutter hatte einen großen Zug dafür, und meinem Vater war alles Dogmatiſche und Konfeſſionelle der verſchiedenen Religionen gleichgültig; aber die ganze Familie meiner Mutter, vor Allem der Bruder und der Schwager, welche ihre Vormünder waren, wollten von einem ſolchen Schritte durchaus nichts hören. Die üblichen Bedrohungen mit Fluch und Verſtoßung wurden nicht geſpart, meine Mutter fühlte ſich ſolchen Zerwürfniſſen nicht gewachſen, und es blieb den Verlobten alſo kein Ausweg übrig, als mit Eingaben bei der Regierung, mit Geldopfern, wo dieſe thunlich waren, und mit perſönlichen Bittgeſuchen ſich die Erlaubniß zur Niederlaſſung in Preußen zu verſchaffen, deren Bewilligung immer ſchwerer gemacht wurde, je wohlhabender und heirathsluſtiger die jüdiſchen Gemeinden

geworden waren. Darüber gingen Jahre hin, und dieser Kampf erzeugte in meiner Mutter, einer sehr milden und weichen Natur, eine lebhafte Abneigung gegen das Judenthum und gegen Alles was mit ihm zusammenhing. Sie sah es als ein Unglück an, eine Jüdin zu sein. Bei meinem Vater, dessen starkem Verstande die Unvernunft der damaligen preußischen Gesetzgebung für die Juden ohnehin klar genug eingeleuchtet haben mußte, verstärkten die Hindernisse, unter denen er persönlich zu leiden hatte, nur seinen Widerwillen gegen alle Unvernunft und Tyrannei.

Die Gewährung einer Niederlassungserlaubniß für einen Juden hing zu jener Zeit im Königreich Preußen von dem Kanzler von Schrötter ab. Er war sehr geachtet in der Provinz; seine Frau, eine geborene Gräfin Dohna, galt für eine ausgezeichnet edle Frau, und ein Sohn oder ein jüngerer Bruder des Kanzlers war ein Jugend- und Universitätsfreund von dem jüngsten Bruder meiner Mutter, von David Assing gewesen. Auf den Rath dieses Letzteren gestützt, entschloß sich endlich meine Mutter, der bei ihrer Schüchternheit und Jugend solch ein Schritt sehr schwer geworden sein muß, sich bei der Gemahlin des Kanzlers persönlich eine Audienz

zu erbitten und sie um ihre Verwendung zu Gunsten einer Niederlassung anzugehen.

Das entschied die Sache, und nach einer langen Liebeszeit wurden meine Eltern endlich zu einer Ehe verbunden, welche während der dreißig Jahre ihres Bestehens uns Allen ein Vorbild und überhaupt ein Muster häuslicher Eintracht gewesen ist.

Zweites Kapitel.

Meines Vaters Vermögenslage war günstig als er sich verheirathete. Er und sein Bruder betrieben ansehnliche Bankier- und Speditionsgeschäfte, und das Kapital, welches meine Mutter ihm zubrachte, eröffnete ihm in jener Zeit, in welcher das Geld fast noch einen doppelten Werth hatte, die Aussicht, seine Geschäfte in der ersprießlichsten Weise ausdehnen zu können.

Herr Markus und die Schwestern nahmen eine besondere Wohnung, meine Eltern bezogen ein Haus in der Vorstadt, das zur Freude meiner Mutter hinter dem großen Hofe, auf welchem sich die Waarenremisen befanden, einen kleinen Garten hatte. Sie richteten sich ansehnlich und behaglich ein, und in diesem Hause in der Vorstadt bin ich an einem Sonntag Morgen geboren worden.

Mein Vater stand in seinem vierundzwanzigsten Jahre, meine Mutter im einundzwanzigsten, als ich auf die Welt kam, und ich habe es immer als einen

Vorzug betrachtet, ihr älteſtes Kind geweſen zu ſein, denn die Erſtgeburt iſt ohne alle Frage ein Glück für Denjenigen, welchem ſie zu Theil wird. Ein eben ſolches Glück aber war für uns Geſchwiſter alle die frühe Heirath unſerer Eltern. Denn wie mich immer der Gedanke gefreut hat, daß ich es war, durch welche die Eltern zuerſt die Wonne der Elternliebe kennen lernten, daß ich ſie zuerſt Vater und Mutter genannt habe, ſo kam uns Allen, je mehr wir heranwuchſen, die Jugendlichkeit unſerer Eltern überall zu ſtatten. Sie empfanden die Mühe und Störniß welche wir ihnen verurſachten minder ſchwer, als Perſonen vorgerückten Alters; ſie hatten ein Verſtändniß für unſere Wünſche und Fehler, weil ihnen ſelbſt die Erinnerung an die eigene Jugend noch ſo nahe lag. Und die Hauptſache war: wir ſelber fühlten uns ihnen, als wir herangereift waren, näher verwandt, als es bei bejahrten Eltern vielleicht der Fall geweſen wäre. Junge Eltern zu haben, iſt für Kinder ein ganz unſchätzbarer Gewinn.

Ich ſoll ſehr klein geweſen ſein, dafür aber den ganzen Kopf voll krauſer ſchwarzer Locken gehabt haben, als man mich meinem Vater brachte. „Ich habe mich ſehr mit Dir gefreut!“ ſagte er mir einmal, als ich ein junges Mädchen war und in meiner Gegenwart

die Rede auf meine Geburt kam; und noch in viel spätern Jahren pflegte er wohl gelegentlich meinen Kopf in seine Hände zu nehmen, und wenn er mich küßte, dazu sehr zärtlich: »mein ältestes Kind!« zu sagen. Wir haben einander sehr geliebt.

Meine Mutter konnte mich nicht selbst nähren. Man nahm daher eine Amme in das Haus, eine schöne, blonde und sehr fröhliche Person, die mehrere Jahre bei uns blieb, und die heute noch gesund und rüstig in meiner Heimath lebt. Meine Eltern waren in den ersten Monaten nach meiner Geburt so glücklich, als ein schönes, junges, sorgenfreies Menschenpaar, das sich zärtlich liebt, es mit seinem ersten Kinde nur sein kann. Indeß schon in der Mitte des Sommers von achtzehnhundert eilf veränderte sich das plötzlich.

Mein Vater ging am Mittage, wie gewöhnlich, nach der Börse, meine Mutter hatte mich auf dem Arme und begleitete ihn bis zur Hausthüre, von wo aus sie ihm grüßend nachsah, so weit sie konnte. Dann ging sie in das Haus zurück, legte mich zu Bett und saß ruhig an meiner Wiege, als etwa eine halbe Stunde nachdem er sich entfernt hatte ein Feuerlärm von der Straße gehört wurde, und gleich darauf mein Vater

bleich und mit dem Ausruf: die Speicher brennen! in das Zimmer meiner Mutter trat.

Wer Königsberg kennt, weiß, was dieser Ausruf zu bedeuten hat. Für Denjenigen, der es nicht kennt, bedarf es aber einer Erklärung, den Schrecken zu rechtfertigen, welchen eine solche Nachricht in meiner Vaterstadt erzeugt. Königsberg ist nämlich eine alte und aus drei besondern Ortschaften zusammengewachsene Stadt. Sie besteht aus der Insel Kneiphof, aus der Altstadt und aus dem Löbenicht, welche einst besondere Stadtgerechtsame hatten und von deren Sonderwesen noch jetzt die drei Rathhäuser, die drei Junkergarten und ein Paar der übrig gebliebenen Thore und Thürme Zeugniß geben, mit welchen die Städte einst gegen einander abgesperrt waren. Der Pregel, welcher den ganz auf Pfählen erbauten Kneiphof umfließt, zieht sich in zwei Armen auch durch die andern Stadttheile hin, und ist mit sieben Brücken überbaut, welche jetzt die Verbindung in und zwischen den verschiedenen Stadttheilen unterhalten. Vor alten Zeiten hatte jede der drei Städte ihre Scheunen und Speicher besonders, und jede auf einem besonderen Flecke, massenhaft zusammengebaut. Indeß als die Städte vereinigt worden waren, hatte der Handel sich ganz und gar nach

dem Kneiphof gezogen, der als Insel den leichtesten Wasserverkehr zuließ, dessen Wasserumgebung die tiefste war, und der, wenn auch noch eine Meile davon entfernt, so doch in grader Linie vor dem Ausfluß des Pregels in das frische Haff gelegen war, wodurch er den Schiffen, weil sie keine Brücke zu passiren hatten, das leichteste Einlaufen an seine Kai's gewährte. Mit der Zeit hatte sich also auch der bei weitem größte Theil der Kaufmannschaft in dem Kneiphof und in seinen beiden Vorstädten angesiedelt, welche nur durch die sogenannte grüne Brücke von ihm getrennt, und die vordere und die hintere Vorstadt geheißen wurden. Hart an dieser grünen Brücke lag und liegt, wie der ganze Kneiphof auf Pfählen erbaut, die unschöne, und wie ich glaube nur aus Fachwerk errichtete Börse, und vor der Börse stehend hat man zu seiner Rechten das grüne Thor mit seinem hohen Thurme, den Eingang in den Kneiphof, zu seiner Linken die grüne Brücke und die Vorstädte, und vor sich gen Süden den Ausfluß des Pregels, dessen beide Ufer weit hinaus mit ganzen Stadtvierteln von Speichern besetzt sind. Das rechte Pregelufer heißt die Lastadie. Eine Fähre führt, der Zeitersparniß wegen, vom Kneiphof dicht hinter der Königlichen Bank zur Lastadie hinüber, auf der sich

die größte Anzahl der Speicher befindet. Auf dem linken Pregelufer liegt die Vorstadt, und dort reichten und reichen die Speicher bis dicht an die Hintergebäude der Wohnhäuser hinan.

Nun war Königsberg damals noch weit mehr als jetzt die Vermittlerin des Handels zwischen Polen und Rußland mit Deutschland und dem übrigen Norden von Europa, und es lagerten also in seinen Speichern, namentlich während der Schifffahrtszeit, große Massen von Getreide, Hanf, Flachs, Holz, Rinde, Matten, Oel, also lauter Gegenstände, welche eben so leicht Feuer fingen, als sie gemacht waren, es schnell durch die Reihen der Speicher fortzupflanzen, die obenein zum großen Theile nur Fachwerkbauten waren.

An dem gedachten Tage also, — es war am hohen Mittag des vierzehnten Juni und die Jahreszeit schon lange heiß und trocken, — befand sich die Kaufmannschaft eben an der Börse, als sich die Nachricht verbreitete, es sei nahe bei der Hanfwaage, auf der Vorstadtseite, im Heeringshofe ein Feuer ausgebrochen. Da nun während der Kontinentalsperre der Heeringshandel danieder lag, war der Heeringshof als Ablagerungsplatz für große Vorräthe von Oel, Talg, Theer und Pech eingeräumt worden, und kaum war die Kunde von dem

Feuer nach der Börse gelangt, so schossen auch schon die hellen Flammen in die Höhe, flogen bereits aus der benachbarten Hanfwaage die brennenden Hanfbündel durch die Luft, zündend und Feuer erzeugend, wohin sie fielen. In Zeit von einer halben Stunde brannte es an mehreren Stellen. Dazu lag der Pregel dicht voll von Schiffen und von jenen flachen, russischen und polnischen, floßartigen Fahrzeugen, Wittinnen genannt, die alle ebenfalls mit brennbaren Waaren schwer beladen waren, und die, weil sie sich bestrebten, aus dem Hafen fort, und hinaus in das Freie zu kommen, so in einander geriethen, daß jedes Entrinnen für sie unmöglich wurde. Schiffe und Wittinnen zu erleichtern, warf man einen Theil ihrer Ladung in das Wasser, auch aus den Speichern rollte man Oel und Spiritusfässer in den Pregel, und bald standen nicht nur die beiden Seiten des Flusses, sondern der Fluß selbst in hellen Flammen. Die Schiffe und Kähne brannten, der ganze Pregel brannte, das aus den Fässern ausgeflossene Oel brannte zusammen mit den Hanfladungen der Wittinnen auf dem Wasser.

Die ganze Vastadie, die sämmtlichen Speicher auf der Vorstadtseite, die ganze, dem Kneiphof zunächst gelegene, vordere Vorstadt, und alle mit ihr zusammen-

hängenden Straßen bis in die hintere Vorstadt hinaus, die grüne Brücke und die Börse, wurden ein Raub der Flammen, und noch Monate nachher bezeichneten Rauchwolken die Stellen, an denen man hie und da unter den Trümmern Nachgrabungen zu unternehmen versuchte.

Mein Vater hatte gleich beim Ausbruche des Feuers meine Mutter mit mir und meiner Amme durch unsern treuen Hausknecht, — man nannte in Königsberg einen solchen einen Faktor, — auf einem weiten Umwege zu einer befreundeten Familie in den Kneiphof geschickt, welche in der Brodbänkenstraße unweit vom Domplatz wohnte. Der Faktor, er hieß Hermann Kirschnik und war in meiner und meiner Geschwister Kindheit unser großer Freund, trug in einem Bündel meine Betten. Meine Mutter und meine Amme hatten Wäsche für mich zusammengepackt, und als nach dem Verlauf von mehr als vier und zwanzig Stunden mein armer Vater zum ersten Male wieder zu seiner jungen Frau kam — seine Kleider zerfetzt, seine Schuhe zerrissen und verbrannt, er selbst von Staub, Schweiß und Asche bedeckt, von Hunger und Anstrengungen erschöpft und bleich, — da waren seine Frau, sein Kind und die Betten und Wäsche seines Kindes das

Einzige, was er aus seinem Hause hatte erretten können, das Einzige, was er aus demselben noch besaß. Der Brand — er wird in Königsberg der Vorstädtische Brand genannt — hatte ihn so gut wie ruinirt, denn ein unglücklicher Zufall hatte denselben für ihn noch besonders verderblich gemacht.

Die Feuerversicherung für den größten Theil der Waarenbestände des Hauses und für meines Vaters Mobiliar war nämlich grade an dem Tage fällig geworden. Weil mein Vater und sein Bruder aber einige Veränderungen darin zu machen gewünscht hatten, lag die unterzeichnete Police an jenem Morgen noch auf seinem Pulte im Comptoir, und er hatte die Absicht gehabt, diese Angelegenheit, sobald er von der Börse käme, in Ordnung zu bringen, d. h. die etwas umgeänderte Police prolongiren zu lassen. In diesem entscheidenden Augenblicke aber war das Feuer ausgebrochen, und aus ihrem hübschen Hause, aus sorgenfreien Umständen, sahen meine Eltern sich plötzlich in eine sehr schlimme und sehr schwere Lage versetzt.

An eine neue hübsche Wohnung wie die bisherige war für meine Eltern, in ihren veränderten Verhältnissen und bei den um das dreifache gesteigerten Wohnungspreisen, nicht zu denken. Sie mußten froh sein

als sie am obern Ende der Brodbänkenstraße ein Paar Zimmer zur Miethe fanden. Die Verwandten meiner Mutter, welche in dem Kneiphof wohnten und also von dem Brandunglück verschont geblieben waren, halfen für den Augenblick mit Wäsche, Hausrath und Möbeln aus, bis das Nöthige wieder herbeigeschafft werden konnte, und es bedurfte von Seiten meines Vaters und seines Bruders der größten Anstrengungen, um ihr Geschäft aufrecht zu erhalten und die gehabten schweren Verluste nur einigermaßen auszugleichen. Meiner Mutter Vermögen wurde dabei zum Opfer gebracht, und unsere Familie war mit ihrer Existenz von da ab allein auf meines Vaters Thätigkeit gewiesen, welche glücklicher Weise in den Ereignissen der nächsten Jahre ein reiches Feld fand, sich mit Nutzen geltend zu machen.

Königsberg hatte nämlich kaum Zeit gehabt, sich von seinem Brandunglücke zu erholen, als mit den beginnenden Durchmärschen der französischen Truppen, welche nach Rußland zogen, eine für den Kaufmannsstand Preußens sehr bedeutende Epoche eintrat. Vom Frühling des Jahres achtzehnhundert und zwölf ab glich die ganze Provinz Ostpreußen einem großen Heerlager, und es gab einen Zeitpunkt, in welchem dort

durch mehrere Wochen dreimalhunderttausend Mann Fußvolk und über vierzigtausend Mann Reiter versammelt waren. Das Land wurde von dieser Last völlig ausgesogen und erdrückt, die Noth, die Plagen und die Theuerung in den Städten waren ungemein groß; aber wer irgend welche Waare zu verkaufen hatte, konnte die höchsten Preise dafür erhalten, und bei dem ungeheuren Menschen- und Geld-Verkehr, bei den großen Unternehmungen welche für die Verpflegung dieser Heeresmassen nöthig waren, geberte das Geld selbst zu einem der wichtigsten Handelsgegenstände, so daß die Banquiers und Geldwechsler bedeutende Geschäfte machten, und großen Gewinn davon hatten.

Mein Vater hatte, sobald es möglich gewesen war, [illegible] Wohnung, welche die Eltern nach dem Brande inne gehabt, wieder verlassen, und ein dreieckiges, zwei Fenster breites, auch in der Brodbänkengasse gelegenes Haus bezogen, welche Brodbänkengasse die Hauptstraße des Kneiphofs, die Langgasse, mit dem Rathhausplatze verbindet. Sein Geschäft war wieder aufgeblüht, und neben dem frühern Speditionshandel hatten die Brüder angefangen ein bedeutendes Geldgeschäft zu betreiben. Meines Vaters älterer Bruder

Beer, sein jüngster Bruder Friedrich Jakob, der achtzehnhundert acht und fünfzig in Breslau als Direktor der Oberschlesischen Eisenbahn in Breslau gestorben ist, sein Vetter der noch in Stuttgart lebende bekannte Schriftsteller August Lewald, und einige Handlungsgehilfen waren in dem Hause thätig, und da der älteste Onkel wenig über dreißig Jahre, mein Vater fünf und zwanzig, sein jüngster Bruder achtzehn und August Lewald zwanzig Jahre alt war, so bildeten sie bei aller auf ihnen lastenden Arbeit, und mitten in den Drangsalen der Kriegszeit, von denen kein Haus verschont blieb, doch eine sehr fröhliche Gesellschaft, die keine Gelegenheit von sich wies, sich und Andern Lebensgenuß zu bereiten. Mein Onkel Friedrich Jakob und unser Vetter August Lewald wohnten im Hause meines Vaters. Sie waren sehr hübsche junge Männer; die Schwestern meines Vaters, von denen Johanna eine blendende Schönheit war, als welche ich selbst sie noch in ihren spätern Jahren gekannt habe, waren vielfach anwesend, und obschon man sich durch die zahlreiche Einquartierung in seinen Wohnungen über alle Gebühr beschränkt fand, so waren doch unter diesen unwillkommenen Gästen auch viele sehr gebildete und rücksichtsvolle Männer, mit welchen es sich gut verkehren ließ, und

die bemüht waren, die Unbequemlichkeiten und Mühen welche sie verursachten durch Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit vergessen zu machen. Mancher Franzose, der mit schwerem Herzen Weib und Kinder in der Heimath zurückgelassen, war ebenein sehr glücklich, ein Paar Tage in einer fremden Familie sich der Seinen zu erinnern. Es bildete sich also fast überall, auch in dem Hause meiner Eltern, eine Geselligkeit zwischen den Wirthen und der Einquartierung aus, und wenn die letztere, wie es hie und da der Fall war, längere Zeit an dem Orte verweilte, schied man bisweilen von den feindlichen Soldaten, wie diese sich von ihren Wirthen trennten, mit dem Bedauern, im Grunde doch Feinde zu sein.

Die eigentliche Königsberger Lebensweise, bei der man um sieben oder acht Uhr ein erstes, um eilf Uhr ein zweites Frühstück, um ein Uhr das Mittagsbrod einnahm, und dann noch mit Kaffee, Imbiß und Abendbrod zwei drei Mahlzeiten zu machen hatte, mußte in vielen Familien nach dem Wunsche der Einquartierung geändert werden. In den Kaufmannshäusern wich sie dem großen Arbeitsandrange als Nothwendigkeit. Man richtete sich auf ein gehöriges Gabelfrühstück und auf ein Abendbrod ein, das dann reichlicher als das sonst

gewohnte ausfiel, oder man aß gar erst nach dem Theater die Hauptmahlzeit, wobei dann oft bis tief in die Nacht hinein gewacht wurde. Diese veränderte Lebensart, diese schnell hinfluthende Existenz, in die sich das Militär mit seinem auf den Augenblick angewiesenen Dasein hineinmischte, in der gereifte Krieger von ihren abenteuerlichen Feldzügen durch ganz Europa, von ihren Siegen an den Pyramiden, von dem Glanze des Pariser Lebens und von den Wunderthaten ihres Kaisers erzählten, in der junge Soldaten von Ehren, Ruhm und Auszeichnungen mit der sichersten Gewißheit, sie zu erreichen, sprachen, hatte etwas Berauschendes, Etwas, was die Phantasie anregte, und auch mittelmäßige und gleichmüthige Menschen über sich selbst hinauszutragen geeignet war. Man hatte den Sohn eines Pastetenbäckers König von Neapel werden und den Sohn eines Advokaten zum Beherrscher der Welt emporwachsen sehen. Junge, aus den untern Volksschichten hervorgegangene Männer durchzogen als Generale und Marschälle die Welt, welcher ihr Herr seine Gesetze vorschrieb; und wenn ich in spätern Jahren in Preußen in den Familien von den Franzosen und von den Kriegsjahren erzählen hörte, geschah es immer mit einer Erregung, welche nicht allein von

dem Zorne gegen die Feinde des Vaterlandes berührte. Es schien nur vielmehr, als drücke sich in solchen Mittheilungen eine ungewöhnlich lebhafte Erinnerung aus, als hätten die Menschen ein Bewußtsein oder doch mindestens eine Empfindung davon, daß sie in jener Zeit, welche recht eigentlich eine Zeit für die Jugend gewesen sein muß weil überall die Jugend herrschte, ein volleres, ein frischeres Leben geführt hätten, als es ihnen sonst in der Ruhe der entlegenen Provinz jemals zu Theil geworden war. Selbst wo man sich über die Franzosen zu beschweren, wo man ihren Anmaßungen entschiedenen Widerstand entgegenzusetzen gehabt hatte, war man sich eben dadurch seiner Persönlichkeit und seiner Kraft bewußt geworden; und so hart die Kriegsjahre auf dem Lande gelastet hatten, boten sie doch in der Erinnerung fast Jedem auf die eine oder die andere Weise etwas dar, das ihn innerlich erwärmte und erhob, wenn er es mit der stumpfen Ruhe verglich, welche die darauf folgende Epoche kennzeichnete.

In den jüdischen Familien befand man sich ebenein gegenüber der französischen Invasion in einem sehr erklärlichen Zwiespalt. Die französische Revolution hatte die staatliche Gleichberechtigung der verschiedenen

Kulte in Frankreich festgestellt, und wenn Napoleon auch seinen Frieden mit der katholischen Kirche gemacht hatte, so hatte er es doch nicht gewagt, die Glaubensfreiheit und die staatliche Gleichberechtigung der verschiedenen Religionsbekenntnisse anzutasten. In Frankreich, und wohin die französische Herrschaft sich ausbreitete, waren die Juden emancipirt; in Preußen lasteten Unfreiheit und Verspottung auf ihnen. Es ist also natürlich, daß in jener Zeit sich in vielen Juden die Frage regte: ob Freiheit unter einem fremden Herrscher nicht der Knechtschaft unter einem heimischen Fürstenstamme vorzuziehen sei? Und es ist nach meiner Meinung nie genug gewürdigt worden, wie groß die Selbstverläugnung und die Vaterlandsliebe der Juden gewesen sind, welche sich im Jahre 1813 als Freiwillige den Kämpfern gegen Frankreich angeschlossen haben, um einem Lande seine Freiheit wieder erobern zu helfen, welches ihnen selbst keine Freiheit, wohl aber Kränkungen und Beschränkungen aller Art dafür zum Lohne bot. Das Verhalten der modernen Staaten, das Verhalten unseres Jahrhunderts gegen die Juden, mag man diese als abweichende Religionspartei oder als eine fremde Nation betrachten, wird einmal ein besonderes Kapitel in der Kulturgeschichte einnehmen: ein Kapitel, welches

merkwürdig sein wird durch die begangenen Ungerechtigkeiten und durch den Mangel an Logik in den Thatsachen von denen es handelt. Daß die Bekenner des einen Kultus die Bekenner des andern Kultus verdammen, daß eine Race eine Abneigung gegen die andere empfindet, das ist zwar sehr unvernünftig, aber nicht auffallend, und die Urgeschichte der Juden selbst liefert dafür das Beispiel. Sie hätten kaum dagegen Etwas sagen dürfen, wenn die Germanische Race z. B. es fest ausgesprochen und durch ihre Fürsten hätte ausführen lassen, daß sie die Juden verabscheue und keine Juden wolle neben sich wohnen lassen — vorausgesetzt, die Germanische Race hätte dies wie die Juden vor zweitausend Jahren oder doch mindestens vor der Geburt des Weltheilandes sagen können und gesagt. Daß man die Juden aber in den christlichen Staaten zuließ, daß man sie die Staatslasten mit tragen ließ, daß man ihnen die Bürgerpflichten auferlegte, sie allmälig für alle Leistungen emancipirte und sie dennoch von dem Genuß der vollen Rechte eines Staatsangehörigen und Bürgers ausschloß, das ist jenes Verhalten, welches die Kulturgeschichte einst mit allen seinen ernsten und lächerlichen Einzelheiten in ihren Büchern zu verzeichnen haben wird.

Mein Vater wußte die französischen Institutionen, so weit sie den Juden zu Statten kamen, sehr wohl zu würdigen. Die Lebhaftigkeit der Franzosen sagte ihm daneben zu, ihre Sprache war ihm geläufig und er hegte für Napoleon, dem er beiläufig überraschend ähnlich sah, eine Sympathie, welche sich ganz auf den Kaiser als Person bezog. Das Beharrliche, das Selbstgewisse, das in sich Abgeschlossene und auch das Gewaltthätige im Charakter des Kaisers fanden in der Natur meines Vaters ein sehr verwandtes Element, und der wunderbare Lebensweg, welchen jener Mann gegangen war, hatte für meinen Vater den Reiz, den ein außerordentliches Wollen und Können, und die Gewahrung eines ebenso außerordentlichen Gelingens für jeden kräftigen Charakter haben müssen. Ein blinder Verehrer des Kaisers war er nicht, aber ich kann es mir nicht denken, daß er in jener Zeit ein leidenschaftlicher preußischer Patriot gewesen sein sollte. Vorliebe für ein Land zu empfinden, nur weil er zufällig in demselben geboren worden, oder ein Herrscherhaus besonders zu lieben blos weil es das Land besaß, in welchem er geboren worden, das lag nicht in seiner Art. Er verehrte Friedrich den Großen, wie er Napoleon verehrte, als großen Menschen, indeß die preußi-

schen Zustände waren von dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms des Zweiten bis zu dem Beginn der Freiheitskriege nicht dazu angethan, irgend einen Enthusiasmus zu erregen, am Wenigsten in der Seele eines Mannes, dessen Vater durch die Willkür der Regierung in das Gefängniß geworfen worden war, und der selbst von den engherzigen Gesetzen des Landes zu leiden gehabt hatte.

Aber es war ein anderes Element, welches ihm den Gedanken an eine dauernde Fremdherrschaft unannehmbar machen mußte: mein Vater wurzelte mit seiner ganzen Bildung in Deutschland. Er liebte den deutschen Geist, er liebte und bewunderte die deutsche Literatur und ihre Klassiker mit tiefem Verstande, und da jeder Mensch das Produkt seiner Zeit und ihres Geistes ist, so hatte ein Zug der damaligen Romantik höchst eigenartig neben dem scharfen Verstande meines Vaters Platz gefunden, der an sich allein hingereicht haben würde ihm die Fremdherrschaft im Lande verhaßt zu machen, wenn dem selbstherrlichen jungen Manne nicht ohnehin die Willkür des Eroberungszuges im Allgemeinen, und die Willkür und Anmaßung der einzelnen Franzosen in seinem Hause unerträglich gewesen wären. Meine Mutter und meines Vaters

jüngste Schwester, welche während jener Zeit ganz bei meinen Eltern lebte um meiner Mutter mit ihrer Kenntniß der französischen Sprache auszuhelfen, erzählten mir später oftmals, welche Angst der Vater ihnen verursacht, wenn er jeder unbilligen Forderung der Einquartierung das Genügen verweigert habe, jeder ihrer Anmaßungen entschieden entgegengetreten sei, und wo er nicht selbst sein Recht wahren konnte, augenblicklich die Abhülfe und Genugthuung von den französischen Behörden verlangt habe, obschon man preußischer Seits auf das Dringendste vor einem feindlichen Auftreten gegen die Franzosen gewarnt und selbst die Magistrate in besondern Erlassen die Bürger zu geduldigem Ertragen aller Unbill ermahnt hatten.

Einmal, als auch ein älterer französischer Offizier ich weiß nicht welche übertriebene Forderung stellte, hatte mein Vater dies angezeigt und seine Entfernung aus dem Hause begehrt, ohne sie erlangen zu können. Der Offizier hatte einen Verweis erhalten, war aber im Hause geblieben, und hatte, obschon er sich von da ab in seinen Grenzen hielt, gedroht, er werde sich an meinem Vater rächen. Dieser hatte davon gar keine Notiz genommen, man hatte dem Offizier sein Essen, das er sonst am Familientische erhalten, seit dem Zer-

würfniß auf sein Zimmer geschickt, und meine arme Mutter, welche keine Sylbe französisch verstand, hatte dadurch dreifach unter der Sorge gelitten, was der Offizier dem Vater anthun und was er mit ihm beginnen werde. Es ließ ihr nicht Tag nicht Nacht Ruhe, sie glaubte, man verberge ihr was der Offizier gesprochen, und als das Corps, zu dem er gehörte, Marschordre bekam, zählte sie die Stunden bis zum Aufbruche desselben. Die Tage vergingen jedoch ganz ruhig, der Abend vor dem Aufbruch kam heran, und es war nichts geschehen. Da sitzt meine Mutter nachdem es dunkel geworden in der Kinderstube, in der man mich zu Bette brachte, als sie plötzlich ein furchtbares Schreien, ein Poltern, Schimpfen und einen Fall auf der Treppe hört. Sie stürzt hinaus und sieht bei der schwachen Beleuchtung der Flurlampe den Franzosen mit einer Hetzpeitsche in der Hand, der drohend gegen die untere Etage gewendet da steht und wüthend gegen Jemand hinunterspricht, welchem unten bereits die Hausgenossen zu Hülfe eilen. Ueberzeugt, daß es mein Vater sei, der von dem Franzosen gemißhandelt werden, fliegt sie nach der Treppe, aber der Offizier hatte das Opfer seiner feigen Rache verfehlt, und einer von den Handlungsgehülfen hatte die Peitschenhiebe

empfangen, welche Jener meinem Vater zugedacht. Der Offizier hatte es sich nämlich gemerkt, daß mein Vater um die Dämmerungszeit gewöhnlich nach der Kinderstube ging, um mich vor Nacht noch zu sehen, und darauf fußend, hatte er sich in einer Ecke des Flures verborgen, von der aus er seinen Anfall unternehmen konnte. Indeß mein Vater war diesmal länger im Comptoir festgehalten worden, ein Commis hatte für ihn gelitten, und da der Erstere also heil und unversehrt war, erlangte er noch an dem Abende die Arretirung des Offiziers. — Im Ganzen aber waren die Klagen über die Rohheit mancher deutschen Truppen, namentlich der Hessen, Baiern und Würtemberger, in Preußen viel größer, als die Beschwerden über die Franzosen, und man rühmte diesen Letzteren im Allgemeinen große Rücksicht für Kranke und große Freundlichkeit für Kinder nach.

Durch zwei und ein Viertel Jahre blieb ich das einzige Kind meiner Eltern. Meine Mutter hatte also Zeit sich viel mit mir zu beschäftigen. Sie war ungemein freundlich und lieblich, meine Amme war jung, froh und sehr redselig, und es war also kein Wunder, daß ich früh und gleich sehr deutlich sprechen lernte. Sie sagten mir, ich hätte von jeher ein starkes Ge-

dächtniß gehabt, und noch vor dem Ende meines zweiten Jahres Verse vor mich hin gesprochen, die ich irgendwie aufgeschnappt hatte, und die ich doch bis zu einem bestimmten Grade auch verstehen mußte, weil ich sie hie und da richtig anzubringen wußte. Ein solcher Fall, der mir meine frühe Klugheit beweisen sollte, war nach der französischen Retirade aus Rußland, im Anfang des Jahres Dreizehn, nicht lange vor meinem zweiten Geburtstage vorgekommen.

Es waren damals eine Menge französischer Lieder im Schwange, und wieder andere, die irgend welche damals interessirende Zustände in gebrochenem Deutsch behandelten. Meine Mutter hatte eine liebliche Stimme, und muß wohl das Liedchen von „Jean Grillon“, das in aller Leute Munde war, vielfach gesungen haben, denn ich hatte es theilweise behalten und weiß es noch auswendig, da die Mutter es auch in späteren Jahren noch manchmal für uns sang. Es lautete:

Ich bin ein Franzose, mes dames,
Comme ça mit die hölzerne Bein,
Jean Grillon ist mein Name,
Mein Stolz ist die hölzerne Bein.
Ich scherze, ich küsse, ich koje,
Comme ça mit die hölzerne Bein,
Im Herzen, da bleib ich Franzose,
Und wär' ich auch außen von Stein.

Nun fügte es sich eines Tages, daß wieder einmal ein Trupp retirirender Franzosen ankam, von denen Einer, dem das Bein in Rußland erfroren und abgenommen werden war, ein Quartierbillet auf unser Haus erhielt. Als man den Schwerleidenden vom Wagen gehoben und in das Zimmer gebracht hatte, befand ich mich in demselben. Ich sah den Offizier verwundert an, denn er hatte einen Stelzfuß, lief dann auf ihn zu und rief freundlich: „Comme ça mit die hölzerne Bein!“ — Da stürzten dem noch jungen Manne die Thränen aus den Augen. „Ich habe auch solch ein Kind, solch ein Mädchen zu Hause“, sagte er zu meinem Vater, und diesem die Hand reichend, fügte er hinzu: „um dieses Kindes willen, haben Sie Mitleid mit mir, ich leide fürchterlich!“ — Das war ein Anruf, der nicht unbeachtet geblieben wäre, hätte das Elend des jungen Franzosen nicht ohnehin alle Theilnahme für sich in Anspruch genommen. Er blieb also lange in unserem Hause, wurde sorglich gepflegt, und verließ Königsberg erst kurz vor dem Ausbruch des Kampfes im Frühjahr Achtzehnhundertdreizehn. Mir hatte er eine Schnur Perlen von Malachit zum Andenken geschenkt, die ich bei einem Kinderfeste verloren habe als ich sieben, acht Jahre alt war. Sie waren

sehr wahrscheinlich in Rußland erbeutet, d. h. gestohlen worden, ich beweinte aber seiner Zeit deshalb ihren Verlust nicht weniger.

Die russische Beute spielte überhaupt in Königsberg, das heißt in seinem Handel und namentlich in dem Banquier- und Wechselgeschäfte meines Vaters, durch die ganze Zeit der Retirade eine große Rolle. Elend und leidend, wie das französische Heer, oder vielmehr die Trümmer desselben, aus Rußland zurückkehrten, schleppten sie doch noch eine ungeheure Beute mit sich, und waren bei der Eile ihrer Flucht bemüht, dieselbe um jeden Preis gegen deutsches oder französisches Geld umzuwechseln. Wahllos und leidenschaftlich, wie sie geraubt hatten was ihnen unter die Hände kam, hatten sie aus den Kirchen, aus den Klöstern, aus den Schlössern und aus den Familien oft unechten Flitter mitgenommen, in welchem sie Gold und Brillanten zu besitzen glaubten. Indeß waren durch Franzosen auch ungewöhnliche Kostbarkeiten in so außerordentlicher Menge in Königsberg vorhanden und zu kaufen, daß es damals ein Leichtes war, sich die prächtigsten Silbergeräthe und fürstlichen Schmuck um sehr geringen Preis anzueignen. Wahrhaft ungeheure Werthe sind auf diese Weise durch meines Vaters Hände gegangen,

und die alte Silberschmelze meines Großvaters, die ziemlich in Vergessenheit gekommen war, wurde nun wieder in neue Thätigkeit gesetzt. Altargeräthe, silberne Apostel und Heilige, Kandelaber und Ziergeräthe aus christlichen und jüdischen Kirchen wanderten in den Schmelztiegel; der Schmuck wurde zerbrochen, die Steine verkauft, die Fassung eingeschmelzen, und die Geld- und Silberbarren wanderten nach Rußland und nach Berlin, wo man Geld für die Zurüstungen zu dem bevorstehenden Kriege zu prägen hatte.

Der Ertrag dieser Geschäfte war sehr groß, aber die Mühe und Plage, welche mit ihnen verbunden, waren es nicht minder. Reihenweise, so erzählte meine Mutter, hielten die Schlitten der flüchtenden Verwundeten Tag und Nacht in der schmalen Straße vor unserm Hause. Krüppel und Kranke aller Art drängten sich in dem Comptoir; die Hausflur war voll von ihnen, und das Bitten und Flehen, ihnen ihren Raub abzunehmen und ihnen dafür Geld zum Vorwärtskommen zu geben, soll oft herzzerreißend gewesen sein. Man war seit dem Jahre achtzehnhundert und sieben in Ostpreußen an viel Noth und Elend, an Verwundete und Seuchen gewöhnt genug. Nach den Schlachten von Eilau und Friedland hatte Königsberg Tausende von Ver-

wundeten und die furchtbarsten Lazarethfieber in seinen Mauern gehabt. Man hatte aus den in Spitäler verwandelten Kirchen und Rathhäusern die Leichen, wie in Zeiten der Pest, zu Dutzenden auf einander geschichtet, in die dazu bereiteten Kalkgruben vor dem Friedländer Thore fortfahren sehen. Aber das Elend und der Jammer dieser Retirade sollen noch größer, und der Vergleich dieser Flucht mit dem stolzen Siegerzuge, der nach Rußland gegangen war, ein furchtbarer gewesen sein.

Alle öffentlichen Gebäude lagen wieder voll Verwundeten. Der Typhus und das Lazarethfieber wütheten in der Stadt, die Aerzte starben mit den Kranken. Aus den Junkerhöfen, die wieder Lazarethe geworden waren, warf man die Todten auf die Straße in die Karren hinab; in den Privathäusern wüthete der Typhus nicht minder heftig. Von zwei zu zwei Stunden machte man in meinem Vaterhause Räucherungen von Essig und Nelken, die man über glühende Steine goß, um sich vor der Ansteckung durch die Fremden, welche in das Comptoir kamen, zu bewahren. Die Theuerung, die täglichen Verränguisse und Gefahren, die Anforderungen, welche an die Kraft jedes Einzelnen, so der Männer wie der Frauen, gestellt wurden, waren außerordentlich groß. Aber man hatte

ſich allmälig gewöhnt, das Ungewöhnliche zu leiſten, man war in einer Aufregung, welche über den Moment hinweghalf. Und als dann noch während der Retirade, zu Anfang des Jahres achtzehnhundert und dreizehn der General Graf Wittgenſtein, mit ſeinen Ruſſen den Franzoſen auf dem Fuße folgend, in Königsberg einrückte, wuchs auch die Hoffnung auf den Sturz der franzöſiſchen Herrſchaft wieder um ſo ſchneller und mächtiger aus den geheimen Gedanken der zur That gewöhnten Menſchen empor.

Man hatte für den Augenblick eine Fremdherrſchaft mit der andern, das franzöſiſche Regiment mit dem ruſſiſchen, die franzöſiſche Einquartierung mit der ruſſiſchen vertauſcht, und dieſe letztere war in der Maſſe durch ihre Unkultur noch unbequemer als die groben Heſſen und Baiern, oder gar als die Franzoſen. Aber wie der erſte Sonnenſtrahl plötzlich die ganze Gegend erhellt und Alles aufklärt, was bis dahin in Nebel und Dämmerung gelegen hatte, ſo weckte die entſchloſſene That des Grafen York in allen Herzen das Bewußtſein, daß es keine Feſſel gäbe, welche man nicht zu brechen vermöge, und daß man frei werden könne, wenn man frei werden wolle, vorausgeſetzt, daß man entſchloſſen ſei, Alles an Alles zu ſetzen.

Mich in meiner Kinderstube ging das fürs Erste allerdings nichts an. Ich empfand nur großes Vergnügen, als bei einem Scharmützel, welches vor den Thoren von Königsberg zwischen einem Trupp fliehender Franzosen und den sie verfolgenden Russen stattfand, der Knall und das Knattern des Geschützes in unserm Hause zu vernehmen war, und freute mich an dem Hunde eines bei uns einquartierten Russen ganz eben so, wie ich mich an den Zuckerplätzchen des armen stelzfüßigen Franzosen gefreut hatte. Aber die gewaltigen Zeitereignisse und die Gewohnheit, große Schicksalswechsel zu erleben und erleben zu sehen, stählte den Charakter meiner Eltern. Sie gab ihnen jenes Gleichmaß, das sich in guten und in üblen Lagen bewährte, und jene Ruhe und Tüchtigkeit, deren Beispiel auf uns Alle segenreich gewirkt hat, ohne daß man uns die Eigenschaften besonders anzuempfehlen brauchte, für die man uns erziehen wollte.

Drittes Kapitel.

Meine eigenen und sehr deutlichen Erinnerungen beginnen in der Zeit zwischen meinem vierten und fünften Jahre, und sind Alle rein sachlich. Wir wohnten damals nicht mehr in dem zweifenstrigen Hause, welches meine Eltern während der Retirade inne gehabt, sondern waren im Frühjahr von achtzehnhundert und vierzehn in das gegenüberliegende dreifenstrige Haus, Nummer vierzehn, gezogen, das wir erst im Jahre achtzehnhundert und zwanzig verlassen, und in welchem ich also meine ganze glückliche Kindheit zugebracht habe.

Es steht mir noch mit allen seinen Einzelnheiten vor Augen, als wäre ich gestern erst darin gewesen, und doch habe ich es, nachdem wir es aufgaben, niemals wieder betreten. Der ganze Theil der Brodbänkengasse, in welcher es gelegen war, hatte damals noch Wolme, d. h. etwa zehn Fuß hohe, in die Straße

hinausgebaute Vorgebäude, zu denen in ihrer Mitte eine Treppe hinaufführte so daß dieselben also unter den Fenstern des hohen Parterres zu beiden Seiten der Hausthüre einen Balkon bildeten. Diese Balkons waren mit Eisengittern einfachster Art umgeben, aber die Eisengitter und das Treppengeländer hatten große Messingkugeln, schlechtweg »die blanken Kugeln« genannt, welche mit den großen Messing-Thürklopfern übereinstimmten, und die spiegelblank zu erhalten eine Ehrensache der Hausfrauen war. Im Sommer wurden diese Wolme mit Markisen überspannt, man setzte Bänke darauf hin, und wie die Erwachsenen dadurch einen Ort hatten, auf dem sie im Laufe des Tages und namentlich an den Sommerabenden Luft schöpfen konnten, so besaßen wir Kinder in unserm Wolm einen Spielplatz, der selbst im Winter, so eng er war, täglich von uns benutzt ward.

Die Hausthür öffnete in einen raumigen Flur. Ihr gegenüber ging es in das große und dunkle Comptoir, das, wie alle diese großen Parterrestuben der auf den Handel berechneten Häuser an der Nordküste von Deutschland, nur ein großes, breites, vielscheibiges Fenster hatte: nur aus dem Comptoir führte eine Treppe in ein paar dunkle Zimmerchen, in die Kasse hinauf.

Vorn im Hauſe lag an der linken Seite der Thüre eine einfenſtrige Stube, das Entree. Es war roſa angeſtrichen, mit dunklen Mahagonimöbeln eingerichtet, und es hingen eine Anzahl ſehr guter Kupferſtiche darin, welche bis in mein eilftes, zwölftes Jahr für mich den ganzen Bereich der Kunſt repräſentirten.

Es waren theils moderne engliſche Kupferſtiche, und dieſe hatten keinen beſonderen Werth, theils ſehr gute Blätter nach alten Meiſtern, deren Originale ich ſpäter mit großer Rührung in den Gallerien von Frankreich und Italien wiedergeſehen habe. Meine Vorliebe galt außer einem engliſchen Kupferſtich, auf welchem eine Mutter auf den hohen Alpen neben ihrem im Schnee erſtarrten Töchterchen händeringend kniete, der Madonna von Hannibal Caracci, welche den kleinen Chriſtus ſchlafend in ihrem Arme hält, und dem vor ihm ſtehenden Johanniskinde ein Zeichen macht, den kleinen Schläfer nicht zu wecken. Ein Paar Kirſchen und andere Früchte lagen auf dem Boden neben ihr ausgebreitet, und erhöhten für meine Vorſtellung die Schönheit des Bildes ungemein.

Dann war das Opfer des Abraham in zwei kleinen Blättern da. Das eine ſtellte den Patriarchen dar, wie de Engel ihm erſchien, ihm das Opfer zu be-

fehlen. Er hatte den kleinen Isaak neben sich, der nur mit einem Schurz bekleidet, inbrünstig mit gefalteten Händen betend, neben dem Vater kniete. Auf dem andern Bilde war der Holzstoß aufgerichtet. Die Flamme loderte empor, Isaak kniete gebunden vor demselben, und mit dem zum Opfer erhobenen Messer trat Abraham wie erschöpft zurück, als er in den Zweigen des Gebüsches, vor dem der Altar sich befand, das ihm von Gott gesendete Opferthier gewahrte. Als ich später die Hygieniensage kennen lernte, stellten sich mir die Vorgänge immer unter den Formen dieser Abrahamsbilder dar, und ich war sehr verwundert, im Griechenthume und im Judenthume dergleichen Sagen so unverändert zu begegnen.

Endlich erfreuten mich in diesem Entree noch eine Reihe von drei, vier Männerportraits in mittelalterlichem Costüm. Wen sie darstellten — das eine war ein Portrait von Titian, das andere das Holbeinsche Portrait des Morel, des Goldarbeiters von Heinrich VIII., dessen Original sich in Dresden im Saale der Holbeinschen Madonna befindet — wen sie darstellten, das ahnte ich damals nicht. Aber das war mir nur um so bequemer, denn dadurch galten sie mir je nach meinem Bedürfniß für biblische Helden oder für Zau-

berer und Ritter, und unter jeder Voraussetzung waren sie mir schön und werth. Was hätte mir das auch geholfen, wenn man mir einen Namen genannt hätte, mit dem ich keinen Begriff verbunden, oder wenn man mir einen Namen und einen Begriff beigebracht hätte, mit denen ich keinen innern Zusammenhang haben konnte? Es kommt bei Kindern nur darauf an, daß sie nichts Häßliches sehen; wofür sie das, was sie sehen, halten, das ist ganz gleich, und je unbefangener man ihre Phantasie walten läßt, um so mehr Genuß haben sie davon.

Zu diesem Entree hatten wir Kinder freien Zutritt. Meine Mutter benutzte es wenig. Es diente meinem Vater zu Privatbesprechungen in Geschäftsangelegenheiten, und da es aus diesem Grunde im Winter auch geheizt wurde, hatten wir einen Spielplatz und eine Abwechselung mehr für unsere Existenz.

Oben im ersten Stock nahm der sogenannte Saal die ganze Fronte nach der Straße ein. Er wurde nur an Gesellschaftstagen geöffnet, und obschon ich jedes Stück in demselben auf das Genaueste kannte, hatte er, wenn die weißen Gardinen an der Glasthür nach dem Flur herabgelassen waren, für mich einen so geheimnißvollen Reiz, daß es mir schon ein Vergnügen ge-

wahrte, durch das Schlüsselloch oder durch eine Spalte in der Gardine hineingucken zu können. Er war korn blau und hatte, da die Eltern ihn nicht von einem gewöhnlichen Stubenmaler, sondern von einem Professor Huhn hatten ausführen lassen, achtzig Thaler zu malen gekostet. Am Plafond war eine Göttin, ich glaube eine Viktoria oder Fama, in gelben Bronzefarben dargestellt, von der große vergoldete Sonnenstrahlen über die ganze Decke ausgingen. Oben an der Wand zog sich eine Borte von Vögeln hin, weiße Fasanen, die aus Bronzekörben sehr hölzerne Früchte aßen, und die mir wie die größten Wunderwerke der Malerei erschienen. Zwei große Spiegel zwischen den Fenstern hatten Tischchen von weißem Marmor vor sich, die von Bocksfüßen in Holzschnitzerei getragen wurden. Auf den Marmorplatten standen blaue Vasen mit Ansichten aus der sächsischen Schweiz, und in der Ecke eine Art runder Etagère, deren Bretter, sie hatte ihrer drei in abnehmender Größe, zu drehen waren. Man nannte dies Möbel damals eine Servante, besetzte es mit schön gemalten Tassen und kleinen andern Geräthen, und meine Mutter besaß eine große Anzahl zum Theil sehr schöner Tassen. Die Möbel des Saals waren ganz im Geschmack des Kaiserreichs, hart

gepolstert und sehr unbequem. Vor dem Sopha lag ein sehr großer englischer Teppich mit breiter Blumenborte, und dann umschloß dieser Saal noch zwei Prachtstücke: eine Tischdecke von grauem Kasimir, auf der ein großes Hortensienbouquet mit schönen grünen Blättern in petit point gestickt war, und ein kaum spannhohes rundes Tischchen von grauem Marmor, das auch auf der Servante stand und das, wenn man die geheime Feder drückte, sich aufthat und einen Nähapparat unter einem rosenduftigen, rosaseidenen Kissen enthielt. Hob man den Nähapparat heraus, so lag darunter auf dem Boden ein Blatt in Spiegelschrift geschrieben. Es standen darauf die Verse aus dem Tasso:

Willst Du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Daß Alles wohl sich zieme, was geschieht.
Die Schicklichkeit umgiebt mit einer Mauer
Das zarte, leicht verletzliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nicht.
Und wirst Du die Geschlechter beide fragen:
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.

Ich verstand von diesen Versen kein Sterbenswort, aber sie zu hören war mir ein großer Genuß, und sie

hingen in meiner Phantasie so genau mit dem Rosenduft und mit der geheimen Feder, welche den Deckel des Tisches öffnete, zusammen, daß mir das Ganze wie ein einziges großes Mysterium däuchte, dem dann und wann durch die Vermittlung meiner Mutter nahen zu dürfen, mir als ein wahres Glück erschien. Ja die ganze Servante war durch den grauen Marmortisch für mich geheiligt, und ich empfand es als eine Ehre, daß zwei Paar kleine gemalte Tassen, die mein Eigenthum waren, mit unter all' den großen erwachsenen Tassen auf der wundervollen Servante stehen durften.

Diese beiden Zimmer, das Entree und der Saal, waren unsere Museen, und in dem letzteren durften wir, wie in einem wirklichen Museum, auch gar Nichts anrühren. Dafür hatten wir aber in der Hinterstube, welche jenseits eines kleinen dunklen Hausflurs dem Saale gegenüber lag, und im zweiten Stocke, in der Schlafstube meiner Eltern, in unserer Kinderstube, auf den Hausfluren, und auf den Treppen und Treppchen, die aus den Fluren nach den einzelnen Zimmern führten, wie in den Kammern, deren das Haus ein Paar recht große enthielt, völlig freien Spielraum. Die Wohnstube mit ihren breiten, mit schwarzem Roßhaar

zeug überzogenen Möbeln, mit ihren gelben Nattungardinen, auf denen Pagoden und Chinesen gedruckt waren, war so wohnlich als möglich, und es stand Nichts darin, was wir hätten verderben können. Die Bilder unserer Großeltern väterlicher und mütterlicher Seits hingen an der Wand, und darüber ein großes Pastellbild, auf dem ich in weißem Kleide mit blauen Schuhen in Lebensgröße figurirte. Vor mir saß mein ältester Bruder in seinem Hemdchen auf einem Kissen an der Erde und langte nach einer Weintraube, die ich in der erhobenen Rechten hielt, während ich ein Körbchen mit Früchten im linken Arme trug. Es war eines von den damals üblichen Motiven, und wer in jenen Tagen, in denen die Wiedergeburt der Künste in Deutschland noch nicht begonnen hatte, in leidlichen Verhältnissen geboren worden, hat gewiß auch auf irgend einem solchen Bilde mit seinem Apfelkörbchen dagestanden, oder, wenn er ein Knabe war, gemalt auf einem Schaukelpferde gesessen, oder einen Reifen vor sich her getrieben. Unser Bild hatte die nie fehlenden Verzeichnungen an Händen und Füßen so gut wie jedes andere dieser Portraits, aber es war so sprechend ähnlich, daß es mich, als ich schon lange erwachsen war, immer überraschte wie gleich bei uns

beiden Geschwistern die Stirnen und die Augen mit jenem Bilde geblieben sind.

Seit ich mich zu erinnern weiß, hatte ich zwei Brüder. Der mir im Alter am nächsten stehende, war am zweiten Mai achtzehnhundert und dreizehn, am Tage der Schlacht von Lützen, und der jüngere am ein und dreißigsten März achtzehnhundert und fünfzehn, am Tage des Einzuges der verbündeten Heere in Paris geboren. Mein Vater prägte uns solche Data auf diese Weise ein, und damit ich auch eine Erinnerung für meinen Geburtstag hätte, erzählte er mir, daß schon am Abend desselben, am vier und zwanzigsten März, die Nachricht von der am zwanzigsten März erfolgten Geburt des Herzogs von Reichstadt in Königsberg bekannt geworden wäre.

Diese beiden Brüder waren meine eigentlichen Lebensgenossen durch meine ganze Jugend. Mit ihnen habe ich gespielt, mit ihnen gelernt, mit und an ihnen die ersten Erfahrungen des Lebens gemacht. All unsere Leiden und Freuden haben wir getheilt, die Entwickelung des Einen von uns ist immer auch eine Entwickelungsstufe in dem Leben des Andern geworden, und meine Erinnerungen aufzeichnen, heißt ihrer im Geiste treuernd gedenken.

Viertes Kapitel.

Man ſollte im Grunde einen Menſchen, wenn man ſich ſein Weſen erklären will, gar nicht fragen, an welchem Orte, ſondern in was für einem Hauſe er geboren ſei, und wie er ſeine erſten Jahre zugebracht habe; denn daß ein großer Theil unſerer Anlagen ſich ſchon in unſern erſten Lebensjahren zu beſtimmten Eigenſchaften ausprägen, davon bin ich feſt überzeugt. Wir hatten es aber in dieſem Punkte außerordentlich gut. Meine Eltern waren damals ſehr vermögend, ja reich zu nennen. Sie waren glücklich mit einander, hatten keine Sorgen, liebten uns auf das Zärtlichſte, und wir ſahen nur heitere Geſichter um uns. Prachtliebe oder Verſchwendung lagen außer dem Weſen meiner Eltern, aber der Zuſchnitt der Haushaltung war damals breit und reichlich. Wir hatten drei weibliche Dienſtboten, eine Kinderfrau, die gewiß nicht viel über dreißig Jahre alt war, die uns aber natürlich ſehr alt erſchien, und die wir nur die

alte Anne nannten. Meine frühere Amme war als Köchin im Hause geblieben, und daneben hatten wir noch ein Hausmädchen Regine, das nicht ganz jung und immer etwas verdrießlich war, und einen großen dicken Hausknecht, mit sehr hübschem Gesichte, der Mankatz hieß und zugleich einen der Comptoirboten abgab. Alle diese Personen waren lange in den Diensten meiner Eltern. Die Kinderfrau durch dreizehn Jahre, Regine sieben Jahre, meine Amme bis zu ihrer Verheirathung, und ebenso die beiden Comptoirboten Mankatz und Hermann Kirschnik, und die Commis meines Vaters.

Das gab unserm Leben einen festen Boden. Wir hatten uns nicht an immer neue Eindrücke zu gewöhnen, wir wurden mit unseren Gedanken nicht von Einem zu dem Andern fortgezogen. Diese Menschen waren die Unsern, eins mit uns, und wie die Menschen um uns dieselben blieben, so wechselten wir auch unsere äußere Umgebung bis in mein eilftes Jahr nur ein einziges Mal, als mein Vater die Mutter und uns auf einer Reise nach Memel mit sich nahm. Alljährlich Sommerwohnungen zu beziehen, sah man in jenen Tagen noch nicht als eine Nothwendigkeit an, und meine Mutter oder eines von uns Kindern hätte

schon schwer krank sein müssen, ehe die Eltern sich zu einer Trennung von einander entschlossen haben würden. Denn sie hatten sich aus Liebe verbunden, und lebten des guten Glaubens, daß die Menschen sich verheirathen, um möglichst viel bei einander zu sein.

Diese Dauerhaftigkeit der Zustände hatte für uns, oder um hier nur von mir zu sprechen, den großen Vortheil, mich in unserer kleinen Welt recht eigentlich heimisch zu machen, und ich glaube nicht, daß die Kinder, in dem jetzt modischen Wanderleben der Familien, bei dem Reisen und dem Wechsel der Sommeraufenthalte irgend auch nur die geringste Entschädigung für jenes Heimischsein in der Heimath zu finden im Stande sind, welches uns damals zu Theil wurde. Denn wenn es für die allgemeine Entwicklung des Menschen überhaupt etwas Unerläßliches ist, ein Ding recht zu kennen, eine Sache recht zu verstehen, so ist das für die Entwicklung eines Kindes in noch viel höherem Grade der Fall, da das Kind auch bei dem ruhigsten Lebensgange täglich, ja stündlich, eine solche Masse von neuen Begriffen in sich aufzunehmen, so viel neue Erfahrungen zu machen hat, und da sein Organismus so viel empfänglicher und so viel reizbarer als der eines ausgewachsenen Menschen ist.

Ich kann mich auch niemals des Mitleids erwehren, wenn ich bei unſern Reiſen auf Familien ſtoße, welche ihre Kinder aus Selbſtliebe mit ſich in der Welt herum ſchleppen. Bald aufgeregt, bald ermüdet, hier von Fremden über die Gebühr gelobt und gehätſchelt, dort von den Eltern und Wärterinnen grundlos zurechtgewieſen, wenn dieſen auf der Reiſe einmal unbequem wird was ſie den Kindern zu Hauſe geſtatten, kommen die armen kleinen Geſchöpfe zu keinem Behagen und zu keinem Gedeihen. Und nahm ich mir hier und da einmal die Mühe, die Kleinen nach den Dingen zu fragen, welche ſie eben jetzt, oder gar vor einem Jahre auf der Reiſe erlebt hatten, ſo war ihnen nichts als irgend eine Kleinigkeit im Gedächtniß geblieben, die ſie zu Hauſe viel leichter und ebenſo gut hätten erleben können. Ein Kind, das unter der Aufſicht einer ehrlichen Kindsfrau auf irgend einem Grasplatze Butterblumen pflückt und mit einem Hunde ſpielt, iſt tauſendmal beſſer aufgehoben, und hat unverhältnißmäßig mehr Gewinn für ſein Leben, als die kleinen Geſchöpfe, die heute in einer fremden Stadt umhergeführt werden, morgen mit ihren kleinen dummen Augen Etwas vor ſich ſehen, was man ihnen als das Meer bezeichnet, übermorgen in einen zoologiſchen Garten mitgenommen

werden, und die dazwiſchen in lauter fremden Zimmern wohnen, ſich unter lauter fremden Geſichtern bewegen müſſen. Ein Glück iſt's dabei nur, daß die Kinder ſich mit inſtinktivem Selbſterhaltungstriebe gegen die ihnen zugemuthete Ueberfütterung mit Eindrücken zu wahren ſuchen, indem ſie ſich an das ihnen Gemäße halten. Ein paar acht- bis neunjährige Knaben, die man einmal in meiner Gegenwart einen aufſteigenden Luftballon bewundern machen wollte, amüſirten ſich während deſſen einen Pudel zu betrachten, der zu ihren Füßen in einem Graben ſchwamm; und ein dreijähriges Mädchen, das wir im Hafen von Hamburg die Schiffe anzuſehen aufforderten, rief ganz vergnügt: »ach die rothen Strümpfchen!« — Sie hatte ihre Augen auf eine Leine voll trocknender Wäſche gerichtet die man am Ufer ausgeſpannt, und ſich an Strümpfchen gefreut, welche etwa die Größe der ihrigen hatten. —

Ruhig, wie unſer Leben war, bot es aber doch Abwechslungen dar, welche uns ſehr groß erſchienen. Meines Vaters Banquiergeſchäfte brachten ihn beſonders mit ruſſiſchen und polniſchen Häuſern in Verbindung. Mein älteſter Onkel war viel in Petersburg, unſer Vetter Auguſt Lewald viel in Warſchau, und es kamen, von meinem Onkel empfohlen, viel ruſſiſche

Kaufleute in unser Haus. Bisweilen hatten sie ihre Frauen mit sich, ein Paarmal kamen auch hübsche Kinder mit. Für diese russischen und für andere Gäste wurde dann der Saal aufgemacht, ein fremder Diener deckte die Tafel mit Silbergeräth, welches nicht im täglichen Gebrauch war, er legte die Servietten in Fächer und Schiffchen und Sterne zusammen, drückte blätterartige Streifen in die Auflege-Servietten, es wurden Früchte auf den Tisch gestellt, die blauen Vasen mit den Ansichten von der Bastei und vom Königstein mit Blumen gefüllt, und wenn der Saal dann auch noch eiskalt war und der geschäftige Diener uns auch alle Augenblicke auf die Seite schob, „weil wir ihm immer unter den Füßen waren" — so war es doch eine Wonne, sich ein großes Tuch hinten zubinden zu lassen, und mit rothen frierenden Händen im Saale zu stehen, um abwechselnd die Servante mit ihren Herrlichkeiten zu betrachten, oder die Tafel anzustaunen, auf welcher der silberne Kuchenteller und die Glasschaalen voll Früchte und Eingemachtem die ganze Wollust verkündeten, welche das Dessert uns zu gewähren hatte.

Wenn dann im Saale Alles fertig war und die Thüren bis zur Mahlzeit geschlossen wurden, so ging

es hinunter zu ebner Erde in die Küche. Sie war, wie in allen den alten Königsberger Häusern, klein, kalt und finster; aber das Feuer brannte an solchen Tagen auf dem Heerde dreifach heller als gewöhnlich, denn der Braten hing am Spieße. Ueber und unter der großen kupfernen Tortenpfanne glühten die Kohlen, die „Kochfrau," neben welcher unsere sonst sehr despotische Köchin dann ganz zum Schatten zusammenschrumpfte, reichte mit ihren Augen und Armen überall zugleich hin, und der Hauptgenuß bei diesen Küchenbesuchen war es eigentlich, daß wir dort noch viel mehr im Wege waren und noch viel öfter bei Seite geschoben wurden, als in dem Saale, daß also viel größere Beharrlichkeit dazu gehörte, in die Küche einzudringen, oder gar sich eine kleine Weile darin zu behaupten.

War nun die Eßzeit da und mit ihr die Fremden gekommen, dann holte die Kinderfrau ihr erfrornes und verwildertes Kinderhäufchen zusammen, wir wurden auf's Neue gewaschen, zogen hübsche Kleider an, mußten oft recht lange artig sitzen bleiben, um uns nichts zu verderben, und wenn wir dann endlich gerufen wurden, wenn man uns in den Saal hineinbrachte, der uns mit seinen Lichtern immer fremd und feierlich erschien, dann war das Vergnügen auch ganz

außerordentlich groß. Wir wurden bewundert, geliebkost, gefüttert, sahen die geputzten Leute, und wurden dann wieder entfernt, um in der stillen Kinderstube von den Erlebnissen des Tages zu reden und zu träumen.

Dann wieder kamen Tage, an denen die Eltern in Gesellschaft gingen, und wir zusehen durften, wie die Mutter sich ankleidete. Sie war eine feine, mittelgroße Gestalt, sehr schlank und so zierlich gewachsen, daß sie noch als fünfzigjährige Frau jugendlich in Gang und Haltung erschien. Zu dem schönsten Teint hatte sie starkes, schwarzes Haar und hellblaue Augen, dabei eine feine Gesichtsbildung und ein ungemein liebliches Mienenspiel. Ihr ganzes Wesen war Anmuth und Geschmack, und diese beiden Eigenschaften, verbunden mit einem sehr gesunden Verstande und großer Güte, ersetzten in ihr für das Haus wie für den Verkehr mit Fremden, was ihr an Wissen und an Kenntnissen gebrach. Sie war zu klug, um scheinen zu wollen was sie nicht war, und während ihre Kenntnisse wirklich kaum über das Elementare hinausgingen, wußte sie den bedeutendsten Männern ihr Haus angenehm zu machen, und deren Verehrung und Freundschaft zu verdienen.

In ihren kleinen Schmuckkasten hineinzusehen, aus welchem ein Fläschchen Rosenöl starken Duft verbreitete, sie selbst zu bewundern, wenn sie im schwarzen Sammetkleide mit einem kleinen Brillantkamm und einer rothen Rose im Haar, Perlen um den Hals und schöne Pointspitzen um Nacken und Busen, zum Ball fuhr, das war uns eben so amüsant, als der Einzug einer Prinzessin verwöhnteren Kindern nur sein kann: denn es ist überall mehr der Sinn, mit welchem man die Eindrücke aufnimmt, als die Beschaffenheit der Gegenstände, von dem unser Genuß bedingt wird.

Aber solcher großen Ereignisse, welche doch nur die Ausnahme machten, bedurften wir gar nicht, um Freude zu haben. Da waren die Hühner in dem engen Hofe, und die fünf Gänse in ihrem Koben. Da waren immer ein Paar Puthähne, welche im Hofe gefüttert wurden, und vor allem die Tauben, welche einer unserer Commis, Herr Rubinson, — der ein großer Violinspieler zu sein glaubte, und manchmal stundenlang eine alte Geige in furchtbarem Gewinsel erklingen ließ, — sich heimlich hielt, die unser Entzücken ausmachten. Das heißt mit der Heimlichkeit dieses Taubenhaltens war das eine eigene Sache, denn

Jeder im Hause wußte darum, und Jeder kannte die Ecke auf dem Boden, in welchem die fünf, sechs Taubenpaare ihr Wesen trieben, und Jeder hatte auch den Taubenschlag gesehen, der in ein Paar ausgehobene Dachziegeln hineingelegt war. Mein Vater, der es verboten hatte, weil es gegen die Polizeiordnung war, wußte es; und meine Mutter, der die Schmutzerei auf dem Boden sehr zuwider war, wußte es; und der dicke Vetter Zacharias, der auch in unserem Geschäfte war und ebenfalls in unserem Hause wohnte, wußte es auch. Und wenn er bei Tische geflissentlich immer auf irgend welche Tauben zu sprechen kam, daß dem armen Rubinsen das Blut in die Wangen schoß, weil er dachte, nun werde ein Interdikt erfolgen, so sahen wir Kinder auch ängstlich auf den Vater hin — aber das Interdikt wurde nie gesprochen. Der Vater war einst selbst ein leidenschaftlicher Taubenzüchter gewesen, die Mutter ließ sich die Unsauberkeit gefallen, weil wir Kinder solch Vergnügen an den Tauben hatten, und die Tauben waren und blieben ein öffentliches Geheimniß, bis Herr Rubinsen einige Jahre später einmal bei dem Bestreben fremde Tauben anzulocken, aus dem Dachfenster hinausstieg und einen schweren Fall auf ein Nachbardach hinunter that, der ihn auf ein

langes Krankenlager und damit die Tauben aus dem Hause brachte.

Wir waren zu bestimmten Stunden und viel, aber nicht immer, bei unserer Mutter, und solch eine Gewöhnung an eine bestimmte Zeiteintheilung ist Kindern schon in ihrer frühesten Jugend heilsam. Daß wir in verschiedenen Etagen wohnten, kam dieser Anordnung zu Statten. Jede der Etagen hatte aus Vorsicht für uns vor der Treppe ein kleines hölzernes Gitter erhalten, und war dies zugemacht, so waren wir eben auf unser Terrain angewiesen. Es blieb uns dann nichts übrig, wenn wir nicht mit einander spielen mochten, als aus dem Fenster zu sehen, und wie ich im Hause nicht müde wurde, jeden Winkel und jede Schieblade zu untersuchen, so konnte ich stundenlang am Fenster auf einem Stuhle knien und drüben die Häuser und die Nachbarschaft betrachten.

Von der Weise, welche man jetzt hat, die Kinder zu beschäftigen, von den sinnreichen Spielen, von der Fröbelschen Theorie, wußte man damals, oder doch mindestens in unserem Hause, noch nichts. Wir hatten allerlei Spielzeug, Häuserschachteln, Puppen, Festungen die zum Theil sehr schön und kostbar waren, und die wir meist von unserm ältesten Onkel erhalten hatten,

wenn er von Petersburg oder sonst von Reisen zurück kam. Aber mit fertigem Spielzeug läßt sich nicht lange spielen, und bis ich groß genug war, um selbst für die Puppen nähen und schneidern zu können, hatte all unser Spielzeug, hatten selbst meine kostbarsten Puppen nur das Interesse der Neugier für mich. Ich wollte wissen, wie die Dinge gemacht wären, wie sie von Innen aussähen, und um das zu ergründen, arbeitete ich so lange an ihnen herum, bis ich sie zerbrochen hatte.

Meine Eltern, welche uns nur einfachere Dinge gaben, schalten mich dann immer. Sie thaten mir aber damit, ohne es zu wollen und zu wissen, Unrecht, und die Kinderfrau, welche mich nicht besonders liebte, bestärkte sie darin, denn sie versicherte, daß ich mir auch aus dem Allerschönsten gar nichts mache, daß kein Abmahnen bei mir helfe und daß ich nicht Ruhe hätte, bis Alles zerbrochen und verdorben sei. Sie sahen dem angeborenen Thätigkeits- und Forschungstriebe der Kinder gar nichts nach oder vielmehr, sie verstanden denselben gar nicht. Sie dachten nicht, welch einen Eindruck es auf ein Kind macht, wenn es seiner ganzen kleinen Erfahrung entgegen ein todtes Ding, einen hölzernen Vogel, einen hölzernen Hund Töne von sich geben hört und sie räthselhafte Be-

wegungen machen ſieht. Warum bellt der Hund im Bilderbuche nicht? fragt das Kind. — Der iſt ja nur gemalt! heißt es dann. Aber warum bellt denn dieſer hölzerne Hund? forſcht es weiter, ohne ſich bewußt zu ſein, daß es mit dieſem Schluſſe von dem gemalten auf den hölzernen und auf den lebendigen Hund, den Begriff des Lebendigen und des Lebloſen gefunden und in ſich feſtgeſtellt hat. Das iſt von Innen ſo gemacht! giebt man ihm zur Antwort, und bedenkt nicht, wie man das Kind damit wirklich zwingt, die Sache zu unterſuchen.

Heute noch erinnere ich mich des Schreckens, mit dem ich einmal vor einer kleinen zerbrochenen Leier daſtand, auf welcher ſich ein Vogelbauer mit einem gelben Vogel in die Runde drehte, während kleine klimpernde Töne erklangen. Ich hatte mit voller Ueberlegung das Innere ſehen wollen, und deshalb das weiße Leder zwiſchen dem Brettchen der Leier ein wenig gelockert, aber das half mir nichts. Ich konnte nichts ſehen, ich mußte etwas mehr losreißen. Nun hatte ich das gethan, ich drehte die Leier wieder, ſie klang nicht mehr recht. Die Ahnung, daß ich wieder etwas verdorben hätte, kam über mich. Faſt ohne zu wiſſen, was ich that, riß ich das ganze Leder herunter.

Da lagen nun die zwei weißen Brettchen, da sah ich nun fünf dünne Roßhaar-Saiten über einen kleinen Bock gespannt, und an der Kurbel saßen zwei Stückchen Federpesen, welche über die Saiten streiften, wenn man die Kurbel drehte. Das war also Alles! Nun wußte ich's, und nun wollte ich das Spielzeug erst recht genießen. Aber ich drehte und drehte, das Vogelbauer ging in die Runde, so oft ich's nur wollte, indeß das Singen hatte der Vogel verlernt. Ein trauriger Zergliederer meiner Freuden stand ich vor einem neuen Räthsel da, und hatte mit tiefer Betrübniß im Herzen auf den gegen mich ausgesprochenen Tadel gar keine andere Entschuldigung vorzubringen, als daß ich den Vogel gar nicht hätte zerbrechen wollen, und daß ich Nichts dafür könne, daß mein Spielzeug entzwei gegangen sei. Noch viel unglücklicher aber sah ich auf meine Puppen hernieder, wenn ich, gleichfalls nur in der Absicht zu wissen wie sie von Innen gemacht wären, ihren Kopf mit einer Nadel oder mit einer Scheere von hinten leise angebohrt hatte, um dann erst mit einem Finger und dann mit zweien, behutsam hinein zu fühlen. Und wenn dann das Papiermaché oder das Wachs plötzlich in lau'er Bröckeln zu meinen Füßen fiel, war ich jedesmal so betroffen und so nieder-

geſchlagen, als wäre mir daſſelbe nicht ſchon vorher oft genug begegnet. Es bedarf für Kinder durchaus der mehrmals wiederholten gleichen Erfahrung, um ſie in jedem beſonderen Falle den Schluß von Urſache und Wirkung richtig ziehen und in ſich feſtſtellen zu laſſen.

Ich habe mir nebenher daraus die Lehre gezogen, daß man bei Kindern wirklich einen Unterſchied machen muß zwiſchen dem böſen, verſtandloſen Zerſtörungstriebe, welchem man nicht früh genug entgegentreten kann, und zwiſchen der naturgemäßen Neugier, welche abſichtslos, ja in gewiſſem Sinne mit voller Berechtigung ihr Zerſtörungswerk verübt. Man hat mir dagegen eingewendet, daß man den Kindern eben deshalb nur urſprüngliche Dinge, alſo die Fröbelſchen Würfel und Klötzchen und Stäbe zum Spielen geben, daß man ihre Spiele nur auf's Schaffen hinleiten, und ſie ſtufenweiſe fortſchreitend an die Dinge gewöhnen müſſe, ſo daß ſie nicht von Wundern überraſcht und von Verwunderung zum Zerſtören angetrieben würden. Mich dünkt aber, ſolche abſtrakte Entwickelung und Unterrichtung laſſe ſich in Mitten unſerer Welt nicht ausführen, und ich meine auch, man müſſe dem Kinde das Denken und Vorwärtskommen auf ſeine eigene Weiſe nicht ganz behindern. Aus ſehr ſyſtematiſchen Erziehungen habe ich meiſt nur

beschränkte Greise und pedantische Seelen hervorgehen sehen, und wer nicht von früher Kindheit an auf seine eigene Hand zu irren und zu fehlen gelernt hat, der lernt es auch bei den Tausend unberechenbaren Wechselfällen und Zufällen des spätern Lebens nicht leicht, sich zurechtzufinden, sich zu helfen und sich durchzuschlagen. Der Mensch ist, wenn er eben die Anlage zu einem ganzen Menschen in sich trägt, schon in seiner Kindheit viel zu individuell, als daß es weise wäre, ihn nach allgemeinen Grundsätzen, nach Theorien zu erziehen; und wenn ich sehen muß, wie viel mit halbverstandenen Systemen an den Kindern gesündigt wird, preise ich mein Geschick glücklich, das mich vor aller Experimentalerziehung bewahrte. Denn es schadet dem Kinde viel weniger, wenn es hie und da einmal Unrecht thut oder Unrecht leidet, als wenn seinen natürlichen Anlagen zu sehr entgegengetreten, und dem Bischen Freiheit, das es nöthig hat, durch Regeln und Maximen der Spielraum entzogen wird.

Fünftes Kapitel.

Aus dem Fenster zu sehen, bin ich als Kind nicht müde geworden. Alles interessirte mich, und das am meisten, was sich alle Tage wiederholte. Ich kannte in meinem fünften, sechsten Jahre jedes Haus und alle Menschen in der Straße. Da war erst ein Materialladen von Colevius, in welchem zu unserer Belustigung der erste Commis Herr Honig hieß. Wir durften hingehen, uns dort selbst Etwas zu kaufen, wenn einer von den Eltern auf dem Weime stand, um uns nachzusehen. Dann kam der Bäcker Herr Kuhr. Er hatte eine hübsche Tochter, die uns, wenn sie unserer habhaft werden konnte, immer küßte, und uns irgend ein Backwerk schenkte. Daneben lag unser früheres Haus. Es wohnte nun ein Bankier Berchard darin, mit einer schönen Frau. Die Leute waren kinderlos und hatten eine große Vorliebe für meine beiden Brüder. Uns ganz gegenüber wohnte ein Getreide-Maller Schulz. Er war groß und mager, trug beständig einen

grauen, langen Rock, hatte eine rothe Nase und eine ganz glatte schwarze Perrücke. Die Frau, die hübsch und immer sehr elegant gekleidet war, saß schon am frühen Morgen stramm frisirt an ihrem Fenster oder auf ihrem Balkon, je nach der Jahreszeit. Sie strickte und las dazu den ganzen Tag, und ihr gegenüber saß ein weißer Spitz mit blankem Halsband, der sich nicht rückte und nicht regte, außer wenn er sich hinlegte um zu schlafen, und wenn er sich gähnend beim Erwachen ausstreckte. Die Leute hatten auch keine Kinder, und weil sie also zu viel Raum im Hause hatten, wohnte im obern Gestock bei ihnen ein anderer Herr, mit Namen Pervel. Seine Fenster lagen grade denen der Kinderstube gegenüber, wir konnten zu ihm, er konnte zu uns hineinsehen — doch von ihm spreche ich noch ganz besonders.

Das Haus neben dem Schulze'schen hatte verschiedene Einwohner. Unten wohnte ein Zinngießer, Herr Bethge. Er war ein hübscher lustiger Mann, der oft mit bloßer Brust und geschwärzten Händen von der Arbeit auf den Balkon hinaustrat, und hatte in seinen jungen Tagen als Gesell die Meisterin, eine kleine verwachsene Frau, geheirathet. Sie waren wohlhabende Leute, und wir haben manch Spielzeug von ihnen ge-

kauft, manch anderes von ihnen geschenkt bekommen, wenn wir für unsere Fünfschillinge uns etwas kaufen wollten.

Mehr Reiz aber als der Zinnladen mit seinen blanken Tellern und Leuchtern, Krügen und Kannen, hatte die Familie für mich, welche die mittlere und obere Etage bewohnte. Es waren, wie wir es nannten, fromme Juden, d. h. Juden, welche noch ganz nach jüdischen Sitten und Gebräuchen lebten. Sie waren unbemittelt, waren uns verwandt, oder doch lange mit unseren Großeltern bekannt gewesen, und nahmen vielen Theil an uns. Die alte, sehr kleine, sehr freundliche und äußerst saubere Hausfrau hatte meiner Mutter bei ihren Entbindungen beigestanden, besuchte uns in Krankheitsfällen und gab meiner Mutter, wenn diese in einer der Vorstuben grade am Fenster saß, ein Zeichen mit dem Kopfe oder mit der Hand, wenn wir Kinder oben in der Kinderstube am Fenster oder unten auf dem Wolme irgend etwas Gefährliches unternahmen.

Wie soll man die Kinder nur behüten! sagte meine Mutter einmal bei solchem Anlasse, als wir ihr einen heftigen Schreck verursacht hatten.

Kinder kann kein Mensch behüten, versetzte die alte

Madame Jaspa, wenn der liebe Gott sie nicht mit seinen Engelchen bewacht.

Das ist einer von den wörtlichen Ausdrücken, die mir rührend und anmuthig aus jenen Tagen im Gedächtniß geblieben sind, so fern diese Anschauung mir jetzt auch liegt. Es gefiel mir so gut, daß die Engel über uns Wache hielten.

Herr Jaspa war viel zu Hause. Er hatte einen ganz kleinen grauen Bart, und immer eine weiße steifstehende Schlafmütze auf — die einzige Schlafmütze, welche ich damals kannte. Früh am Morgen stand er betend und sich dazu schaukelnd am Fenster, und ich sah ihn sich neigen und Bewegungen machen, die ich nicht verstand. Später am Tage saß er meist, aus einer Kalkpfeife rauchend und hie und da eine Prise nehmend auf demselben Platz am Fenster. Freitags Abend zündete man Lichter in der Stube an, und ich sah mehr Bewegung als sonst dort üblich war. Ich wußte, daß jetzt dort Feiertag sei, daß über einer großen Strützel, die mit einem weißen Tuch bedeckt war, jetzt ein Segen ausgesprochen wurde, aber zugesehen hatte ich das nie und darum beschäftigte es mich so sehr. Um Ostern schenkte man uns aus dem Hause Osterfladen und kleine Zuckerlämpchen, die eigens für

die Osterzeit bereitet waren; zu einer andern Zeit im Jahre, im Herbste, standen während des Laubhüttenfestes Palmzweige und große Paradiesäpfel, eine Art von Cedraten, in einer bestimmten Ecke des Fensters. Die Hauptfeierlichkeit fiel aber in den Winter oder doch in den Spätherbst, wenn Regen und Schnee bereits ihr Wesen in den Straßen trieben, und die Tage, die bei uns in Preußen wesentlich kürzer sind als im mittlern Deutschland, durch die Nebel und Wolken noch mehr verkürzt erschienen. Dann tauchte mit einem Male drüben in der Stube auf dem Fensterbrett an einem Abende ein Wachslicht auf — und nun begann die Herrlichkeit, begann die Girandola meiner Kindheit. Am nächsten Abende standen und brannten zwei Lichte an dem Fenster, am dritten Abende drei, und so ging das nun, immer prächtiger und heller werdend fort, bis etwa sieben oder neun Lichte brannten, und dann die Herrlichkeit mit einemmale vorbei war. Das sei das jüdische Weihnachtsfest, sagte man uns, und wir zerbrachen uns über den Widersinn dieser Erklärung die Köpfe nicht. Denn wenn Herr Japha mit seinem Weihnachtsfeste fertig war, stand das unsere vor der Thüre, und wir vergaßen die jüdische Weih-

nachtszeit, um an unsere eigenen Weihnachtslichtchen zu denken.

Ich ging oftmals zu Madame Japha hinüber, das heißt eigentlich zu der Tochter, die unverheirathet im Hause ihrer Eltern lebte, und mit ihrer Händearbeit die Familie unterhalten half. Sie galt für eine der geschicktesten Näherinnen der Stadt, hatte theilweise auch die Ausstattung meiner Mutter genäht, und diese sah es gern, daß ich spielend von dem guten Mädchen die erste Anleitung zu Handarbeiten empfing. Ich war sehr gern bei ihr. Denn erstens ließ sie mich immer ihr gegenüber auf dem Stuhle am Fenster, nicht wie ich es zu Hause gewöhnt war, auf einem Kinderstuhle oder Bänkchen sitzen, und ich kam mir also bei ihr viel erwachsener als zu Hause vor. Zweitens konnte ich bei ihr unser Haus und die andere Seite der Straße sehen, und drittens gab sie mir auf eine Menge Fragen Bescheid, auf welche ich zu Hause keine Antwort erhielt.

Von ihr erfuhr ich, daß wir Juden wären, und daß man mir dieses zu Hause verschweige, weil die andern Leute die Juden nicht leiden könnten. Von ihr erfuhr ich auch die Namen und die Bedeutung und die Ceremonien der jüdischen Feiertage. Sie

zeigte mir eine kleine blecherne Kapsel an ihrer Stubenthüre und sagte, darin wären die zehn Gebote, und die seien dort angehängt, damit man sie immer vor Augen und im Herzen habe. Dann ließ sie mich ein Gewebe von blau und weißer Wolle sehen, das ihr Vater auf dem Körper trug, und das auch die zehn Gebote bedeuten sollte. Sie zeigte mir einen Gebetmantel und ein langes weißes Hemde, das sie den Kittel nannte, und erzählte mir, das ziehe ihr Vater an dem größten Feiertage, an dem Tage der langen Nacht in der Synagoge an, wenn der liebe Gott sich mit den Menschen wieder für ein Jahr versöhne, und wenn ihr Vater sterbe, werde er in diesem Hemde begraben werden.

Als ich zu Hause von diesen Dingen zu sprechen anfing, verwehrte man es mir nicht eigentlich, aber man ließ mich doch nicht recht damit aufkommen. Und als ich dann dringlich wurde, erhielt ich den Bescheid, daß ich solche Sachen noch nicht verstehen könne, ich würde das später einmal Alles erfahren. Auf die ganz bestimmt gethane Frage: „sind wir wohl Juden?“ — versetzte mein Vater: Du bist unser Kind, und weiter geht Dich nichts an!

Damit war äußerlich die Angelegenheit abgethan,

aber innerlich beschäftigte sie mich um so mehr, und die Juden und ihre Feiertage und Gebräuche wurden mir unheimlich und mystisch, anziehend und widerwärtig zugleich. Daß wir Juden wären, und daß es schlimm sei, ein Jude zu sein, darüber war ich aber mit fünf, sechs Jahren, noch ehe ich in die Schule gebracht wurde, vollkommen im Klaren. So hübsch wir in unsern seidenen Pelzchen auch angezogen waren, und so gut unsere stattliche Kinderfrau uns auch spazieren führte, so erlebten wir es doch manchmal, daß ganz zerlumpte, schmutzige Kinder uns im Tone eines Schimpfes: Jud'! nachriefen, und die Kinderfrau sagte dann immer, daran sei nur ich mit meinem schwarzen Haare schuld.

Ich weiß nicht, weshalb ich zu Hause von solchen Ereignissen auf der Straße nie etwas erzählte. In den Kindern ist das Bewußtsein oft so unnebelt und so unvollständig, und doch die Einsicht, welche sie zum Handeln oder zum Unterlassen von manchen Dingen antreibt, so weit über ihr bewußtes Verständniß hinaus, daß sie oft klüger handeln als sie wirklich sind. Man möchte sagen, sie handeln aus einem Instinkte, der sie mehr und mehr verläßt, je nachdem das Bewußtsein in ihnen lebendig wird.

Ich ging aber von da ab nur noch lieber zu Mamsell Japha hinüber. Alles was die Familie besaß: ein jüdisches Gebetbuch, ein altes silbernes Balsambüchschen, wurden für mich Gegenstände von Bedeutung, von Werth, und wie unsere Kupferstiche mir die Gesammtheit der Kunst ersetzten und bedeuteten, so repräsentirte die gute Familie Japha mir in meiner Kindheit das religiöse und mystische Element. Stundenlang konnte ich mit einem zu säumenden Staubtuch bei Mamsell Japha sitzen, und fragen und fragen. Ich hatte sie lieb, denn sie war die erste Vertraute meines Lebens, die erste Person, mit der ich ein Geheimniß theilte. Wenn sie dann meiner Fragen müde wurde und stille saß, oder gar mit ihrer schwachen Stimme Lieder bei der Arbeit sang, die meist sehr sentimental waren, und unter welchen das Lied: »Hier ruhst Du Karl, hier werd' ich ruhn, mit Dir in einem Grabe!« mich zu Thränen rühren konnte, so oft ich es auch gehört hatte, denn alle Drehorgeln spielten es damals — dann begann ein andres Vergnügen und zwar ein wunderliches Vergnügen für mich: ich betrachtete sie. — Und sie war so unschön, die gute Seele! Ihr Gesicht war von Blatternarben entstellt, ihre Nase platt, ihr Mund groß, und dazu war in der Blatternkrankheit

oder durch sonst einen Zufall eines ihrer Ohrläppchen in zwei Theile gespalten. Ich fand diese an sich höchst geringe Verunstaltung ganz schrecklich. Ich dachte immer, ich würde froh sein, wenn sie nur dieses Ohrläppchen nicht hätte, aber ich konnte mitunter kein Auge davon abwenden, und stierte sie dann dumm und ungeschickt an, bis sie die großen Locken, welche man damals trug und Brill-Locken nannte, so weit herunterzog, daß sie mir den Anblick ihres Ohrs benahmen.

Diese Lust an dem, was ihn quält, bleibt dem Menschen auf geistigem Gebiete oft bis in sein spätes Alter, aber es ist immer etwas Ungesundes darin, und ich bin froh, daß ich sie in der Kindheit an so geringen Dingen abgebüßt habe, als meine Phantasie überhaupt noch selbstquälerisch war. Ich glaube, mehr unnöthige Angst als ich hat sich nicht leicht ein Kind geschaffen. Die Furcht vor einzelnen Eindrücken, wie vor dem Krähen eines Hahnes oder vor lauten Trompetenklängen, die mich in den ersten Lebensjahren ganz außer mich brachten, hatte mein Vater mir dadurch abgestumpft, daß er absichtlich Hähne im Hofe hielt, und mich immer selbst auf die Wachtparade brachte. Es war eine homöopathische Kur, die vielleicht nicht überall zu em-

pfehlen iſt, die bei mir aber ganz gut anſchlug, denn jene Empfindlichkeit hörte ſehr bald auf.

Indeß ſie war auch eine Kleinigkeit neben den Schrecken, mit denen meine Phantaſie mich ängſtigte. Geſpenſterfurcht habe ich in früher Kindheit nicht gekannt, aber wenn man mich Abends zu Bett gelegt hatte, ſah ich immerfort Geſtalten vor Augen: Rieſen, Städte, Vögel, Zwerge, bekannte Menſchen, Bilder, die unabläſſig wechſelten, unabläſſig in einander floſſen, ſich neu geſtalteten, wieder verſchwanden, deren Haſt ſich ſteigerte, je mehr ich mich davor zu fürchten begann. Ich rief dann die Kinderfrau, weinte, hielt ſie an der Hand feſt, bat, ſie ſolle mir etwas erzählen, ich wolle das nicht mehr ſehen. Aber was ſie mir auch erzählte, es ſchwamm gleich Alles wieder in meine Bilder hinüber, und ich ließ dann mit Weinen und Bitten nicht eher nach, bis ſie hinabging mir die Eltern zu holen, denen es auch immer gelang mich zur Ruhe zu bringen. Eine Spur dieſes unfreiwilligen Bilderſehens vor dem Einſchlafen iſt mir durch mein ganzes Leben geblieben. Nur daß es jetzt ſelten kommt, etwa wenn ich krank bin, oder wenn ich mich einmal mit Arbeit beſonders angeſtrengt habe, und daß es jetzt meinem Willen doch meiſt gelingt, Herr darüber zu

werden, indem ich die Gedanken mit Gewalt auf einen Gegenstand hinwende. Es muß dieses Bildersehen aber wohl bei Vielen vorkommen. Der berühmte Physiologe Johannes Müller bezeichnet es als Plasticität der Phantasie im lichten und im dunklen Sehfelde, die er selbst besaß, und hat seine Empfindungsweise dabei besonders geschildert. Genau so, wie er es schildert, habe ich es an mir erfahren, nur daß ich nicht im Stande war, die Bilder willkürlich zu erzeugen, sondern daß ich ihrem Erscheinen in meiner Kindheit willenlos erlag, und daß ich auch jetzt, wenn irgend ein Zufall mir solch ein Bild vor dem Einschlafen wach gerufen hat, nicht die volle Freiheit habe, die Reihe der ihm folgenden Bilder selbstständig zu bestimmen. Sie haben für mich auch heute noch das Verschwimmende von dissolving views, und nur ihr Aufhören liegt meist in meiner Macht.

Es war in jener Zeit meiner ersten Kindheit, in den Jahren achtzehnhundert und sechszehn und siebzehn, daß Frau von Krüdner ihr Wesen in Deutschland trieb, und die Unterhaltung über den von ihr prophezeiten Weltuntergang war damals ebenso im Gange, wie vor einem Jahre das Gespräch über den Zusammenstoß der Erde mit dem Kometen. Dazu muß in jener Epoche

irgendwo die Peſt ſehr ſtark gewüthet haben, denn die Vorſtellungen, daß die Peſt kommen und wir Alle ſterben, oder die Welt untergehen und wir ſo Alle unſern baldigen Tod finden würden, waren ſehr zeitig in meinen Kopf gekommen und flößten mir ein unbeſchreibliches Entſetzen ein. Wo ich eines Menſchen habhaft werden konnte, auf deſſen Luſt zu antworten ich irgend rechnen durfte, fragte ich nach dem Weltuntergange und nach der Peſt. Kein Eiferſüchtiger ſucht mehr die Beſtätigung ſeines Unglücks zu erſpähen, als ich mir die Gewißheit zu ſchaffen ſtrebte, daß wir Alle umkommen würden; und hatte ich heute darüber geweint, daß ich ſterben müſſe, ſo jammerte ich morgen darüber, daß die Eltern ſterben und ich dann allein bleiben würde.

Meine Eltern hatten große Geduld mit mir. Die Mutter ſaß oft ſtundenlang an meinem Bette, mich zu beſchwichtigen, der Vater redete mir mit Ernſt zu, ſo weit ich mit meinen ſechs Jahren für Vernunftgründe zugänglich war. Half dann Nichts, ſo ſchalt er mich und gab mir bieweilen, was jedoch nie aus Heftigkeit, ſondern aus voller Ueberlegung geſchah, ein Paar Schläge, welche in dieſen Fällen bei Kindern ebenſo wirkſam ſind, als irgend ein ableitendes Blaſenpflaſter.

Ich hörte im Schreck über die Schläge zu sprechen auf, und das war die Hauptsache, denn Kinder überreizen sich oft mit ihren eigenen Reden. Die Schläge gaben meinen Gedanken eine natürliche Richtung; ich fing vor Schmerz zu weinen an und weinte mich so still in den Schlaf.

Waren aber die Eltern, wenn ein solcher Anfall über mich kam, nicht zu erreichen, so ging es mir allerdings nach meinen Begriffen noch weit schlimmer. Der Kinderfrau, welcher ein sehr altkluges, sehr ernsthaftes und dabei ihr oftmals unbegreifliches Kind eben keine angenehme Pflegebefohlene sein konnte, war es unerträglich, wenn meine Phantastik ihr die letzte stille Abendstunde verdarb, auf welche sie sich den Tag über vertröstet haben mochte, oder wenn ich sie gar hinderte, sich niederzulegen, weil ich sie bei der Hand an meinem Bette festhielt. Sie fuhr mich dann sehr heftig an, deckte mich fest zu, weil ich manchmal vor Angst bald kalt bald heiß war, und sagte drohend nach dem uns gegenüber liegenden Hause des Schulz hinweisend: „warte nur! der Herr Peppel kommt!“

Das Entsetzen, welches diese Worte mir und gelegentlich auch meinen Geschwistern einflößten, vermag ich so wenig zu beschreiben, als ich jetzt zu be-

greifen vermag, wie und weshalb der gute Herr Peppel uns daſſelbe erregen konnte. Es gehört für mich zu den räthſelhaften Erſcheinungen in der Phantaſtik der Kinder, denn Nichts, auch nicht das Geringſte bot einen Anlaß dar, den Mann furchtbar für uns zu machen.

Er konnte zwiſchen dreißig und vierzig Jahre alt ſein, war Commis in einem Kaufmannshauſe und hatte ein ſtilles, durchaus freundliches Geſicht. Am Tage war er, mit Ausnahme des Sonntags, wenig in ſeiner Wohnung. Morgens band er vor einem Spiegel an ſeinem Fenſter ſein weißes Halstuch um und kämmte ſein Haar; Mittags, wenn er eine Weile nach Hauſe kam, las er am Fenſter, und Abends waren ſeine Rouleaux herunter. Niemand aus unſerm Hauſe kannte ihn perſönlich, wir Kinder hatten nie mit ihm geſprochen, nie das geringſte Böſe von ihm gehört, und ich weiß nicht, wie die Kinderfrau darauf gekommen iſt, ihn zum Schreckbild für uns zu wählen, wenn es nicht etwa der Umſtand ſein mochte, daß er von allen in unſerer Nähe wohnenden Perſonen allein für uns Kinder eine Art unbekannter Größe war. Die Thatſache ſteht feſt, daß wir eine Seelenangſt vor Herrn Peppel hatten, und daß die bloße Nennung ſeines Namens, die bloße Drohung, er werde kommen, mir den kalten Schweiß

auf die Stirne trieb, und mir noch fürchterlicher war, als die Vorstellungen von Pest und Tod und Weltuntergang, welche sonst mein Herz beängstigten.

Ich zweifle nicht, daß es eine große Anzahl von Kindern giebt, deren Phantasie sich solche Schreckbilder schafft, denn es wiederholt sich in jedem einzelnen Menschen die Entwickelungsgeschichte der Menschheit, wenn der Fortschritt der Gesammtheit auch für den Einzelnen die verschiedenen Stufen und Uebergangsepochen weniger bemerklich gemacht, und in ihrem Verlaufe auf die kürzeste Zeit herabgerückt hat. Es war als müßte ich immer etwas haben, was mir Angst einflößte, dem gegenüber ich meine Ohnmacht empfand, und ich zog meine Schreckbilder niemals aus einer gespenstigen Welt herbei, sondern aus den Dingen, die mir aus der Wirklichkeit entgegen traten. Mit Ausnahme der ganz thörichten Angst vor unserm Nachbar beruhten meine Befürchtungen immer auf einer an und für sich wirklich schreckhaften Sache, und hatten also einen vernünftigen Boden. Aber wie das ganz kleine Kind nach dem Monde langt, weil ihm der Begriff der Entfernung und der Maaßstab für dieselbe fehlen, so konnte ich nicht ermessen, wie nahe oder wie fern die Dinge mir waren, welche mir Furcht machten, und

meine Phantasie vernichtete zu meinem Schaden alle Trennungen durch Raum und Zeit.

Ob mit wirklichen Erklärungen in solchen Fällen Etwas zu machen ist, möchte ich bezweifeln. Es nützt nichts, wenn man dem Kinde sagt: das Land, in dem die Pest ist, oder das Land, in welchem die Erde gebebt hat, ist sehr weit von hier. Nähe und Ferne sind ihm keine deutlichen Vorstellungen. Es fragt sofort: aber warum kommt das Unglück nicht auch hieher? Was man ihm dafür zum Troste geben kann sind Erfahrungssätze und die auf diese Erfahrungssätze gebauten Schlüsse, die dem Kinde nichts bedeuten können, und die ihre Wirkung augenblicklich verlieren, wenn die Augen der Eltern, aus denen es seine beste Beruhigung sucht, nicht mehr über ihm leuchten.

Es bleiben also in der Regel nur zwei Hilfsmittel übrig, die Beschäftigung der Phantasie mit heitern Bildern und mit fremden Personen, d. h. die Dichtung, namentlich das Mährchen — und eine Disciplinirung des unregelmäßig spekulirenden Verstandes durch den Unterricht. Und diese beiden Ableiter wurden mir dann auch geboten.

Sechstes Kapitel.

Es war am ersten April des Jahres achtzehnhundert und siebenzehn, als ich die Schule zu besuchen begann. Ich hatte zu Hause von meiner Mutter das ABC und einige Gedichte gelernt, und ich erinnere mich nicht, daß der Gedanke in die Schule zu gehen, mir irgend welches Vergnügen gemacht hätte.

Man nahm mich früher als gewöhnlich aus dem Bette, man gab mir einen ziemlich großen weißen Korb, der zwei Deckel hatte, packte mir eine Schreibtafel und eine Fibel von Lehr, ein Taschentuch und eine in Papier gewickelte Butterfemmel ein, und mein Vater selber nahm mich an die Hand, um mich in die Schule zu bringen. Die Mutter begleitete mich bis vor die Thür, die Kinderfrau, welche solche Gunst sonst nur meinen Brüdern bewies, die sie von ihrer Geburt an auferzogen hatte, steckte mir ein Stück Kandis in die Hand, und ich hatte ein beklemmendes Gefühl, als ob ich auf

Reisen gehen sollte, oder als ob mir etwas Unangenehmes geschähe.

Der Weg, den wir zu machen hatten, war nicht lang. Wir gingen über den Rathhausplatz, durch die Brodbänkenstraße, über den kleinen Domplatz nach dem großen Domplatz, wo dem Dome gegenüber unser Schulhaus, ein ganz gewöhnliches Bürgerhaus, gelegen war, denn die Ulrich'sche Schule, welche ich besuchen sollte, war eine Privatanstalt. Mein Vater war auf dem Wege sehr heiter mit mir, er ließ mich unten an der Treppe meine Stiefel recht rein machen, schärfte mir es ein, verständig und artig zu sein, und sagte, wenn die Schule aus sei, so werde man mich holen kommen.

Unten in einer kleinen Stube empfing mich die Frau unseres Direktors, eine noch junge, sehr anmuthige Frau, mit schönen blonden Locken zu beiden Seiten des Gesichts. Sie küßte mich, versprach auf meines Vaters Bitte, daß man Nachsicht mit mir haben werde, dann ging mein Vater davon und Madame Ulrich, die ich eben so wie ihren Mann schon ein Paar Tage vorher gesehen hatte, als der Vater mich ihnen vorgestellt, nahm mich an die Hand und führte mich in das große Hinterzimmer zu ebner Erde, in welchem das Morgengebet gehalten wurde.

Das Zimmer, groß, finster, kalt, wie all diese Königsberger Hinterstuben, war voll von Bänken und für meine Vorstellung voll von einer unermeßlichen Menschenmenge. Hinten nach den Wänden standen, wie mir schien, ganz erwachsene und sehr große Frauenzimmer. Sie mögen fünfzehn, sechszehn Jahre alt gewesen sein. Weiter nach vorn waren die jüngern Mädchen, und ganz vorn Kinder meines Alters, zwischen denen Madame Ulrich mir meinen Platz anwies. Die Mädchen standen Alle in Reih' und Glied, sprachen und lachten laut mit einander, die Kleinen zu meiner Seite fragten mich, wer ich sei, und ich hatte ein dumpfes Gefühl der Beklemmenheit, in welchem ich die schweren Guirlanden von Blumen und Früchten, die in Stuck an der Decke ausgeführt und vor Alter ganz schwarz geworden waren, einfältig betrachtete.

Während dessen erschien noch eine Lehrerin und ein Paar Lehrer in dem Zimmer, welche mit Madame Ulrich neben dem Klavier Platz nahmen. Die Lehrerin, eine Mademoiselle Anne, kam mir zu sagen, daß ich meinen Schulkorb grade vor meine Füße stellen, und, wenn das Morgenlied gesungen werde, die Hände falten müsse, und dann trat Herr Ulrich selbst herein. Das Sprechen verstummte plötzlich, alle Gesichter wurden

ernſthaft, Herr Ulrich ſah mit ſeinen großen, etwas hervortretenden Augen ernſt, ja ſtreng durch das Zimmer hin, dann ſetzte er ſich am Klavier nieder, ſchlug ein Notenbuch auf, nannte das Lied: Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern! und nun fing die ganze Schaar von jungen Kehlen zu ſingen an.

Es war der erſte Gottesdienſt dem ich beiwohnte, und er machte mir einen großen Eindruck. Ich verſtand die Worte des Geſangs zwar gar nicht, nur die feierliche Melodie empfand ich; aber das Gebet, welches Herr Ulrich nach dem Liede aus dem Stegreif ſprach, das begriff ich ſehr gut, denn es enthielt ähnliche Gedanken, wie das Abendgebet, das ich immer vor Schlafengehen hergeſagt hatte, und ich war ſchon auf dem Wege es recht hübſch in der Schule zu finden, als ein Zwiſchenfall meine beginnende Zufriedenheit ſtörte.

Herr Ulrich nämlich, der, obgleich noch ein junger und eigentlich ein ſehr hübſcher Mann, doch eine harte Phyſiognomie hatte, kam gleich nach dem Gebete auf mich zu, mich zu begrüßen und zu ermuthigen. Er ſagte, er habe neulich geſehen, daß ich ein ganz kluges Mädchen wäre, ich möchte daher nur recht fleißig und aufmerkſam ſein, dann würden ſie mich Alle ſehr lieb haben. Wenn Du aber nicht fleißig biſt, fügte er lachend

hinzu, indem er in die Höhe nach dem Plafond hinauf sah, von dem ein leerer Kronenhaken in das Zimmer herunterhing, wenn Du nicht fleißig bist, Fanny! so packen wir Dich in Deinen großen Bücherkorb und hängen Dich hier an der Decke auf! — Er lachte noch einmal, die andern kleinen Mädchen lachten auch, und ich — ich glaubte ihm seine Drohung buchstäblich, und fing zu weinen an. Es war mir, als wäre ich in die Höhle des Tigers gerathen.

Madame Ulrich und Mademoiselle Anne kamen augenblicklich herbei, um mich zu trösten, ein kleines Mädchen, sie hieß Nelly Zornow, sagte gutmüthig: sei doch nicht so dumm, es ist ja Spaß! Ein Paar der Erwachsenen hoben mich im Vorbeigehen auf und küßten mich, und ich wurde still. Aber die Schule war mir verdächtig geworden, und die große Hinterstube konnte ich nun ein für alle mate nicht mehr leiden.

Zu meinem Glücke hatten wir Kleinen auch gar keinen Unterricht in derselben. Wir waren, etwa acht oder zehn Kinder, den ganzen Morgen hindurch in einer freundlichen, nach der Straße gelegenen Stube im zweiten Stock von Mademoiselle Anne, der Tochter einer französischen Kolonisten-Familie, und von Madame Ulrich beschäftigt, und ich hatte mich in dem Zimmer und

unter den Kindern nach einer Stunde so eingewöhnt, daß der Hunger, der mir beim Frühstück zu Hause gefehlt hatte, sich mitten in der zweiten Stunde um so stärker einstellte, und ich meine Semmel hervorholte, um ihm zu genügen. Kaum aber hatte ich das gethan, als die ganze Klasse zu lachen begann, und Mademoiselle Anne mir meine Semmel mit dem Bemerken fortnahm, essen dürfe ich nicht. Sie legte das Brod auf einen Schrank, die Stunde hatte ihren ruhigen Fortgang, mir fing der Hunger der Kopf an sehr wehe zu thun, und als Mademoiselle Anne das Zimmer nach beendigter Lektion verließ, vergaß sie mir mein Frühstück zurück zu geben. Es mir zu nehmen hätte ich nicht gewagt, wäre ich selbst im Stande gewesen, es zu erreichen. Die Andern, die es sich in der Zwischenstunde wohl schmecken ließen, dachten nicht an mich. Von ihnen etwas zu fordern, hielt eine Verlegenheit mich ab, die nächste Lehrerin wußte von dem Vorgange nichts, und so blieb ich bis zwölf Uhr sitzen, mit fürchterlichen Kopfschmerzen, mit dem größten Hunger, meine mir rechtmäßig gehörende Semmel immer vor Augen, und mit dem festen Entschlusse, nie wieder in die Schule zu gehen, die ich abscheulich fand. Der erste Zwang, der dem Menschen von Fremden auferlegt wird, drückt

vielleicht am schwersten, und von diesem Punkte aus betrachtet, ist der Eintritt eines Kindes in die Schule eines der größten Ereignisse des Lebens, wenn schon ein Jeder das Gleiche erfährt.

Die bestimmte Erklärung, daß ich nie wieder in die Schule gehen würde, war auch das Erste, was ich zu Hause mittheilte. Glücklicher Weise waren meine Eltern mit Herrn Ulrich übereingekommen, daß ich den Sommer hindurch nur die Vormittagsstunden besuchen und den Handarbeits-Unterricht noch nicht mitnehmen sollte, so daß ich an dem Tage Zeit fand, meinen Kummer im Spiele mit meinen Geschwistern zu vergessen; und am andern Tage brachte das Zureden meiner Eltern und die Versicherung, daß ich allein an meinem Unglück Schuld gewesen sei, mich dahin die Sache noch einmal zu versuchen. Mein Vater gab mir einen Brief mit, in welchem er meldete, wie einfältig ich gehungert hatte, und da man daraus ersah, mit was für einem Geschöpfe man es zu thun hatte, behandelte man mich so freundlich und rücksichtsvoll, daß ich mich bald mit meinem Loose aussöhnte, ja es zu lieben begann.

Ich lernte leicht, der Vater half mir zu Hause auch nach, und in der Schule wie zu Hause dafür ge-

lobt zu werden, machte mir großes Vergnügen. Man hatte damals bei uns noch die alte mühsame Buchstabiermethode, und das Lesenlernen war ein schweres Stück Arbeit, wenn man es mit der Weise vergleicht, in welcher die Kinder jetzt das Lesen und Schreiben so schnell und fast gleichzeitig erlernen. Aber ich glaube, hätte Herr Ulrich auch die Lautirmethode und alle die jetzt üblichen Erleichterungen gekannt, er wäre im Stande gewesen, sie, eben weil es Erleichterungen waren, zu verschmähen, denn das Lernen sollte nach seiner Ansicht, die ich freilich erst lange Zeit nachher begreifen lernte, vor allen Dingen die Kraft und die Energie des Geistes entwickeln. Daß er sich bei der Ausführung dieser Idee vielfach in den Mitteln vergriff, ist nicht zu läugnen. Wo aber seine Ansicht und sein Wesen mit Elementen in Berührung kamen, welche für seine Behandlungsweise das nöthige Gegengewicht in sich trugen, da leistete er für die Entwickelung des Charakters bei den Kindern wirklich viel; und es leben gewiß noch eine große Anzahl meiner Mitschülerinnen, welche dies eben so dankbar anerkennen als ich.

Mit den jetzigen Schulanstalten hatte unsere Schule nicht allzuviel gemein, und sie wäre jetzt in Preußen

wohl eine Unmöglichkeit, weil die Regierung ein solches Institut nicht dulden, und sich auch nicht leicht Eltern finden würden, ihre Kinder demselben anzuvertrauen. Herr Ulrich hatte nie ein Examen irgend einer Art gemacht, sondern schon frühe zu unterrichten und zu erziehen angefangen, sich dann mit der Tochter eines in Königsberg sehr geachteten Advokaten verheirathet und seine Schule eröffnet, die bald von den Töchtern der angesehensten Familien besucht wurde. Als ich in die Schule eintrat, war erst eine Generation von Schülerinnen darin unterrichtet worden, und sie mochte also seit dem Jahre zehn oder eilf bestanden haben. Etwa ein Jahr, nachdem ich mich in derselben befand, kam auch eine Anzahl von Knaben hinzu, die vorher besondere Lektionen gehabt hatten. Sie gehörten ebenfalls den begüterten Familien an und wir hatten mit ihnen alle Unterrichtsstunden gemeinsam, nur daß wir an getrennten Tischen saßen, und daß sie ihren Unterricht in den alten Sprachen erhielten, wenn man uns am Nachmittage in Handarbeiten unterwies.

Aber nicht allein diese Einrichtung war eine willkürliche, sondern auch die Höhe des Schulgeldes hing in jedem besondern Falle von der Bestimmung des Herrn Ulrich ab, der sich dasselbe je nach Schätzung

der Vermögensverhältniſſe ſeiner Schüler zahlen ließ. Es waren Knaben in der Schule, von welchen er ſich für den bloßen Unterricht und zwei tägliche Arbeitsſtunden, die ein Hilfslehrer überwachte, zehn und zwölf Thaler monatlich entrichten ließ. Andere Knaben und Mädchen zahlten drei, vier, ſechs Thaler den Monat, und als wir in einer ſpäteren Zeit, in welcher mein Vater ſich in ſchlechten Vermögensverhältniſſen befand, vier Geſchwiſter zugleich die Schule beſuchten, erklärte Herr Ulrich ſich aus freiem Antriebe dazu bereit, uns für ein Monatsgeld von zehn Thalern alle viere in der Schule unterrichten zu wollen. Er hatte dabei den Grundſatz, daß ſolch ein gemeinnütziges Inſtitut, wenn in demſelben keine kleinliche Sparſamkeit in Bezug auf die Wahl der Lehrer herrſchen ſolle, von den Eltern je nach ihren Kräften unterſtützt werden müſſe; und da er ſich für berechtigt hielt, ſoviel für den Unterricht zu verlangen, als er erhalten konnte, ſo nahm er dafür auch gelegentlich für einen oder ein Paar begabte Schüler einen ganz beſondern Lehrer an, der ihnen in der Schule ſelbſt einen Privatunterricht ertheilte, wenn ſie dem gemeinſamen Unterricht entwachſen waren. Ich ſelbſt und eine noch in Berlin lebende Dame haben auf ſolche Weiſe von einem vortrefflichen Lehrer

lange Zeit hindurch einen besondern Unterricht im Französischen erhalten.

Mit dieser Ansicht über die Individualisirung der Schüler, welche freilich in einer Privatschule, die schwerlich jemals mehr als hundert Schüler gezählt hat, leichter zu bewerkstelligen war, als in den großen öffentlichen Anstalten, hing auch die Methode zusammen, daß man in den verschiedenen Gegenständen bisweilen in verschiedenen Klassen unterrichtet wurde. Das hatte freilich für den Stundenplan große Unbequemlichkeiten, und wer zu diesen Ausnahmen von der Gesammtheit gehörte, kannte mitunter auch leere Stunden haben, in welchen man ihn mit Schreiben nach Vorschriften oder mit Zuhören in irgend einer andern Klasse beschäftigen mußte; aber es brachte doch vorwärts, und kam den Schülern auch dadurch zu Gute, daß es ihnen selbst ihre Befähigung für irgend einen Gegenstand feststellte, und ihren Eifer und ihre Neigung auf diesen hin verwies.

Wir hatten nur fünf Klassen, und sie waren, mit Ausnahme der Handarbeitsstunden sehr klein. Die Versetzungen waren also selten, da der ganze Kursus auf etwa neun Jahre, vom sechsten bis zum fünfzehnten Jahre angelegt war. Indeß befanden sich,

als ich die Schule besuchte, nur zwei Schülerinnen in derselben, welche gleich vom Anfang an in der Anstalt unterrichtet worden waren. Die Eine war ich selbst, und die Andere war ein schönes liebenswürdiges Mädchen, Angelika M., einige Jahre älter als ich, die Tochter eines reichen Eisenhändlers, die ich liebte, eben weil sie so schön und freundlich war.

Herr Ulrich hatte eine Vorliebe für uns Beide. Er hob es gern hervor, daß wir recht eigentlich seine Schülerinnen wären, und wir haben auch immer zu Denen gehört, welche von den üblen Seiten seines Charakters nicht viel gelitten haben. Er war nämlich von einer ungemessenen Heftigkeit, und in derselben der größten Rohheit und Unbarmherzigkeit fähig. Hatte eine Unachtsamkeit, hatte ein Versehen, eine kindische Unart ihn gereizt, so fuhr er wie ein Rasender empor, und hatte er sich mit den häßlichsten Schimpfworten noch nicht genug thun können, so half er sich, indem er die Schüler ohrfeigte, sie an den Ohren zauste, sie am Arm in der Stube herumriß, oder ihnen die Bücher an den Kopf warf und sie mit dem Stiele seiner langen Pfeife — er rauchte die ersten beiden Morgenstunden immer — auf den Schädel schlug, was sehr empfindlich gewesen sein soll. Die regel-

mäßigen Strafen seines ganz drakonischen Systems waren gegen diese Roheiten eine Erleichterung. Regelmäßig und mit Vorbedacht mit dem Lineal auf die Handfläche geschlagen zu werden, war besser als im Zorne abgestraft zu werden; und nachbleiben oder eine schlecht geschriebene Arbeit bis zum nächsten Tage fünf, sechs mal abschreiben zu müssen, das waren die nicht fleißigen Schüler so gewöhnt, daß ihnen dies gar nicht wie eine besondere Härte erschien. Wer schlecht liniirt hatte, blieb nach und liniirte fünfzig Seiten zur Strafe; wer ein Buch vergessen hatte, stand im Winkel, und ich glaube ein Tag, an welchem Niemand bestraft worden wäre, kam in der Schule gar nicht vor.

Herrn Ulrichs Manne war dazu noch äußerst wechselnd. Wir hatten, ich lasse es ungesagt mit welchem Rechte, des Glaubens, daß er hohes Kartenspiel spiele, dabei die Nacht oft spät wache, und daß er, wenn das der Fall gewesen sei, und er im Spiele kein Glück gehabt habe, immer am allerschlimmsten für uns gestimmt wäre. Eine Thatsache, die ich in den ersten Jahren meines Schulbesuchs noch mit erlebt habe, war es, daß er mitunter erst zum Morgengebete kam, wenn wir ihn lange erwartet hatten. Er sah dann übernächtig aus, hatte einen bis auf die Füße geben

den grauen Rock an, der es aber doch nicht verhüllte, wie er darunter noch nicht gehörig angezogen war, und selbst seine Frau, die ihm in der ersten Stunde den Kaffee hineinbrachte und auch die Lehrer gingen ihm an solchen Tagen sichtlich aus dem Wege. Wer in solchen Stunden keinen Unterricht bei ihm hatte, pries sich von ganzem Herzen glücklich. Er ging dann finster umher, die Nägel kauend, die weiße Kreide von der Rechentafel in der Hand, in welche er aus Zerstreutheit bisweilen hineinbiß, daß die Lippen ihm weiß wurden, und er noch ärger anzusehen war. Der Unterricht aber blieb dabei vortrefflich, und obschon wir Alle ihn fürchteten, obschon wir Alle die größten Ungerechtigkeiten von ihm erfahren hatten, und ihm selbst die Härte gegen seine vortreffliche Frau und gegen Mademoiselle Anne mit kindlichem Gerechtigkeitsgefühle nachtrugen, so werden doch, mit Ausnahme einiger unbegabter Schüler, gegen welche sein Verhalten unverantwortlich war, nur Wenige in der Schule gewesen sein, die ihn im Grunde ihres Herzens nicht trotz alledem verehrt hätten, und sich seiner nicht gern und dankbar erinnern.

Wie das möglich war, das ist nicht schwer zu sagen. Auch der Einfältigste von uns mußte es nämlich

erkennen, mit welcher Leidenschaft Herr Ulrich bemüht war, uns vorwärts zu bringen, wie warm unser Wohl ihm am Herzen lag, wie glücklich, ich brauche dies Wort mit Absicht und Bewußtsein, jeder unserer Fortschritte ihn machte. Er litt thatsächlich von unsern Fehlern, und ich erinnere mich noch, wie er einmal, als er ein sehr träges, schlaffes und schon halb erwachsenes Mädchen mit Heftigkeit von ihrer Bank emporgerissen hatte, plötzlich in den Ausruf ausbrach: „ich bin kein Lehrer für Dumme! ich kann nur geschickte Kinder unterrichten!“ — Er ließ das Mädchen wieder auf seine Bank zurücksinken, und entfernte es dann bald darauf aus der Schule, weil es wirklich für seine Art des Unterrichts nicht paßte. Aber auf mich machte er an jenem Tage einen unvergeßlichen Eindruck. Obschon ich höchstens neun oder zehn Jahre alt gewesen sein kann, verstand ich an dem Tage den ganzen Zustand, ja den Charakter unseres Lehrers, und ich hing von da ab mit einer Art von scheuem Mitgefühl an ihm.

Dazu war seine Art zu unterrichten die angenehmste und geistreichste, welche mir jemals vorgekommen ist. Er streute die Thatsachen hin und machte es uns durch seine sehr kurzen, sehr bestimmten und eng auf einan-

der folgenden Fragen möglich, die Ursachen derjenigen Dinge zu finden, die uns zu Anfang der Stunde noch fremd und überraschend dagestanden hatten. Damit hing es zusammen, daß er verhältnißmäßig wenig vortrug, daß wir es aber lernten, leicht und bestimmt zu sprechen, und daß wir geistig fortdauernd thätig, immerfort eine Art von Siegesbewußtsein genossen. Seht Ihr wohl, das habt Ihr nun ganz von selbst gefunden, das ist ganz einfach! pflegte er zu sagen, wenn er uns den Weg zu neuen Erkenntnissen so vorbereitet hatte, daß wir ihn unmöglich verfehlen konnten. Er schlenderte, wie man es mit einem Kinde thut, das man zum Gehen gewöhnen will, die Kugel weit vor uns hinaus und hielt uns immer auf dem Wege fest, auf welchem wir ihr nachkommen und sie finden mußten.

Im Ganzen lernten wir, den einzelnen Gegenständen nach, viel weniger als es jetzt üblich ist. Wir hatten Unterricht in Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion, Geographie, Geschichte, in der deutschen und in der französischen Sprache, und sehr schlechten Unterricht im Gesang und im Zeichnen. Naturwissenschaften und Literaturgeschichte wurden gar nicht gelehrt. Von den Ersteren war damals überhaupt nicht viel die Rede,

und was die Literatur und ihre Geschichte anbetraf, so hieß es, wenn wir in dem deutschen Sprachunterricht in der ersten Klasse Schillersche oder andere klassische Gedichte aufgesagt hatten, wir könnten jetzt wohl Schillers, oder diese und jene Werke zu lesen beginnen, wenn wir Zeit hätten, es sei für unsere Bildung nothwendig und würde uns Vergnügen machen. Ganz eben so wurden wir, als wir Alle Geschichte lernten, angewiesen, die Peckerschen Erzählungen und die nöthigen mythologischen Erklärungen zu unserem Vergnügen nachzulesen. Man nahm auch in diesem Falle an, daß wir uns selber helfen sollten, und wir halfen uns auch selbst.

Auf die deutsche Sprache, auf Rechnen und Geschichte wurde die größte Achtsamkeit und verhältnißmäßig die meiste Zeit verwendet, und ein guter Kopfrechner zu sein, war Ehrensache in der Schule. Viele Bücher hatten wir nicht. Die deutsche Grammatik diktirte Herr Ulrich uns selbst in den allereinfachsten Sätzen, wie er sie uns eben sprechend entwickelt hatte, und wir lernten sie auswendig und schrieben freie Beispiele danach. Für Geographie hatten wir den Leitfaden von Cannabich, für die Geschichte einen Auszug von Galetti, der nur Thatsachen und Jahreszahlen enthielt, und wir arbeiteten die Vorträge aus, welche unsere Lehrer uns

frei gehalten hatten. Später kam in der ersten Klasse eine preußische Geschichte von Heinlein hinzu. Dann benutzten wir als Kinder die biblischen Geschichten von Kohlrausch, die Campesche Entdeckung von Amerika, und ein Lesebuch, eine Art Anthologie, von Betty Gleim. Ich glaube, ein Paar französische Bücher, wie die Comödien von Frau von Genlis, und ihre petits émigrés ausgenommen, ist Alles genannt, was ich in den sieben und ein halb Jahren meines Schulbesuches an Büchern gebraucht und besessen habe.

Auch von alle den übrigen Hülfsmitteln für den Unterricht, von Globen, von Tafeln für die Erklärung der mathematischen Geographie, die man jetzt in Anwendung bringt und welche man in anderen Schulen wohl auch damals schon gehabt haben wird, war bei uns nicht viel die Rede. Herrn Ulrichs Eigenartigkeit oder der damals gewiß nicht sehr geordnete Zustand seiner Kasse ließen ihn dergleichen Hülfsmittel verschmähen. Ich erinnere mich in diesem Augenblicke mit Lachen an das Experiment, durch welches uns seiner Zeit die Bewegungen der Erde um ihre Achse und um die Sonne deutlich gemacht worden sind. Der Schwamm von der Rechentafel stellte dabei die Erde dar, zwei aus der Nebenstube herbeigeholte Stiefelaufzieher wur-

den an die Stellen der Pole eingehakt, und während eines der Mädchen ein Stück Kreide als Sonne festhielt, bewegte Herr Ulrich sich mit seinem Schwamm und seinen Stiefelhaken als Erde um dieselbe herum. Der Unterricht und die ganze Haltung der Klasse waren jedoch so ernsthaft, daß wir damals das Komische des Vorgangs gewiß nicht empfunden haben. Die Einteilung durch die Meridiane und Linie wurde uns an der Klassentafel vorgezeichnet, und wir zeichneten sie zu Hause so gut wir konnten nach. Ebenso wurde es mit den Landkarten gehalten, deren wir freilich gute in der Schule hatten, und selbst die Geschichtstabellen wurden uns diktirt, obschon wir den Galetti besaßen. Wir mußten uns so zu sagen das Material für unsern Unterricht immer erst erschaffen. Es war eben Alles darauf berechnet, uns zum selbstständigen Denken, zur Selbstthätigkeit anzuleiten, und die Schule bot uns dadurch mehr als Unterricht, sie half uns erziehen.

Auffallend war es übrigens, wie sehr Herr Ulrich, der seine eigene Maaßlosigkeit und Formlosigkeit als schwere Fehler empfinden mochte, seine Schüler zur Beobachtung der Form und des Maaßes anhielt. Sein scharfes Auge und sein feines Ohr sahen und hörten an uns die geringste üble Angewöhnung in Miene oder

Sprache. Eine Heftigkeit im Ausdruck oder in der Bewegung wurde gleich getadelt, ein Schrei bei einem Schreck, zu welchem grade unser Geschlecht so leicht seine Zuflucht nimmt, als »gemein« bezeichnet, und sich bei dem Fortgehen aus der Schule auf das Sorgfältigste anzuziehen, Nichts an sich in Unordnung zu haben, war ein unumstößliches Gesetz. Die kleinen Mädchen wurden von den Großen angekleidet, und manchmal, wenn man es sich gar nicht versah, stand Herr Ulrich an irgend einer Straßenecke, um zu sehen, ob wir auf dem Wege auch nicht stehen blieben, ob wir nicht laut sprächen, oder sonst irgend eine Nachlässigkeit an uns zur Schau trügen. Einem Mädchen, das einmal im Nachhausegehen ihren Arbeitsbeutel über die Schulter geworfen hatte und so einhergeschlendert war, wurde dies lange Zeit zum Vorwurf gemacht, und bei jedem Tadel über ein Versehen wurde der Armen der Vorwurf eingeschoben: freilich, wer sich den Pompadour über die Schultern hängt, der kann auch dies und das thun.

Strenge Gewöhnung zur Ordnung und Selbstbeherrschung, feste Unterwerfung unter eine bestimmte Disziplin und möglichste Heranbildung zu innerer Freiheit waren die Aufgaben, welche Herr Ulrich sich gestellt

hatte, und in einer wirklich genialen Weise wußte er diese Ziele zu verfolgen. Während in der dritten und zweiten Klasse das Rechnen und namentlich auch das Kopfrechnen fast als das Wesentlichste betrachtet wurde, weil es am meisten zwingt, die Gedanken zu konzentriren, wurden in der ersten Klasse die Geschichte und die deutsche Sprache und in dieser der klare Ausdruck der Gedanken zur Hauptsache gemacht. Das war sehr folgerichtig, denn das Rechnen lehrt denken, die Geschichte giebt Gedanken, und mit dem Unterricht in der Handhabung unserer Muttersprache wird uns die Möglichkeit gegeben, unsere gewonnenen Gedanken auszudrücken.

Wir hatten deshalb wöchentlich zwei größere deutsche Aufsätze zu liefern, wobei wir mitunter auch Briefe schreiben mußten, die dann wirklich in Briefform und gehörig couvertirt abgeliefert werden mußten. Wir lernten für diesen Zweck einmal in ein Paar besondern Stunden, die Kunst ein Couvert zu machen, und die verschiedenen Arten Briefe und Billette, je nach den Veranlassungen, passend zusammen zu falten. Und damit bei unsern zweimaligen Stylübungen in der Woche, dem Lehrer die Zeit zu korrigiren nicht zu kurz würde, hatten wir doppelte Aufsatzbücher, so daß die Korrek-

turen mit der größten Sorgfalt ausgeführt werden konnten.

Auf irgend welche Gespräche, die nicht bestimmt auf den Unterricht Bezug hatten, ließ Herr Ulrich sich mit uns niemals ein. Nur in den Stunden warf er mitunter eine allgemeine Betrachtung oder Lehre, aber auch diese meist nur als kurze Sentenz hin, und ihr Sinn ging in der Regel darauf hinaus, uns vor Scheinwesen, vor Ansprüchen und Pedanterei zu bewahren. Ihr sollt Etwas lernen, hieß es dann wohl, aber nur um Etwas zu sein. — Was von Wissen außen an Euch hängen bleibt, ist Plunder; was nicht in Fleisch und Blut übergeht und Euch tüchtig macht, ist Euch gar nichts nütze. — Was der Mensch von seinem Wissen nicht augenblicklich zur Hand hat, wenn er es braucht, das hat er gar nicht, also lernt es, Eure Gedanken zusammenzuhalten. —

Nach diesem Grundsatz war laut, schnell und bestimmt zu antworten Etwas, wozu wir von der frühsten Kindheit angehalten wurden, und ich glaube, daß es der Ruf der Tüchtigkeit ihrer Schüler gewesen ist, welcher der Ulrichschen Schule immer wieder die Töchter der angesehensten Kaufmannsfamilien zuführte, denn aus diesen, aus den Tamnau's, Zornow's, Skerley's, Gädi-

ke's u. s. w. bestanden die Klassen zumeist, während das Gerücht von Ulrichs persönlicher Maaßlosigkeit in aller Leute Munde war und man dieselbe vielfach tadeln und verdammen hörte.

Ich selbst habe einmal als Kind von ihm einen freilich nur leichten Stoß gegen die Schulter bekommen, als Strafe für eine Unachtsamkeit. Aber mein Vater, gegen den ich mich darüber beklagte, hatte daraus Anlaß zu einer ernsten Rücksprache mit Herrn Ulrich genommen, und während ich durch dieselbe vor jeder weiteren Unbill bewahrt wurde, hatte jenes Aussprechen zwischen den beiden Männern eine gegenseitige Werthschätzung hervorgerufen, welche mir sehr zu Statten kam. Herr Ulrich neckte mich wohl bisweilen mit meiner Weichlichkeit, aber ich wurde stets rücksichtsvoll von ihm behandelt, und auch in dieser kleinen Welt erzeugten oder erhielten die Sklaven ihren Tyrannen selbst — sei es, daß die Verzagtheit der Kinder sie ihre Klagen verschweigen machte, oder daß die Eltern schwach genug waren, ihren Kindern ohne Widerstand ein Unrecht zufügen zu lassen.

Siebentes Kapitel.

Es ist sehr schwer, von den Erlebnissen der Kindheit, von den innern sowohl als von den äußern mit einer Art von Folgerichtigkeit zu sprechen, weil die Eindrücke in der ersten Zeit des Lebens das Kind in solcher Massenhaftigkeit bestürmen, daß man es, wenn man es unternimmt, dieselben nachzudenken, kaum begreifen kann, wie das Kind so Vieles auf einmal in sich aufzunehmen vermag.

Gleich mit dem Eintritt in die Schule tritt die Nothwendigkeit für uns selbst zu denken und zu stehen, und mit ihr die Lebenssorge an das Kind heran. Der Eintritt in die Schule ist der Eintritt in das allgemeine Leben überhaupt. Aus dem engen Bereich des Hauses und der Familie, in welchem Jeder uns kannte, Jeder uns bekannt war, in welchem alle Liebe und Versorge uns als freie Gnade ungesucht und wie selbstverständlich zu Theil ward, finden wir uns bei dem Eintritt in die Schule plötzlich in einen Lebenskreis versetzt, in welchem

zwar auch noch liebende Sorgfalt über uns wacht, in dem wir aber anfangen müssen, den Antheil von Liebe und alles dasjenige zu verdienen, was wir zu erreiche wünschen. Man fängt an unser Thun zu wägen, man rechnet und rechtet mit uns. Liebe, Theilnahme, Vergebung, kommen uns nicht mehr als selbstverständliche Gunst entgegen. Wir sind nicht mehr die Einzigen, denen sie zugewendet werden. Wir bekommen unseres Gleichen, wir bekommen Bessere und Geringere als wir zu Gefährten, wir sind nur noch ein Theil des Ganzen und müssen es lernen in der Masse zu leben, uns in der Masse zu bescheiden. Wollen wir uns in derselben erhalten, so müssen wir suchen uns derselben anzupassen, wollen wir uns bemerkbar machen, müssen wir uns auszeichnen. Unsere Fügsamkeit wird geübt, unsere Selbständigkeit erweckt, unser Ehrgeiz angeregt. Wir befinden uns nicht mehr allein neben den Eltern und den Geschwistern, die zu lieben uns angeboren und anerzogen, die nicht zu lieben ein Unrecht ist. Unsere Liebe, unsere Abneigung gewinnen Freiheit, wir werden frei im Lieben und im Hassen. Alles, was da ist, ist noch für uns und unser Bestes da, aber nicht mehr allein für uns. Der Lehrer, so sehr er auch Rücksicht nehmen mag auf die Eigenthümlichkeit des Einzelnen,

kann sich dieser doch nicht so anpassen, wie dies zu Hause im besonderen Unterricht geschah. Das Kind muß sich vielmehr den verschiedenen Unterrichtsweisen der verschiedenen Lehrer anzupassen suchen, und nicht nur für die Neigung zu seines Gleichen hat es freie Wahl, es kann sich jetzt auch die Gegenstände seiner Verehrung wählen nach eigenem Gefallen, es wird frei in sich, unter der Herrschaft eines Allen gemeinsamen Gesetzes. Wie in einer gut komponirten Dichtung alle handelnden Personen allmählich und kaum merklich in die Scene geführt werden, so werden durch den Besuch der Schule auf die geschickteste Weise eine Menge der Kräfte und Fähigkeiten in dem Kinde in Thätigkeit gesetzt, welche die eigentlichen Triebfedern und Regulatoren unseres Lebens werden sollen.

Ich habe in diesem Betrachte diejenigen Mädchen, welche zu Hause erzogen werden, immer beklagt. Die Schule bietet grade ihnen, deren Dasein sonst ganz in der Familie verfließt, die eigentliche Verbildung für das Leben in der Welt und unter den fremden Menschen. Zu Hause bleiben sie, auch wenn mehrere Geschwister bei einander sind, immer den schädlichen Einflüssen unterworfen, unter denen einzige Kinder und Fürstenkinder zu leiden haben. Sie werden nothwendig ver-

wöhnt. Alles was da ist, ist um ihretwillen da. Der Lehrer der kommt, kommt nur um ihrentwillen, ist bezahlt für sie, hat keinen Zweck als sie. Ihre Spielgefährten, ihr Umgang werden ihnen ausgesucht. Das Unrecht, die Unart können ihnen fern gehalten werden, und werden ihnen fern gehalten, sie sehen es nicht so leicht, sie beurtheilen es nicht selbst, sie haben kein Verdienst daran, wenn sie sich davor bewahren. Sie werden nothwendig unfreier und beschränkter als diejenigen, welche man in größern Gemeinschaften mit Andern, in Schulen erzieht, und die sogenannte Reinheit und Zartheit des Empfindens, welche man in den reichen und vornehmen Familien mit einer solchen Sondererziehung zu erreichen vermeint, waren, so oft ich Gelegenheit hatte die Resultate dieser Erziehung in der Nähe zu betrachten, meist nicht viel mehr als eine scheue Weichlichkeit, die sich in sich selbst mit wohlgefälligem Dünkel zurückzog, weil sie sich vor dem Ernst und vor der rauhen Seite des Lebens fürchtete. Es ist aber dem Menschen, der im Leben viel zu irren bestimmt ist, ein großer Gewinn, wenn er es zeitig an sich und an Andern lernt, daß unsere Irrthümer und unsere Fehler ihre Strafe in sich tragen, wenn die Schule ihm die Gelegenheit bietet, sich durch fremde Fehler,

durch fremde Irrthümer gelegentlich zu belehren, und es ist ihm besser, daß er zeitig zwischen Gut und Böse wählen lernt, als daß er vor dem Bösen erschrickt oder gar sich über dasselbe erhaben glaubt.

Abgesehen von diesem erziehenden Element der Schule, das man nicht hoch genug veranschlagen kann, hat sie noch den Vorzug, daß sie dem Akte des Lernens eine erhöhte, eine ernstere Bedeutung giebt. Denn wie der Mensch auf einer bestimmten Lebensstufe des Gotteshauses, der Kirche, welche ihn seiner täglichen Umgebung entrückt, für seine Erhebung nicht wohl entbehren kann, so empfindet das Kind ganz anders in den Räumen eines Schulhauses, als in den väterlichen Zimmern, in denen sein tägliches Leben sich bewegt. Es hört nicht die Stimme der Mutter, nicht den spielenden Ruf der Geschwister, nicht den Ton der häuslichen Arbeit, es wird nicht zerstreut, nicht abgezogen.

Die Schule ist dem Kinde sein erster Tempel, die Lehrer sind die Priester desselben, und losgetrennt von der gewohnten heimischen Umgebung empfindet das kleine Geschöpf sich nicht als Kind seines Vaterhauses, sondern rein als Schüler. Es ist nur um des Lernens willen da. — So aber muß der Boden vorbereitet sein, wenn die Saat des Unterrichtes gute Früchte tragen soll,

und ich erinnere mich noch mit Freude der bis zur Leidenschaft gesteigerten Wißbegier, mit welcher ich den Stunden mancher Lehrer entgegenharrte.

Die Zahl unserer Lehrer war gering, wie die Zahl unserer Bücher. In den unteren Klassen unterrichteten Madame Ulrich, Mademoiselle Anne und ein jüngerer Bruder des Direktors, der sogenannte kleine Ulrich, fast ausschließlich. Madame Ulrich, die durchweg geistreich und von dem feinsten Herzen, dabei auch sehr unterrichtet war, gab uns den Schreibunterricht und erzählte die biblische Geschichte. Mademoiselle Anne lehrte lesen und die Anfangsgründe des Französischen. Der kleine Ulrich, eine etwas verkommene, zaghafte Natur, ertheilte Unterricht in der Geographie, und nur das Rechnen behielt der Direktor sich selber vor.

Regelmäßige Versetzungen hatten wir, wie schon gesagt, eben so wenig als regelmäßige Schulzeugnisse oder regelmäßige Schulprüfungen. Diese wie jene fielen mitunter aus. Aber da in dem täglichen Thun und Treiben die strengste Ordnung unwandelbar gehandhabt wurde, so machten die Unregelmäßigkeiten in den äußern Dingen keinen nachtheiligen Eindruck auf uns, und die Zeugnisse unter allen schriftlichen Arbeiten boten den Eltern doch die nöthige Controlle über unsern Fleiß.

Ich selbst machte die drei untern Klassen schneller durch als es sonst gewöhnlich war, und befand mich dann mit dem Anfang meines neunten Jahres in der zweiten Klasse, in einem Kreise von Mädchen, die alle zwei, drei Jahre älter als ich, theils mit Geringschätzung auf mich herabsahen, theils geneigt waren, ein Spielzeug aus mir zu machen. Mir dies Letztere gefallen zu lassen war ich aber zu ernsthaft, und von der Geringschätzung zu leiden, hinderte mich mein Hochmuth. Ich hatte eine außerordentlich große Meinung von meinen Anlagen und von meinem Wissen, und diese zu unterdrücken hatte Herr Ulrich nur ein Mittel: er hielt mir beständig das Beispiel eines Knaben vor, der kurz vor mir die Schule besucht hatte und viel schneller vorwärts gekommen war, viel mehr geleistet hatte, als ich. Dieser Knabe hieß Eduard Simson, und ist der jetzige Tribunalsrath Eduard Simson zu Königsberg.

Was ich auch thun mochte, was ich auch begann, selbst wenn er mich lobte, immer setzte Herr Ulrich hinzu: Eduard Simson war in Deinem Alter viel weiter! Eduard Simson rechnete in Deinem Alter schon Gleichungen! Eduard Simson kannte dies und das! — Kurz, Eduard Simson, der mir außer der Schule von Kindesbeinen an ein lieber Spielkamerad gewesen war,

wurde bis in mein zehntes, eilftes Jahr in der Schule mir ein Schreckbild und ein Vorbild zu gleicher Zeit.

Wir befanden uns damals in den Tagen der Wunderkinder. Karl Witte lebte als Mirakel in aller Leute Munde, und wenn Herr Ulrich zu viel gesunde Vernunft hatte, um aus seinen Schülern Wunderkinder erziehen zu wollen, so setzte er doch einen Stolz darin, daß sein Schüler Eduard in sehr frühem Alter in eine der oberen Klassen des Gymnasium Fridericianum aufgenommen werden war; und mein schnelles Fortschreiten in das Licht zu stellen, wenn einmal Fremde die Schule besuchten, machte ihm gleichfalls Freude.

Eine weniger gesunde Natur als die meine würde durch solch ein geflissentliches Darniederhalten mit einem Vorbilde leicht zu entmuthigen gewesen sein, in mir aber steigerte es nur den Ehrgeiz und den Wissensdurst, und ich war in jenen Zeiten auch so sehr beschäftigt, daß ich zum Grübeln oder zum Sorgen keine Muße hatte. Es waren lauter neue Welten für mich aufgegangen. Von der Spannung, mit welcher ich den Thaten des Kolumbus, des Cortez gefolgt war, von dem Antheil, den die Leiden Montezuma's mir einflößten, dessen Seelenruhe mich unbeschreiblich gerührt hatte, wendete sich mein Enthusiasmus den griechischen Helden zu, und ich

weiß noch, mit welch flammenden Backen wir da saßen, wenn uns Herr Ulrich mit seiner etwas trockenen, aber sehr energischen Weise den Heldenmuth eines Leonidas, die Größe eines Themistokles schilderte, oder wenn er uns die bezaubernde Liebenswürdigkeit von Alcibiades und seine tiefe Anhänglichkeit an seinen Lehrer Sokrates darstellte. Man bedenkt es niemals genug, daß lebhafte Kinder die Thatsachen der Weltgeschichte ganz persönlich erleben, daß Amerika für sie eben jetzt erst entdeckt, daß alle Helden- und Großthaten für sie eben jetzt erst gethan werden, und daß sie in dem Raume weniger Jahre die Ueberraschungen und Entzückungen der ganzen Vorzeit gleichsam in sich selbst nachzuleben berufen sind.

Neben meinem Interesse an der Weltgeschichte, oder noch früher als dieses, war aber meine Leidenschaft für das Mährchen und überhaupt für die Poesie erwacht, und man leistete zu Hause dieser Neigung Vorschub, indem man mir bereitwillig so viel Bücher zuführte, als ich nur verlangen konnte. Die Auswahl wurde jedoch von meinem Vater sorgfältig getroffen, und ich bekam niemals ein neues Buch, ehe ich das alte nicht mehrfach durchgelesen hatte.

Verwandte und Freunde des Hauses gaben es den

Eltern manchmal zu bedeuten, daß so viel Lernen und Lesen mir physisch schaden könne, indeß die Eltern hatten den praktischen Nutzen erfahren, den eine geistige Beschäftigung, welche mir von außen Bilder zuführte, für mich hatte, und ließen sich zu meinem Glücke nicht beirren. Denn seit ich in die Schule ging, seit ich lesen konnte, und mir also auf jede Weise Beschäftigung geboten wurde, war ich ein gesundes Kind geworden. Alle die thörichten unverstandenen Vorstellungen, welche mir Ruhe und Schlaf geraubt hatten, die Angst vor Erdbeben Pest und Todesfällen, die wüsten Bilder, die mich gepeinigt, waren wie mit einem Schlage verschwunden. Ich hatte jetzt tausend Dinge an die ich denken konnte, und wollte meine Phantasie doch ihr Recht haben, so waren Schneewittchen und der Däumling, so waren das Rößlein Fallada und die Tarnkappe da, um mich zu beschwichtigen, bis die Mährchen der Tausend und einen Nacht alle andern Mährchen bei uns verdrängten.

Die Vorliebe für diese orientalische Mährchenwelt hat mich auch jetzt noch nicht verlassen, und der breite, freie Realismus, in welchem die Phantastik dort ihr Wesen treibt, der große Styl, in welchem das Mährchen dort behandelt wird, scheinen mir noch heute unvergleichlich.

Das deutsche Volksmährchen hat, obschon es auch aus dem Orient herstammt, etwas Knappes, Anekdotenhaftes. Man erzählt es sich in kalten Winterabenden, es schildert wenig, seine Abenteuer stoßen den Armen und Gedrückten zu, seine Wunder klemmen sich in das enge Haus und selbst seine Könige und Prinzen kauern sich gleichsam in sich selbst zusammen. Zu den orientalischen Mährchen ist die Behandlung breit und episch. Man meint es ihnen anzuhören, daß sie in den weiten Hallen des Bazars, unter den Zelten der lagernden Karawanen ihren Ursprung hatten, daß warme Sommernächte sie bilden halfen, daß das Murmeln der Fontainen den Ton ihrer Worte begleitete, und daß Farbe und Licht, daß Pracht und Herrlichkeit vollauf zu finden war in der Phantasie Derjenigen, welche sie erzeugten. Ein großer, man möchte sagen ein historischer Zug durchweht sie, das Leben darin ist bewegt, die Aktion leidenschaftlich, und die Tragik und das Elend selbst sind darin mit jenem Humor behandelt, der sich das Herz von augenblicklichem Leid nicht betrüben lassen will, weil er das Unglück als etwas ansieht, das vorübergehen muß. Bagdad, der menschliche Kalif Harun Alraschid, Scheherezade, Sindbad, die redenden Fische waren mir eine Quelle immer neuer Freude. Und was

mir diese Freude noch erhöhte war, daß mein Vater alle diese Dinge gleichzeitig mit mir las, daß er die schöne Fähigkeit hatte, sich selbst jugendlich daran zu erfreuen, und daß er es nicht müde wurde, sich solch ein Mährchen immer wieder von mir verlesen zu lassen, oder mit mir, so oft ich wollte, die Verse der rothen, gelben und blauen Fische herzusagen, und mich nach Herzenslust davon sprechen und erzählen zu lassen.

Wenn ich mich aber in der Schule für die Griechen und Römer begeistert, und in meinen Freistunden in den Herrlichkeiten und Wundern des Orients geschwelgt hatte, bot das Leben im Vaterhause mir gegen das Alles ein sehr gesundes und praktisches Gegengewicht. Die Zahl meiner Geschwister hatte sich schnell vermehrt. Zu den beiden Brüdern war, noch ehe ich die Schule zu besuchen angefangen, eine Schwester Clara hinzugekommen, und im Jahre achtzehnhundert neunzehn ein dritter Bruder. Es war also viel Kinderspiel um mich her, und ich theilte dies um so lieber, da ich, als die Aelteste dabei, immer etwas anzuordnen und zu erfinden hatte.

Wir waren täglich sechs Stunden in der Schule beschäftigt, hatten zu Hause reichlich eine Stunde zu arbeiten, und da man mich zeitig in Musik zu unter-

richten angefangen, und ich also auch täglich eine Weile Klavier zu üben hatte, so belief sich, als ich sieben, acht Jahre alt war, meine tägliche Arbeitszeit, mit Ausnahme des Sonntags Mittwochs und Sonnabends, doch immer auf sieben bis acht Stunden. Ich lernte daher schon früh eine recht ernste Arbeit und mit ihr die Wonne des Feierabends kennen. Im Sommer ging es an den Tagen, an deren Nachmittagen wir Schule hatten, erst um halb sechs Uhr Abends in das Freie, und weil dann für große Wege unsere Zeit und unsere Kräfte nicht ausreichten, so wurden wir meist nach dem Kneiphöfischen Junkergarten gebracht, der nur einige hundert Schritte von unserer Wohnung entfernt lag.

Der Junkergarten stammte noch aus den Zeiten, in denen jede der drei Städte von Königsberg ihr eigenes Regiment gehabt hatte. Dicht an das Kneiphöfische Rathhaus schloß sich ein nicht unbedeutendes Gebäude, der Junkerhof, mit einem großen Saale an, dessen Decke mit sehr schwerer Stuckaturarbeit verziert war, und von deren Ecken kolossale Hautrelief-Gestalten ihre muskulösen Beine und Füße in den Saal hinunterstreckten. Dieser Junkerhof hatte einst wohl den Banketten der Junker gedient, nun wurde er als Festhalle für die großen Bälle und Konzerte benutzt. Unsern, nur

durch eine schmale Straße von ihm getrennt, befand sich der Junkergarten. Man ging durch ein sehr kleines finsteres Thor, unter den Bogen eines Hauses, das zu meiner Zeit eine Art Bürgerresseurce war, in den Junkergarten hinein, der hart am Pregel zwischen der grünen Brücke und der Köttelbrücke gelegen, an der einen Seite von den Häusern der Magistergasse, an der andern zum Theil von der Börse, zum Theil von einem hohen Bollwerk eingeschlossen war, und seinen Anspruch ein Garten zu heißen, nur auf ein Paar Reihen alter Bäume gründen konnte. Aber der ganze Boden, aus dem sie emporwuchsen, war gedielt, weil die Kaufmannschaft den Platz als Sommerbörse benutzte, und er hatte für uns Kinder also den Vortheil, daß wir vollkommen sicher auf demselben spielen konnten, da er auch von der grünen Brücke mit einem nur für Fußgänger passirbaren Thore abgeschlossen war.

Es war nichts weniger als ein schöner, aber uns Kindern ein sehr angenehmer Aufenthaltsort. Die Kinderfrauen, die dort immer einige ihrer Kollegen zu finden wußten, waren guter Laune: wir trafen Spielkameraden aus befreundeten Familien, und hatten unsere kleine Welt für uns. Eine Kuchenfrau, welche unter dem finstern Bogen an der Bürgerresseurce saß, verkaufte das

unſchuldigſte, immer verſtaubte und von der Luft ausgedörrte Backwerk, das wir dennoch köſtlich fanden. Unter dem Bogen waren an den Wänden einige alte, zerſchoſſene Scheiben von längſt entſchwundenen Königsſchießen befeſtigt, deren fürchterliche und roth gekleidete Geſtalten aus dem Staube der Jahrhunderte kaum noch kenntlich hervorſahen, und von der Decke hing ein ungeheurer Wallfiſchknochen heral.

Das Intereſſanteſte aber waren mir immer eine Treppe, die aus der dunklen Halle in das obere Stockwerk leitete, und die Thüre, welche zu ebener Erde nach der Bürger-Reſſource, der ſogenannten Peilketafel führte. Die Treppe hatte gar nichts Beſonderes. Sie ſah wie alle anderen Treppen aus, nur daß ſie finſter war; und das obere Stockwerk, zu dem ſie führte, hatte eben ſo wenig Etwas, wodurch es ſich auszeichnete. In mir jedoch war einmal der Gedanke entſtanden, daß die Treppe ſchaurig ausſähe, und daß da oben irgend etwas Merkwürdiges ſein, oder geſchehen ſein müſſe. Aber auch in dieſem Falle war es mir ganz unmöglich, dieſe Vermuthung irgend Jemand zu vertrauen, oder die Meinen zu fragen, wer da oben wohne? Ich hatte davor eine inſtinktive Scheu, die ſich wohl auf die Furcht vor einer Enttäuſchung gründete. Es wäre Alles aus

gewesen, hatte man mir gesagt, dort oben wohne der Gastwirth, oder ein Börsendiener, oder irgend eine Nähe rin. Ich hatte für ein Nichtwissen, das mich beschäf tigte, ein Wissen eingetauscht, welches mir Nichts genützt und meine stille Unterhaltung gestört haben würde, und in allen solchen Fällen leistet man den Kindern gar keinen Dienst, wenn man sie unnöthig aufklärt, wenn man ihnen für ihre Ahnung ein positives Wissen, für ihre Träume ein Faktum giebt. Das ganze innere Le ben der Kinder ist ein Halbwachen. Wie das Kind seines Lebens erste Monate im Halbschlaf hinbringt, so setzt sich dieser Zustand auch geistig noch lange in sei ner Kindheit fort. All sein Denken ist Staunen, Ver muthen, sein ganzes Dasein ein bald ausgesprochenes, bald unausgesprochenes Fragen, und die Anlagen und der Entwickelungsgang der Kinder sind in jedem von ihnen so verschieden, daß man sie ruhig gewähren lassen muß, wenn nicht irgend eine bedenkliche Erscheinung es nothwendig macht, ihrem allmähligen Erwachen zum Selbstprüfen und Selbsterkennen vorzugreifen. Je mehr man ein Kind in Ruhe läßt, um so richtiger findet es das ihm Angemessene. Ich ließ es mir still gefallen, von der Kinderfrau dafür gescholten zu werden, daß ich immer in der finstern Halle steckte, statt unter den Bäu

men zu spielen. Ich konnte nicht aufhören die Treppe und die Thüre anzustaunen. Mir von den Dingen, die da oben sein konnten, eine Vorstellung zu machen, ist mir nie begegnet. Ich unterlag ganz einfältig jenem Banne, den das Fremde, Geheimnißvolle auf uns ausübt, und ich möchte behaupten, daß ich vor der Thüre und Treppe nie einen andern Gedanken gehabt habe, als die Frage: was ist da oben?

Mit der Peilketafel aber war es ganz ein ander Ding. Das Peilkespiel, das ich sonst nirgend habe üben sehen, wurde damals noch in allen drei Junkergärten von Königsberg gespielt. Es gehörte dazu eine lange, dem Billard ähnliche Tafel, auf welcher Steine, nach Art großer Damenbrettsteine ausgesetzt waren, und nach denen mit ähnlichen Steinen geschoben wurde. Das Zimmer, in welchem man Peilke spielte, lag zu ebener Erde, die niedrigen Fenster gingen nach dem Junkergarten hinaus, und obschon kleine weiße Gardinen davor waren, konnten wir doch ein Wenig hineinsehen. Weil ich aber nicht recht klug daraus werden konnte, was die Männer dort begannen, sprach ich zu Hause das Verlangen aus, einmal in die Peilketafel, so bezeichnete man im Volke das Lokal, hineinzugehen, und schon am andern Tage führte mein Vater uns in das Zimmer, in

welchem eine Anzahl Männer, unser Nachbar, der Zinngießer Bethge unter ihnen, ihr Löbenichtsches Bier tranken, und mit ihren Kalkpfeifen im Munde theils Pfeile spielten, theils dem Spiele zusahen.

Dieser Theil des Junkergartens verlor denn, seit ich ihn genau kannte, sein Interesse für mich. Um so lieber blieb mir aber der Ausgang aus dem Junkergarten, der nach der Kettelbrücke führte, denn da lagen am Bollwerk alljährlich ein oder ein Paar Schiffe, die Töpferwaaren, Steinkrüge und Näpfe von Bremen nach Königsberg brachten. Die Eigenthümer der Schiffe, unter denen mir eine schöne, alte Frau, wir nannten sie schlechtweg die »Bremerfrau«, im Gedächtniß und lieb in der Erinnerung geblieben ist, wohnten in ein Paar hölzernen Buden am Ufer, und hatten ihre Waaren auf dicken Strohunterlagen weit um sich her ausgebreitet. Da unsere Mutter ihren Bedarf von dieser Frau entnahm, unsere Kinderfrau sehr befreundet mit ihr war, und sich unter ihren Waaren sehr viel Spielzeug für uns befand, so war es immer ein Festtag für uns, wenn wir im Frühjahr endlich das Bremerschiff wieder am Bollwerk liegen sahen, wenn die alte Bremerfrau mit ihren rothen Wangen und ihrer schwarzen, fast holländischen Tracht, wieder auf dem Verdeck zu

sehen war, wie sie das Stroh am Ufer ausbreitete, und ihre Waare an das Land tragen ließ.

Alles an der Frau gefiel mir. Ihr gutes Gesicht, ihr fremder Dialekt, ihre große herzliche Freundlichkeit für uns Kinder. Sie kannte uns alle beim Namen, sie schenkte uns Schiffszwieback und Aepfel, wenn sie ankam, und weil ganze Haufen der Krüge, Näpfe, Wasserschweinchen und sonstigen Herrlichkeiten, die wir erstrebten, ihr eigen waren, so kam sie mir, obschon die Schätze des Krösus und die Pracht des Orients mir schon sehr geläufige Begriffe geworden waren, doch sehr reich, ja eigentlich ganz unermeßlich reich vor. Sie schenkte uns auch gar häufig von ihrem Spielzeug, und auf einem umgedrehten Napfe mitten unter ihrem Stroh zu sitzen, zuzusehen wie sie mit ihren Käufern handelte, oder Sonntag, wo wir auch am Vormittage in den Junkergarten gingen, dabei zu sein, wenn sie mit ihren Leuten Mittag aß, von dem wir zuweilen in unsern kleinen Näpfen Etwas zu schmecken bekamen, das war ein großes Vergnügen. Nur die Freude ging noch darüber, wenn der Christian, der wohl ein Schiffsjunge gewesen sein wird, mir beschrieb, wie groß das Meer sei, und wie finstere Nächte es habe, und wie schlimm es sich auf dem Wasser fahre, wenn der Wind heule und die

Wellen über das Verdeck schlügen, daß man jeden Augenblick denken müsse, nun sei es aus. Kolumbus, Kortez, Pizarro, Sindbad und Ulysses waren in solchen Augenblicken für mich gar Nichts, im Vergleich zu Christian.

Das waren die Freuden der Schultage. An den freien Nachmittagen gingen wir in einen Bleichgarten, den Dey'schen Garten, der ebenfalls in der Stadt, zwischen den Holzplätzen, aber doch viel freier als der Junkergarten gelegen war. Die Hausfrauen des Kneiphofs ließen dort ihre Wäsche bleichen, und es waren, wie ich glaube, auch eine Kegelbahn und eine kleine Restauration dort eingerichtet. Wir blieben meist die ganzen Nachmittage dort, und gegen Abend, wenn mein Vater sein Comptoir geschlossen hatte, kamen die Eltern uns nach, und spielten noch mit uns, bis die Zeit zur Rückkehr da war. In diesem Garten geschah es, daß mein Vater im Spiel mit uns einen Kassenschein von fünfhundert Thalern aus der Brusttasche seines Rockes verlor, der aber am andern Morgen, wenn auch von einem Gewitterregen ganz durchweicht, doch glücklich wiedergefunden wurde.

Bisweilen machten wir auch in einer der Vorstädte, auf dem Haberberg, mit der Kinderfrau Besuche bei

ihrer Schweſter Frau Runge, die Wäſcherin, und an einen Fuhrmann verheirathet war. Die Tochter der Kinderfrau, einige Jahre älter als wir, und der Sohn der Frau Runge machten dann unſere Spielgefährten. Wir ſaßen in einem ganz kleinen Gärtchen, in dem blaue Perlblumen, weiße Sternblümchen, Gilken und Marienblätter wuchſen, und ein Mitbewohner des Hauſes, ein bejahrter Bombardier, der die Feldzüge mitgemacht hatte, ſaß rauchend bei uns, und erzählte vom Kriege, wenn wir ihn darum bäten.

Dann hatten wir den eigentlichen Spaziergang des damaligen Königsberg, den Philoſophendamm. Hippel hatte ihn angelegt, Kant ihn täglich benutzt, und man hatte ihm deshalb den hochtönenden Namen „Philoſophendamm“ gegeben, obſchon er Nichts war als ein kreisförmig angelegter, mit Bäumen, zumeiſt mit Weiden, beſetzter Damm, der ſich durch ein Stück Wieſenland an den Gärten der Gemüſe- und Kräuterzüchter hinzog. Ein Paar Waſſermühlen zum Ablaſſen des Waſſers im Frühjahre, ein Gaſthaus, in welchem Artillerieoffiziere Kegel ſpielten, und vor dem es immer nach brennendem Zündſchwamm und Lunte roch, eine Reitſchläger bahn, ein Pulverhaus, und weiterhin die feſte Friedrichsburg, ein kleines Fort mit einigen Schanzen und Wällen,

das wie ein Spielzeug da lag, das war Alles was wir auf diesem Spaziergange erblicken konnten, wenn wir den Hafen verlassen hatten, dessen Kais wir vorher passiren mußten. Aber das ist grade das Schöne an der Kindheit, daß sie überall für sich Gegenstände der Unterhaltung zu finden weiß, und man darf behaupten, daß dieses Auffinden des Genußreichen sich steigert, je enger der Kreis ist, in welchem es gesucht werden muß.

Wir kannten, je nachdem die Jahreszeit vorschritt, das Düngen, Graben, Säen, Pflanzen und Erndten in den Gemüsegärten betrachten. Wir sahen, wie das Wasser allmählich von den Wiesen abgelassen wurde, wir fanden Genuß daran, dem rückwärtsgehenden Seiler mit den Augen zu folgen, wenn er, wie eine Riesenspinne aus seiner Schürze voll Hanf die Schnüre heraus spann. Wir kannten in der Festung den Thürhüter, und einen halbblödsinnigen Burschen, der aus gefärbtem Stroh allerlei Kästchen und Körbe flecht und verkaufte. Wir ließen uns vom Thürhüter erzählen, wie einmal irgendwo ein Pulverthurm geplatzt sei, und gingen dann so fern als möglich um das Pulverhäuschen herum; wir fürchteten uns vor den schweren Verbrechern in den Kasematten, obschon vielleicht

gar keine darin waren, und sahen mit neugierigem Mitleid die Strafgefangenen in ihren Ketten bei der Arbeit.

Ueberall wohin wir geführt wurden, hatten wir Vergnügen, und überall waren wir sicher; denn meine Eltern beobachteten die Vorsicht uns ganz unbemerkt nachzukommen, so daß unsere Wärterinnen sich nicht wohl eine Vernachlässigung oder Unregelmäßigkeit erlauben konnten. Mich gelangweilt zu haben erinnere ich mich nie, und kein Kind langweilt sich dem man es möglich macht, nach seiner Neigung sich in der Welt umzusehen, und sich unter den Menschen der verschiedenen Stände zurecht zu setzen. Diese Art von Freiheit, welche uns ohne besondere Ueberlegung, sondern weil es eben das Nächstliegende war, in unserer Kindheit geboten wurde, hat mir durch mein ganzes Leben die besten Früchte getragen, denn ich habe mich von jeher zu Hause gefühlt unter den Leuten aus den handarbeitenden Ständen. Das wird aber den Kindern, und vollends den Mädchen aus den sogenannten gebildeten Klassen im Allgemeinen nicht zu Theil. Sie werden in vornehmer Abgeschiedenheit erzogen; man meint ihnen etwas Gutes zu thun, wenn man ihnen Scheu einflößt vor der Un-

bildung, vor Allem, was nicht ist wie sie. Und wenn man ihnen dann später auch die Pflicht auferlegt, für ihre armen Mitmenschen in jeder Weise und nach besten Kräften zu sorgen, so hat man ihnen schon die Leichtigkeit genommen, dieser Pflicht zu genügen, indem sie in ihrem Verkehr mit den Ungebildeten, bei ihrem Eintritt in die enge Wohnung der Armen, in sich Etwas zu überwinden, ein Opfer zu bringen haben. Sie leisten damit in sich selbst, von einem gewissen Standpunkte aus betrachtet, vielleicht ein größeres als wir; was sie aber Denjenigen leisten, Denen zu helfen, die zu trösten sie gekommen sind, das ist wieder eine andere Frage.

Achtes Kapitel.

Für die Zeiteintheilung der Erwachsenen, welche ihre Tage zu Wochen, Monaten und Jahren ansammeln, und nach diesen, wie der Kalender es lehrt, vor- und rückwärts zählen, hat das Kind lange Jahre hindurch weder die Fähigkeit noch den Sinn. Es rechnet nach den Jahreszeiten und nach seinen Festen, und wer ihm diese letzteren zu vermehren weiß, kommt seinem Gedächtniß ungemein zu Hilfe, während man dem Kinde dadurch zugleich den dunkeln Horizont seiner Erinnerungen und seiner Zukunft mit lichten Sternen erhellt. An Festen aber waren wir sehr reich.

Neben den Geburtstagen und dem Hochzeitstag der Eltern, an denen immer Gesellschaft im Hause war, und für die wir von früh auf Etwas lernen und thun mußten, hatten wir unsere eigenen Geburtstage zu feiern und außer den allgemeinen Feiertagen noch den ersten Schnee und den ersten Adventssonntag, als Merksteine für unsere Kindheit.

Der erste Schnee fällt aber in Preußen oft schon in der ersten Hälfte des Oktobers, und wir konnten an nebligen und regnigen Tagen manchmal gar nicht von den Fenstern fortkommen, weil wir immer hofften, heute werde und müsse der erste Schnee fallen und dann werde am Abende, wenn der Vater herauf käme, die „große Schachtel“ gezeigt werden, die wir eben nur einmal im Jahre, nur beim ersten Schneefall zu sehen bekamen.

Ich glaube kein egyptischer Priester hat jemals sorgfältiger auf das Steigen des Nils geachtet, als wir Kinder auf den Fall des ersten Schnees. War das Jahr mild oder trocken, ließ der Schnee auf sich warten, so reichte das leiseste Flockchen in der Luft dazu hin, uns alle mit dem Ausruf: es schneit! in die Wohnstube zu treiben. Aber das half uns gar Nichts, und mit der Weisung, daß solch ein Gekrümel in der Luft nicht zähle, und daß es ordentlich schneien müsse, ehe die Schachtel erscheinen könne, wurden wir zu neuem Warten, zu neuem Hoffen, und dadurch zu erhöhter Freude gesteigert, wenn dann wirklich die weißen dicken Flocken in reicher Fülle von dem dunklen Himmel niederfielen, wenn die schwarzen durchregneten Straßen, wenn die Dächer und die Helme und die Bleche vor den Fenstern

sich dick mit Schnee bedeckten, aus dessen weißem Glanze uns die Aussicht auf die ersehnten Herrlichkeiten entgegenblinkte.

Ist's bald sieben Uhr? fragten die Kinder dann den ganzen Nachmittag, während zum erstenmale in dem Jahre die Aepfel zum Braten in die Röhre gelegt wurden, und ihr Schmoren und ihr Duft die beginnende Feier verkündeten. Die Zeit wurde uns immer erschrecklich lang, aber nicht eine Minute davon wurde uns erlassen, und erst um sieben Uhr gingen wir hinunter, wo die Eltern dann schon die „Schachtel" herausgenommen und auf den Tisch vor dem Sopha hingestellt hatten.

Und was war, was enthielt diese Schachtel, auf die wir uns durch ein ganzes Jahr hindurch freuten, die wiederzusehen mir Vergnügen machte, als ich schon zwölf, dreizehn Jahre alt und sehr verständig war, und aus welcher irgend ein Stück vor Augen zu bekommen, mir heute das Herz mit großer Rührung füllen würde?

Die Schachtel war nichts als eine kleine Seitenschieblade aus dem Sekretair meines Vaters, und sie enthielt Nichts als einige Angedenken, welche er darin aufbewahrte. Es lag darin ein rothes Marequinbuch,

in dem unsere Geburtstage, unsere Krankheiten, der Anfang unseres Schulbesuchs — mit einem Worte die Hauschronik verzeichnet war. Es lagen darin in gelbenen Kapseln die Bilder meiner Eltern als Brautleute gemalt, ein Hochzeitscarmen meiner Eltern, ein grünseidener, mit einer Inschrift versehener Vorhang, der unser Bild verhüllt hatte, als die Mutter es dem Vater zum Geburtstag geschenkt. Es lagen darin einer jener silbernen Becher, die zum Andenken der Schlacht von Kunersdorf aus Rubeln gefertigt worden waren; es lagen darin Gedichte, welche August Lewald bei meinem ersten Geburtstage an die Eltern gerichtet, desgleichen Brieftaschen, Börsen, Uhrbänder, welche Schwestern und Bekannte meinem Vater gehäkelt und gestickt und die er nie getragen hatte, — kurz es lagen Kleinigkeiten darin, wie jede nur einigermaßen bemittelte Familie deren ähnliche besitzt, es lag ein Schatz darin, den jede Familie sich für ihre Kinder ansammeln kann, wenn sie den Sinn hat, ihren Kindern auf die leichteste Weise unvergeßliche Freuden zu bereiten.

Unsere ganze kleine Vergangenheit wurde uns von den Eltern vor dieser Schieblade unwillkürlich rekapitulirt. Wir hörten es mit Entzücken, an welchem Tage und in welcher Stunde wir geboren worden waren.

Wir amüsirten uns damit, wie schlecht wir noch im vorigen Jahre die Gratulationsgedichte zu der Eltern Geburtstagen geschrieben, wir lernten die Jugendfreunde und Bekannten der Eltern an den kleinen Angedenken kennen, und was mehr als dies Alles war: wenn wir die ersten Bratäpfel verzehrten, hatten wir das Bewußtsein, ein großes Fest gefeiert zu haben und fingen in aller Stille an, uns schon wieder auf den ersten Schnee des nächsten Jahres zu getrösten.

Unsere Freude an dem ersten Adventssonntage hatte einen noch viel geringeren Anlaß. Sie beruhte auf einem kleinen Spielzeug, welches aus zwei, auf grobe Holzsplitter gesteckten vergoldeten Aepfeln bestand, die mit ein Paar Sträuschen von Buxbaum und einem oder zwei aus grobem Thon geformten Vögelchen verziert waren, welche aber nur die Phantasie von Kindern für Vögel zu halten im Stande war. Die ganze Pyramide kostete vielleicht sechs Pfennige, aber — und darauf beruht ein großer Theil der Freude in dem Kinde — wir liebten sie, weil sie nur in der Adventswoche zu kaufen war, weil wir sie alle Jahre zum ersten Advent geschenkt bekommmen hatten, weil wir sicher waren, daß man sie uns immer wieder schenken würde, und weil sie uns auf solche Weise überhaupt

zu einem Sinnbild der herannahenden Weihnachtszeit geworden war. Sie war uns eine wundervolle Verkündigung, und der Engel, welcher mit seinem Lilienstengel vor der Jungfrau erschien, um ihr die Geburt des Erlösers zu verkünden, konnte sie nicht glücklicher machen, als uns der Anblick unserer Eltern, wenn sie Abends, vom Ausgehen heimkehrend, uns die ersten Pfeffernüsse und die Aepfelbäumchen in das Zimmer brachten. Es umfloß sie ein wahrer Goldglanz von Hoffnungen, Alles, was wir erwünschten und erwarteten, trat in unsern Gesichtskreis, und nun, von diesem ersten Adventssonntage ab, fingen wir zu zählen an, bis endlich mit dem Weihnachtsabende die helle Glückessonne für uns aufging, deren Strahlen uns durch das ganze Jahr nicht zu leuchten aufhören sollten.

Die Kinder haben einen ganz ausgesprochenen Hang für das Bestehende, für das ihnen Bekannte, und wer von ihnen sagt, daß sie am Wechsel Freude finden, hat ihr Wesen nicht tief beobachtet, nicht recht erfaßt. Denn wie jedes Alter die Neigung für das ihm Angemessene in sich trägt, so hat das Kind, welches nur durch häufige Wiederholung derselben Gegenstände Etwas lernen kann, auch Freude an der Wiederholung; und unverderbene Kinder ziehen deshalb das Spiel,

welches sie oft gespielt haben, dem neuen Spiele in der Regel vor. „Ach! das haben wir noch nie gespielt!“ kann man von Kindern überall als Ablehnung eines neuen Vorschlags sagen hören.

Auch wir hatten eine große Beharrlichkeit in unsern winterlichen Spielen, bei denen mein Vater ein für allemal die Hauptrolle übernahm. Er hatte, wie er mit mir die Märchenlust theilen konnte, überhaupt trotz seines Ernstes die Gabe, ein Kind mit seinen Kindern zu sein. Müde, arbeitsbeladen, oft auch sorgenvoll, vermochte er es, so lange unsere Spiele währten, so völlig in uns aufzugehen, daß wir nie zu der Empfindung kommen konnten, er lasse sich zu uns herab, er spiele nur mit uns. Wem diese Gabe einmal fehlt, der ersetzt sie durch keinen guten Willen, die Kinder haben zu feine Fühlfäden dafür.

Was wir aber spielten? Meist Nachahmungen dessen, was wir gesehen hatten. Wir spielten Brettschneider, wenn wir auf einem Holzplatz gewesen waren. Man hatte uns zu einer Vorstellung von Kunstreitern mitgenommen, und wir machten den ganzen Winter hindurch die Kunstreiter. Hunderte von Malen habe ich von der Schwelle, welche aus der Wohnstube in das Kabinet führte, als Mademoiselle Rosalie meinen

Salto Mortale gewagt und das Brave meines Vaters erhalten, hundertmal haben meine Brüder den Trampolin-Sprung über eine Fußbank gemacht. — Wir sahen eine Menagerie mit einem dressirten Elephanten, und mein Vater lag allabendlich als unser Elephant flach auf dem Boden, ließ uns auf sich herumklettern, und heb uns mit seinen lieben Armen über sich fort, wie wir es den Elephanten mit seinem Rüssel an Kindern hatten thun sehen. Wir besuchten eine Bude mit sogenannten Wilden, und stürzten auf das Kommando meines Vaters eine lange Zeit hindurch an jedem Abende, mit aufgelöstem Haar aus der Hütte hervor, die wir uns aus Sophakissen unter dem Klavier erbauten, um mit wildem Geschrei unsern Kriegstanz zu beginnen. — Aber all dies Spiel währte nicht eben lange. Es verstummte auf das erste Wort meines Vaters, und gerade seine kurze Dauer erhöhte das Vergnügen, denn daß für die Größe des Genusses nicht die Masse desselben bestimmend sei, ist ein Grundsatz, welchen man bei der Erziehung nicht fest genug im Auge behalten kann.

Das Erziehen ist überhaupt eine Kunst. So wenig man es nach Regeln erlernen kann, ein Maler oder ein Dichter zu werden, so wenig kann man es aus

Büchern oder durch allgemeine Regeln erlernen, ein guter Erzieher zu werden, wenn schon gewisse Grundsätze als allgemein gültige angesehen werden dürfen. Man muß die Anlage zum Malen, zum Dichten haben, um sich die Erfahrungen Anderer für die eigene Technik zu Nutze machen zu können; man muß selbst erzogen sein, oder sich selbst erzogen haben, um nachhaltig auf Kinder zu wirken, um die allgemein gültigen Grundsätze für den besondern Fall zurechtlegen zu können. Wie es aber unter den Künstlern glückliche Naturen giebt, die in ihrem Schaffen, im Bedürfniß des Momentes, sich die Technik und mit ihr die Regel erfinden, so giebt es auch Menschen, die von selbst erziehend wirken, weil sie sich selbst völlig durchgebildet und vollkommen entwickelt haben. Sie lehren und erziehen durch ihr bloßes Beispiel; sie finden für den augenblicklichen Gebrauch immer das Richtige; sie handeln nicht, wie man das oft zu sagen liebt, nach einem glücklichen Instinkte, sondern mit jener schnellen Entscheidung, welche eine Folge eben so schneller Erkenntniß und einer richtigen Beurtheilung ist. Zu diesen erziehenden Menschen gehörte mein Vater.

Ich glaube nicht, daß mein Vater, außer der Jean Paul'schen Levana, von der ich weiß, daß er sie früh

gelesen hat, sich mit Büchern über die Erziehung beschäftigt, oder sich sonst dem Gedanken besonders hingegeben hätte: was mußt Du thun, um Deine Kinder gut zu erziehen? Die Kinder müssen sehen, hören und gehorchen lernen! Das stand bei ihm fest; aber daß wir dieses lernten, machte sich ganz von selbst.

Da meine Eltern beide sehr ordentlich, meine Mutter von der größten Genauigkeit in allem ihren Thun und Treiben war, so herrschte in unserm Hause eine glänzende Reinlichkeit, und die geringste Sache, die nicht an ihrem Orte stand, die geringste Kleinigkeit, die auf einem falschen Flecke lag, mußte auffallen und fortgeräumt werden.

Hast du das Tuch nicht liegen sehen? Gehört das Band hieher? Das waren ganz natürliche Fragen, und wurde dann einmal die Entschuldigung vorgebracht, man habe es nicht gesehen, so folgte unabweislich die Entgegnung: man muß aber sehen! warum sehe ich denn Alles?

Befanden wir uns auf der Straße, und es fuhr ein Wagen an uns vorüber, auf dem Fässer oder Kisten geladen waren, so fragte mein Vater ganz kurz: was ist in den Fässern, Kisten, Ballen verpackt? Wußten wir es nicht, so hieß es: du hast solche Kisten aber

schen bei dem Gewürzkrämer gesehen. Das sind Rosinenkisten! Du hast solche Ballen schon im Vorbeigehen an der Waage gesehen, das sind Baumwollballen! Du hast solche verkalkte Fässer schon oft gesehen, das sind Oelfässer; und wenn Du es nicht weißt, warum fragst Du nicht? Man muß die Augen offen haben, und Nichts ansehen, ohne zu denken und zu fragen, was es ist! —

Eben so wurden wir gewöhnt, keinen uns fremden Ausdruck an unserm Ohr vorübergehen zu lassen, ohne nach seiner Bedeutung zu fragen, und weil wir auf diese Weise eben zur Achtsamkeit angehalten wurden, lernten wir von frühe auf eine Masse von Dingen, erwarben wir eine Menge von Begriffen, welche andere Kinder mühsam erlernen mußten, ohne daß wir wußten, wie wir dazu gekommen waren. Wie übel es aber ist, wenn man die Kinder nicht zeitig daran gewöhnt, nichts Unverstandenes ohne Frage an sich vorübergehen zu lassen, das habe ich an einer den gebildeten Ständen angehörenden Familie erfahren, in welcher man genöthigt war, den ganz erwachsenen Kindern die unter uns eingebürgerten Fremdworte mühsam und ausdrücklich zu erklären, die sie theils gar nicht zu benutzen verstanden, theils völlig widersinnig gebrauchten.

Das Gehorchen lernen verstand sich für uns eben so von selbst, wie die Uebung unserer Sinne und unserer Achtsamkeit. Wir sahen und hörten im Vaterhause keinen Ungehorsam und überhaupt nicht leicht einen Unfrieden oder einen Streit. In den ein und dreißig Jahren, welche die Ehe meiner Eltern dauerte, hat keines von uns Geschwistern je ein unfreundliches oder gar ein heftiges Wort von unserm Vater gegen unsere Mutter, keines je andere Worte als die der verehrendsten Liebe von der Mutter zu unserm Vater gehört. Sie war voll unermüdlicher Sorgfalt für ihn, er von der rücksichtsvollsten Zärtlichkeit für sie. Wir lebten in einer Atmosphäre der Liebe und der Eintracht, es geschah uns nur Gutes, wir mußten also wohl die Unterordnung unter die Eltern und die Eintracht unter einander als etwas Natürliches empfinden und üben.

Mit dieser Liebe aber gingen ein strenger Ernst und eine feste Beharrlichkeit Hand in Hand. Wir wußten wie gern die Eltern uns Freude machten, wir wußten es aber auch, daß gegen meines Vaters Befehl kein Widerspruch gestattet war, ja ich möchte sagen, wir hatten die Vorstellung nicht, daß wir nicht unbedingt und ohne alle Frage gehorchen müßten. Gehorchte doch Alles im Hause dem Vater auf das Wort:

unſere Mutter, ſeine Mitarbeiter im Geſchäfte, ſeine Untergebenen, und die Dienſtboten. Die Mutter nannte den Vater, wenn ſie von ihm zu der Dienerſchaft ſprach, immer nur »der Herr!« — Und »der Herr will es!« »der Vater hat es geſagt!« das waren Ausſprüche, welche für das ganze Haus die Unumſtößlichkeit eines Gottesurtheils hatten.

Meines Vaters Redeweiſe war im Ganzen knapp und ſehr beſtimmt, ſein Verkehr mit den Handlungsgehilfen, die ganz in unſerm Hauſe lebten, nur auf das Sachliche geſtellt; und obſchon das in Preußen nicht mehr die allgemeine Sitte war, redete er unſere männlichen und weiblichen Dienſtboten mit Er und Sie an, wenn er zu ihnen ſprach. Aber gerade die kurze Beſtimmtheit ſeines Ausdruckes machte es, daß er nicht leicht mißverſtanden werden konnte, daß er alſo meiſt gut bedient war, und daß er für ſein Theil äußerſt ſelten in die Lage gerieth, Verweiſe zu geben, oder zu heftigen Aeußerungen zu kommen. Heftig gegen Frau und Kinder habe ich ihn nie geſehen, und Allen denen, welche ihm dienten, galt er für einen ſtrengen, aber gerechten und guten Herrn. Es ſind übrigens meiſt die Unkultur und die Würdeloſigkeit der Befehlenden, welche die ſchlechten Diener hervorbringen.

Ein Mann, welcher es dahin gebracht hat, daß seine Frau und seine Diener ihm vertrauensvoll gehorchen, hat es im Allgemeinen gar nicht mehr nöthig, seine Kinder noch besonders zum Gehorsam zu erziehen. Der Gehorsam war uns eingeimpft mit der Luft, die wir athmeten. Weil aber alle Tugend Sache der Uebung ist, und weil der Mensch, und vor allem das Kind, einer stetigen Zügelung gegen seine Aufwallungen und Launen bedarf, so war es feststehendes Gesetz, daß wir die Eltern nie anreden durften, ohne dem Worte Vater oder Mutter das Beiwort »lieber« oder »liebe« hinzu zu fügen. Unbedeutend wie diese Maßregel scheinen kann, ist sie von großer Wichtigkeit, und ich selbst habe in spätern Jahren ihren erziehenden Einfluß auf Andre hinlänglich erprobt. Wen ich mit einem freundlichen Worte angesprochen habe, dem kann ich in solchem Augenblicke nichts Unehrbietiges oder Trotziges sagen; und die Form der Rede wird so zu der Schranke, hinter welcher Heftigkeit und Uebereilung zurückbleiben müssen, abgesehen davon, daß an und für sich Gewöhnung an bestimmte Formen eine Wohlthat für das Zusammenleben in der Familie ist. So war uns z. B. die Sitte, den Eltern, bei der Begegnung am Morgen, nach den Mahlzeiten und bei dem Schlafengehen die Hand zu küssen,

so sehr zum Bedürfniß gemacht worden, daß es eine unserer Strafen war, wenn man uns diese Gunst entzog. Und selbst als meine Brüder bereits erwachsene Männer waren, und der Eine als Assessor, der Andere als Arzt außerhalb Königsberg lebten, brachte jede Heimkehr in das Vaterhaus ihnen das alte Herzensbedürfniß mit, den Eltern, wenn sie sich von des Vaters Tisch erhoben, die Hand zu küssen. Waren dann Fremde gegenwärtig, so wehrte der Vater den Söhnen wohl mit einem: schämt Euch doch Ihr großen Menschen! — aber er lächelte dazu, und es denkt wohl noch mancher unserer Gäste freundlich an den Familiensinn unseres Hauses.

Mitten in alle der Liebe und dem Frieden nahm aber die Entwicklung der einzelnen Kinder ihren eigenen und nicht überall guten Weg.

Ich war sehr glücklich in der Schule, lernte leicht, kam schnell vorwärts, wurde bei den öffentlichen Schulprüfungen sehr gelobt, und gehörte zu den Kindern, welche wir — denn auch die Mädchenschulen erzeugen sich einen Jargon — die Paradepferde nannten. Bei den Prüfungen vor den Eltern, welche etwa alle anderthalb Jahre einmal statt fanden, konnte dem Ehrgeiz des Einzelnen aber viel weniger ein Genüge gethan werden, als bei den Besuchen, welche der in der preußi-

schen Schulgeschichte berühmte Konsistorialrath Tinter, ab und zu unserer Anstalt machte.

Den Konsistorialrath Tinter kannte von Ansehn jedes Kind der Stadt. Jedes hatte ihn gesehen, den mittelgroßen, breitschultrigen Mann, mit dem runden offenen Gesicht, das, obschon Tinter das Haupt Etwas gebückt trug, mit seinen hellen Augen so freundlich aus dem langen grauen Haar hervorsah. Jeder kannte Tinters breitschoßigen, quäckerhaften, schwarzen Frack und die schwarze Kniehose, die niemals fest gegürtet war, und also von dem Träger in kleinen Interwallen immer wieder in die Höhe gezogen werden mußte, was sehr komisch aussah, weil diese Bewegung ihm zu einer Art mechanischer Gewohnheit geworden war. Ein kleiner ganz vertrückter Hut und hängende Strümpfe vollendeten für die Vorstellung das Bild eines altmodischen Gelehrten; aber wer dem alten Tinter nur in die Augen gesehen, zu wem er nur einmal mit seiner hellen, klugen Freundlichkeit gesprochen hatte, der vergaß seine seltsame Erscheinung, oder vielmehr, der gewann sie lieb. Alles, was man außerdem von ihm hörte, war ganz dazu gemacht, die Neigung der Kinder und der Jugend für ihn zu erwecken. Tinter war unverheirathet, trotz dem hatte er sich einen großen Hausstand geschaffen, denn er hatte

allmählich zwölf mittellose Knaben in sein Haus aufgenommen, die er als seine Kinder hielt und erzog, und von denen er den einen später förmlich adoptirte. Es ist dies der in Königsberg lebende, als Arzt und Mensch gleich hoch geschätzte Doktor Gustav Dinter. Ueber die Art der Dinterschen Häuslichkeit, über die Beschäftigung der Knaben, die bei der gemeinsamen Lektüre am Abende Federn schleißen und ähnliche Handarbeiten machen mußten, während der Consistorialrath strickte, hatten wir Alle unzählige Anekdoten gehört, die theils wahr, theils erfunden sein mochten; aber das empfand Jedes von uns, daß er die Kinder lieb hatte, und das zog uns zu ihm hin.

Seine Art zu fragen kam der unseres Lehrers nahe, aber sie war immer mit Heiterkeit gepaart, und wenn Dinter zu loben oder zu tadeln hatte, geschah es stets mit einer gewissen guten Laune, mit einem Humor, der uns um so besser gefiel, je weniger wir ihn beim Unterrichte sonst gewohnt waren. Als er das erstemal in unsere Anstalt kam, mag ich etwa drei Jahre in derselben gewesen sein. Ich mußte ihm meine Rechenkünste vormachen, die vortrefflich gelangen, wurde viel in der Geographie befragt, in der ich grade meinen ganz dummen Tag hatte, und mir eigensinnig auch von Herrn Ulrich nicht einhelfen ließ, so daß ich schlecht bestand, und

dann mich erst wieder durch Französisch und Geschichte einigermaßen vor den Augen Dinter's zurecht zu setzen hatte. Herr Ulrich war nicht zufrieden mit mir, Dinter aber klopfte mir auf den Kopf und sagte: Nu! dein Kopf hätt' auch besser auf 'nem Jungen gesessen! — Dann aber fügte er freundlich hinzu: wenn du aber nur 'n mal eine brave Frau wirst, so ist's auch gut! —

Mit heißen Wangen und höchst aufgeregt kam ich an dem Tage aus der Schule zurück. Ich erzählte Alles, was geschehen war, ich klagte mich an, daß ich Nichts gewußt hätte, aber ich verweilte doch noch länger auf dem Lobe, das mir ertheilt worden war, denn ohne es zu wissen, was er gethan, hatte der treffliche Mann einen meiner geheimen Schmerzen berührt — ich bemerkte es schon lange allen Knaben, daß sie Knaben waren und studieren konnten, und ich hatte eine Art von Geringschätzung gegen die Frauen. So thöricht das an einem Kinde von neun Jahren erscheinen mag, und so unberechtigt es in meinem besondern Falle war, lag doch der Ursprung zu diesen Gedanken nicht in mir selbst. Wen jeher hatten Fremde, wenn sie meine Fähigkeiten lobten, mit einer Art von Bedauern hinzu gefügt: wie Schade, daß das kein Junge ist! — Ich hatte also die Idee gefaßt, daß die Knaben etwas Besseres wären

als die Mädchen, und daß ich selbst mehr und besser sein müsse, als die andern Mädchen. Als Vorbild war mir immer auch ein Knabe, Eduard Simsen, hingestellt worden, und meine Mutter, welche von dieser falschen Richtung meines Wesens später gelitten hat, hatte selbst in der besten Absicht den Gedanken, daß Wissen die Hauptsache und alles Andere dagegen gering sei, in mir genährt und gepflegt.

Voller Liebe für uns Alle, hatte sie große Freude an meiner Begabung und an meinen Fortschritten. Sie war stolz darauf ein so kluges Kind zu haben, sie setzte mein Wissen vor meinen Onkeln und Tanten gern in ein großes Licht, und weil sie selber ohne alle Kenntnisse war, überschätzte sie das Wenige, was ich bis dahin gelernt hatte, über alles Maaß. Ich dagegen machte, nachdem ich etwa anderthalb Jahre regelmäßig unterrichtet worden, die Erfahrung, daß ich mir für mein Lernen bei der Mutter gar keinen Rath mehr erholen konnte, und noch ehe ich mein achtes Jahr vollendet hatte, wußte ich thatsächlich auch mehr als meine Mutter. Hätte ich damals den Verstand eines erwachsenen Menschen gehabt, so würde ich eingesehen haben, durch welche vortreffliche Eigenschaften dieser Mangel an Kenntnissen in der Mutter überwogen wurde. Weil dieser

Mangel sie selbst aber auf das Tiefste drückte, weil sie, um mir zuzuwenden was ihr fehlte, mir den Besitz von Kenntnissen immer als das Höchste und als das größte Glück hinstellte, so konnte es geschehen, daß ich meine Mutter unterschätzte, wie ich von ihr überschätzt wurde.

Lieb hatte ich dabei die Mutter von ganzem Herzen, aber ich hatte den Vater noch lieber, bei dem ich immer Rath und Hilfe, wenn auch viel häufigern und strengern Tadel als bei der Mutter fand. Der Vater las mit mir, der Vater spielte mit uns, und, obschon die Mutter ihr Leben für uns hingegeben hätte, hatte sie nicht jene sich nach außen kundgebende Zärtlichkeit, welche mein Vater besaß, und die, obschon sie immer gemessen blieb, und er sich ihr nicht oft überließ, für mich etwas Bezauberndes hatte, und die mir als Entgegnung meiner eignen Zärtlichkeit ein Bedürfniß war.

Lobte meine Mutter meine Fortschritte, so dachte ich, sie verstehe es doch im Grunde nicht recht. Tadelte sie mich über einen Hang zur Unordnung, der sich bei mir einstellte, oder über meine Heftigkeit, so meinte ich, sie thue mir Unrecht, und das sei auch Alles ganz gleichgültig, wenn man nur recht viel lerne und wisse. Und da die Mehrzahl der Frauen, welche ich damals kannte, auch nicht viel unterrichteter waren, als meine Mutter,

ſo ſetzte ſich eben die Vorſtellung in mir feſt, die Frauen ſeien geringer als die Männer, und für ſie ſei es ganz gut, daß ſie auf Ordnung ſähen und Haus hielten. Ich aber wolle lernen wie ein Mann, und ordentlich zu ſein hätte ich gar nicht nöthig. Eine unklare Erinnerung an eine Frau, die, wie ich hatte erzählen hören, damals Profeſſor in Bologna geweſen war, ſchwebte mir dabei vor, und trug noch dazu bei, mich vollends zu verwirren.

Meinem Vater entging die Urſache dieſer ſchiefen Richtung keineswegs, und je mehr er Grund hatte, die Mutter zu lieben und zu verehren, um ſo entſchiedener trat er jener Richtung entgegen. Ich beſitze einen Brief, den er mir noch vor Beendigung meines achten Jahres aus Warſchau ſchrieb, wohin ſeine Geſchäfte ihn für einige Zeit gerufen hatten. Ich ſetze ihn hieher, weil er mit meinem damaligen Zuſtande zugleich die Art und Weiſe darthut, in welcher der Vater mit mir verkehrte.

Warſchau den 11. Oktober 1814.
Mittwoch.

„Meine liebe Fanny! Dein liebes Briefchen von heute vor acht Tagen hat mir viel Freude gemacht; es war recht nett geſchrieben, und nicht ſo ſehr kurz, als das früher empfangene.

Die gewünschten Karten werde ich Dir mitbringen, und daß Du abermals ein Zähnchen verloren hast, ist recht gut, da Du dieselben wechseln mußt. —

So wie sich aber Deine Zähne verändern oder wechseln, so wird noch Alles an Dir wechseln: Dein Urtheil über das, was um Dich her vorgeht, Deine Gesinnungen darüber, Deine Kenntnisse, genug Alles! —

Du mußt nun aber, wenn Du ein ordentliches Mädchen werden willst, sehr auf Dich aufpassen, daß dieses Wechseln immer zu Deinem Besserwerden beitrage. —

Bei Deinem Urtheil über das, was um Dich vorgeht, mußt Du nur immer berücksichtigen, wer die Handelnden sind, und es nie vergessen, daß ältere Personen als Du in der Regel jede Sache besser verstehen als Du. Siehst Du nun gleich selbst ein, daß Du einmal Etwas besser weißt, als eine ältere Person, so liegt solches gewiß nur daran, daß Jene nicht Gelegenheit gehabt hat, es zu lernen; denn sonst würde sie es unbedingt besser wissen als Du, und Du mußt daher immer recht bescheiden sein.

Mit Demjenigen was Deine Eltern Dich jetzt und später lehren lassen, mußt Du nie prahlen. Du würdest schwerlich Etwas wissen, wenn Du keine Lehrer hättest, und überdem kannst Du alle Deine Zeit darauf

verwenden Etwas zu lernen, während andere Kinder Deines Alters schon irgend Etwas thun müssen, um ihren Eltern nützlich zu sein, etwa mit kleinen Kindern spielen oder irgend Etwas der Art. Deine Lage ist also sehr glücklich; Du kannst alle Deine Zeit darauf verwenden, um ein gutes und liebes Kind zu werden. —

Ich liebe Dich, mein liebes Kind! wie alle meine Kinder recht sehr, und eben weil ich Euch liebe, wünsche ich, daß Ihr alle recht gute Kinder sein möget. Du bist die Aelteste, mache Du nur den Anfang, und die Uebrigen werden Deinem Beispiel folgen.

So oft Du kannst spiele mit den Kinderchen, und da Du auch noch ein Kind bist, so ist auch für Dich das Spielen noch sehr dienlich und für Dich passend. Wie wird es mich freuen, wenn ich bei meinem Zuhausekommen erfahren werde, daß Du immer artig gewesen!

Grüße Herrn Ulrich und Deinen Musiklehrer vielmal von mir, und gieb Klärchen und dem Heinrich einen herzlichen Kuß von ihrem und Deinem Vater. Den beiden andern Brüdern schreibe ich apart.«

Es war das die Weise freundlichen Ernstes, in welcher der Vater immer mit uns verkehrte, wenn er nicht mit uns spielte, aber der Ton seiner Stimme, der Blick seines Auges, und seine Miene waren dabei so gütig,

und ſo voll Leben und Seele, daß wir wie im Sonnenſcheine lebten. Leb, wirkliches Leb erhielten wir ſehr ſelten von ihm. Bei den größten Anſtrengungen welche ich machte, bei den guten Zeugniſſen die ich immer nach Hauſe brachte, hörte ich ſelten etwas Andres, als „das iſt erdentlich, ſo habe ich's gern!“ und als einmal Fremde dem Vater zu unſerm Fleiß und zu unſeren Fähigkeiten gratulirten, ſagte er gelaſſen: es ſind ja auch meine Kinder! — Er legte ſich alſo das ganze Verdienſt unſerer Begabung bei, und wir hatten im Grunde auch wirklich die Empfindung, uns bei ihm dafür zu bedanken, daß wir begabt und fleißig waren.

Mich in meinen Grillen für das Studieren und gegen die weiblichen Beſchäftigungen zu beſtärken, war mein Vater übrigens gar nicht der Mann, und das um ſo weniger, als meine Unordnung zu einer Art von Glaubensſache bei mir geworden war. Ich glaubte, es ſei hübſch, ſich um Kleinigkeiten nicht zu kümmern, und ich habe meiner Mutter in dieſer Beziehung eine unendliche Mühe gemacht, und habe ihr in dieſem Punkte meine ganze Erziehung zu danken. Durch Jahre und Jahre iſt ſie es nicht müde geworden, mich an jedem Abend ſelbſt meinen Bücher- und Spielſchrank aufräumen zu laſſen, mich immer wieder zur körperlichen Acht

samkeit zu ermahnen, und mich im Hause, so gut es sich thun ließ, zu den Dienstleistungen anzuhalten, an denen meine Achtsamkeit und Pünktlichkeit sich üben sollten. — Die strenge Ordnung in der Schule kam ihr dabei zu Hilfe, aber auch dort gab es plötzlich Klagen über schlechtes Schreiben, über fehlende Löschblätter, über Dintenflecken und ähnliche Nachlässigkeiten, und erst als irgend welche neue Gedanken mir die Erinnerung an den weiblichen Professor aus dem Sinne gebracht hatten, fand ich mich allmählig wieder zur Ordnung zurück. Ich war in der That mit Bewußtsein und mit Absicht, ja recht eigentlich aus Dünkel, unordentlich geworden.

Neuntes Kapitel.

Durch die nächsten Jahre ging mein Leben ruhig hin. In der Schule kam ich vorwärts, im Hause blieb Alles sich gleich, nur daß uns im Jahre achtzehnhundert achtzehn ein neuer Bruder, eben jener kleine Heinrich geboren wurde, den mein Vater mich beauftragt hatte zu küssen. Das Dazukommen eines neuen Kindes macht aber, wenn ihrer schon ein Häufchen beisammen ist, keinen großen Eindruck auf die Andern, und so lieb wir den lebhaften kleinen Jungen auch hatten, der mit seinen großen Augen dem Vater sehr ähnlich sah, so blieben ich und meine beiden ältesten Brüder doch einzig und allein auf uns selber angewiesen, und ich habe nie andere Spielkameraden unter meinen Geschwistern gehabt als sie.

Aus dieser Epoche sind mir jedoch drei Ereignisse besonders deutlich geblieben. Zuerst die Erinnerung an ein lebensgefährliches Scharlachfieber, die einzige schwere Krankheit, welche ich je gehabt habe. Von den Schmer-

zen und Leiden der Krankheit, die mich im siebenten Jahre befiel und mehr als zwei Monate währte, weiß ich gar Nichts. Es war aber, weil ich allein im Hause von der schweren Epidemie befallen worden war, und man mich also sorgfältig von den andern Kindern abgesperrt hatte, die erste Trennung, welche ich von meinen Geschwistern erlitt, und sie fiel mir äußerst schwer. Zum Unglück hatte eine meiner Tanten, welche mich besuchte, an meinem Bette von dem Tode eines mir gleichaltrigen Schulkameraden gesprochen, der das Scharlachfieber bekommen hatte, während ich selbst mich noch gesund und in der Schule befand. Ganz plötzlich war mir dabei die Vorstellung gekommen, daß meine Brüder auch gestorben sein, und daß man mir dies eben so verheimlichen könne, wie den Tod jenes Knaben, und da ich aus dem Bereich meiner Bettschirme nicht heraus konnte, da man die Geschwister nicht zu mir lassen wollte, und keines von ihnen damals schreiben konnte, mir ein Zeichen zu geben, so war es von früh bis spät meine Frage, ob sie auch wirklich lebten, und was sie thäten, und was sie mir sagen ließen? Es war die erste Trennung und die erste schwere Sehnsucht, die ich erlitt, und sie war allmählig so heftig geworden, daß man mich, als ich nun das Bett verlassen konnte,

in Pelze und Tücher gepackt bis an die geschlossene Stubenthüre führte, durch die ich meine Geschwister sehen konnte, und durch deren Glasscheiben wir einander küssen konnten, als sie ihre Köpfchen an dieselbe heraudrängten. Kinder sind viel lebhafteren Schmerzen und Freuden fähig als man glaubt. Ich habe das Entzücken, mit welchem ich mich nach meiner ersten Ausfahrt wieder unter meinen Geschwistern und mit ihnen spielend befand, nie vergessen. Sie waren Alle so groß geworden, sie waren Alle so gut! Besonders die Zärtlichkeit meiner Brüder war so rührend, denn es war, als wäre ich ihnen fremd und neu und lieber noch geworden! Und meine Eltern weinten Beide, als sie uns wieder beisammen sahen, als sie sahen, wie ihre Liebe unter uns fortwucherte.

Die beiden andern Erinnerungen sind allgemeinerer Art. Sie beziehen sich auf die im Jahre achtzehnhundertneunzehn erfolgte Ermordung Kotzebues, und auf die, in dem gleichen Jahre durch ganz Deutschland gehende Judenverfolgung.

Kotzebue hatte, nachdem er Rußland verlassen, längere Zeit in Königsberg gelebt, und mein Onkel, Doktor Assur, war sein Hausarzt gewesen. Dieser hatte mich, ehe ich in die Schule ging, häufig in seinem

Wagen mitgenommen, wenn er seine Kranken besuchte, und da er bei dem Etatsrath — diesen Titel gab man Kotzebue — meist des Plauderns halber lange verweilte, so hatte er mich dann mit aussteigen lassen, und ich war freundlich aufgenommen und mit Näschereien, die dort immer auf einem Tische standen, beschenkt worden. Als ich dann einmal durch die Unvorsichtigkeit unseres Hausmädchens eine nicht unbedeutende Verwundung erlitt, deren mein Onkel, eben weil man mich dort kannte, im Kotzebue'schen Hause erwähnte, hatte mir der Etatsrath eine schöne Puppe geschickt, und ich war, als mein Nasenbein wieder geheilt worden, mit dem Onkel hingefahren, mich zu bedanken.

Alle meine Erinnerungen an den Mann waren also angenehm. Die Einrichtung des schönen Hauses, das er auf dem Königsgarten, nahe bei dem Theater, bewohnte, hatte eine gewisse Vornehmheit gehabt, die mir aufgefallen war, ohne daß ich gewußt hätte, warum sie mir aufgefallen. Auch der Etatsrath, wie er mir in der Erinnerung lebt, eine nicht große feine Figur, hatte mir mit seinen schwarzen Escarpins und seidenen Strümpfen, mit seinem Jabot und seinen Manschetten, sehr gefallen, und nun war der mit einem

Viele ermordet werden, und es gab Personen, welche sagten, es sei ihm Recht geschehen, er sei ein Verräther gewesen, und Sand sei ein Held, dessen Namen auf die Nachwelt kommen werde, wie die Namen anderer Märtyrer und Heroen.

Die eifrigsten unter diesen Vertheidigern von Sand waren in unsrem Hause ein Dichter und ein Musiker: Raphael Beck und Gustav Wiebe. Sie waren Beide Hausfreunde meiner Eltern, und, wie ich es jetzt beurtheile, beide entschiedene Romantiker, wenn auch Jeder in anderer Weise. Beck hatte studiert und bekleidete später den Posten eines Custos an der Wallenrodt'schen Bibliothek, den er bis zu seinem Tode behalten hat. Er war eine große, magere, nach vorn gebeugte Gestalt, mit einem blassen Gesichte, dessen eingefallene dunkle Augen düster aus dem langen, schwarzen Haar seines Kopfes hervorsahen. Er hatte ein nahes Freundschaftsverhältniß zu Zacharias Werner gehabt, für dessen Schriften mein Vater ebenfalls eine gewisse Vorliebe besaß, und Beck gehörte, nebst dem später berühmt gewordenen Professor Ludwig Sachs, zu den Jugendgenossen meines Vaters, mit denen er, so zu sagen, die Romantik der Zeit absolvirt hatte. Mein Vater war aber darüber lange hinausgekommen, nur

die Neigung für Werner hatte er von Bock zum Erbe, die Schriften von Jakob Böhme als Geschenk von Sachs, und die Theilnahme für diese Freunde als Andenken an seinen Romanticismus behalten. Er störte Bock auch niemals, wenn dieser den hingerichteten Sand als einen Helden pries, und dessen That als den Beginn der Wiedergeburt des deutschen Vaterlandes verkündete. Er ließ ihn durchaus gewähren, wie man einen Gemüthskranken gewähren läßt, und Bock hatte in der That die überspannte Schwärmerei eines solchen. Nur als Herr Wiebe, mein Musiklehrer, ein junger, schöner, blonder Mensch, sich einmal auch in die Begeisterung für Sand versetzte, sagte mein Vater abwehrend: „sein Sie doch kein Narr! Sand's That war eine Kopflosigkeit, Nichts weiter, und der arme Teufel verliert dafür den Kopf!“ — Solch einzelne Aeußerungen setzten sich in den Kindern am leichtesten und sichersten fest.

Gegen den Onkel Doktor aber, der, weil er Kotzebue persönlich nahe gestanden hatte, voll leidenschaftlicher Erbitterung gegen Sand war, entschuldigte mein Vater diesen Letzteren, und klagte Kotzebue an, und ich stand da, und wußte nicht, was ich denken sollte. Die Begriffe einer begeisterten Vaterlandsliebe, die Vorstellung

eines Verraths am Vaterlande und eines Opfertodes für das Vaterland waren mir sehr geläufig, und die Thaten des Mutius Scävola, des Horatius Kokles und des Harmodios und Aristogiton hatten mir schon erhebende Empfindungen eingeflößt. Aber ich konnte mir das Alles doch nur in der römischen Toga vorstellen, und daß der Etatsrath, der mir nur Gutes gethan hatte, der wie alle meine Bekannten ausgesehen, ein Vaterlandsverräther sein sollte, daß ein junger Mensch, der auch nichts Andres war als ein gewöhnlicher Student, wie deren Hunderte in unsern Straßen umhergingen, das Vaterland gerettet haben könnte, indem er den Etatsrath und sich selbst ermordete, das ging über mein Fassungsvermögen. Abgesehen davon, daß die Idee des Meuchelmordes, die Gedanken an eine Hinrichtung mir schrecklich waren, überraschte es mich, daß mein Vater sich über die That von Sand in dem einen Falle tadelnd, in dem andern entschuldigend ausgesprochen, und daß er mir auf meine desfallsigen Fragen abweisend erwidert hatte, ich verstände von der Sache Nichts und solle sie mir aus dem Sinn schlagen, ich könne an etwas Besseres denken. Das war aber leichter gesagt, als gethan! Denn wohin man sah, fand man die Bilder von Sand. Auf den Einen

war er in dem Augenblicke dargestellt, in welchem er die That vollbrachte, und Kotzebue, sich auf die Stuhllehne stützend, zusammenbrach, während Frauen in das Zimmer stürzten. Auf Andern sah man ihn im Moment der Hinrichtung. Sein Portrait fand man an jedem Ladenfenster auf Pfeifenköpfen, Tabacksdosen, Tassen, kurz überall, wo es sich anbringen ließ, und die Erinnerung an das Ereigniß blieb mir deshalb lange und verwirrend gegenwärtig.

Stärker noch wirkte die Judenverfolgung auf mich ein. Je älter ich geworden war, je mehr hatte ich es gemerkt, wie sorgfältig die Meinen, die Eltern und alle ihre Verwandten, es vermieden, davon zu sprechen, daß wir Juden wären. Einzelne, fremdklingende Worte, von denen ich wußte, daß es jüdische waren, wurden zwischen ihnen hie und da einmal als Verständigung gebraucht, wenn man uns Kindern eine Mitwissenschaft entziehen wollte, aber man sah es nicht gern, wenn wir diese Worte gehört hatten; in Gegenwart der Dienstboten oder fremder Personen bediente man sich ihrer nie, und allen den darauf bezüglichen Fragen wich man jetzt wie früher aus. In der Schule hingegen wurde es mir immer fühlbarer gemacht, daß ich nicht der Allgemeinheit angehörte.

Der Religionslehrer der obern Klassen, der später so unglücklich bekannt gewordene Prediger Ebel, hatte mir, als ich etwa sieben Jahre alt war, und man mich bei einer Prüfung belobt hatte, einmal in Gegenwart der andern Kinder die Hände auf den Kopf gelegt, und mich dabei „du fromme Tochter Israels!“ genannt, was mich und meine Mitschülerinnen lachen machte, weil es von uns in direkte Verbindung mit dem Erzvater gebracht wurde, und uns also höchst komisch erschien. Aber Kinder, und namentlich kleine Mädchen, sind neugierig wie junge Katzen. Einmal auf eine Fährte gebracht, bringt man sie nicht wieder davon ab. Ein Paar Tage neckten sie mich, und amüsirten sie sich mit der Ebel'schen Bezeichnung, dann aber wollten sie ergründen, was sie eigentlich wußten, daß ich keine Christin sei. Ich sollte sagen, bei wem ich getauft sei? und bei wem meine Eltern in die Kirche gingen? und bei wem ich den Confirmandenunterricht erhalten würde? — Ich antwortete der Wahrheit nach, und da es lauter gute und wohlgesittete Kinder waren, und wir einander lieb hatten, kamen sie auch bald von ihrer Neugier ab, weil sie sehen mochten, daß sie mich quälten. Mir aber blieb sein Stachel davon in der Seele zurück, und dieser ver-

schärfte sich daran, daß ich zu einigen Mädchen der Klasse, die ich am liebsten hatte, und die mich am liebsten hatten, nicht eingeladen wurde, wenn man ihnen Kindergesellschaft einlud. Zwei von ihnen, ein liebenswürdiges Zwillingspaar, dessen Geburtstag immer in ihrem Elternhause sehr gefeiert wurde, sagten es mir einmal mit Thränen, sie dürften mich nicht einladen und dürften auch nicht zu mir kommen, weil ihre Eltern nicht erlaubten, daß sie mit Juden Umgang hätten. Wir waren alle drei darüber sehr gerührt, und ich sehr unglücklich. Eine ganze Last von Kummer, von Schmerz, von Kränkung, lag auf meinem armen achtjährigen Herzen, und ich hätte mich nicht überwinden können, zu Hause ein Wort davon zu sagen. Ich schämte mich und hatte das Gefühl, den Eltern nicht solch ein Herzeleid anthun zu wollen, wie ich es empfand.

Indeß bei der nächsten kleinen Gesellschaft, die man mir einlud, kam die Sache doch zur Sprache. Die Eltern schwiegen, als ich ihnen mein Erlebniß erzählte, aber ich konnte sehen, wie unangenehm es ihnen war, und wenn ich auch sonst aus der Schule und aus der Familie, und an den beiden Töchtern einer englischen Familie, die neben uns wohnte,

Spielgenossen genug hatte, so verschmerzte ich meine Verluste doch nicht, und die Vorgänge in der Stadt trugen dazu bei, mich immer daran zu erinnern, daß es schlimm sei, ein Jude zu sein.

Wo sich in jener Zeit einzelne Juden oder jüdische Familien sehen ließen, rief man ihnen spottend in den Straßen nach. Gerüchte von Feindseligkeiten, welche in Süddeutschland gegen die Juden verübt worden waren, cirkulirten wohin ich in der Familie kam, und wenn die Eltern sich auch hüteten, uns zu Hause Etwas davon hören zu lassen, so sprach man bei den Tanten und Onkeln um so mehr und um so besorgter davon. Ich vernahm es, wie man in Frankfurt am Main und in Würzburg den Juden die Fenster eingeworfen und ihre Häuser geplündert haben sollte, wie angesehene Männer auf der Straße beschimpft und mißhandelt worden wären, und man war in großer Angst um die in Hamburg lebenden Geschwister meiner Mutter, weil dort der Judenhaß auch sehr groß, und der Pöbel sehr roh sein sollte. Da solche Epochen der Verwirrung in den Geistern der Völker aber epidemisch sind, und sich mittheilen man weiß nicht wie, so waren auch unsere Dienstboten von der Wuth ergriffen worden, und der Glaube, daß an irgend einem

Tage in Königsberg etwas Unerhörtes gegen die Juden unternommen werden würde, war aus der Kinderstube in mich gekommen. Mein Vater, meine Mutter versicherten, das sei Thorheit, es wäre Nichts von alle dem wahr, was man fable, aber ich erfuhr doch, daß man in der Langgasse eines Abends einem reichen Kaufmann die Fenster eingeworfen habe, und daß dies wahr sein müsse, merkte ich daran, daß man uns Kinder Abends nicht mehr, wie sonst, auf den Fenstertritten sitzen ließ, wenn wir bei meinen Tanten waren, die in der Langgasse wohnten, und deren Wohnzimmer nach der Straße gelegen waren.

Von da ab hatte ich den vollständigen Begriff von der Unterdrückung der Juden, von der Ungerechtigkeit, welche man gegen sie begehe. Auch das Bewußtsein der gebildeten Juden, aufgeklärter und besser zu sein als ihre Verfolger, hatte bereits angefangen sich auf mich zu übertragen, und die Juden hatten damals ihr stolzes Selbstgefühl, das man ihnen so oft als Anmaßung und Arroganz vorgeworfen hat, sehr nöthig, wenn sie selbst sich aufrecht erhalten und ihre Kinder tüchtig machen wollten, an der allmähligen Emancipation des Volkes mitzuarbeiten. Viele, welche später in diesem Kampfe am meisten gewirkt, sind in jener Zeit

der Judenverfolgung nicht viel älter gewesen als ich, und werden sich ihrer wohl später erinnert haben. Dem Unterdrückten ist aber sein Selbstgefühl der beste Schild und die sicherste Waffe. Eine Nation, und Menschen überhaupt, welche ungerechte Unterdrückung ohne stolze Empörung annehmen und ertragen, sprechen sich selbst ihr Urtheil und gehen an der feigen Demuth vor ihren Verächtern in Ehrlosigkeit unter.

In Königsberg aber ging die Epidemie der Judenverfolgung ziemlich gelind vorüber. Es blieb bei den spottenden Nachrufen, und als man sich damit genug gethan hatte, fand man sich von beiden Seiten äußerlich wieder zurecht. Es kehrte alles in das alte Gleis zurück, und auch wir lebten bis in das Jahr achtzehnhundertzwölf ganz in der alten Weise fort. Es kamen freilich nicht mehr so viel auswärtige Gäste in das Haus, als in den ersten Jahren deren ich mich zu erinnern wußte, aber im Hause blieb die alte reichliche Lebensweise sich gleich, und nur die Besorgniß um den ältesten Bruder meines Vaters, dessen Kränklichkeit zu einem Augenleiden geworden war, beunruhigte die Familie.

Er wohnte in dem Hause seiner Schwester Johanna, die ihn auf das Sorgfältigste pflegte, und wenn

wir deren Kinder besuchen gingen, so wurden wir auch zu dem Onkel gebracht, der sehr blaß aussah, immer magerer wurde, viel hustete, und den ich mir grade in dieser Zeit am deutlichsten vorstellen kann, wie er in einem braunen Ueberrocke in seinem Zimmer umherging, und die goldene Tabacksdose in der Hand hielt, aus der er häufig schnupfte.

Man fing an von seinem möglichen Tode zu sprechen, in das Comptoir ging er gar nicht mehr, und da er nicht mehr wie sonst nach Warschau und nach Rußland reisen konnte, war mein Vater öfter abwesend. Zuweilen besuchte der Onkel uns noch, aber er war nicht mehr so heiter wie sonst, es kam eine Art von Trübniß über das Haus, die ich schon empfand, ohne jedoch recht zu wissen, was eigentlich um mich her vorging. Der Vater arbeitete am Ende des Jahres bis tief in den Abend hinein mit seinen Leuten im Comptoir; das war aber immer zur Zeit des Jahresschlusses geschehen, und für uns war er immer der Alte. Trotzdem war Etwas anders im Hause geworden, und als zu Anfang des Jahres ein und zwanzig im Februar unser kleiner Bruder Heinrich schwer erkrankte, wurde es vollends still. Er war nun beinahe zwei Jahre alt, und die letzten Zähne wollten bei ihm durchbrechen.

Davon hatte er ein Paarmal Krämpfe bekommen, so daß man ihn, um uns den Anblick zu entziehen, von uns getrennt hatte, und während man ihn mit der Kinderfrau in ein sonst unbenutztes Stübchen gebettet hatte, richtete man unten das Wohnzimmer zur Wochenstube für meine Mutter ein, die ihre sechste Niederkunft erwartete.

In der Nacht zum sechzehnten Februar wurde meine Mutter von einem Knaben entbunden. Sie hatte unsern kleinen Heinrich in seinen furchtbaren Krämpfen verlassen müssen, am Vierzen nach ihrer Entbindung starb das arme Kind.

Uns seinen Tod zu verheimlichen war nicht möglich, aber man ließ uns ohne das nicht in das Zimmer der Mutter hinein, und auch den todten Bruder bekamen wir nicht zu sehen. Man sagte uns, er sähe sehr entstellt aus, und versuchte uns in unsern bittern Thränen damit zu trösten, daß wir ja einen neuen Bruder bekommen hätten, der uns den Heinrich ersetzen würde.

Das half uns aber gar Nichts. Der Vater sah verändert aus, das ganze Haus war uns unheimlich. Fremde Männer, alles Juden, alle schwarz gekleidet, kamen in Heinrichs Stube, die Todtengebete zu halten.

Durch das Thürfenſter der Kinderſtube konnten wir ſehen, daß in der gegenüberliegenden Stube, in der die kleine Leiche ſtand, am Abend ein Licht brannte, und daß ein fremder Mann neben dem Lager ſaß. Wir erinnerten uns, wie der kleine Bruder drollig mit dem Stock geſchlagen, wir machten ihm nach, wie er „Hund“ geſchimpft, wenn er böſe geweſen war, und ſo nahte ſich der dritte Tag, an dem er beerdigt werden ſollte.

Es war früh am Vormittag als die Wagen vor die Thüre fuhren. Wir ſtanden oben, zwei Treppen hoch, in der Kinderſtube am Fenſter, als die Schritte der ſchwarzen Männer auf der Treppe verhallten, die man mit Decken belegt hatte, damit meine Mutter kein ungewöhnliches Geräuſch vernehmen ſollte. Wir ſahen den Vater in den Trauerwagen ſteigen, ſahen den Wagen mit dem Brüderchen fortfahren, und aufgelöſt in Schmerz, wie wir es Alle waren, lief einer meiner Brüder, da die Kinderfrau, ſelbſt weinend, uns nicht beachtete, aus dem Zimmer, hinunter zu meiner Mutter, und ſtürzte ſich mit dem Ausruf: Mutter! Mutter! jetzt fahren ſie mit unſerm Heinrich fort! über das Bett derſelben.

Meine Mutter erkrankte von dem Augenblicke ab

auf das gefährlichste. Unser kleiner Neugeborner, den sie selbst nährte, wurde das Opfer ihres Schreckes. Er starb an seinem achten Lebenstage, und man trug ihn in seiner Wiege in dasselbe Zimmer, in welchem eben erst die andere kleine Leiche gestanden hatte. Er sah mit seinen runden Bäckchen und den geschlossenen Augen wie ein schönes Wachsbild aus; aber die Kälte seiner Hände und seiner Wangen flößte mir ein unaussprechliches Entsetzen ein. Es war der erste Todte, den ich sah.

Man begrub ihn am dritten Tage. Am vier und zwanzigsten Februar, am Hochzeitstage meiner Eltern, starb der Onkel. Mein Vater war in dem Zeitraum von acht Tagen dreimal auf dem Kirchhofe, er begrub in einer Woche seinen ältesten Bruder, zwei von seinen Söhnen, und die Frau, an der sein ganzes Herz hing, lag auf den Tod darnieder. „Bleibt Ihr mir nur leben!“ sagte er, indem er uns mit schwerem Seufzer küßte, als er das letzte mal vom Kirchhof kam. Ich empfand seine Klage, seinen Schmerz und unsere Verluste ganz vollkommen.

Meiner Mutter Zustand war durch einige Wochen hoffnungsloser, meines Vaters Lage furchtbar. Schon seit Monaten hatte der Bankerott einiger russischen

Häuser, mit denen er in Verbindung ſtand, ſeinen eigenen Fall in Ausſicht geſtellt, und nur mit Mühe war es ihm möglich geweſen, das Hereinbrechen dieſes Mißgeſchickes hinauszuſchieben, ſo lange ſein Bruder lebte. Länger ließ es ſich nicht verbergen, daß er zahlungsunfähig ſei, er mußte ſich bankerott erklären, und auch er verlor, bei der damals weit verbreiteten Handelskriſe, ſein Vermögen.

Wir Kinder, ich und mein älteſter Bruder, gingen in die Schule wie ſonſt, es waren auch die gewohnten Perſonen, die uns bedienten, aber es war nicht mehr daſſelbe Haus. Fremde Aerzte und Krankenwärterinnen gingen darin umher, wir aßen unten in dem kleinen Entree, in dem es viel zu eng war, und der Vater ſah nicht kenntlich aus. Eines Abends, als wir Kinder ſchon in den Betten lagen, und mein Vater uns ſchlafend glaubte, kam er in die Kinderſtube herein, und hatte einige Kleidungsſtücke von ſich über den Arm gehängt, die er unſerer alten Anne hinreichte. „Trage Sie das morgen zum Schneider,“ ſagte er kurz, „er ſoll alles vier Finger breit enger machen. Es hängt mir auf dem Leibe und ich will nicht, daß Madame es ſieht!“ —

Er ging hinaus, nachdem er uns nach der Reihe

nach betrachtet hatte, ich lag ganz still, und weinte bitterlich bis ich einschlief.

Meiner Mutter Krankenlager währte vier Monate. Der Schreck hatte ihr die Milch in den Körper zurückgetrieben, es bildeten sich Geschwüre, ein Paarmal wurden Operationen nöthig, und als sie endlich im Sommer aufstand, war ihr linker Arm steif und gekrümmt, und blieb es fast das ganze Jahr hindurch.

Am vier und zwanzigsten März, an meinem neunten Geburtstage, war meine Mutter noch gefährlich krank. Sie hatte in allen ihren Leiden aber doch an den Tag gedacht. Man hatte mir in der Kinderstube einen Kuchen und ein Paar andre Dinge bescheert und aufgelegt, und ich war wie immer an diesem Tage nicht in die Schule gegangen. Gegen Mittag ließ sie mich in ihre Stube kommen, wie sie sich die Kinder immer kommen ließ, wenn die Schmerzen ihr nur irgend ein Bewußtsein gestatteten. Das Zimmer war sehr verdunkelt, hinter grünen Schirmen stand ihr Bett.

Sie winkte der Krankenwärterin fort zu gehen, und ich mich auf ihr Bett sitzen, wobei sie mir die Hände hielt. Ich war unbeschreiblich traurig. Nach einer Weile nahm sie von dem Tischchen, das ihr zur Seite

stand, ein Papier. Es lagen ein Paar goldene Ohrringe darin, die sie mir gab, und die ich mir einziehen mußte. „Die sollst Du nun immer," sagte sie, „zu meinem Andenken tragen. Und wenn ich sterbe, — Du bist die Aelteste, sei nur recht gut zu den Kindern und zum Vater!"

Es fiel wie ein Schlag auf mich hernieder. So krank die Mutter war, so sehr ich Alle in Sorgen um sie gesehen hatte, an ihren Tod hatte ich zwar gedacht, aber ich hatte nicht an denselben geglaubt. Nun stand die entsetzliche Möglichkeit plötzlich vor mir, als müßte sie gleich eine Wahrheit werden, und lähmte mich in dem Augenblicke völlig. Ich konnte Nichts sagen, ich konnte auch nicht weinen, bis die Mutter mich zu sich zog und küßte und ich in solches Schluchzen ausbrach, daß die Wärterin mich hinausführte.

Von der Stunde ab, so froh ich später auch noch spielen konnte, war ich doch kein Kind mehr. Ich hatte einen neuen Zusammenhang mit den Meinen, und für meine Vorstellung ein neues Verhältniß zu ihnen bekommen. Ein gutes Beispiel für meine Geschwister zu sein, hatte man mich immer ermahnt; jetzt kam mir der Begriff, daß eine älteste Tochter die Stütze der

Familie sein müsse. Ich gewann dadurch eine Bedeutung für mich, und der Vorsatz gut und wo möglich auch recht brauchbar zu werden, faßte selbstständig Wurzel in mir.

Zehntes Kapitel.

Im Laufe des Jahres verließen wir das Haus in der Brodbänkenstraße, das wir durch sieben Jahre inne gehabt hatten. Es hatte tausend Gulden preußisch (dreihundert drei und dreißig Thaler) Miethe gekostet. Das war für jene Zeit in Königsberg eine große Summe, und weit mehr als der Vater in jenem Augenblick auf unsere Wohnung verwenden durfte.

Von unsern Handlungsgehilfen waren nur zwei und ein Lehrling im Hause geblieben, auch die alten Dienstboten verließen uns. Die Kinderfrau war entbehrlich geworden durch den Tod der beiden jüngsten Kinder, sie und die andern Mädchen waren an hohen Lohn und an gutes Leben gewöhnt, und da die größten Einschränkungen zur Pflicht geworden waren, meinte die Mutter mit Recht, dieselben mit den alten Dienstboten nicht so wie es nothwendig war, durchführen zu können.

Es war im Herbste, als wir in die Vorstadt hinaus-

zogen, und da die Häuser dort alle erst nach dem Brande aufgebaut und also neu waren, wohnten wir in der Vorstadt nicht nur viel billiger, sondern eigentlich auch besser als in der Stadt. Die Straße ist eine der breitesten und hell und lustig. Auch die Häuser sind dort breiter, haben wie das, in welches wir einzogen, meist Seitenflügel, und wir hatten also in der einen Etage, welche der Vater gemietet, eben so viel Zimmer als in dem alten Hause, die großen Erkerstuben des obern Stockes gar nicht mitgerechnet. Aber das alte dunkle Haus war uns wärmer und behaglicher vorgekommen, die hellen großen Zimmer des neuen schienen uns Alten Anfangs kalt und frostig, die zusammenhängenden Stuben ließen in den einzelnen Gemächern nicht die gewohnte frühere Ruhe. Meine Mutter empfand es schwer, daß der Vater sein Comptoir nun in der Stadt hatte, und also theilweis außer dem Hause leben mußte, und wir Kinder hatten mit den uns vertrauten alten Dienstboten auch die alte Nachbarschaft, und was uns sehr zu Herzen ging, das Doppelfenster in der Kinderstube verloren, hinter dem wir in jedem Winter eine Anzahl von Rothkehlchen, Zeisigen und Meisen gehegt, und zu Spielgefährten gehabt hatten. Auch die Kupferstiche aus dem Orbis, die uns sehr lieb gewesen, kamen nicht mit in

die neue Wohnung hinüber. Man sagte, es sei für sie kein rechter Platz. Ich vermuthe aber, daß sie, weil sie werthvoll waren, verkauft worden sind, obschon wir sonst unsern ganzen Besitz von Möbeln und Geräthen behalten und mitgenommen hatten.

Das ganze häusliche Leben wurde nun auf einen andern Fuß eingerichtet. Sonst hatten die stattliche Kinderfrau oder der Hausknecht mich nach der Schule gebracht, damit ich den schweren Pompadour voll Bücher nicht zu tragen brauchte, jetzt mußte ich den zweimal so weiten Weg allein machen. Die Kost im Hause wurde verändert, der Mittagstisch auf das einfachste eingerichtet, die Abendmahlzeit regelmäßig mit einer Wassersuppe oder mit einem sehr billigen Kartoffelgericht gemacht, und alles was wir mit der Zeit von neuen Kleidern erhielten war viel geringer an Werth, als dasjenige, was wir bis dahin getragen hatten. Auch meine Mutter beschränkte ihre ohnehin bescheidene Weise sich zu kleiden, noch viel mehr, mein Vater ließ die damals noch üblichen Jabothemden eingehen und behalf sich mit Chemisets, die seidenen Taschentücher machten allmählich den bunten Leinwandtüchern Platz, und jede solche Beschränkung, für welche Kinder, weil ihre Welt die Welt des Kleinen ist, vielleicht noch mehr Auge

haben als die Erwachsenen, machte mir Kummer, weil sie mir in das Gedächtniß rief, was beide Eltern mir gesagt hatten, daß sie große Sorge hätten, daß es ihnen schwer werde uns zu erziehen, und daß wir also alles Mögliche thun müßten, ihnen ihre Sorge durch unsern Fleiß zu lohnen, und recht rasch vorwärts zu kommen.

Solche Eindrücke, so nachhaltig sie auf die Entwickelung eines Kindes wirken, sind aber doch nicht dauernd in demselben lebendig. Mit nothwendigem Selbsterhaltungstriebe sucht das Kind nach Freude, und die große Liebe unserer Eltern wußte uns auch in den beschränkteren Verhältnissen Freude und eine glückliche Kindheit zu bereiten, wie vielen. Dazu drückten uns Kinder die Einschränkungen eigentlich nicht persönlich. Daß ich jetzt allein in die Schule gehen mußte, kam mir bald als ein Zeichen der Erwachsenheit und als eine mir angenehme Freiheit vor. Das veränderte Kost ist Kindern, wenn sie nur satt werden, und wenn man sie nicht überhaupt gelehrt hat, auf die Art der Speise mehr Werth zu legen als es werth ist, meist sehr gleichgültig. Daß wir auch mit geringen Mitteln recht gekleidet waren, dafür sorgte der feine Schneidermeister, und für manches Andere, was jetzt nicht mehr so war als früher,

entschädigten uns der weite Hof und besonders der kleine Garten, die wir am Hause hatten.

Dieser Garten, ein Raum von vielleicht zwölf Schritten im Geviert, war ein eingezäunter verwilderter Fleck, als wir das Haus bezogen. Er hatte eine Art von Laube, die aus Latten zusammengeschlagen und oben bedacht war, so daß sich über ihr ein kleiner Balkon erhob, der nach dem leeren, wüsten Jahrmarktsplatze hinaussah. Aber schon die Idee einen Garten zu haben, beglückte uns, und als der Vater dann einen alten verarmten Gartenarbeiter kommen ließ, der einige Pappeln an den Balken und Stachelbeerhecken um den Zaun pflanzte, der die Erde ganz umgrub, Beete abtheilte, diese mit einigen geringen Pflanzen besetzte, und uns die Anweisung gab, wie wir dieselben zu warten hätten bis er wieder kommen werde, da hatten wir nicht nur das alte Haus in der Stadt schnell vergessen, sondern fanden sogar daß es in der Vorstadt viel schöner wäre, wie sie denn thatsächlich für uns Kinder auch ein weit gesunderer Aufenthaltsort wurde.

Grade als wir in die Vorstadt gezogen waren, hatte man mich in der Schule in die zweite Klasse versetzt, und ich brauche keinen zu starken Ausdruck, wenn ich sage, daß das Lernen, je weiter wir vorwärts schritten,

mich immer glücklicher machte. Wir lebten damals sehr eingezogen, die Eltern hatten den Grundsatz, daß man Kinder, und namentlich Mädchen früh an Häuslichkeit gewehnen müsse. Fremde kamen nicht mehr in das Haus; wenn also nicht der Geburtstag irgend einer Schulfreundin oder der Besuch bei einer meiner Tanten eine Ausnahme machten, war ich regelmäßig zu Hause, und in meinen Abendstunden nach Herzenslust zu lesen, meine beste Freude.

Mein Vater gab mir viel Reisebeschreibungen und Geschichtswerke, in Bearbeitungen für Kinder, aber er ließ mich auch, als die Mährchenwelt allein mir nicht mehr genügen wollte, viel Poetisches lesen, für das ich eine besondere Vorliebe hatte, und in dem oftmals der Klang der Sprache mich noch mehr entzückte als die Gedanken selbst.

Die erste Poesie die an das Kind herantritt ist gemeinhin das Lied, und da die Mutter, wie ich schon früher bemerkt habe, eine sehr angenehme Stimme hatte, sind die Lieder, die ich von ihr gehört habe, die ersten poetischen und musikalischen Eindrücke gewesen, welche ich empfangen habe. Das Lied aber, soweit es ein Volkslied wird, hängt immer mehr oder weniger mit den Ereignissen der Zeit zusammen, und die ersten Lie-

der bieten also dem Kinde auch gewissermaßen seine ersten politischen oder socialen Anhaltepunkte und Begriffe. Danach hat man den Werth des Volksliedes und die hohe Bedeutung desselben auf die Bildung des Volkes zu ermessen.

Die ersten Lieder deren ich mich entsinne, waren jenes Lied von Jean Grillon, das ich schon mit zwei Jahren gekannt, und ein andres sehr anmuthiges Wiegenlied, das auch aus dem Französischen übersetzt und ursprünglich für den König von Rom gedichtet sein sollte. Die Melodie mit der Stimme meiner Mutter habe ich vollständig behalten, von dem Texte ist mir Nichts geblieben, als die Verse:

Schlafe mein Prinzchen schlaf ein!
Küche und Keller sind Dein.

und dann wieder:

Dort in der Zofe Gemach,
Klagt noch ein einsames Ach!

wie sich denn mitunter solche Brocken räthelhaft in unserem Kopfe festsetzen.

Die Mehrzahl der Lieder aber, welche die Mutter sang, waren aus der Zeit der Freiheitskriege, und bei Spaziergängen oder bei den damals äußerst seltenen Spazierfahrten, bei denen wir mit einem Stellwagen vom Thore aus auf irgend ein nahes Dorf fuhren,

und dann wieder vom Thore ab zu Fuß zurückkehrten, wurden von uns „der treue Tod“ von Körner, mit der auf des Dichters eigenen Tod hinzugefügten Schlußstrophe, das Körnersche Schwertlied, Lützow's wilde Jagd, dann das Volkslied von der Flasche, mit dem Refrain: „mein König trank daraus,“ gesungen. Dazwischen kam auch das Lied des Kosacken, die sogenannte „schöne Minka“ vor, und diese Lieder waren von einer solchen Wirkung, von einer solchen belebenden Kraft nicht nur auf mich, sondern auf alle meine Geschwister, daß sie uns immer wieder erschütterten und erhoben, und wir einen wirklichen Genuß davon hatten, sie mitzusingen. Weit weniger machten wir uns aus den komponirten Gedichten von Göthe oder aus andern kleinen lyrischen Sachen. „Damon saß und blies die Flöte“ — „An dem reinsten Frühlingsmorgen,“ — und das damals noch beliebte Liedchen „Freut Euch des Lebens!“ das man überall hörte, waren mir immer Geduldproben, nach denen ich nur um so dringlicher nach meinen beiden Lieblingsstücken verlangte, nach dem Reiterlied aus Wallensteins Lager und nach dem prachtvollen Schubertschen:

Auf, auf! Ihr Brüder und seid stark,
Der Abschiedstag ist da.

Schwer liegt er auf der Seele schwer,
Wir müssen über Land und Meer
In's heiße Afrika!

Der Ursprung und die Bedeutung aller dieser Lieder war uns bekannt, weil wir eben gewohnt waren, Nichts zu hören, ohne es uns durch Fragen verständlich zu machen, und so habe ich oft auf einem elenden Stuhlwagen, manchmal neben fremden Menschen sitzend, im Halbdunkel einer Heimfahrt durch nebliges Wiesenland, an kleinen verkrüppelten Weiden vorüber, Momente einer Erhebung und Begeisterung empfunden, wie sie mir kein Opernsaal in London oder Paris später in ähnlicher Weise geboten hat. Namentlich das Schubertsche Lied, bei dem Text und Melodie gleich mächtig sind, und einander vollkommen decken, während der unterdrückte Schmerzensschrei über ein schweres Schicksal überall daraus hervorklingt, ist mir in diesem Betrachte ewig unvergeßlich.

Nur mit einem Liede, das man für ein höchst patriotisches hielt, und das sehr im Brauch war, mit »des Deutschen Vaterland« von Arndt konnte ich mich nie befreunden. Die trockne Länderaufzählung und der wunderliche Refrain: »o nein! o nein! mein Vaterland muß größer sein!« hatten für mich etwas unwidersteh-

lich Komisches. Ich fing immer dabei zu lachen an, wenn das „Geographielied“, wie ich es nannte, gesungen wurde, bis ich einmal derb für mein Lachen und Spotten gescholten, in Thränen ausbrach, und nun erst vollends einen Widerwillen dagegen faßte, der mir auch redlich geblieben ist. Damals war meine Unlust an dem Liede instinktiv; jetzt weiß ich, worin der große Mißgriff besteht, den der treffliche Arndt in dem Liede begangen hat. Das Negative ist nämlich nicht erhebend sondern niederschlagend, und ein niederschlagendes Vaterlandslied ist eine betrübte Sache, deren mißliche Wirkung nicht aufgehoben wird, selbst wenn die letzte Strophe ein Positives, als zu erreichendes Ziel hinsetzt.

Außer dieser gesungenen Poesie lernte ich aber auch frühzeitig die Schillerschen und Götheschen Balladen kennen, und wählte sie, je länger sie waren, um so lieber zu meinen Deklamationsübungen. Ich hatte damals ein ungemeines Wortgedächtniß, das indeß geschwunden ist, je stärker mein sachliches Gedächtniß sich entwickelte, eine Erscheinung, die sich bei lebhaften Kindern fast regelmäßig wiederholt. Als ich zehn, eilf Jahre war, konnte ich die meisten Schillerschen und Götheschen Balladen auswendig, und lernte einmal, da mein Vater mit einem unserer Bekannten darauf gewettet hatte, in zwei

und einer halben Stunde die ganze Glocke von Schiller fehlerlos auswendig. Rhythmus, Klang und Reim waren mir so genußreich, daß ich es wie erfrischende Luft in mich aufnahm.

Das erste Drama, das ich gelesen habe, war der Correggio von Oehlenschläger. Ich hatte es in der Genesung nach dem Scharlachfieber in meiner Krankenstube erwischt, wo der Vater es liegen lassen, und ich hatte, als man es mir fortnehmen wollte, so lange betheuert, daß ich es verstände, und schön fände, bis man sich herbeiließ, meine Geschichtserzählung anzuhören, und mir das Buch nun für längere Zeit zu täglicher Lektüre zu vergönnen. Auch die Mehrzahl der Schillerschen und der Götheschen Dramen, den Götz, den Egmont, die Iphigenie, die natürliche Tochter und den Tasso lernte ich sehr früh, ich meine bald nach meinem eilften Jahre kennen, während ich gar keine Romane in die Hände bekam, und nur selten Gelegenheit hatte, das Theater zu besuchen.

Meinen ersten Theaterbesuch hatte ich mir verdient, als ich den ersten Komödienzettel geläufig lesen konnte. Es war die Ankündigung von Aschenbrödel gewesen, und ich hatte, da das Mährchen von Aschenbrödel mir altvertraut war, an dem Anschauen eines lebendigen

Aschenbrödels so viel Vergnügen gehabt, daß man mir an dem bald darauf folgenden Weihnachtsfeste einen kleinen Aschenbrödelanzug gemacht hatte, den ich mit Wonne trug. Dann nahm man mich später mit meinem Bruder zusammen einmal in die Zauberflöte mit, und wir spazierten danach eine lange Zeit immer zwischen zwei Stuhlreihen als Tamino und Pamina durch Feuer und Wasser; und das sind auch meine einzigen theatralischen Erinnerungen aus jenen Tagen, mit Ausnahme einer äußerst komischen, die sich an eine der größten Tragödien und an eine der größten tragischen Künstlerinnen, an die Medea und an Sophie Schröder knüpft.

Ich mag etwa sieben oder acht Jahre alt gewesen sein, als die Schröder in Königsberg gastirte. Meine Eltern waren in die Medea gegangen, und da Königsberg damals noch eben so schlecht gepflastert als schlecht beleuchtet war, hatte man die Gewohnheit, sich, wenn man keinen Wagen hatte, von dem Hauskneckt mit einer großen Laterne, in der drei Lichte brannten, bei dem Wege zum und vom Theater, wie überhaupt am Abende, verleuchten zu lassen. Als Herrmann, so hieß der Hauskneckt, in die Kinderstube kam, um sich einen Shawl geben zu lassen, den er der Mutter für die Rückkehr nachzubringen Befehl erhalten hatte, fiel mir es ein

ihn zu bitten, daß er mich mitnehmen solle, ich wolle die Eltern auch abholen gehen. Das war nie geschehen, war gegen alle Hausordnung, aber mein dringendes Bitten, und Herrmanns Glauben, daß die Eltern es als einen Spaß nicht übel nehmen würden, bewogen ihn und die Kinderfrau mir nachzugeben. Man zog mir also einen Pelz an, setzte mir die pelzverbrämte Sammetkappe auf, Herrmann nahm mich auf den Arm, seine Laterne in die andere Hand, und so gingen wir aus dem Kneiphof den Berg in die Höhe und nach dem Theater.

Ob wir dort zu früh angekommen sind, ob mein Vater zufällig heraustrat und mich mit in das Theater hinein nahm, das weiß ich Alles nicht mehr. Nur des Weges erinnere mich, und des Augenblickes, in dem ich, dicht am Orchester, wo der Vater einen Platz hatte, — die Mutter saß anderwärts, — plötzlich die Schauspieler in der befremdlichen Nähe vor mir erblickte. Sie sahen mir groß und furchtbar wie Riesen, und Alle mit ihren geschminkten Gesichtern abscheulich häßlich aus. Auch ihre lauten Stimmen klangen mir widrig, und ich wurde über den Schrecken erst Herr, als die Schröder in ihrem Prachtgewande auftrat, und Etwas deklamirte, was mich fesselte. Es waren sicherlich auch wieder nur der Klang und

die Pracht der Sprache, die mich beherrschten, und ich starrte die berühmte Frau voll Verwunderung an, als sie mit einem Male mit einer sehr mächtigen tragischen Bewegung bis hart an den Souffleurkasten herantrat, und ihr Gesicht in die Hände verhüllte. Alles war athemlos, ich ganz benommen. Plötzlich hebt sie die Hände kaum merklich vor dem Munde auf, neigt sich wie unter der Last des Schmerzes hernieder, die Worte: »Esel! soufflir Er!« — dringen leise aber ganz vernehmlich in mein Ohr, — und aus allen meinen Himmeln geworfen, überfällt mich wieder der kaum überwundene Schrecken vor den Schauspielern.

Daß ich nicht aufgeschrieen habe ist mir nur durch meinen großen Schreck erklärlich. Mein Vater, der den Anruf der Schröder eben so vernommen hatte wie ich, lachte darüber. — Comödianten! sagte er mit wegwerfendem Tone zu seinem Nachbar, aber mir war alle Lust am Theater vergangen. Ich hatte ein gewisses Grauen davor, und da in den folgenden Jahren alle unnützen Ausgaben von den Eltern vermieden wurden, so bin ich durch lange Zeit nicht wieder in das Theater gekommen, und hatte volle Muße, den mir so widerwärtigen Eindruck zu überwinden.

Im Ganzen aber glaube ich, gehört das Theater

zu denjenigen Vergnügungen, welche man die Kinder und die Jugend zeitig und mit Vortheil genießen lassen kann, wenn man die Stücke passend auswählt in welche man sie führt; und man irrt entschieden, wenn man glaubt, der Eindruck, welchen das Theater machen soll, werde erhöht, wenn man ihn dem Menschen aufspart, bis er reifer geworden ist. Zweimal in meinem Leben bin ich zufällig Zeuge davon gewesen, als sechszehn Jahre alte Mädchen zum erstenmale einer dramatischen Aufführung beiwohnten. Es waren die Töchter einer sehr gebildeten Familie, sehr unterrichtete und für das Schöne empfängliche Mädchen. Die Eine sah den Don Karlos, die andere die Stumme von Portici als erstes Experiment, aber Beide hatten, ich weiß dafür keinen andern Ausdruck zu finden, nicht mit Illusion sehen lernen, und das Konventionelle, was die Schauspielkunst und die Bühne als ein Nothwendiges in sich tragen, kam ihnen lächerlich und störend vor. Der erhöhte Sprechton, die Costüme, die Bewegung der Coulissen, der Wechsel der Scenen, das Behaben der Diener welche mit den Requisiten hin und her gingen, die Chorgesänge, die Trikots, kurz alle jene Dinge, die man als Voraussetzungen hinnehmen muß, waren ihnen anstößig; und als sie dieses Mißgefühl dann überwunden

hatten, war ihr Verhältniß zu dem Theater durchaus kein höheres oder idealeres als das unsere, die wir uns von jeher gewöhnt hatten, von der Bühne herab Anregung zu den verschiedensten Empfindungen zu erhalten.

Zauberopern wie das Aschenbrödel, der Freischütz, das alte Donauweibchen und selbst die Zauberflöte, Stücke wie der Verschwender von Raimund, machen einen durchaus guten und reinen Eindruck auf Kinder, und ihnen in jedem Winter ein oder ein Paar solcher Eindrücke zu bereiten, ist gewiß nicht schädlich. Es wird ihnen plastisch gemacht, was sie annähernd aus ihren Büchern kennen, ihrem Nachahmungstriebe wird Stoff geboten, ihr Bedürfniß zum Erzählen in einer ganz besondern Weise befriedigt, und sie lernen, wie gesagt, sich in die Bedingungen des Theaters finden, so daß sie dann später nur befähigter sind, die großen Meisterwerke ohne Zerstreuung und Verwirrung auf sich wirken zu lassen. Aber die Kinder, wie es in Berlin nur zu sehr Sitte ist, an das Niedrigkomische zu gewöhnen, sie in Lokalpossen mitzunehmen, in denen sich mehr oder weniger doch ein gut Theil Gemeinheit breit macht, das ist ein wirkliches Verbrechen, und es kommt mir ein Grauen an, wenn ich gelegentlich von zehn, zwölfjährigen Jun-

gen die Verse nachsingen, und die Witze erzählen höre, mit denen der Komiker Helmerding sein Publikum belustigt. Man versündigt sich an der Kindheit wenn man das Geringe als gut genug, und als belustigend für dieselbe ansieht. Nur das Beste, innerhalb der Sphäre seines Verständnisses, ist dem Kinde angemessen. Es hat, wenn es nicht verdorben ist, einen Zug zu dem Erhabenen, zu dem Wunderbaren, zu dem Rührenden, wie das Volk, das große Kind, für den ihm die Befriedigung von außen geboten werden muß. Seiner Lust am Komischen weiß es dagegen selbst ein Genügen zu schaffen. Die Familie, die Schule, die Lehrer und die Mitschüler bieten ihm dafür den Stoff. Wer sich seiner Schulzeit erinnert, wird mir darin Recht geben, daß man es nicht nöthig hat, den Hang zur Satire in den Kindern besonders anzuregen, und etwas Spottlustigeres als eine Mädchenschule ist gewiß nicht zu finden.

Auch in unserer Schule, so streng die Disciplin war, hat es uns nie an Stoff zum Lachen gefehlt. Da hatten wir den jüngern etwas schielenden Herrn Ulrich, den wir mit dem Vergeben in Unruhe zu versetzen wußten, daß sein Bruder examiniren kommen werde; da hatten wir den alten, dicken und sehr unbehilflichen Zeichenlehrer Herrn Weidner, der noch ein Zöpfchen,

steif wie ein Rattenschwanz, in dem breiten Kragen seines ewigen grauen Rockes verbergen trug, und den wir auf alle erfinnliche Weise zu irgend welchen heftigen Bewegungen zu veranlassen suchten, bei denen das Zöpfchen dann plötzlich aus dem Rockkragen hervor sprang. Es war ein Festtag in der Klasse, wenn der Zopf nun einmal draußen war, und sein Eigenthümer ohne es zu merken mit jeder Wendung seines Körpers den Zopf zu unserm Vergnügen mitbewegte; und im Herausfinden des Komischen suchte ich meines Gleichen.

Meine Mutter beobachtete fein und hatte ein großes Nachahmungstalent, das sie aber bei ihrer Gutmüthigkeit niemals zum Spott benutzte. Ich hatte das Auffassen des Komischen von ihr geerbt, konnte es jedoch an mir selbst durchaus nicht wiedergeben, und besaß dafür nur die gefährliche Fähigkeit, es mit schnellem Witzwort zu charakterisiren. In der Schule, wo ich ohnehin beständig die Jüngste unter ältern Gefährtinnen war, fanden meine Mitschülerinnen das ganz reizend; zu Hause jedoch durfte ich davon Nichts erzählen, denn mein Vater verwies mir solche Aeußerungen jedesmal, und kam dann doch hie und da irgend eine zum Vorschein, so brachte mich ein schweigendes Winken mit dem Kopfe von Seiten meines Vaters augenblicklich

zum Schweigen. Ueberhaupt fand ich mich bald von lauter Repressivmaasregeln umgeben, denn mein Fortschreiten war den Eltern zu schnell, und ich sollte durchaus noch ein Kind bleiben, da ich es wirklich noch war.

Meinem Verkehr mit den ältern Mädchen wurden Schranken gesetzt. Man lud sie mir nicht ein. Zu den Tanten wurde ich, wenn Gesellschaft dort war, nicht mehr mitgenommen wie sonst, und besuchten mich die Cousinen und eine kleine Freundin, die, nur ein Jahr älter als ich, in den Klassen mit mir Schritt hielt, so wurden mir alle möglichen Lappen und Zeugreste geschenkt, damit wir für die Puppen schneidern, d. h. spielen, und uns als Kinder empfinden sollten.

All solcher Zwang hindert und fördert aber wenig. Gegen die Nähereien für die Puppen hatte ich kein Widerstreben, denn es kam dabei doch Etwas zu Stande, woran wir als an einem Selbstgemachten wirklich Freude hatten; aber mit dem Spielen war es vorbei, und selbst jenes Erfinden von Geschichten, in die wir uns einlebten und in denen wir abwechselnd die Handelnden machten, hielt nicht lange vor. Wir wurden es bald müde unsere auswärtigen Onkel und Tanten vorzustellen und uns von Dingen zu unterhalten, die uns im Grunde

gleichgültig waren und über die wir uns doch immer erst verständigen mußten, wenn nur so viel gesunder Menschenverstand hineinkommen sollte, als wir selber hatten. Wir kehrten, und das ist gewiß das Gesundeste, immer bald wieder zu uns selbst zurück, und brachten die nächsten Jahre hin, ohne selbst recht zu wissen wie. Die Zeit von meinem neunten bis zu meinem eilften Jahre ist auch diejenige, von der ich die geringsten Erinnerungen habe.

Nur meine ersten bewußten Freuden an gewissen Natureindrücken fallen in den Zeitraum. Sie bezogen sich jedoch meist nur auf ein Wohlgefallen an dem Wechsel der Jahreszeiten, und so wenig sind Kinder im Ganzen der Abstraktion fähig, daß mir niemals einfiel, ich hätte Freude an der Natur, oder ich freute mich auf den Frühling oder auf den Winter. Die Jahreszeiten und die angenehmen Empfindungen, welche sie mir erregten, verkörperten sich mir, wie einem Wilden, in gewissen Vergängen, welche mit den Jahreszeiten zusammenhingen. Ich meinte mich auf die Schlittbahn, auf den ersten Fischfang, auf die Kornblumen oder auf die Aepfelblüte zu freuen, während alle diese Dinge nur Zeichen für die Natureindrücke waren, mit denen sie zusammenhingen.

Bei uns in Preußen, wo der Winter so lang und so furchtbar kalt ist, daß man den nach der Schule gehenden Kindern wohl die Weisung giebt, von Zeit zu Zeit Nase und Ohren anzufassen, um sich zu überzeugen daß sie nicht erfroren sind, und wo es vorkommt, daß man einem Vorübergehenden zuruft, es sei ihm ein Glied erfroren, — bei uns ist der Beginn des Frühlings noch viel wohlthuender als in einem südlichen Klima. In unsern strengen Wintern hört der Wechsel von winterlichen und herbstlichen Tagen vollkommen auf. Wenn die helle Kälte einmal eingetreten, wenn der Pregel und das Haff einmal zugefroren sind, so bleibt es Winter durch Monate und Monate. Alle Flüsse und alle Seen, ja das frische und das kuhrische Haff werden zu Bahnen für den schnellsten Landverkehr. Von allen Theilen der Provinz kommen die kleinen ein- oder zweispännigen Schlitten mit Getreide und andern Landesprodukten beladen, auf den Markt, daß die engen Straßen vor Zufuhr schwer zu passiren sind. Auf jedem Schlitten sitzt, in seinen Schaafpelz eingemummt, die Pelzmütze oder die litthauische blaue Tuchkappe auf dem Kopf, welche Nacken, Brust und Gesicht bedeckt und nur die Augen frei läßt, der kutschierende Bauer oder Knecht. Masuren, Litthauer und Kuhren welschen ihre

Dialekte auf den Märkten durcheinander, und die polnischen Juden, in ihren schwarzen kastanartigen Pelzen mit den spitzen pelzverbrämten, noch ganz assyrischen Sammetmützen und den assyrisch gedrehten Locken an den Schläfen, tragen dazu bei, das winterliche Bild zu vollenden. Alles eilt in den Straßen, daß der rauchende Athem hinter ihm herfliegt; aus allen Schornsteinen steigen Rauchsäulen in die Höhe, die ganze Stadt wird zur Schlittbahn. Wer es ermöglichen kann, fährt im offenen Schlitten spazieren. Den ganzen Tag knallen die Schlittenpeitschen der Studenten durch die Straßen, die Mehrzahl der Wagen, die Posten selbst, werden auf Schlitten gesetzt. Man friert furchtbar in den Straßen, aber man will doch zum Vergnügen draußen sein, und die Nothwendigkeit sich zu erwärmen, macht die Menschen beweglich und munter. Hier steht ein Arbeiter, der gewaltsam die Arme über die Brust zusammenschlägt, dort springt ein Eckensteher von einem Beine auf das andre, weiterhin kauern sich Holzarbeiter um ein warmes Essen zusammen. Ueberall wird Holz und Brennmaterial gefahren, überall sind die Fenster dick befroren. Der Schnee liegt fest wie ein Parket auf dem Boden, Wochen hindurch, Monate hindurch; das Eis wird ein Paar Fuß dick auf dem Pregel.

Schwere Frachtwagen fahren zwischen den Schlittschuhläufern und Spaziergängern auf dem Eise. . Der Luxus an Schlitten und Pelzen gewährt einen lustigen Anblick. Und dazu ist der Himmel von einer unwandelbaren Klarheit, die Sonne funkelt auf dem weißen Schnee, die Sterne flimmern in den Nächten auf ihrem schwarzen Grunde. Man hört es aus den Zimmern, wie die Räder der Wagen schneidend schleifen auf dem Boden der Straße, alle Schlitten klingeln — es ist Winter! Es ist Winter in einer Weise, die zu ertragen ich jetzt für ein Unglück halten würde, die mir damals aber schön erschien, denn wir Kinder litten nicht sehr davon. Wir waren ziemlich abgehärtet. Auf den kalten Fluren und Treppen, in den kalten Küchen und Kammern hatten wir nicht viel zu suchen, und für die Straße weiß man sich bei uns in Preußen wohl zu versehen. Pelze, gesteppte und mit Pelz besetzte Kappen, Filzschuhe und Pelzkragen hielten uns warm, und das Gefühl bei der Heimkehr von der Nachmittagsschule, aus dem Dunkel der Straße in das Licht der heimischen Wohnstube, aus der Eiseskälte in das warme Zimmer zu treten und den für die ganze Familie gedeckten Kaffeetisch auf sich warten zu finden, war gar zu köstlich.

Hatte das dann bis in den März und April hin

gedauert, kam der heftige Thauwind, daß das Eis auf den Flüssen sich löste und auf den Straßen zerschmolz, so begannen als Frühlingsboten das Schaufeln des Schnees von den Dächern, das auch im Winter oftmals besorgt werden mußte um die Last nicht zu groß werden zu lassen, und das Aufeisen der Straßen, dem zuzusehen ich stundenlang, am Fenster stehend, nicht müde werden konnte. Endlich nach vielen Monaten hörte man wieder die Räder auf dem Steinpflaster rollen. Die gewohnte Winterpromenade auf dem gefrornen Pregel war vorüber, man fing wieder an gegen Abend am Bollwerk, das heißt am Kai des Hafens spazieren zu gehen. Dann kam ein milderer Wind, das Eis setzte sich in Bewegung, am letzten Ende des Bollwerks warfen die Fischer ihre Netze zum Stintfang aus, und um die Fischer her, deren hohe Lederstiefel von Wasser triefen, deren Hände roth geschwollen von dem kalten Wasser waren, zappelten und glitzerten Millionen der kleinen silbernen Fischchen in den Böten, und nicht lange währte es, so setzten im Philosophendamm sich die Wassermühlen in Bewegung, um die Wiesen zu entwässern.

Nun war es Frühling! In den Gärten der Gemüsezüchter begann das Graben. Ich reche den unver-

gleichlich erquickenden Duft der frischen Erdscholle, ich sah die Regenwürmer ihre langen röthlich braunen Leiber darin langsam bewegen. Die grauen pelzigen Palmen erschienen, an den Weiden wuchsen wieder die gelben Schäfchen, unsere Pappeln im Garten bekamen harzduftige Knospen, und die Schneeglöckchen drängten sich aus der Erde hervor. Nun war es Frühling!

Wir konnten wieder nach einem bestimmten Platze am Wall hin gehen, auf welchem Vogelkräuter und Mandelblümchen wuchsen, und je älter wir wurden, je mehr wurden wir in der Umgegend der Stadt heimisch. Was zu Fuß erreicht werden konnte, die Hufen, die neue Bleiche, der Sprind, Böttchershöfchen, die Rose am Pregel gelegen, und die Dörfer vor den Thoren, nach denen man mit den billigen Stellwagen gelangen konnte, wurden oft besucht. Man hätte auch Schöneres erreichen können, aber meines Vaters Geschäfte ließen ihm nur die spätern Abendstunden frei, meine Mutter war für weite Wege nicht stark genug. Wir waren in der Kindheit und in der ersten Jugend also schlechte Fußgänger geblieben, und Wagen für größere Ausflüge zu nehmen, hatten wir kein Geld. Aber einen Genuß bot der Sommer uns dar, den wir über alle andern schätzten: man konnte auf dem Schloßteich, auf dem

Pregel, man konnte auf dem Waſſer fahren. Wenn ich einmal auf dem Waſſer gefahren war, wenn ich einmal einen Kornblumenkranz von ſelbſtgepflückten Blumen auf dem Hut getragen, und Roſen von einer Mitſchülerin geſchenkt bekommen hatte, deren Eltern einen großen Garten beſaßen, dann war es Sommer! und in der größten Hitze in die Schule zu gehen, war mir ein Vergnügen, weil mir das die ſommerliche Empfindung ſteigerte. Irgend eines Gefühls, das man ein poetiſches oder lyriſches hätte nennen können, irgend einer Empfindung oder eines Gedankens, der von den Dingen ſelbſt abſah, bin ich mir nicht bewußt. Es freute mich das Grün der Bäume, es freuten mich die Blumen, das Singen der Vögel, die Wölkchen am Himmel, die Strahlen des Mondes in dem Waſſer. Ich liebte die Stille der Nacht, wenn ich einmal dazu gelangte, ſpät zu wachen, und die in Oſtpreußen lange dauernde Helle der Sommernächte zu gewahren. Aber es fiel mir dabei nicht ein an die Natur zu denken und daß ſie ſchön ſei, oder gar an Gott, der ſie geſchaffen haben ſollte. Mein Genuß war ohne alle Reflexion, das heißt rein ſinnlich, und ich glaube grade darum prägte ſich mir Alles ſo feſt und deutlich ein, daß ich im Stande bin, mir in jedem Augenblicke alle jene Zuſtände und Luſt-

töne, ja ich kann ſagen den Duft der Jahreszeiten deutlich in das Gedächtniß zu rufen.

Im Herbſte, der bei uns in Preußen damals auch in den Haushaltungen noch Anlaß zu wirklichem Einherbſten gab, waren die klaren Morgen mit ihrer friſchen, ſcharfen Luft mir eine wahre Wonne. Mit meinem großen Bücherſack in die Schule zu gehen, wenn die Marktwagen in die Stadt fuhren, war mir eine Luſt. Der Duft der grünen Aepfel von den Wagen, das Schnattern der Gänſe, von denen man ebenfalls ganze Leiterwagen voll zum Verkaufe brachte, der ſtarke Geruch der Küchenkräuter, die man zum Einkellern in die verſchiedenen Häuſer fuhr, das Alles mahnte mich an die Traulichkeit des Winters, an des Vaters Geburtstag, der im November war, an das kommende Weihnachtsfeſt, und heute noch ruft mir der Geruch friſcher Gemüſe regelmäßig jene Herbſtmorgen zurück, in denen ich die Vorſtadt entlang zur Schule wanderte; denn der Geruch iſt der ſtärkſte Vermittler der Erinnerung.

Elftes Kapitel.

Nur zwei Jahre blieben wir in der Vorstadt wohnen. Mein Vater hatte ein neues Geschäft, einen Weinhandel unternommen, und da er seine Lager zum großen Theil in der Kneiphöfischen Langgasse, und der von ihr nach dem Kai herabführenden Kaistraße hatte, in der auch sein Comptoir sich befand, wurde unsere Uebersiedlung nach dem Kneiphof für ihn wünschenswerth.

Solche Beklemmung wie wir beim Verlassen des alten Hauses in der Brodbänkenstraße empfunden hatten, fühlte jetzt keiner von uns, obschon wir den Garten und den Hof verloren. Aber wir kamen wieder in meines Vaters unmittelbare Nähe, er konnte wieder mehr bei uns sein, und da wir ein Haus am Kai bezogen, entschädigte uns die Aussicht auf den Pregel und auf die Schiffe für den Garten und den Hof.

Ich war in den zwei Jahren ein wahrer Lesewolf geworden, und was meine Mutter auch that, mich von

der überwiegenden Neigung zum Lernen, und von der Unluſt an jeder häuslichen Arbeit, ja von jeder Arbeit, die nicht geiſtig war, zu heilen, es ſchlug Alles fehl. Meine Mutter war darüber ſehr betrübt; ſie fühlte ſich perſönlich davon gekränkt. Zu Allem, was ſie trieb, was ich mit ihr treiben ſollte, mußte ich mit Strenge angehalten werden; zu Allem was der Vater in ſeinen wenigen freien Stunden mit mir vornahm, war ich aufgelegt und fröhlich. Ich fühlte das ſelbſt, ich war ſogar ſehr unglücklich, wenn die Mutter immer über mich klagte, ich quälte mich auch mit guten Vorſätzen, aber es blieb immer der alte Vorwurf, daß ich finſter und mürriſch ſei wenn ich Etwas zu leiſten hätte, daß ich Alles nur mit halbem Sinne und mit halben Händen thue, und wie die Mutter ſonſt meine Neigung zum Lernen angefeuert hatte, ſo zwang der Vater mich jetzt zu beſtimmten Verrichtungen im Haushalt, die ich Alle nur mit innerm Widerſtreben beſorgte, weil ich einſah, daß ſie im Grunde die Haushälterin eben ſo gut ausführen konnte, und daß man ſie mich nur machen ließ, eben weil ich ſie ungern und ſchlecht verrichtete. Wenig Tage vergingen, an denen mir die Mutter nicht vorhielt, daß Nichts widerwärtiger und unbrauchbarer ſei, als ein gelehrtes unpraktiſches Frauenzimmer, und daß

ich alle Aussicht hätte, ein solches zu werden; wenig Wochen, in denen der Vater mich nicht daran erinnerte, daß wir unvermögend wären, daß die Haushälterin so bald als möglich abgeschafft, und ich der Mutter, deren Gesundheit sehr schwankend war, eine Hilfe werden müßte. Ich konnte dann Nichts thun, als weinend versichern, daß ich das auch Alles einmal sehr gerne erfüllen wollte, wenn man es mich allein und ordentlich machen lassen würde, aber so nachzulaufen, das sei mir unausstehlich, und dafür könne ich doch etwas Andres und Besseres thun.

Im Grunde war ich dabei vollkommen in meinem Rechte. Kinder fühlen es sehr leicht heraus, ob das, was man ihnen aufträgt, etwas Zweckmäßiges und Nothwendiges ist, und dies besorgen sie in der Regel, weil es ihnen ein Gefühl von Wichtigkeit giebt, mit großem Vergnügen. Sie haben einen ganz bestimmten Trieb zum Helfen. Aber gegen die Verrichtungen, welche man ihnen nur als Uebung auferlegt, hegen sie eine ebenso bestimmte Unlust, und das erkannten die Eltern nicht. Hätte man mir z. B. aufgegeben, meine jüngeren Geschwister anzuziehen, oder sonst für sie zu sorgen, so hätte mir das Vergnügen gemacht. Aber durch die Stuben zu gehen und nachzusehen, ob irgend Etwas liegen

geblieben sei, oder Nachmittags beim Kaffee den Zucker zu verschließen wenn die Haushälterin alles Uebrige forträumte, das machte mich verdrießlich an und für sich, und da die desfallsigen Klagen vor dem Vater immer von der Mutter ausgingen, machte es mich mismüthig gegen die Mutter, von der ich mir — ohne allen und jeden Grund — endlich einbildete, daß sie meinen ältesten Bruder und meine Schwester, welche durch den Tod der beiden Brüderchen lange die Jüngste geblieben war, viel lieber hätte als mich.

Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn der Vater mir manchmal bei meinen Vertheidigungen Recht gegeben hätte. Aber gegen den Tadel der Mutter, wie gegen den seinen, gab es keine Appellation, und da ich bei meinen Vertheidigungen immer sehr erschüttert und gerührt war, und leicht zu weinen anfing, was der Vater nicht leiden konnte, so endigten die Scenen in der Regel damit, daß die Ermahnung mit den Worten schloß: sieh einmal in dem Spiegel, wie häßlich ein mürrisches Frauenzimmer aussieht! Höre zu weinen auf, bitte die Mutter um Verzeihung, und nimm Dich zusammen! —

Der Vater küßte mich dann, ich ging auch um Vergebung bitten, ohne irgend überzeugt zu sein, daß

ich Unrecht gehabt, und nur der Vorsatz mir das Weinen abzugewöhnen, und mir womöglich neuen Tadel des Vaters zu ersparen, stand in mir fest. Der Tadel der Mutter war mir, weil er sich zu oft wiederholte, und bei ihrer Kränklichkeit auch heftiger wurde als die Sache es verdiente, allmählich gleichgültig geworden. Ich hielt die Mutter für ungerecht, und das um so mehr, weil mir in der Schule jetzt Niemand mehr den Vorwurf der Unordnung oder der Nachlässigkeit zu machen hatte.

Ich war, als wir wieder in die Stadt zurückzogen, elf Jahre alt, und eben in die erste Klasse gekommen. Meine Mitschülerinnen befanden sich Alle zwischen dem dreizehnten und fünfzehnten Jahre, mein Selbstgefühl rühmte sich daran, meine Zeugnisse, die ich von jenem Zeitpunkte ab noch besitze, erkannten mir musterhaften Fleiß, musterhafte Aufmerksamkeit und Ordnung zu, ich wußte auch, daß ich fleißig und ordentlich sei, und das machte mich gegen den häuslichen Tadel nur noch empfindlicher und reizbarer. Ich war glücklich bei meinen Lehrern, glücklich bei meinem Vater, nur bei der Mutter war ich es nicht, an der alle meine übrigen Geschwister mit der größten Liebe hingen, und die es auch mir in keiner Art von Liebe fehlen ließ. Es ist

das eines von den Räthseln, die sich in irgend einer Weise in den meisten Familien wieder finden. Ich kann es mit der größten Bestimmtheit sagen, daß es nie in meinem Leben eine Zeit gegeben hat, in welcher ich im innersten Herzen die Mutter nicht sehr geliebt hätte; aber ich war ihr, so sehr sie Alles was ich Gutes haben mochte anerkannte, ja überschätzte, nie so nach ihrem Sinne, wie ihre andern Kinder. Wir konnten uns nur in einzelnen Momenten recht aus dem tiefsten Wesen heraus zusammenfinden, und weil die Mutter darüber eine Art von Bewußtsein hatte, nahm sie meine bisweilen überwallenden Zärtlichkeitsbezeugungen nicht immer mit dem herzlichen Entgegenkommen wie der Vater auf. Ich kniete z. B. überhaupt gern, und besonders gern vor den Eltern, wenn sie auf dem Sopha saßen und sprachen, ich küßte sie gern. Mein Vater ließ das Eine geschehen und erwiderte das Andre, meine Mutter hieß mich bisweilen aufstehen. Sie war im äußern Ausdruck ihrer Liebe nicht so warm als der Vater, und weniger geliebt, wie ich mich glaubte, trug das geringste Mißempfinden, das ich fühlte, dazu bei, mich einer Seits in mich selbst zurückzuweisen, und andrer Seits mich immer ausschließlicher an den Vater zu fesseln.

Mit allem was ich in der Schule trieb war ich ohnehin auf ihn gewiesen, und es war mir dort mit dem Eintritt in die erste Klasse in doppeltem Sinne ein neues Leben aufgegangen.

Wir hatten schon in der zweiten Klasse viel Geschichte gelernt, viel deutsche Aufsätze gemacht, und auch eine besondere Deklamirstunde gehabt. Die deutschen Aufsätze hatte ein Herr Metherby geleitet, ein höchst gebildeter Kaufmann, der wie mein Vater in der Krisis der Jahre zwanzig und einundzwanzig sein Vermögen verloren und sich, da er einer in Preußen ansässig gewordenen englischen Familie angehörte, zum Sprachlehrer für das Englische, Französische und Deutsche gemacht hatte. Sein Unterricht in den Sprachen selbst war vortrefflich, seine Behandlung der Stylübungen langweilig. Die Thema's, welche er uns gab, waren unfruchtbar, die Art in welcher sie in der Stunde durchgenommen wurden, noch unfruchtbarer, und weder für die Entwicklung der Gedanken, noch für die Kunst, sie gut auszudrücken, konnte uns durch Herrn Metherby irgend eine Förderung erwachsen. Wir liebten die deutschen Stunden nicht, dafür liebten wir die Geschichtestunden und die Deklamationsstunden um so mehr, aber hier hatte die Liebe

für den Lehrer bei den ältern Mädchen einen großen Theil des Enthusiasmus zu vertreten, den die Klasse in seinen Stunden zeigte.

Herr Neumann war noch Student, und ein hübscher, blühender, blonder Mensch. Sein Verhalten gegen die Klasse war würdig und tadellos, er hätte sich nicht anders betragen können, wenn er zwanzig Jahre älter gewesen wäre. Aber er war von Natur freundlich, die Freundlichkeit stand ihm gut, die Klasse fand ihn bezaubernd, und ein Paar von den Großen — d. h. von denjenigen, welche damals die ersten Bänke einnahmen und zum Theil schon zum Confirmandenunterrichte gingen, waren gradezu in ihn verliebt. Sie schnitten aus den alten Heften seine handschriftlichen Censuren aus, um solche Schnitzel zum Andenken zu behalten; eine Blume, die er etwa im Knopfloch getragen und liegen lassen hatte, weil sie welk geworden, war eine Reliquie, um die man sich stritt, und wem es zufällig einmal begegnet war, in einer Gesellschaft mit Herrn Neumann zu tanzen, der erzählte das Quartal hindurch von dem Ereigniß, und war, wie ich glaube, im Grunde sehr verwundert, daß Herr Neumann ihm noch keine Liebeserklärung gemacht hatte. Hörte man ihn kommen, so hieß es hie und

da: ach da kommt der Engel! Ging er, so lief man an das Fenster, ihm nachzusehen, und der äußerst unschuldige Gegenstand aller dieser Backfisch-Zärtlichkeit hatte davon sicherlich keine Ahnung.

Ich war am Anfang sehr verwundert über das Gebahren, und da ich mit dem Worte sehr rasch bei der Hand war, hatte ich, als eine der Aeltesten und Begeistertsten mir, der Jüngsten, die unverdiente Ehre erzeigte, mich zur Vertrauten zu machen, spottend den Vers recitirt: »der Mond, der wandelt ruhig fort, und läßt die Wipfel bellen!« — Das Zutrauen der Liebenden und ihre gute Meinung hatte ich damit ein für alle mal verscherzt; aber die Luft in einer Schulklasse ist ansteckend, und bald fand ich so gut wie die Andern, daß Herr Neumann »einzig« sei, wenn schon ich keine eigentliche Herzenszärtlichkeit für ihn hegte. Das Beste an der Sache war, daß wir sehr fleißig arbeiteten um ihm zu gefallen, daß wir die längsten Gedichte auswendig lernten, und daß er also alle Ursache hatte, mit uns ebenso zufrieden zu sein, wie wir mit ihm.

Plötzlich verbreitete sich die Nachricht, Herr Neumann werde abreisen, um seine Examina zu machen, auch Herr Wetherby werde seine Stunden bei uns

aufgeben, und wir würden für Geschichte und für alles, was mit der deutschen Sprache zusammenhing, einen neuen Lehrer bekommen.

Der Schrecken war groß. Die Ueberzeugung, daß für Herrn Neumann kein Ersatz zu finden, und daß sein Nachfolger höchst widerwärtig sein werde, stand in uns Allen unumstößlich fest, und nachdem Herr Neumann von der gerührten Klasse Abschied genommen hatte, sahen wir im Voraus mit erhabener Geringschätzung auf jeden Mann herab, der die Kühnheit haben wollte, den geliebten Lehrer zu ersetzen.

Endlich an einem Dienstage um elf Uhr, zur Zeit der Deklamationsstunde, öffnete sich die Thüre, Herr Ulrich trat herein, hinter ihm ein kleiner Mann von etwa sechs und zwanzig Jahren, in einem grünen Rock, er selbst von unscheinbarem Aeußern. Das war Friedrich von Tippelskirch, ein Kandidat der Theologie. Und der wollte uns Herrn Neumann ersetzen!

Ein Blick empörten Einverständnisses flog von einem Auge zu dem andern. Wir fanden ihn häßlich, unserer unwürdig, das Gemeingefühl erklärte sich gegen ihn, und es war uns höchst gleichgültig, als Herr Ulrich uns ermahnte, in unserm bisherigen Fleiße auch bei dem neuen Lehrer fortzufahren, und Herr von Tippels-

kirch uns mit einer Stimme, die lange nicht so wohlklingend war, als die seines Vorgängers, versicherte, daß er von unserm guten Willen ebenso überzeugt sei, als wir es von dem seinigen sein dürften.

Als Herr Ulrich die Klasse verlassen hatte, sollte die erste Schülerin Rechenschaft geben über das, was wir bisher getrieben hätten. Es kam aber Alles verkehrt heraus. Herr von Tippelskirch ließ das also auf sich beruhen, nahm ein Buch hervor, und sagte, daß er uns Etwas vorlesen werde. Es waren Göthe's Gedichte. Er wählte Johanna Sebus. Kaum aber hatte er mit seiner dumpfen Stimme und einem uns ungewöhnlichen Pathos, die ersten Worte: Der Damm zerreißt, das Meer erbraust, die Fluthen schäumen, der Sturmwind saust! — ausgesprochen, als die ganze Klasse in ein lautes Lachen ausbrach, und übermüthig und spöttisch wie solche Mädchenschaar es ist, dies Lachen geflissentlich steigerte. Ohne eine Miene zu verziehen, legte Herr von Tippelskirch das Buch aus der Hand, sah uns ruhig an, und sagte: ich werde warten, bis Sie fertig sind! —

Das kam uns überraschend, das war etwas Andres als die Heftigkeit und der Zorn des Direktors, etwas Andres als die zutrauensvolle Freundlichkeit des abge-

gangenen Lehrers. Wir waren erschrocken, Alles wurde augenblicklich still, Herr von Tippelskirch las die selben Verse ganz in derselben Weise noch einmal, es lachte Niemand mehr, und er hatte seine Herrschaft festgestellt, wenn die Mehrzahl sie auch noch mit Widerstreben trug.

Als er fortging war Alles in Aufruhr. Die Einen fanden ihn grundhäßlich, die Andern lächerlich, die Dritten so unhöflich, daß man sich es nicht gefallen lassen dürfe und ihm durch Trotz bessere Sitte beibringen müsse. Es waren aber auch einige Mädchen da, auf welche er einen großen Eindruck durch seine ruhige Entschlossenheit gemacht hatte, und zu diesen gehörte ich.

Er hatte in der Stunde das Gedicht durchgenommen und erklärt, wie ich bis dahin noch Nichts erklären gehört hatte. Das Gedicht, welches ich lange vorher auswendig gelernt, schien mir ein ganz andres geworden zu sein. Verwunderung, Neugier und ein unbewußtes Gefühl von Verehrung machten mich auf den Fortgang dieses Unterrichts begierig, und dieser hielt weit mehr als ich zu erwarten verstanden hätte.

Es kam mit Herrn von Tippelskirch ein anderer, ein höherer Sinn in unsern Unterricht. Bisher hatten wir gelernt, um „tüchtig zu werden und unsern Verstand auszubilden“ wie Herr Ulrich es nannte, oder

wir hatten auch ohne allen Nebengedanken gelernt, weil wir eben in die Schule gingen und unsere Aufgaben machen mußten. Der neue Lehrer wies uns ein höheres Ziel, und ich werde es nie vergessen, wie zum ersten male die Worte an mein Ohr klangen: daß es die Aufgabe des Menschen sei, beständig ein sittliches Ideal vor Augen zu haben, und diesem nachzustreben mit allem Thun und Denken. Es fiel wie eine Offenbarung in mein Leben.

Was Herr von Tippelskirch für meine Mitschülerinnen gewesen ist, weiß ich nicht zu sagen. Ueber mich gewann er in kürzester Zeit eine unbedingte Herrschaft, und ich hatte in seine Worte und in sein Wesen ein felsenfestes Vertrauen, weil ich tagtäglich den guten Einfluß fühlte, den er auf mich übte. Ihm, seiner ruhigen Milde, seinem sanft aufklärenden Worte, seinem Eingehen in unsere Eigenheiten, verdanke ich persönlich mehr, als allen meinen andern Lehrern zusammen. Er brachte mich zu der Einsicht, daß das bloße Wissen unfruchtbar sei, daß alles Lernen Nichts nütze, wenn es nur dem Kopfe zu Gute käme, und daß es der Güte und der Liebe bedürfe, um für sich und Andre ersprießlich zu machen, was man geistig erwerbe.

Es war überhaupt mit unserer Schule eine Wand-

lung vorgegangen. Noch als ich in der zweiten Klasse saß, waren die Knabenschule und die Mädchenschule getrennt und in verschiedene Gebäude verlegt worden. Mit der Knabenschule verband sich jetzt ein Pensionat, Madame Ulrich war also häuslich mehr beschäftigt, hatte den Unterricht in den Mädchenklassen fast ganz aufgeben müssen, und da auch Mademoiselle Anne ausgetreten war, so hatten einige neue Lehrerinnen ihre Stellen ersetzt. Es waren ein Fräulein von Derschau und eine Mademoiselle Rehtheff, beide, eben so wie Herr von Tippelskirch, Anhänger des Prediger Ebel, der schon seit langen Jahren den Religionsunterricht in der Schule ertheilte — derselbe Ebel, der später, wie ich schon erwähnt, in dem Prozeß gegen die Mucker eine so traurige Berühmtheit erlangt hat.

Schon damals war man auf das Wesen der Ebelianer, auf ihre große Kirchlichkeit, auf die fast herrenhuthische Einfachheit mit welcher die Frauen sich kleideten, auf ihr festes Zusammenhalten, auf ihre Betstunden, auf ihre weitreichende Armenpflege aufmerksam geworden. Man nannte sie Pietisten, man nannte sie auch damals schon Mucker, und ich erinnere mich, daß es auffiel, wie unsere Schule mehr und mehr mit Lehrern besetzt wurde, welche Ebelianer waren. Man hatte

aber zu Ulrichs gesunder Vernunft großes Zutrauen, die Eltern der Schüler kannten auch Ebels Wirksamkeit an der Schule als eine durchaus vortreffliche, und wir Alle konnten keine bessern Lehrer und Lehrerinnen wünschen, als er und seine Anhänger uns waren.

Ich selbst hatte etwa von meinem achten Jahre ab den Religionsunterricht bei Ebel gehabt, und liebte ihn persönlich von ganzem Herzen. Eben als ich in seine Klasse kam, hatte er eine mir gleichaltrige Tochter verloren, und wie die Andern mir sagten, mich um deshalb noch herzlicher als gewöhnlich aufgenommen. Er war ein ziemlich großer, schlanker Mann, mit einem sehr edeln und ernsten Gesichte. Seine großen dunkeln Augen, seine bleiche Farbe und ein glänzend schwarzes Haar, das er gescheitelt und etwas länger als sonst üblich trug, gaben ihm einen besondern Ausdruck. Er hatte feine Hände, und wenn er diese gefaltet hatte und seine Augen zum Gebet erhob, sah er wirklich wie ein Apostel aus. Seine Stimme war ergreifend, sein Vortrag von großer Kraft! Man hatte immer den Glauben, daß er aus tiefstem Herzen spreche, und ich bin auch jetzt noch überzeugt, daß dieses sein Fall war.

Gleich in einer der ersten Stunden, welche wir bei ihm hatten, kam es zwischen mir und ihm zu einer

wunderlichen Erörterung. Wir hatten bis dahin bei Madame Ulrich die Bibliſchen Geſchichten von Kohlrauſch geleſen. Ebel trug uns dieſelben frei und mündlich vor, und ſei es nun daß dieſe mir neue Weiſe, mir für Unterbrechungen geeignet, oder gar wie eine Art von Unterhaltung ſcheinen mochte, — genug, als Ebel uns die Geſchichte von der Schlange erzählte, ſagte ich mitten in der Stille der Stunde ganz laut: das glaube ich nicht, Schlangen können nicht ſprechen!

Ebel ſah mich an und fragte, wer mir das geſagt habe? Ich verſetzte, das hätte mir Niemand geſagt, das wiſſe ich von ſelbſt, kein Thier könne ſprechen. — Gewiß nicht! bedeutete Ebel, wenn Gott es ihm nicht giebt! —

Ich verſtummte. Das war auch gewiß Alles, was Ebel in dem Augenblicke beabſichtigt hatte, aber meine Zweifel waren nicht beſchwichtigt, und an irgend ein Wunder geglaubt zu haben, kann ich mich überhaupt nicht erinnern.

Mein Unglaube hatte übrigens meine Neigung für Ebel, und ich denke auch ſeinen Antheil für mich, nicht vermindert. Er war immer gut und freundlich zu uns Allen. Sein Unterricht war durchaus einfach, ohne alle Ueberſpannung, ſeine Morallehren völlig unſerm Ver-

ſtändniß angemeſſen. Er muthete uns keine Art von Selbſtverläugnung zu die über unſerm Alter lag, er nahm uns nicht, wie man es ihm nachgeſagt hat, die Freude und die Luſt an den Außendingen, und die Art und Weiſe, in welcher er uns ſpäter die Geſchichte Chriſti und namentlich die Paſſionsgeſchichte erzählte, ſchwebt mir als ein Meiſterwerk feuriger, lebengebender Beredſamkeit vor. Er machte, daß wir an Allem mit dem Herzen Theil nahmen, daß wir ein menſchliches Mitgefühl mit den Perſonen der chriſtlichen Geſchichte empfanden, daß die Geburt des Chriſtkindes uns freute, daß wir den liebevollen Jeſus liebten, daß ſein Tod uns ſchmerzte, wie wenn es einen Mitlebenden gegolten hätte, und erſt als wir, ich möchte ſagen, menſchlich Eins geworden waren mit Jeſus, hob er ihn aus dem Bereich, in welchem wir ihn hatten erfaſſen können, zu einer höhern Sphäre, zum Gottmenſchen und Gottesſohn empor, unſere menſchliche Liebe in anbetende Verehrung umgeſtaltend. Es war das der Weg, den die Menſchheit ſelbſt in ihrem Verhältniß zu dem Gekreuzigten genommen hatte, und grade darum war er ſo wirkſam. Zu wie weit Ebel dabei ſeinem Inſtinkte oder einer Berechnung folgte, das war für uns völlig gleichgültig.

Mit dem Auswendiglernen von Gebeten, Glaubenssätzen und Liedern hielt er es auch sehr vernünftig. Wir lernten die Erstern nur, weil das nothwendig war, aber die Erklärungen waren edel und förderlich, und von Gesängen lernten wir Nichts als die wirklich schönen: die Lieder von Gerhard, von Flemming, von Luther und die ihnen ähnlichen: Lieder an deren Versen ich noch oft eine Freude habe, so weit meine jetzige Ueberzeugung auch von dem Standpunkte abliegt, auf welchem jene frommen Dichter sich befanden. Mit einem Worte: Ebels Wirksamkeit an der Schule war eine höchst liebevolle, höchst förderliche und ganz ungetrübte. Und dies Zeugniß werden ohne alle Frage meine sämmtlichen Mitschülerinnen nicht nur ihm, sondern allen seinen Anhängern, so viel ihrer unter uns thätig waren, eben so dankbar geben als ich.

Was nun Herrn von Tippelskirch anbetraf, so hatte er nicht das fortreißende Feuer von Ebel, aber dafür, wenigstens nach meinem Empfinden, eine noch überzeugendere Ruhe und eine Liebe für alles Gute und poetisch Schöne, die mich fest zu ihm hinzog. Alle seine Aufgaben nöthigten uns zum Nachdenken, aber es war nicht unser Scharfsinn, den er in Bewegung setzte, sondern unser Gemüth. Bald erklärten wir einen sinn-

vollen Schillerschen oder Götheschen Spruch, bald schrieben wir Herdersche Paramythien auf, die er uns vorgelesen hatte, bald übertrugen wir Gedichte, die er genau ihrer Bedeutung nach mit uns durchgenommen hatte, in Prosa, und machten unsere eignen Bemerkungen dazu, und hie und da geschah es auch wohl, daß er uns aus dichterischen Reisewerken vorlas, die wir dann in Briefform oder in Form eines Berichtes wiederzugeben hatten.

Wir wurden diese Aufsätze zum größten Genusse. Ein Theil meines geringen Taschengeldes ging darauf hin, das schönste Papier und die feinsten Deckel für meine Hefte zu beschaffen, und ich wüßte nicht, daß ich in der Zeit irgend eine liebere Beschäftigung gekannt hätte, als deutsche Aufsätze zu schreiben.

Ich war Etwas über zwölf Jahre alt, als Herr von Tippelskirch uns einmal die Schilderung einer Besteigung des Aetna und einen Sonnenaufgang auf demselben vorlas, die wir nacherzählen sollten. Ich machte mich, weil die Beschreibung mir sehr gefallen hatte, mit Eifer an die Arbeit, und da ich die Fähigkeit gewonnen hatte, solche Aufsätze gleich in der Reinschrift anzufertigen, brachte ich zwölf oder vierzehn Seiten zusammen, in denen ich allerlei Eignes dem Gehörten beimischte, und viel Sternenlicht und Morgenroth und Alpenblumen,

und was mir sonst noch an derartigem Material zu Gebote stand, verwendete. In der Freude an der Arbeit hatte ich aber wahrscheinlich versäumt sie ordentlich durchzulesen, und erschrak daher nicht wenig, als ich mein Buch zurück erhielt, und mit der feinen Handschrift unseres Lehrers die sündhafte Zahl von zehn Fehlern angemerkt fand, denen obenein noch eine lange Nachschrift folgte. Sie lautet also: »Obschon durch Unachtsamkeit zehn Fehler in dem Aufsatze sind, ist er dem Inhalte nach sehr gut. Die Phantasie der Verfasserin, diese eben so schöne als gefährliche Gottesgabe kann ihr einst eben so viel Freude und Glück gewähren, als Schaden, wenn sie dieselbe nicht stets unter dem strengsten Zügel der Vernunft und Sittlichkeit erhält!«

Herr von Tippelskirch sprach kein Wort über diese Nachschrift, sondern tadelte mich nur über die Schreibfehler, mir jedoch lag die Censur den ganzen Morgen fortwährend im Sinne. In der Klasse machten sie Witze über das Prädikat »die Verfasserin« das sonst nicht gebräuchlich bei den Unterschriften war, und ich hatte eine Mißempfindung darüber, daß mein guter Aufsatz mir eigentlich Nichts eingetragen hatte, als eine Ermahnung, zu der irgend welchen Anlaß gegeben zu haben, ich mir nicht bewußt war. Was hatte ich

denn verbrechen, daß ich besonders zur Vernunft und Sittlichkeit ermahnt werden mußte? Was sollte der Vater von der Unterschrift denken, dem ich meine Censuren regelmäßig vorzulegen hatte?

Der Vater machte jedoch gar keine Bemerkung darüber, und die Sache ging im Augenblicke vorbei. Aber im Innern beschäftigte mich doch die Frage, was es mit meiner Phantasie wohl auf sich haben möge, und ob ich, da die Aufsätze mir so gut gelangen, nicht auch Gedichte machen könnte? Es kam jedoch, weil wir weit mehr als billig und gesund mit Arbeit überhäuft waren, zu poetischen Versuchen niemals. Wir hatten buchstäblich an den Schultagen keine Zeit dazu, denn wir waren häufig genöthigt, auch noch eine Stunde nach dem Mittagessen an die Beendigung unserer Aufgaben zu wenden, und die einzigen Verse, welche ich in meiner Kindheit gemacht habe, wurden in den Zwischenstunden auf ein Blättchen des Diariums geschrieben. Sie galten der Freude über Umschlagetücher von Bourre de soie, welche meine liebste Freundin und ich erhalten hatten, und sie waren recht schlecht und kindisch.

Neben den Ansprüchen, welche die Schule an uns machte, wurden im Hause die Anforderungen an mich ebenfalls größer, und die ganze Erziehung ernster und

strenger. Es waren nach dem Tode unserer Brüderchen, während wir in der Verstadt wohnten, zu mir und meiner Schwester Clara noch zwei Mädchen hinzugekommen, eine fünfte Tochter wurde den Eltern geboren, bald nachdem wir an den Kai gezogen waren, und obschon meines Vaters Geschäfte wieder aufwärts gingen, waren seine Sorgen und die Arbeit und Mühe meiner Mutter bei einer Familie von sieben Kindern, bei einem Haushalt, der durch die im Hause lebenden Commis noch beschwerlicher wurde, doch übermäßig groß. Meiner Mutter Gesundheit hatte durch ihre Wochenbetten, durch Sorgen und Beunruhigungen sehr gelitten; sie sollte sich schonen, der Vater ermahnte dazu und that für sie was er konnte; aber bei einer solchen Kinderschaar ist für eine gewissenhafte Mutter an Rast und Pflege nicht viel zu denken, am wenigsten, wenn sie gezwungen ist auf jede Weise zu sparen, und wenn dem Hause und der Familie daneben das Nothwendige gewährt, und der Anstrich der Wohlanständigkeit erhalten werden soll.

Was meine Mutter in diesen Jahren geleistet hat, war bewundernswerth; was sie meinem Vater durch ihre Bereitwilligkeit zu jeder Einrichtung, durch ihre Zufriedenheit und Genügsamkeit gewesen ist, das kann

nur eine Frau mit einem sehr liebevollen Herzen sein, und es war dabei sehr in Rechnung zu bringen, daß sie im Reichthum erzogen, und daß Nahrungssorgen und Entbehrungen ihr in ihrer Jugend fremd gewesen waren.

Bald nachdem wir in die Stadt gezogen, hatte mein Vater neben dem Weinhandel, den er im Großen betrieb, es für zweckmäßig erachtet, in den Souterrains unseres Vorderhauses eine Weinstube zu eröffnen. Das Haus bestand nämlich aus zwei Gebäuden, dem in der Langgasse gelegenen Vorderhause, und dem Hinterhause am Kai, das wir bewohnten, die durch ein langes Zwischengebäude voll Kammern und Remisen verbunden waren. Während nun der Vater persönlich auch den Detailhandel in der Weinstube leitete, und den Fremden, wenn es sein mußte, den Wein selbst reichte, den sie bestellt hatten, übernahm meine Mutter es, tagtäglich die Bereitung der Speisen zu überwachen, die Köchin zu kontrolliren, täglich mehrmals die beiden Treppen hinunter und ein Ende über die Straße zu gehen, um Alles in der Küche der Weinstube in Ordnung zu halten, und nie — so beschwerlich es ihr sein mußte — habe ich ein Wort der Klage darüber von ihr gehört, nie auch nur die Aeußerung von ihr vernommen, daß

es ihr schwer oder mühvoll sei. Eben so tapfer trug mein Vater seine Sorgen.

Dreißig Jahre lang habe ich an seinem Tische mein Brod gehabt, nie ist ein Wort der Sorge während der Mahlzeiten, nie ein Wort von seinen Geschäften im Hause, über seine Lippen gekommen. Wenn er kalt und durchfroren aus seinen Speichern und Lägern nach Hause kam, klagte er nicht über die Kälte, die er gelitten, sondern pries die Wärme, welche ihn zu Hause erwartete. Wenn er müde und matt in der Sommerhitze heim kam, hatte er freundliche Worte über den Schatten in den Zimmern, und was dies Menschenpaar einander an Liebe und Erleichterung, an Theilnahme und Freude bereiten konnte, das haben sie einander ihr Leben lang redlich geleistet.

Wenn der Vater nach Hause kehrte, fuhr er sich mit einer schnellen Bewegung durch sein reiches, schon im dreißigsten Jahre ergrautes Haar und über die schöne Stirn, als wolle er nun Alles verscheuchen, was ihn drückte. Dann umarmte und küßte er jedesmal die Mutter und diejenigen von uns, die ihm zunächst waren, und dann setzte er sich nieder, sein Mahl zu verzehren. Wenn er kam, stand Alles schon bereit, er nahm alle Mahlzeiten mit uns gemeinsam ein. Für jede Mahlzeit,

selbst für den Imbiß, wurde, was auch im Hause zu thun sein mochte, der Tisch in aller Form gedeckt, und wenn das Tischzeug auch allmählich dünn und voller Ausbesserungen, das Geschirr auch geringer geworden war: in der alten fernvollen Lebensweise wurde nicht das Geringste geändert, ja selbst die Möglichkeit Andern beizustehen und zu helfen, suchten und wußten die Eltern sich zu erhalten.

Es hatten von jeher ein Paar unbemittelte Bekannte des Hauses an bestimmten Tagen bei uns zu Mittag gegessen. Der Eine, ein alter, sehr braver Mann, war einst Commis bei meinem Großvater väterlicher Seits gewesen, und lebte nun als Junggeselle in einem bescheidenen Stübchen, von den Zinsen seines kleinen Vermögens. Er hieß Götting, war aus Altona gebürtig, und ein Muster wohlanständiger Dürftigkeit. Der Andere war ein Schlesier, ein jüdischer Student der Medicin, und Beide blieben unsere Gäste nach wie vor, wenn auch der Tisch nicht mehr so gut besetzt war, als früher. Ich selbst war damals ein sehr mageres und bleiches Kind, hatte oftmals Kopfweh, und der Onkel Doctor, statt zu rathen, daß man mich nicht so viel arbeiten lasse, hatte angeordnet, daß man mich mäßig ernähre, und daß ich weder Kaffee noch Bier

genießen solle. Ich hatte Beides ohnehin nie gemocht, die Verordnung war mir also nichts weniger als unangenehm; indeß dem alten Götting, der uns Kinder alle hatte geboren werden sehen, und der uns lieb hatte, fiel es auf. Er bot mir ein paar Mal aus seinem Glase zu trinken an, ich schlug es mit der Bemerkung aus, daß ich kein Bier bekommen solle, und er schwieg. An einem Nachmittage blieb er einmal länger da, als es seine Art war, und als der Vater schon wieder in das Comptoir gegangen und Herr Götting mit meiner Mutter allein war, kam er sehr verlegen an sie heran, küßte ihr die Hand, was er sonst nicht that, und sagte: Madame! wenn ich auch nicht darüber rede, ich sehe doch, daß Sie sich sehr einschränken. Aber entziehen Sie dem mageren Kinde das Bier nicht. Ich will lieber auf meinen Tisch verzichten, nur das Kind soll Nichts entbehren! — Ihm waren dabei die Augen voll Wasser, und der Mutter liefen die Thränen herunter, als sie ihm, gerührt von seiner Liebe für mich, betheuerte, daß nur des Arztes ausdrücklicher Befehl sie bewogen habe, mir alle erhitzenden Getränke zu entziehen; und der alte Mann gab sich damit denn auch zufrieden, und blieb Dienstags und Freitags unser Gast. Aber die Eltern haben ihm Beide den Zug nicht vergessen, haben

ihn mir Beide erzählt, und den alten Mann, als er krank und schwach wurde und es uns wieder wohl und gut ging, bis an sein Ende treu gepflegt. — Auch dem Studenten wußte die Mutter mit der größten Rücksicht auszuhelfen, indem sie ihm abgelegte Kleidungsstücke meines Vaters zurecht machen ließ, und während sie selbst sich viel versagte, während sie manches nicht schaffen konnte, was sie gern für uns gehabt hätte, war sie immer bereit und hilfreich, den beiden Schwestern meines Vaters, deren Männer in derselben Zeit wie er ihr Vermögen verloren und die ebenfalls große Familien hatten, beizuspringen und sie zu unterstützen, wie es irgend anging. Die Mutter war neidlos und selbstlos wie wenig Andere.

Obschon mir nun eigentlich Nichts fehlte, was ich zu vermissen verstanden hätte, wußte ich doch genau, daß wir unbemittelt waren, und der Vater hielt darauf, mich dies nicht vergessen zu lassen. Bei allem was ich lernte, schärfte er mir ein, daß ich fleißig zu sein habe, einmal, weil der Unterricht Geld koste, das ihm zu erwerben schwer falle, und zweitens, weil ich bald anfangen müsse, meine jüngern Geschwister zu unterrichten. Das galt namentlich von der Musik, zu der ich keine große Lust bezeigte.

Man hatte schon im siebenten Jahre mich darin zu unterrichten angefangen, und ich hatte Anfangs schnelle Fortschritte gemacht. Mein Lehrer, eben jener Herr Wiebe, dessen ich schon früher als eines entschiedenen Romantikers und eines sehr hübschen Menschen erwähnt, gab sich Mühe mit mir, und ich hatte ihn sehr lieb, ja ich war eigentlich verliebt in seine Schönheit, für die Kinder so überaus empfänglich sind. Er war schon brustleidend als mein Unterricht begann, und nach Jahr und Tag hatte das Uebel so sehr zugenommen, daß er oft Monate lang im Winter das Zimmer nicht verlassen konnte. Ich ging dann also zu ihm meine Stunden zu nehmen. Er wohnte auf dem Königsgarten in einem alten Hause, aber in einer sehr freundlichen Parterrewohnung, welche seine Mutter, die mit ihren schneeweißen Haaren noch eben so hübsch aussah als ihr Sohn, wie ein wahres Schmuckkästchen geordnet hatte und erhielt. Ueberall hingen Bilder, immer blühten Blumen an dem Fenster, immer duftete es nach Reseda, und selbst wenn es draußen regnete und stürmte, war es bei Madame Wiebe wie im Frühling.

Mein Vater gab mir, wenn ich in die Stunde ging, jedesmal die Marke für den Lehrer mit, und zugleich eilf Groschen, die ich in eine bestimmte Spar-

büchse thun mußte, aus welcher dann die Mutter am Ende des Monats die sechs Thaler für sechszehn Unterrichtsstunden zahlte. Es sollte mir das, wie gesagt, den Werth der Stunden einschärfen. Wie es aber geht, daß auch gescheute Kinder auf Dummheiten verfallen, und wie es mir mein Leben lang im Besondern ergangen ist, daß wenn ich einfältig war, es immer eine große Dummheit gab, so hatte sich in meinem Kopfe, als ich etwa zehn Jahre alt war, der Gedanke festgesetzt, meine blaue Marke sei eben so gut Geldeswerth wie etwa die Treasurscheine, welche damals im Umlauf waren. Da passirte es mir, daß ich eines Tages auf dem Weg zur Stunde meine Marke verlor. Ich befand mich auf dem Königsgarten, wußte, daß ich die Marke auf dem Prinzessinplatz noch in der Hand gehabt hatte, und fing nun an den Weg zurückzulegen, um das blaue Schnippchen Papier — um wie ich glaubte, die eilf Groschen zu suchen, welche zu erwerben dem Vater so schwer fiel. Während ich gegangen, war leichter Schnee vom Himmel gefallen und liegen geblieben, und ich wanderte nun immer hin und her, mit den Füßen den Schnee fortschiebend, um die Marke zu entdecken, wobei mir die Thränen reichlich aus den Augen rollten. Endlich war Herr Wiebe unruhig darüber geworden, daß ich

nicht zur Stunde kam, weil die Eltern in solchem Falle sonst regelmäßig absagen ließen. In der Besorgniß, daß ich auf dem Wege zu Schaden gekommen sein könne, hatte mir Madame Wiebe ihr Dienstmädchen entgegen geschickt, das mich denn mit sich nahm, und halb erfroren, aufgelöst in Thränen langte ich bei den guten Menschen an, ihnen schluchzend mein Unglück zu erzählen.

Anderthalb Jahre später, im Anfang des Frühjahres, starb der schöne, sanfte Mensch, und ich bekam in einem Herrn Thomas, der sich einen Eleven der englischen Musikschule nannte, und mich meist nur Sachen von Clementi und Field spielen ließ, einen neuen Lehrer. Er erklärte, mit dem hübschen, geschmackvollen Vortrag sei es gar Nichts, Gründlichkeit sei die Hauptsache. Mit Gefühl zu spielen, worauf Wiebe großen Werth gelegt, das erlerne jedes Frauenzimmer von selbst. Geläufigkeit hätte ich mehr als mir gut sei, aber nun solle ich den Ernst der Musik kennen lernen, und wenn ich dabei Jahr und Tag Geduld haben wollte, dann sollten wir erleben, was damit gewonnen sein würde.

Meinen Eltern, die von Musik Beide Nichts verstanden, machten seine Reden, die er mit einer gewissen Derbheit vorbrachte, einen Eindruck. Um also mit dem

Ernste gleich Ernst zu machen, wurde mir Clementi's »Einleitung in die Kunst das Klavier zu spielen« angeschafft, und ein ganz erbarmungsloses Tonleiter- und Etüdenspiel wurde nun plötzlich mein täglich Brod. Langweiligere Stunden als diesen Musikunterricht habe ich nie ausgestanden. Ich nahm meine Lektionen am Mittwoch und Sonnabend von drei bis vier Uhr. Dann hatten wir Beide Mittag gegessen, mein Lehrer und ich, ich war unlustig, mein Lehrer schläfrig, ich orgelte und dudelte gleichgültig meine Tonleitern und Etüden herunter, mein Lehrer nickte bisweilen dabei ein, und ermunterte sich dann plötzlich, um mit seinen dicken Fingern ein paar Mal über die Tasten hin und her zu fahren, und mir mit hervorgestoßenen Worten seinen Tadel auszusprechen. Ich dankte immer Gott wenn er seine Marke in der Tasche und ich meine Stunde beendigt hatte.

Schlimmer noch als die Stunden waren aber die Uebungen. Der Mangel an Einsicht macht wortgläubig. Mein Vater schwor daher unbedenklich zu des Lehrers Fahne, und ich durfte in der täglich festgesetzten Uebungsstunde jetzt auch absolut Nichts als meine Etüden spielen. Weil ich diese nun leicht auswendig behielt, kam ich auf den Ausweg, mir ein Buch auf das

Notenheft zu legen, und die ganze Stunde hindurch seelenvergnügt und nach Herzenslust zu lesen, während ich die Tonleitern und die Etüden abhaspelte. Kam Jemand in das Zimmer, so setzte ich mich auf das Buch, und ich habe dies Verfahren Jahre hindurch mit Beharrlichkeit durchgeführt, ohne daß man es gewahr worden wäre. Ja ich hatte es in diesem mechanischen Spiel zu solcher Sicherheit gebracht, daß ich später auch bei größern Musikstücken ruhig lesen konnte, wenn die Sachen mir erst einmal im Gedächtniß und in der Hand fest saßen. Welch ein sinnloses Spiel das gab, brauche ich nicht erst zu sagen.

Wie es dabei zuging, daß ich dennoch vorwärts kam, begreife ich nicht. Ich erlangte aber allmählich die Zufriedenheit meines Lehrers, er schenkte mir zur Erinnerung an meine Fortschritte eine Clementische Sonate, und wußte sich sehr viel mit seinem Unterricht, der mir immer lästig blieb, weil ich den Lehrer nicht mochte. Man sagte, er sei früher Zimmermann gewesen, und irgend Jemand hatte in meiner Gegenwart die Bemerkung gemacht: weil Zelter, der einst Maurer gewesen, ein großer Musiker geworden, und dabei zufällig grob sei, so halte sich Herr Thomas, weil er Zimmermann gewesen und ungeschliffen sei, auch

für einen großen Musiker. Empfänglich für das Komische und für den Witz, wie ich es war, verdarb der Ausspruch die Sache vollends. Ich hatte von da ab gar kein Zutrauen mehr zu meinem Lehrer, und ohne darüber zu sprechen, fing ich an, auf meine eigene Hand andere Dinge zu üben, als die, welche man mir aufgab. Da ich zu neuen Musikstücken nicht immer getanzen konnte, entstand in mir das Verlangen, mir selbst Etwas zu erfinden. Herr Wiebe hatte oftmals, wenn er bei uns gewesen war, lange im Dämmerlichte am Klavier phantasirt, und weil mir das so angenehm gewesen war, wollte ich mir gern selbst das Vergnügen bereiten, das ich damals empfunden hatte. Aber so oft ich mich auch im Dämmerlichte hinsetzen mochte, ich konnte die ersehnte Musik nicht erzeugen; ja selbst der Versuch, gehörte Melodien wiederzugeben, scheiterte fast gänzlich. Nur den eigentlichen Stock der Melodie, so weit er rein und ohne schwierige Uebergänge war, brachte ich zu Stande, für alle Modulationen, obschon ich sie deutlich im Sinne hatte, und sie mir auch vorsingen konnte, vermochte ich auf dem Instrumente die entsprechenden Töne nicht zu finden. Es war als erlösche urplötzlich der Ton in meinem Gedächtniß auf dem Wege nach der Taste, und ich gewann für mein Theil

schon damals die feste Ueberzeugung, daß ich keine musikalische Begabung hätte. Meine Lust am Klavierspiel nahm dadurch noch mehr ab. Ich sprach es auch aus, daß ich kein Talent hätte, erzählte den Eltern und selbst Herrn Thomas, welche Bemerkung ich über meine mangelhafte musikalische Fähigkeit gemacht, und bat, den Unterricht nicht weiter fortsetzen zu dürfen.

Mein Vater hörte jedoch auf meine Vorstellung ganz und gar nicht. Daß man besonders für die Musik organisirt sein müsse, sah er, trotz seines Verstandes, damals doch noch als ein Vorurtheil an. Er erzählte mir, wie die russischen Edelleute sich die prächtigsten Kapellen aus ihren leibeigenen Bauern zusammenstellten, und daß sich nach dem sehr richtigen russischen Sprichwort: „was zwei Augen und zwei Hände gemacht haben, das müssen zwei Augen und zwei Hände nachmachen können“ bei gehöriger Ausdauer Wunder bewirken ließen. Je mehr Unlust ich hätte, das Klavierspielen zu erlernen, um so besser und nöthiger sei es, daß ich mich mit Selbstüberwindung dazu zwinge. Daß ich in der Schule fleißig sei, darin läge kein Verdienst, denn das thäte ich, weil es mir Vergnügen mache. Wenn ich mich aber gegen meine Neigung fleißig auf die Musik verlegte, so würde er erstens darin sehen,

daß ich gern thäte was er wünsche, — und zweitens würde ich damit nur das thun, was mir nützlich sei, und was so mancher russische Bauer auf Kommando für seinen Herrn gethan habe.

Dies originelle, von meines Vaters Standpunkt aus ganz logische Urtheil, ließ nur die Kleinigkeit außer Acht, daß die russischen Fürsten sich unter ihren Sklaven aller Wahrscheinlichkeit nach die musikalisch begabten zu ihren Musikern herausſuchen, und er that mir in so fern Unrecht, als meine Unluſt an der Muſik lediglich aus der richtigen Erkenntniß meiner unvollſtändigen Begabung hervorging. Denn ich liebte die Muſik, ich hatte große Freude daran ſie von Andern gut ausgeführt zu hören, ich hatte Empfindung und Verſtändniß dafür, und eben mein Verlangen ſie frei zu üben, ſelbſt Etwas darin ſchaffen zu können, und wäre es auch das Geringſte geweſen, hätte für mich ſprechen müſſen. Es blieb aber dabei, ich ſei zu bequem mich anſtrengen zu wollen, und da Herr Thomas meinem Vater mit dem Bemerken beiſtimmte, daß ich eine große Fingerfertigkeit, einen guten Vortrag hätte, und der mir fehlende Sinn ſich bei näherer Kenntniß der Muſik ſchon finden würde, ſo war die Folge der ganzen Erörterung nur die, daß zu meinen zwei Klavierſtunden

in der Woche, noch eine Dritte hinzugefügt, und es mit dem Ueben noch strenger als bisher gehalten wurde.

Hatte ich in den Wochentagen, von der Arbeitslast bedrängt, hie und da eine Viertelstunde an meiner Uebungszeit abzukürzen nöthig gehabt, so mußte ich das am Sonntage ersetzen. War ich einmal zu einer Freundin gegangen, ohne geübt zu haben, so mußte ich am andern Morgen, ehe ich in die Schule ging, die versäumte Stunde nachholen. Ich entbehrte dann thatsächlich den mir nöthigen Schlaf, und das Alles nur, weil mein Vater von dem Glauben ausging, Musik sei etwas Mechanisches, was jeder Mensch erlernen könne. Woher er bei dieser Geringschätzung der Musik so dringend verlangte, sie mir zu eigen zu machen, habe ich nicht einsehen können. Aber er setzte seine ganze Energie daran, und als ich längst erwachsen, als ich längst darüber im Klaren war, was ich in dieser Hinsicht leisten könne und was nicht, blieb bei aller Freiheit, die er mir im Uebrigen gestattete, doch der Befehl Musik zu treiben, über mir schweben. Fünf und zwanzig Jahre lang, von meinem siebenten bis in mein zwei und dreißigstes Jahr hinein, habe ich unausgesetzt Musikunterricht nehmen, und täglich üben müssen. Nahe zu tausend Thaler, und eine unverantwortliche Masse

von Zeit sind die verschwendet worden, und nachdem ich es dahingebra atte Beethoven und Chopin, Hummel und Ries, und was man wollte zu spielen, hielt ich für meine Ueberzeugung immer nur auf demselben Punkte, auf dem ich in meinem dreizehnten Jahre gestanden hatte. Das heißt: ich liebte die Musik, und hatte eben deshalb eine Betrübniß darüber, mich in derselben nicht frei und schöpferisch bewegen zu können.

Ich würde über meine musikalischen Leiden schneller hinweggegangen sein, hätte ich nicht die Absicht, in ihnen und mit ihnen, eine Warnung für eine große Anzahl von Eltern zu geben, eine Fürbitte für eine Menge armer Kinder einzulegen, und eine Erleichterung für die Masse von Menschen zu erbitten, die jetzt auf allen Punkten der Erde durch unmusikalisches Musikmachen gemartert werden. Wer er auch sei, und wo er sich auch aufhalte, selbst der Kinderlose, wird es empfunden haben, was es heißt, talentlose Kinder Musik treiben zu hören. Drei Jahre lang habe ich in unserer jetzigen Wohnung unter der Plage gelebt, daß ein armer Junge, dessen Eltern unter unserer Etage wohnten, mit aller Gewalt das Beethovensche Septuor spielen lernen sollte. Alle Tage des Jahres übte er von zwölf bis ein Uhr, recht in Mitten meiner Arbeitszeit. Alle

Tage kam unter Anderm das Se[illegible]r an die Reihe, alle Tage saß ich, da ich dasselbe [illegible]zu genau kannte, mit gespanntem Ohre da, des Feyers gewärtig, den er mit unfehlbarer Sicherheit an derselben Stelle machte. Alle Tage machte er den Fehler, alle Tage fuhr ich ärgerlich dabei zusammen, alle Tage nahm ich mir vor nicht wieder auf das Spiel zu hören, und an jedem kommenden Vormittage, wenn er sein Septuor begann, gerieth ich in die quälende Erwartung des Adagios, in welchem der Fehler kommen mußte, und gelangte nicht eher zu Ruhe, bis ich ihn mit dem Ausruf „da!“ vernommen, und überwunden hatte.

Ich glaube, kaum einem vernünftigen Menschen fällt es ein, seinen Sohn zum Maler oder zum Dichter zu machen, ohne daß irgend Etwas in demselben zu einem solchen Plane ermuthigt. Musik aber läßt man, wie jetzt unsere Sitten sich gestaltet haben, auf gut Glück einen Jeden lehren, und es wird in der Regel frisch darauf losgelehrt und frisch darauf losgespielt, bis in den meisten Familien ein Individuum vorhanden ist, dessen musikalische Leistung „Stein' erweichen, Menschen rasend machen kann!“

Daß man, wo die Geldmittel dies gestatten, den Versuch macht, ob in den Kindern ein Talent vorhan-

den ist, daran thut man wohl, obschon man es in der Regel im Voraus wissen könnte, was man in dem Betrachte zu erwarten hat. Wenn man aber meint, auch eine geringe Anlage sei der Ausbildung werth, so irrt man, und dies besonders in unsern Tagen, in denen man sich gewohnt hat, so große Anforderungen an die Ausübenden zu machen.

Wenn ein Kind keinen besondern Hang zur Musik, kein feines Gehör dafür verräth, wenn die Musik ihm nicht ein angeborenes Bedürfniß ist, sollte man von dem Gedanken es Musik treiben zu lassen, ohne Weiteres abstehen. Ist ein Mensch musikalisch angelegt, so kann er Freude haben und Freude bereiten durch das kleinste Liedchen, durch die kleinste Tanzmelodie, die er nach dem Gehör spielt, denn es kommt dadurch wirklich Musik zur Erscheinung, und die Freude daran wird Ihrem durch alle Lebensalter bleiben. Wendet man jedoch an den Unterricht von nicht eigentlich musikalischen Naturen große Pflege, so können sie es, wie ich und tausend Andere mit mir, zu einer großen Fertigkeit bringen; weil sie aber zu sklavischem Nachahmen, zu immer neuem mühsamen Erlernen verdammt sind, hört die Geduld zu dieser mühsamen Arbeit bei ihnen augenblicklich auf, sobald sie irgend einen Beruf, irgend

eine Beschäftigung entdecken, welche ihnen eine freiere Thätigkeit verspricht, denn nur in freier Thätigkeit, nur in einer Thätigkeit, in welcher man selbst ein Gelingen wahrnimmt, findet der Mensch einen Genuß.

Man hat daher z. B. sehr Unrecht, die jungen Frauen anzuklagen, wenn sie ihr mühseliges Klavierspiel in der Ehe nicht weiter üben. Wer musikalisch ist, läßt nicht von der Musik, wer sie aufgiebt, hat sicher keine musikalische Natur, kein musikalisches Bedürfniß, und thut nur das Vernünftige, indem er von sich legt, was man ihm aufgezwungen hat. Es wäre in diesem Falle den Frauen nur zu wünschen, daß sie etwas andres Geistiges an die Stelle jener Beschäftigung eintreten ließen, denn irgend eine ideale Bestrebung hat grade die Mehrzahl der Frauen äußerst nöthig, um sich nicht all zu sehr von dem Kleinkram des täglichen Lebens umfangen und einspinnen zu lassen.

Mit einem Worte also: es singe, wem Gesang gegeben! und der Unmusikalische begnüge sich mit dem Hören. Er kommt damit auch dem Rathe des größten griechischen Weltweisen, dem Rathe des Aristoteles am Besten nach, der in seiner Politik über den Einfluß der Musik auf die Erziehung der Staatsbürger

ausführlich gehandelt und sich dahin erklärt hat, daß für Denjenigen, der nicht ausübender Künstler werden könne oder werden solle, es eine Zeitverschwendung sei, seine Kraft auf die Erlernung virtuosistischer Kunststücke zu verwenden.

Hätte mein Vater mich die Zeit und das Geld welche mein Musikunterricht hingenommen, auf mir angemessenere Gegenstände, auf Zeichnen, auf Sprachunterricht, oder auf den Unterricht in Naturwissenschaften, die freilich damals noch nicht in den Bereich der allgemeinen Bildung gezogen worden waren, verwenden lassen, so würde ich ohne Zweifel mehr davon geerndtet haben, als die bei meinen Musikstudien gewonnene Einsicht, daß ich zu unmusikalisch sei, um in meinem musikalischen Musikmachen irgend eine Befriedigung zu finden.

Aber ich kehre von dieser Abschweifung zu meiner Erzählung zurück.

Berichtigung: Seite 115 Zl. 2 v. o. lies Heinle statt Heinlein.

Meine Lebensgeschichte.

Von

Fanny Lewald.

I. Ia

~~Zweite~~ Abtheilung:

Im Vaterhause.

Zweiter Theil.

Berlin. 1861.

Verlag von Otto Janke.

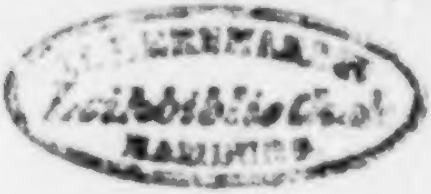
Im Vaterhause.

Von

Fanny Lewald.

Die Verfasserin behält sich das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen vor.

Zweiter Theil.



Berlin, 1861.

Verlag von Otto Janke.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel

Zwölftes Kapitel.

Mein Vater hatte die Absicht, mich bis zum Ende meines vierzehnten Jahres in der Schule, und damit volle drei Jahre in der ersten Klasse zu lassen, was sonst nicht üblich war. Man wußte aber nicht recht, wie man mich, wenn ich früher die Schule verließe, angemessen beschäftigen sollte, und da Herr Ulrich mir und einer meiner Mitschülerinnen, bei dem früher erwähnten vortrefflichen Sprachlehrer Herrn Motherby, innerhalb der Schulstunden noch einen besondern Unterricht im Französischen, namentlich in der Conversation ertheilen ließ, und ich inzwischen auch eine große Lust zu feinen Handarbeiten bekommen hatte, die wir in der Schule erlernten, so war es gewiß das Beste, mich ruhig an den Repetitionen der Klasse meinen Theil nehmen zu lassen, während ich dabei

noch Handarbeit und Französisch lernte, und die allgemeine Förderung genoß, welche der Unterricht des Herrn von Tippelskirch uns gewährte.

Aber schon nach Ablauf des zweiten Jahres verbreitete sich das Gerücht, Herr Ulrich werde die Schule aufgeben. Man sagte, die ungünstigen Handelsjahre hätten Königsberg's Wohlstand heruntergebracht, die Kaufmannsfamilien wären nicht mehr im Stande, die hohen Schul- und Pensionsgelder zu zahlen, an welche Herr Ulrich gewöhnt war, und die er thatsächlich auch zur Erhaltung der Anstalt in seiner Weise brauchte; dazu hätten sich die Gymnasien und die städtische Mädchenschule sehr gehoben, und das Bedürfniß einer Privatanstalt sei daher nicht mehr in der frühern Art vorhanden. Wir Schulkinder glaubten aber gar nicht an eine solche Möglichkeit, denn Alles ging in der Schule ruhig seinen Weg, bis etwa im Juli des Jahres achtzehnhundert vier und zwanzig, Herr Ulrich den Eltern seiner Schüler die Anzeige zugehen ließ, daß er mit dem Schluß des Sommersemesters, also Mitte September, seine Anstalt auflösen, und selbst nach Memel übersiedeln werde, wo man ihn zur Begründung eines neuen Institutes für Mädchenerziehung aufgefordert habe.

Ich war wie aus den Wolken gefallen bei dieser Nachricht. Der Untergang der preußischen Monarchie hätte mir lange nicht den erschreckenden Eindruck hervorgebracht, als der Untergang unserer, meiner Schule. Mein ganzes Denken und Sein war mit ihr verknüpft, ich konnte mir kaum eine Vorstellung von dem Zustande machen, der für mich mit dem Austritt aus der Schule anheben mußte, und es war mir, als thue sich eine Wüste, als thue sich die unendliche Ferne vor mir auf, wenn ich mir die Tage und Monate und Jahre ohne mein gewohntes Streben, ohne meine gewohnte Beschäftigung auszumalen versuchte.

Sonst, wenn meine ältern Mitschülerinnen von der Klasse aus den Konfirmandenunterricht besuchten, und dann die Schule verließen, um als erwachsene Mädchen zu Hause in ihren Familien zu bleiben, hatte ich mir wohl auch gewünscht, erwachsen zu sein, und gemeint, auf Ostern nächsten Jahres, nach meinem vierzehnten Geburtstag, da würde es sich mit dem Erwachsensein für mich schon finden, wenngleich die andern Mädchen erst ein Paar Jahre später dazu gelangt waren. Aber nun mitten im Schuljahr, so viele Monate vor meinem vierzehnten Geburtstag, konnte das Alles gar nicht gehen; und es waren vielleicht nur wenig Kinder in

der Anstalt, welche den Entschluß des Direktors, so wie ich, als ein wirkliches Unglück für sich betrachteten.

Die Paar Wochen bis zum Schluß der Schule verzingen wie im Fluge. Der Lehrer wie der Schüler hatte sich ein erhöhter Eifer bemächtigt, und ohne zu wissen, wie uns eigentlich geschehen war, standen wir plötzlich an dem Trennungstage, zu welchem eine kleine Feierlichkeit veranstaltet worden war. Es wurde ein kurzer Gottesdienst von dem Prediger Ebel gehalten, ich und eine meiner Mitschülerinnen überreichten dem scheidenden Direktor ein Paar silberne Fruchtkörbe, wozu wir einige, von Ebel für uns aufgesetzte, ziemlich geschmacklose Worte hersagten. Herr Ulrich entließ uns mit einer aus dem Herzen kommenden Ansprache, die uns auf das Tiefste erschütterte, weil er selbst tief erschüttert war; Lehrer und Schüler, Alles weinte, Alles umarmte sich, Alles nahm Abschied, und ich kam traurig und in Thränen nach Hause. Ich wußte nicht, wie ich ohne Herrn Ulrich, und namentlich ohne den von mir so verehrten Herrn von Tippelskirch würde leben können.

Mit einem nicht zu beschreibenden Gefühle der Verlassenheit und der Vereinsamung packte ich meine Hefte und Bücher in ein Schränkchen ein. Ich nahm

Abſchied von jedem Blatte, das ich aus der Hand legte, und eine Stimme in meinem Innern, die mir immer wieder die Thränen in die Augen lockte, ſagte mir fortdauernd: jetzt iſt Deine glückliche Kindheit vorbei! — Ich kam mir ununterrichtet, unfertig vor, wie nie zuvor, ich las die Unterſchriften unter meinen älteſten Arbeiten, als ſtecke die größte Weisheit darin, ich holte alle Paar Stunden mein Stammbuch hervor, um mich an den Zeilen zu erfreuen, welche meine Lehrer mir eingeſchrieben hatten, und mit einemmale, am zweiten, dritten Tage, nachdem ich die Schule verlaſſen, kam mir aus dem Erinnerungsblatte, welches Herr Metherby mir gegeben hatte, ein Gedanke, und damit auch ein Troſt. Es lautete: Tâcher de défaire notre esprit de l'erreur, notre coeur de l'égoisme, voilà la grande tâche de notre vie, voilà le but de toute éducation, de cette éducation de nous même qui commence quand nos instituteurs nous quittent, quand la main de ceux qui ont veillé sur notre enfance ne nous guide plus!

Ich wollte das befolgen, ich wollte an mir ſelber arbeiten, und vor Allem: ich wollte den Egoismus ablegen, mit welchem ich die beiden Tage hindurch mich

immer nur gefragt hatte, was ich denn jetzt beginnen solle, statt mich an das Nächste zu halten und im Hause nachzuhören, wo ich helfen und der Mutter nützlich werden könne. Je weniger diese Art der Dienstleistung mir selbst genehm sei, um so besser! Das sollte der erste Akt der Selbstüberwindung werden, von welcher Herr Wetherby gesprochen hatte, und da die Jugend opferfreudig ist, fand ich eine Beruhigung in meinem gefaßten Vorsatze.

Die Eltern hatten übrigens meinen Austritt aus der Schule, grade so wie ich, als einen Lebensabschnitt angesehen. Sie hatten mir gesagt, ich sei jetzt kein Kind mehr, und da ich bisher alle meine Zeit ausschließlich für mich verwendet, so sei es nun doppelt meine Pflicht, sie für Andere zu verwerthen. Ich war auch sehr bereit dazu, nur daß Niemand recht wußte, was ich eigentlich thun sollte. Die Paar kleinen Geschäfte, welche meine Mutter mir übertrug, füllten den Tag nicht aus. In den häuslichen Handarbeiten besaß ich noch nicht jene Gewandtheit, welche sie für den Haushalt ersprießlich macht, denn ich arbeitete noch ängstlich und langsam; das, was also zuerst in Angriff genommen werden sollte, war natürlich wieder die Musik, und da ich immer darüber klagte, daß ich

nicht verstände was ich spielte, daß ich von der Musik die Regeln kennen möchte, wie ich sie von den Sprachen kenne, so erhielt ich die Erlaubniß an einem Musikunterricht Theil zu nehmen, welcher von einem Herrn von Zivet nach Logiers Methode in einer Art Musikschule ertheilt wurde. Ich hatte gehofft, dabei Generalbaß zu lernen, es hatte aber, was ich hier gleich bemerken will, mit der ganzen Schule nicht viel auf sich, und nachdem ich sie den Winter hindurch zweimal in der Woche besucht hatte, wurde die Sache aufgegeben. Die ganze Schule löste sich auch bald nachher wieder auf, und der Lehrer entfernte sich plötzlich, wie er gekommen war.

Die ersten Paar Wochen, nach dem Verlassen der Schule, gingen mit allerlei Versuchsbeschäftigungen hin. Die Mutter wußte mich nicht recht zu verwenden, ich trieb mich also ziemlich planlos in den Stuben umher, bis ich irgend ein Buch erwischte, und mich in einen Winkel hinsetzte, um zu lesen. Das lag jedoch gar nicht in meines Vaters Absichten, und eines schönen Morgens, kurz vor dem ersten Oktober, überraschte er mich mit folgendem von ihm selbst aufgesetzten Stundenplan, den ich seitdem oft mit lächelnder Rührung betrachtet habe, und den ich der Originalität wegen hersetze:

Stundenzettel

für

Fanny Marcus.

entworfen Ende September, gültig bis zur veränderten Jahreszeit und bis andere Lehrstunden eintreten.

Allgemeine Bestimmung:
Des Morgens wird spätestens um 7 Uhr aufgestanden, damit um 7½ Uhr das Ankleiden völlig beendigt sei.

Montag

von 8—9 Clavierstunde. Uebung neuer Stücke.
„ 9—12 Handarbeit, gewöhnliches Nähen und Stricken.
„ 12—1 Nachlesen der alten Lehrbücher, als: Französisch, Geographie, Geschichte, Deutsch, Grammatik u. s. w.
„ 1—2½ Erholung und Mittagessen.
„ 2½—5 Uhr Handarbeit gleich oben.
„ 5—6 Uhr Clavierstunde bei Herrn Thomas.
von 6—7 Uhr Schreibeübung.

Dienstag

„ 8—9 Uhr Uebung neuer Clavierstücke.
„ 9—10 häusliche Handarbeit.
„ 10—12 Unterricht im Generalbaß.
„ 12—1 gleich Montag.
„ 1—2½ dito.
„ 2—5 dito.
„ 5—6 Uebung alter Clavierstücke.
„ 6—7 Schreibeübung wie Montag.

Mittwoch

gleich Montag; von 5—6 Uhr Uebung der alten Musikstücke am Clavier.

Donnerstag, Freitag und Sonnabend gleich den drei ersten Wochentagen.

Sonntag wird völlig der Bestimmung von Fanny anheimgestellt, mit Ausnahme der Clavierübung von 8—9 Uhr;

jedoch müssen die wöchentlich unnöthig versäumten Lektionen nachgeholt, und die Stunden, welche am Clavier durch Ausgehen oder durch Besuche versäumt worden, genau ersetzt werden.

Fanny wird durch pünktliche Erfüllung dieses Stundenzettels und durch sonstiges gutes Betragen sich bemühen, ihren Eltern den Beweis zu geben, daß sie würdig sei, noch anderweitigen Unterricht zu erhalten, und von ihrem Vater für ihre Erholungsstunden gute Lesebücher zu bekommen.

Besuch außer dem Hause wird wöchentlich einmal, und nur ausnahmsweise zweimal stattfinden.

Diese Anordnung mit ihrer befehlenden Kürze, erschien mir weder auffallend, noch hart. Ich war von Kindheit auf an eine sehr bestimmte Zeiteintheilung und Zucht gewöhnt, und ich bin gewiß, daß der Stundenzettel meiner Mutter ebenso wie mir eine Erleichterung gewährte. Er nahm ihr die Sorge, was sie mich thun lassen solle, und enthob mich dem Unbehagen, das in mir durch ihre wechselnden Versuche mich zu beschäftigen, erzeugt worden war. Aber langweilig wurde dieser Winter mir im höchsten Grade.

Fünf Stunden an jedem Tag saß ich in der Wohnstube, an einem bestimmten Platz am Fenster, und erlernte Strümpfe zu stopfen, Wäsche auszubessern, und beim Schneidern und andern Arbeiten Hand anzulegen. Zwei Stunden brachte ich am Clavier zu, eine Stunde langweilte ich mich mit dem Inhalt meiner alten Schul-

bücher, den ich damals von A bis Z auswendig konnte, eine andere Stunde schrieb ich Gedichte zur Uebung meiner Handschrift ab. Dazwischen ging ich Gänge aus der Küche in die Speisekammer, und aus der Wohnstube in die Kinderstube, beaufsichtigte ab und zu die drei jüngsten Geschwister, und hatte am Abende das niederschlagende Gefühl, den Tag über nichts Rechtes gethan zu haben, und einen brennenden Neid auf meine Brüder, welche ruhig in ihr Gymnasium gingen, ruhig ihre Lektionen machten, und an denen also lange nicht so viel herumerzogen werden konnte, als an mir. Ihr ganzes Dasein erschien mir vornehmer als das meine, und mit der Sehnsucht nach der Schule regte sich in mir das Verlangen, womöglich Lehrerin zu werden, und so zu einem Lebensberuf zu kommen, bei dem mich nicht immer der Gedanke plagte, daß ich meine Zeit unnütz hinbringen müsse.

Diese Ideen gegen meine Eltern auszusprechen hätte ich aber nicht gewagt, denn sie würden darin eine Bestätigung für die alte Ansicht meiner Mutter gefunden haben, daß mir der rechte weibliche Sinn für die Häuslichkeit und für die Familie fehle, daß ich viel mehr Verstand als Herz hätte, und daß meine Neigung für geistige Beschäftigungen ein Unglück für mich wie für

sie sei. Hätte sie diese Ansicht nur wirklich festgehalten, so wäre für mich damit fertig zu werden gewesen. Indeß wenn sie mir heute diese Vorwürfe gemacht hatte, so bezeigte sie morgen wieder die alte große Freude über meine Begabung und mein Wissen; und wenn mein Vater, der ihrer sonstigen Beobachtungsgabe mit Recht großes Zutrauen schenkte, nun in Folge ihres Urtheils, mich mit seiner etwas gewaltthätigen Consequenz häuslich und weiblich machen wollte, so war es grade im Gegentheil meine Mutter, die von Mitleid bewegt, mir wieder Etwas mehr Freiheit zu verschaffen suchte. Ich war wirklich in diesem Winter sehr übel daran, und habe doch keinen von meinen Eltern deshalb anzuklagen, denn sie handelten Beide aus Liebe zu mir und nach ihrem besten Wissen. Meine Mutter hatte keinerlei Bewußtsein von der Eifersucht, welche sie gegen meine ganze Entwicklung fühlte und meinem Vater lag der Gedanke, eine solche Eifersucht in der Mutter vorauszusetzen, noch viel ferner. Ja ich selbst erkannte damals diese Schwäche meiner Mutter nicht. Ich glaubte aus allerlei unvernünftigen Gründen, mich wie schon gesagt von ihr weniger geliebt als meine andern Geschwister, und das machte das Uebel nicht geringer. Kurzsichtig, wie man es in den Familien meist für die Ursache der Mißstände ist, welche sich unter ihren Mitglie-

dern entwickeln, errieth Niemand, was eigentlich meine Mutter und mich nie zu dem richtigen Verhältniß kommen ließ. Als viele Jahre später mein Vater diese Einsicht gewann, sind doch alle Uebrigen der Ansicht geblieben, daß die Schuld nur an mir gelegen habe, und Keiner hat es einsehen wollen, wie viel Unrecht, wie viel empfindliche Verletzungen ich von der Mutter, ohne ihr Wissen und Wollen, grade in den Jahren erduldet habe, in denen mein Herz noch so weich, meine Widerstandsfähigkeit so gering war, daß ich mich über Nichts mündlich auszusprechen, geschweige denn über mich Erklärungen zu machen, oder gar mich gegen irgend ein mir zugefügtes seelisches Leid zu wehren verstanden hätte. Man kann gegen die Jugend in diesem Punkte nicht vorsichtig genug sein. Sie ist verwundbarer, je empfänglicher und je wehrloser sie ist; und jede Herzensverletzung drängt sie in sich selbst zurück, gewöhnt sie an ein einsames Innenleben, das für gewisse Naturen sehr bedenklich werden kann, wenn schon es für kräftige Seelen zum Heil ausschlägt. Was es übrigens mit der Eifersucht von Eltern gegen die größere Bildung der Kinder auf sich hat — einem Mißverhältniß, das sich häufiger wiederholt, als man es gewahr wird — das habe ich später in einem meiner Romane, in den Wand-

lungen, an den Figuren des alten Brand und seines Sohnes poetisch darzustellen unternommen.

Aber nicht allein zu meiner Mutter, auch zu meinen Geschwistern hatte ich grade in jenem Zeitpunkte das alte frohe Kindheitsverhältniß nicht mehr. Mädchen entwickeln sich im Allgemeinen viel früher als Knaben, ich war noch schneller als gewöhnlich vorgeschritten, und also den beiden zehn- und zwölfjährigen Brüdern, wie der achtjährigen Schwester völlig entwachsen. Im Hause machten die andern drei kleinen Schwestern der Mutter viel Noth und Arbeit, und es stand ihr ein zehntes Wochenbett bevor. Ihre Gesundheit war sehr schwach, und obschon sie trotz aller dieser Mühen und Beschwerden mir grade in diesem Winter eine Tanzstunde arrangirte, die abwechselnd bei uns und bei den Eltern der drei andern Mädchen gehalten wurde, welche den Unterricht mit mir gemeinsam nahmen, so empfand ich doch den Druck der Sorge, die auf dem Hause lastete, nur allzuschwer. Aber auch von dieser Einsicht getraute ich mir nicht zu sprechen, und ohne die zärtliche Freundschaft, welche ich damals für eine meiner frühern Mitschülerinnen hegte, wäre ich in jener Zeit wirklich recht unglücklich gewesen.

Ich hatte diese Freundin bald nach meinem Eintritt

in die zweite Klasse gewommen. Wir waren fast vier Jahre in der Schule zusammengeblieben, und haben durch unsere ganze Jugend mit der größten Liebe aneinander gehangen, bis später unsere verschiedenen religiösen Ueberzeugungen uns allmählich von einander entfernten.

Mathilde war die jüngste Tochter eines Major von T., und drei Jahre älter als ich. Sie hatte den Vater in ihrer ersten Kindheit verloren. Ihre Mutter, eine Frau von vortrefflichem Charakter und von einer männlichen Gradheit und Wahrhaftigkeit, hatte eine Stelle in einem der Königsberger Frauenstifte. Sie lebte von einer mäßigen Pension und von den Zinsen eines kleinen Vermögens. Auch sie hielt sich, wie ihre älteste Tochter, die ebenfalls in dem Stifte lebte und eine unserer Lehrerinnen in der Schule gewesen war, zu der Ebelschen Gemeinde, aber eine gewisse Kernhaftigkeit ihrer Natur bewahrte sie vor der weichlichen Weise seiner übrigen Anhänger. Ihr frischer Sinn blieb mit dem Leben und mit der Außenwelt immer vorurtheilles in Verbindung, und selbst ihre Vorliebe für die schöne Literatur, soweit diese die Lieblingsdichter ihrer Jugend, Schiller, Bürger und — Philippine Gatterer betraf, war durch ihre spätere religiöse Richtung nicht beein-

trächtigt worden. Sie beschäftigte sich viel mit der Bibel und mit Erbauungsschriften, aber sie versagte es sich nicht, dann und wann einmal ihr Lieblingsstück »Kabale und Liebe« sehen zu gehen, und wenn sie auch im Gesangbuch gelesen hatte, hörte sie es gern mit an, daß wir ihr diejenigen Schillerschen oder sonstigen Gedichte vorlasen, die unserer damaligen Entwicklung und unserm Hange für das Sentimale und Pathetische angemessen waren.

Mathilde stand im dreizehnten Jahre, als ich sie kennen lernte. Sie hatte früher eine andere Schule besucht, und weil das Lernen damals nicht ihre stärkste Neigung war, fiel es ihr trotz ihrer glücklichen Anlagen Anfangs schwer, sich in die Disciplin und in den Ernst unserer Anstalt zu schicken. Voller Güte, voller Frohsinn, immer zum Lachen aufgelegt, mußte sie mit ihrer frühentwickelten Wohlgestalt, mit ihren großen Augen, mit dem prächtigen hellbraunen Haar, das vor lauter Geleck sich in keine übliche Frisur einfangen lassen wollte, den Eindruck eines eben so reizenden als liebenswürdigen Mädchens machen. Ihre ganze Figur, ihre Hände und Arme waren schön, ihre Zähne, welche der lachende Mund fortwährend enthüllte, ganz unvergleichlich, und ganz im Gegensatz von mir, der von körperlichen Uebun-

gen Nichts als das Tanzen gut gelang, war sie Meister in allen körperlichen Spielen. Es war ein Vergnügen sie laufen, springen, Ball werfen und klettern zu sehen.

Was uns Beide eigentlich zuerst zusammengeführt, war Mathildens Verlangen, Hilfe bei ihren Arbeiten zu finden. Aber wir faßten bald eine große Zärtlichkeit für einander, und kannten keine größere Freude als das Beisammensein.

Mathilde war in unserm Hause heimisch wie ich selbst, und auch ich war ganz und gar eingelebt in den kleinen Stübchen ihrer Mutter. Sie fand bei uns, so beschränkt unsere damaligen Verhältnisse waren, doch mehr Leben und mehr Zerstreuung als zu Hause, und mir, die immerfort in einer großen Schaar von Kindern lebte, war das Alleinsein mit Mathilde, und die Stille auf dem entlegenen Kirchplatz und in den kleinen Stuben ihrer Mutter, etwas sehr Zusagendes. Wir arbeiteten dann an dem Tische, an welchem ihre Mutter, in ihrem unwandelbaren schwarzwollenen Kleide, mit der schlichten weißen Haube, strickend neben uns saß, wir machten Zeichnungen nach der Natur, oder entschlüpften, wenn die ältere Schwester ausgegangen

war, in deren Zimmer, um uns Alles mitzutheilen, was wir irgend dachten und wußten.

Alles was wir besaßen liebten wir zu theilen, Alles was wir von unsern Eltern erhielten, erbaten wir uns wo möglich von der gleichen Art, und da man sich in beiden Familien mit den Ausgaben auf das Nothwendigste beschränken mußte, waren unsere Wünsche gleichmäßig bescheiden. Konnten wir es verabreden, so kleideten wir uns möglichst gleich, und die ersten Verse, welche wir in meinem zwölften Jahre machten, galten eben den neuen Umwerftüchern von Bourre de Soie, welche unsere Eltern uns geschenkt hatten, und mit denen wir uns reich wie Fürsten fühlten.

Ein Hauptgenuß aber war es, wenn wir am Sonnabend mit all unsern Arbeiten abschließen, und dann vom Sonnabend Nachmittag bis Montag früh, je nach dem, in unserm Hause oder in der Stiftswohnung der Majorin beisammen bleiben konnten. Daß daneben im Stifte Alles so eng, daß es im Grunde dort nicht bequem war, daß wir uns für einander kleine Entbehrungen auflegen, uns miteinander behelfen mußten, das gehörte wesentlich zu dem Vergnügen dieses Beisammenseins, denn die Jugend und die Freundschaft sind opferfreudig; und man sollte niemals weder über diese frühen

Freundschaften noch über die frühen Herzensneigungen der Kinder spötteln. Es erwächst dem Menschen keine seiner Eigenschaften, keine seiner Tugenden, gleich auf einmal fix und fertig, gleich in ihrer Vollendung und in ihrer Kraft. Die Eigenschaften und die Tugenden wollen sich durch ihre Uebung entfalten, und wo sich in der Kindesfreundschaft nicht Ueberspannung, wo sich in der Liebe der Kinder nicht Sinnlichkeit verräth, soll man sie achten, und sie gewähren lassen.

Am Sonntag, wenn ich bei Mathilde war, ging ich mit ihr und ihrer Mutter zu Ebel in die Kirche. Wir saßen dann beieinander, sangen aus demselben Gesangbuch, hörten gemeinsam die Predigt des uns vertrauten Lehrers an, und ich glaube in jenen Tagen war ich diejenige von uns Beiden, welche dabei die meiste Erhebung empfand. Im Sommer machten wir am Nachmittage mit ihrer Mutter einen Spaziergang, bei dem wir häufig das Grab einer Tochter besuchten, die als erwachsenes Mädchen gestorben war, und am Abende spielten wir auf dem Bleichplatz hinter dem Stifte, mit den andern im Stifte heimischen Kindern, unter denen die vier Söhne einer Justizräthin, die Alle älter waren als wir, und von denen einige sich schon

in den obern Klaſſen eines Gymnaſiums befanden, unſere liebſten Genoſſen waren.

Dieſe Freundſchaft hatte ich aus der Schule mit in das häusliche Leben hinübergenommen, und ſie war je älter wir wurden, um ſo fördernder für uns Beide und um ſo herzlicher geworden. Mathildens Frohſinn und Jugendlichkeit waren für mich eine nothwendige Ergänzung, während meine Theilnahme an ernſten Dingen, meine Luſt am Leſen ihr zu Gute kamen; und wenn ich durch den Verkehr mit ihr auch noch früher als es ſonſt geſchehen wäre, mich zu den Erwachſenen zu zählen anfing, ſo war ſie ſo anſpruchlos und ihr ganzes Weſen ſo kerngeſund, daß ich keine beſſere Freundin auf der Welt hätte finden können. Alles Grübeln, Alles Nachdenken war ihr verhaßt, die Rührung läſtig, und ſie war eigentlich ihrer ganzen Natur nach nirgend weniger an ihrem Platze, als in ihrer nächſten Familie. Neben ihrer ernſthaften Mutter, neben ihrer auf kirchliches und auf inneres Leben geſtellten Schweſter, nahm ſie ſich immer wie ein Vogel unter der Luftpumpe aus. Sie hielt ſich ängſtlich ſtill, ihr fehlte das Lebenselement, und nur im Hauſe ihres Bruders, der mit einer ſchönen lebensluſtigen Frau verheirathet war, oder in unſerm Hauſe, athmete ſie fröhlich auf.

Auch war sie bei uns der allgemeine Liebling. Meiner Mutter war ihre Natur viel verwandter als die meine, mein Vater schalt sie bisweilen, wenn sie ihm zu viel und zu laut lachte, was er nicht gut leiden konnte, aber wenn sie über den Zuruf, den wir oftmals zu hören bekamen: lacht nicht so dumm! lacht nicht so viel, das ist unanständig! nur in neues Lachen ausbrach, und dies nicht zu beenden war, bis man uns zum Zimmer hinauswies, so mußte er zuletzt selbst über die Gutmüthigkeit und Kindlichkeit lachen, mit welcher das erwachsene schöne Mädchen seinen Tadel hinnahm; und Allen fehlte Etwas im Hause, wenn Mathilde einmal eine Woche nicht dagewesen war.

Nur einen Kummer trugen wir gemeinsam, den Schmerz, daß sie ohne mich zum Religionsunterricht gehen, daß sie ohne mich eingesegnet werden müsse, weil ich nicht Christin war wie sie. Dieses Bedauern theilte meine Mutter auf das Lebhafteste. Tausendmal habe ich es sie aussprechen hören, wie sehr sie es bereute, aus Rücksicht auf ihre Familie, nicht zum Christenthume übergetreten zu sein, als sich ihrer Verheirathung so viel Schwierigkeiten entgegensetzten; tausendmal habe ich es sie beklagen hören, daß sie keiner Kirche, keiner

Religionsgemeinde recht angehöre, und daß wir, wie sie es nannte, ohne rechte Religion aufwachsen sollten.

Sonntags, oder an den andern christlichen Feiertagen, wenn die Familien mit ihren Kindern zur Kirche gingen, that es ihr weh, daß ihr diese Erbauung fehle, und es ist mir zweifellos, daß es für unsere Mutter die größte Wohlthat gewesen sein würde, hätte der Vater sich in diesen Zeiten dazu entschlossen, zum Christenthum überzutreten. Es wäre ihrem Gemüth in dem Anlehnen an eine positive Religion, in dem Aufschauen zu einer höhern Weltführung, eine Stütze und ein Halt geboten worden.

Daß sie jemals ein solches Verlangen gegen den Vater in Bezug auf sich ausgesprochen, bezweifle ich, denn die Befriedigung eines solchen geistigen Bedürfnisses bestimmt zu fordern, war ihre eigene Empfindung ihr wahrscheinlich nicht klar genug. Für uns aber äußerte sie fortdauernd den Wunsch, uns Christen werden zu lassen, den sie immer in doppelter Weise motivirte. Sie hielt es dem Vater einer Seits vor, daß es traurig sei zwischen zwei Religionen zu stehen wie wir. Von dem Judenthum wüßten wir gar Nichts, in den Schulen hätten wir christlichen Religionsunterricht empfangen, wir hätten also doch mehr Zusammen-

hang mit dem Christenthume, und es würde daher ein Segen für uns sein, wenn man uns anwiese, wozu wir uns zu halten hätten, denn eine Religion müsse der Mensch haben. Daneben stellte sie dem Vater vor, daß sich ganz derselbe Zwiespalt wie in religiöser Hinsicht auch für unser praktisches Leben herausstelle. Uns mit den jüdischen Familien verkehren zu lassen, wünschte sie nicht; die angesehenen christlichen Familien aber wiesen die Juden jetzt noch eben so wie vor zehn Jahren von sich zurück. Ein großer Theil der Gesellschaft, und eine Menge anderer Vorzüge wären den Juden verschlossen, und der Gedanke uns lebenslang in einer so peinlichen Lage zu wissen, wie die Juden sie erdulden müßten, werde ihr äußerst schwer. Sie sei überzeugt, daß es mich glücklich machen würde, mit Mathilde zum Religionsunterricht zu gehen, und da ohnehin des Vaters Brüder und seine Schwester in Breslau mit ihren Familien längst zum Christenthume übergetreten wären, würde sie es als eine Wohlthat für uns ansehen, wenn er für die Seinen einen gleichen Weg einschlagen wollte.

Indeß ihre Wünsche drangen in diesem Augenblicke noch für keinen von uns durch. Mein Vater hatte für sich nicht das leiseste Bedürfniß nach einer religiösen Erhebung oder nach einer kirchlichen Gemeinschaft; an

den geselligen Verbindungen, die sich ihm nicht öffneten, war ihm selbst gar Nichts gelegen; er hielt obenein seinen Uebertritt zum Christenthum, falls er sich der Mutter zu Liebe zu einem solchen hätte bequemen wollen, seinen geschäftlichen Beziehungen, die ihn beständig mit den strenggläubigen polnischen Juden in Verbindung brachten, für nachtheilig, und es blieb uns also vorläufig noch überlassen, mit unserm Glauben, und mit unsern religiösen Bedürfnissen fertig zu werden, wie wir wollten und konnten.

Im Hause kam von Religion äußerst wenig an uns heran. Wir beteten Abends aus Gewohnheit das Vaterunser und damit war es abgethan. Religiöse Gespräche wies mein Vater, wenn hie und da die Rede sich darauf lenkte, meist mit dem Bemerken von sich, daß derlei sich in der flüchtigen Unterhaltung nicht abthun lasse, und kein Gegenstand für gesellschaftliche Besprechung sei. Kam es aber doch einmal zu Erörterungen über das Wesen des Menschen, oder gar über die Unsterblichkeit der Seele, so machte auch diesen der Vater meist mit der Bemerkung ein Ende, daß es unfruchtbar sei, den Sinn auf Dinge zu richten, von denen wir Nichts wissen könnten, und thöricht, sich Vorstellungen von einem Zustande machen zu wollen, der dann eintreten sollte, wenn

alle Fähigkeiten, mit denen wir jetzt wahrnehmen und urtheilen, erlöschen sein würden. Jeden Augenblick, den man den Spekulationen über das Jenseits zuwende, entziehe man dem Diesseits. Ein „Hab' ich“ sei aber tausendmal mehr werth als zwei „Hätt' ich“, und da das Thun ein für allemal die Hauptsache sei, so müsse man das Rechte und das Seinige thun, und sich weiter um das Jenseits nicht kümmern. In seinen Thaten habe der Mensch seine geistige Unsterblichkeit, in seinen Kindern seine irdische Unsterblichkeit. Das alte Testament wisse Nichts von dem Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode, und deshalb hielten die Juden so sehr darauf, sich früh zu verheirathen und eine Nachkommenschaft zu haben, in der sie und ihr Gedächtniß über ihren Tod hinaus lebendig blieben.

Neben dieser rationellen und praktischen Auffassung von dem Wesen des Menschen und von der Unsterblichkeit, die mir sehr einleuchtete, hatte sich aber in mir eine eigene religiöse Welt ausgebildet; denn wenn mir auch die Anschauungsweise meines Vaters verständlich und angemessen war, so ließ sie eine Seite in meinem Gemüthe leer, die in dem Christenthum ihre Nahrung fand.

Die großen Lehren von der Liebe und von der

Selbſtverläugnung, welche das Chriſtenthum in ſich trägt, begeiſterten mich, und der Ebel'ſche Religionsunterricht ſowohl, als der mehrjährige Unterricht des Herrn von Tippelskirch hatten in mir das Verlangen nach einem Ideal erzeugt, für das ich eine Geſtalt zu haben begehrte. Weder die hiſtoriſchen Figuren des Alterthums, noch die der neuen Geſchichte, boten mir was ich bedurfte. Ich konnte die Thaten, die Seelenſtärke, die Großmuth, die Hingebung einzelner Helden bewundern, indeß ſie Alle verkörperten mir die ideale Liebe, das Streben nach Selbſtvollendung nicht, nach denen ich trachtete, und hätten meine Lehrer mich nicht ſchon früher auf Chriſtus hingewieſen, ſo würde mein jetziger Umgang mit der Familie von D. hingereicht haben, mir Chriſtus den Alliebenden, der ſich für die Menſchen geopfert hat, zum Ideale zu erheben.

Es war aber nicht der Gottesſohn, den ich verehrte, denn an das Dogma von dem eingebornen Sohne Gottes hatte ich von jeher eben ſo wenig zu glauben vermocht, als an die Menſchwerdung der griechiſchen Götter, ſondern es war der Menſch Jeſus Chriſtus, der meinem Volke entſproſſene Befreier, der hiſtoriſche Chriſtus, den ich verehrte und dem ich nachſtrebte, ohne daß ich damals dieſe Bezeichnung gekannt, oder von

den über dieſe Auffaſſung obwaltenden Streitigkeiten Etwas gewußt hätte. Auf dem Boden jedoch, auf dem ich lebte, in den Verhältniſſen, in denen ich aufwuchs, gehörten weder ein beſonderer Scharfſinn noch eine beſondere Divinationsgabe dazu, um zu einer Anſchauung zu kommen, welche ohnehin in der Zeit lag.

Da ich von früh auf gewöhnt worden war, meine Vernunft zu brauchen, war ich zum urtheilloſen Glauben nicht gemacht, und je an ein Wunder geglaubt, je einen andern als einen mythologiſchen Eindruck von den chriſtlichen Wundern gehabt zu haben, kann ich mich nicht erinnern. Ich verſuchte hie und da einmal ſie mir natürlich zu denken, wenn mir das aber nicht gelang, ſo ſagte ich mir, alle alten Völker hätten an Wunder geglaubt, und ließ es dabei, als an etwas Abgethanem bewenden. Aber die Geſchichten des alten Teſtaments, mit den abenteuerlichen Fahrten und Thaten ſeiner Völker und Helden, zogen mich lebhaft an. Die Züge der Juden durch die Wüſte, die Epiſode von Joſeph und ſeinen Brüdern, von Saul und David und Jonathan, die Erzählungen von Ruth, von Eſther, die Pracht der Bundeslade und des Tempels von Jeruſalem, der Verrath von Abſalon, und die Geſchichte der heldenmüthigen Makkabäer, hatten ihrer Zeit meine Phan-

taſie lebhaft beſchäftigt, bis endlich Chriſtus den Sieg über ſie Alle davon trug, und mir zum Ideal erwuchs.

Dieſe letztere Verehrung hatte ſich bei mir aber erſt in beſtimmter Form herausgebildet, nachdem ich die Schule verlaſſen hatte, und mein Trieb zum Geſtaltgeben hatte ſich dieſer Verehrung zugeſellt. Ich erinnere mich noch des Tages, an dem ich zum erſtenmale darauf verfiel, mir „die Geſchichte des Heilandes deutlich vorzuſtellen.“

Ebel hatte ſeine Gemeinde, einen oder zwei Tage vor Weihnachten, zu einem Nachmittagsgottesdienſt in der Altſtädtiſchen Kirche verſammelt, und ich war mit der Familie von D. zur Kirche gegangen. Es war ein trüber Tag, Regen und Schnee wechſelten miteinander ab, und noch während der Predigt fing es zu dunkeln an, ſo daß man den am Altare hängenden Kronleuchter anzündete, deſſen Licht jedoch nur ſtrichweiſe Helle verbreitete. In ſeiner ergreifenden Weiſe hatte Ebel von der Geburt Chriſti, von dieſem zweiten: „es werde Licht!“ geſprochen, das über der Erde ertönt war, und da er ein Mann voller Phantaſie, und in der Darſtellung höchſt plaſtiſch war, hatte ſich mir, deren Sinn dieſem plaſtiſchem Vermögen entgegen kam, die heilige Familie, die Maria mit ihrem Kinde und

dem heiligen Joseph, fast sinnlich deutlich anserbaut, wie sie in dem Stalle zu Bethlehem ihr Lager gefunden, wie das Licht erschienen in dem Dunkel, wie der Herrlichste der Menschen in der Niedrigkeit geboren worden war, und besonders hatte mich das Bild des Sterns beschäftigt, dem die Könige nachzogen aus dem fernen Morgenlande, bis er stille stand über der Stätte, an welcher ein noch hellerer Stern für die ganze Menschheit aufgegangen war.

Sehr gerührt und in mich versunken saß ich da, während zu den Tönen der Orgel das Hosiannah der Gemeinde durch die Kirche klang, und als ich den Blick einmal zu dem mir gegenüberliegenden Fenster erhob, flimmerte plötzlich ein leuchtender Stern vor meinen Augen. Daß dies nur ein Wiederschein des Lichtes vom Altare war, daß durch die trüben Scheiben der alten Kirchenfenster kein Sternschein dringen, daß an dem umwölkten Himmel kaum ein Stern hervorleuchten konnte, das fiel mir gar nicht ein. Ich faltete unwillkührlich die Hände, ich fühlte eine große freudige Bewegung in meinem Herzen, und ohne einem Menschen ein Wort davon zu sagen, denn über starke Empfindungen zu sprechen, trägt die wahrhaftige Jugend Scheu, weil ihr die Kraft und die Selbstbeherrschung dazu

fehlen, hatte ich die Ueberzeugung, daß erſt mit dieſem Tage Jeſus auch für mich lebendig geworden ſei.

Von da ab begannen die chriſtlichen Feiertage für mich eine eigene Bedeutung zu gewinnen, und meine Verehrung des Heilandes bekam etwas Enthuſiaſtiſches, das ſeinem Heroismus und ſeiner Selbſtverläugnung galt. Ich ſtaunte ihn an, weil er mit der Vorausſicht aller der Schrecken, die ihm bevorſtanden, doch aus Pflichtgefühl hingegangen war, ſie über ſich zu nehmen, um der Menſchheit das Beiſpiel der Liebe und der Opferfreudigkeit zu geben.

Vornehmlich war es die Zeit von dem Palmſonntage bis zum Pfingſtfeſte, an denen die Phantaſie und das Gemüth ſich ergötzten. Von Tag zu Tag verfolgte ich nach beſtem Wiſſen die bibliſche Tradition; von Stunde zu Stunde ſuchte ich mir in der Zeit vom Palmſonntage bis zum Oſtermorgen die Paſſionsgeſchichte vorzuſtellen, und mir auszumalen, wo Chriſtus eben jetzt geweſen ſei, und was er jetzt gethan habe. Nun zog er nach Jeruſalem ein, und ſie breiteten Palmen auf ſeinen Weg und ſangen Hoſiannah. Nun verſpotteten ihn die Juden. Nun war er auf dem Oelberge und betete. Nun genoß er mit ſeinen Jüngern das Abendmahl. Nun führten ſie ihn vor Pontius Pilatus,

und so weiter fort. Und das Alles belebte sich mir nach der Weise der wenigen Kupferstiche, die ich gesehen hatte, und es schien darüber eine Sonne, und es war in einem Lande, die beide schöner waren, als Alles, was ich kannte. — Dann kam der Charfreitag, dessen Feier in der Kirche ich nicht versäumte. Und wenn dann das Charfreitagsevangelium verlesen wurde, in seiner ganzen tragischen Majestät, wenn die Kunde von der Kanzel heruntertönte, daß der Himmel sich verfinstert und die Erde gebebt habe, bei dem Tode meines Helden, so erbebte mir selbst das Herz in der Brust, und ich hatte eine stolze Genugthuung darüber, daß ihm also geschehen war, daß bei dem Untergange des edelsten der Menschen, daß bei dem Untergange eines gerechten Helden, Gott die Welt erzittern lassen.

Danach wurde es am Sonnabende still in meiner Seele, bis ich mir am Ostermorgen sagen durfte: Christus ist erstanden! und damit eine volle Freude in mir erwachte.

Ich glaube die Mysterien, welche man im Mittelalter der gläubigen Menge zur Erinnerung aufführte, können ihr nicht mehr Genügen bereitet haben, als ich mir selbst verschaffte. Alles war mir lebendig, die heiligen Gestalten waren mit mir, was auch sonst um mich

her vorgehen mochte. Ich belebte mir die Scenerie mit Allem, was ich von der Bibel, von dem Orient, und von der Zeit der Römer wußte. Jede Stunde war mir voller Handlung.

Es lag ein großer Genuß in dieser Anschauungsweise, in welcher sich vielleicht zuerst die mir angeborne plastische Kraft ein Genüge that, während sich zugleich die Bedeutung der historischen Gestalt des Heilandes und die erhebende Gewalt des rein historischen Christenthumes darin kund gaben. Und ich bin gewiß, daß das Christenthum nicht weniger wirksam, ja daß es in unsern Tagen auf viele junge Seelen im Gegentheil wirksamer werden würde, wenn man die dogmatischen und mythischen Elemente desselben hinter die historischen stellen, und statt für Christus göttliche Anbetung zu fordern, für ihn die höchste menschliche Verehrung der Jugend in Anspruch nehmen würde. Denn es ist der Jugend leichter möglich und förderſamer, einem großen Menschen mit allen ihren Kräften nachzustreben, als sich im Glauben auf die erlösende Liebe eines schuldlos geopferten Gottes zu verlassen; auch wenn der Begriff eines sterbenden Gottes nicht dem Christenthum widerspräche, und den Erlöser der Menschheit der ganzen übrigen Reihe menschgewordener mythologischer Gestalten

einverleibte, die für Gebilde der Phantasie zu halten und an die nicht zu glauben, man uns von unserer Kindheit an gewöhnt.

Später, etwa von meinem sechszehnten, siebzehnten Jahre ab, trat die Lektüre der Göthe'schen Osterfeier im Faust, an die Stelle meines innerlichen Osterkultus. Ich hatte den Faust schon gelesen, als ich noch in die Schule ging, und er war mir seitdem eine Art von Lebensgefährte geworden, von dem ich mehr und mehr zu gewinnen vermochte, je nachdem ich vorwärts kam. Als dann meine Brüder heranwuchsen, haben wir durch eine lange Reihe von Jahren eine Art geistiger Frühlingsfeier darin gehabt, daß wir am Ostermorgen gemeinsam die Schlußscene des ersten Aktes vom Faust lasen, und uns das Herz erquickten an dem jubelnden: Christ ist erstanden!

Ich habe eigentlich in dieser Epoche meines Lebens die Erzählungen der Bibel überhaupt bei weitem den homerischen Erzählungen vorgezogen, an denen die Wiederkehr der Beiwörter, und auch der Ereignisse, mich ermüdeten. Dazu stießen die Schilderungen von Mord und Kampf mich ab, und ich erinnere mich, daß mein Vater mich nur mit einer Art von Zwang, indem ich täglich ein bestimmtes Pensum lesen und erzählen mußte,

zur Lektüre der Ilias bewegen konnte. Mein Vater wurde einmal ganz verdrießlich über die Hartnäckigkeit, mit welcher ich behauptete, es sei mir ganz gleich, ob sie dem Einen ihren Spieß durch die Zähne, oder dem Andern den Spieß durch den Leib stießen. Es würde doch Nichts weiter gethan, als gemordet, und zwar für Nichts und wider Nichts gemordet. Denn daß zwei Völker einander zerfleischten, und eine Stadt zerstört würde, nur weil eine Frau von ihrem Manne fortgelaufen, das sei unvernünftig, und dafür könne ich mich nicht begeistern. Wäre nicht hie und da eine Geschichte wie die von Hektor und Andromache, so würde die Ilias abscheulich und das Morden und Sterben, ohne eine Idee, für die die Menschen stürben, nicht zum Aushalten sein. Mit solchen Aussprüchen, die der Vater als Eigenwilligkeiten verdammte, und ohne Weiteres streng zurückwies, zog ich mir immer harten Tadel zu; und doch konnte ich sie nicht unterdrücken, denn ich empfand es ganz so, wie ich es sagte, und ich konnte keine Bewunderung erheucheln, für Etwas, das meinem innerste Wesen widersprach. Es lag das wohl in meiner Abneigung gegen das Grausame überhaupt, und war ein Vorbote der Mißempfindung, welche ich später bei de Darstellung der Danteschen Höllenqualen und aller ge-

malten Martyrien erlitten habe. Heute noch kostet mich der Anblick der Laokoon's Gruppe Ueberwindung, und in Rom war es mir stets ein Trost, daß im Vatikane der belvedereische Apoll sein nächster Nachbar war, bei dem ich zu verweilen pflegte, wenn meine Freunde sich in das Studium des Laokoon versenkten.

Dreizehntes Kapitel.

Einige Wochen nach meinem vierzehnten Geburtstage wurde meinen Eltern ihr letztes Kind geboren, und dieſes Ereigniß machte zugleich den Merkſtein für meinen Eintritt in das praktiſche Leben.

Bei den frühern Entbindungen meiner Mutter hatte man eine Haushälterin angenommen, diesmal ſollte ich das Amt einer ſolchen verrichten, und ich übernahm es mit Zagen. Meine Mutter hatte mich in der vorhergehenden Zeit zu dem Nothwendigen angewieſen, aber ſie hatte immer gefürchtet, daß ich nicht mit meinen Obliegenheiten zurechtkommen würde, und es war mir daher in doppeltem Sinne ſehr bange, als ſie ſich eines Morgens niederlegen ging, und ich nun daſtand mit der Angſt um ſie, mitten in einer großen Familie, mitten in einem Hauſe, in welchem Jeder an die Sicherheit und Erfahrung einer reifen Frau gewöhnt war, und in dem jetzt Alle plötzlich auf mich allein angewieſen ſein ſollten.

Mein Vater brachte mir aus der Schlafſtube der

Eltern den Schlüsselkorb meiner Mutter heraus, und während ihm selbst gewiß nicht leicht um's Herz war, sagte er freundlich ermuthigend: »habe nur Courage! wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand. Vor Allem halte die Kinder ruhig!« — Er küßte mich dabei auf die Stirne, und mir kam damit die Zuversicht, daß es gehen werde, weil es gehen müsse. Und es ging auch, obschon die Leitung eines solchen Hauswesens damals keine leichte Aufgabe für mich war.

Unser Hausstand umschloß in jenem Augenblicke siebzehn Menschen: die Eltern, acht Kinder, von denen die vier Jüngsten einander fast Jahr auf Jahr gefolgt, und also noch Alle völlig hilfsbedürftig waren, drei Commis, einen Lehrling, eine Köchin, die alte Kinderfrau, welche zur Wartung der kleinen Schwestern wieder zu uns zurückgekehrt war, und endlich eine Amme. Das war ein Personal, welches eine Menge von Bedürfnissen hatte, und das um so schwerer zu versorgen war, als man damals in den bürgerlichen Haushaltungen, die sich wie wir einzuschränken, und genau über ihre Ausgaben zu wachen hatten, noch eine Art von Wirthschaft führte, die in großen Städten nicht anwendbar ist, und auch in Königsberg vielleicht jetzt nicht mehr üblich sein mag. Sie war in so fern sehr vernünftig, als sie den

Grundsatz festhielt, daß es vortheilhaft sei, im Großen und Ganzen zu kaufen, wo die Billigkeit des Raumes Aufspeicherung gestattet; aber man legte daneben das unzweckmäßige Verlangen, Alles, was irgend möglich war, im Hause selbst zu fabriziren. Man richtete sich ein, als lebte man auf dem Lande, und nahm alle Mühen über sich, welche die Entfernung von der Stadt der Landwirthin auferlegt, während man die Dienstboten und Lebensmittel mit städtischen Preisen bezahlen mußte.

Freilich waren der Lohn der Dienstboten und die Preise der Lebensmittel damals verhältnißmäßig noch sehr gering. Eine Köchin erhielt je nach ihren Leistungen achtzehn bis vier und zwanzig, ein Stubenmädchen nicht über zwanzig Thaler, und daß die Eltern der Kinderfrau, um sie für ihre langjährigen Dienste zu belohnen, und sich die treue und verläßliche Person für die Kinder zu sichern, dreißig Thaler zahlten, das wurde von der Familie als eine in unsern Verhältnissen fast unerhörte Ausgabe betrachtet. War das Jahr gut, so zahlte man für den Scheffel Kartoffeln zehn Silbergroschen, hatten wir Theurung, so konnte er bis zu vierzehn steigen. Kaufte man ein fettes halbes Kalb, so galt das Pfund im Durchschnitt ein zwei drittel, bis zwei ein

halb Groschen, der Werth der übrigen Fleischarten war entsprechend. Ein Huhn bezahlte man mit fünf bis sieben ein halb Groschen, junge Hühner im Sommer, wenn man sie noch eine Weile füttern wollte, mit zwei ein halb, Gänse mit vierzehn Groschen. Zum Preise von zwei ein halb Groschen konnte man durch die Sommerzeit auch eine Mandel Eier haben, ein Pfund Butter galt fünf Groschen und die Fische und das Obst waren sehr billig. — So allein war es aber auch möglich, daß ein Hausstand wie der unsere durch das ganze Jahr mit siebenzig Thalern monatlich, welche mein Vater dafür ausgesetzt hatte, seinen völligen Bedarf an Lebensmitteln und Beleuchtung, den Zucker abgerechnet, bestreiten konnte, während doch ab und zu Gäste in das Haus kamen, und noch eine Menge kleiner Ausgaben und Reparaturen von der ausgesetzten Summe gedeckt werden mußten.

Eine ordentliche Königsberger Familie legte sich also im Herbste ihre zehn, zwanzig Scheffel Kartoffeln in den Keller. Einige Scheffel Obst wurden im Sommer geschält und aufgereiht und bei dem Bäcker getrocknet. Pflaumen- und Kirschmus im Hause gekocht. Von allen Gemüsearten wurde der nöthige Vorrath im Herbste für das ganze Jahr angeschafft, und in Beeten

von grobem Sand, je nach ihrer Art, in den Kellern untergebracht, was man Einkellern nannte. In gleicher Weise wurden ganze Fässer voll Sauerkohl und Gurken, Töpfe voll rother Rüben und marinirter Häringe eingemacht, der feinern Früchte und der für Krankheitsfällen nöthigen Gelees und Fruchtsäfte nicht erst zu gedenken. Selbst Kamillen, Hollunder und Kalmus, wurden für vorkommende Fälle im Sommer von den Kräuterleferinnen gekauft, und als Verrath für den Winter aufbewahrt.

Aber das genügte noch nicht. Allwöchentlich wurde das Roggenbrod zu Hause angeteigt, mußte zu Hause säuern und besonders bei dem Bäcker gebacken werden. Gab es einen Geburtstag oder ein Fest, so wurde der Kuchen im Hause gebacken. Die Milch kaufte man, wie sie von der Kuh kam, um selbst die Sahne abzuschöpfen, das Bier ließ man in Fässern kommen und füllte es selbst auf Flaschen. Wurst wurde, wenn man es haben konnte, wenigstens einmal im Jahre im Hause gemacht, Schinken und alle Pöckel- und Rauchfleischwaaren galten für besser, wenn sie nicht vom Schlächter besorgt waren. Um sich vortheilhafter einzurichten, kaufte man je nach der Jahreszeit halbe Hämmel, halbe Kälber und halbe Schweine. Daß bei solchen Ansichten

alles Federvieh im Hause gemästet, im Hause gerupft wurde, daß man die Federn sammelte und sie schleißen ließ, und daß also natürlich auch Alles was irgend möglich war, im Hause gestrickt, genaht und geschneidert wurde, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Die Grille der Selbstfabrikation ging so weit, daß man die Töchter nicht nur im Schneidern und Putzmachen unterrichten ließ, was in so fern sehr vernünftig war, als es uns geschickt und unabhängig machte, sondern man ließ eine Zeit hindurch auch Schuhmacher in die Familien kommen, um das Schuhmachen zu lernen, um die Damen- und Kinderschuhe im Hause verfertigen zu können.

Wahr ist's, solch ein Haushalten im Großen und Ganzen hatte seine Reize. Es lag ein Vergnügen in dem weiten Vorausſorgen, wenn man die Mittel hatte, ihm zu entsprechen. Die gefüllten Speisekammern und Keller mit ihren Steintöpfen, Fässern, Kasten und Schiebladen, waren hübsch anzusehen. Das Backobst auf den Schnüren, der Majoran und die Zwiebeln verliehen, im Verein mit den Gewürzen, der Speisekammer einen prächtigen Duft, das ausſprossende Gemüse in den Kellern roch vortrefflich. Man hatte ein Gefühl des Behagens, wenn nun Alles beisammen war.

Nun konnte der Winter in Gottes Namen kommen! Der Besuch eines unerwarteten Gastes genirte auch nicht im Geringsten. Wie überall, wo man aus dem Vollen wirthschaftet, war man eher geneigt, einmal Etwas daraufgehen zu lassen; und für die Kinder gab es bei all dem Backen und Obsttrocknen, Einkellern, Einkochen und Wurstmachen, vielerlei Vergnügen, auf das man sich im Voraus freute. Die Männer bezahlten in vielen Fällen diese Art der Wirthschaft nur mit mehr Geld als nöthig, die Frauen mit einem Aufwande von Kraft, der oft weit über ihr Vermögen ging, und zu irgend einem nicht auf den Haushalt und die Familie bezüglichen Gedanken, blieb Denjenigen, die wie wir bei Allem selbst Hand anlegen mußten, wenn ihr Sinn nicht entschieden auf Höheres gerichtet war, kaum noch Zeit übrig. —

Daß nach diesen Angaben eine Königsberger Familie viel Raum haben mußte, daß Keller, Boden, Kammern und ein Hof unerläßlich, daß mehr Dienstboten dafür nöthig waren, versteht sich von selbst. Rechnet man nun noch die fanatische Reinlichkeit meiner Landsmänninen dazu, für die es damals ein Dogma war, alle Zimmer wöchentlich einmal scheuern zu lassen, eine Gunst, welche den Fluren und Treppen zweimal

in der Woche wiederfuhr; rechnet man dazu, daß die Spiegel und sogar die Fenster, so lange die Kälte dies bei den letztern nicht unmöglich machte, wöchentlich geputzt, die Stuben jeden Morgen feucht aufgewischt, und nach dem Mittagessen, wo es thunlich war, noch einmal gekehrt und abgestäubt wurden, so entstanden mit dem nothwendigen Reinhalten der Küche, der Kammern und des vielen für alle diese Vorräthe nöthigen Geschirres, eine nicht endende Arbeit und Unruhe, und eine Atmosphäre feuchter Reinlichkeit, in welcher Orchideen und Wasservögel, je nach der Jahreszeit, eigentlich besser an ihrem Platze gewesen wären, als wir Menschenkinder.

Rastlos wie die Frauen es auf diese Weise wurden, waren es die weiblichen Dienstboten noch viel mehr, und alle Theile klagten gelegentlich darüber. Indeß wer es den damaligen Hausfrauen — ich spreche von einer Zeit, die ein Menschenalter hinter uns liegt — zugemuthet hätte, irgend einer ihrer wirthschaftlichen Gewohnheiten zu entsagen, wer ihnen zugemuthet hätte, ihr Brod vom Bäcker, ihr Backobst vom Kaufmann, ihren Bedarf an eingesalzenem Fleische von einem Schlächter zu beziehen, den hätten sie als einen Ketzer angesehen, als einen Frevler, der ihre hausfraulichen Pflich-

ten beschränken wolle, um ihrer Würde und Bedeutung damit Abbruch zu thun, und so das Glück der Ehen und der Familien allmählich zu untergraben.

Sie gaben zu bedenken — und dies mit einem Schein von Recht — daß außer dem Hause Alles schlechter und theurer sei als in dem Hause, aber sie brachten dabei die Kosten der großen Wohnung, des Dienstpersonals, der Feuerung, und den Werth der Zeit nicht im Detail in Anschlag, die im Hause auf die fraglichen Gegenstände gewendet worden waren. Sie vergaßen ferner, daß ihre Vorurtheile es den Verkäufern unmöglich machten, sich auf einen Verkauf im Großen einzurichten, und daß keine Konkurrenz den Preis der Waare ermäßigen kann, wo man entschlossen ist, keine Nachfrage nach Waare zu machen. Erleben wir doch jetzt nach dreißig weitern Jahren ganz dasselbe, wenn man es der Mehrzahl der Frauen begreiflich machen will, daß es für den Unbemittelten nicht zweckmäßig sei, an ein spärliches Mittagbrod ein eigenes Feuer und die Arbeit eines besonders dafür bezahlten Mädchens zu wenden, und — war ich doch selbst, so lange ich in meinem Vaterhause haushielt, von dem Glauben an die nicht zu übertreffende Zweckmäßigkeit unserer Königsberger Einrichtungen überzeugt. Es giebt aber frei-

lich auf der Welt nichts Beſchränkteres, und alſo auch nichts Eigenſinnigeres als die Frauen, wenn ſie, ſtatt ſich ihrer Vernunft zu bedienen, ſich hinter die Schranken der geheiligten Gewohnheit zurückziehen. Sie machen dann die Gewohnheit zur Sache der Empfindung und des Herzens, ihre Vorurtheile zum Symbol des Familienglückes, ja zum Palladium der ganzen ſozialen Lebensordnung; und ſo lieb mir auch heute das hausfrauliche Walten und Sorgen im eigenen Hauſe und am eigenen Heerde iſt, weil unſere Vermögenslage mir geſtattet, einen Theil meiner Zeit dafür zu verwenden, ſo bin ich doch froh darüber, daß der häusliche Heerd mir nicht mehr ein weſentlicher Beſtandtheil des Familienglückes, und der Kochlöffel in der Hand der Hausfrau nicht mehr als das Symbol ihrer Würde, oder gar als das Scepter erſcheint, mit welchem bewaffnet, das Weib allein ſeine Stelle als Gattin, Mutter und Hausfrau behaupten, und ſeine Pflichten erfüllen kann. Es iſt aber keine Frage, daß die Frauen ihren Pflichten auch genügen können werden, wenn wir einmal zu guten und allein vernunftgemäßen allgemeinen Kochanſtalten kommen ſollten, wie wir ja zu den Bäckern, Brauern, Conditoren u. ſ. w. ſchon gelangt ſind.

Ich habe mein Leben hindurch eine Luſt darin gefunden, Schwierigkeiten zu bekämpfen, denen ich mich gewachſen glaubte. Ehrgeiz und Thätigkeitstrieb kamen mir dann zu Hilfe, und ich fühlte mich dabei munter und zuverſichtlich. Zu dieſer Stimmung, welche ſich bei mir einſtellte nachdem meine jüngſte Schweſter geboren, und die Noth und Gefahr für meine arme Mutter überſtanden war, geſellte ſich damals die Freude, für die Mutter zu ſorgen, dem Vater, den Geſchwiſtern und den Hausgenoſſen es an keinem Nothwendigen fehlen zu laſſen, und die Genugthuung, es den Eltern beweiſen zu können, daß ich nicht unpraktiſch und nicht unnütz ſei.

Ich war mit Bangen und mit Zagen an mein Amt gegangen, nach den erſten acht Tagen aber fühlte ich mich bei der Arbeit friſcher und glücklicher als je zuvor, obſchon ſie mir ſo körperlich als geiſtig ſchwer fiel. Mein Vater hat mich in ſpätern Tagen gern damit geneckt, daß er mich eines Tages in ſtillen Thränen vor dem großen Wäſchſchrank gefunden, weil ich auf einem Stuhle ſtehend, mit dem Heben der ſchweren Tiſchgedecke nicht fertig werden konnte, und doch Niemand rufen wollte, um meine Schwäche und mein Ungeſchick nicht den mir untergebenen Dienſtboten zu verrathen.

Aber die Kraft übte ſich allmählich, ich war dazu

plötzlich meinen trocknen Stundenplan los geworden, meine Mutter war mit mir zufrieden, mein Vater hatte sichtliche Freude an meinem Gelingen, und meine kleinen Schwestern, die mir bis dahin, trotz aller meiner Liebe für sie, doch oft recht unbequem gewesen, wuchsen mir anders als vorher in's Herz, seit sie die Gegenstände meiner Sorge und Mühe waren.

Dazu war es Frühjahr, das Wasser floß funkelnd unter unsern Fenstern hin, Schiffe kamen und gingen, die ersten gelben Glockenblumen und Himmelschlüsselchen konnten meiner Mutter in ihre Wochenstube getragen werden, mit dem ersten kleingeschnittenen Ratmus, mit den ersten frischen Tannensprossen, konnten wir ihr, die diesen Duft liebte, Guirlanden um die Schränke und Tische legen, das Kind in der Wiege trug das Häubchen und das Jäckchen, das ich vor seiner Geburt für dasselbe gemacht, und wie oft ich an jenes Frühjahr denke, immer erscheint es mir als ein besonders angenehmes. Das hat aber seinen guten Grund: ich genoß in demselben zum ersten Male die Freuden einer werkthätigen Liebe, zum ersten Male die Kräftigung, welche selbstständiges Handeln uns mit seiner Verantwortlichkeit auferlegt.

Dadurch fühlte ich mich aber auch als ein erwach-

senes Frauenzimmer, und als nähmen mit diesem Bewußtsein meine körperlichen Kräfte ebenmäßig zu, so fing ich an schnell zu wachsen, wurde stärker, bekam Farbe, und sah, wie man das bei uns mit dem Volksausdruck bezeichnet, bald so vollständig aus, daß es nicht mehr möglich war, mir die Rolle eines halberwachsenen Mädchens aufzudringen, die mir, wie alle Halbheit, immer unbequem gewesen war.

Auch der Sommer, welcher diesem Frühjahr folgte, ist mir in der Erinnerung lieb geblieben. Die mir zusagende Thätigkeit im Hause hörte zwar mit der Genesung meiner Mutter fast gänzlich auf, obschon mein Vater sie mir zu belassen wünschte, und obschon dies für die Mutter, die ihre Kräfte sehr zu schonen, und für mich, welche die ihren zu entwickeln und zu verarbeiten nöthig hatte, gleich vortheilhaft gewesen wäre. Indeß die Mutter, welche in der Bewältigung des Haushaltes ihre eigentliche Stärke und ihr eigentliches Element besaß, konnte den Gedanken nicht ertragen, daß sie, wenn sie mich die Wirthschaft weiter selbstständig fortführen ließ, ihre Ueberlegenheit über mich auch in diesem Punkte allmählich verlieren könnte. Sobald sie es daher im Stande war, nahm sie mir das Regiment wieder ab, und da sie obenein die Gewohnheit hatte, Alles, was

Andere in ihrem Auftrage gemacht hatten, der Sicherheit wegen noch einmal nachzusehen, so verdarb sie mir die Lust, irgend Etwas zu thun, weil ich mich des Gedankens nicht erwehren konnte, daß sie es auf diese Weise eben so gut hätte selbst machen können. Dies ängstliche Mißtrauen in die Leistungen Anderer ist aber sowohl bei Männern als bei Frauen ein sehr gewöhnlicher Fehler, dem natürlich der Glaube an die unerreichbare Vortrefflichkeit der eigenen Leistungen zum Grunde liegt. Alle jene Klagen über die Unanstelligkeit und Unzuverlässigkeit von Untergebenen, denen man in so vielen Verhältnissen begegnet, sind in der Regel darauf zurückzuführen. Bestimmt zu befehlen, sich auf die Ausrichtung der Untergeordneten zu verlassen, und diese verantwortlich zu machen für das Versäumte und Fehlende, scheint etwas so Natürliches für Jeden zu sein, der einer Gesammtheit vorzustehen hat, und doch verstehen dies so Wenige, weil eben in den meisten Fällen — die Eifersucht sie verhindert, sich für ersetzbar anzusehen.

Hätte ich mit vierzehn Jahren die Einsicht und die Duldsamkeit gehabt, welche ich zwanzig Jahre später besaß, so würde ich überall bereitwillig geholfen haben, wo meine Hilfe irgend Etwas nützen konnte, ohne eine

Anerkennung dafür zu begehren. Aber ich hielt damals meine kleinen Hilfsleistungen, die auch wirklich nur Handlangerdienste waren, für einen Zeitverderb. Ich wollte, wie schon gesagt, Nichts thun «wobei Nichts heraus kam», und weil ich es doch thun mußte, that ich es unlustig, so daß meiner Mutter immer wiederkehrende Klage, ich sei verdrießlich, sobald ich Etwas leisten solle, vollkommen begründet war — wenn schon ich mich heute wie damals lange nicht so schuldig daran fühlte, als ich ihr erschien. Was aber die Sache noch verschlimmerte, war, daß mein Vater jetzt, wie früher, der Mutter in ihrem Tadel gegen mich Recht gab, während ich deutlich empfand, daß er mit seiner Ueberzeugung durchaus auf meiner Seite stand.

Dadurch bildete sich schon in jener Zeit eine Art von schweigendem Einverständniß zwischen mir und meinem Vater, und grade dieses verletzte und verstimmte meine Mutter, die das bald herausfühlte, nur noch mehr. Sie wußte, wie sehr mein Vater sie liebte, sie liebte auch mich sehr, aber die Ahnung, daß mein Vater eine Seite in seinem Wesen habe, der sie nicht entspräche, die wachsende Vermuthung, daß ich diese Lücke einst ausfüllen könne und werde, machten sie unglücklich, und gaben ihrem Verhalten gegen mich oft eine Gereiztheit,

die ich ungerecht fand, und die mir durch meine ganze Jugend, ja durch mein ganzes Leben das Verhältniß zu meiner Mutter getrübt hat, zu der alle meine fünf jüngern Schwestern und meine Brüder ein volles Zutrauen und eine volle Kindesliebe besaßen und besitzen konnten.

Wenn ich mich amüsirte, wenn ich an Vergnügungen, an Putz, an Menschenverkehr Freude zeigte, war die Mutter immer mit mir zufrieden. Sie fand mich dann mädchenhaft und natürlich; und ich hätte ihr und mir manche trübe Stunde sparen können, wäre ich klug oder unwahr genug gewesen, die ernstere Seite meiner Natur, welche sie als »männlich und schroff« bezeichnete, vor ihr mehr zu verbergen.

Im Ganzen aber hatte ich, seit dem ich einmal den Haushalt geführt, doch mehr Freiheit für die Wahl meiner Beschäftigung gewonnen, wenn ich meine Näh- und Strickarbeit für das Haus und meine Musikübungen erst abgethan hatte. Ich brauchte nicht mehr in bestimmten Stunden »die alten Schulbücher« durchzustudiren, ich konnte von historischen und ähnlichen Werken in meinen Mußestunden lesen, was ich mir verschaffen konnte, und ich hatte eben so freie Wahl unter den Re-

manen von Scott, die mein Vater gleichzeitig mit mir, und mit eben solcher Spannung las, als ich.

Nun wir wieder im Kneiphof wohnten, und ich auch eher allein ausging, kam ich öfter zu meiner jüngsten Tante, der Schwester meines Vaters, hin, die gegen ihre Neigung mit einem vermögenden aber ungebildeten Kaufmann verheirathet, und sehr unglücklich in ihrer Ehe war. Sie hatte eben so viel Verstand als Bravheit und Herz, und viel Empfindung für Poesie; und da sie daneben eine hübsche Bibliothek besaß, aus der ich, wenn ich sie besuchte, selbst wählen konnte, was ich ihr vorlesen wollte, so ging ich gern zu ihr, und ihr Andenken knüpft sich für mich an manchen poetischen Eindruck aus jener Zeit.

Mein Vater hatte unter den Göthe'schen Dramen eine besondere Vorliebe für die natürliche Tochter. Es war daher auch eines der ersten, welche ich gelesen, und zwar ihm selbst zum großen Theile vorgelesen hatte. Er hatte mich die hohe und einfache Schönheit der Sprache bewundern lassen, die ich selbst empfand, aber er hatte meine Aufmerksamkeit auch bei dem Stoffe und bei dem Ausgang der Dichtung festgehalten, und mir den Charakter Eugenien's als einen solchen gerühmt, der sich zu entscheiden und zu bescheiden wisse, was für

Frauen doppelt unerläßliche Eigenschaften, und recht eigentlich Tugenden wären.

Mich ließ das Drama damals gänzlich kalt. Die langen Gespräche, bei denen nach meiner Meinung Alles nur darauf hinaus lief, daß ein unglückliches Mädchen sich ohne seine Neigung verheirathete, zogen mich nicht an, und da die Jugend und das reife Alter sehr verschiedene Ideale haben, und die Jugend sich glücklicher Weise noch nicht auf sittliches Transigiren versteht, so flößte mir meines Vaters Ideal von Weiblichkeit, so flößte mir Eugenie mit ihrer Resignation eigentlich nur Widerwillen ein. Ich hätte es viel natürlicher gefunden, daß sie ihr Vaterland verließ, als daß sie sich ohne Liebe verheirathete, und zwar auf die ungewisse Möglichkeit hin, einmal im Vaterlande den Verwandten nützen zu können, welche sie verstoßen hatten.

Als ich das gegen den Vater aussprach, tadelte er mich, indem er mir sagte, er bedaure es, daß er mich das Drama habe lesen lassen, ich verstände es offenbar noch nicht. Aber die Einsicht in den hohen Werth desselben werde mir mit den Jahren kommen, und er könne sich deßhalb vorläufig die Erklärung sparen. Er hatte offenbar damit die Absicht gehabt, meine Wißbegier anzuregen, und mich zu wiederholtem Lesen

der Dichtung zu veranlassen. Indeß sie mißfiel mir so gründlich, daß seine Absicht fehl schlug. Und der heimliche Gedanke, meines Vaters Vorliebe für Eugenie rühre hauptsächlich von seiner Ansicht her, daß jede Frau sich verheirathen müsse, und daß eine Frau, je gebildeter sie sei, sich auch um so würdiger in eine ihr nicht angemessene, ja unerwünschte Ehe schicken könne, machte mir die Resignation der natürlichen Tochter noch viel widerwärtiger.

Eines Tages, als ich bei meiner Tante war, brachte ich das Gespräch auf Eugenie, und darauf, daß der Vater sie und ihren Entschluß so erhaben fände. Die Tante hörte mir mit ihrem freundlichen und traurigen Gesichte zu, und sagte dann ganz kurz: laß Dir doch nichts einreden! Das sagen sie so, weil es ihnen bequem ist!

Das hatte ich eigentlich zu hören erwartet, aber die Tante brach plötzlich ab, als ihr Mann hereintrat, der, in Erscheinung, Sprache und Manier gleich unangenehm, irgend Etwas von ihr begehrte. Als er fortgegangen war, sagte sie: Es ist Unsinn zu behaupten, daß eine Frau sich an Etwas gewöhnen könne, was ihr abstoßend ist. Habe ich mich denn an mein Loos gewöhnt? Ich wußte, daß ich mein Todesurtheil unterzeichnete, als ich mich verheirathete, und ich habe es ihnen gesagt.

Aber sie haben mir Alle zugeredet, Alle — nun bedauern Sie mich Alle!

Sie hatte das mit einer ihr ganzen fremden Bitterkeit gesprochen, und die Anklage, welche sie mit ihren Worten gegen ihre von ihr sehr geliebten Brüder, gegen den verstorbenen Onkel und gegen meinen Vater aussprach, von denen sie, wie ich wußte, mit dringenden Ueberredungen zu ihrer Heirath genöthigt worden war, fiel mir schwer auf das Herz. Mehr noch erschreckte mich der plötzliche deutliche Blick auf das Unglück meiner Tante, das übrigens kein Geheimniß war, so geduldig sie es auch trug; und der Gedanke, daß man mir einst Aehnliches zumuthen könne, bestürzte mich vollends.

An jenem Tage aber, in meinem fünfzehnten Jahre, faßte ich den festen Entschluß, mich nie zu einer Heirath überreden zu lassen, und mich nie anders als aus voller Ueberzeugung und Liebe zu verheirathen. An jenem Tage entwickelte sich mir zum ersten Male ganz vollständig die Vorstellung, daß das Kind auch seinen Eltern gegenüber Rechte habe, es entwickelte sich in mir der Begriff meiner angebornen Selbstständigkeit auch meinem Vater gegenüber, den ich vorher nie zu denken gewagt haben würde, und meine Ideen richteten

sich damit, wie mit einem Zauberschlage, über die Schranke des Hauses und der Familie, weit hinaus in eine eigene Zukunft und in eine weite Welt.

Auch die Ueberzeugung, welche das Motiv zu manchen meiner Dichtungen geliefert hat, erwuchs in jener Stunde; wie denn überhaupt die Kindheit und die Jugend darum der Betrachtung so werth sind, weil in ihnen alle jene Keime verschlossen liegen, aus denen später die Ueberzeugungen und der Charakter eines Menschen sich entwickeln und zusammensetzen. Denn Welt und Menschenverkehr und Leben erzeugen in uns nicht so wohl ein Neues, als sie vielmehr nur entwickeln und festigen, was in uns beim Austritt aus der Kindheit schon erschaffen und vorhanden war.

Vierzehntes Kapitel.

Im Sommer dieses Jahres ließ sich in Königsberg ein Schnellläufer sehen. Meine Eltern erzählten uns, wie in früheren Jahren alle vornehmen Herrschaften vor ihren Karossen Läufer gehabt hätten, die ihnen vorangeeilt wären; und während mein Vater diesen alle Menschlichkeit verspottenden Luxus tadelte, wurde doch beschlossen, daß wir den Schnellauf mit ansehen sollten, um einen Begriff von der dem Menschen möglichen Schnelligkeit zu bekommen.

Wir waren zu dem Zwecke auf einem Stellwagen nach einem Gasthof auf dem Below'schen Gute Kalgen gefahren, der an der Chaussee und ungefähr auf der Hälfte des Weges gelegen war, welchen der Läufer zurücklegen sollte. Draußen vor dem Gasthof war Alles voll von Menschen aller Stände, und da die Studenten sich in Königsberg damals überall sehr bemerklich machten, so waren auch an dem Tage ihrer

eine Anzahl zu Pferde und zu Wagen in Kalgen anwesend.

Es währte denn auch nicht lange, bis von der Stadtseite her einige Offiziere herangesprengt kamen, welche den Läufer zu Pferde begleiteten, und zwischen ihnen wurde ein mittelgroßer, magerer junger Mann sichtbar, der in einem flatternden Pagenanzug von verblichenem blaßblauem und weißem Atlas, pfeilschnell vorüberrannte, während der Wind die hohen Federn auf seinem Barett hin und her jagte. Ich hatte mit den Andern und mit Mathilde, die bei solchen Anlässen immer mit uns war, unten vor der Thüre des Gasthofes gestanden, und war, als der Ruf der Menge die Ankunft des Läufers verkündete, auf den etwa zwei Fuß hohen Sockel einer der hölzernen Säulen gestiegen, welche den Balkon vor dem oberen Stockwerk stützten. Kaum aber befand ich mich auf der geringen Erhöhung, als aus dem Kreise der dabei stehenden Studenten sich Einer umwendete, und, nach mir hinsehend, zu seinem Gefährten sagte: hat das Mädchen schöne Augen! wird die hübsch werden!

Ich rutschte von meinem Piedestal herunter, denn mir flammte das Gesicht, aber nicht vor Schaam, sondern vor unaussprechlichem Vergnügen. Der Läufer

hätte noch zehnmal an mir vorüberjagen können, sie hätten — mein Vater und ein anderer Herr — noch viel lebhafter darüber sprechen können, ob es Recht sei oder nicht, solche Produktionen, wie den Schnelllauf zuzulassen, da sich doch immer Menschen fänden, die mit ähnlichen Dingen ihr Brod verdienen wollten, es war mir in dem Augenblicke äußerst gleichgültig! Die Gewißheit, daß Jemand mich hübsch fand, die Möglichkeit, daß ich noch hübscher werden könnte, machten mich gar zu glücklich. Als Kind hatte man mich in der Schule wegen meiner Blässe und Magerkeit geneckt, und neben Mathilde war ich selbst mir immer so unschön erschienen, daß ich mich allmählich, wenn auch mit schwerem Herzen, dazu beschieden, durch geistige Eigenschaften gefallen zu müssen, während ich in diesem Zeitpunkte gar kein lebhafteres Verlangen kannte, als groß, schlank und schön zu sein, wie ich mir die Heldinnen aller Dichtungen vorstellte, wie ich es je zu werden auch nicht die geringste Aussicht hatte.

Der junge Student, welcher mir damals diese Freudenbotschaft verkündete, und der jetzt, ein anerkannt tüchtiger Mann, im fernen Masuren auf seinem Gute lebt, hat sicherlich nie eine Ahnung davon ge-

habt, welche Wohlthat er mir an jenem Nachmittage mit seinem Ausrufe erwies. Er war mir ein Befreier von der Pedanterie, welche sich aus meinen, auf das Ernste gerichteten Anlagen, in mir zu entwickeln drohte. Eine Bibliothek von Büchern hätte ich an dem Nachmittage hingegeben für einen Strohhut, der mich gut gekleidet hätte, und all mein bischen Wissen für das Vergnügen, es noch einmal aussprechen zu hören, daß ich hübsch werden könne.

Die Stimmung blieb nun auch die vorherrschende in mir, und machte mich sehr heiter. Zum Lernen hatte ich von da keinen so ausschließlichen Trieb, ich wollte nur gefallen, und statt des wissenschaftlichen Ehrgeizes, den ich als Kind gehegt, statt der Sehnsucht nach einem Doktortitel und einem Lehrstuhl in Bologna, hatte ich jetzt nur den einen Wunsch, bald möglichst in die Welt zu kommen, das hieß auf einen Ball zu gehen, oder eigentlich, recht bald Befriedigung für diese neu erwachte Eitelkeit zu finden. An einen Ball aber war für mich noch nicht zu denken, denn mein Vater hatte es festgesetzt, daß ich in diesem Jahre noch keinen Ball besuchen sollte, und das um so weniger, als sich mir allmählich ein Umgangskreis eröffnet hatte, der mir Vergnügungen mancher Art be-

reitete, und mir genugsam Gelegenheit bot, mit Mädchen und mit jungen Männern zusammenzukommen, deren Besuche auch in unserm Hause nicht fehlten.

Noch während ich in die Schule ging, hatte ich die Kinder der angesehensten jüdischen Familie von Königsberg, der Familie Oppenheim, kennen lernen. Das Haupt derselben, der alte Banquier Oppenheim, lebte mit seiner Gattin, einer sehr schönen Matrone, in einem ansehnlichen und für die damalige Mode prächtig eingerichteten Hause, in der Kneiphöfischen Langgasse, grade über dem Hause, welches meine Großeltern mütterlicher Seits, sechs und dreißig Jahre inne gehabt hatten. Die älteste Tochter, an einen Herrn Friedländer verheirathet, wohnte mit ihren Söhnen und Töchtern in dem Hause ihrer Eltern. Zwei andre Töchter, die Eine an einen Banquier Warschauer, die Andre an einen Consul Schwarz verheirathet, und der einzige Sohn der Familie, der eine sehr schöne und liebenswürdige Frau hatte, waren Alle in Königsberg in großem Wohlstande ansässig, und bildeten einen Familienkreis und eine Geselligkeit, wie sie mir nicht häufig wieder begegnet sind.

Die Frauen waren in demselben, wie das damals in den jüdischen Familien häufig der Fall zu sein

pflegte, den Männern an Bildung weit überlegen, und dabei zum Theil Meisterinnen der geselligen Form. Da das Haus weit verzweigte Handelsverbindungen hatte, kamen fortwährend Fremde in dasselbe, alle bedeutenden Künstler, welche Königsberg besuchten, wurden dorthin empfohlen, und weil die Frauen angenehm, und die Gastfreiheit der Familie sehr groß war, so suchten auch manche der Beamten und Gelehrten der Stadt die Bekanntschaft derselben auf, während die christliche Kaufmannsaristokratie sich in ihrem Judenhasse damals von der Oppenheim'schen Familie ebenso fern, als von allen andern Juden hielt. Nur zu den Bällen der christlichen jungen Kaufmannschaft, und zu den andern Bällen, welche die Kaufmannsaristokratie, die Beamten und der Adel gemeinsam veranstalteten, zu den sogenannten Korporations- und zu den Combinationsbällen, ließ man die Oppenheim'sche und vielleicht noch eine oder zwei andre reiche Judenfamilien zu — ein Vorzug, den ich ihnen damals sehr beneidete, obschon er nur den Ausspruch Lessings bewahrheitete: der reichere Jude war Euch stets der Bessere!

In allen den vier Familien, welche die Kinder des alten Banquier Oppenheim gegründet hatten, gab es tüchtige junge Gelehrte als Hauslehrer, und überall

auch französische Gouvernanten. Die dritte Generation war in ihrem Alter sehr verschieden. Der älteste Enkelsohn hatte schon den Feldzug von achtzehnhundertfünfzehn, als siebenzehnjähriger Jüngling mitgemacht, ein Bruder und eine sehr geistvolle und liebenswürdige Schwester standen ihm in Jahren nahe, und um diese drei jungen Personen zunächst bewegte sich eine ganze Schaar jüngern Volkes, die theils ein Paar Jahre älter als ich, theils gleichaltrig mit mir oder auch jünger waren. Mittwoch und Sonnabend Abends und Sonntag den ganzen Tag über, waren alle Stämme der Familie, bis auf die jüngsten Kinder herab, im Vaterhause versammelt. Die Hauslehrer und Gouvernanten, die Privatlehrer, die Freunde der verschiedenen Söhne, Töchter und Enkel, und eine Anzahl Fremder fehlten dann selten, und es war an solchen Tagen wirklich originell, durch das Haus zu gehen, und nachzusehen, wie die verschiedenen Genossenschaften sich die Zeit vertrieben, wie die alte Frau Oppenheim in ihrem nach altem Schnitte gemachten seidenen Oberrock, mit ihrer Spitzenhaube und ihrem weißen Perlenschmuck, mit schwarzseidenen Schuhen und weißseidenen Strümpfen, die sie selbst als Greisin auch im kältesten Winter trug, durch die Zimmer ging,

und leise, mit dem Kopfe zitternd, überall nach dem Rechten sah.

Oben in des Großvaters Stube, der Winters tief in den Filzstiefeln des Podagristen steckte, spielten einige alte Leute ihre Partie, in dem Zimmer der einen Enkelin las man gesellschaftlich, und in den großen Hinterstuben trieben wir Jüngern unser Wesen, spielten wir als Kinder mit unsern Puppen, spielten wir später sogenannte jeux d'esprit, oder tanzten wir mit unsern männlichen Altersgenossen, seit wir der Kinderspiele müde geworden waren. Ich habe sehr frohe Stunden und Tage in diesem Kreise verlebt.

Im Sommer zogen die sämmtlichen Familien nach einem großen Landsitz, nahe vor der Stadt, nach Karlsruh hinaus, dessen Gärten drei, vier Häuser und Häuschen umschlossen. Man mußte also zusammenrücken, man wohnte enge, und da die Gastfreiheit im Sommer in noch größerem Umfange geübt wurde als in der Stadt, so konnten wir Jungen uns kein fröhlicheres Leben wünschen, als es sich uns in dem Landsitze eröffnete, auf dem ich mitunter ein Paar Wochen ganz als Gast verweilte.

Bei einem dieser längern Besuche sah ich zum ersten Male die Schröder Devrient, und sie war zugleich

die erste Bühnenkünstlerin, der ich außerhalb des Theaters begegnete. Ich denke, es muß achtzehnhundertsechs- oder sieben und zwanzig gewesen sein, und sie konnte somit nicht viel über zwanzig Jahre zählen. Ich hatte sie ein paar Tage vorher, unter dem Schutze meines Onkels, der damals Theaterarzt war, als Emmeline in der Schweizerfamilie gehört, und mit dem ganzen Publikum heiße Thränen vergossen, als sie mit unterdrücktem Schluchzen und mit lächelndem Munde, mit bezaubernder Miene, die Arie: „Ich bin ja so fröhlich“ gesungen. Wie der Inbegriff aller kindlichen Sanftmuth, aller Güte und Unschuld war sie mir vorgekommen, und ich kannte sie kaum wieder, als ich sie in ihrer blendenden und sieggewissen Schönheit, in dem Kreise der sie bewundernden Männer und Frauen wiedersah. Strahlender in den Farben, vollendeter an Gestalt, und von einnehmenderen Zügen, als es Wilhelmine Vervient damals war, wüßte ich mir keine Frau zu denken. Ihr goldblondes Haar leuchtete förmlich um ihre Stirne, ihre Arme und ihr Hals glänzten aus dem ausgeschnittenen Kleide von weiß und rosa gestreiftem Taffit hervor, und wir jüngern Mädchen standen in der Ferne und sahen ihr wie geblendet, und doch erschrocken zu. Sie gefiel uns gar nicht, weil sie

nicht Emmeline war, als welche auch die andern Mädchen sie gesehen hatten, und wir nahmen es ihr übel, daß sie jetzt nicht weinte, daß sie uns jetzt nicht rührte. Wir besaßen noch den vollen Egoismus der Jugend, die es verlangt, daß die Menschen dasjenige sein sollen, was sie an ihnen liebt, was sie an ihnen bewundert. Von Wehmuth und Rührung war aber an der lebensvollen Frau jetzt keine Spur zu finden. Sie erzählte ganze Reihen komischer Geschichten, sie sang zum Clavier Liederchen im Wiener Dialekt, und als irgend Jemand ihr ein Compliment machte über das reizende Grübchen in ihrem Kinn, sagte sie: als Gott mich fertig gemacht hatte, gefiel ich ihm nicht. Da hat er mir mit dem Finger einen Stoß gegen das Kinn gegeben, hat mich auf die Seite geschoben, und gesagt: nun mach' Mädel, daß Du weg kommst, und sieh zu, wie Du Dich durch die Welt schlägst! davon kommt das Grübchen! Es ist ein schlechtes Merkmal, sonst Nichts. Sie lachte dazu, die Gesellschaft fand die kleine Erfindung reizend, aber wir blieben in der Opposition, und als sie dann vollends nach all dem Scherz und Lachen, ganz so unschuldig und rührend wie an den verwichenen Abenden die Emmelinen-Arie sang, da erlitten wir eine Art von Schmerz, denn es wurde

uns eine Illusion zerstört, Emmeline hörte auf, uns ein wirklich existirendes Wesen zu sein, und die Künstlerin um der Kunst willen zu bewundern, waren wir noch nicht reif genug. Vielleicht aber sind die Triumphe mit die reinsten, welche die Künstler der Jugend gegenüber erringen, die in ihnen noch wirklich ihre Ideale sieht und liebt, und es ganz vergißt, daß der Künstler auch außerhalb seiner Rolle noch ein Dasein hat.

In dem Oppenheim'schen Hause war es auch, daß ich die Familie des Konsistorialrath Kähler kennen lernte. Er war Professor an der Universität, erster Prediger an der Löbenicht'schen Kirche, Konsistorialrath, und so aufgeklärt und freisinnig, als es für einen Geistlichen irgend möglich, der mit Ueberzeugung sein Amt als Lehrer und Prediger des protestantischen Christenthums verwalten sollte. Ohne Vorurtheile irgend einer Art, von der höchsten allgemeinen Bildung, hatte er, ehe er nach Königsberg kam, sich viele Jahre in einem kleinen Pfarramte mit einer großen Familie durchbringen müssen, und da er ein Mann voll Phantasie und des Wortes durchaus Meister war, hatte er sich in jenen Zeiten als Dichter versucht, und mehrere Romane anonym erscheinen lassen. Zwei derselben: Herrmann von Lebeneck, und Bruder Martin der Mörder, wurden, da man den

Verfaſſer jetzt in Königsberg kannte, viel geleſen; und der bloße Gedanke, daß Konſiſtorialrath Kähler ein Dichter ſei, hätte mir ſeine ganze Familie anziehend gemacht, wäre ſie es nicht ſchon durch ſich ſelbſt geweſen. Denn ich liebte die Dichter und hatte doch nie einen ſolchen geſehen, mit Ausnahme des unglücklichen, ſpukhaften Raphael Beck, der meinen Vorſtellungen von einem Dichter nicht im Entfernteſten entſprach.

Der Vater, die Mutter und alle Kinder des Kähler'ſchen Hauſes waren ſchöne Menſchen. Sie hatten, ſo verſchieden ſie in ihrem Aeußern waren, alle etwas Leuchtendes in Blick und Farbe; und eine ganze Reihe gut gemalter Portraits ihrer verſtorbenen Großeltern und Urgroßeltern zeigte eben ſo ſchöne Geſichtsbildungen und eben ſo viel intelligenten Ausdruck. Ein Geiſt edler Bildung ging durch das ganze Haus. Man lebte reichlich, aber doch ohne allen Luxus, man ſah Fremde, gab aber wenig Geſellſchaften, und der kluge Sinn der trefflichen Hausfrau, wußte die Anſprüche, welche ein weit verzweigter Umgang und die Lebensluſt der Kinder machten, auf das Beſte mit den etwaigen Anſprüchen orthodoxer Gemeinde-Mitglieder zu vereinigen, welche von dem Leben einer Predigersfamilie Zurückgezogenheit und Stille forderten. Zwei Söhne und zwei Töch-

ter waren außerhalb Königsberg bereits verheirathet und versorgt, drei Töchter und ein Sohn, der damals Medizin studirte, lebten noch bei den Eltern, und es kamen theils als Freunde des Sohnes, theils als Zuhörer des Vaters, viel junge Männer, wenn auch nur zu kurzen Besuchen, in das Haus.

Dazu war mir noch ein neuer Zuwachs an häuslicher Geselligkeit geworden, als eine uns verschwägerte Familie unser Vorderhaus bezog. Es waren das die Eltern des schon früher von mir erwähnten Eduard Simson, der mir von da ab ein lieber Jugendgenosse wurde, wie unsere Mütter und Väter es einander gewesen waren. Eduard hatte, als seine Eltern unsere Nachbarn wurden, eben mit fünfzehn Jahren sein Studenten-Examen gemacht, und geistvoll und strebsam, wie er es war, fand er eben so viel Freude daran, mir von seinen Collegien und Arbeiten zu sprechen, als mir die Bücher mitzutheilen, die ihn beschäftigten. Er lernte mit Leidenschaft, er lehrte eben so gern, so daß unser Umgang uns Beiden gleich erfreulich und angenehm war, und wie er meiner Lust am Aufnehmen gewiß manche eigene Aufklärung verdankt, so danke ich ihm eine Menge von Anregungen und von vereinzelten Kenntnissen und Belehrungen, die den großen Vortheil für

mich hatten, mir, eben weil sie vereinzelt waren, immer neuen Stoff zum Denken zu geben. Auf diese Weise kamen, als Simsen die philosophischen Collegia von Herbart besuchte, die ersten philosophischen Begriffe, und in derselben Zeit ebenfalls durch ihn, einzelne Schriften von Friedrich Jacobs an mich heran, die mir neue Vorstellungen und Bilder aus dem klassischen Alterthume zuführten.

Seit die Familie Simsen das nach der Kneiphöfischen Langgasse gelegene Vorderhaus unseres Hauses bezogen hatte, während wir immer noch das Hinterhaus am Kai bewohnten, hatten wir ein Paar Stuben und Kammern des Vorderhauses zu unserer Wohnung mit hinzugenommen, und ich war dadurch aus der Kinderstube, und in den Besitz eines besondern Zimmers gekommen, das ich jedoch mit meiner Schwester theilte. Es war ein sehr finsterer, kalter, völlig sonnenloser Raum, der nur ein Fenster nach dem Hofe, dafür aber drei Thüren hatte, die alle in kalte Kammern führten. Ueber mir — die Stube lag in dem langen, schmalen Zwischengebäude, das eine Straße lang, das Vorderhaus mit dem Hinterhause verband — hatte ich ein flaches Dach, auf dem ein großer Balken, ein sogenannter Schauer war; — unter meiner Stube befand sich einer

von meines Vaters Wein-Lagerräumen, deſſen Geruch immer in meine Stube drang. Aber der Beſitz dieſes Zimmers machte mich doch ſehr glücklich, und ich trug in daſſelbe zuſammen, was ich nur an kleinen Zierrathen habhaft werden konnte. Das war freilich nicht viel, und meine eigenen, ſehr mittelmäßigen eingerahmten Kreidezeichnungen und meine noch ſchlechter gemalten Fruchtſtücke, die über dem höchſt unbequemen Sopha hingen, bildeten die Hauptverſchönerung.

War es nun das eigene melancholiſche Zimmer, das mir ſolch ein Gefühl von Wichtigkeit gab, oder war es die Lektüre von Reſaliens Nachlaß von Friedrich Jacobs, die mich dazu begeiſterte, genug, ich kam ganz plötzlich auf den Gedanken ein Tagebuch zu führen. Bis dahin hatte ich mich begnügt, mir einzelne Stellen aus den Büchern, welche ich las, zu excerpiren, aber nun befriedigte mich das nicht mehr. Die jungen Mädchen und Männer in dem Jacobs'ſchen Romane, den ich mit Mathilde zuſammen geleſen, hatten mir gar zu gut gefallen. Das ſanfte Gemiſch von edeln Empfindungen und blaßblauen Schleifen, von Bällen und Religiöſität, von Liebe, Schwindſucht und frommer Todesempfindung, war ſehr nach meinem Geſchmack geweſen, und da man mich in dieſer Zeit, Dank einer

eben graſſirenden Thorheit, ſyſtematiſch krank gemacht hatte, und ich alſo wirklich mancherlei Leiden und Beſchwerden zu erdulden hatte, ſo wurde es mir noch leichter, mich in die Stimmung Roſaliens hineinzuphantaſiren.

Das hing aber ſonderbar genug mit dem Aufſehen zuſammen, welches in jenen Tagen die Fortſchritte auf dem Gebiete der Orthopädie zu machen angefangen hatten. Bis dahin waren wir Alle, eben ſo wie unſere Mütter und Großmütter, aufgewachſen, ohne daß man beſonders daran gedacht hätte, unſer eigentliches körperliches Wachsthum zu überwachen. Wer nicht verwachſen war, galt ohne Weiteres für grade, und ich wüßte auch nicht, daß aus der großen Zahl meiner Alters- und Schulgenoſſen irgendwie gebrechliche oder verwachſene Frauen hervorgegangen wären. Wir ſaßen Alle freilich in der Regel mehr als nöthig war, man ließ uns auch ganz unnütze feine Handarbeiten, namentlich viel Stickarbeiten in ſogenannten Petit-Points am Rahmen ausführen, und wir ſelbſt hatten den Ehrgeiz, für dieſe Arbeiten den feinſten weißen Canevas auszuſuchen, wodurch ſie die Augen noch mehr anſtrengten, und für die Haltung am Stickrahmen noch bedenklicher wurden. Indeß Alles in Allem genommen befanden

wir uns, da der Körper sich in der Jugend viel bieten läßt, vortrefflich, als mit einem male, durch die Zeitungen, oder Gott weiß durch welche Mittheilungen angeregt, sich über unsere Mütter die epidemische Angst vor dem Verwachsen ihrer Kinder zu verbreiten begann.

Daß wir grade gingen und uns nichts Uebles anzusehen war, beruhigte unsere Mütter ganz und gar nicht, und half uns nichts. In allen Familien wurden Haussuchungen nach beginnenden Verkrümmungen gehalten, es war ein wahres Mißgeschick über uns hereingebrochen, und ehe wir es uns versahen, bestanden wir aus lauter Gebrechlichen, und wurden Behufs der mit uns zu beginnenden Kuren dezimirt. Drei Cousinen von mir, die Töchter eines Hauses, kamen in die neu-errichtete Königsberger orthopädische Anstalt, ein Paar Mädchen aus der Oppenheimschen Familie wurden zu Ylömer nach Berlin gebracht, diese und jene von meinen Freundinnen bekamen in ihren Familien fabelhafte Maschinen zu tragen, und wurden Nachts zu Hause auf Streckbetten geschnallt; kurz es schien als könnten unsere Mütter erst zur Ruhe kommen, wenn ihnen irgend ein Arzt die Gewißheit gegeben hatte, daß sie auch so unglücklich wären, angehende Krüppel unter ihren Kindern zu haben.

Ich für meinen Theil hatte so gut wie alle Andern viel gesessen, hatte die Thorheit des Stickens so weit ausgedehnt, auf feinem Linen in Petit-Point zu arbeiten, aber Dank der Sorgfalt meiner Mutter, hatte ich mich immer sehr grade gehalten, und da ich eines der glücklichst organisirten Augen habe, keine Art von Nachtheil von meinen unnützen und mühseligen Handarbeiten gehabt. Indeß diese Sorgfalt meiner Mutter machte sie auch geneigt, von der orthopädischen Epidemie mit angesteckt zu werden. Sie fing an mich auszukleiden und zu betrachten, und machte dann eines Tages die unglückliche Entdeckung, daß auch ich schief sei. Ihr Bruder, eben unser Onkel Dokter, und ein Medizinalrath Ungher, der Direktor der chirurgischen Klinik, wurden herbeigerufen, ich wurde hin- und hergedreht und gewendet, und es wurde dann endlich festgestellt, daß ich zwar einen tadellosen Knochenbau hätte, daß aber meine rechte Schulter doch stärker sei als die linke, daß ich also täglich eine Weile an einer Art von Reck hängen, täglich eine Stunde auf der harten Diele auf dem Rücken liegen, und alle vierzehn Tage vier bis sechs Blutegel an die verdächtige Schulter gesetzt bekommen solle.

Mein Vater freilich sah das Alles als eine große Thorheit an, indeß dem Urtheil gewiegter Aerzte war

nicht zu widersprechen, eine Verantwortung mochte er vielleicht auch nicht übernehmen wollen, genug ich mußte am Reck hängen, wovon ich Blasen und für Jahr und Tag eine harte Haut in den Händen bekam, mußte eine schöne Stunde täglich unnütz an der Erde liegen, was mir Schmerz machte und mich tödtlich langweilte, und nachdem man Jahr und Tag die noch viel unnützeren und mir höchst nachtheiligen Blutentziehungen fortgesetzt hatte, fing man an sich sehr zu wundern, daß ich fortwährend über Kopfschmerzen, über Schwindel und Herzklopfen klagte, die wahrscheinlich nur die nothwendige Folge der Blutentziehungen gewesen sind. Man war aber weit entfernt, sie dafür zu halten, sondern man verordnete mir starke Bewegung — mein Vater ließ mich täglich im Hofe eine halbe Stunde Wasser in die Anker und halben Anker pumpen, die dort zum Spülen lagen — und statt mich ordentlich zu ernähren, weil ich mager geworden war, ließ man mich während der Sommermonate eine rein vegetabilische Kost genießen, um, wie es hieß, mein Blut zu verdünnen.

Daß ich auf diese Weise es glücklich zu einem Ansatz von Bleichsucht und zu sehr feinen Empfindungen brachte, war nur natürlich. Ich war noch leichter als vorher zu rühren, verrieth einen mir bisher ganz fremden

Hang zum Elegischen, und dachte viel an meinen Tod. Mathilde, die ein paar Geschwister in unserm Alter verloren hatte, half mir dabei nach besten Kräften, obschon sie wie das Leben selbst aussah, und an ihrer schönen Gestalt keine orthopädischen Strapazen zu erdulden hatte; und was ich von Schwärmerei am Tage mitten in dem Spektakel der Kinder und mitten im Haushalt nicht hatte fertig bekommen können, das vertraute ich Abends beim Schimmer eines spärlichen Talglichtes, in der eiskalten Stube, den verschwiegenen Blättern meines Tagebuches an, das ich, beiläufig bemerkt der guten Ulrich'schen Schulordnung getreu — hübsch in blaues Deckelpapier eingenäht, und mit dem festgenähten reglementsmäßigen Löschblatt versehen hatte.

Das trieb ich mit großem Selbstgenuß eine ganze Zeit so fort. Frer mich Abends bei dem Schreiben, was in dem kalten Zimmer sehr natürlich war, so »fühlte ich die Schwingen des Todes über mir wehen.« War ich schläfrig und sah ich bei dem spärlichen Lichte schlecht, so »schloß sich mein Auge vor dem trügerischen Schein der Welt«. Kurz jedes Wort, das ich schrieb, war eine leere Phrase oder eine Affektation. Während meine Putzsucht recht groß, mein Hang zum Vergnügen sehr gesund waren, während jede Galanterie, die man

mir erzeigte, mir ein wirkliches Vergnügen bereitete, und während ich im Grunde sehr wohl mit mir und meinen Erfolgen zufrieden war, hatte ich, als mir der zweite Herbst in meinem eigenen Zimmer herankam, zwei saubere Quartbücher voll geschmachtet und voll gewinselt, und saß eines Abends wieder da, um »meine Gedanken zu sammeln, ehe sich mein Auge wieder über einem meiner Tage schloß.« Dabei kam ich auf den glücklichen Einfall, einmal im Zusammenhange überschauen zu wollen, was ich erlebt und empfunden hatte. Ich wollte doch wissen, wie meine hinterlassenen Bekenntnisse auf die Ueberlebenden wirken würden, und äußerst gerührt, mit Thränen in den Augen, fing ich an zu lesen, und las und las — und es fiel mir wie Schuppen von den Augen.

Nicht ein Wort war wahr von allen dem, was ich seit fünf Viertel Jahren zusammengeschrieben hatte. Ich hatte von Seelenleiden geredet, die ich gar nicht kannte, von einer Sehnsucht, die ich nie gehegt. Ich war ganz benommen, ganz verdutzt über mich selbst. Ich war mir widerwärtig und lächerlich zugleich. Ich besann mich, was mir denn eigentlich gefehlt habe? Ich hätte mich wirklich gefreut, hätte ich auch nur gefunden, daß ich in irgend Jemand verliebt sei. Aber ich befand

mich in dem erwünschtesten Gleichgewichte, und meine Rechtschaffenheit hielt es mir bitter vor, wie unwürdig es sei, sich so mit erborgtem Gefühlsplunder aufzuputzen. Mein Verstand sagte mir dazu, wie undankbar es sei, sich ohne Grund unglücklich zu nennen; und ich kann nicht anders als den Ausdruck brauchen, mit dem ich damals meinen Zustand in mir selbst bezeichnete: ich kam mir wie ein Falschmünzer und im höchsten Grade malhonnette vor. Das war ein Wort, welches mein Vater für solche Unredlichkeiten brauchte, und ich hatte, nun ich mich einmal auf mich selbst besonnen, auch nicht eher Ruhe, bis das letzte Blatt dieser Lügenchronik im Ofenfeuer verkohlt war.

Damit endeten meine Selbstbespiegelungen ein für alle Mal, und ich hatte gegen allen Selbstbetrug eine solche Abneigung bekommen, daß ich nie wieder ein regelmäßiges Tagebuch geführt habe. Schrieb ich später hie und da einmal eine Notiz für mich auf, so war es, um mir die Erinnerung an etwas, das ich gelesen hatte, an eine augenblickliche Lage, oder auch, um mir eine Bemerkung über Dritte festzuhalten, und selbst diese fast sachlichen Aufzeichnungen begann ich erst wieder im Jahre achtzehnhundert vier und dreißig, als ich zum

drei und zwanzigsten Geburtstage von einem meiner Verwandten ein Tagebuch geschenkt bekam, und meiner innern Wahrhaftigkeit ziemlich sicher sein durfte.

Ich habe aber aus dieser an mir selbst gemachten Erfahrung das Bedenkliche der Tagebücher für junge Personen erkennen lernen, und eigentlich, so oft mir regelmäßig geführte Tagebücher von Mädchen oder Frauen zu Gesichte kamen, immer die Bemerkung gemacht, daß sie unwahr und ein Unsegen für ihre Besitzerinnen waren. Das Leben der meisten Frauenzimmer ist einförmig, ihr Gedankenkreis in der Regel sehr beschränkt, und ihr Sinn daher auf das Kleinleben in ihrer Nähe gerichtet, das möglichst einfach und leicht genommen werden muß, wenn es erfreulich und vernünftig fortentwickelt werden soll. Hat man sich aber einmal vorgenommen, täglich Etwas aufzuschreiben, fängt man erst an, in sich hineinzublicken und auf die Andern zu achten, um etwas Besonderes zu finden, so gewöhnt man sich bald, das, was man einfach als seine Obliegenheit zu thun hat, als eine Pflichterfüllung, das, was die Andern uns Angenehmes oder Widerwärtiges bereiten, auch als äußerst bedeutende Dinge anzusehen, und es kommt dann regelmäßig darauf hinaus, daß sich sehr

gewöhnliche Frauenzimmer in den allergewöhnlichsten Lagen zu unverstandenen Seelen und edlen Dulderinnen hinaufschwindeln. Ein frohes, fröhliches, gesundes Frauentagebuch ist mir nie vorgekommen; sie waren alle nichts nutz, und wie das meine zu nichts Weiterm gut, als den Ofen damit zu heizen. Mütter, die ihre Kinder zu ähnlichen Aufzeichnungen anhalten, begehen daher nach meiner Ueberzeugung einen großen Fehler, während es der Jugend und den Frauen sehr heilsam ist, sich Excerpte des Gelesenen zu machen, und so ihren geringen Gedankenvorrath mit den Gedanken großer und reifer Denker zu erweitern und zu bereichern.

Für mich war es eine eigene Erfahrung, daß mir, so oft ich mich innerlich auf einem falschen Wege befand, jedesmal die Worte einfielen, welche unser früherer Lehrer Herr Motherby, bei dem Abgang aus der Schule mir in das Stammbuch geschrieben hatte. Sein Zuruf: tâcher de défaire notre esprit de l'erreur et notre coeur de l'égoisme, voilà la grande tâche de notre vie, voilà le but de toute éducation; de cette éducation de nous même, qui commence quand nos instituteurs nous quittent, quand la main de ceux, qui ont veillés sur notre enfance ne nous guide

plus! — ist mir oft, sehr oft im Leben ernsthaft mahnend in den Sinn gekommen, und ich habe dieser Sentenz vielmal ernstes Innehalten und große innere Fortschritte zu danken gehabt.

Fünfzehntes Kapitel.

Während ich so mich geistig auszubreiten und meinen bestimmten Platz in dem Kreise meiner Jugendgenossen einzunehmen begann, blieb die strenge häusliche Zucht und des Vaters eiserner Wille immer über mir schweben. Ich konnte denken und empfinden, was und so viel ich wollte, aber ich mußte thun, was mir oblag; und je freier ich mich innerlich zu entwickeln geneigt schien, um so unerbittlicher und strenger wurden die Forderungen, welche mein Vater an meinen Gehorsam und an meine Pflichterfüllung stellte.

Nicht die kleinste Lässigkeit wurde mir jemals nachgesehen, Nichts, was ich mir einmal vorgenommen hatte, durfte ich unausgeführt lassen, und ich erinnere mich dabei an ein Paar Vorfälle, welche meines Vaters Weise, mich zu behandeln, charakterisiren.

Ich hatte seit Jahren gewünscht, meiner Mutter, wie es damals Mode war, einen Pompadour in petit point zu sticken, hatte aber vom Vater weder die

Erlaubniß, noch das Geld dazu erlangen können. Endlich im Sommer von sechs und zwanzig, als ich vor der Mutter Geburtstag meine Bitte erneuerte, mußte ich einen »Kostenanschlag« des Kanevas, der Stickseide, der Muster, Borten, Schnüre und des silbernen Schlosses machen, der sich zusammen auf sechs, sieben Thaler belief, was damals in unsern Verhältnissen allerdings eine sehr große Ausgabe für einen Luxusgegenstand war. Weil ich aber eine förmliche Ehre darein setzte, die Mutter mit solch einer Handarbeit zu überraschen, erhielt ich das Geld, und machte mich an die Arbeit, an der ich jedoch nur Morgens, ehe die Mutter aufstand, und Nachmittags von zwei bis vier Uhr nähen konnte, wenn sie schlief.

Unglücklicher Weise hatte ich jedoch, um meinen Pompadour recht schön zu machen, den Kanevas so fein gekauft, daß sich Muster, die für große Rückenkissen ausreichend gewesen wären, auf den kleinen Raum eines Pompadours zusammenzogen, und während ich in dem Gedanken schwelgte, daß die Taube, welche auf Rosen und Vergißmeinnicht lag, und der Kranz von Sommerblumen auf der andern Seite, wie gemalt aussehen würden, sah ich einen Tag um den andern verstreichen, und an jedem Tage die Unmöglichkeit wachsen, diese

Arbeit bis zum zwanzigsten August, dem Geburtstag meiner Mutter, auch nur zur Hälfte fertig zu bekommen.

Mit einer vorgesetzten Arbeit nicht fertig zu werden, war aber etwas, was mein Vater »nicht statuirte;« und obschon ich mir nicht klar machen mochte, was geschehen würde, wenn ich im Rückstand bliebe, so hatte ich doch die Ahnung eines mir drohenden Unheils, das ich um jeden Preis zu vermeiden wünschte. Ich stand, was mir immer sehr schwer wurde, in der größten Frühe auf, ich nahm meinen Stickrahmen mit, so oft ich einen Besuch außer dem Hause machen durfte, meine ganze Seele war auf die Taube mit ihren Rosen gestellt, und mein Vater, der wohl sah, in welcher Noth ich mich befand, schwieg ganz still. — Endlich, etwa acht Tage vor dem Geburtstag, kam er eines Nachmittags, als ich auch wieder an meinem Rahmen saß, in meine Stube, und fragte, wann ich fertig sein würde? —

Sehr beklommenen Herzens steckte ich die Arbeit auf, bekannte, daß ich nicht einmal die erste Hälfte beendet hätte, betheuerte, daß ich Alles gethan, was in meinen Kräften gestanden habe, aber ich hätte die Arbeit unterschätzt und es werde mir nicht möglich sein, auch nur die eine Seite bis zum Geburtstag herzustellen.

Mein Vater verzog keine Miene. Wenn diese erste Hälfte nicht zum Zwanzigsten fertig ist, sagte er, so werde ich sie zerschneiden, damit Du einen Denkzettel daran hast, daß ein vernünftiger Mensch Nichts anfängt, was er nicht durchführen kann. Danach richte Dich! —

Nun saß ich da! — Daß der Vater Wort halten würde, daß ihm an der zerstörten Arbeit, an meinem Kummer, an der unnützen Geldausgabe gar Nichts gelegen sei, wenn es galt seinen Willen durchzusetzen, und mir eine Lektion zu geben, darauf kannte ich ihn, und wollte ich dem angedrohten Schicksal entgehen, so blieb mir Nichts übrig, als die Nacht für meine Arbeit zu Hilfe zu nehmen, was ich denn auch that, obschon es wirklich eine Sünde gegen meine Augen war. — Ich hatte aber am bestimmten Tage wenigstens die erste Hälfte meiner Arbeit fertig, und die Genugthuung, daß die Mutter sich freute, und der Vater mir sagte, es sei ihm lieb, daß ich mich zusammengenommen hätte.

Um dieselbe Zeit hatte ich mir angewöhnt, die Stubenthüre schlecht zuzumachen, oder sie, wenn ich eilig war, auch aufzulassen, und mehrfache Erinnerungen waren

vergeblich dagegen gewesen. Da befand ich mich eines Abends sehr heiter in einer Gesellschaft bei einer meiner Tanten, man tanzte, und ich fühlte mich sehr als Dame, als plötzlich das Dienstmädchen mit der Meldung hereintrat, unser Hausknecht sei unten, und der Vater lasse mir sagen, gleich nach Hause zu kommen. Sehr erschrocken, und überzeugt, daß meiner Mutter, die damals schon viel kränkelte, etwas zugestoßen sein müsse, eilte ich fort. Der Hausknecht wußte mir nicht zu sagen, was geschehen sei, und in der größten Sorge kam ich die beiden Treppen hinauf, und in das Wohnzimmer. Da saß mein Vater ruhig lesend auf dem Sopha, die Mutter mit dem Strickzeug neben ihm, die Geschwister mit ihren Schularbeiten an dem Tische; und ohne mir Zeit zu einer Frage zu lassen, sagte mein Vater mit völliger Gelassenheit: Du hast, als Du fortgegangen bist, wieder die Thüre aufgelassen; mache die einmal zu! — Ich stand wie angenagelt, die Thränen kamen mir in die Augen, und ich wollte still Mantel und Hut ablegen, um zu Hause zu bleiben; aber auch das gab mein Vater nicht zu. Ich mußte mich wieder zurecht machen, der Hausknecht begleitete mich abermals, und mit einer nicht zu beschreibenden Empfindung kehrte ich in die Gesellschaft zurück, wo dann freilich nach ei-

ner Stunde die Luſt an Spiel und Tanz die Oberhand über meine innere Demüthigung gewann.

Alle ſolche Gewaltmaßregeln entſprangen aber bei meinem Vater nicht aus Launen, ſondern aus dem Grundſatz, mich verläßlich, feſt und ſelbſtſtändig zu machen. Hatte ich gegen irgend Etwas eine Abneigung, ſo mußte ich grade das thun; war im Hauſe Etwas zu leiſten, wogegen weibliche Empfindlichkeit ſich ſträubt, ſo mußte ich es übernehmen, und ich erinnere mich noch, wie ſchwer es mir wurde, als ich meinen jüngern Schweſtern die Ohrlöcher einſtechen mußte, nachdem eine alte Frau es mir an ein paar armen Kindern vorgemacht hatte. Wagte ich es einmal, irgend etwas Derartiges von mir ablehnen zu wollen, ſo hieß es: ich habe in Dir das Vorbild für ſieben Geſchwiſter zu erziehen. Gebe ich Dir nach, ſo habe ich mit jedem Einzelnen von vorn anzufangen, und da Du das Glück haſt, die Aelteſte zu ſein, haſt Du auch die Pflicht, uns Eltern in Dir die Erziehung für die Andern erleichtern zu helfen. — Hundertmal habe ich in ſolchen Momenten das Glück meiner Erſtgeburt verwünſcht. Wollte ich keine Fiſche eſſen, die mir damals wirklich widrig waren, ſo mußte ich ſie des Beiſpiels wegen genießen; — wehrte ich mich einen Froſch, eine Spinne zu berühren,

so bekamen die Brüder die Anweisung, sie mir in die Hand zu drücken; — sah mein Vater, daß gewisse Töne, wie das Quitschen von Messern auf Porzellan, mich unangenehm berührten, so erhielten die Brüder Erlaubniß mir solch ein Tellerkonzert vorzumachen. Und wie mit diesen äußern Dingen, verfuhr der Vater unerbittlich, so bald ich eine Gemüthsschwäche, einen Schreck, ein Zeichen von Unüberlegtheit oder von Fassungslosigkeit verrieth. Seine eigenen Schwestern tadelten ihn deshalb, und ich hörte einmal, wie die Aelteste ihm sagte, man müsse mit weiblichen Schwächen Nachsicht haben, und er werde mich mit seinen Abhärtungs-Experimenten für mein ganzes Leben nervenschwach machen. — Sei so gut und überlaß das mir! antwortete er ganz kurz; und heute noch, so schwer mir damals häufig seine Strenge wurde, segne ich es, daß er kein unnützes Mitleid mit mir, daß er kein Erbarmen mit jenen Weichlichkeiten hatte, welche die Frauen in sich als weibliche Zartheiten kultiviren, und daß er nicht sowohl daran dachte, mir die Tage der Jugend leicht, als mich für das Leben zu meinem und zu anderer Menschen Nutzen brauchbar zu machen. —

Daß mein Vater übrigens streng oder ungerecht gegen mich sei, das zu denken fiel mir bei dem unbe-

dingten Zutrauen, das ich in seine Einsicht, bei der Verehrung, die ich vor seiner ernsten Selbstbeherrschung und seiner unermüdlichen Thätigkeit hatte, gar nicht ein; und seine Güte und seine milde Gerechtigkeit waren auf der andern Seite so überwiegend und so überwältigend, daß ich die Empfindung, mit welcher ich und alle Geschwister an ihm hingen, nur mit der Bezeichnung einer anbetenden Liebe zu charakterisiren weiß.

Nie ist es ihm begegnet, einer heftigen Aufwallung gegen uns Raum zu geben oder ein schmähendes Wort gegen uns zu sprechen; nie habe ich, seit ich erwachsen war, ihn einen Tadel oder einen Vorwurf gegen mich anders als unter vier Augen aussprechen hören. Selbst die Gegenwart der Mutter suchte er dabei zu vermeiden, weil deren nervösere Natur leicht gereizt wurde, und Tadel oder Vorwürfe herbeizog, die mit dem vorliegenden Falle Nichts zu schaffen hatten. Bei allen seinen Ermahnungen waltete immer der ausgesprochene Grundsatz vor: der Mensch kann nicht zurückleben! Ueber das, was geschehen ist, ist also nur in sofern zu sprechen, als es in Zukunft vermieden werden soll! —

Thränen, Reue, Zerknirschung waren Dinge, die ihm im höchsten Grade zuwider waren; und wie er die Meinung hatte, daß jeder Mensch sich täglich im

Spiegel betrachten müſſe, um Herr und Meiſter über ſich und ſeine Mienen zu bleiben, ſo führte er uns an den Spiegel, wenn wir weinend uns gedemüthigt zeigten. —

Sieh wie Du ausſiehſt! Verdirb Dir das Geſicht nicht! Die Sache iſt abgethan, mache es künftig beſſer! Das waren die Worte, mit denen er uns faſt immer entließ, wenn er uns nach einem Verweiſe die Hand gab, und uns küßte. Sein ganzes Verlangen war darauf gerichtet, uns zu beſonnenen Menſchen heranzubilden, denen ihre eigene Vernunft der Geſetzgeber, ihr Bewußtſein der Richter, und das Gute und Rechte üben weil es das Gute und Rechte ſei, der Beweggrund der Handlungen ſein ſollte. Dabei ſuchte er unſer Selbſtgefühl auf das Entſchiedenſte zu kräftigen. Als kleine Kinder durften wir ſogar von unſern Onkeln und Tanten nicht das geringſte Geſchenk an baarem Gelde annehmen. Geld, hieß es, dürfe man nur von ſeinem Vater erhalten, ſonſt müſſe man Nichts annehmen, was man nicht verdient habe. Du haſt Dich gut benommen! Du haſt vernünftig gehandelt! Das waren aber die höchſten Lobſprüche, die wir je von ihm erhalten haben.

Auf dieſe Weiſe, und das iſt die Hauptſache bei

aller Erziehung, waren die Erörterungen, welche sich auf dieselbe bezogen, ungemein kurz und selten. Jenes keifende Tadeln, das immer die Gegenrede, die Vertheidigung hervorruft, und damit zu dem ganz verwerflichen Parlamentiren zwischen Eltern und Kinder führt, das unter dem Titel der zutrauensvollen Ueberlegung mit den zu erziehenden Kindern, nur zu sehr Mode geworden ist, waren bei uns eine Unmöglichkeit. Es fiel dem Vater nicht ein, unreife Menschen als seines Gleichen anzusehen. Selbst als er uns in spätern Jahren in seinem Herzen wohl mündig sprechen mochte, hielt er uns an dem Gedanken fest, daß wir Nichts thun dürften, was wir vor ihm nicht vertreten könnten.

Neben dem ernsten Verkehr, den er mit uns Allen hatte, gab er mir sehr früh auch ernste Bücher in die Hand. Ich war im sechszehnten Jahre, als ich zum ersten male und mit der größten Erbauung die Kant'sche Anthropologie las. Mein ganzes Leben, meine ganze Erziehung hatten mich darauf vorbereitet, mir die einfachen Begriffsbestimmungen einleuchtend und werth zu machen, und mehr noch, als mein Vater es vielleicht erwarten und wissen mochte, wirkten Capitel, wie die vom Begehrungsvermögen, vom Charakter der Person, vom Charakter des Geschlechtes, auf mich ein. Sich

frei zu machen von üblen Eigenschaften, um in ihnen den Andern keine Handhaben für ihre Herrschaft über uns zu bieten; sich zu überwachen und zu veredlen, um frei und selbstherrlich zu werden, das waren Lehren, die meinem innersten Wesen begegneten. Die bestimmte Definition der Charaktereigenschaften und der Charakterfehler brachten mich zu einem Nachdenken über mich selbst, das mir förderlich war, und zu dem festen Versatz, nach allen Seiten Herrschaft über mich selbst zu erlangen, damit Andere sie nicht über mich gewinnen könnten.

Einzelne Auseinandersetzungen, wie die über das Wesen der Frauen, machten mich am meisten betroffen. Es hieß z. B. »die Weiblichkeiten heißen Schwächen. Man spaßt darüber; Thoren treiben damit ihren Spott, Vernünftige aber sehen sehr gut, daß sie grade die Hebezeuge sind, die Männlichkeit zu lenken, und sie zu jener ihrer Absicht zu gebrauchen. Der Mann ist leicht zu erforschen, die Frau verräth ihr Geheimniß nicht, obgleich Anderer ihres (wegen ihrer Redseligkeit) schlecht bei ihr verwahrt ist. Er liebt den Hausfrieden und unterwirft sich gern ihrem Regiment, um sich in seinen Geschäften nicht behindert zu sehen. Sie scheut den Hauskrieg nicht, den sie mit der Zunge führt, und zu welchem Behuf die Natur ihr Redseligkeit und

affektvolle Beredtheit gab, die den Mann entwaffnet. Er fußt sich auf das Recht des Stärkern, im Hause zu befehlen, weil er es gegen äußere Feinde schützen soll; Sie auf das Recht des Schwächern: vom männlichen Theile gegen Männer geschützt zu werden, und macht durch Thränen der Erbitterung den Mann wehrlos, indem sie ihm seine Ungroßmüthigkeit vorrückt."

Das gab mir eine große Abneigung gegen die sogenannte schwache Weiblichkeit. Ich wollte einmal, das nahm ich mir fest vor, bei den Männern weder durch meine Schwäche Mitleid erregen, noch über sie durch Schwächen herrschen, welche ihnen lästig fielen; und statt des Verlangens meiner Kindheit, so viel zu lernen wie die Knaben, ward nun das Streben in mir wach, in meinem Kreise so tüchtig zu werden, wie die Männer in dem ihren, und nicht ihren Schutz und ihre Galanterie, sondern ihre Anerkennung und ihre Achtung zu gewinnen. Da aber in einem jungen Kopfe vernünftige Ansichten meist einige kleine unvernünftige Schößlinge erzeugen, so bekam ich einen Widerwillen gegen gewisse Arten der gewöhnlichen männlichen Höflichkeit. Ich mochte es nicht leiden, wenn man mir anbot, meinen Schirm oder meinen Schawl zu tragen, oder mir einen ähnlichen Dienst zu leisten.

Es kam mir das wie eine den Männern nicht geziemende Dienstbarkeit vor, zu der sie sich nur verständen, weil sie uns wie hilflose Kinder betrachteten; und je mehr meine ganze Seele voll war, von einem Ideal von männlicher Würdigkeit, das ich mir aus den Eigenschaften meines Vaters erbaut und mit der jugendlichen Liebenswürdigkeit verschiedener Romanhelden geschmückt hatte, um so mehr wollte ich werth werden, die Liebe eines solchen Mannes zu verdienen, und eine ihm zupassende Frau zu werden.

Mein Vater nährte diese Ideen, so weit sie ihm im Leben zufällig sichtbar wurden, auf das Entschiedenste. Er fand die Stellung der Frauen traurig, und kam man bei uns darauf einmal zu sprechen, so pflegte er zu sagen, die Juden wüßten wohl, weshalb sie ihrem Gotte täglich dafür dankten, als Männer geboren zu sein. Er wies uns dann wohl auf die Goethe'schen Verse hin:

Der Frauen Zustand ist beklagenswerth.
Zu Haus' und in dem Kriege herrscht der Mann
Und in der Fremde weiß er sich zu helfen.
Ihn freuet der Besitz; ihn krönt der Sieg!
Ein ehrenvoller Tod ist ihm bereitet.
Wie eng-gebunden ist des Weibes Glück!
Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Ist Pflicht und Trost; wie elend, wenn sie gar
Ein feindlich Schicksal in die Ferne treibt!

Aber er that das nur, um uns damit Fügsamkeit in das Unvermeidliche zu predigen, um danach seinen Grundsatz auszusprechen, daß jede Frau sich verheirathen müsse, daß die verheirathete Frau, auch wenn ihr ein beschränktes Loos und ein ihr nicht zupassender Mann zu Theil geworden sei, immer noch ein beneidenswerthes Schicksal neben der unverheiratheten habe, weil sie sich in dem ihr naturgemäßen Berufe bewege, und daß eine Frau, die in sich selbst gefestigt sei und neben ihrem naturgemäßen Berufe ein eignes inneres Leben habe, immer glücklich sein könne, wenn sie ihre Pflicht gegen ihren Mann erfülle, und ihre Kinder gut erziehe. Sie besitze dann alle Elemente der Zufriedenheit, sei vollkommen was sie sein solle, und außerdem stehe es fest, daß die Frau die Beste sei, von der man außerhalb ihres Hauses gar Nichts wisse und Nichts spreche.

Er sagte das immer mit rühmendem Bezug auf unsere Mutter, aber er bedachte nicht, daß alle Anleitung, welche ich von ihm erhielt, darauf hinauslief, mich in vielem Betrachte zu dem Gegensatz von ihr zu machen. Während er mir unablässig vorhielt, daß ich bestimmt sei, eine fügsame, häusliche, von ihrem Manne abhängige Frau zu werden wie sie, hatte er

mir längst eine Selbstständigkeit und Charakterfestigkeit eingeflößt, die er unterschätzte, weil meine Liebe und Verehrung vor ihm mich ihm in blindem Gehorsam unterwarfen. Seine Ansichten nicht zu theilen, fühlte ich mich bereits durchaus berechtigt; und ich theilte sie z. B. in Bezug auf die Pläne, welche er für meine einstige Verheirathung hatte, ganz und gar nicht. Aber, wenn ich mir auch immer verhielt, daß ich mich nie zu einer mir nicht zusagenden Heirath zwingen lassen würde, so kam mir doch nicht der Gedanke, daß ich es wagen könnte, jemals eine Heirath oder sonst irgend einen Schritt, ohne meines Vaters Zustimmung zu thun. Ich fühlte mich in dieser Beziehung durchaus als sein Eigenthum, — nur mich an einen Andern fortzugeben, wenn ich es nicht wollte, das Recht gestand ich ihm nicht zu.

Sechzehntes Kapitel.

In dieser Zeit war es, daß ich die Bekanntschaft eines jungen Mannes machte, der auf meine nächsten Jahre und auf meine Entwicklung überhaupt, einen großen Einfluß gewann. Ich hatte eine Tanzstunde mit fünf von den jungen Mädchen aus der Oppenheim'schen Familie und zwei von den Töchtern des Konsistorialrath Kähler. Unsere Tänzer waren, mit Ausnahme eines jungen Auskultators, Studenten, und da die Stunden nur einmal in der Woche, und zwar in den verschiedenen Häusern der Oppenheim'schen Familie gehalten wurden, waren es immer kleine Tanzgesellschaften, zu denen nach den Stunden sich die Gäste einstellten, und die man uns durch allerlei Veranstaltungen noch zu beleben und noch angenehmer zu machen wußte. Man stellte lebende Bilder, man improvisirte Sprichwörter und führte im Laufe des Winters auch drei oder viermal Lustspiele auf, bei denen die Theilnehmer der Tanzstunde und einige der

ältern Mädchen und Männer der Oppenheim'schen Familie die Akteure machten. Ich selbst hatte an diesen Komödienspielen gar keinen Theil, weil mein Vater mir dergleichen Verkleidungen und Schaustellungen nicht gestattete. Ich mußte, weil meine Mutter den Winter leidend und der Stille wegen zu mir in meine Stube gezogen war, auch in der Regel früher als die Uebrigen die Gesellschaft verlassen, aber das Alles störte mich in meinem Vergnügen nicht. Die Tanzstunden waren der Gedanke meiner Tage, und so sehr der Traum meiner Nächte, daß ich im Schlafe davon sprach, und meiner Mutter dadurch oft beschwerlich fiel.

Gegen das Frühjahr hin, als die Stunden sich ihrem Ende näherten, gab man in dem Kähler'schen Hause eine Gesellschaft, in welcher unser freyer Kreis noch einmal zusammenkommen sollte. Es waren Freunde des Sohnes, der auch Student und einer unserer Tänzer gewesen war, Freundinnen der Töchter, einige Verwandte des Hauses und einige von den jungen Männern geladen, welche die Collegia des Consistorialraths besuchten, so daß die Anzahl der Personen, welche ich nicht kannte, recht groß war. Da man in dem Hause nicht tanzte, wurden Spiele

gespielt, und der Abend verging uns, weil der ganze Ton in der Familie ein geistig gehobener war, sehr angenehm. Ich hatte Mathilden, die nicht mit dabei gewesen war, am andern Tage viel zu berichten, und erzählte ihr, daß, als ich bei dem Fortgehen in den Wagen meiner Freundinnen eingestiegen sei, ein großer junger Mann den Bedienten fortgeschoben habe, um mir hineinzuhelfen. Sie fragte mich, wer es gewesen sei, ich wußte aber seinen Namen nicht.

Einige Tage darauf besuchte mich eine der Rähler'schen Töchter, eines der lieblichsten Geschöpfe, das man sich denken konnte. Ihr goldblonder Lockenkopf, ihre hellblauen Augen, gaben ihr bei einer starkgebogenen, kühnen Nase und dem blendendsten Teint einen unwiderstehlichen Reiz, und ihre große Lebendigkeit ließ sie, da sie klein war, leicht wie einen Vogel erscheinen. Sie kam lachend zu mir in das Zimmer, und kaum befanden wir uns allein, als sie mich in ihrer fröhlichen Weise fragte: hast Du nicht Lust zu heirathen? —

Ich sah sie verwundert an, obschon man an ihr, sie war auch nur siebenzehn Jahre, und also nur ein Jahr älter als ich, alle Arten von Uebermuth gewohnt war; aber sie nahm eine ernsthafte Miene an,

und ſagte: nein! ich ſcherze nicht. Du haſt doch unſeren Verwandten, den Leopold ... geſehen? Der hat feſt erklärt, er werde Dich heirathen, oder nie eine Andere, und das iſt Einer, der ſo Etwas hält. Du weißt nun, wonach Du Dich zu richten haſt!

Wir lachten Beide immer auf's Neue darüber, und amüſirten uns vortrefflich damit. Es wurde beſprochen, daß Leopold in den nächſten Tagen ſein theologiſches Lizentiatenexamen machen würde, daß er Hauslehrer in einer Kaufmannsfamilie ſei, und am meiſten erluſtigten wir uns mit dem Witze meiner Freundin, daß ich als ſeine Frau ihn niemals würde „unterfaſſen“ können, weil ich viel zu klein ſei, ihm auch nur bis an den Arm zu reichen. Wir behandelten den Gegenſtand nicht anders, als wir fünf, ſechs Jahre vorher beim Spielen unſere erfundenen Familien-Verhältniſſe behandelt hatten, denn wir waren im Grunde unſeres Weſens doch noch völlige Kinder, trotz der mancherlei Dinge, die wir gelernt hatten, und trotz der ernſten Gedanken, die wir zu denken vermochten, wenn wir dazu angeregt wurden; und ich meine, es iſt gut, daß es ſo war. Es laſſen ſich in dem Entwickelungsgange eines Menſchen keine Stufen ungeſtraft überſpringen, es will Alles gelernt und ent-

faltet sein, am meisten aber die Kraft der Liebe. Denn was man von der Gewalt der ersten Liebe in den Herzen sehr junger Personen spricht, davon habe ich niemals einen Beweis erlebt, obschon solche jugendliche Zuneigungen bisweilen zu ganz glücklichen Ehebündnissen führen. Daß aber unfertige Menschen nicht in sich die höchste Blüthe ihrer Natur, eine große, bewußte Liebe erzeugen können, das hat meine Beobachtung mir fast zu einem Dogma erhoben.

Einen Eindruck machte mir die Mittheilung meiner Freundin dennoch, so muthwillig wir auch darüber sprachen, und ich konnte mir es nicht erklären, weshalb ich nicht einmal wüßte, wie der junge Mann aussah, der sich freilich mehr zu den Eltern meiner Freundin als zu uns gehalten, und nur hie und da an unserm Zeitvertreibe Theil genommen hatte. Auch in den folgenden Wochen und Monaten sah ich ihn nur hie und da von fern mit andern jungen Männern, die ich kannte; aber die Neckereien meiner Freundinnen dauerten fort, und ich erfuhr von ihnen, daß Leopold aus dem Harz gebürtig, daß er der Sohn eines Landpredigers, und daß er ein sehr reiner und idealistischer Charakter sei. Alle seine Studiengenossen schätzten ihn hoch, und ich war ebenso neugierig ihn kennen zu

lernen, als beschäftigt und geschmeichelt durch den Gedanken, einem solchen jungen Manne durch ein ganz oberflächiges Begegnen einen so großen Antheil eingeflößt zu haben.

Endlich gegen das Ende des Frühlings machten die Eltern einmal mit uns eine Nachmittagspartie vor das Thor, zu der einige Mädchen meiner Bekanntschaft und mehrere junge Leute eingeladen waren. Die Gegend um Königsberg ist eine Meile im Umkreise sehr flach und sandig. Außer den Dämmen am Pregelufer, die sich bis zum Ausfluß des Pregels in das Haff hinziehen, findet man nur vor dem Steindammenthor, ein etwas gewelltes Terrain, und hie und da, wie in der neuen Bleiche, im Julchenthal und weiter hinaus im Juditherwalde, einige Punkte, die freundlich und einladend, und zum Verweilen angethan sind. Wer wie wir nur selten einen Stellwagen benutzen konnte, mußte sich mit diesem bescheidenen Naturgenuß genügen lassen, und glücklicher Weise ist es nicht die Schönheit der Gegend, sondern die Empfänglichkeit des Menschen, durch welche seine Freude an der Natur und Welt um ihn her bestimmt wird. Das Julchenthal mit seinen schattigen Bäumen, mit dem kleinen Quell im Grunde, mit seinem Finkenschlag

und Nachtigallengesang ist mir ebenso lieb und lieber in der Erinnerung, als manche große Scenen der erhabensten Gebirgswelt, die ich später nicht mit dem ruhigen Sinn jener frühen Tage auf mich einwirken zu lassen vermochte.

Mit meinen jungen Freundinnen, mit meinen sämmtlichen Geschwistern, von denen die Jüngsten noch hinausgetragen werden mußten, hatten wir in ländlichen Spielen den Nachmittag heiter verlebt, und uns eben niedergelassen, um das mitgebrachte Abendbrod zu verzehren, als plötzlich Leopold in unserer Nähe erschien, und ein Paar von den jüngern Männern, die mit uns waren, aufstanden, ihn zu begrüßen. Einer derselben, der uns verwandt war, bat meinen Vater, ihm den Angekommenen vorstellen zu dürfen, und gastfreundlich wie die Mutter war, lud sie ihn ein, an unserm Abendbrode Theil zu nehmen, ohne daß sie freilich wußte, was sie ihm damit gewährte, und was ich dabei empfand. Wie er nicht zufällig, sondern von den andern jungen Leuten benachrichtigt, gekommen war, so machten ihm diese auch an meiner Seite Platz, und ich sah und sprach ihn damit eigentlich zum ersten male.

Er war sehr groß und schlank, und hatte jene bräunliche, frische Gesichtsfarbe, welche man, trotz ihrer

blauen Augen, bei den dunkelhaarigen Harzbewohnern häufig findet. Sein Organ war äußerst wohlklingend, sein Wesen über seine Jahre ernsthaft. Auch überraschte mich in der Befangenheit, die über mich gekommen war, am meisten der Ernst, mit welchem er zu mir sprach, ja er erschreckte mich eigentlich, weil er mir die Freiheit und die Zuversicht benahm, welche ich sonst allen Andern gegenüber empfand. Von der Zuvorkommenheit, von der Galanterie, welche sonst junge Männer einem Mädchen beweisen, dem sie zu gefallen wünschen, war in seinem Betragen keine Spur. Ich wußte mir ihn nicht zu deuten. Als wir dann, weil wir die Kinder mit uns hatten, früh aufbrachen, und durch den schönen Abend in die Stadt zurückkehrten, begleitete er uns, indem er abwechselnd mit mir und mit meinem Vater ging. Und als er vor unserer Thüre um die Erlaubniß nachsuchte, einen Besuch zu machen, wurde ihm dies ohne Weiteres gewährt, weil er in dem Hause eines Mannes Hauslehrer war, den mein Vater schätzte, und der seine Kinder nur einem tüchtigen und verläßlichen Menschen anvertraut haben konnte.

Leopold mußte an dem Abende den ganzen Weg, den er mit uns gemacht hatte, wieder zurück, und noch eine Strecke weiter hinaus in das Land gehen, weil

die Familie, in welcher er lebte, im Sommer einen ziemlich entlegenen Landsitz bewohnte, und diese seine Entfernung von der Stadt machte es, daß ich ihn bis zum Herbste nicht häufig sah. Ich hörte aber von den Bekannten um so öfter von ihm sprechen, und traf ich ihn selbst, kam er einmal zu uns, so befragte er mich über Alles, was ich gethan hatte, und über das was ich trieb und beabsichtigte, als habe er ein Recht dazu. Die weibliche Natur hat aber so sehr den Instinkt ihrer Abhängigkeit von dem Manne, daß sie sich namentlich in der ersten Jugend unwillkührlich Demjenigen zum Eigenthum fühlt, der den Willen hat, sie als sein Eigenthum anzusprechen. Ich wenigstens war völlig beherrscht, lange ehe ich es wußte, und wenn ich hie und da mich gegen diese Herrschaft aufzulehnen suchte, so geschah das ebenfalls nur aus dem instinktiven Bedürfniß, meinen Willen nicht völlig zu verlieren, mir selbst nicht ganz und gar verloren zu gehen.

Im Herbste verließen wir unsere Wohnung an dem Pregel, und zogen, weil wir mehr Raum bedurften, da die heranwachsenden Brüder doch auch ein besonderes Zimmer haben mußten, in das Vorderhaus, nach der Langgasse. Es war das auch für meinen Vater viel bequemer, der uns nun aus seinem Comptoir und aus

seinen Kellern und Lägern leichter erreichen konnte, und außer dem großen schönen Wolm, dem Balkon vor der Hausthüre, der uns Allen zu statten kam, gewannen ich und meine eilfjährige Schwester damit ein äußerst freundliches, kleines Stübchen im Entresol, eine sogenannte Hangelstube, die ich bis achtzehnhundert fünf und vierzig inne behielt, ein Jahr vor meines Vaters Tode, als ich mein Vaterhaus zum letzten Male besuchte und bewohnte.

Diese Hangelstube bildete die Ecke des Eckhauses, in welchem wir nun lebten. Ein Fenster ging in die Seitenstraße hinaus, welche nach dem Pregel hinunterführte, zwei andere lagen an der Frontseite in der Langgasse, und ich konnte mit meinem scharfen Auge die ganze Brodbänkengasse übersehen, bis hin zu dem Domplatz, an dessen Eingang Leopold in der Familie seiner Zöglinge wohnte. Mein Nähtisch stand am Fenster, und alle Mittage, wenn Leopold mit seinen Eleven die lange Brodbänkengasse hinunter kam, um sie spazieren zu führen, sahen und grüßten wir einander. Das war nun für mich der eigentliche Mittelpunkt des Tages.

Er selbst war damals sehr fleißig, seine Freunde sagten, er wolle eilen sein zweites theologisches Examen zu machen. Er selbst sagte Nichts davon. Er kam aber

ein paar Male in der Woche zu uns, und war durch seinen reinen Sinn, durch seine Begeisterung für alles Große, durch die kindliche Einfachheit, welche den Ernst und die Strenge seines Charakters milderte, den Eltern und den Geschwistern allen bald eben so werth geworden als mir. An ihm konnte man es erkennen, welches die Frucht jener Studentenverbindung war, die unter dem Namen der deutschen Burschenschaft, so schwere Verfolgungen erlitt, und der doch grade die tüchtigsten Charaktere sich angeschlossen hatten. Eine tiefe Liebe für das Vaterland, eine eben so tiefe Hingebung an die im Christenthume enthaltene Menschheitsidee, die strengste Sittenreinheit, eine wahre Heiligshaltung des Weibes, ein Gefühl der Brüderlichkeit für die Mitmenschen, waren so fest in sein Herz geprägt, daß Geringes, Leichtfertiges oder gar Unwürdiges ihn nicht berühren konnte. Gut und sanft, wo er vertraute und verehrte, konnte er in die größte Heftigkeit oder in den kältesten Zorn gerathen, wenn Unedles oder Frivolität ihm entgegentraten.

Was ihn auf mich aufmerksam gemacht, was ihn so plötzlich an mich gekettet hatte, ist mir in spätern Jahren oft selbst ein Räthsel gewesen. Von den Eigen-

schaften, welche er in dem Weibe, suchte, besaß ich an dem Tage, an welchem ich ihn kennen lernte, wirklich so gut wie Nichts. Ich war in hohem Grade auf äußerlichen Erfolg gestellt, hatte ein großes Verlangen nach einem geräuschvollen Leben in der Welt, und ein Ball mit recht brillanten Tänzern spielte damals in meinen Phantasien eine ganz andere Rolle, als das zurückgezogene Leben in einer einsamen Landpfarre. Ich verstand eine Liebe, wie sie mir zu Theil wurde, kaum zu schätzen, und ich habe sie Anfangs gewiß nicht verdient.

Indeß eben diese Liebe, eben dieser Glaube an mich, erhoben mich allmählich; und was die, Jahre hindurch fortgesetzte Bemühung meines Vaters doch nicht in dem nöthigen Maaße erreicht hatte, mir — abgesehen von der Entwicklung des Verstandes — einen wahrhaft sittlichen innern Halt und meinem Gemüthsleben die rechte Entfaltung zu geben, das vollbrachte die vertrauende Liebe eines reinen Männerherzens in sehr kurzer Zeit. Wie das geschah? Wer könnte das sagen. Alles Werden ist und bleibt ein Mysterium selbst da, wo man den Prozeß verfolgen kann, durch den es sich vollzieht. Wie sollte man es vermögen, den leisen Wandlungen mit

beobachtendem Blicke zu folgen, die sich in unserm Herzen vollziehen, wenn die männliche Liebe es aus der Selbstsucht der Kindheit für die Hingebung an den Mann zu befreien beginnt?

Wir sahen einander niemals allein. Wir hatten einander auch Nichts zu sagen, was nicht alle Uebrigen hätten hören können. Leopold tadelte mich, wenn ich Freude an Heine's kecken und leichtfertigen Schriften, oder an französischen Romanen zeigte, die seinem reiferen und edlern Sinne widerstanden, und tadelte meine leidenschaftliche Lust am Tanze, weil er selbst den Tanz nicht liebte. Er erzählte von dem Pfarrhause seines Vaters im Harz, er schilderte mir mit großer Wärme das Leben in schöner Natur, er sprach von seinen Eltern, die er verehrte, von seinen Brüdern, die alle älter waren als er, von dem Wunsche seines Vaters, ihn zum Nachfolger zu haben, von der ganzen häuslichen Einrichtung seines Vaterhauses, ja selbst von den beiden weißen Spitzhunden, welche seines Vaters Haus bewachten; und wenn ich dann sagte, daß ich Hunde nicht möge, und Spitze vollends nicht, weil sie so schrecklich bläfften und gleich die Zähne wiesen, so tröstete er mich damit, daß sie klug wären, und sehr freundlich zu Allen,

die zum Hause gehörten, und das beruhigte mich nicht nur, sondern es machte mich glücklich — weil er mich damit als zu seines Vaters Hause gehörend ansah.

Allmählich gewann Leopold die ganze Leitung meiner Lektüre, und das war ein großer Vortheil für mich. Sie wurde nicht ernster dadurch, denn ernste Sachen hatte mein Vater mir selbst gegeben, aber sie wurde einem jungen Mädchen angemessener. Ich hatte immer eine große Verliebe für Körners Leier und Schwert und für sein Heldendrama Zriny gehabt, die man mir auch früh geschenkt hatte. Nun lernte ich Körner in seinen Liebesgedichten kennen, und die Ideen der Liebe und des deutschen Vaterlandes begannen sich in mir zusammen zu schmelzen, wie sie in Körner verschmolzen gewesen waren, wie sie in Leopold's Herzen als Eines lebten. Bis dahin hatte ich gewußt, daß Tugend, daß Sittlichkeit recht und nothwendig wären. Jetzt fing ich an zu empfinden, daß sie schön und heilig seien, und die Erinnerung an die Freiheitskämpfe des Vaterlandes, die mir sonst nur als große, heldenhafte, historische Momente vorgeschwebt, und in denen die Gestalt Napoleons immer, gleichviel ob siegreich oder besiegt, den Mittelpunkt für meine Theilnahme gebildet hatten, gewannen für mich eine neue Bedeutung, eine versitt-

lichende und erhebende Kraft, weil ich sie als die Erhebung eines ganzen Volkes gegen eine entsittlichende Tyrannei zu erkennen begann. Mein Gemeingefühl für ein einiges deutsches Vaterland danke ich jenen Tagen der ersten Jugendliebe.

Statt Resaliens Nachlaß, der meine thörichten Tagebuchblätter hervorgerufen hatte, las ich das Leben der Pfarrerin von Meinau und ähnliche Schriften, und es kam mir vor, als wachse ich unter seinen Augen, wenn Veepeld mir deutlich machte, welch einen weithinreichenden und fortzeugenden Wirkungskreis eine Frau innerhalb einer kleinen Dorfgemeinde, innerhalb der Grenzen ihres Hauses und ihrer Familie gewinnen könne. Er verlachte mich, wenn ich ihm erzählte, welch ein Streben nach Gelehrsamkeit ich in meiner Kindheit gehabt, und weil er mir zutraute, daß ich Alles das sei, oder doch werden könne, was seine idealistische Liebe in mir erblickte, machte er mich ihm gegenüber sehr demüthig, während er mich forderte. Es waren schöne Tage!

Siebenzehntes Kapitel.

Meine Brüder zählten etwa dreizehn und fünfzehn Jahre, als mein Vater mich und sie eines Tages in das Wohnzimmer kommen ließ, um uns die Anzeige zu machen, daß er beschlossen habe, die beiden Söhne zum Christenthume übertreten zu lassen. Wir waren Alle gleichmäßig davon überrascht: ich, weil ich von dem Uebertritte ausgeschlossen werden, die Brüder, weil derselbe vor sich gehen sollte, ohne daß davon mit ihnen zuvor die Rede gewesen. Meine Mutter, der ein heißer Wunsch damit erfüllt wurde, und die ihren vollen Antheil an dem Beschlusse hatte, schien sehr erfreut. Als wir Kinder aber die erste Bestürzung überwunden hatten, erklärte der eine Bruder sehr bestimmt, er wolle nicht zum Christenthume übergehen, wenn die Eltern und Geschwister es nicht auch thäten. Er wolle geistig nicht von ihnen getrennt leben, wolle die äußere Gemeinschaft mit ihnen nicht verlieren, und da er der Mutter schon damals näher stand als wir andern Alle, waren sie

Beide gleich erschüttert und bewegt. Mein anderer Bruder, eine starke und leidenschaftliche Natur, bei der jedoch all diese Kraft sich damals mehr in körperlicher Gewaltsamkeit als in geistiger Unabhängigkeit äußerte, nahm die Sache, wie alle solche Dinge, höchst gleichgültig auf. Sein Sinn war auf große Reisen in ferne Länder, auf Kämpfe mit wilden Völkern und mit wilden Thieren gestellt, er hatte ein Verlangen zur See zu gehen, die Schule war ihm, trotz seiner glänzenden Fassungsgabe durchaus zuwider; aber ob er dieser oder jener Kirche angehörte, ob er hier oder dort begraben würde, war ihm völlig einerlei. Dazu kam, daß mein Vater, da der leidenschaftliche Sinn dieses Sohnes sich schon in frühester Kindheit kundgegeben, denselben, statt ihn in die rechte Bahn zu lenken, zu brechen versucht hatte. Moritz fürchtete den Vater also, obschon er ihn mit Leidenschaft liebte, und bei der größten Zärtlichkeit von beiden Seiten, ist dieses Bruders Verhältniß zu meinem Vater nie ein völlig freies geworden, ist die Gewalt, welche seinem Charakter als Kind angethan worden, ihm durch sein ganzes, nur zu kurzes Leben, nachtheilig geblieben. Es ist aber ein Irrthum, der in hunderten von Familien immer wieder auf das Neue begangen wird, daß man sich für die Kinder halbwege

im Voraus Schemata zurecht macht, in denen ihr Lebensweg sich halten soll. Will eine Ausnahme-Natur sich nicht danach bequemen, so legt man sie auf das Prokrustesbett, und wundert sich nachher, wenn sie sich in die aufgezwungene Beschränkung trotz alle dem nicht fügen lernt, daß sie auch für die von ihr erstrebte Freiheit nicht die volle, ungebrochene Kraft besitzt, nachdem man sie gelähmt hat. Erzieher müssen Leiter, nicht Herren des Menschen sein wollen der ihrer Pflege zu Theil geworden ist, wenn sie nicht schaden, sondern fördern wollen.

Auch ich hatte sonst meinem Vater gegenüber keinen rechten Muth, und die Erklärung, daß ich von dem Uebertritt zum Christenthume ausgeschlossen bleiben sollte, erschreckte mich doppelt, weil sie mir einen langgehegten Wunsch versagte, und weil sie mir gleichzeitig als ein böses Omen für die Zukunft meiner Liebe erschien. Von dieser getrieben und ermuthigt, wagte ich die Frage, warum der Vater mich nicht auch die Taufe empfangen lassen wolle?

Weil Dich die Taufe bindet, die die Brüder frei macht! antwortete der Vater fest. Ich habe Alles überlegt, macht Ihr Euch also keine Gedanken darüber! Es bleibt wie ich gesagt habe. Wenn ich die Knaben Chri-

sten werden lasse, mache ich sie zu freien Herrn über ihre Zukunft. Sie können jeden Beruf wählen, der ihnen ansteht, sie treten als Gleichberechtigte in das Staatsleben ein, können sich mit Jüdinnen oder Christinnen verheirathen, wie sie wollen; und glauben in sich, thut zuletzt jeder vernünftige Mensch, was ihn gut dünkt. Frauenzimmer aber, die weder ihren Beruf noch ihren Mann wählen können, bleiben am Besten in den Verhältnissen, in denen sie geboren sind, und wenn die Neigung eines Christen einmal auf eine Jüdin fällt, so kann man dann überlegen, was man thun will. Für mich und die Mutter, fügte er endlich hinzu, paßt es mir nicht, uns taufen zu lassen, und daß ein solcher Akt keine Trennung der Familie, und für die Familienliebe ohne störenden Einfluß ist, davon wird die Zukunft Euch überzeugen.

Er küßte uns darauf, unsere Mutter, die so gern Christin geworden wäre, und mein ältester Bruder, waren sehr gerührt, ich aber, in der jenes Gefühl der Isolirung von der angebornen Familie rege geworden war, das die Liebe in dem Weibe erzeugt und erzeugen muß, weil es einst naturgemäß in eine neue Famlie überzugehen bestimmt ist, ich nahm von dieser Unterredung die beglückende Gewißheit mit, daß von des

den wir ab[illegible]eite mir in diesem Punkte für meine Zukunft nächste [illegible]spold kein Hinderniß in den Weg gelegt werden Kante[illegible]de.

Die Taufe meiner Brüder erfolgte denn auch bald darauf, im Hause des Konsistorialrath Kähler, und der Winter ging uns ruhig hin, nur daß die Mutter wieder häufig kränkelte, und der Arzt darauf drang, daß sie für die Sommermonate eine Wohnung auf dem Lande nehmen solle.

Es war das die erste derartige Trennung, welche der Familie bevorstand, und die Eltern entschlossen sich schwer zu derselben; denn man war es damals noch nicht so wie heut zu tage gewohnt, die Familien zu ihrer Erholung im Sommer auseinanderstieben zu sehen. Man dachte mit Sorge an des Vaters Einsamkeit, an die Brüder und an die zehnjährige Schwester, welche der Schule wegen in der Stadt zurückbleiben mußten, und die Mutter war so traurig darüber, den geliebten Mann, die drei Kinder, ihren Haushalt, ihre gewohnte Pflichterfüllung aufgeben zu müssen, und dem Vater eine erhöhte Ausgabe zu veranlassen, daß er ihr, um sie zu trösten, die Worte „zum Wohl der Deinen!“ schön in großer Schrift geschrieben, in ihrer Sommerwohnung an die Wand

heftete, damit sie sich daran erinnere, daß über ihre
lung für sie zugleich eine Pflichterfüllung sei. ihnen

Das Dorf Neuhausen, in welchem wir einige Zimmer in dem Hause eines Gutsbesitzers gemiethet hatten, ist anderthalb Meilen von der Stadt gelegen und einer der schönsten Orte in ihrer Umgegend. Ein altes, noch aus den Zeiten des deutschen Ordens stammendes Schloß, mit starken Mauren und runden Thürmen, ein schöner Park in hügliger Waldgegend, ein ansehnliches Pfarrhaus, eine freundliche Kirche an einem kleinen Teiche, reinliche Häuser für die Pfarrwittwe und den Küster, und eine Anzahl von Höfen, in deren größtem wir wohnten, boten vielerlei zu sehen und zu betrachten, besonders für uns, die wir noch niemals auf dem Lande gelebt hatten.

In dem Schlosse, das Friedrich Wilhelm der Dritte nach den Freiheitskriegen dem Grafen Bülow von Dennewitz geschenkt, lebte die gräfliche Wittwe mit ihren Kindern und mit ein Paar adeligen Gesellschaftsfräulein, welche ich mit dem Hauslehrer oft in fliegenden Reitkleidern durch die Gegend reiten sah. Die Pfarre hatte ein Sohn des Konsistorialrath Kähler, der Bruder meiner Freundinnen inne, der mit seiner Frau sehr segensreich auf die allgemeine Kultur des Dorfes wirkte,

den wir aber nicht kannten. Die Pfarrwittwe, unſere nächſte Nachbarin, war eine freundliche Greiſin; die Kantorsfrau, die Schweſter unſerer Wirthin, eine tüchtige und von Herzen fröhliche Perſon; und da der Gutsbeſitzer, bei dem wir wohnten, kinderlos, und ſeine Frau eben ſo gut als ihre Schweſter war, ſo gewann die Freundlichkeit unſerer Mutter dieſe Menſchen Alle für ſich, und ihre Geſundheit beſſerte ſich ſchnell, da Ruhe und Stille und der Verkehr mit einfachen Menſchen ihr im hohen Grade zuſagten. Sie war alſo ſehr zufrieden mit ihrem neuen Aufenthalte. Ich ſelbſt aber denke an dieſe Zeit noch heute mit großer Befriedigung zurück als an die Zeit, in welcher ich es zum erſten Male kennen lernte, was Stille, was Muße und was Freiheit ſei.

Zu den unſchätzbarſten Gütern, welche die Natur einem Menſchen auf ſeinen Lebensweg mitgeben kann, gehört jene Art des Gedächtniſſes, welche man das Gedächtniß der Empfindung nennen könnte. Es iſt ſchon ein Gewinn, ſich nach langen Jahren deutlich der Menſchen erinnern zu können, denen man begegnet iſt, der Gegenden, welche man geſehen, der Dinge, welche man erlebt hat. Aber es iſt ein Glück, wenn uns mit dieſen aus der Vergangenheit heraufbeſchworenen Bildern,

zugleich die volle Empfindung jener Tage wiederkehrt. Es liegt darin ein Troſt gegen die Vergänglichkeit der Zeit, eine Art von ewiger Jugend, ein Zuſammenfaſſen und Ueberſchauen des Entfernten und Getrennten, und eine dauernde Verklärung deſſen, was uns einſt flüchtig Genuß und Glück gewährte. Die Gabe ſolchen Gedächtniſſes iſt mir in hohem Grade zu Theil geworden.

Während ich dieſe Zeilen niederſchreibe, ſehe ich ihn wieder vor mir, den einfachen Garten, in welchem das zweiſtöckige, anſehnliche Haus gelegen war. Ich ſehe aus den geöffneten Thüren unſeres Wohnzimmers hinaus durch die gegitterte Pforte, auf den Grasplatz am Teiche, hinter dem ſich die Kirche erhob. Ich ſehe die Aeſte der beiden Pflaumenbäume vor unſerm Fenſter ſich auf- und niederwiegen, auf denen ſich Schaaren von Vögeln ſchaukelten; die Bienen und Weſpen fliegen ſummend durch unſere Stube, die Sonnenſtrahlen des Mittags dringen bis in ihre entlegenſte Ecke — und nun Alles ſo ſtill! — Die Mutter ſchlief am Nachmittage immer ein paar Stunden, die kleinen Schweſtern ſpielten irgendwo im Schatten unter der Aufſicht der Kinderfrau. Ich hatte kein beſtimmtes Geſchäft, Niemand brauchte mich um die Zeit, und ich konnte ſtill da ſitzen, und an den Entfernten denken, der in jenem Sommer mit ſei-

nen Zöglingen am Oſtſeeſtrande war; oder ich konnte umhergehen im Dorf, in den Schloßgarten, in die Felder, in die verſchiedenen Höfe hinein, ich konnte allein umhergehen, ohne die Eltern, ohne die Geſchwiſter. Es war mir, als athme ich anders, freier, wenn ich mich einmal ſo als eignes, ſelbſtſtändiges Weſen empfand, wenn ich für mich ſelbſt, und nicht als Glied der Familie, als Kind vom Hauſe exiſtirte. Und wie das Kind, wenn es einmal die Bezeichnung des Ich, mit dem Worte Ich, gefunden hat, von dieſer Bezeichnung niemals wieder abläßt, ſo hörte in mir das Verlangen nach einer geſonderten Selbſtſtändigkeit nie wieder auf, nachdem ich es in meinen ſtillen Nachmittagsſpaziergängen hatte empfinden lernen, wie unfrei bis auf die geringſte Bewegung das Leben der Mädchen in den Familien gemacht wird, oder wie völlig unfrei ich ſelbſt bis dahin geweſen war.

Dazwiſchen träumte und dachte ich mich immer tiefer in mein einſtiges Leben als Frau eines Landgeiſtlichen, als Leopolds Frau hinein. Was ich that und trieb, bezog ſich auf ihn. Ich ſelbſt war außerordentlich heftig, leicht aufgeregt, und hatte, weil ich den Eltern gegenüber dies beherrſchen mußte, mich oft um ſo rückhaltsloſer gegen Untergebene gehen laſſen. Aber

auch Leopold war heftig, und um seinetwillen, um ihn nicht in der Zukunft durch meine Erregbarkeit und Maaßlosigkeit unglücklich zu machen, begann ich nun nach jener Fassung zu ringen, die mir später oft so sehr zu Statten gekommen ist. Ich habe einmal irgend wo die Worte gelesen: der Mann ist das Unterschicksal des Weibes! — Ob das eine Wahrheit, für alle Frauen eine Wahrheit sei, das möchte ich nicht behaupten; aber die Erziehung der Frauen wird zum großen Theil, wenn nicht durch die Männer selbst, so durch unsere Liebe für sie bewirkt; und es ist mir oft vorgekommen, als brauchte man die Mädchen nur dahin anzuleiten, daß ihre Neigung sich keinem unedeln oder geringen Manne zuwenden könne, um ihrer befriedigenden Entwicklung gewiß zu sein.

Wir lebten fast ohne Abwechslung auf unserm Dorfe. Sonnabends kamen mein Vater und eines der Kinder mit einem der heimkehrenden Milchpächter auf dessen Wagen zu uns heraus, und sie blieben dann bis Montag in der Frühe bei uns. Hie und da gingen wir durch den schönen Wald nach einem nahegelegenen Luftorte, an dem sich Sonntags viele Städter einfanden; einmal kam Mathilde auf acht Tage zu uns heraus, und in dieser Woche befand ich mich eines Abends

grade in der Speisekammer, um das Abendbrod her zurichten, als Mathilde mit dem Ausruf bei mir ein trat: Leopold ist da, zu Pferde mit einem Freunde!

Ich wußte mich vor Ueberraschung, vor Freude kaum zu fassen. Alles Blut stieg mir nach dem Kopfe, und wäre ich meiner Aufwallung gefolgt, so würde ich, wie ich da stand, mit der Küchenschürze hinausgelaufen sein, ohne mich um das zu bereitende Abendbrod weiter zu bekümmern. Unglücklicher Weise kam mir aber der Gedanke, daß ich mich ja beherrschen lernen, daß ich gefaßt und ruhig werden wolle, und so sagte ich, Mathilde möge nur zur Mutter und zu den Gästen gehen, ich würde gleich mit dem Abendbrode nachkommen. Mit fliegender Hast putzte ich die Radieschen, setzte ich noch schnell mehr Eier zum Kochen auf, schnitt Schinken, strich Butterbrode, und hatte eben Alles fertig, hatte mir eben, höchst zufrieden mit meiner Selbstbeherrschung und froh ihrer nun ledig zu sein, die Schürze abgebunden und die Hände gewaschen, als ich Pferdegetrappel auf den Steinen hörte, und zur Thüre eilend, die beiden Reiter davon traben sah.

Benommen, verwirrt und traurig blickte ich ihnen nach. Ich zürnte auf mich und meinen unglückseligen Versuch der Selbsterziehung, ich zürnte auf meine

Freundin, weil sie mich nicht noch einmal rufen gekommen war, ich zürnte auf Leopold, weil er nicht auf mich gewartet hatte, die ihm doch nur ein gutes Abendbrod bereiten wollte. Daß mein Ausbleiben ihn ungeduldig gemacht, daß er es als eine Kälte, als eine Koketterie von mir betrachtet hatte, und daß er, im Zorne gegen mich, schnell aufgebrochen und davon geritten war, das zu denken, war ich nicht gescheut genug. Man ist aber nie unglücklicher, als wenn man die Folgen einer Dummheit erträgt, die man mit dem bestimmten Bewußtsein begangen hat, etwas ganz besonders Gutes und Vernünftiges zu thun.

Den ganzen Sommer hörte und sah ich Nichts von Leopold, und die Erinnerung an jenen Abend lastete fortan wie ein Vorwurf und wie ein Schmerz auf mir, bis eine andere schwere Sorge mich davon abzog.

Wir hatten einen Sonntag ganz heiter mit dem Vater und mit den Brüdern verlebt, die Mutter hatte sie mit mir noch eine Strecke begleitet, da sie sich wohler als seit Jahren fühlte, und wir gingen ruhig zu Bett, wobei sie, als sie sich entkleidete, die Bemerkung machte, sie müsse sich in der linken Hand eine Sehne verdreht haben, die Hand schmerze sie bei der Bewegung. Früh als der Tag dämmerte, weckte sie mich plötzlich mit

U[illegible]

der Frage: ob ich das Schießen nicht höre? — Ich richtete mich auf, es waren oftmals Militair-Manöver in der Gegend, und das Schießen nichts Ungewöhnliches, aber ich hörte Nichts, und sagte das. Höre doch! Höre doch! rief die Mutter mit solcher Heftigkeit, daß ich erschrocken aufsprang; und an ihr Bett eilend, fand ich sie mit wirrem Blicke, völlig ohne Bewußtsein, in wilden Fieberphantasien.

Anderthalb Meilen von der Stadt, ohne Fuhrwerk, ohne männliche Bedienung, war die Lage, in der ich mich befand, ganz furchtbar. Ich mußte umherlaufen, mir nur erst einen Boten zu schaffen, um den Vater und den Arzt benachrichtigen zu können, und als dieser am Nachmittage mit dem Vater herauskam, und das Leiden der Mutter für Gicht erklärte, die sich auf den Kopf geworfen habe, war damit für uns Nichts gebessert. An einen Transport in die Stadt war nicht zu denken. Der Vater, dessen Geschäfte ihn gerade während der Zeit der Schifffahrt vollständig in Anspruch nahmen, konnte weder bei uns bleiben, noch uns täglich sehen kommen, und so blieb ich denn mit der kranken Mutter und mit den Kindern in Neuhausen zurück, darauf angewiesen, durch meine Berichte dem Arzt so viel Auskunft zu geben, daß er, wenn er spät

am Abende herauskam, womöglich die nöthigen Arzneien mitbringen konnte, die wir uns sonst erst am folgenden Tage aus der Stadt zu verschaffen vermochten.

Nachdem ich also die Reize des Landlebens ein paar Wochen gekostet hatte, lernte ich nun gleich auch eine seiner Schattenseiten kennen, und ich denke noch mit Entsetzen an die Angst und an die Hast, in welcher ich einmal in brennender Mittagshitze nach dem nächsten Dorfe lief, um mir von dort Blutegel zu holen, da diejenigen, welche man aus der Stadt geschickt hatte, den Dienst versagten. Man muß Tage und Nächte so hilflos an einem einsamen Krankenbette zugebracht haben, um zu wissen, was Angst und Sorge sind!

Endlich, nach fast drei Wochen, erlaubte es der Zustand meiner Mutter, daß man sie in Betten gepackt, in Begleitung des Vaters und des Arztes, nach der Stadt bringen konnte. Am folgenden Tage kam ein großer Packwagen und noch ein Fuhrwerk heraus, ich ließ all unser Mobiliar aufladen, und fuhr dann mit unserer alten Kinderfrau und mit den Kindern, bang und beklommen, nach dem ersten Aufathmen in Gottes freier Natur, in die Heimath zurück, wo Wochen voll Sorge und Arbeit meiner warteten. Denn die Mutter kam nur sehr langsam wieder zu Kräften, und es war schon

Herbst und schlechtes Wetter, ehe die gewohnte Lebensweise sich im Hause wieder herstellte.

Mit dem Herbste kehrte auch die Familie, in welcher Leopold lebte, in die Stadt zurück, und gleich am Abende seiner Ankunft sahen wir einander wieder.

Warum sind Sie nicht hinausgekommen, als ich in Neuhausen war? fragte er mich, sobald sich die Gelegenheit dazu darbot. — Ich dachte, daß Sie auf mich warten würden, versetzte ich ehrlich. — Ich mußte ja am Abend zurück sein, und ich hatte mich die ganze Zeit darauf gefreut, Sie draußen einmal zu besuchen! Ich war recht böse auf Sie, ich glaubte, Sie wollten mich warten lassen! entgegnete er. — Wie kamen Sie auf diesen Einfall? rief ich erschrocken und verwundert aus, und mein Erstaunen war die beste Antwort, die ich geben konnte. Wir waren Beide mit einander zufrieden, waren voll Glauben und Zutrauen zu einander, und wir waren so jung, daß wir für den Augenblick Nichts mehr verlangten, als uns zu sehen und in Gegenwart der ganzen Familie wieder mit einander verkehren zu können.

Allmählich aber wurden Leopolds Besuche häufiger. Statt wie im verwichenen Jahre ein paar Mal in der Woche zu kommen, erschien er nun Tag um Tag, dann endlich jeden Abend, ohne daß die Eltern das auffallend

zu finden ſchienen. Auch ſein Betragen gegen mich veränderte ſich. Er ſetzte ſich zu mir, gleichviel ob andere Perſonen anweſend waren, er tadelte und lobte mich in Gegenwart der Eltern, je nach ſeiner Meinung, und er wies mit Eiferſucht alle meine alten Bekannten und Jugendfreunde zurück, wenn dieſe ſich mir nahten. Weil er mir ſehr werth war, machte mir dies Alles Freude, aber es brachte mich doch auch in Verlegenheit. Die ältern Mädchen unſerer Bekanntſchaft zogen mich mit unſerer »ſtummen Liebe« auf, einer oder der andere meiner jungen Bekannten neckte mich damit, daß ich ſehr ſanft und nachgiebig geworden ſei, und mit dem wetterwendiſchen Sinne eines launenhaften Kindes nahm ich mir eines Tages vor, daß ich mir von Leopold Nichts mehr befehlen laſſen wolle.

Es war im November an meines Vaters Geburtstag, der wie alle ſolche Tage gefeiert und beſonders hoch gehalten wurde. Da die Eltern faſt gar keinen Familienumgang hatten, ſo wurde die geladene Geſellſchaft faſt immer nur für uns verſammelt, und da wir auch an jenem Abende ſechs oder acht von unſern Bekannten bei uns hatten, beſchloſſen wir zu tanzen. Leopold aber tanzte nicht, und kaum hatte ich aufgehört zum Tanze zu ſpielen, um ſelbſt in die Reihe

zu treten, als er an mich herankam, und mir sagte: tanzen Sie nicht! — Ich sah ihn an, und fragte: weshalb nicht? — Weil ich nicht tanze! antwortete er. — Als ob das ein Grund wäre! rief ich, und wollte eben die Hand meines Vetters ergreifen, als Leopold mich mit den Worten zurückhielt: wir sehen uns nicht wieder, wenn Sie tanzen! —

Das bannte mich, aber es empörte mich auch. Zu tanzen wagte ich nicht, und doch mußte ich vor den Andern eine Ursache haben, es nicht zu thun; und um fortzukommen und mir fortzuhelfen, eilte ich mit dem Vorgeben auf mein Zimmer, daß mir nicht wohl sei. Oben in der dunkeln Stube fing ich zu weinen an, aber ich wußte eigentlich nicht worüber. Ich war glücklich, daß Leopold mich so völlig als sein Eigenthum betrachtete, daß er mit mir schaltete und waltete nach seinem Belieben; aber ich empfand einen Zorn gegen ihn, wie ich ihn nie gegen einen andern Menschen gefühlt hatte. Ich hasse ihn! sagte ich einmal zu mir selbst, und hatte nie sichrer gewußt, daß ich ihn liebte, als eben jetzt. — Ich nahm mir vor, gar nicht mehr hinunterzugehen, um ihn recht zu quälen und zu ängstigen, um ihm zu zeigen, daß ich mir nicht befehlen lasse, und daß er kein Recht habe

mir zu befehlen, und doch war ich untröstlich darüber, daß ich hier eben in der finstern Stube saß und weinte, statt unten bei den Andern und bei ihm zu sein.

Das sind Zustände, wie jeder Mensch, so Weib als Mann, sie durchlebt hat. Es ist der Kampf der freien Jugend, die davor zurückschreckt, sich an ein andres Wesen zu verlieren, und ich meine, es lasse sich aus der Stärke dieses Kampfes mit Sicherheit auf die Größe der Hingabe schließen, deren der Mensch einst fähig sein wird. An kräftigen jungen Männern habe ich diese Sprödigkeit, diese Selbstwilligkeit oft bis zu einem Grade stark gesehen, der sie an sich selbst verzweifeln ließ. Man muß aber Etwas sein, um Etwas aufgeben zu können, man muß sich selbst besessen haben, um sich verschenken zu können, und der Trotz der Liebe ist in der Natur des Menschen nur der Sturm des Aequinoktiums, der dem Beginn des Frühlings vorangeht.

Mitten in meinen Thränen kam Mathilde zu mir. Freundlich und heiter wie immer, forderte sie mich auf, hinunterzukommen und vernünftig zu sein. Aber ich war froh, um Jemand gefunden zu haben, gegen den ich alles Zornige, das mir das Herz bewegte, in

heftigen Worten ausſprechen konnte. Ich ſchalt auf Leopold, ich nannte ihn egoiſtiſch, rechthaberiſch und herrſchſüchtig; ich verſicherte, daß ich nun eine Lehre empfangen hätte, die mir — ich war ſiebenzehn Jahre! — für mein ganzes Leben nützen ſollte; und Alles, was die gute Mathilde thun mochte, mich zu beruhigen, reizte mich nur noch mehr. Endlich, als ſie alle ihre Gründe vergebens an mir erſchöpft hatte, ſagte ſie: gieb mir Dein Wort zu ſchweigen, ſo will ich Dir Etwas vertrauen, das mir Deine Mutter unter dem Siegel des Geheimniſſes erzählt hat. Aber gieb mir Dein Wort, daß Du ſchweigſt, daß Du Dir Nichts, gar Nichts merken läſſeſt.

Ich leiſtete das Verſprechen, und Mathilde erzählte: Gleich nachdem Leopold in die Stadt gekommen iſt, hat er Deinen Vater aufgeſucht, und bei ihm um Deine Hand gebeten. Er hat ihm geſagt, daß er Dich liebe, und daß er nicht länger ohne Dich ſein könne. Er wolle deshalb eine Lehrerſtelle, die ihm geboten werde, annehmen, um Dich heirathen zu können. Dein Vater hat aber erklärt, davon könne die Rede nicht ſein, Leopold müſſe erſt ſein zweites theologiſches Examen machen, und wenn er dann eine Pfarre haben würde, ſo würde er dem Vater willkommen ſein. Und dann

hat er sich von Leopold das Ehrenwort geben lassen, daß er Dir von seiner Bewerbung Nichts sagen, und sich in keiner Weise gegen Dich erklären würde, weil Du noch zu jung wärest, und weil Du ruhig bleiben solltest, und so weiter fort!

Ich war wie umgewandelt, war geblendet, als träte ich aus tiefem Dunkel in ein helles Licht. Mein Zorn war erloschen, ich hatte Niemand anzuklagen als mich selbst, Niemand hatte Unrecht als ich; aber ich fühlte doch augenblicklich, daß die Lage, in welche meines Vaters Verserge mich gebracht hatte, eine üble, und daß sie ohne Berechnung und Rücksicht auf Leopold's Natur gewählt war. Und das hat sich auch bewährt!

Ich kehrte in die Gesellschaft zurück, zu Leopold zurück, glücklich im Innersten des Herzens, voll Verlangen ihn zu versöhnen; und wo man der Liebe gegenübersteht, ist das keine schwere Aufgabe. Wie wir uns ohne Worte zusammengefunden hatten, so verstanden wir uns ohne Worte, und die nächste Zeit verging uns in täglichem Beisammensein in stillem, freudigem Frieden.

Den Weihnachtsabend sollte Leopold bei uns zu bringen. Beschränkt, wie unsere Verhältnisse es noch

immer waren, hatten die Eltern uns doch nie die Freuden des Weihnachtsbaumes entbehren lassen, und auch fast immer die Mittel gefunden, einen oder den andern Freund des Hauses an der Bescheerung Theil nehmen zu lassen, während wir Kinder von jeher angehalten worden waren, irgend welche von den Hausarmen mit Geschenken zu erfreuen, für die wir uns das Geld von unserm Frühstück oder sonst auf eine Weise zu ersparen suchten.

In Königsberg ist es Sitte, die Festtage einzuläuten wie allerwegen, aber es existirt in der Stadt noch ein Legat von einem alten Fräulein, nach welchem die Stadtmusikanten am Mittage das Lied: „wie schön leucht't uns der Morgenstern," und Abends um neun Uhr „nun ruhen alle Wälder" vom Thurm der Schloßkirche in die Stadt hinunterblasen. Die Kinder nennen das: die Jungfer bläst vom Thurm! — Dieselben Stadtmusikanten ziehen dann, ebenfalls nach einer Verordnung aus uralter Zeit, sobald es am Weihnachtsabende zu dunkeln beginnt, und das geschieht in unserer nordischen Heimath um diese Zeit des Jahres schon gegen vier Uhr, — durch alle Straßen der Stadt, und still durch das nächtliche Dunkel erklingt

von ihren Blaseinstrumenten die schöne Melodie: „Ein Kindlein uns geboren ist!“

Schon von weit her vernimmt man den nahenden, wachsenden, anschwellenden Ton des Liedes. Ohne daß man die Musikanten gewahrt, klingt die Melodie zu uns heran, der ganze Zauber der Weihnachtspoesie verkörpert sich in diesen Tönen, und Niemand, der seine Kindheit und Jugend in unserer Heimath verlebt hat, wird dieser nächtlichen Weihnachtsmusik ohne Rührung gedenken.

Wir Geschwister hatten die Gewohnheit, uns am heiligen Abende, wenn es dunkelte, in meiner Stube zu versammeln, und dort zu warten, bis die Eltern den Aufbau beendet hatten und wir zur Bescheerung gerufen wurden. Auch diesmal saßen wir in dem kleinen Stübchen, im Dämmerlicht, im Dunkeln bei einander, während das Streiflicht der Laterne, die von unserm Hause nach der andern Ecke der Straße hinüberhing, grade genug Helle zu uns hineinwarf, das ganze Häuschen der Geschwister übersehen zu lassen. Da hörten wir endlich wieder die alte, liebe Melodie, und mit ihrem Klange kam eine tiefe Wehmuth über mich. Ich sah die Brüder, meine eilfjährige Schwester, die vier kleinen Mädchen und dachte: wie viel Male werde ich

den Abend noch mit Euch verleben? Ich dachte, daß ich sie verlassen, sie nicht heranwachsen sehen würde, und weil ich mir vorstellte, daß ich vielleicht bald nicht mehr ein Kind dieses Hauses sein würde, fühlte ich, wie sehr ich ihm zu eigen war.

Die Klingel, welche uns in das Wohnzimmer rief, brachte uns in Bewegung. Wir älteren Geschwister nahmen die kleinsten an die Hand und auf den Arm, um sie schnell die Treppe nach der Wohnstube hinunter zu bringen, und vor dem bescheidenen Glanze unseres Weihnachtsbaumes, der uns aber strahlend dünkte, vor dem Jubel der Kinder, vor der Befriedigung der guten Eltern über unsere Freude, gewann jenes Gefühl innerlichster Wehmuth neue Kraft, so sehr ich bemüht war, es in mich zu verschließen. Es war nicht Sitte im Hause, von Gefühlen zu sprechen oder sich ihnen leicht in sichtbarer Weise zu überlassen, und mich dünkt, das hat, wenn es nicht übertrieben wird, sein Gutes. Es macht den Menschen innerlich und verhindert das Aufkommen der Phrase, hinter der die Oberflächlichkeit und Leerheit sich so pomphaft und so bequem verbergen.

Die rechte Weihnachtsfreude kennen aber nur die Unbemittelten, die es wissen, mit welcher Liebe und mit welcher Sorge die Gaben zusammengebracht sind, an

denen man ſich erfreut. Wir, die wir wußten, wie oft der Vater ſich in Geldverlegenheit befand, weil ſein Geſchäftsbetrieb mehr Mittel erforderte, als ihm zu Gebote ſtanden, wir wußten auch, wie oft und reiflich die geringſte Kleinigkeit von unſerer Mutter erwogen, wie allmählig die einzelnen Gegenſtände zuſammengebracht werden mußten, die uns unter dem Lichte des Weihnachtsbaumes entzückten. Noch ſpät am Abend ſahen wir dann den Vater, wenn das Comptoir geſchloſſen wurde, mit dem Hausknecht fortgehen, um die Aepfel und Nüſſe und das Backwerk zu holen, um irgend welche Teller oder Gläſer oder ſonſt nothwendig gewordenen Hausrath zur Ueberraſchung für die Mutter herbeizuſchaffen, und wenn dann Alles beſorgt war, wenn die Handlungsgehülfen ihre Ducaten und Friedrichsd'or, die Dienſtboten ihre Geſchenke erhalten hatten, wenn wir dann beiſammen waren, die Eltern und die acht Kinder, und die freundlichen Augen der Mutter, die hellſtrahlenden Blicke des Vaters über uns leuchteten, wenn man es ihm anſah, wie alle Sorge ihm gering erſchien, wenn er ſeine „acht geſunden Kinder“ um ſich und die Mutter neben ſich hatte, dann küßten wir ſeine lieben Hände, und die Hände der Mutter mit jener inbrünſtigen Liebe, in die der Dank für ein

neues uns geweihtes und geſchenktes Jahr voll Arbeit und voll Sorge eine beſondere Weihe legte.

Mitten in unſerer Weihnachtsfreude erſchien Leopold, der bei der Beſcheerung ſeiner Zöglinge hatte anweſend ſein müſſen. Er war froh und aufgeſchloſſen, er war Allen willkommen, fühlte ſich heimiſch, und während die Kinder ihn mit ihrem neuen Spielzeug umringten, ſagte er, ſich zu mir wendend: Ich möchte wiſſen, wo wir heute in zwei Jahren ſein werden?

Ich habe immer eine Abneigung gegen das Vorausſehenwollen der Zukunft, immer eine unheimliche Empfindung gehabt, wenn man in meiner Gegenwart ſolche Wünſche äußerte. Dieſes Gefühl bemächtigte ſich meiner auch in jenem Augenblicke, und ohne zu wiſſen, was mich dabei ängſtigte, bat ich, er möge ſo Etwas nicht ausſprechen.

Weshalb denn nicht? rief er heiter. Wiſſen Sie denn nicht, daß ich ein Glückskind bin und daß das Leben mir noch nie die Erfüllung eines Wunſches verweigert hat?

Aber weit entfernt, mich zu ermuthigen, wurde ſeine Zuverſicht auf ſein Glück mir nur noch unheimlicher, und ohne zu bedenken, was ich damit that, ſagte ich:

„Mit des Geſchickes Mächten iſt kein ew'ger Bund zu flechten, und das Unglück ſchreitet ſchnell.“

Kaum aber hatte ich dieſe Worte beendigt, als ich ſie um jeden Preis hätte zurücknehmen mögen. Sie klangen mir fürchterlich, als hätte nicht ich, als hätte ein Anderer ſie geſprochen, und als ich zu Leopold emporſah, war all ſeine Heiterkeit von ihm gewichen. Wie kommen Sie zu dem unglücklichen Worte! ſagte er, wie mit einem Ton der Abwehr, und ich ſelber wußte es nicht, wie ich darauf gekommen war. Wir konnten indeß danach die frühere Heiterkeit nicht wiederfinden, obſchon wir Alle munter bei einander waren, und — die letzten ganz glücklichen Stunden, die wir mit einander verlebten, lagen hinter uns.

Achtzehntes Kapitel.

Aeußerlich änderte ſich mit dem neuen Jahre in unſerem Leben Nichts. Leopold kam Anfangs wie bisher, ſo oft er wollte, aber ich empfand, daß man uns beobachtete, daß der Vater ihn nicht ſo freundlich als ſonſt willkommen hieß, daß er überall kleine und oft komiſche Hinderniſſe zwiſchen uns aufrichtete. So erinnere ich mich, daß wir einmal übereingekommen waren, bei uns das Bild von Houwald mit einigen Bekannten perſonenweiſe zu leſen, und der Vater hatte dagegen keine Einwendungen gemacht. Wir hatten die Rollen ſo vertheilt, daß ich natürlich die Camilla, Leopold den Maler leſen ſollte, und die Uebrigen hatten ſich dieſer Anordnung gefügt, während ich mir ſchon Tage lang alle die ſchönen gefühlvollen Dinge vorgeleſen hatte, die gegen Leopold auszuſprechen ich ebenſoviel Verlangen als Scheu trug. Ich hatte mir Alles vorgeſtellt, wie es kommen müſſe, ich konnte den Abend gar nicht erwarten, hatte mich ſchön geputzt, um mich ſo weit wie

möglich den Worten des Dramas anzupassen, und voll Hoffnung und Spannung setzte ich mich, als die kleine Gesellschaft beisammen war, in dem großen Wohnzimmer an dem Tische vor dem Sopha nieder, auf dem meine Eltern bereits Platz genommen hatten. Kaum aber ergriffen wir unsere Exemplare, als mein Vater dem ihm zunächst Sitzenden das Buch aus der Hand nahm und, auf das Personenverzeichniß blickend, mit freundlichster Ruhe die Worte aussprach: Wartet Kinder! ich werde mitlesen, ich werde den Maler lesen!

Ein Habicht, der auf eine Flucht von Tauben stößt, bringt keine solche Verwirrung, keinen solchen Schreck hervor, als ich sie fühlte. Der ganze Thurmbau meiner Hoffnungen stürzte zusammen. Ich sah Leopold an, er war blaß geworden und biß die Lippen zusammen, was er nur im Zorne that. Die ganze kleine Gesellschaft gerieth in Aufruhr, Alles fiel nun auseinander. Der Vater entwarf eine neue, höchst unglückliche Rollenvertheilung, und statt der Freude, die ich mir erwartet, hatte ich das komische Vergnügen meinen Vater mit all den Zärtlichkeiten anzulesen, die ich für Leopold so sehnlich auszusprechen gewünscht hatte.

Der aber war nicht der Mann sich zu verstellen.

Sein ſichtbarer Verdruß, ſeine Gereiztheit ſteigerten ſich durch das nicht verborgene Lachen der Andern, er blieb mißmuthig, mein Vater verwies ihm das, und der Abend wurde ein verſtörter und unluſtiger für alle Theile.

Solcher kleinen Mißhelligkeiten gab es von da ab immer wieder. Ich fragte Mathilde, ich fragte meinen Bruder, der ſich mit Liebe an Leopold angeſchloſſen hatte, und von dieſem und von der Mutter in das Vertrauen gezogen worden war, was denn geſchehen ſei? Sie wußten Beide Nichts. Leopold hatte ich nie allein geſehen, er hatte, ſeinem Worte treu, nie von ſeiner Liebe zu mir geſprochen, ihn konnte ich Nichts fragen, und mit meiner Mutter davon zu reden, wäre mir eben ſo unmöglich geweſen, als meinen Vater um die Gründe ſeiner Handlungsweiſe anzugehen. Ich hatte zur Mutter nicht das Zutrauen, daß ſie mir rathen oder helfen könne, und von meinem Vater hielt die Gewohnheit des blinden Gehorſams, zu dem er uns erzogen hatte, mich fern. Zwiſchen den zärtlichſten Eltern, die ich beide liebte, war ich ganz allein.

Einige Wochen ſpäter hörte ich aus meinem Zimmer um die ſiebente Abendſtunde die Hausklingel erſchallen. Ich hörte die Thüre öffnen, ich kannte den Schritt auf

den Fliesen des Hausflurs und ich packte mein Nähzeug zusammen, um in die Wohnstube zu gehen, die sich jetzt nach meiner Meinung öffnen mußte. Aber dieser Ton ließ sich nicht vernehmen, die Hausthüre klingelte abermals, die Küchenthüre wurde zugeworfen, und es blieb Alles still. Ich begriff das nicht! — So schnell ich konnte, eilte ich hinunter. Ich fragte in der Küche, wer da gekommen sei? Man nannte mir Leopold, und auf die zweite Frage, ob er bei der Mutter sei, versetzte das Mädchen: nein! der Herr sei schon zu Hause und habe befohlen, wenn Herr Leopold käme, zu sagen, daß die Herrschaft ausgebeten sei.

Das hatte ich nicht erwartet! Das hatte auch Leopold nicht glauben können, denn die Eltern waren mit Ausnahme von zwei Abenden im Jahre, an denen ein paar Feste in den Familien meiner Tanten gefeiert wurden, niemals in Gesellschaft, und zudem fiel das Licht aus dem Wohnzimmer durch die Glasthüren desselben hell auf den Flur hinaus. — Ich war völlig rathlos und sehr traurig. Ich hatte das dringendste Verlangen, mir selbst zu helfen, Etwas zu thun, an Leopold zu schreiben. Dann dachte ich wieder, das sei seine und nicht meine Sache, und ich hatte auch gar keinen Muth, weder ihm noch dem Vater gegenüber.

Die Tage gingen mir hin, ich wußte nicht wie. Leopold kam Mittags immer wie ſonſt die Straße herab und grüßte mich, das war Alles. Am Ende der Woche trat eines Abends mein Vater in mein Zimmer, ſtellte ſich an den Ofen, fragte, was ich treibe, und ſah dann die Bücher durch, die auf der Kommode lagen. Mehrere davon waren Leopolds Eigenthum, ſein Name ſtand darin. Mir klopfte das Herz, daß ich faſt erſtickt wäre. Mein Vater legte die Bücher wieder fort und ſprach von etwas Anderem, aber ich hörte es kaum; er kam in ſolcher Weiſe, Abends und allein, ſonſt nie zu mir herauf, und ich erwartete daher irgend einen Tadel, eine Erklärung, einen Aufſchluß. Ich erwartete ihn vergebens.

Nachdem der Vater eine Weile bei mir geweſen war, ſchickte er ſich an mich zu verlaſſen, und erſt im Hinausgehen ſagte er: Du haſt da, wie ich ſehe, ein paar Bücher von Leopold, ſchicke die ab! — Lieber Vater, ich leſe ſie noch! ſagte ich, weil ich doch ein Lebenszeichen von mir geben wollte. — Schicke ſie nur ab, Du kannſt ſie ein andermal zu Ende leſen! — Aber weshalb, lieber Vater? fragte ich mit großer Ueberwindung. — Soll ich Dir Gründe angeben? verſetzte mein Vater. Das war ſonſt nicht nöthig

zwischen uns. Seine Stimme klang weich und bewegt, er ging hinaus, und am andern Morgen schickte ich ohne ein Wort, ohne eine Zeile die Bücher zurück; nur ein Blättchen Papier ließ ich als Zeichen und Andenken bei einem der Körner'schen Gedichte liegen, das wir erstmals mit einander gelesen hatten, und das wir Beide liebten.

Damit endet eigentlich die Geschichte dieser Jugendliebe, deren Ausgang mir ein ungelöstes Räthsel geblieben ist. Im Frühjahr, als Leopold sein Candidaten-Examen gemacht, gab er seine Stelle in Königsberg auf, um sich von einem Fieber, das ihn befallen hatte, im Hause seines Bruders herzustellen, der eine Superintendentur in unserer Provinz bekleidete. Eine gemeinsame Freundin, die sich in dieser Zeit verheirathet hatte und Leopold häufig bei sich sah, beschwor mich, einmal zu ihr zu kommen, um ihn dort zu treffen: er sei krank und wolle mich sprechen, ehe er Königsberg verlasse. Ich schlug das ab, weil ich die Erlaubniß nicht zu erbitten und gegen meines Vaters Befehle nicht zu handeln wagte. Aber ich hatte keine Freude an diesem Gehorsam, sondern nur Schmerz über meine Unfreiheit und Muthlosigkeit. Ich hätte besser von

mir ſelbſt gedacht, wäre ich des Ungehorſams fähig geweſen.

Niemand hat mir je darüber Aufſchluß gegeben, was die Handlungsweiſe meines Vaters oder Leopolds beſtimmte. Seine nächſten Freunde, die ich in viel ſpäteren Jahren, als jene Erlebniſſe mir ſchon, ſo wie jetzt, in völliger Losgelöſtheit von mir ſelbſt erſchienen, darum befragte, wußten Nichts davon. Sie vermutheten wie ich, daß man ihm in ſeiner Familie Einwendungen gegen ſeine Heirath mit einer Jüdin gemacht, daß mein Vater dies erfahren, daß er uns deshalb getrennt haben mochte, und daß mein blinder Gehorſam gegen den Vater Leopold hatte irre werden laſſen an der Liebe, die ich für ihn fühlte.

Mein Leben wurde nach Leopolds Entfernung aber für eine Weile ſehr ſtill und trübe. Alle meine Bekannten hatten unſere Zuneigung bemerkt, alle ſahen mich darauf an, wie ich die Trennung ertragen würde; denn die Menſchen betrachten einander viel öfter als man glaubt unter dem Geſichtspunkte eines Darſtellers, der verpflichtet iſt, ſich ihnen gegenüber in der Rolle zu behaupten, welche ihre Meinung ihm zuertheilt hat.

Die kalte Neugier der Einen, die mitleidige Schonung der Andern, die bloße Achtſamkeit auf mich waren

mir unerträglich. Bedauert zu werden, weil dies herabsetzt und erniedrigt, war mir das Unerträglichste; und so gut ich es vermochte, suchte ich zu verbergen, was ich litt. Das lag auch durchaus in den Planen und Grundsätzen meines Vaters, und mein Bestreben, gleichmäßig in der alten Weise des Daseins fortzugehen, wurde unterstützt, obschon ich es fühlte, daß meine Mutter mich innerlich beklagte, daß mein Vater milder als sonst mit mir verkehrte, daß ich neben ihm an einer Freiheit gewann, die mir damals noch zu gar nichts nützte, weil meine Erziehung mich unfähig gemacht hatte, sie zu gebrauchen.

Im Verkehr mit meinen Freunden, in unserer Häuslichkeit und Geselligkeit blieb sich Alles gleich und war mir Alles gleichgültig. Nur zwei Gedanken beschäftigten mich. Wie war das möglich? fragte ich mich wieder und wieder, und dann drängte sich mir die zweite Frage auf: kann das so bleiben? werde ich ihn nicht wiedersehen? — Ein junges Herz, das liebt, hat nicht viel Gedanken.

Da man mich in der Familie doch wohl sehr verändert finden mochte, und da die im Sommer erfolgte Einsegnung meiner beiden Brüder mich sehr ergriffen hatte, bat mein Vater, ich glaube auf Veranlassung

der Mutter, es mir im Herbste plötzlich an, auch mich zum Christenthume übertreten zu lassen. Meine erste Empfindung galt bei dieser Nachricht aber nicht der Freude, ein früher so sehnlich erstrebtes Ziel erreichen zu können, sondern nur dem entfernten Geliebten. Ich erinnerte mich der Ansicht, welche mein Vater vor der Taufe der Brüder über den Religionswechsel der Frauen ausgesprochen hatte, ich mußte danach diesen plötzlichen Entschluß, mich Christin werden zu lassen, irgendwie auf Leopold's Einwirkung zurückführen, und während ich meine Zufriedenheit mit der erlangten Bewilligung aussprach, dachte ich eigentlich an nichts weniger, als an irgend etwas Religiöses.

Alle meine Hoffnungen belebten sich neu — alle täuschten sie mich. Leopold hatte gar Nichts mit dem Entschlusse meiner Eltern gemein, er lebte nach wie vor bei seinem Bruder, und wenn ich unsere Freundin nach ihm fragte, so erhielt ich den Bescheid, daß seine Gesundheit schlecht sei, daß er seine Eltern im Harz besucht habe und mit dem Vorsatz, noch in Preußen zu bleiben, hierher zurückgekommen sei. Aber sein Fieber kehre immer wieder, er sei recht krank, und wenn ich gescheut wäre, würde ich ihm längst einmal geschrieben haben.

Bald nachher begann der Religionsunterricht, den mir der treffliche Consistorialrath Kähler ertheilte. Weil ich achtzehn Jahre und somit zu erwachsen war, um der allgemeinen Kinderlehre beizuwohnen, hatte Kähler die Güte mir besondere Stunden zu bewilligen, und je nachdem es sich mit seinen Vorlesungen an der Universität und mit seinen übrigen Beschäftigungen vertrug, ging ich zweimal in der Woche des Abends zu ihm, wenn er es nicht vorzog, zu mir zu kommen.

Das waren schöne, förderliche Stunden, wenn schon sie, sicherlich gegen die Absicht meines würdigen Lehrers, schließlich nicht dazu beigetragen haben, mich in dem Glauben an die eigentlichen Dogmen des Christenthums zu befestigen. Kähler war ebenso geistreich als durchgebildet, ein kluger, erfahrener und herzenskundiger Mann. So fällt mir, so oft ich mich seiner erinnere, ein Ausspruch des heiligen Augustinus ein: Im Wesentlichen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in Allem — Liebe!

Er war streng und fest in seinen Ansprüchen an die Moralität der Menschen, duldsam gegen ihre Ansichten und gütig in all seinem Lehren und Denken. Er hatte fergenvolle Jahre durchlebt, und doch sah man seiner geistvollen Stirn, seinen blitzenden, hell-

blauen Augen keine Spur dieser Leiden an. In Königsberg genoß er die größte Verehrung. Seine Collegien waren von den Studenten eben so besucht, als seine Predigten von den Gebildeten aller Stände, und seine Aufklärung und Toleranz waren so anerkannt, daß selbst Juden sonntäglich seine Predigten besuchten, und zu seinen begeistertsten Verehrern zählten.

Er selbst hielt Verkehr mit mehreren jüdischen Familien, und es war zum Theil sein Beispiel, nicht allein die fortschreitende Aufklärung der Zeit — denn der einzelne Mensch macht und befördert den Fortschritt der Gesammtheit — das allmählig das Verhältniß der Christen zu den Juden zu einem besseren umgestaltet hatte. Grade aber seine Kenntniß des jüdischen Geistes gab ihm auch den Maasstab für dasjenige, was einem außerhalb des Christenthums erzogenen Menschen von den Dogmen desselben zugänglich werden könnte, und was nicht.

Ohne zu ahnen, wie sehr er damit dem Zuge meines Geistes begegnete, wies er mich vornehmlich auf Christus, den durch sein Leben und sein Beispiel die Welt erlösenden Befreier hin. Die Lehren des Christenthums hatten in den letzten Jahren oft den Gegenstand der Unterhaltung gebildet, wenn Leopold bei uns und

der Vater nicht zugegen gewesen war, der solche Erörterung mit einem Gläubigen nicht lieben konnte. Von dem Munde Veepelds kommend, hatte die christliche Liebeslehre eine neue Bedeutung, einen höheren Werth für mich erlangt, und weil er glaubte, hatte ich mir nicht mehr erlaubt zu zweifeln. Ich hatte nicht denken mögen, weil es mir süßer war, mit ihm gemeinsam zu empfinden. So hatte ich mich in aller Unschuld in ein Gewebe von Halbheit und Selbstbetrug eingesponnen, und hatte felsenfest geglaubt, mit meinen Ueberzeugungen mich auf dem Standpunkte zu befinden, den Veepeld als Schüler Rähters einnahm, und den auch dieser natürlich festhielt. Mit gutem Gedächtniß und weiblicher Aneignungsfähigkeit hatte ich mir eine Reihe von fremden Anschauungen erworben, mit denen mein Lehrer zufrieden war. Er hatte offenbar Freude an meinem Bestreben, mich im Christenthume festzusetzen, und von diesem Mittelpunkte aus die Welt und das Wesen des Menschen, unsere Pflichten und unsere Hoffnungen verstehen zu lernen.

Sein Unterricht war kein pedantisches Lehren, sondern ein freies Besprechen, das jede Frage und jeden Einwand von meiner Seite zuließ. Ich war in unserm wie in seinem Hause immer während des Unterrichtes

mit ihm allein, und er hatte mir ein solches verehrendes Vertrauen eingeflößt, daß ich ihm sicher alle meine Zweifel ausgesprochen haben würde, hätte ich deren in seiner Nähe gehegt. Es giebt aber Menschen von einer solchen geistigen Ueberlegenheit, daß sie uns durch ihr Wort, durch ihren Blick, und vollends durch ihr eigentliches Sein, in den Kreis ihres Denkens bannen, und zu diesen gehörte Kähler. Nicht, daß er mich eingeschüchtert, meine Denkfreiheit gehindert hätte. Im Gegentheil! Er fragte mich immer sehr genau, ich antwortete ebenso. Wo ich nach seiner Meinung irrte, klärte er mich mit seiner auf das Wesentliche gestellten Duldsamkeit freundlich und geduldig auf, und so lange ich mit ihm war, ja während der ganzen Monate, welche dieser Unterricht währte, fühlte ich eine wachsende Zufriedenheit, die ich meiner klarer werdenden Erkenntniß des Christenthums zuschrieb, und von der ich dachte, daß Leopold große Freude daran haben würde, wenn er darum wüßte.

Im Februar erklärte mein Lehrer mich genugsam vorbereitet, die Taufe zu empfangen. Der vierundzwanzigste Februar, der Hochzeitstag meiner Eltern, wurde für diesen kirchlichen Akt festgesetzt, und Kähler forderte mich nun auf, ein Glaubensbekenntniß anzu-

fertigen, zu dem ich mich dann in Gegenwart der Freunde bekennen sollte, die ich mir zu meinen Taufzeugen auserwählt hatte.

Indeß kaum setzte ich mich nieder, dieses Glaubensbekenntniß zu schreiben, als ich — nun allein — im Nachdenken mit mir selbst, die unwiderstehliche Einsicht gewann, daß ich beinahe Nichts von Alle dem glaubte, was das Wesen des kirchlichen Christenthums ausmachte, was die eigentlichen Glaubensartikel bildet. Ich glaubte nicht an die göttliche Abstammung des Heilandes, ich glaubte nicht an den »einigen Sohn, unsern Herrn, der empfangen ist vom heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria, gelitten unter Pontio Pilato, gekreuzigt, gestorben und begraben, niedergefahren zur Hölle, am dritten Tage wieder auferstanden von den Todten, aufgefahren gen Himmel, sitzend zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten.« — Ich glaubte nicht an Unsterblichkeit, geschweige denn an die Auferstehung des Fleisches; ich glaubte weder an eine angeborene Sünde, für die ich, obschon ich sie schuldlos trug, zu büßen hätte, noch an die Möglichkeit von einer Sünde, die ich selbst und frei begangen hätte, erlöst werden zu können durch den Tod des vor achtzehnhun-

vert Jahren schuldlos gekreuzigten Ideals der Menschheit. Ich glaubte auch nicht an die befreiende Kraft des Abendmahls; an Nichts glaubte ich eigentlich von Alle dem, zu dem ich mich bekennen sollte, und ich war darüber in Verzweiflung.

Ich hatte mehrere Tage Zeit für die Ausarbeitung meines Glaubensbekenntnisses erhalten, und jeder hinschwindende Tag steigerte meine Rathlosigkeit. Ich schreckte vor dem Gedanken zurück, feierlich eine Unwahrheit auszusprechen und also bei der Taufe einen Meineid zu schwören. Ich schreckte fast ebenso vor dem Gedanken zurück, dem verehrten Lehrer zu sagen, wie weit ich die Freiheit der rationellen, menschlichen Deutung des Christenthums ausgedehnt hatte, zu der er mir freilich in seinen Erklärungen desselben ein gewisses Recht gegeben. Ich stellte mir vor, welchen Eindruck es auf Leopold machen würde, wenn er erführe, — und er mußte das durch die Kähler'sche Familie nothwendig erfahren, — daß ich mich schließlich geweigert, zum Christenthume überzutreten. Alles, was wir miteinander gesprochen, mußte ihm einfallen, Alles, was ich ihm so oft gesagt, mußte ihm wie eine absichtliche Lüge erscheinen. Er, mein Lehrer, meine Eltern, Me-

thilde, ſie mußten Alle an mir irre werden, — war ich es doch beinahe an mir ſelbſt geworden!

Wer aber in ſolchem Falle nicht an ſich ſelbſt verzweifeln will, der kommt leicht dahin, an den Andern zu zweifeln, und der Inſtinkt der Selbſterhaltung trieb mich auf dieſen Weg. Ich fing an mich zu fragen, ob mir mein Lehrer denn auch wirklich den letzten inneren Kern ſeines Glaubens enthüllt habe? Ob es nicht die Geiſtlichen der chriſtlichen Kirche ebenſo mit den Dogmen und mit den Myſterien hielten, wie ſie ſelbſt es von den heidniſchen Prieſtern erzählten, welche dem Laien das Symbol ſtatt der Wahrheit gaben. Ich fragte mich, wie es möglich ſei, daß ein Mann von ſo ſcharfem Geiſte wie Stähler, ein Mann von ſo ernſtem Ringen nach Wahrheit wie Leopold, an die Myſterien des Chriſtenthums glauben könnten; und weil mir dies für mich unmöglich fiel, ſagte ich mir dreiſt, daß es auch ihnen unmöglich ſein müſſe, daß ſie ſich ein Recht zuerkennen müßten, innerhalb der feſtgeſtellten Dogmen ſich einen geläuterten Inhalt, innerhalb der Form den reinen Geiſt zu denken. Eine Religion, die für Alle auf ein Myſterium gegründet war, mußte auch dem Einzelnen ſein Myſterium zugeſtehen, und wenn die Lehrer des Chriſtenthums ſich mit einem ſchweigenden

Wissen neben dem ausgesprochenen Bekenntniß abfinden zu können glaubten, warum sollte ich nicht dasselbe thun dürfen, wenn ich mich in der gleichen Lage befand wie sie? — Ich wiederhole es: weil ich auf dem Punkte stand, feierlich eine Unwahrheit auszusprechen, klagte ich die Männer, welche ich verehrte, in meinem Herzen des gleichen Unrechts an!

In diesem Sinne mich beschwichtigend, ging ich daran, mein Glaubensbekenntniß zu verfassen. Es war ein trauriges Muster von schwungvollem Jesuitismus. Ich vermied so viel ich konnte jede positive Erklärung, und bei der Unklarheit, mit welcher junge Mädchen sich im Allgemeinen über abstrakte Gegenstände auszudrücken pflegen, hätte es in manchem andern Falle wohl passiren können. Für mich aber, die schon damals eine Herrschaft über ihre Gedanken und deren Ausdruck besaß, war es ein reines Product der Berechnung, und als solches mir in späteren Jahren so unheimlich und widerwärtig, daß ich es gelegentlich verbrannte, um dieses Actenstück gegen meine Wahrhaftigkeit nicht immer wieder zu Gesichte zu bekommen.

Der Tag meiner Taufe rückte nun heran, sie sollte, wie die meiner Brüder, wieder in der Kähler'schen Wohnung vollzogen werden, weil man bei uns zu Hause

kein Aufsehen damit machen wollte, und es war eine Abendstunde dazu festgesetzt. Ich hatte mir meine Taufzeugen selbst gewählt: ein Paar ältere meinen Eltern befreundete Männer, die ich schätzte, die Consistorialräthin Kähler, ein wahres Musterbild einer edlen und gebildeten Matrone, und meine Freundin Mathilde. Meine Eltern, meine Brüder waren zugegen, die Taufe, die Confirmation gingen in würdiger Weise vorüber. Meine gute Mutter war sehr erfreut, wieder eines ihrer Kinder dem Judenthume entzogen zu haben; mein Vater sagte: möge es Dir zum Guten gereichen! — Das war Alles.

Als ich aber nun dastand, aufgenommen in den Bund der christlichen Gemeinde, als meine Freundin, meine Brüder mich beglückwünschten und umarmten, als ich selbst mir sagen mußte, daß ich mich mit diesem Schritte in gewissem Sinne Leopold genähert und von den Eltern entfernt hatte — fand ich mich dem Ersteren grade jetzt mit allem meinem Glauben ferner, und meinem Vater mit meinen Ueberzeugungen enger verbunden, als je zuvor. Es war einer der wenigen Momente meines Lebens, in denen ich mich mit mir selbst im Zwiespalt und deshalb sehr unglücklich fühlte.

Ich war mir bewußt, einen Entschluß, an den ich

mit gutem Glauben, mit Liebe und mit Zuversicht herangetreten war, mit einer mir sonst fremden Heuchelei ausgeführt zu haben, weil mir der Muth gebrach, einen Irrthum einzugestehen und mich mit Denen, welche ich am meisten liebte, in offenen Widerspruch zu setzen. Ich hatte mich vor mir selbst vergangen aus Menschenfurcht und Liebe, und wenn ich in jener Stunde, die immer einen Abschnitt in meinem Leben bezeichnete, auch keinen andern guten Vorsatz gefaßt hätte, so gelobte ich mir wenigstens, daß es das erste und das letzte Mal gewesen sein sollte, wo ich von dem Gott der Wahrheit und der furchtlosen Wahrhaftigkeit abgefallen wäre. Und ich glaube, daß ich dies gehalten habe. — Die Bedeutung und der Geist des Christenthums als reinste Lehre der Befreiung und der Brüderlichkeit gingen mir aber erst in einer Zeit auf, in welcher die Tage der ersten Jugend schon sehr weit hinter mir lagen.

Neunzehntes Kapitel.

Mit der fortschreitenden Bildung seiner Kinder hatte meines Vaters eigene Bildung nach allen Seiten zugenommen, und so viel auch seine Söhne an Einzelwissen durch ihre Gymnasialbildung vor ihm voraus bekommen konnten, so blieb er ihnen doch nicht nur durch seine Jahre und seine reife Einsicht überlegen, sondern seine Gesammtbildung überflügelte uns Alle, bis wir selbst über die Jugend hinausgekommen waren. An ihm stellte es sich recht deutlich dar, was mir mein späteres Leben so oft bewahrheitet hat: daß nicht das viele Wissen, sondern das rechte Verstehen und das Zusammenhalten des Erlernten mit dem, was wir erleben, die Bedeutung eines Menschen bedingen. Wäre das bloße Wissen, das bloße in sich Aufnehmen ausreichend, Bedeutung zu verleihen, so müßten alle Gelehrten, die des Studirens, und alle die müßigen Männer und Frauen, die des Lesens und Lernens kein Ende finden können, bedeutend sein, während sie doch so häufig nur

abstrakt, unpraktisch und für das Leben fast überall nicht zu brauchen sind. Es gehört ein starker Kopf, es gehört große geistige Selbstthätigkeit dazu, viel in sich aufzunehmen. Wem diese Bedingungen fehlen, den lähmt und verdummt das fortwährende in sich Aufnehmen fertiger Resultate, statt ihn zu fördern.

Daß man nicht Zeit haben könne, zu lesen und sich zu bilden, das war Etwas, was der Vater in seinem Lebensverhältniß »statuirte.« Die Menschen kommen zu Nichts, pflegte er zu sagen, weil sie nicht darauf achten, daß wir zwei Ohren, zwei Augen und nur einen Mund haben, damit wir viel sehen und hören und wenig reden sollen. Sie bringen die Zeit mit unnützem Schwatzen hin, und beklagen sich dann über Mangel an Zeit. Wenn sie nur überlegen wollten, was sie von ihrem Plaudern mit Andern haben, würden sie einen Widerwillen dagegen bekommen. Ein Mann, der viel über kleine Tagesereignisse sprechen, den Frauen galante Dinge sagen konnte, war ihm ein Gegenstand komischer Verwunderung. Kam er einmal in einen Kreis, in welchem sich die gewöhnliche Frauenunterhaltung in ihrer fast geheiligten Trivialität breit machte, so war es ein Vergnügen, den freundlichen Ausdruck des lächelnden Erstaunens in seinem edlen Antlitz zu beob-

achten, mit dem er auf eine solche Gesellschaft wie auf Wesen einer ganz besonderen Species hinsehen konnte.

Er war von einer großen, aber sehr ruhigen Thätigkeit, wobei ihm freilich eine vollkommene Gesundheit zu Statten kam. Im Sommer stand er um fünf Uhr, im Winter um sechs Uhr auf, und hatte dann zwei Stunden, die er, ehe er in sein Geschäft ging, mit Lesen zubrachte. Einige Jahre hindurch hatte er sich hauptsächlich mit historischen Werken beschäftigt. Im Laufe des Tages kamen dann, sobald sich ihm ein Paar Augenblicke des Rastens boten, die Königsberger und Berliner Zeitungen an die Reihe; denn der Vater hatte von jeher eine große Theilnahme für die Zeitereignisse und für die Politik gehabt, und spät am Abend fand er immer noch eine Weile, sich mit den neuen Dichtungen und Romanen bekannt zu machen, an welchen letzteren ihn aber nur, wie er es nannte, »das Mährchen« interessirte, während die eingestreuten Gedanken und Betrachtungen der Verfasser ihm als eine Störung in seiner Unterhaltung lästig waren. Später, als ich selbst Romane schrieb, pflegte er mich öfter scherzend zu fragen, weshalb die Dichter von ihren Romanen nicht zwei verschiedene Ausgaben veranstalteten, die eine mit guten Gedanken für Personen, die sich noch bilden wollten,

und die andere ganz einfach und faktisch für ältere Personen, die selbst gedacht hätten und sich nicht mehr zu belehren brauchten.

Das Jahr achtzehnhundert und dreißig steigerte seine Theilnahme an der Politik. Die Namen der großen englischen und französischen Staatsmänner waren uns durch den Vater von jeher geläufig gewesen, und von früh auf hatten wir die Vorzüge der konstitutionellen Regierung rühmen hören. Als sich nun in Frankreich die Bewegung gegen die Reaction der Bourbonischen Herrschaft kund zu geben anfing, lebte und webte der Vater in der Theilnahme für die französischen Liberalen, und die Unterhaltung richtete sich mehr und mehr auf politische Gegenstände hin. Während man in den kaufmännischen Kreisen mit Besorgniß der Möglichkeit entgegensah, daß in Frankreich in Folge der Ordonnanzen eine neue Revolution zum Ausbruch kommen könne, hoffte der Vater entschieden auf diese Umwälzung, und ich erinnere mich noch sehr deutlich, mit welch' leuchtenden Augen er uns die Nachricht von der Juli-Revolution verkündete.

Wir saßen mit der Mutter und ihrem ältesten Bruder, dem Doctor, unter dem Schatten der Markise auf dem Wolme, als der Vater die Stufen zu dem-

selben schnell herauf kam. Er hielt ein Zeitungsblatt in der Hand und sagte: die Revolution ist ausgebrochen, Karl der Zehnte ist entflohen, die Liberalen haben gesiegt, der Herzog von Orleans ist zum General-Lieutenant von Frankreich proklamirt, Lafayette, Casimir Perrier, Laffite haben das Ruder in Händen! Das wird Luft und Bewegung nach allen Seiten schaffen!

Der Vater war freudig erregt und schwungvoll, der Onkel, bedeutend älter als er, schüttelte abwehrend den Kopf. Die frühere Knechtschaft der Juden hatte ihn ängstlich gemacht, er war ein Bürger, wie despotische Regierungen sich ihn wünschen müssen. Er war vollkommen zufrieden, wenn man ihn seine Steuern zahlen, in seinem Berufe arbeiten und in seinem Hause nach Belieben schalten ließ.

Sprechen Sie nicht zu laut davon! sagte er zum Vater, was soll Ihnen das? Sie sind ein Mann, der Frau und Kinder hat! Und was geht es uns an? Still sein und die Ohren anlegen, ist immer das Beste.

Diese letztere Wendung war ein Lieblingsausdruck des Doctors, und dieser Ausdruck war dem Vater womöglich noch fataler, als die Gesinnung, aus welcher er hervorging. Er antwortete entschieden ablehnend, der

Onkel entfernte sich, und der Vater ließ sich nun von uns die Zeitungsberichte noch einmal vorlesen, gleichsam um sie doppelt zu genießen, wobei er der ersten französischen Revolution und ihrer Verkämpfer gedachte, und mit Wärme die Entwicklung einer freien Verfassung auch für Preußen erhoffte. Die Julirevolution war recht eigentlich eine Revolution nach seinem Sinne, denn sie brachte den gebildeten Bürgerstand an das Regiment, sie legte die Gewalt und den Schwerpunkt in die Hände des Standes, zu dem er selbst gehörte, in die Hände der intelligenten Gewerbtreibenden, und darüber hinaus gingen weder die Wünsche, noch die Ansichten des Vaters. Hätte er die Zeit von achtzehnhundert acht und vierzig erlebt, hätte er sich in einer solchen Zeit in der Fülle seiner Kraft befunden, so würde er sich ohne Frage den Bestrebungen der Demokratie auf das entschiedenste abgeneigt bewiesen haben. Er war allen seinen Untergebenen ein gerechter und versorglicher Herr, sie blieben lange in seinen Diensten, sie hingen alle an ihm, und verehrten ihn, wie auch die Handwerker es thaten, die er beschäftigte. Aber den Gedanken, daß seine Commis, sein Herr Jürgens, sein Herr Ehlers, daß seine Arbeiter, sein Wilhelm und sein Friedrich, mit ihm

gleich stimmberechtigt sein sollten, daß seine Faßbinder, seine Weinschröter mit ihm zusammen wählen, daß sie neben ihm Etwas zu sagen haben sollten, würde er als eine Thorheit, ja als eine Beleidigung seiner Würde von sich gewiesen haben. Er war eine durchaus auf das Befehlen und auf die Ausübung der Oberherrlichkeit gestellte Natur. Selbst in den Beziehungen zu seiner Familie war Etwas von dem alten Stammesoberhaupt in ihm zu fühlen, und als Edelmann geboren, würde er ein starrer Aristokrat gewesen sein. Er galt mir in diesem Betrachte immer als ein Beweis dafür, wie schwer selbst Menschen von hellem Geist und edlem Herzen die Schranken der Zeit überschreiten, in welcher sie die Jahre ihrer Kraft verlebten.

Auf mich aber machte die französische Revolution einen tiefen Eindruck, denn sie war nächst dem griechischen Freiheitskampfe, dessen Helden und Thaten mich in der Kindheit doch nur wie mährchenhafte Erscheinungen berührt hatten, das erste große Ereigniß, das ich mit deutlichem Bewußtsein, und mit meinem Verständniß darauf vorbereitet, erlebte. Ich kannte die Heldenthaten, welche durch die Jahrtausende für Erlangung einer unterdrückten Freiheit unter den ver-

ſchiedenen Völkern verrichtet worden waren, ich hatte eine große Begeiſterung für die deutſchen Freiheitskämpfe gegen die Napoleoniſche Herrſchaft gewonnen, aber mich erfaßte von jeher ſelbſt das Geringere, was in meinem Bereiche, was mir gewiſſermaßen ſinnlich nahe und erreichbar war, viel lebhafter, als das Größere, das mir fern ab lag. Da mir nun ohnehin die franzöſiſche Sprache lieb und geläufig, die franzöſiſche Literatur theilweiſe bekannt war, ſo bildete ſich in mir in jener Zeit durch die Theilnahme an der Julirevolution die Theilnahme an den öffentlichen Dingen überhaupt aus, die mich ſeitdem nicht mehr verlaſſen hat. Theilnahme an einem Allgemeinen aber haben wir nöthig, um es zu empfinden, wie gering einer Seits die Bedeutung des Einzelnen in der Geſammtheit iſt, und um uns doch andrer Seits auch wieder daran zu erinnern, daß die Maſſe der Einzel-Beſtrebungen allein das Gelingen und den Fortſchritt der Geſammtheit möglich machen.

Bei den Männern in unſerer Familie fand der Vater mit ſeiner Freude an der Julirevolution keinen ſondertlichen Anklang. Sie ſtanden ihm an Bildung mehr oder weniger fern, und unſer Verhältniß unter unſern Anverwandten war überhaupt ein beſonderes

geworden. Die Zeiten, in welchen alle Stämme unſerer Familie in ziemlich ähnlicher Lage gelebt hatten, waren lange vorüber. Man ging nicht mehr, wie das noch in meiner Kindheit geſchehen war, einander nach dem Abendbrode beſuchen, um noch bei einem Glaſe Punſch oder Kaffeſchaale, je nach der Jahreszeit, eine Stunde zu plaudern, man wohnte nicht mehr ſo nahe beiſammen, auch die Vermögensumſtände waren ungleich geworden. Ein Paar von den Schweſtern meiner Mutter waren reiche oder doch wohlhabende Frauen, eine Andere hatte es nicht reichlicher als wir, die Schweſtern meines Vaters kämpften fortdauernd mit Mangel, da ihre Männer ſich nicht aus ihren Verluſten herauszuarbeiten verſtanden; und obſchon man ſich gegenſeitig nach Kräften half und ſtützte, wurde nicht nur die Lebensweiſe in den verſchiedenen Häuſern, ſondern auch der Bildungsgrad, die Intereſſen, der Umgang, und die Erziehungsweiſe der Kinder, je nach den Umſtänden, eine verſchiedene.

Die Mutter hatte mit ihren Schweſtern, von denen nur eine Kinder hatte, ſo lange ſie lebte, ein herzliches Verhältniß, die Tanten ſchätzten auch den Vater ſehr, und hatten uns Kinder lieb; aber die ganze Erziehung, und die ganze Richtung, welche uns gegeben worden,

wurde fortdauernd kritisirt und als zu vornehm bezeichnet, obschon der älteste Schwager meiner Mutter, ein sehr vermögender und geachteter Mann, bei dem Unterrichte seiner Kinder, die theils älter, theils jünger als ich, mir liebe Genossen gewesen sind, es auch in keiner Weise fehlen ließ. Aber meine Cousinen hatten die Aussicht, einst wohlhabend zu werden, wir hatten diese Aussicht nicht, und so mußte ich von den Onkeln und Tanten oftmals den Ausspruch hören, daß ich weit über unsere Verhältnisse erzogen werde, daß ich für keinen Mann unseres Standes passen würde, da der Vater ja nur gelehrte und studirte Leute, und gar keine jüdischen jungen Kaufleute bei sich sähe; und als ich dann vollends zum Christenthume übergetreten war, und die Verbindung mit Leopold sich zerschlagen hatte, gehörte die Frage, was der Vater einmal mit den sechs vornehm gewöhnten Töchtern anzufangen denke, zu den Hauptunterhaltungen, mit denen meine kinderlosen Onkel und Tanten, wenn ich allein bei ihnen war, mich heimzusuchen pflegten.

An meinen Vater kamen solche Bemerkungen nie heran, denn Jeder wußte, daß er der Mann war, sie so entschieden als möglich abzuweisen, aber die Mutter wußte sich ihrer nicht zu erwehren, und wurde

dadurch verstimmt. Sie that für uns mit dem unabweislichen Glauben, daß Bildung das höchste Glück sei, was irgend in ihren Kräften stand. Sie wachte über unser äußeres Betragen, über unsere Sprache und Haltung mit so feinem Takte, und mit solch unermüdlicher Geduld, als wäre ihr in ihrer Jugend Aehnliches zu Theil geworden. Sie konnte jedoch nicht sagen, was sie sich eigentlich von unserer Zukunft für ein Bild machte, und einzugestehen, daß ihr Hauptwunsch darauf gerichtet sei, uns nicht an Juden zu verheirathen, ja uns womöglich aus jedem Zusammenhange mit Juden zu entfernen, das konnte sie nicht über sich gewinnen.

Ich selbst hatt mir meinen Verwandten gegenüber stets mit Trotz. Ich wußte, daß keine der Anklagen gegen meine sogenannte Verwöhnung und Vornehmheit zutraf, denn von mir allein konnte die Rede sein, da die andern Schwestern sämmtlich noch Kinder waren. Ich nähte, arbeitete, leistete in der Familie grade so viel, wo nicht mehr als alle andern Mädchen, ich schneiderte für das ganze Haus, ich faßte überall an, griff überall zu, wo es in der Wirthschaft nothwendig war; aber weil die Mutter uns gewöhnt hatte, von früh bis spät völlig angekleidet zu sein, und es

uns nie zu irgend einer Arbeit «bequem zu machen,» und weil wir Alle zufällig Hände hatten, denen die Arbeit Nichts anthat, so hieß es dann immer, wir müßten wohl die Hände nicht in kalt Waſſer ſtecken, um ſie für das Clavier und die Geſellſchaft weiß zu erhalten, und was es an ähnlichen Bemerkungen müſſiger Frauen noch mehr gab.

Weit entfernt mich zu vertheidigen, ließ ich mir das gern gefallen. Sagte man mir, ich ſei zu vornehm, ſo verſicherte ich, ich würde einmal noch viel vornehmer werden, wenn ich Herr meiner Handlungen wäre. Setzte man mir auseinander, daß ich für keinen Mann unſeres Standes paſſe, ſo erklärte ich, daß es mir auch nie eingefallen ſei, einen ſolchen jemals heirathen zu wollen. Warfen ſie mir vor, daß ich an irgend einem Orte nicht herangekommen ſei, ſie zu begrüßen, was ſie mir als eine Verläugnung auslegten, ſo lachte ich dazu in einer Weiſe, die ſie deuten konnten, wie ſie mochten. Ich hatte ein Vergnügen daran, ſie zu ärgern, weil ſie mir Unrecht thaten, und mir Verdruß machten, und da ſie es im Grunde doch gut meinten, da ſie mich lieb hatten, ſo habe ich ihrer in ſpäterer Zeit immer mit einer Art von Beſchämung gedacht. Es iſt aber ein durchgehender Zug in den jüdiſchen

Familien, daß man, um in ihnen Duldung für ſich und ſeine abweichende Richtung zu erlangen, reich ſein muß. Dem reichen Juden verzeiht der ärmere Jude jeden Hochmuth, ja ſelbſt eine Impertinenz; die Selbſtachtung und das Streben des Unbemittelten, ſich über die bisherigen Schranken der allgemeinen Familienbildung zu erheben, erſcheinen ihm dagegen als eine nicht zu billigende Anmaßung, bis man ſein Ziel erreicht hat, und der Familienſtolz ſich dann des Erwerbniſſes des Einzelnen als eines Familiengutes bemächtigt, und es als ſolches ſchätzt und ehrt. Es mag ſich vielleicht auch unter den Deutſchen, und in den Familien aller Völker ziemlich das Gleiche wiederholen, ich habe es nur bei den Juden ganz beſonders vorherrſchend gefunden; und ich glaube, daß der oppoſitionelle Geiſt einzelner Juden, der zu Zeiten ſo viel von ſich hat reden machen, ſeine Nahrung nicht nur direkt aus den ſtaatlichen Verhältniſſen derſelben, ſondern ebenſo auch aus dem Gemeinde- und Familienleben der Juden gezogen hat, welche denn freilich auch wieder durch ihre ſtaatliche Ausſchließung bedingt worden ſind.

Damals war es nun, daß die Börne'ſchen Schriften ein großes Aufſehen zu machen begannen. Seine Auffaſſungsweiſe hatte etwas typiſch Nationales, das

uns Alle mächtig ergriff, seine Ideen hatten etwas Erweckendes, das die erzeugte Erregung nicht mehr zum Einschlafen kommen ließ. Man mußte sich rückerinnern, man mußte vorwärtsdenken! Jede einzelne dieser Börne'schen Skizzen war ein zündender Funke, in jeder seiner Arbeiten fühlte man, mit welcher Kraft der feste Verstand das heiße Herz zu bemeistern strebte, und wie das heiße Herz den Verstand zu seinen Schlüssen und Vergleichen vorwärtstrieb. Auch die kleinste seiner Arbeiten war ein Aufruf zur Befreiung von irgend welchen Vorurtheilen, ein Aufruf zur Freiheit überhaupt, und wie die Gedanken darin stark und frisch und muthig waren, so war auch der Styl freier, die Sprache, in welcher er redete, flüssiger und energischer geworden, als man es seit den Zeiten Lessing's erlebt hatte. Mich überraschte nicht nur der Geist der Börne'schen Schriften, sondern seine Sprache machte solchen Eindruck auf mich, daß ich nicht müde wurde, sie mir, rein um des Klanges und der Lebendigkeit willen, immer und immer wieder laut vorzulesen, so daß ich später einzelne Skizzen wie: den »Roman« und den »Janustempel« wörtlich auswendig wußte. Was Börne und Heine für die deutsche Sprache gethan haben, und daß sie es hauptsächlich gewesen sind, die ihr die Schnellkraft

und Schlagfertigkeit wiedergegeben haben, welche allein sie für die Behandlung der politischen und socialen Debatte geeignet machten, das hat man, dünkt mich, noch immer nicht ganz nach Gebühr gewürdigt. Sie prägten die Geldbarren des Sprachschatzes, den Schiller und Goethe aufgehäuft hatten, in Münze um, und machten zum beweglichen und fördernden Gemeingut, was bis dahin schwer benutzbar, sich im ausschließlichen Besitze einiger Wenigen befunden hatte.

Der französischen Revolution folgte die belgische auf dem Fuße, die Welt war in Bewegung gekommen, man hörte unablässig neue, aufregende Nachrichten, und wollte deren immer noch mehr haben. Die Frage: was bringst Du Neues mit, lieber Vater? war Allen, wenn der Vater am Mittag um ein Uhr von der Börse zurückkehrte, sehr geläufig geworden. Wir waren dann meist Alle mit der Mutter in der kleinen Vorstube, die an der Straße lag, beisammen, um gleich in das große Wohnzimmer und zu Tisch gehen zu können, wenn der Vater heimkehrte, und so saßen wir auch im September einmal Alle mit unsern Arbeiten ihn erwartend da. Die Mutter an dem gewohnten Platz auf dem Fenstertritt, ich ihr, wie immer, gegenüber an demselben Fenster, die Schwester an dem andern Fenster,

die Kinder und die Brüder in der Stube, als der Vater um die rechte Zeit nach Hause kam, und die Frage: Bringst Du etwas Neues, lieber Vater? ihn wie sonst auch empfing.

Ja! sagte der Vater, ich bringe etwas Neues, aber nichts Gutes, vielmehr etwas recht Trauriges!

Erschreckt, weil solche Anmeldungsweise gar nicht des Vaters Art war, sahen wir zu ihm empor, seine Mienen verkündeten, daß er selbst sehr betroffen war, und mit bewegter Stimme sagte er: ich habe eben erfahren, daß Leopold in Braunsberg gestorben ist.

Alle schwiegen, Alle sahen nach mir, und ich saß so ruhig da, wie kaum einer der Andern. Gehört hatte ich ganz deutlich, was der Vater gesagt hatte, verstanden hatte ich es auch, ich hatte auch seit längerer Zeit davon sprechen hören, daß Leopolds Fieber immer wiedergekehrt sei, und daß man für seine Brust zu fürchten anfange; aber kräftig und lebensvoll, wie ich ihn gekannt, hatte ich ihn mir eigentlich kaum krank, geschweige denn in irgend einer Gefahr zu denken vermocht, und daß er todt sein könne — das faßte ich nicht. Ich war wie betäubt, ich empfand Nichts als eine Art innerlicher Lähmung.

Die Mutter fragte um die nähern Umstände, mein

Bruder, der Leopold sehr lieb gehabt hatte, war erschüttert, die Schwestern alle sprachen freundlich und bedauernd von ihm, ich saß immer fort. Endlich sollte man zu Tische gehen, und die Eltern fragten mich, ob ich vielleicht in meiner Stube essen wolle? Ich lehnte das ab, und ging mit den Andern ruhig zu Tisch. Und so sonderbar ist unser Wesen organisirt, daß ich mich heute noch der Speisen erinnere, welche ich damals genoß, daß ich mich erinnere, wie der Vater während der Mahlzeit den Handlungsgehilfen die Nachricht von Leopolds Tode mittheilte, während ich doch die ganze Zeit wie empfindungs- und gedankenlos war.

Nach der Mahlzeit ging ich gewöhnlich in meine Stube. Ich that das auch an dem Tage. Die Schwestern und die Brüder waren in ihre Schule und in ihr Gymnasium gegangen, ich saß an dem Fenster, an dem ich immer gesessen, wenn er früher Mittags mit seinen Schülern die Straße hinabgekommen war, mich zu sehen und zu grüßen. Heute kam er nicht — und er konnte nun auch nie wieder kommen!

Das sagte ich mir immer, weil ich gern hätte weinen mögen, weil ich gern hätte aus der Leblosigkeit herauskommen mögen, die mich befallen hatte; aber es half mir Nichts. Ich konnte nicht weinen, und mitten

aus der Erstarrung rang sich in mir eine verzweiflungsvolle Reue darüber empor, daß ich blind und willenlos wie eine Maschine den Befehlen meines Vaters Folge geleistet, daß ich nicht den Vorstellungen meiner Freundin gefolgt war, und ihn nicht wiedergesehen hatte, als er mich wiederzusehen verlangt. Ein nicht zu bannendes Schuldbewußtsein, ein Zorn gegen meinen Vater kamen als neue quälende Gefühle hinzu, und dabei immer das Gefühl der Erstarrtheit. Es waren ein Paar Stunden, deren ich noch mit Entsetzen gedenke.

Der Besuch einer Freundin, die Leopolds Tod ebenfalls erfahren hatte, riß mich aus der Lähmung meines ganzen Wesens heraus. Ihr bleiches Gesicht, die Zärtlichkeit, mit welcher sie mir um den Hals fiel, ihre Thränen riefen die meinen hervor, ich weinte, ich fing an zu sprechen, ich konnte fühlen, was ich verloren hatte — und ich war noch so jung, daß ich glaubte mit allen Wünschen und Hoffnungen für das Leben fertig zu sein. Das Unglück, das die Jugend trifft, wirkt darum so stark, weil sie die herstellende Kraft des Lebens noch nicht kennen gelernt hat, und also jeden Verlust wie einen unersetzlichen empfindet, jede zerstörte Hoffnung als die einzige und letzte anzusehen geneigt ist. Es ist deshalb in diesem Sinne sehr

falſch, die Jugend als die Zeit des Muthes und der Hoffnung zu bezeichnen, welche Beide weit mehr eine Frucht der Erfahrung und ein Erwerbniß der reifen Jahre ſind.

Weder mein Vater noch meine Mutter ſprachen nach jenem Tage je wieder eine Sylbe über Leopold zu mir, noch ich zu ihnen. Meine herangewachſenen Geſchwiſter und ein Paar von meinen Freundinnen tröſteten mich ſo gut ſie konnten, und boten mir die Möglichkeit von ihm zu reden. Wie er die letzten Zeiten ſeines Daſeins zugebracht, wie er geſtorben war, darüber habe ich Nichts erfahren. Es blieb mir dunkel und geheimnißvoll. Nur mein Verluſt war mir klar. Ich hatte ein ganzes Liebesleben durchlebt und durchlitten, ohne den Gegenſtand deſſelben je anders als im Beiſein meiner ganzen Familie geſprochen zu haben; ich hatte eine Zukunft ſich vor mir aufbauen ſehen, ohne andere Baſis, als die des Glaubens an den Geliebten, und ſie war zuſammengeſtürzt, ohne daß ich begreifen konnte, woher der vernichtende Stoß gekommen. Ich ſtand an einem Grabe, und durfte kaum zeigen, daß ich trauerte. — Eines aber hatte ich gewonnen — die Kraft innerlich zu erleben, ohne nach außen viel davon zu verrathen, die Kraft mich auf mich

selbst zu stellen und mich in mich selbst zusammen zu fassen. —

Viele Jahre später, als ich einmal mit meinem Freunde Johann Jacoby aus Königsberg, über diese Aufzeichnungen aus meinem Leben sprach, kamen wir auch auf Leopold zu reden, der sein Freund gewesen war. Aber auch ihm war das Verhalten desselben ein Räthsel geblieben, und als ein solches hat die Erinnerung an diese Jugendliebe mich durch mein Leben begleitet. Ein Brief, den Leopold wenig Monate vor seinem Tode an Johann Jacoby geschrieben, und den dieser mir neuerdings einmal gesendet hat, als er ihm durch Zufall in die Hände fiel, war die erste Handschrift, die ich jemals von Leopold gesehen habe. Er war einige Monate vor seinem Tode aus seinem Vaterhause im Harz datirt, und enthielt die Mittheilung, daß er trotz des Wunsches seines Vaters, der den Sohn zum Adjunkten verlangte, nach Preußen zurückkehren, und in Königsberg ein Hilfslehreramt an einem der Gymnasien antreten wollte. Ein neues Erkranken hielt ihn auf dem Wege im Hause seines Bruders fest, und dort ist er gestorben.

Personen meines damaligen Umgangskreises haben, als ich später dichterisch zu schaffen angefangen hatte,

in meinem zweiten Romane »Jenny« eine Geschichte dieser Jugendliebe zu finden geglaubt; indeß wer meine jetzige Erzählung und jene Dichtung vergleicht, wird es herausfühlen, daß in »Jenny« weit mehr meine religiösen Erlebnisse und die Erfahrungen, welche ich über die sociale Stellung der Juden zu machen Gelegenheit hatte, ihre poetische Abspiegelung und Verklärung gefunden haben, als meine Herzenserlebnisse. Ich war nicht reich wie Jenny, ich hatte dem Geliebten gar keine Opfer zu bringen gehabt, und nicht nur würden meine Eltern zufrieden gewesen sein, mich einem jungen Theologen zu verheirathen, sondern ich selber würde es, ganz abgesehen von meiner Neigung für Leopold, damals als ein großes Glück betrachtet haben, die Frau eines Landpredigers zu werden; und von des Candidaten Reinhold eigensüchtigen Wunderlichkeiten war in dem schönen und einfachen Charakter Leopold's nicht eine Spur zu finden. Ich habe überhaupt niemals in meiner ganzen dichterischen Thätigkeit ein reines Portrait von irgend Jemand dargestellt, und niemals ein wirklich erlebtes Faktum in seiner Nacktheit wiedergegeben, wenngleich ich hie und da eine einzelne Scene, einen Moment, einen episodischen Vor-

gang nach meinen Erlebnissen oder nach Erfahrungen an Fremden, hingestellt habe. Ich meine, so wird es auch den Meisten ergangen sein, die eine selbstständig schöpferische Kraft in sich empfinden.

Der Dichter arbeitet in gewissem Sinne genau so, wie es der Maler und der Bildhauer thun, nur daß er nicht wie diese, seine Studien im Momente auf dem Papiere festhält. Ich sah einmal in dem Atelier eines Malers in Paris, in der großartigen Skizze zu einer Cimbernschlacht, einen jungen Helden, der sich auf seinen Schild stützte, und dessen Haltung etwas ungemein Majestätisches und Edles hatte. Wissen Sie, wo ich den Burschen her habe? fragte der Künstler; das ist ein Fischer, den ich einmal, einer Poissarde gegenüber, sich genau so auf seinen geleerten Fischkorb stützen sah. Aehnliche Bemerkungen über das, was sie anregte und zeugend in ihnen wirkte, habe ich vielfach von Künstlern gehört, und gleiche Erfahrungen an mir selbst gemacht.

Wer zum Beobachten geneigt ist, nimmt unwillkürlich und fortwährend in sich auf. Wie sich uns Physiognomien einprägen, denen wir vielleicht nur einmal im Leben flüchtig auf einer Eisenbahn begegnet sind, daß ihr Bild uns im Gedächtniß bleibt, ohne daß wir

wissen, wer sie trägt, ohne daß wir je eine Sylbe mit ihren Trägern gewechselt haben, so prägen sich uns eine Masse von Thatsachen, von Charakterzügen, von Bemerkungen ein, aus denen sich jener geläuterte Vorrath von Erkenntniß und Einsicht bildet, den wir Erfahrung nennen. Aus der Fülle der beruhigten Erfahrung allein läßt sich aber ein reines Kunstwerk erschaffen.

Müssen doch der Maler und der Bildhauer bis zu einem gewissen Grade selbst von dem Portrait das ganz Zufällige in der Erscheinung fern halten, um das geistige Bild der Person rein darzustellen. Wollen sie aber eine selbstständige Gestalt erschaffen, so darf ihnen die trockene Naturstudie vollends nicht maaßgebend sein. Ganz dasselbe gilt in noch höherem Grade von dem Dichter. Was er dem Leben ohne Läuterung und Idealisirung nachschreibt, wird kleinlich und entstellt, wie das Bild des Daguerretyps. Was er selbstthätig aus dem angesammelten Schatze seiner Erkenntniß erzeugt, das wird, je nach seiner eignen Begabung, lebensfähig und wahrhaftig sein, und wenn es dies Beides in seinen ursprünglichen Elementen ist, so gewinnt es zwingende Kraft und Gewalt selbst dem Dichter gegenüber, daß er nur weiter schaffen kann innerhalb der

Grenzen jenes ersten Erzeugens, und daß ihm als unwahr widersteht, was der innern Wahrhaftigkeit jenes hingestellten Charakters nicht entspricht. Es ist mir dabei oft das Bild des Goethe'schen Zauberlehrlings eingefallen. Sie heraufzubeschwören, die Geister, haben wir die Macht; aber sind sie einmal da, so hat man sich zu wehren, daß sie nicht über uns Herr werden, und nur die Vernunft und die Gerechtigkeit des Dichters bannen sie in ihre Grenzen.

Ich komme auf das, was Wahrheit und was Dichtung in dem Dichter und im besondern in meinen Arbeiten ist, wohl später noch zurück, wenn ich mit diesen Aufzeichnungen, bis zu dem Zeitpunkt gelangen sollte, in dem ich meine dichterische Thätigkeit begann.

Zwanzigstes Kapitel.

Noch waren im Herbste dieses Jahres die Menschen mit den Ereignissen und Folgen der französischen und belgischen Revolution beschäftigt, als Gerüchte über eine große Aufregung der Gemüther in Polen sich bei uns in Preußen zu verbreiten begannen, und das Fortschreiten der Cholera gegen die Grenzen des europäischen Rußlands hin, schwere Besorgnisse einzuflößen anfing.

Von den Zuständen in Polen, von dem Drucke, mit welchem das russische Gouvernement auf dem Lande lastete, von den einzelnen schreienden Ungerechtigkeiten, von der launenhaften und bizarren Tyrannei, in welcher der Großfürst Constantin sich gefiel, wußte man, so sehr der Verkehr zwischen Preußen und Polen auch erschwert war, in unserer Heimath doch mehr als genug, um den Widerwillen der Polen gegen die russische Herrschaft begreiflich zu finden.

Mein Vater selbst hatte seiner Geschäfte wegen

mehrmals einen längern Aufenthalt in Warschau gemacht, und die Stadt, und das gesellige Leben in ihr, und der schwungvolle Charakter ihrer Männer und Frauen hatten ihm zugesagt. Wir Alle hatten seit unserer Kindheit viel Polen kennen lernen, da ihrer alljährlich eine Anzahl mit meinem Vater in Geschäftsverbindung standen, und es hatten sich unter diesen Gutsbesitzern, welche in den Wittinnen ihre Landesprodukte zum Verkaufe brachten, häufig schöne und angenehme Männer befunden. Die Mehrzahl von ihnen verstand das Deutsche gar nicht, einige radebrechten es nothdürftig aber Alle sprachen mehr oder weniger geläufig französisch; und da von diesen Gutsbesitzern und Kaufleuten uns häufig die Damen ihrer Familie empfohlen wurden, wenn dieselben auf ihren Reisen nach Deutschland Königsberg berührten, oder wenn sie in eines der preußischen Ostseebäder gingen, so hatten wir oftmals polnische Gäste im Hause, deren Unterhaltung dem Vater und mir zufiel, weil in jenen Zeiten noch Niemand im Hause des Französischen mächtig war, als wir beide.

Ich hatte auf solche Weise eine gute Uebung in dieser Sprache gehabt, und eine Vorliebe für die Polen gewonnen. Die Männer sowohl, als die Frauen,

hatten leichtere Umgangsformen, als ich sie bis dahin kennen lernen, und eine Wärme des Ausdrucks, eine Begeisterungsfähigkeit, die für mich etwas Hinreißendes besaßen. Sie hatten mich auch gern, weil mein Antheil für sie und meine Lebhaftigkeit ihnen zusagten, und eine ältere polnische Dame, die ihres kranken jüngsten Töchterchens wegen einen langen Aufenthalt in Preußen machte, gewann auf mich dadurch einen Einfluß, daß sie mich bemerken machte, wie vorurtheilsvoll und hart ich in meinen Urtheilen über andere Frauen und Mädchen, und wie prüde ich selbst sei. Sie war eine ernste Frau, eine treffliche Mutter, und wie ihre Landsleute sagten, die mir später von ihr sprachen, von einem tadellosen Ruf. Es fiel mir daher auf, als sie sich einmal in einer Gesellschaft im Seebade Kranz, wo ich während einer Woche ihr Gast war, sehr freundlich der Frau eines Königsberger Professors näherte, und mit ihr sprach, welche von den übrigen Damen mit großer Beflissenheit gemieden wurde, weil man sie als eine der frühern Maitressen des Prinzen August bezeichnete. Ich fragte sie am Abende, ob sie das nicht wisse? — „O ja! versetzte sie, man ist sehr beiseit gewesen, es mir zu erzählen. Aber die Frau ist hier um sich zu erholen, sie giebt keinen An-

ſtoß irgend einer Art, ſie war neulich am Strande freundlich gegen meine Tochter, und es iſt unbarmherzig, ſie ſo ohne Noth an eine Vergangenheit zu erinnern, die ſie vielleicht ſelbſt gern vergeſſen möchte. Die Tugend der deutſchen Frauen muß ſehr fragil ſein, daß ſie fürchten, ſie könne durch die bloße Begegnung mit einer armen, verirrten Perſon gleich Schaden leiden!« —

Ein andermal, als wir wieder auf dies Geſpräch zurückkamen, und ich ihr erklärte, wie ſtrenge man in meinem Vaterhauſe darauf ſehe, mich auch den Schein einer Unvorſichtigkeit vermeiden zu laſſen, warf ſie flüchtig die Bemerkung hin: »man wird dahin kommen, Sie zu einer völligen Prüden zu machen, und das wäre nicht gut. Man thäte beſſer, Ihnen zu ſagen, daß es Lagen giebt, in denen auch Frauen es nicht ſcheuen dürfen, den Anſchein des Unrechts auf ſich zu nehmen, wenn es einer großen Ueberzeugung oder einem großen Zwecke gilt. Der Ruf einer Frau iſt etwas ſehr Wichtiges und Beachtenswerthes, aber er iſt nicht das letzte Kriterium für ihren Werth! Und bedenken Sie es, wie leicht Sie es haben, zwiſchen Vater und Mutter auf der ebenen Straße fortzugehen. Was wiſſen Sie, was wiſſen die andern Frauen,

welche ſich hier von der armen Profeſſorin ſo richterlich abwenden, von den Wegen ihrer Vergangenheit? Aber es iſt der Proteſtantismus, der die deutſchen Frauen ſo unbarmherzig macht. Der Proteſtantismus kennt die Vergebung der Sünde (die Abſolution) nicht, und hat kein Mitleid mit dem Sünder. Nur im Katholizismus liegt die Liebe, liegt die vergebende Barmherzigkeit."

Das waren Alles neue Begriffe für mich. Nicht, daß ich nicht ähnliche Ausſprüche geleſen hatte; aber die Wirkung eines in Thätigkeit geſetzten Grundſatzes iſt eine ganz andere, als die der geſchriebenen Doktrin, und die Worte und die Handlungsweiſe jener Petin wirkten um ſo lebhafter in mir fort, je mehr ich gewohnt war, Alles was mir der Art entgegenkam lange und ſtill in mir zu verarbeiten. Ich bin weder in der Jugend, noch in ſpäterer Zeit im Stande geweſen, große fertige Syſteme in mich aufzunehmen, oder große, eigentliche Lehrgebäude mit Vortheil zu benutzen, weil ich mir das Fremde immer ſelbſt vollſtändig zum Eigenen machen mußte, ehe es irgend eine Bedeutung für mich gewinnen, oder mir gar brauchbar werden konnte. Ich glaube auch, daß die ſelbſtthätige Entwicklung eines einzigen Satzes dem Menſchen,

der nicht mit außerordentlichen Gaben versehen und nicht förmlich für das studirende Erkennen fremder Theorien geschult ist, viel mehr Nutzen bringt, als das massenhafte Kennenlernen des von Fremden Gedachten. Mich haben systematische Lehrbücher über Theorien meist immer nur erschreckt und verwirrt, denn sie waren mir meist zu mächtig; aber das einzelne lebendige Wort oder der Anblick eines bestimmten Thun's brachten mir Nutzen und förderten mich.

Daß eine Frau wie diese Marschallin von R. ihr Vaterland liebte, daß sie die Unterdrückung desselben beklagte, verstand sich von selbst. Aber sie hatte natürlich mit mir nie ein Wort von der Möglichkeit seiner nahen Befreiung gesprochen, während ich doch wußte, welchen Antheil sie an den Revolutionen im Westen nahm. Nur als sie Königsberg verließ, und davon sprach, im nächsten Jahre wiederzukehren, — was nicht geschah — äußerte sie die Ansicht, daß es dann hoffentlich leichter sein werde, Pässe in das Ausland zu erhalten. Auf unsere Frage, worauf sich diese Erwartung gründe, versetzte sie: „auf alle die Umwälzungen, welche dies Jahr gebracht hat. Man ist sehr unglücklich bei uns, und das Unglück giebt Entschlossenheit und Muth.“

Weiterhin gegen den Herbst brachten die polnischen Juden, die Hauptvermittler des Handels zwischen Polen und Preußen, so oft sie über die Grenze kamen, die Nachricht, daß es »unruhig« in Polen sei. Endlich, im Anfang des Dezember, kamen die ersten Nachrichten von der Revolution in Warschau nach Königsberg.

Das berührte uns nun freilich näher, als die Revolutionen im Westen, und an ungewöhnliche Ereignisse nicht eben gewöhnt, ging man im Fürchten und im Hoffen weiter, als die Wahrscheinlichkeit es zu thun berechtigte. Für den Kaufmannsstand, so fern ihn kein höheres Interesse beschäftigte, stand die Frage, welchen Einfluß die Revolution auf die Grenz- und Zollverhältnisse haben werde, in erstem Gliede, und das Bedürfniß so der kriegführenden Polen wie der Russen, machte es bald nothwendig, die Einfuhr nicht wie bisher zu kontrolliren. Ich erinnere mich nicht, ob von polnischer Seite die Grenze förmlich geöffnet wurde, oder ob man dort wie auf den russischen Stationen nur durch die Finger sah, aber der Handel in Königsberg wurde plötzlich so lebhaft, daß die Stadt im Winter so voll von polnischen Juden war, als es sonst nur im Sommer der Fall zu sein pflegte, und es

war bei uns damals mit Allem und an Allem Geld zu verdienen.

Solch eine Gelegenheit wußte denn auch der Vater zu benutzen. Die Arbeit in den Weinlägern ging buchstäblich mitunter Tag und Nacht in einem Zuge fort. Die Nächte hindurch spülte man in unserm Hofe Fässer und Flaschen, und da es kalt war, mußten Nachts von uns Kaffee- und Biersuppen gekocht werden, die Arbeiter wach und frisch zu erhalten. Mein Vater war viel auf Reisen. Er fuhr nach Danzig und Stettin, um aus den dortigen Niederlagen seine Vorräthe zu vergrößern, er ging ein Paarmal nach den verschiedenen Grenzstationen, um die Beförderung der Waaren zu überwachen, und je weiter die Revolution in Polen sich ausbreitete, um so lebhafter wurde auch der Geschäftsverkehr in unsrer Stadt, ja selbst im Hause wurde von der Familie, gegen alle sonstige Gewohnheit, im Erwerb geholfen.

Mein Vater hatte nämlich von jeher den Wunsch gehabt, seinen Kindern irgend welche praktischen Fertigkeiten für den Erwerb anzueignen, und wie er mich, bald nachdem ich aus der Schule gekommen war, im Schneidern und in allen Arten von Stopfereien unterrichten lassen, so war immer davon die Rede gewesen, daß die Brüder ein Handwerk erlernen sollten. Man

hatte gedacht, ſie zu einem Buchbinder oder Glaſer zu ſchicken. Indeß die Paar freien Stunden, welche den beiden Gymnaſiaſten übrig blieben, würden zur Erlernung dieſer Handwerke nicht ausgereicht haben, und ſo hatte der Vater grade in dem vorhergehenden Frühjahre die Gelegenheit benutzt, ſie durch einen Franzoſen, der zufällig durch Preußen gereiſt war, in der Deſtillation von Liqueuren, von Eau de Cologne und von Parfümerien unterrichten zu laſſen, die auf kaltem Wege fabrizirt wurden.

Es war dazu einer der Waarenräume, die ſich hinter unſern Wohnſtuben in dem Hauſe befanden, eingerichtet werden, und unter der Anleitung von Herrn Jeannillen hatten die Brüder und die älteſte meiner Schweſtern, die ſehr gewandt und zu allen ſolchen Beſchäftigungen äußerſt anſtellig war, bereits früher in den Abendſtunden Branntwein entfuſelt und mit Beinſchwarz und ätheriſchen Oelen herumhantiert, bis die Fabrikate, die ſehr gut ausfielen, zu Stande kamen. Nach Jeannillen's Abreiſe war hie und da unter des Vaters Leitung wieder einmal ſolch ein kleiner Poſten Liqueure gemacht werden, um die drei jungen Fabrikanten in Uebung zu erhalten, und unſer Geſchäftsreiſender hatte ſie, wenn er ſeine Tour durch die

Provinz machte, mit Vortheil abgesetzt. Jetzt, nach dem Ausbruche der Revolution, da in Polen alles Verkaufbare Gewinn versprach, wurde auch diese Fabrikation in weit größerem Maasstabe in Angriff genommen. Es war artig zu sehen, mit welchem Eifer die beiden Primaner und die Schwester, wenn sie ihre Studien und Unterrichtsstunden beendet hatten, in ihr Laboratorium eilten, und dann schwarz wie die Kohlenbrenner aber seelenfroh daraus hervorgingen, weil sie dem Vater hatten nützlich sein können. Die Mutter, ich und die Kinder, hatten nur das leichte Amt dabei, die Etiketts zu schneiden und auf die Flaschen zu kleben, und auf solche Weise wurde neben den großen Geschäften meines Vaters noch ein ganz ansehnliches Nebengeschäft gemacht, das hauptsächlich auf der Thätigkeit der drei Geschwister beruhte. Ein andermal, gegen das Frühjahr hin, kaufte der Vater eine ganze Ladung Apfelsinen, die bei uns im Hause umgepackt, einzeln nachgesehen und frisch eingewickelt werden mußten, und der Ertrag dieses Geschäftes wurde der Mutter, die wie wir Alle dabei geholfen hatte, zur Anschaffung eines seidenen Mantels überwiesen, da sie seit den Jahren, in welchen der Vater seine Zahlungen eingestellt, sich jeder Art von Luxus enthalten hatte.

Der Vater verfuhr in diesem Betrachte so konsequent, daß, als mein ältester Onkel mir zum fünfzehnten Geburtstage ein schwarzseidnes Kleid schenkte, es ein Paar Jahre liegen bleiben mußte, weil der Vater unserer Mutter keine seidenen Kleider geben konnte, und es mir also nicht angestanden haben würde, mit einem mir geschenkten seidenen Kleide Parade zu machen. Später, als der Vater selbst uns Allen wieder seidene Kleider und einen gewissen Toiletten-Luxus gewähren durfte, haben die seidenen Kleider, welche meine Verwandten mir hie und da zum Geburtstage schenkten, keine Hindernisse erfahren, und mir, die den Putz liebte, großes Vergnügen gemacht.

Je weiter die Revolution in Polen um sich griff, um so lebhafter wurden Handel und Gewerbe in Königsberg, und eben der vorhin erwähnte Mangel an Transportmitteln gab bei uns im Haushalt oft zu komischen Dingen Veranlassung. War der Vater um Fuhrwerk in Verlegenheit, so sendete oder ging er auf den Markt, um nachzuhören, ob Bauern von der preußischen Grenze da wären, und diesen wurde dann, gleichviel ob ihre Produkte für uns brauchbar waren, oder nicht, ihre ganze Ladung in Bausch und Bogen abgekauft, und sie selbst noch an demselben Tage mit einer Rück-

fracht von Weinen und andern Dingen nach den Grenzstädten geschickt, in denen die Spediteure die Waaren zur Weiterbeförderung in Empfang nahmen. Dadurch befanden wir uns je nach der Jahreszeit bald im Besitz von so viel Zwiebeln, als wir in Jahr und Tag nicht verbrauchen, von weit mehr Eiern, als wir irgend benutzen konnten, und einmal wurde unser Hühnerstall ganz plötzlich mit nahezu achtzig Hühnern bevölkert, die dann in aller Eile aufgegessen werden mußten, weil der Stall so viel nicht halten konnte.

Zu dem, was man sonst ein gleichmäßiges ruhiges Leben nannte, kamen wir in dem Jahre nicht. Es gab immer neue Arbeiten, immer neue Störungen. Aber wir sahen den Vater sehr heiter, weil seine Thätigkeit Gewinn brachte, und das machte auch die Mutter froh, die sich dabei gern der »Kriegszeiten von achtzehnhundert zwölf und dreizehn« erinnerte, in denen das Treiben noch ein ganz andres gewesen war. Dazwischen kamen dann ab und zu mit der Aussicht auf größere Sorgenfreiheit auch einzelne Annehmlichkeiten, die man lange entbehrt hatte, und die man nun um so mehr genoß. Es wurde an den Feiertagen wieder Wein auf den Tisch gebracht, was bis dahin, obschon der Vater Weinhändler war, nicht geschehen war. Nur die Eltern

tranken bei dem zweiten Frühstück ein Glas Wein, im Uebrigen genoß der Vater, der persönlich ganz bedürfnißlos war, und weder rauchte, noch schnupfte, noch Karten spielte, nur Wasser. Was aber noch größeres Wohlbehagen als der Wein erregte, der eigentlich nur als Symbol besserer Zeiten Werth für uns hatte, das war die erste Spazierfahrt in einem Miethswagen, den man vor die Thüre kommen ließ.

In meiner Kindheit war eine Spazierfahrt am Sonntag eine feststehende Sache, und die sämmtlichen Kutscher des alten Fuhrherrn Stange unsere guten Freunde gewesen. Mit dem Vermögensverluste meines Vaters hatte das aufgehört, und es waren neun Jahre vergangen, in denen das höchste Vergnügen darin bestanden hatte, einmal mit einem Stellwagen vom Thore aus auf das nächste Dorf hinaus zu fahren, wobei dann der Heimweg vom Thore in die Stadt zurück mit den müden, schlaftrunkenen Kindern, die man gelegentlich auch tragen mußte, sehr beschwerlich war. Nun kam eines Abends der Vater im Sommer von ein und dreißig nach der Arbeit aus dem Comptoir herauf. Man hätte gern noch Luft geschöpft, aber zu einem Spaziergang war er zu müde,

und plötzlich sagte er: wir wollen eine Stunde fahren, ich werde einen Wagen holen lassen.

Die Freude, welche mir diese Worte machten, ist mir noch gegenwärtig. Es war wie eine Erlösung und wie eine Verheißung, es war etwas Feierliches für mich, und obschon weiter kein Wort darüber gesprochen wurde, haben gewiß alle die Meinen es ebenso empfunden. Neben der Wonne, daß der Vater sich dies Vergnügen wieder gönne, daß die Mutter, der frische Luft so nöthig war, und die keine Kraft zu weiten Wegen hatte, nun wieder fahren könne, neben dieser verständigen Freude hatte ich auch eine kindische Genugthuung unsern Nachbarn gegenüber, als ich dachte, daß nun auch bei uns wieder ein schöner gelber Wagen vorfahren würde. Ich meinte, sie müßten es dem Hausknecht ansehen, daß er fortginge, einen Halbwagen zu bestellen, und als der Wagen nun wirklich vorfuhr, als wir Alle ruhig im Zimmer warteten, bis die Eltern fertig waren, damit man uns die freudige Ungeduld nicht so anmerke, und als wir dann nun wirklich durch die Langgasse fuhren, der Vater und die Mutter im Fond, ich, die Schwester und der eine Bruder auf dem Rücksitz, der andere Bruder bei dem Kutscher auf dem Bock, überall die Bekannten grüßend, und in der That

über unsern ungewohnten Luxus von ihnen angestaunt, da — ja da waren wir, glaube ich, Alle ebenso glücklich als ich.

Solch ein Hinblick auf die Nachbarschaft, solch eine Werthschätzung eines kleinen Ereignisses, mag Manchem kleinlich scheinen, aber das Leben setzt sich eben nur aus kleinen Ereignissen zusammen, und wem die volle Empfindung für das Kleine fehlt, der wird überhaupt keinen großen Gewinn und Genuß von seinem Leben haben. Man braucht nicht in das Kleinliche zu verfallen, weil man sich des Kleinen und seiner einstigen Bedeutung für uns erinnert, und bei der Beurtheilung solcher Empfindungen muß man es nothwendig in Anschlag bringen, wie verschieden in großen und in kleinen Städten der Zusammenhang der Menschen ist. In einer großen Stadt hat man in der Regel keine Nachbarn, selbst nicht an den Personen, mit denen man denselben Flur bewohnt. In Königsberg waren die Einwohner unserer ganzen Straße unsere Nachbarn, und unsere Nachbarn waren mehr oder weniger die Welt für uns, wenngleich dasjenige, was fern von uns in der großen weiten Welt geschah, uns darum nicht weniger berührte. Man kann sich der ungestörten Verlorenheit in einer

großen Stadt zu Zeiten sehr erfreuen, und kann zu andern Zeiten sich doch daran erinnern, wie anders es war, als man von seiner Straße noch sagen konnte: das ist meine Welt!

An dem Kriege und an dem Schicksale der Polen nahm man in Preußen großen Antheil, obschon die sogenannte preußische Neutralität den Russen vielfach Vorschub leistete. Das hielt uns jedoch gar nicht ab, Charpie für die Polen zu zupfen und ihren Siegen mit Begeisterung zu folgen, ihre späteren Niederlagen zu betrauern. Die Bilder von Chlopicki, Lelewel, Dwernicki, Ekrzynecki, und vor Allen das Bild der heldenhaften Gräfin Cäcilie Plater waren in Aller Händen, überall hörte man die polnischen Lieder und Märsche singen und spielen, und wie sehr auch später ein Theil unserer preußischen Landsleute sich mit ihrem Antheil von dem Schicksal, d. h. von der Befreiung Polens abwendete: damals wünschte die bei weitem größte Mehrzahl ihnen ganz entschieden den Sieg. Man freute sich an dem Gedanken, die russische Tyrannei nicht mehr zum Gränznachbar zu haben, man erzählte es sich mit Vergnügen, wie der verhaßte und gefürchtete Großfürst Constantin inmitten seiner russischen Soldaten eigentlich dem unbesonnenen Wagniß einiger jungen

Patrioten erlegen sei; und obschon die älteren und erfahrenern Personen unserer Bekanntschaft bald bedenklich auf die Uneinigkeit blickten, die sich in den Unternehmungen der Polen zeigte, und das Wort von der Zerfahrenheit der polnischen Reichstage als böses Omen bald zu hören war, so erregten doch die Heldenthaten der Einzelnen und der Muth der Truppen im Allgemeinen eine große Bewunderung selbst bei Denen, die an dem Gelingen des Unternehmens zweifelten.

In der Mitte des Sommers, als der Stern der Polen schon tief im Sinken war, mich dünkt, es muß Ende Juni oder Anfangs Juli gewesen sein, brach in Königsberg zum ersten Male die Cholera aus, und zwar in einem der Häuser am Dey'schen Garten, der einst der Tummelplatz unserer Kinderspiele gewesen war. Man hatte dem Heranrücken der Plage seit Jahr und Tag mit wachsendem Schrecken entgegengesehen. Stätte im fernsten Rußland, an die man sonst nie gedacht, hatten für uns eine Bedeutung bekommen, je nachdem die Cholera sie berührt oder übersprungen hatte, und das Entsetzen vor der Krankheit war noch durch die drohende Absperrung gesteigert worden. Die Bilder der Aerzte, die, in Wachstuch gekleidet, mit Essigflakons vor den Nasen, an das Bett der Kranken treten sollten,

die schwarzen Schilder an den Häusern, in denen sich Kranke befanden, der Gedanke, daß man die Kranken und die Todten der Sorgfalt der Familien entreißen, und die Gestorbenen in allgemeine, mit Kalk angefüllte Gruben werfen werde, hatte etwas Grauenhaftes, und man würde davon noch stärker ergriffen worden sein, hätte die Theilnahme an dem Kriege den Gemüthern nicht zeitweise eine andere Richtung gegeben.

Etwa ein halbes Jahr, ehe die Cholera nach Königsberg kam, waren mehrere junge preußische Aerzte nach Rußland und nach Polen gegangen, theils um die Cholera kennen zu lernen, theils um in den Lazarethen Hilfe zu leisten. Unter ihnen hatte sich Johann Jacoby befunden, der damals erst fünfundzwanzig Jahre alt war. Kurz vor seiner Abreise hatte ich ihn noch in einer Gesellschaft gesehen, und es hatte uns Mädchen überrascht, daß Jemand so fröhlich tanzen und so sorglos heiter sein könne, der einer so ernsten Zeit und einer so ernsten Aufgabe entgegenging. Ich selbst kannte ihn damals nicht näher, unsere Freundschaft stammt erst aus einer viel späteren Zeit, ja ich glaubte in jenen Tagen, daß er ein Vorurtheil gegen mich habe, und mich für oberflächig halte. Das wäre freilich kein Wunder gewesen, denn ich hegte und pflegte damals

noch als etwas Gutes allerlei Arten von Thorheiten in mir, die er wohl in ihrem rechten Lichte sehen mochte; und wie er mich meist scharf und kurz anredete, so machte ich mir das Vergnügen, ihm in ähnlicher Weise zu entgegnen. Ich war daher immer der Meinung, daß wir einander abstießen und gut thäten, uns zu meiden. Die ruhige Ueberlegenheit, die diesen Mann von früher Jugend an kennzeichnete und ihn über alle seine Altersgenossen hinaushob, forderte eine Achtung ab, die ich nicht geneigt war, einem so jungen Manne zu gewähren, weil die Mehrzahl meiner jungen männlichen Bekannten sie mir nicht einzuflößen wußte.

Sobald die Cholera in Preußen auftrat, kehrte Jacobi aus Polen zurück, und seinen Berichten verdankte man es hauptsächlich, daß der treffliche und aufgeklärte Ober-Präsident der Ostseeprovinz, Herr von Schön, sich gegen die Absperrungstheorie erklärte, und Königsberg sowohl nach Außen, als in dem Inneren der Stadt vor dieser Widerwärtigkeit bewahrt blieb. Dennoch waren der Schrecken und die Verwirrung unter den Menschen außerordentlich groß, und da die Cholera in den ersten Tagen eben nur Personen aus den arbeitenden Ständen ergriffen hatte, welche in dem Bereich des Dey'schen Gartens und der Holzwiesen am Pregel wohnten, so

waren denn, wie in vielen anderen Fällen, auch hier das Mißtrauen und die Thorheit schnell bereit gewesen, an eine Vergiftung der armen Leute zu glauben.

Es war am hellen Mittag, als sich die Nachricht verbreitete, daß ein Volkshaufe sich vor der Wohnung des Polizeipräsidenten Schmidt auf dem Altstädtischen Markte versammelt habe, und dort nicht zu bewilligende Forderungen stelle. Die Einen erzählten, das Volk wolle die Kranken nicht in die Cholerafpitäler schaffen lassen, Andere sagten, man wolle gegen die Aerzte Etwas unternehmen. Dann wieder hieß es: man verlange von den Reichen bessere Nahrungsmittel für die Armen und nachdem der Vater selbst nach dem Markte hingegangen war, sich zu überzeugen, was dort geschehe und was man dort begehre, kam er mit der Ansicht zurück, daß von einer bestimmten Forderung gar keine Rede sei, sondern daß Angst und Schrecken die Menschen in eine Aufregung versetzt hätten, die sich eben in dem Tumulte Luft mache, und durch einzelne Personen unter den Arbeitern, die von den Revolutionen des letzten Jahres wußten, zu einem schwachen Seitenstück derselben gesteigert werde.

Dennoch blieb es, eben weil weder die Ruhigen, noch die Aufgeregten in der Stadt an solche Vorfälle

gewöhnt waren, ganz unberechenbar, wie weit die Sache gehen, wie weit die Unruhe sich ausdehnen könne, denn je grundloser eine Aufregung ist, um so mehr ist sie durch jeden Zufall der Steigerung in das Maaßlose ausgesetzt. Man hatte im Polizeigebäude die Fenster eingeschlagen, Möbel und Geschirre auf die Straße geworfen, Betten zerrissen und die Federn zerstreut, und als man damit fertig, war die aufgeregte Masse nach dem Kneiphof aufgebrochen, um ihr Heil vor dem Rathhause zu versuchen, in welchem der Magistrat seine Versammlungen hat.

Mein Vater war, als er nach Hause kam, schnell entschieden was er zu thun hatte. Er ließ seine Weinkeller und Lager schließen und schickte sein ganzes Personal, die Commis und die Arbeiter, zu uns in das Haus. »Die laufen und spektakeln wenigstens nicht mit!« sagte er zu uns, während er ihnen ernst und wichtig den Auftrag ertheilte, über seine Frau und seine Töchter und über das Haus zu wachen. Von dem Balkon vor der Thüre wurden die eisenbeschlagenen Stangen abgenommen, welche die Markisen trugen, da sie füglich als Waffen dienen konnten, die Laden zu ebener Erde wurden zugemacht, die Dienstboten erhielten die Weisung, mit den Kindern die Hinterstuben

nicht zu verlassen. Und nachdem der Vater also die Männer, über die er zu bestimmen hatte, für den Moment unschädlich gemacht, ging er mit den beiden Brüdern, die damals noch Primaner waren, nach dem Magistrate, wo eine Anzahl von Bürgern sich versammelt hatte, um zu versuchen, wie man die Menschen beruhigen könne.

Kaum war er fort, so hörten wir die Avantgarde jedes Straßenereignisses in Königsberg, die Schusterjungen, lärmend durch die Straßen laufen. Hie und da klirrten zerbrochene Scheiben, und von einer Gallerie im Innern des Hauses, die allerdings von einem Steinwurf wohl getroffen werden konnte, sahen wir, wie ein Haufe von Arbeitern, Sackträgern und Weibern an unserm Hause vorüber in die Brodbänkengasse einbog, und vor dem Magistrate Posto faßte. Aus den Fenstern meiner Stube konnten wir, als der Haufe davongezogen war, die Bewegung vor dem Rathhause sehen und hören, aber es währte etwa nur eine halbe Stunde, als es dort lichter und ruhiger wurde. Einzelne Gruppen, unter ihnen manch Einer mit Blut bedeckt, fingen an zurückzukommen, man sah sie lebhaft gestikuliren und die Fäuste drohend erheben, indeß das eigentliche Gewitter war trotz diesem Grollen des Donners vorüber.

Die Polizeibeamten und die ſogenannten Stadtſoldaten, ein kleines Invalidencorps, wurden vor dem Rathhauſe wieder ſichtbar, die Bürger, die ſich auf das Rathhaus begeben hatten, fingen an, mit weißen Taſchentüchern, als Erkennungszeichen um den Arm gebunden, durch die Straßen zu gehen, und es währte nicht lange, bis der Vater mit den Brüdern nach Hauſe kam, uns zu ſagen, daß wir ruhig ſein könnten und daß anſcheinend keine Gefahr mehr verhanden ſei. Dennoch organiſirte ſich eine Art von Bürgerwehr, in die der Vater und die Brüder eintraten, und die ein paar Tage hindurch Tag und Nacht in den Straßen patrouillirte, wobei höchſt originelle Phyſiognomien und Geſtalten zum Vorſchein kamen, deren Komik dadurch noch geſteigert wurde, daß man die Leute kannte, und alſo wußte, wie weit dieſe Art der Tagesarbeit und der nächtlichen Heerſchau von ihren Neigungen und von ihren Gewohnheiten entfernt lag.

So endete dieſer erſte Crawall, den ich zugeſehen habe, und er hatte, da er keinen Zweck gehabt, auch Nichts ausrichten können, als daß die Geiſter nach einer anderen Seite hin beſchäftigt werden waren, und daß man ſich inzwiſchen darin gefunden hatte, die Cholera in ſeinen Mauern zu haben, und die Menſchen plötzlich

als ihre Opfer hinsterben zu sehen. Nach anderthalb Tagen wurden die Markisenstangen wieder auf dem Wolme festgebunden, die Menschen kehrten zu ihren Geschäften zurück, und nur Einer von des Vaters Arbeitern, ein rühriger, heftiger einäugiger Mann, wurde entlassen, weil er während des Crawalls trotz des Vaters Befehl auf die Straße gegangen war. Er hatte es lockender gefunden, einige Fenster einzuwerfen, als »seine Madame und die Fräuleins« zu beschützen, und ihm allein war der Gedanke gekommen, daß mein Vater eigentlich gar kein Recht hatte, seine Untergebenen in ihrem freiem Willen zu beschränken und in ihren Crawallvergnügungen zu stören. Leute aber, die seinen Befehlen gegenüber andere persönliche Rechte zu haben glaubten, als die, welche sein Wille ihnen zugestand, konnte der Vater nicht gebrauchen; ja ich möchte behaupten, es sei ihm nie der Gedanke gekommen, daß Jemand, der als sein Untergebener in seinem Lohn und Brod stehe, mehr verlangen könne, als der reiflich überlegten, wohlmeinenden Anordnung des »Herrn« pünktlich Folge zu leisten.

In unsrer Lebensweise brachte die Cholera keine wesentliche Aenderungen hervor, weil der Vater jeder übertriebenen Besorgniß mit Ruhe entgegentrat, und

ſelbſt unſere Mutter die Erinnerung bewahrt hatte, daß die Zeit des Typhus und der Lazarethfieber während der Kriegsjahre mehr Opfer gefordert hatten, als die jetzt herrſchende Epidemie. Die Schulen waren freilich geſchloſſen, und für die jüngeren Schweſtern wurde deshalb gleich ein Privatunterricht hergeſtellt, um ſie nicht müßig gehen zu laſſen. Es blieb auch in dem plötzlichen Hinſterben der Menſchen, es blieb in dem dumpfen Raſſeln des ſogenannten Cholera-Wagens, der Abends die Leichen zu dem neuerrichteten Choleraſirchhof in die Kalkgruben fuhr, noch Quälendes genug für die Phantaſie übrig; aber unſer Haus und unſere Familie blieben von der Seuche ganz verſchont, und ich glaube, ich war diejenige im Hauſe, die ſich mit ihren hypochondriſchen Grillen am meiſten das Leben erſchwerte, wenſchen man nach der Hausordnung ſolche Selbſtquälereien nicht allzu laut werden laſſen durfte. Zu ſolchen Dingen aber iſt das Schweigenmüſſen ein großer Gewinn, denn bei allen körperlichen Leiden pflegt das Klagen die Empfindung der Beſchwerde zu ſteigern, ganz abgeſehen davon, daß es die Stimmung der Andern verdirbt. Uns z. B. über die Hitze des Sommers, über die Kälte im Winter zu beklagen, war Etwas, was der Vater uns von jeher verboten hatte. Denkt Euch einmal,

welch eine verdummende Unterhaltung entstehen müßte, pflegte er zu sagen, wenn sich in einem Hausstand von achtzehn Personen jeder Einzelne über unabänderliche Thatsachen auslassen und beschweren wollte! Im Sommer ist es heiß, im Herbste naß, im Winter kalt! Das fühlt Jeder, das erleiden Alle, wozu also die unnütze Meldung und das unnütze Gerede?

Bald nach dem Ausbruch der Cholera überraschte der Vater uns eines Tages mit der Nachricht, daß er bei der Regierung darum eingekommen sei, den Namen Markus ablegen und dafür den Namen Lewald führen zu dürfen, den die Brüder meines Vaters schon zwanzig Jahre früher angenommen hatten. Ob der Vater diese Maßregel grade in diesem Zeitpunkte vorbereitet hatte, um die Thatsache festgestellt zu haben, wenn das Unglück ihn uns während der Seuche entreißen sollte, ob er den Augenblick gewählt, weil er denken konnte, daß ein solcher Entschluß weniger Aufsehen machen würde, während man durch äußere Ereignisse so vielfach beschäftigt war, ist gleichgültig. Genug, seine Absicht wurde uns eben so bestimmt und plötzlich mitgetheilt, als früher den Brüdern ihre bevorstehende Taufe; aber die letztere war der Mutter eine Freude gewesen, und die Kunde von dem Namenswechsel erregte in ihr eine

große Betrübniß. Sie fiel dem Vater weinend um den Hals, sie bat ihn, nicht darauf zu bestehen, sie wären nun zwanzig Jahre unter diesem Namen glücklich mit einander gewesen, und es sei ihr, als ob man ihr ein Stück ihres Lebens entreiße, wenn man ihr diesen Namen nehmen wolle.

Solche aus dem Gemüthe stammende Einwendungen schonte der Vater liebevoll, ohne daß sie natürlich in seinem Entschlusse Etwas änderten. Sein Herz war sehr warm, aber sein Verstand bewahrte ihn vor aller Weichheit der Empfindung, so lange er sich in seiner vollen Kraft befand, und erst später, als er krank wurde, zeigte sich jene Schwäche in ihm, die man so oft fälschlich als »Gemüth« bezeichnet. Er tröstete die Mutter freundlich mit Gründen der Vernunft. Er hielt ihr vor, wie inconsequent es von ihr wäre, die sich so viel möglich vom Judenthume loszusagen wünsche, wenn sie nicht mit Freuden einen jüdischen Namen ablege. Er fragte sie scherzend, ob sie ihn denn nicht geheirathet haben würde, wenn er vor zwanzig Jahren Lewald geheißen; und als er bemerkte, daß sich auch bei den Andern, namentlich bei den Brüdern, ein Mißfallen gegen den Namenswechsel fühlbar machte, sagte er ernsthaft: die Hauptsache ist, ich halte diesen Schritt

für angemeſſen, ja für nothwendig. Ihr beiden Jungen werdet im Laufe dieſes und des kommenden Jahres die Univerſität beziehen. Was ſoll Euch da der jüdiſche Name? Was ſoll er Euch im Leben? Ganz abgeſehen davon, daß Ihr als Namensfremde unter Eurer Familie leben würdet, wenn Ihr jemals mit meinen auswärtigen Brüdern und deren Kindern zuſammen kämet. Macht Euch alſo keine Gedanken darüber, ich weiß, was ich thue, und Ihr werdet es allmälig begreifen lernen und es mir danken.

Am folgenden Tage wurde die Anzeige dieſes Namenswechſels in den Zeitungen bekannt gemacht. Als dann gegen den Herbſt hin das Gymnaſium und die Schule, welche meine Geſchwiſter beſuchten, beim allmäligen Nachlaſſen der Choleraepidemie wieder eröffnet wurden, geſchah in Bezug auf unſeren neuen Namen eine Anzeige bei ihren Directoren, und gleich am erſten Tage hielt der Vater uns an, den Namen Leucald mit unſern Vornamen ſo lange wieder und wieder zuſammen zu ſchreiben, bis wir ihn leicht und fließend in die Hand bekamen. Er und die Brüder behielten den Namen Markus als einen der Vornamen bei, wir Töchter legten ihn ganz ab, und da ich mich durch eine lange Zeit an den Gedanken gewöhnt hatte, meinen Familien-

namen gegen den von Leopold zu vertauschen, so hatte ich eben keine schmerzliche Empfindung davon, daß ich ihn nun aus einem anderen Grunde ablegen sollte.

Woher der Name Lewald aber in unsere Familie gekommen ist, oder wie der eine Großonkel, der sich dreißig, vierzig Jahre früher mit einer christlichen Handwerkerstochter verheirathet und ihn zuerst angenommen hatte, darauf gefallen war, ihn zu wählen, habe ich nie erfahren. Er kam sonst in Preußen in den bürgerlichen Familien nicht vor. Die adelige Familie, die ihn führte, schrieb sich Lehwaldt, und so scheint unser Name in seiner jetzigen Schreibweise eine Erfindung jenes Onkels gewesen zu sein. Er hat für uns aber das höchst Angenehme damit erreicht, uns einen Namen verzubereiten, der uns wenig Namensrettern gab und der uns also das leistete, was ein Name leisten soll — ein positives Kennzeichen zu sein.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Am achten October achtzehnhunderteinunddreißig ging die geschlagene Hauptarmee der polnischen Revolution über die preußische Grenze. Die polnische Erhebung war abermals mißglückt, die russische Herrschaft hatte den Sieg davon getragen. Einige Wochen später kamen ganze Schaaren von polnischen Offizieren nach Königsberg, und es wurden in allen Dörfern der Umgegend polnische Soldaten und Offiziere einquartiert.

Der Handel, der während eines Jahres mit großem Gewinn gelohnt hatte, gerieth durch die strenge Grenzsperre wieder in das Stocken, aber es hatten eine Menge von Menschen in demselben Vermögen gewonnen, und da man einerseits das Erworbene genießen und sich von dem Drucke und von der Beschränkung erholen wollte, unter denen man sich während der Dauer der Cholera befunden hatte, andererseits auch den polnischen Emigranten den Antheil bezeigen wollte, den man an ihnen nahm, so wurde der Winter ein ungemein geselliger,

und der Bälle und Tanzgesellschaften, der Schlittenpartien und sonstigen Lustbarkeiten gab es in Fülle.

Die Polen, welche nach Königsberg gekommen waren, hatten zum größten Theile dem Gielgud'schen Corps angehört, und es gab eine große Anzahl unter ihnen, die recht dazu gemacht waren, den Frauen zu gefallen. Die Einen waren jung, schwungvoll, und von der Begeisterung für ihre Sache so sehr durchglüht, daß die Hoffnung einer neuen baldigen und glücklicheren Erhebung sie über das Unglück des Augenblickes forthob. Andere, und es waren die Ernsteren und Bedeutendern unter ihnen, trugen schwer an dem Schmerze um das Vaterland, und mit wie guter Art sie sich auch den Zuvorkommenheiten der Gesellschaft hingaben, so konnte man ihnen doch anfühlen, daß ihre Seele nicht dabei war. Im Allgemeinen sprachen sie gut französisch, hatten leichte und gefällige Manieren, eine im Worte stets bereite Galanterie, und außer dem ihnen Allen gemeinsamen Vorzuge, unvergleichlich gute Tänzer zu sein, hatten Viele noch hübsche musikalische Talente. Rechnet man dazu ihre kleidsamen Uniformen, die sie freilich bald ablegen mußten, und den Nimbus, welchen der eben überstandene Kampf und das Unglück ihres Vaterlandes um sie verbreiteten, so wird man es na

türlich finden, daß sie den Frauen und Mädchen anziehend waren, und daß sie sich über Mangel an Gastfreundschaft nicht zu beklagen hatten, — eine Gastfreundschaft, die sie übrigens in jedem Betrachte zu ehren und zu respectiren wußten.

In unser Haus waren keine Polen eingeführt worden, aber ich traf hie und da einige Offiziere in befreundeten Häusern, und namentlich in dem Schlosse zu Holstein, dessen Besitzer ein Jugendfreund unserer Eltern war.

Dieses Holstein, am Ausflusse des Pregels in das frische Haff, eine Meile von Königsberg gelegen, ist ein von Friedrich dem Ersten erbautes Königliches Jagdschloß, das schöne Garten- und Parkanlagen hat, und das der Hof besuchte, wenn er in der Raporn'schen Heide jagte, in welcher allein das Elenthier sich noch in Preußen erhalten hat. Später war das Schloß mit seinen Ländereien in den Besitz eines Herzogs von Holstein Gottorp, dann in die Hände des bekannten Herrn von Trenk, endlich an einen Banquier übergegangen, von dem es an die uns befreundete Familie des Amtmann Magnus kam, der es Anfangs nur als Pächter inne hatte.

Am Sonnabend, wenn die uns gleichaltrigen Söhne und Töchter des Amtmanns aus der Stadt nach

Hause geholt wurden, mit hinauszufahren und bis zum Sonntag Abend draußen zu verweilen, oder einmal eine Ferienwoche in Holstein zuzubringen, war uns immer ein Vergnügen gewesen. Seit der älteste Sohn des Amtmanns die Universität bezogen, und die Töchter wie ich herangewachsen waren, hatten wir in Holstein an den Sonntagen außer der Freude, auf dem Lande zu sein, auch noch immer ein Paar andere Bekannte der Kinder, und damit eine Gelegenheit zu Spiel und Tanz gefunden, die nun durch die Anwesenheit der polnischen Offiziere noch belebter wurden. Sie waren theils in Holstein selbst, theils in der Umgegend einquartiert, und gehörten bald zu den feststehenden Sonntagsgästen des Hauses.

Konnten wir in dem Winter Sonnabends nicht mitgenommen werden, so schickte der Amtmann Sonntags bisweilen einen verdeckten Schlitten, die Eltern und uns zu holen, und es war dann eine doppelte Lust, auf der Eisfläche des gefrorenen Pregels, zwischen allen den andern Spazierenfahrenden in klingendem Froste, in Pelzen wohlverwahrt dahinzugleiten, und Nachts nach vier-, fünfstündigem Tanzen, im funkelnden Sternenlichte nach Hause zu fahren, wobei man, weil dann auch des Amtmann's Kinder zur Stadt befördert werden

mußten, in zwei Schlitten untergebracht, und wir Jüngern in den einen derſelben zuſammengepackt wurden, was die heitere Laune nur erhöhte, ſo daß wir ſingend und lachend die Stadt zu erreichen pflegten.

Und ich lachte immer mit, denn ich war jung und leicht angeregt, bis mir dann plötzlich mitten in Spiel und Tanz der Gedanke kam: Leopold liegt in der Erde und Du tanzeſt!

Dann flog mir ein eiſiges Grauen vor mir ſelbſt durch die Glieder. Ich ſah ihn todt, entſtellt! — es kam mir unnatürlich vor, daß ich lebte, daß ich Stunden hatte, in denen ich froh ſein und vergeſſen konnte, und weil die ganze Wucht des Schmerzes, die ganze Größe meines Verluſtes mich grade immer dann befiel, wenn mich die Heiterkeit der Andern mit fortgeriſſen hatte, ſo fing ich an, mich vor dem Frohſein, ja vor mir ſelbſt zu fürchten. Und doch hätte ich keine Möglichkeit gehabt, mich der Geſellſchaft zu entziehen, denn der Vater würde mir nicht geſtattet haben, ſie zu meiden, hätte ich dies Verlangen ausgeſprochen.

Tauſendmal habe ich in jenen Tagen gedacht: wie glücklich wärſt Du, wenn Leopold Dir öffentlich verlobt geweſen wäre, wenn Du ſagen könnteſt, daß Du um ihn trauerſt, daß Du unglücklich biſt! — Dann

aber kam mir wieder eine Scheu davor, es die Leute wissen zu lassen, daß ich mich unglücklich fühlte. Ich mochte nicht gefragt, ich mochte nicht beklagt sein, und wenn ich eben erst gewünscht hatte, Trauer und Leid tragen zu dürfen, sagte ich mir im nächsten Augenblicke: „welch ein Glück, daß sie Nichts von Dir wissen! welch ein Glück, daß Du für Dich allein lebst!“

Dazu aber gesellte sich eine thörichte Geringschätzung der Menschen, weil sie sich von meinem äußern Frohsinn täuschen ließen. Ich hatte eine Genugthuung daran, hell zu lachen, wenn jenes Entsetzen über Leopold's Tod sich meiner bemächtigte, und wenn ich dann gewahrte, daß meine Heiterkeit die Andern anſteckte, daß man mich amüsant und geistreich und witzig nannte, so genoß ich einen Triumph, der mir das Herz zerriß.

„So wenig von meinem eigentlichen Wesen gebe ich Ihnen,“ sagte ich einmal zu einem jungen Manne, der mir viel Aufmerksamkeit bewies, „und das genügt Ihnen! Sie müssen nicht verwöhnt sein, oder — nicht viel werth!“ — Er nahm das für einen Scherz, wie es die Meisten thaten, wenn ich es so machte, weil die Unart gar zu groß war, weil ihnen solcher Unart gegenüber auch nicht viel Andres übrig blieb, und weil

ich sie meist mit großer Heiterkeit aussprach. Sie ließen sich den unverzeihlichen Uebermuth als Koketterie gefallen, und dieser verzeihen die Männer selbst das Ungehörige, weil sie in ihr das ihnen schmeichelnde Bestreben der Frauen sehen, um jeden Preis die Aufmerksamkeit des Mannes zu erregen, und ihn durch ungewöhnliche Anreize an sich zu fesseln. Auch hielten viele Leute mich für kokett, und doch dachte ich in jenen Zeiten an Nichts weniger als an die Eroberung irgend eines Mannes.

Aus reiner Traurigkeit, aus dem Bedürfniß sie zu verbergen, aus dem Zwiespalt zwischen meiner Empfindung und zwischen der Lebensweise, in der ich mich bewegte, war ich in den Ton der Koketterie hineingekommen; und während ich selbst sie unedel, ja niedrig fand, hatte ich mich an ein Betragen gewöhnt, das mir nothwendig den Anschein dieses Fehlers geben mußte. Ich hatte von meinem Gebahren indessen keinen andern Genuß, als denjenigen, welchen ein geschickter Spieler am Kartenspiel empfindet. Es zerstreute mich. Ich wurde mir gewisser Fähigkeiten dabei bewußt, und ich glaubte eine Ueberlegenheit über Andere zu beweisen. Hätte mir in jenen Tagen eine lebenserfahrene, herzenskundige Frau zur Seite ge-

ſtanden, die mich zu leiten gewußt, es wäre mir manche ſchmerzliche Stunde, es wären mir manche Irrthümer zu erſparen geweſen, von denen ich durch mich ſelbſt zurückzukommen viel Zeit gebrauchte. Aber meine Mutter ſah, daß man mich ſuchte, daß ich gefiel, daß mich dies zerſtreute, ſie ließ mich alſo gewähren, und für einen Zuſtand, wie der meine es damals war, reicht das Auge eines Vaters nicht aus. Ein ernſter, fremder Mann hätte mir zu Hilfe kommen, mich in das Gleichgewicht ſetzen können; vor dem Vater zogen ſich meine Fehler in achtungsvoller Scheu zurück, und ſein Zutrauen zu dem Ernſte meiner Natur war ſo unbedingt, daß er mich des Komödieſpielens, dem ich mich ergeben hatte, nicht für fähig gehalten haben würde. So lebte ich eine ganze Weile fort, und nur einmal kam von außen her eine Warnung an mich heran.

Unter den polniſchen Offizieren, welche ich in Holſtein hatte kennen lernen, war ein Oberlieutenant, ein Mann von etwa dreißig Jahren, der uns Allen ein angenehmer Geſellſchafter, und der auch in unſerm Hauſe vorgeſtellt worden war. Er ſprach das Franzöſiſche ſehr gut, ſpielte hübſch Guitarre, ſang angenehm, tanzte vortrefflich, und ließ ſich zu dem Allen, obſchon

er ernſt und oft ſehr trübe geſtimmt war, ſtets bereitwillig finden, wie Einer, den es freut, die Pflicht der Dankbarkeit abtragen zu können. Er hatte eine Braut im ruſſiſchen Litthauen zurückgelaſſen, und war trotz der dringenden Abmahnungen ſeiner Freunde, einmal verkleidet über die Grenze zurückgegangen, um ſie zu ſehen und ihr Lebewohl zu ſagen. Wir Alle waren ihm mehr oder weniger gleichgültig, und ſelbſt die Oberflächigſten von uns trugen allmählich eine Scheu, ihn zum Singen oder Spielen aufzufordern, weil wir fühlten, daß er ein Opfer damit bringe. Mit mir hatte er, wie mit den Andern, geſprochen und getanzt, und ſich, wie mir ſchien, um mich nicht mehr gekümmert, als eben nöthig und höflich war.

Da befanden wir uns eines Abends in unſerm Hauſe in Geſellſchaft. Ich hatte oben in meinem Zimmer viel geweint, und die gute, treue Mathilde, deren einfachem und natürlichem Charakter meine damalige Ueberreizung ebenſo räthſelhaft als unheimlich blieb, hatte getröſtet und beruhigt, ſo gut ſie irgend konnte, hatte mir die oft gethane Frage vorgelegt: wer zwingt Dich denn froh zu ſcheinen, wenn Du es nicht biſt? — Aber das half mir nicht. Sie kannte das falſche Ehrgefühl, den falſchen Stolz nicht, die es mir

unerträglich machten, unglücklich oder auch nur traurig zu scheinen, und kaum hatte ich meine rothgeweinten Augen getrocknet und gekühlt, kaum waren die Gäste unten im Wohnzimmer bei uns eingetreten, so tanzte ich wieder auf dem Seil des Frohsinns, und gerieth, um nicht herabzufallen, in die übertriebensten Sprünge, in absprechende Behauptungen, in unvernünftige Paradoxien, und in ein Scherzen und Lachen, die mir wehe thaten. Der Oberlieutenant sah das mit Verwunderung an, ich mochte es vielleicht lange nicht so arg getrieben haben. Mit einemmale, als wir in der Nähe des Fensters und zufällig allein nebeneinander standen, sagte er: Mit einem ernsten Charakter wie der Ihre, muß man sehr unglücklich sein, um sich in einer solchen Heiterkeit zu gefallen! —

Ich war überrascht, wußte Nichts zu sagen, und wurde still. Es fiel auch nie wieder zwischen uns ein ähnliches Wort, denn wir sahen einander nicht eben häufig. Aber zum erstenmale trat der Zweifel an mich heran, ob man mir denn die Heiterkeit auch glaube? zum erstenmale dachte ich daran, daß es gut und selbst bequem sein würde, könnte ich von dem Wege umkehren, auf dem ich mich verirrt hatte. Indeß ich wußte es nicht zu machen, und die Besorgniß, jene Lüge,

in die ich mich hineingelebt hatte, von Allen erkannt zu sehen, hielt mich in derselben fest.

Nach Außen hatte ich in diesem Winter an Freiheit sehr gewonnen. Der Kreis meiner Bekannten hatte sich ausgedehnt, ich war öfter als sonst in Gesellschaft, und der Vater legte mir darin jetzt keine Beschränkung mehr auf, als die Rückkehr zu einer festgesetzten Stunde. Ich war, wohin ich auch ging, fast überall allein. Die Kränklichkeit der Mutter hielt sie im Winter oft lange an das Haus und an das Zimmer gebannt, die Eltern hatten auch mit den Eltern meiner Freundinnen keinen Verkehr, und ich gewöhnte mich also, mich selbstständig zu halten und zu behaupten. Kam ich dann nach Hause, so schlief die Mutter, die sich früh zur Ruhe legen mußte, schon lange; aber der Vater saß, und er hatte das von jeher so gehalten, völlig angezogen und lesend da, ließ sich von mir erzählen, was ich erlebt hatte, nahm dem mich begleitenden Hausknecht den Schlüssel des Hauses ab, und diese liebevolle Aufsicht setzte er regelmäßig fort, bis ich im Laufe des Winters nach dem Studentenexamen meines Bruders, durch dessen Eintritt in die Gesellschaft, einen Begleiter und einen Gefährten gewann.

Es war aber, als wollten die Eltern mich ſelbſt gern zerſtreuen, als wollten ſie mir jede Freude gönnen, die mir zu geſtatten und zu gewähren in ihrer Macht ſtand; denn auch die Erlaubniß, an den Aufführungen zu einem Polterabende mitzuwirken, wurde mir jetzt gewährt, ſo entſchieden derlei mir früher verſagt geblieben war. An dieſen Polterabend knüpft ſich die Erinnerung meines erſten dichteriſchen Erfolges, der freilich von meinem Auftreten als Schriftſtellerin volle zehn Jahre entfernt liegt.

Die älteſte Enkelin des alten Bankier Oppenheim verheirathete ſich mit einem Philologen, und die Freunde und Geſchwiſter des Paares hatten es auf einen großen Polterabend abgeſehen. Die Schweſtern der Braut forderten mich auf, daran Theil zu nehmen, ich hatte eine große Zuneigung zu derſelben, denn ſie war mir im Stillen ein Vorbild, ſo wenig Anſtalt ich auch damals machte, ihr ähnlich zu werden, und ich trug großes Verlangen, ihr an dem Polterabend irgend Etwas zu lieb zu thun, — nur daß ich wußte, dergleichen dürfe ich nicht von den Eltern fordern. Indeß die eine Schweſter der Braut, die mich liebte und mich durchaus bei dem Feſte betheiligt haben wollte, bat in ihrer unbefangenen Weiſe meine Eltern, mich mitwirken zu laſſen, und zu

meinem größten Erstaunen erhielt ich ohne Weiteres ihre Zustimmung.

Nun ging es an ein Berathen und Ueberlegen! Alle Bibliotheken und Buchladen wurden in Anspruch genommen, aber obschon wir ganze Stöße von Büchern um uns aufstapelten, waren die darin enthaltenen sogenannten Polterabendscherze so trivial und zum Theil so roh, daß sie uns anwiderten, und wir sie nicht brauchen konnten. Es setzten sich also die dichterischen Talente unter unsern Bekannten in Bewegung. Indeß die Einen schafften eben nur, was sie selber brauchten, die Andern warfen Himmel und Erde durcheinander, ohne viel damit zu erreichen, und nachdem ich vom Lesen und Suchen endlich müde und unlustig geworden war, kam ich eines Tages ganz plötzlich auf den Gedanken, mir selber Etwas zu machen.

Ich hatte damals noch Unterricht im Zeichnen, war grade mit einer Copie des Amor und der Psyche nach Gerard beschäftigt, die ich der Braut zu schenken dachte, und wollte, um diese Zeichnung gut anbringen zu können, als irgend ein Genius erscheinen, der dem Brautpaare das Bild der Liebe zum täglichen Gefährten in das Haus bringen sollte. Daß die Mythe von Amor und Psyche eben kein gutes Bild, oder kein gutes

Omen für die eheliche Liebe und Treue darbot, focht mich dabei nicht an. Ich hatte nur die rosa Tricot strümpfe, die silbergeschnürten Sandalen, das weiße Gazekleid, die großen weißen Flügel und den Kranz von Rosen und Lilien im Sinne, den ich aufsetzen wollte, und was mir etwa von mythologischen Zweifeln kommen konnte, das erstickte der Gedanke an die schönen Verse, die ich zu machen beabsichtigte.

Wenn die Menschen aber sehen, daß man selbst für sich zu sorgen anfängt, so finden sie es gleich in der Ordnung, daß man auch für Andre sorge. Das wird ein Jeder in den kleinsten, wie in den größten Verhältnissen an sich erfahren, und kaum hatte ich daher erklärt, daß ich mir selbst ein Gedicht zu Polterabend machen würde, so wünschte die jüngste Schwester der Braut, daß ich auch noch eine zweite Scene, für sie und mich zusammen, erfinden sollte. Weil ich nun in der Scene für mich sehr in die Erhabenheit zu gerathen vorhatte, so beschloß ich meine zweite Dichtung ganz aus dem gewöhnlichen Leben zu nehmen, und ein alter Volksgebrauch sollte mir dazu den Stoff bieten.

Es hatte sich damals noch aus frühern Zeiten in Königsberg, wo fast alle Lebensmittel von den Verkäufern in den Straßen ausgerufen und in die Häuser

zum Kauf getragen werden, die alte Sitte erhalten, daß die Fischfrauen zu Fastnacht in einzelnen Paaren, mit einem buntgeschmückten großen Netz in die Häuser ihrer Kunden gehen, und dort im Flur tanzend, und einige bestimmte Verse absingend, ein Trinkgeld erhalten. Die Verse wurden plattdeutsch gesungen, was damals noch im Volke und auch in den Häusern von den Dienstboten gesprochen wurde, und was also Jedermann konnte, oder doch wenigstens kannte. Die Fischfrauen trugen dazu ihre besten Röcke und Jacken, große breite Schürzen, und den damaligen Hauptputz der Frauen aus dem Volke, das hochaufgethürmte bunt- oder schwarzseidene Kopftuch, das um so mehr geschätzt wurde, je vielfarbiger und greller die eingewirkte Borte war.

Ein solches Costüm ließ sich für uns aus den Vorräthen unserer älteren Dienstboten, — die jüngern hatten bereits die kleinen weißen Hauben angenommen, — leicht zusammenbringen; sie waren es auch, die uns das Plattdeutsche geläufiger einexercirten, und am betreffenden Tage traten wir denn als Fischfrauen in den Saal. Große Kunst hatte ich für meine Erfindung nicht nöthig gehabt. Das eigentliche Volkslied lautete:

Loop an de Linge (Leinen)
De Fischke's de springe,
De Fischergeselle singe,
De Fischerwiwer springe.
Wi' winsche dem Herrn
Enen goldenen Disch,
Up alle veer Ecke
Gebratene Fisch.
Wi' winsche de Fru
Enen jungen Sohn, —

und so ging das weiter fort, für alle Hausgenossen, die Köchin nicht zu vergessen, der hie und da auch Böses nachgesagt wurde, wie denn gelegentlich auch einmal eine Derbheit vorkommen konnte.

Ganz ähnliche Volkslieder mit Wünschen für das Haus singen, beiläufig bemerkt, auch die Landmädchen in dem polonisirten Theile von Westpreußen, wenn sie den Erndtekranz in das Haus bringen. Nur findet sich unter diesen Mädchen fast immer Eines oder das Andere, das die Verse zu variiren und der Gelegenheit anzupassen weiß, und es ist dort Sitte, mitten unter den guten Wünschen dem Hausherrn und der Hausfrau auch neckend ihre Fehler vorzuhalten, was mit einer gewissen Ehrlichkeit geschieht. Als ich aber später einmal auf dem Gute unseres Freundes Julius von Hennig, in Plen chott, einem solchen Erndtefeste beiwohnte, hatte dessen

Frau kurz vorher die Mutter verloren, und trug noch ihre Trauerkleider, als sie den Erndtekranz in Empfang nahm, und dafür das erste Brod vom frischen Korn den Arbeitern vertheilte, welche geholfen hatten, die Frucht der Erde abzugewinnen. Da erlebten wir von der Herzensfeinheit des Volkes den schönen Zug, das die Vorsängerin, nachdem sie dem Herrn seine Schwächen vorgehalten, sich zur Frau wendend die Worte sang: »die Frau wollen wir nicht schelten, denn die trägt schwarze Kleider, und hat ein schweres Herz!« — Natürlich sangen sie polnisch, und was ich davon weiß, verdanke ich Denen, die es mir übersetzten.

Ich hatte also, wie solch eine bäuerische Vorsängerin, mir die Paar Verse zwischen dem Volksrefrain zurechtgemacht, wir hatten schön bekränzte, von Flittergold strahlende Körscher, faßten einander, wie das der Brauch der Fischfrauen ist, bei dem Tanze so unter die Arme, daß wir mit den Köpfen nach verschiedenen Seiten sahen, sangen und schwenkten uns dabei nach Kräften, und erregten große Heiterkeit und Freude.

Dann kam ich nachher mit meinen pathetischen Versen, und mit meiner Kreidekopie von Amor und Psyche, die für einen Genius etwas schwer zu tragen

war, weil ich der Ordnung und des Anstandes wegen, sie in Glas und Rahmen hatte bringen lassen. Und war es das Siegesbewußtsein, das ich selbst über die Schönheit der Zeichnung und die Vortrefflichkeit des Gedichtes hatte, war es die Jugend, die immer gefällt: ich erntete einen großen Beifall, fand lebhafte Bewunderung für meine Verse, und von dem Tage ab stand es unter meinen jüngern weiblichen Bekannten eigentlich felsenfest, daß ich eine Dichterin sei. Ich selbst glaubte das nicht so unbedingt, aber ich hatte doch das größte Vergnügen von dem Abende und von meinem Erfolge. Ich fand mich sehr schön in meinem Genieskostüm, ich hatte mich selbst mit meiner gefühlvollen Poesie sehr gerührt, und da Alle Andern mich auch lobten, gab ich mich doch heimlich der schmeichelhaften Hoffnung hin, Etwas nicht Gewöhnliches geleistet zu haben. Ich besitze von diesen Gedichten jetzt nicht mehr ein Blatt. Ich habe sie vor langen Jahren verbrannt, weil das Aufbewahren unnützer Papiere etwas so Thörichtes und Unpraktisches ist. Ich habe aber immer, auch als ich reifer war, nur schlechte Verse, und mit Ausnahme von Gelegenheitsgedichten für meinen Gebrauch nur wenig Verse gemacht. Außer ein Paar kleinen Gedichten, die ich auf einer Reise geschrieben hatte, und die mein Vetter August Arnold

einmal in der Europa abdrucken ließ, ist keine meiner gereimten poetischen Produktionen den Leuten gedruckt unter die Augen gekommen, und als ich dann zehn Jahre später einsehen lernte, daß ich Prosa schreiben könne, habe ich die Poesie vollends in Ruhe gelassen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ich habe es von Dichtern oftmals in ihren Werken darstellen sehen, wie die Menschen nach außen hin, durch lange Jahre ein Leben der Freude und des Genusses führen und in ihrem Herzen doch fortdauernd in tiefe Traurigkeit versenkt bleiben. Indeß weder an mir selbst, noch an Andern habe ich im Leben diese Möglichkeit bestätigt gefunden. Unsere Beschäftigung, unsere äußern Eindrücke gehen in uns über, wie die Luft, die wir athmen, wie die Kost, die wir genießen. Sie stimmen und gestalten uns um, und wir verändern uns, ohne daß wir es gewahr werden, bis wir plötzlich, durch irgend einen äußern Zufall aufmerksam gemacht, die Wandlung mit einem gewissen Erschrecken bemerken. Denn es liegt in der Natur des Menschen, daß er sich lieb gewinnt in seinen verschiedenen Entwickelungsstufen, daß er sich fast in jeder auf der ihm eigentlich zusagendsten Stelle zu befinden glaubt, und daß er sich nicht gleich zurecht finden kann, wenn er bemerkt, daß

er sich auf derselben nicht mehr recht behauptet, daß er durch sich selbst gezwungen ist, eine neue Stufe zu betreten. Und je jünger und je entwickelungsfähiger wir sind, um so schneller gehen diese Wandlungen in uns vor sich.

Als Leopold starb, hatte ich eigentlich gar keinen Wunsch, gar keinen bestimmten Plan gehabt. Ich half nach wie vor im Haushalt, pflegte die Mutter, wenn sie leidend war, übte täglich Clavier, nahm wöchentlich ein Paar Zeichenstunden, unterrichtete die Schwester im Clavierspiel, aber es war, als gehe mich das Alles gar Nichts an. Früher hatte ich gern an meiner eigenen Ausbildung gearbeitet, und daran ein Selbstgenügen gefunden; dann hatte ich um Leopold's willen Etwas sein und werden wollen, und die Freude an der Selbstbefriedigung verloren, seit ich das größere Ziel im Auge gehabt, einen geliebten Mann zufriedenzustellen. Nun lebte ich eine Zeitlang so hin, und all mein Thun und Treiben machte mir keine Freude mehr.

Die Jugend aber, wenn sie mit einem Zustande fertig ist, glaubt leicht mit Allem fertig zu sein, und wie sie sich meist über den Umfang ihres Wissens und ihrer Einsicht täuscht, so täuscht sie sich auch über

die Kraft ihrer Neigungen und über ihre Beständigkeit. Ich hatte Leopold, so sehr ich konnte, geliebt, und gewähnt, nie eine andere Liebe fühlen zu können, als die für ihn, und ich hatte das ehrlich und fest geglaubt; ich hatte mich sogar, wie ich meinte, auch darin gefunden, keine Hoffnung und ein freudloses Leben vor mir zu haben. Ein Verfall, den ich mir noch heute nicht zu erklären weiß, und der zu den wenigen geheimnißvollen Erfahrungen meines Lebens gehört, hatte mich in diesen Gedanken bestärkt, weil er mir, die nicht an die Unsterblichkeit der Seele glaubte, dennoch die Vorstellung eines Zusammenhanges gab, der zwischen mir und Leopold noch über das Grab hinaus bestehe.

Ich hatte nämlich das Datum von seinem Todestage entweder nicht erfahren, oder mit einem andern Tage vertauscht, und die Stunde, in welcher er gestorben war, ebenso nicht gewußt. Natürlich aber hatte ich, als nach Jahresfrist der Monat seines Todes wiederkehrte, mehr noch als gewöhnlich an ihn gedacht. Ich war unwohl, niedergeschlagen, und legte mich eines Abends müde und traurig zu Bett. Mit einemmale wache ich mitten in der Nacht auf, weil ich mich, für mein Ohr ganz unwiderleglich, laut und

deutlich von Leopold rufen höre. Ich springe auf, sehe mich um, die Nachtlampe brennt ruhig, es ist Alles still. Aber ich hatte die Gewißheit, in diesem Augenblicke ist es ein Jahr, daß er gestorben ist. Ich blieb wach, draußen schlug bald darauf die Thurmuhr die Stunde. Und als ich dann später nachfragte, erhielt ich die Bestätigung, daß mich wirklich die Todesstunde des Geschiedenen erweckt hatte. All mein jetziges Denken widerspricht der Möglichkeit einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode, widerspricht der Möglichkeit eines Vorganges, wie ich ihn damals erlebt zu haben glaubte. Nichtsdestoweniger ist aber die Erinnerung an jene Nacht mir noch heute so gegenwärtig, und der Eindruck davon in mir so lebhaft, daß er sich mir oftmals, und auch im Augenblick dieser Rückschau, unwillkürlich darbietet.

Die bewegten Zeiten, welche dem Tode Leopold's gefolgt waren, die mancherlei Zerstreuungen, welche meine Eltern mir jetzt gestatteten, eine freiere und ausgebreitetere Lektüre hatten mir eine Menge neuer Ideen geboten, und während ich mich selbst oft auf dem Gedanken betraf, daß es für mich ein großes Glück, ja das Allerbeste sein würde, früh zu sterben, sagte ich mir, ohne dabei eine Ahnung von Selbst-

betrug zu haben, daß es schön sei, in den Raum eines kurzen Lebens so viel geistigen Gehalt als möglich aufzunehmen. Ob es allen Menschen so geht, das weiß ich nicht, ich habe aber in meiner Jugend stets im besten Glauben gehandelt, wenn ich mich selbst betrog; und während ich, durch mancherlei Nervenleiden in meinen Todesahnungen bestärkt, mich über die Kürze meines Lebens zu trösten und es gut auszufüllen strebte, bereitete ich mich eben dadurch für ein neues Weiterleben vor, und tröstete ich mich über das erfahrene Leid.

Eine äußere Gewohnheit kam mir dabei zu Hilfe. Mein Vater hatte uns angehalten, auf die Frage, wie es uns gehe, wenn dies irgend thunlich war, „sehr gut“ zu erwidern, um nicht durch eine klägliche Antwort eine bemitleidende Entgegnung, und ein nichtsnützendes Hin- und Her von Jämmerlichkeiten hervorzurufen. Wir sind aber, mehr als wir uns eingestehen, unter dem Banne unserer eigenen Aussage von uns selbst, und da aus diesem Grunde die Leute mich für getröstet hielten, da man von allen Seiten mit mir wie mit jedem andern Mädchen von der Zukunft sprach, so lernte ich es allmählich wieder, den Blick auf eine solche zu richten.

Während ich noch glaubte, mich den Zerstreuungen aus Gleichgültigkeit oder aus Gefälligkeit für Andere, oder weil ich eben nicht anders könne, hinzugeben, hatte ich unmerklich selbst wieder Lust und Theilnahme daran gewonnen. Während ich dachte, wie schrecklich es sei, daß bald gar Nichts von mir übrig bleiben und ich der Vernichtung rettungslos anheimfallen würde, hatte zwar noch kein einzelner Mann wieder irgend eine Bedeutung für mich erhalten, aber die Gesellschaft und die Männer in ihr, und mein Erfolg bei ihnen, waren mir wieder wichtig geworden. Und weil ich glaubte, nie wieder einem stillen Glück begegnen zu können, wie das, welches ich an Leopold's Seite zu finden gehofft, fingen meine Wünsche an, sich auf die belebten Kreise der großen Welt zu richten, und die Schilderungen der großen weltberühmten Salons, die Schilderungen der berühmten Frauen, um welche sie sich gebildet, beschäftigten meine Phantasie, und regten meinen Ehrgeiz auf, während meine Vernunft mir unabläßig vorhielt, daß solche Wünsche für mich thöricht, daß ein Leben außerhalb der beschränkten Verhältnisse, in denen ich geboren war, für mich nicht möglich sei.

Dazu hatte ich mich grade in jener Zeit, besser als früher, in die Art und Weise meiner Mutter

ſchicken lernen. In Folge unausgeſetzter Uebung waren alle häuslichen Verrichtungen mir geläufig geworden, und da man an jedem Dinge, das man recht zu machen verſteht, allmählich ſelbſt Freude gewinnt, ſo war das Hauswesen mir lieb und die Zufriedenheit der Eltern mir ein Lohn geworden, auf den ich ſtolz war. Ich hatte mich nun auch bereits gewöhnt, der kränkelnden Mutter mancherlei Unannehmlichkeiten, manchen Schreck, manche Beunruhigung zu erſparen, ſie in vielen Dingen zu vertreten, ohne ſie wie früher dadurch zu verletzen. Weil es mir aber ſchwer wurde, mir dieſe Art der Selbſtverläugnung, des ſchweigenden Thuns, anzueignen, ſo lohnte mir auch das Gefühl der Selbſtüberwindung, und das Heranwachſen meiner Geſchwiſter gab daneben meinem Leben neue Anhaltpunkte und erhöhten Reiz.

Mein älteſter Bruder, der Anfangs Theologie ſtudiren wollte, weil der Verkehr mit Leopold ihm eine Neigung dazu eingeflößt, hatte auf den Rath und Wunſch meines Vaters davon abgeſtanden, und ſich in die juriſtiſche Fakultät einſchreiben laſſen. Mein zweiter Bruder, deſſen Sinn auf Abentheuer ſtand, ſprach davon, zur See zu gehen, ſobald er ſein Studentenexamen, welches der Vater ihm nicht erlaſſen

wollte, beendet haben würde. Aber das Ungewisse und Gefährliche dieses Lebensweges, das ihn reizte, schreckte die Eltern davon zurück, und es waren dann allein die Ueberredung und der Einfluß meiner Mutter welche ihn bestimmten, seinen Wunsch aufzugeben und Mediziner zu werden. Die Möglichkeit, als solcher sich überall einen Wirkungskreis bereiten, und als Arzt doch nach freiem Belieben die Welt sehen zu können, söhnte ihn mit der Wahl dieses Berufes aus, der ihm dann später lieb wurde, und in dessen Ausübung er in Tiflis seinen frühen Tod fand, als er von Grusien zurückkehrte, wohin er gegangen war, um die epidemischen Wechselfieber zu beobachten.

Das Studentenleben der Brüder, ihr Verkehr mit ihren Genossen, brachten viel Abwechslung in das Haus. Wie der Vater uns Töchter unter strenger Zucht hielt, so gewährte er den Söhnen, nun sie in das Leben traten, viel Freiheit. Er versorgte sie nach seinen Mitteln reichlich mit Geld, er kontrollirte sie wenig, und hatte ihnen gesagt: Ihr werdet voraussichtlich, wie alle jungen Leute Thorheiten machen und dadurch in Verlegenheit gerathen. Befindet Ihr Euch in einer solchen, so wendet Euch nie an einen Fremden, sondern an mich. Ich habe sicherlich mehr guten

Willen, Euch zu helfen, als jeder Andere! — Und dies Uebereinkommen iſt, weil wir die Werttreue meines Vaters Alle kannten, von den Söhnen wie von dem Vater auch gehalten worden.

Was die Brüder an ſtudentenhaftem Treiben mitzumachen wünſchten, die bunten Trachten, die Commerſe und Gelage, es wurde ihnen frei geſtattet. Mein Vater räumte den Brüdern, die ohnehin zwei Stuben im Hauſe bewohnten, eine Zeitlang ſogar ein großes drittes Zimmer, das wir nicht benutzten und das leerſtand, als Fechtboden für ſie und ihr Kränzchen ein, weil — es ſie am Hauſe und an der Familie unmerklich feſthielt; und dieſe Vergünſtigung, die ſehr viel Unruhe und Laufen in das Haus brachte, wurde ihnen erſt entzogen, als ſie es ſich einmal beikommen ließen, ein Duell in unſerem Hauſe auszufechten.

Das Leben der Studenten war damals aber in Königsberg noch auffallend genug. Obſchon die Stadt gegen ſechzigtauſend Einwohner hatte, einen großen und wohlhabenden Kaufmannsſtand, alle großen Beamtenkollegien der Provinz, das Oberlandesgericht, das Tribunal, die Regierung und ein großes Militärkommando in ſich ſchloß, zählte doch das Häuflein der Studenten, wenngleich ihrer ſelten über fünfhundert auf der Uni-

versität beisammen waren, als etwas Bedeutendes mit. Man ließ ihnen Freiheiten, wie es sonst nur in den kleinen Städten zu geschehen pflegte, welche von den Studenten leben; und weil viele angesehene Königsberger Familien ihre Söhne unter ihnen hatten, blieb man mit ihrem Thun und Treiben in einem Zusammenhange.

Ich habe einen Abriß des Verhältnisses der Königsberger Studenten zu den Familien im Anfange meines Romanes »Wandlungen« zu geben versucht, und ich glaube, daß meine Schilderung für die eine Seite des dortigen Studentenlebens ein treues Bild ist. Die andere Seite war aber unbeschreiblich roh, und das Benehmen mancher Landsmannschaften und mancher jungen Männer so gegen alle Sitte, daß es mir jetzt unbegreiflich scheint, wie dadurch nicht ein Vorurtheil gegen die Studenten im Allgemeinen hervorgerufen wurde.

Einzelne Figuren waren förmlich ein Schrecken der Bürger, und ich erinnere mich deutlich eines großen, sehr wüsten Theologen aus Masuren, der ein paar Jahre ehe meine Brüder die Universität bezogen, in Königsberg sein Wesen trieb. Ueberall gewahrte man seine große, ungeschlachte Gestalt, seinen schmutzigen, weißen Flausrock, überall wußte man von seiner Roh-

heit, gegen welche Karzer und andere Strafen sich unwirksam bewiesen, überall tadelte man ihn, und schließlich lachte man über seine Streiche.

Einmal war in einer angesehenen Kaufmannsfamilie, in welcher verschiedene Studenten Zutritt hatten, ein Ball. Einen so wüsten Gesellen sah man aber natürlich in dem Hause nicht, und er war also auch zu dem Balle nicht eingeladen. Dennoch erklärte und wettete er am Morgen, daß er Abends den Ball besuchen werde, und zwar so wie er da stehe und gehe, im Klausrock, Lederhose und Kanonenstiefeln. Am Abende, als die Gesellschaft sich versammelte, standen seine Freunde vor der Thür, um zu sehen, ob ihr Commilitone sich einstellen werde. Indeß man tanzte oben bereits, ohne daß er gekommen war, und eben wollten die wartenden Studenten sich entfernen, als Jener in der Straße erschien, sich vor dem Hause hinstellte und mit starkem Schwunge seine kurze Tabakspfeife durch das Mittelfenster des Saales in denselben hineinwarf. Dann ging er raschen Schrittes in das Haus und in den Saal, in welchem der Schreck den Tanz unterbrochen hatte, sagte, als man, ihm entgegentretend, nach seinem Begehren fragte: er komme, seine Pfeife zu holen, die ihm in das Fenster geflogen sei, und entfernte sich, ehe

die Dienerschaft beisammen war, ihn fortzubringen. — Ein andermal wettete er, daß er ein schönes, junges Mädchen, die Tochter des ersten Geistlichen an der reformirten Kirche, am hellen Mittage über den Kirchplatz nach ihres Vaters Wohnung tragen würde, und auch dieses Vorhaben führte er aus, freilich nicht, ohne das Eine wie das Andere im Karzer zu verbüßen.

Aehnliche Uebertreibungen kamen, wennschon in geringerem Maaße, auch noch zu den Zeiten vor, in denen meine Brüder Studenten waren; aber den Studenten verzieh man, was man keinem andern Stande verziehen haben würde, und zog damit zum Theil jenen anmaßenden Kastengeist der Junker und der Beamten groß, der später in den Parteikämpfen unseres Vaterlandes grade aus den Reihen der Studirten die heftigsten und rücksichtslosesten Gegner der Freiheit und der Gleichheit vor dem Gesetze geliefert hat.

Mein Vater, der einen sehr stark ausgeprägten Bürgersinn besaß, verabscheute dieses Treiben entschieden, und konnte, wenn er einmal die Studenten halbbetrunken von ihren Gelagen und Comitaten heimkehren sah, oder wenn die in unserer Nachbarschaft wohnenden Studenten, auf den Fensterbrettern des zweiten Stockes sitzend, ihre Beine auf die Straße hinaushängen ließen und

Bier trinkend ihre Lieder sangen, wohl spottend die Bemerkung machen: das sind unsere künftigen Herren Prediger und Minister! — Dennoch ließ er die Brüder gewähren, so weit sie gehen wollten.

Der Aelteste war Student mit Leib und Seele, aber er blieb seiner Natur nach doch immer in den Schranken des Wohlanständigen, und mußte, als der zweite Bruder ein Jahr später die Universität bezog, bald für ihn eine vermittelnde und ausgleichende Rolle übernehmen, weil dieser in dem Ungestüm seiner Kraft sich außer dem Hause und in dem studentischen Leben für die Zucht und den Zwang zu entschädigen suchte, den das Familienleben Jedem auferlegt. Phantastisch und zu Uebertreibungen geneigt, ließ er sich einen feuerroth karrirten Rock machen, wo die Andern sich mit irgend welchen farbigen Abzeichen begnügten. In Hemdeärmeln durch die Straßen zu gehen, wenn es warm war, sah er als das Natürlichste an. Galt es eine Wette, so fanden wir ihn eines Sonntages auf dem belebtesten Spaziergang der Stadt, ebenfalls in Hemdeärmeln, auf einem Eckstein sitzen und die vorübergehenden Bekannten ernsthaft um ein Almosen ansprechend. Daneben gab es Händel mit Thorschreibern, Nachtwächtern und Polizeisoldaten, oder eine Prozession, in der er

als Leidtragender voranging, während man ein paar todte Katzen zur Anatomie hintrug, und dazwischen Berichte die uns ängstigten, wenn er bei einem Commers aus dem Fenster eines oberen Geschosses gesprungen war, um sich, heiß und weinglühend, in dem Teiche vor dem Hause abzukühlen.

Der Vater wußte, sah, erfuhr das Alles und ließ es geschehen, aber er hatte es gern, wenn dergleichen Dinge in einer Weise mitgetheilt wurden, die sein Einschreiten nicht nöthig machte. Denn da der Tollkopf trotz seiner Wildheit die Collegia fleißig und pünktlich besuchte, so mochte der Vater die Absicht haben, diesem Sohne durch die ihm gestattete Freiheit die Scheu zu nehmen, welche die strenge und falsche Behandlung seines Charakters in der ersten Kindheit ihm vor dem Vater eingeflößt hatte. Indeß die ersten Eindrücke, welche wir empfangen, sind weit maßgebender als man glaubt. So wurde auch mein zweiter Bruder niemals frei dem Vater gegenüber, niemals selbstherrlich in sich selbst. Er that, wozu seine Laune, sein Temperament, sein ganzes Naturell ihn trieben, aber er that es immer mit einem inneren Widerstreben, er bereute es immer. Er übte das Verkehrteste meist mit dem geheimen Gefühle aus, es zu thun, um

ſeine Freiheit damit kund zu geben und zu wahren, mit der geheimen Sorge, dafür zur Rechenſchaft gezogen zu werden. Er glich darin einer großen Maſſe von Menſchen, die ihre Thorheiten gleichſam Andern zu Liebe, das heißt im Hinblick auf den Tadel der Andern begehen, dem Trotz zu bieten ihrer inneren Unfreiheit als Heldenthat erſcheint. Wirklich freie Menſchen habe ich immer auch maßvoll und beſonnen, rückſichtsvoll für das Wohl und ſchonend für das Empfinden ihrer Umgebung gefunden.

Aber nicht allein das Zuſammenleben mit meinen Brüdern, auch die Entwickelung meiner Schweſtern wurde eine neue Quelle der Freude und des Intereſſes für mich, und je beſtimmter die Eigenartigkeit einer Jeden ſich von früh an ausſprach, um ſo mehr trugen ſie dazu bei, das Daſein im Hauſe vielgeſtaltig zu machen und zu beleben. Nun erſt, da man der größten Mühe um ihre körperliche Wartung enthoben war, nun, da ſelbſt die Jüngſten ſchon kleine Menſchen mit beſtimmten Gaben und Wünſchen waren, nun fing auch für uns ältere Geſchwiſter die Freude an den Kleinen an. Es erzieht aber den Menſchen Nichts ſo ſehr, als das Erziehen Anderer, es fördert Nichts ſo ſehr ſeine Einſicht, als das enge Zuſammenſein mit

Kindern. Die Gelaſſenheit und Schonung, die man mit ihrem Fortſchreiten und für ihre Eigenheiten haben muß, ſind eine gute Verübung für jene Geduld, ohne welche man im Leben Nichts leiſten und Vieles zerſtören würde, wie andererſeits die einfache Güte der jüngeren Geſchwiſter uns oft beſchämte und von großer Wirkſamkeit auf uns Erwachſene war. Ich gedenke dabei eines ſpeciellen Falles. Mein jüngerer Bruder hatte einmal in einem Anfall von unbegründeter übler Laune unſere kleine, etwa ſechsjährige Schweſter geſcholten und ihr, was ſtreng verboten war, einen Schlag gegeben, ſo daß ſie weinend in die Kinderſtube gegangen war. Dem Bruder hatte das gleich leid gethan, aber er hatte es doch ſo hängen laſſen. Ein paar Stunden ſpäter, als das Kind ihn im Flur des Hauſes erblickte, lief es auf ihn zu, umarmte ihn und ſagte: ſei nicht böſe, daß ich Dich heute ſo geärgert habe!

Solche Züge der Güte und Liebenswürdigkeit waren dann nicht verloren, und es bildeten ſich in der Familie zwiſchen den einzelnen Geſchwiſtern beſondere Sympathien aus, die alle zuſammengehalten wurden durch das ſtarke Band der Liebe zu den Eltern, und durch das Streben, ihnen im Allgemeinen Ehre, im Einzelnen ſo viel Freude als möglich zu machen.

So abgezogen von mir selbst durch Thätigkeit und Liebe für die Meinen, gesellig vielfach angeregt, allmählig an einen verhältnißmäßig weiten Verkehr mit Menschen gewöhnt, hatte ich mein einundzwanzigstes Jahr vollendet. Unsere Vermögenslage hatte sich gebessert, ohne daß mein Vater darum sorgenfrei oder die Nothwendigkeit strenger häuslicher Oekonomie für uns geringer geworden wäre. Des Vaters Geschäfte hatten sich in einem Grade ausgedehnt, der ein großes Betriebskapital erforderte. Dieses fehlte ihm, und sei es, daß er es nicht für gerathen hielt, mit fremdem, erborgtem Kapital zu arbeiten, oder daß er sich ein fremdes Kapital in dem Belange, wie er dessen bedurfte, nicht zu schaffen vermochte, genug, er befand sich durch viele Jahre in einem Mißverhältniß zwischen der Größe seiner Mittel und der Ausdehnung seines Geschäftes. Obgleich sein Erwerb recht groß war, obgleich er mit den zunehmenden Jahren auch die sich steigernden Bedürfnisse seiner Familie freigebig zu befriedigen und noch ein gewisses Vermögen dabei anzusammeln vermochte, wußten wir den Vater doch, ohne daß er sich darüber aussprach, häufig in Geldverlegenheiten, erhielten wir doch fortdauernd die Mahnung, uns einzuschränken, um dem Vater so wenig Sorge als möglich aufzubürden.

Um so überraschender war es also für mich, als wenig Tage nach meinem einundzwanzigsten Geburtstage mein Vater mich in das Zimmer rief, in dem er sich mit der Mutter befand, und mir die Frage vorlegte: was würdest Du davon denken, wenn ich Dich heute über vierzehn Tage mit mir nähme?

Es war nämlich schon seit dem Winter eine Reise meines Vaters behufs seiner Weineinkäufe am Rhein und am Neckar im Werke gewesen, und diese war in den letzten Wochen auf die Mitte des Aprilmonates festgesetzt worden.

Es war die erste so entfernte Reise, welche mein Vater unternahm, und damals waren die westlichen Grenzen Deutschlands von Königsberg für die Vorstellung weit entfernter, als jetzt. Ich selbst hatte nie eine andere Stadt als Königsberg gesehen, und ihren Umkreis nur überschritten, um hie und da einen Besuch bei Bekannten im Seebade Kranz, fünf Meilen von der Stadt, zu machen. Denn als die Eltern mit den Brüdern und der mir nächsten Schwester etwa ein Jahr vorher einmal einen Ausflug gemacht, um Frauenburg und seinen Dom, um Elbing und Marienburg mit seinem unvergleichlichen Schlosse zu sehen, war ich als die Aelteste zu Hause geblieben, um den Haushalt und die

kleinen Geſchwiſter zu beſorgen. Aber ſchon damals hatte der Vater auf das Bedauern der Mutter, mich zurücklaſſen zu müſſen, tröſtend geſagt: ſei ruhig, liebe Mutter! Fanny ſoll einmal noch mehr von der Welt zu ſehen bekommen, als Ihr jetzt!

Indeß das Wort war keine Zuſage geweſen, und ſo oft ich auch, am Fenſter ſitzend, mir bei winterlichen Sonnenuntergängen den röthlich ſchimmernden Schnee der Dächer betrachtet und mir das Alpenglühen auf den Gletſchern vorgeſtellt, ſo oft ich mir Mignon's »Dahin, dahin!« vordeklamirt, und ſo begeiſtert ich oftmals für mich in der Stille beim Nähen die Worte der Jungfrau von Orleans, von »der prächtig ſtrömenden Loire« wiederholt hatte: auf eine Reiſe für mich zu hoffen, eine Reiſe mir ſo nahe zu glauben, war mir niemals eingefallen. Es lag weit hinaus über Alles, was ich ſelbſt von der Güte meiner Eltern erwarten konnte; es lag auch weit hinaus über die Anſprüche, welche man damals ſogar in den Kreiſen meiner wohlhabenderen Verwandten für die Töchter als berechtigt annahm, und ich wußte auf meines Vaters Frage auch Nichts zu ſagen, als ihn und die Mutter ſtrahlend vor Freude anzuſehen.

Und freudeſtrahlend waren wir Alle drei. Der

Vater in dem Bewußtsein, mir ein so unverhofftes Glück zu bereiten; die Mutter, deren ganze Liebesfülle und Anmuth in solchen Augenblicken hell hervortrat, in der Freude über mein glückliches Gesicht, und ich selbst — ja mir war eigentlich zu Muthe, als solle ich nicht nur ein Stück von der Welt sehen, sondern als schenke der Vater mir die ganze Welt!

Und ein schön Stück Welt und Leben hat jene erste Reise mir erschlossen, den Weg gebahnt hat sie mir für alle Zukunft — wenn schon einen Weg, den weder mein Vater noch ich damals für mich im Auge haben konnten!

Im Hause begann nun reges Leben. Mein Vater schenkte mir vierunddreißig Thaler, meine Ausrüstung zu bestreiten. So viel hatte ich noch in meinem Leben nicht besessen, und es dünkte mir, als lasse sich damit eine Garderobe herstellen, die selbst in der Fremde sich sehen lassen könne. Indeß ein einfaches grünes Marcellinkleid, das erste farbig-seidene Kleid meines Lebens, und dadurch eine wahre Errungenschaft, ein anderes Sommerkleid, ein Reisehut, ein paar Morgenhauben, deren Spitzen und rosa Bänder mir in meinen Augen einen unwiderstehlich romantischen Anstrich gaben, einige gestickte Kragen und neue Schuhe, hatten mein kolossales

Vermögen von vierunddreißig Thalern ſchnell erſchöpft, und zu Hauſe begann danach ein Nähen und Schneidern der neuen Herrlichkeiten, ein Aufputzen und Zurechtmachen des vorhandenen Alten, daß man kaum zu Athem kam.

Für meine Geſchwiſter war ich nun mit einemmale eine ganz neue Perſon geworden. Aber auch ſie betrachtete ich mit einer Art von Erſtaunen, weil ich ſie und die Mutter auf eine ungewiſſe Zeit verlaſſen ſollte. Daß »wir Kinder«, die wir uns immer nur als eine Einheit empfunden hatten, getrennt werden könnten, daß ich jetzt, jetzt gleich, fortgehen würde, war mir, nun es vor mir ſtand, eine völlig neue Vorſtellung, ſo oft ich früher auch an meine Verheirathung mit Leopold gedacht hatte. Alle Vorausſicht iſt farblos gegen die Gewalt der Wirklichkeit und Gegenwart.

Wir waren Alle unbeſchreiblich glücklich. Wir kamen uns ordentlich vornehmer vor als ſonſt, weil Eine von uns zum Vergnügen auf Reiſen ging, und doch weinten wir, Mathilde und ich, und ſelbſt die Brüder, ſo oft wir daran im Alleinſein dachten.

In der Familie gab es viel Rederei. Die kinderloſen Onkel und Tanten ſahen in dieſem Reiſeplane nur einen neuen Akt der Verwöhnung, die man mir

angedeihen ließ, bis ſie auf den Gedanken kamen, mein Vater habe die Ausſicht, mich irgend wo an irgend Jemanden zu verheirathen. Das lag in ihrem Geſichtskreiſe, ſie ſprachen es auch gegen mich aus, daß der Vater wohl „eine Partie“ für mich haben werde, und ermahnten mich dringend, nun endlich vom „hohen Pferde“ zu ſteigen, und wenn ein ordentlicher Mann mich haben wolle, vernünftig zu heirathen ohne groß an Liebe zu denken, die in der Ehe doch nicht wie im Brautſtande dauere. Man könne ſich ſeinen Mann nicht beſtellen und nicht malen, und wer wie ich fünf Schweſtern und kein Vermögen habe, der müſſe ſehen, daß er aus dem Hauſe und unter die Haube komme.

Vernünftig war das ſehr, nur war ich für dieſe Art von proſaiſcher Vernunft nicht eben ſehr empfänglich, und ſie hatte keine andere Wirkung auf mich, als mich in allen meinen Idealen zu beſtärken, und mich noch ſehnſüchtiger zu machen nach einer Lebensſphäre, in der ähnliche Gründe ſolcher Vernunft mir in ähnlicher Weiſe nicht ausgeſprochen werden konnten. Wie tauſendfach die Unbildung das feinere Empfinden kränkt, davon hat ſie zu ihrem großen Glücke meiſt keine Ahnung.

Meine Schul- und Jugendfreundinnen waren anderer Anſicht. Sie hatten nicht vergeſſen, daß unſer Lehrer

mich einmal »die Verfasserin« genannt, und sie hatten auch meine schönen Polterabendgedichte nicht vergessen. Sie sagten mir, mein Vater nähme mich mit, weil ich Schriftstellerin werden sollte! Wie außerordentlich dies gegen meines Vaters damalige Wünsche für mich war, oder wie das eigentlich angefangen werden würde, mich zur Schriftstellerin zu machen, davon hatten sie freilich so wenig als ich selbst eine Ahnung.

Ich selbst schwamm in einem wahren Meer von Wonne! Alles entzückte mich: die neuen Kleider und die Abschiedsbesuche, mein Koffer und die Liebe meiner Geschwister, der Paß, auf dem mein Name neben dem des Vaters stand, und die unermüdliche Güte der Mutter, die immer neue Kleinigkeiten zu meiner Reiseausstattung hinzuzufügen beflissen war. Von dem Oberflächigsten zu dem Innerlichsten schwankte ich hin und her; aber über Allem leuchtete das Licht der goldigsten Hoffnungen. Was ich erwartete — ich hätte es keinem Menschen zu sagen gewußt. Aber ich war voller Erwartung, und dieser Zustand kommt dem reinen Glück am nächsten.

Im Fluge vergingen die Tage bis zu unserer Abreise. Wie wir zu Hause Abschied nahmen, wie wir nach der Post fuhren, das beschreibt sich nicht. Aber

eben so wenig beschreiben sich die Seligkeit und der Stolz, mit denen ich in dem Cabriolet der Schnellpost an des geliebten Vaters Seite durch die Straßen fuhr. Dies Vergnügen, alle die Bekannten zu grüßen! Dies Vergnügen, den grünen Schleier meines Strohhutes durch den hellen Morgen des sechszehnten April hin flattern zu sehen!

Und nun wieder Thränen, als ich die Mutter und die Brüder und all die guten Kinder weinend auf dem Wolme, und die Commis, die Küfer und die Arbeiter grüßend vor den Kellern stehen sah! Und dann der Triumph, an den Häusern der beiden Tanten vorbei zu fahren, die mich durchaus verheirathen wollten, und mir dabei zu sagen: ich heirathe doch nicht, und niemals, wenn ich es nicht will!

Dann noch ein Blick auf den Pregel und seine Schiffe, auf die Häuser der Vorstadt, auf die alte Haberberger Kirche, auf die Pumpe mit dem kleinen geschnitzten, bunt angemalten Figürchen des Hans von Sagan, des heldenmüthigen Schusters, der einst Königsberg gegen die Polen vertheidigt — und nun hinaus zum Thor, auf die lange, lange, unabsehbare Chaussee — die überall hinführte!

Und ich hatte zum ersten Male Königsberg und das Vaterhaus verlassen.

Mein Vater gab mir die Hand. „Nun Fanny!“ sagte er. Ich küßte ihm die Hand, und er selbst führte mich hinaus in die Welt, hinaus in das Leben, das mich auf den weitesten Wegen hinbringen sollte, an ein mich beglückendes Ziel.

Meine Lebensgeschichte.

Von

Fanny Lewald.

Zweite Abtheilung:

Leidensjahre.

Erster Theil.

Berlin 1862.

Verlag von Otto Janke.

Leidensjahre.

Von

Fanny Lewald.

Die Verfasserin behält sich das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen vor.

Erster Theil.

Berlin 1862.

Verlag von Otto Janke.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Druck von Cramer & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Leidensjahre.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Im Jahre achtzehnhundert zweiunddreißig war das Reisen noch nicht so leicht als in unsern Tagen, und doch sah man es schon als einen ungemeinen Fortschritt an, daß man den Weg von Königsberg nach Berlin, der auf der Chaussee etwa achtzig Meilen lang war, in zweiundsiebenzig Stunden zurücklegen konnte. Man liebte es zu erzählen, wie unsere Großväter und zum Theil auch noch unsere Väter, von Königsberg bis Berlin und Leipzig vierzehn Tage unterwegs gewesen wären, wie man auf der ordinairen Post elend und eng gesessen, wie die Wagen in den Löchern des Weges stecken geblieben wären, und umgeworfen hätten, wie die Passagiere unter dem Gepäck zu liegen gekommen wären, und wie gewissenhafte Familienväter ihr Testament gemacht und ihr Haus bestellt hätten, bevor sie einmal eine solche Reise unternommen.

Dagegen war nun die pünktliche, wohlgepolsterte Schnellpost, die ihren Dienst auf den glatten Chausseen tadellos verrichtete, ein ganz andres Ding! Indeß man mußte doch recht frisch und kräftig sein, um zweiundsiebenzig Stunden unausgesetzter Fahrt, um drei Nächte in Kleidern, ohne alle Ruhe, nicht als etwas höchst Ermüdendes zu empfinden, und wenn man zu sechs Personen in dem Innern der Schnellpost saß, und darunter, was mir später wohl gelegentlich geschehen ist, bei guter Jahreszeit drei, vier polnische Juden zu Gefährten hatte, die in ihren großen Pelzen von den Messen heimkehrten, so war es mit den Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Schnellpostwagens nicht eben weit her. Aber die Vorstellungen von der Bequemlichkeit wechseln mit der Möglichkeit sie zu befriedigen, und es kommt vielleicht noch die Zeit, in der man es als eine große Strapaze und als etwas sehr Unangenehmes betrachten wird, mit Hunderten von Menschen auf einmal, ohne alle persönliche Freiheit, als menschliches Frachtgut auf den Eisenbahnen befördert zu werden.

Damals aber, als ich im Jahre achtzehnhundert zweiunddreißig meine erste Reise unter dem Schutze

meines Vaters machte, fiel es mir ſicherlich nicht ein, daß es nicht bequem ſei, zweiundſiebenzig Stunden zu fahren. Ich ſaß an ſeiner Seite in dem Coupé des Wagens, der gute Conducteur, ein großer dicker ehemaliger Küraſſier-Unterofficier, als Dritter neben uns, und ich empfand Nichts als ein fortdauerndes Vergnügen über das Glück, zu reiſen, und über all das Neue, das ich ſah. Was aber war mir, die ich meine Vaterſtadt niemals verlaſſen, die ich die Welt nicht weiter geſehen hatte, als in einem Umkreiſe von ſechs Meilen, was war mir nicht neu?

Glücklicher Weiſe ließ ſich damals noch mit den Conducteuren reden, wie man das nannte. Sie hatten es nicht ſo gar eilig auf den Stationen, und mit einem Trinkgeld für ſie und für den Poſtillon, ließ ſich etwas Verſäumniß leicht wieder einbringen. That der Conducteur dann auch ſehr ergrimmt, wenn die Paſſagiere ſelbſt nach dem dritten Blaſen nicht gleich kommen wollten, ſo fuhr er, und das war die Hauptſache, doch nicht eher ab, als bis er ſeine auf dem Stunden- und Courszettel wohlgebuchte Perſonenzahl beiſammen hatte, und es war eigentlich ein höchſt gemüthliches Gefühl, beſtändig ſolch einen verantwortlichen, ehrlichen Beamten,

solch einen gutmüthig polternden Aufseher neben sich zu haben. Es war beinahe unmöglich, Etwas zu versäumen, zu vergessen, zu verlieren; der Conducteur gewährte fast alle Annehmlichkeiten eines Reise-Couriers.

In aller Gemächlichkeit besahen wir den Frauenburger Dom, die kopernikanische Wasserleitung, die, so viel ich mich erinnere, halb verfallen war, besuchten in Marienburg das in seiner Art einzige Mittagsessen, die Marienburg, das der deutsche Orden gegründet, und gingen gemächlich in dem freundlichen Elbing spazieren, wo der Conducteur wirklich Noth hatte, seinen Bewagen voll Cadetten, die sich nach allen Weltgegenden zerstreut hatten, wieder vollständig zusammen zu bekommen.

Die lange Tuchler Haide, die ganze Reihe häßlicher kleiner Judenstädte, durch die wir in Westpreußen zu fahren hatten, boten doch immer Etwas dar, was mich beschäftigte, und als ich einmal Nachts in Friedberg vor dem Posthause durch das Stillstehen des Wagens erwachte, war es mir so undenkbar, daß ich nicht zu Hause, daß ich im Postwagen und unterwegs wäre, daß ich mich förmlich und lange besinnen mußte, wie ich denn eigent-

lich hierher gerathen und was mit mir vorgegangen sei. Ich hatte das Gefühl, als käme ich in einem Wagen von einem Balle nach Hause, und fragte ganz verwundert, wie ich denn auf der kleinen Strecke habe so fest einschlafen können? Erst das Lachen meines Vaters und des Conducteurs brachte mir meine Reise in's Bewußtsein. Ich war so sehr mit der Heimath verwachsen, so sehr an das Vaterhaus gewöhnt, daß ich mich in ein Dasein außerhalb desselben gar nicht recht finden konnte.

Am Morgen des neunzehnten April kamen wir in aller Frühe in Berlin an. Schon die Vorstädte hatten mir einen großstädtischen Eindruck gemacht, und die Frankfurter Linden, der Alexanderplatz, die Königsstraße, die Kurfürstenbrücke setzten mich mehr und mehr in Erstaunen. Ich dachte nicht daran, daß ich drei Nächte nicht im Bette gewesen, ich fühlte nicht die leiseste Müdigkeit, und war äußerst betrübt darüber, als mein Vater mir befahl, mich schlafen zu legen, nachdem wir unsere Zimmer im Hotel de Portugal in der Burgstraße eingenommen hatten. Ich versicherte, daß ich kein Auge schließen würde, denn die Sonne stand — es war sechs Uhr Morgens — hell am Himmel und ich

war äußerst aufgeregt; aber die Natur machte ihr Recht doch geltend, und ich hatte einige Stunden vortrefflich geschlafen, als ich mit dem höchsten Glücksgefühl erwachte, und mich nun ganz sicher und gewiß in Berlin befand.

Alles entzückte mich. Ich hatte zum erstenmale im Leben ein Zimmer für mich ganz allein, ich wohnte zum erstenmale im Leben in einem Hotel, ich wurde von Kellnern bedient, hatte rothseidene Fenstergardinen und einen schönen Teppich über den ganzen Fußboden, und was die Hauptsache war, ich hatte gar Nichts zu thun, gar keine Pflicht zu erfüllen, war nur für mich selbst und zu meinem Vergnügen da, und Alles, was geschah, geschah in gewissem Sinne um meinetwillen. Diese Befriedigung des Egoismus war mir sehr angenehm. Ich wiegte mich ordentlich in dem Gefühl der Freiheit. Ich dachte zwar nach Hause, an meine Stube, an die Mutter, an die Geschwister, die nun an die Arbeit oder in die Schule gehen mußten, aber nur, um mich darüber zu freuen, daß ich dieses alles nicht nöthig hatte. Ich war wirklich sehr glücklich an dem Morgen, und ich kam mir so wichtig, so interessant vor, daß ich noch mit Vergnügen daran

denke. Es schien mir, als fange das Leben erst jetzt für mich an, als liege die ganze Welt nun offen vor mir da, als müsse mir nun gleich das Beste und das Allerschönste begegnen, und als ich mich dann mit meinem, für die Reise angeschafften Negligee, einem Foulard, Rock und einer kleinen Haube mit rosa Bändern, in das Fenster legte, um mit verwunderten Augen das alterthümlich prächtige Schloß und die Kurfürstenbrücke und die Statue des großen Kurfürsten anzustaunen, da war ich in meinem tiefsten Herzen überzeugt, Berlin müsse mich ebenso anziehend finden, als es mir erschien. Ich hätte mich gar nicht gewundert, wenn drüben an dem Fenster des Schlosses irgend ein vornehmer und schöner junger Mann gestanden und sich augenblicklich in mich verliebt hätte. Die kindische und romantische Eitelkeit der jungen Mädchen denkt man sich im Allgemeinen nie groß genug, weil man nicht weiß, wie weltfremd sie in der Regel sind, und weil die meisten Frauen sich ihrer später so sehr schämen, daß sie sie nicht eingestehen mögen. Ich für mein Theil verwechselte mit der größten Unbefangenheit mein Gefühl mit dem Gefühl der mich umgebenden Menschen. Ich meinte Ueber-

raschung und Wohlgefallen erregen zu müssen, weil ich beides empfand, und der Neuling im Leben hat solche Selbsttäuschung beinahe nöthig. Er muß sich halbwege wie der Mittelpunkt der Welt erscheinen, um von dem Fremden, das ihn überall umgiebt, nicht erschreckt und nicht gedemüthigt zu werden. Erst die reife Erfahrung bringt uns dahin, uns gelassen als ein Atom in der Menge zu empfinden, und uns, auf uns selbst gestellt, in all dem Wesen und Treiben zu behaupten, das sich, mit uns gleich berechtigt, um uns herbewegt, oder uns der Gesammtheit dienend unterzuordnen und uns ihr zu fügen, je nachdem es eben für uns und Andere nöthig ist.

Indeß die zehn Tage, welche wir damals in Berlin verlebten, waren nicht danach angethan, meiner Selbstzufriedenheit wesentlichen Vorschub zu leisten, oder den Erwartungen, welche ich mir von der Gesellschaft in der Residenz gemacht, und die ich bei dem ersten Eintritt in dieselbe gleich fix und fertig vor mir zu finden gehofft hatte, irgendwie zu entsprechen.

Ich hatte zu Hause, wenn man von Berlin erzählte, immer nur von den Linden, von all den

schönen eleganten Straßen, von den geistreichsten Cirkeln sprechen hören, hatte am ersten Tage auch eine Fahrt durch die schöngebauten Straßen der Friedrichsstadt gemacht, und kannte dem Namen nach die Familien, in denen jene anziehende und geistvolle Gesellschaft sich bewegen sollte. Aber ich lebte, nachdem wir das Hotel verlassen hatten, nicht in den eleganten Stadttheilen, sondern bei einer meiner Tanten in der häßlichen, lärmvollen Münzstraße, und die ersehnten Kreise waren für mich nicht vorhanden. Ich war auf unsere Verwandten und auf die Geschäftsfreunde meines Vaters angewiesen. Das waren gute brave Leute, indeß die Geselligkeit, welche ich bei ihnen fand, blieb fast überall hinter derjenigen zurück, an die ich in der Heimath gewöhnt gewesen war. Dazu kam, daß ich meinen Verwandten lange nicht so gut gefiel, als ich es mir erwartet hatte. Sie modelten auf alle Weise an mir herum. Meine Kleider hatten nicht den rechten Schnitt, die Taillen waren zu kurz, mein Haar war auch nicht nach der Berliner Mode geordnet. Ich trug Locken, die bei schwarzem Haar alt machen sollten. Auf mein Haar und auf meine Locken, die ich von Kindheit an getragen, war ich

aber so stolz, als Simson auf die seinen; und nachdem mein Aeußeres kritisirt worden, ging es allmählich auch an die Kritik meines Betragens. Da sollte zuvorkommender, sollte naiver, gelegentlich auch verlegener sein, denn so wie ich wäre, so ernsthaft und sicher und bestimmt, könne ich den Männern nicht gefallen; und zu gefallen müsse ich suchen, da sich sonst nicht leicht Jemand finden dürfte, der sich ein Mädchen mit so viel unversorgten Geschwistern aus einer nicht bemittelten Familie, zur Frau erwählen würde. Das Schlimmste bei der Sache war, daß keine der mich zurechtweisenden Frauen mir Zutrauen oder gar Verehrung einflößte. Sie waren älter als ich, viel älter; aber das bloße Alter hat mir an und für sich nie imponirt. Oberflächlichkeit und Halbbildung werden ja dadurch nicht gemildert oder verbessert, daß man sich in ihnen ein ganzes Leben hindurch bewegt hat. Ich hatte es aber meist mit halbgebildeten, und darum in der Regel auch anmaßenden Frauen zu thun, die keine Ahnung von dem Ernste meiner Natur und meines Wollens hatten.

Mein Vater war übrigens an den Ermahnungen, in denen man sich gegen mich erging, sicher nicht

ohne Antheil. Ich hörte einmal, daß er mit einem Bekannten davon sprach, wie sehr lieb es ihm sein würde, für mich „eine passende Partie" zu finden, und wie er mich zum Theil deshalb mit sich genommen habe. Ich hätte vor Scham und Zorn aufschreien mögen in dem Augenblicke. Ich kam mir wie eine elende Waare vor, die man auf den Markt führte, weil sich zu Hause kein Käufer dafür gefunden hatte, und ich wurde dadurch jedenfalls weder naiver, noch heiterer, noch liebenswürdiger gemacht. Ich hatte die größte Ueberwindung nöthig, mich schweigend zu verhalten, und ein Besuch, den wir gleich danach in der Familie eines Geheimen Justizraths machten, der meinem Vater verschwägert, und dem er durch eine Schwester dringend empfohlen worden, war nicht danach angethan, mir das Herz zu befreien.

Der Geheimrath, ein zum Christenthum übergetretner Jude, empfing uns vornehm, kalt und abweisend. Das war thöricht, denn er hätte uns gar nicht anzunehmen brauchen. Aber ich glaube, er genoß sich in jenem Zeitpunkte in seinen Würden und in seinem Ansehen selbst noch als etwas Neues, und er mochte sich die Genugthuung nicht versagen,

uns seine Herrlichkeit empfinden zu lassen. Zehn Jahre später war er durch die freiere Entwickelung seiner Kinder selbst wesentlich verwandelt, in sich frei und wohlwollend geworden; und er war nicht der einzige Mann meiner Bekantschaft, den seine Kinder erzogen und weiter gebildet hatten, nachdem er ihre erste Erziehung und Bildung geleitet. Ich habe, so oft mir diese Erscheinung im Leben begegnete, immer an das Laub der Bäume denken müssen, das aus dem Baume seine Entstehung hat, aus ihm seine erste Nahrung zieht, und dann im Winter den Boden erwärmt, aus dem der Baum sich seine Kraft für sein neues Blühen und Treiben zu suchen hat.

Auf meinen Vater machte das vornehme Gebahren des Geheimrath einen komischen Eindruck, und er sprach das heiter lachend aus, als wir denselben verlassen hatten. Auf mich, die ich ohnehin verletzt und gedrückt war, hatte es eine entmuthigende Wirkung, obschon ich mit stiller Genugthuung die würdige Haltung meines Vaters bei dem Besuche genossen und mich an seiner Schönheit und Freimüthigkeit, gegenüber dem sehr unschönen Geheimrath, recht eigentlich gefreut hatte. Aber ich sagte mir zugleich in jenem Augenblicke: vor den Uebeln,

unter denen ich zu Hause gelitten, gebe es kein Entfliehen für mich, und schon fing ich an, es höchst gleichgültig zu finden, ob ich zu Hause oder in Berlin mich unglücklich fühle, als wir eben an jenem Morgen voll peinlicher Empfindungen zum erstenmale in das zu jener Zeit noch neue, von Schinkel erbaute Museum gingen.

Aus dem heißen Frühlingstage, aus dem Lärm der Straße traten wir durch den damals noch unbemalten, und darum ruhigen Säulengang in die kühle, stille, von oben beleuchtete Rotunde der Antiken-Gallerie ein. Ich hatte nie ein edles Bauwerk, nie ein Werk der Plastik gesehen, und es war mir, als werde ich plötzlich in eine andere Welt, in eine Welt versetzt, von der ich in unklaren Ahnungen, wie von einer fernen Heimath geträumt hatte. Ich wußte nicht, wie mir geschah, ich hätte nicht sagen können, was ich dachte; aber die Thränen kamen mir in die Augen, ich mußte die Hände falten, und ich konnte mich nur durch den Gedanken an die Anwesenheit meines Vaters davon zurückhalten, niederzuknieen vor Entzücken. Ich genoß zum erstenmale die Seelenbefreiung, welche mir in späteren Jahren so oft durch die Betrachtung des Schönen,

durch die Kunst überhaupt, gewährt worden ist, und jetzt noch, wenn ich die Rotunde des Museums betrete, die freilich durch das geschmacklose Standbild Friedrich Wilhelms des dritten sehr verunziert worden ist, erwärmt und erquickt mich die Erinnerung an jenen ersten Eindruck.

Ich empfand, daß für mich Etwas auf der Welt vorhanden sei, das höher stehe, als alles mich zufällig Berührende und Verletzende. Mochte ich den Menschen gefallen oder nicht, mochte ich mich verheirathen oder nicht, mochte ich abhängig oder frei sein, mochte man mich gütig oder kalt empfangen: das Schöne war vorhanden auf der Welt, und ich konnte es genießen! Die vollkommene Harmonie, das in sich Beschlossene des Baues, der stille, feierliche Ausdruck in den Köpfen der alten Bildwerke, die sanfte Gemessenheit in den Bewegungen der Gestalten, waren mir fremd und vertraut zugleich. Es dämmerte mir damit eine Offenbarung für mein ganzes Leben auf, und wenn ich damals auch weit davon entfernt war, mir klar machen zu können, welchem Zauber ich erlag, so fühlte ich seine Macht über mich deshalb nicht weniger stark und beglückend.

Mein Vater theilte meine Befriedigung nicht.

Er ſah in jener Zeit die Aufſtellung unbekleideter Bildwerke an Orten, welche von Frauen und namentlich von Mädchen beſucht werden konnten, als etwas Unſittliches an, und ich hatte daher auch die wenigen in der Kunſtſchule zu Königsberg befindlichen Gipsabgüſſe niemals ſehen dürfen, obſchon ich, durch die Jakobs'ſchen Schriften angeregt, danach Verlangen getragen hatte. Wir verweilten daher auch nicht lange in der Antiken-Sammlung, ſondern durchwanderten die Bildergallerie, an der mein Vater vom Standpunkt der Sittlichkeit ebenfalls viel auszuſetzen hatte, und es war der einzige, den er an jenem Morgen mir gegenüber gelten laſſen wollte. Er hielt ſich alſo auch bei den Bildern verhältnißmäßig nur kurze Zeit auf, und ich hatte dagegen Nichts einzuwenden. Ihre Farben, ihre oft leidenſchaftliche Aktion regten mich auf, und ſtörten mir die feierliche Empfindung, die mir ſo wohl gethan hatte, und deren noch einmal theilhaftig zu werden, ich lebhaft wünſchte. Ich hatte immerfort Mignon's Worte im Sinne:

Kennſt du das Haus, auf Säulen ruht ſein Dach,
Es glänzt der Saal, es ſchimmert das Gemach,
Und Marmorbilder ſteh'n und ſeh'n dich an —

und ich fühlte es, wie man die Sehnsucht nach solchen, nach der ruhigen Schönheit der Kunst nicht mehr verlieren könne, wenn man einmal die Freude kennen lernen, welche sie zu gewähren im Stande ist.

Es war die lebhafteste Erinnerung, die ich von jenem ersten Aufenthalte in Berlin mit mir nahm, und alles Andere verschwand davor. Ich hatte den Aufführungen des Tasso und des Oehlenschlägerschen Correggio beigewohnt, in welchem letztern Lemm als Michel Angelo einen wahren Triumph gefeiert hatte, und in Erscheinung und Spiel gleich ausgezeichnet und energisch gewesen war; indeß ich hätte alle Theatervorstellungen dafür hingegeben, hätte ich wieder in das Museum gehen dürfen. Das wurde mir jedoch nur noch einmal, am Tage vor unserer Abreise zu Theil, wo ich im Vorübergehen einen Blick hineinwerfen konnte, und damit schloß sich für mich der Tempel der Kunst auf eine lange Zeit.

An dem Abende, an welchem man im Theater den Correggio spielte, machte man mich in einem Zwischenakte auf eine Dame aufmerksam, die sich in einer der Logen befand. Sie war klein und betagt, hatte einen wunderlichen und nicht eben hübschen oder frischen Kopfputz auf, und unterhielt sich mit

einer neben ihr sitzenden Frau und mit zwei Herren, die hinter ihr saßen und sich zu ihr geneigt hatten. Man hörte ihr offenbar sehr aufmerksam zu, sie wendete aber im Sprechen den Kopf oft mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit nach dem Theater hin, ich konnte also sehen, daß sie einen dunklen Teint und sehr ernsthafte dunkle Augen hatte. Daß sie eine Jüdin sei, war unverkennbar, und man sagte mir, das sei Rahel Levin, die Frau von Varnhagen von Ense. Ich hatte ihren Namen nie gehört, nur um Varnhagens willen interessirte sie mich, und ich erzählte, daß wir von meiner Tante, der Doctor Assing in Hamburg, eine Empfehlung an ihren Bruder, an Herrn von Varnhagen, mitgebracht, aber auf meine Bitte nicht benutzt hätten, weil der gezwungene Empfang bei dem Geheimrath mir so widerwärtig gewesen sei. Man wollte meinen Vater überreden, noch am letzten Tage das Varnhagen'sche Haus mit mir zu besuchen, weil man sich dort von Rahel's Güte und Varnhagen's Humanität nur des Besten zu versehen habe. Indeß ich hatte Scheu davor, mein Vater war beschäftigt und es unterblieb. Später hätte ich viel darum gegeben, Rahel, die durch ihre hinterlassenen Briefe ein Gegenstand

meiner wärmsten Verehrung und Liebe geworden war, nur einmal in ihrem Hause gesehen, und das Wort ihres beredten Mundes nur einmal vernommen zu haben.

Von Berlin, das ich mit solch kindischer Zuversicht betreten, schied ich eigentlich in recht gedrückter Stimmung, obschon meine Briefe in die Heimath davon gewiß Nichts verrathen haben, und mein Vater keine Ahnung davon hatte. Was mich quälte, hätte ich nicht sagen dürfen, und ich wollte doch auch nicht undankbar erscheinen. Wir besuchten Leipzig, wo zwei meiner Hamburger Onkel sich der Messe wegen aufhielten. Ich sah das lebhafte Geschäftstreiben, sah Armenier und Perser, wurde von meinen Onkeln mit Putz- und Schmucksachen beschenkt; wir wohnten im Hotel de Pologne sehr hübsch, frühstückten in Auerbachs Keller, besahen das Schlachtfeld, Poniatowsky's Denkmal und das Haus in Gohlis; waren im Rosengarten, und es trat überhaupt viel Neues an mich heran, mir widerfuhr Nichts als Gutes; aber die rechte Freude an der Reise war mir genommen, seit ich wußte, welchen Absichten ich sie eigentlich verdankte.

Von Leipzig ging es über das Schlachtfeld von

Lützen nach Weimar. Göthe war erſt wenig Wochen todt. Wir ſtanden in Betrachtung vor ſeinem Hauſe, und mein Vater war auffallend gerührt dabei. Das Haus Schiller's damals geſehen zu haben, erinnere ich mich nicht. Mein Vater hatte Göthe's Wohnort ſehen wollen, und wir waren nur deshalb in Weimar geblieben, bis die nächſte Schnellpoſt uns über Erfurt und Gotha nach Frankfurt fahren konnte, wo wir für einige Tage Halt machten. In Frankfurt waren es wieder Göthe's und Börne's Geburtsſtätten, die wir aufſuchten, und es ſah in jenen Tagen in der Judengaſſe, in welcher Börne geboren war, noch entſetzlich genug aus. Ich kannte ſie, als ich ſie achtzehnhundert achtundvierzig wieder ſah, kaum noch wieder. Selbſt das Verzerrte in den Phiſiognomien ihrer Bewohner, das uns im Vergleich zu den oft ſo ſchönen polniſchen Juden aufgefallen war, kam mir ſpäter in der jungen Generation gemildert vor. Die Verkommenheit des Volksſtammes in der Judengaſſe hatte achtzehnhundert zweiunddreißig wirklich etwas Entſetzliches, und wir wurden des Eindrucks lange nicht ledig. Wir verweilten ein paar Tage in Frankfurt, weil der vortreffliche Gaſthof „Zum Weidenbuſch" dem Vater

gefiel, fuhren nach verschiedenen Orten der Umgegend, sahen die historischen Gebäude, und verließen es, um uns nach Darmstadt zu wenden, an welchem Orte wir die Post aufgaben und einen eigenen Wagen miethten, um der Fahrt auf der Bergstraße bis hinunter nach Heidelberg, recht gemächlich froh werden zu können.

Am Morgen unserer Abfahrt von Darmstadt kam der Lohnkutscher fragen, ob mein Vater wohl geneigt wäre, einem Studenten, der von Göttingen komme und nach Heidelberg wolle, die Mitfahrt zu gestatten. Mein Vater ließ ihn zu sich bitten, der junge Mann gefiel ihm, und so fuhren wir zu Dreien in den schönen Morgen hinein. Das helle Frühlingswetter, die schöne Gegend, die Hügelkette, die blühenden Fruchtbäume an den Chausseen, und der bescheidene, fröhliche Student verscheuchten meine innere Verstimmung. Der Vater, der in seinem Herzen sehr jung war, und eben so wie ich, sich zum ersten Male in einer schönen Gegend befand, war ungemein heiter. Wir gingen weite Strecken zu Fuß, ein Vergnügen, das wir Beide auch noch nicht genossen hatten, machten Halt, wo es uns gut dünkte, spazierten in den kleinen reinlichen Städten umher, in denen wir den Mittag

einnahmen oder die Nacht zubrachten, und überall fand ich Neues, überall Erfreuliches. Die hübschen, bei uns im Norden nicht vorkommenden Brunnen mit ihren fließenden Röhren, die Mädchen, welche Wasser schöpfend an ihnen verweilten und die Last auf dem Kopfe heimtrugen, die langen Wagenreihen der Frachtfuhrleute in ihren blauen Blousen, die vielen Bäche und die vielen Wassermühlen, die ganze südlichere Natur, der fremde Menschenschlag, der fremde Dialekt, Alles machte mir Freude, und daß man mich überall für die Frau und nicht für die Tochter meines Vaters hielt, war noch eine besondere Quelle von Heiterkeit und Scherzen.

Ich glaube wir brachten zwei Tage auf der Bergstraße zu, und gelangten erst am Nachmittage des dritten Tages nach Heidelberg, das mir die zweiten Offenbarung auf dieser Reise zu bieten hatte.

Es war in Königsberg unter meinen Jugendfreundinnen eine feststehende Redensart gewesen, daß ich mir „aus der Natur Nichts mache!“ und ich hatte das gelassen so lange angehört, bis ich es selbst geglaubt. Wie sie darauf gekommen waren, mir diese Fühllosigkeit zuzutrauen, begreife ich jetzt wohl. Was ich in der freien Natur empfand, das hatte

ich von meiner frühesten Kindheit an empfunden, und so angenehm die Eindrücke mir waren, dünkten sie mir viel zu natürlich und zu vertraut, als daß ich ihrer besonders hätte erwähnen, oder sie besonders aussprechen mögen. Der Frühlingssonnenschein, das Flüstern des jungen Laubes, die schönen Sommernächte waren mir gewiß eben so erquicklich als den Andern, aber ich sagte das nicht, und es machte mich ungeduldig, wenn die Andern sich darüber in Ausrufen und Redensarten ergingen, die ich alle schon so oft von ihnen gehört hatte, die ich alle schon kannte. Bei den Einen erschien es mir gezwungen, bei den Andern geziert. Ich kam also leicht dahin, sie zu verspotten, und es war mir zuletzt recht angenehm, wenn sie mich für gefühllos gegen die Naturschönheiten hielten, sofern ich nur keine jener banalen Entzückungen mit anzuhören brauchte. Sie waren dabei im Rechte, und ich ohne meine Schuld im Unrecht. Die Strenge meines Vaters gegen Alles, was an Empfindsamkeit streifte, hatte mich in mich selbst zurückgewiesen, und sein Widerwille gegen „leere Redensarten" mir die Freiheit und Unbefangenheit des mündlichen Ausdrucks meiner Empfindung nach dieser Seite hin, für lange Jahre

genommen. Ja selbst, als ich in späterer Zeit dichtend zu schreiben begann, blieb mir noch sehr lange die Scheu, mich in Schilderungen der Natur zu ergehen. Ich fürchtete immer etwas Allbekanntes und darum Ueberflüssiges damit zu thun, fürchtete ermüdend oder lächerlich damit zu werden, und erst als ich vollkommen Herr der Darstellung geworden war, wagte ich es in diesem Punkte meiner Neigung nachzugeben.

Es war ein wundervoller Mittag, als die waldige Höhe, an deren Fuß Heidelberg gelegen ist, immer deutlicher hervortrat, und endlich das Schloß in seiner röthlichen Farbe vor unsern Augen aus dem jungen Grün emporstieg. Wir befanden uns in der ersten Hälfte des Maimonats. Die Bäume hatten ihr volles Laub, denn das Frühjahr war zeitig angebrochen, und der ganze Schmelz der ersten Frische machte es noch üppiger erscheinen. Alles stand in Blüthe, die Fruchtbäume, die hie und da bereits anfingen, ihre Blüthen abzuschütteln, so daß dieselben glänzend in dem Sonnenlichte umherstäubten, die Kastanien, welche ihre weißen und rothen Fackeln noch hoch emporhielten, und der Flieder, der seine Düfte weit hinaus sendete. Selbst Rosen gab es schon an vielen Stellen, und auf dem Gemäuer

wuchsen zwischen dem großblättrigen Epheu wilder Geißblatt und rothe Federnelken hervor.

Ich fühlte mich wie in ein Paradies versetzt, und mit ungewöhnlich scharfen Sinnen begabt, empfand ich die mir fremde Ueppigkeit der mich umgebenden Natur doppelt lebhaft. Die Helle der Luft, der schnelle Strom und das Funkeln des Lichtes auf dem Wasser, der starke Wohlgeruch, der die Luft erfüllte, die Schönheit des Hügelzuges, der Glanz der Farben, und ein Etwas in der Luft, das ich noch nie geathmet hatte, berauschten mich und regten mich zu einer unbeschreiblichen Freude auf. Ich mußte, um doch irgend einen Ausdruck für mein Glück zu haben, meinem Vater immerfort die Hände küssen, und es that mir ordentlich wehe, als wir in die Stadt und in das Hotel einfuhren, und ich statt der weiten, sonnigen Natur, die Häuserreihen des Marktes vor mir hatte, auf dem der gewöhnliche städtische Verkehr, auf dem auch die Studenten mit ihren Hunden, ihr Wesen trieben.

Indeß wir verweilten in den Stuben auch nicht länger als es eben nöthig war, und anderthalb Tage hindurch, schweiften wir in den Anlagen auf der Höhe und in den Ruinen des Schlosses umher,

und was sonst irgend Merkwürdiges in Heidelberg zu sehen war, das Heidelberger Faß und das Wahrzeichen von Götz von Berlichingens eiserner Hand, wurde gewissenhaft in Augenschein genommen. Epheuranken und wilder Goldlack wurden sauber gepreßt und auf Papier geheftet, und wie mit einem Zauberschlage war in der weiten, schönen Natur der Druck von mir genommen, der seit Berlin auf mir gelastet hatte.

Es kam eine ganz neue Jugendlust über mich. Ich dachte an keine geistige Fortbildung, an kein Streben irgend einer Art, und nicht an die Heimath und nicht an die Zukunft. Ich fühlte mich sorglos wie nie zuvor, ja es war mir eigentlich, als brauche der Mensch gar kein Obdach und gar keine andere Menschen, da es ja so warm und so schön sei in der Welt. Ich hätte nur immer fort und immer weiter in die schöne Luft und in die schöne Gegend hineinlaufen mögen, und beneidete unsern jungen Studenten recht von Herzen darum, daß er in Heidelberg bleiben, und umherwandern könne nach Herzenslust, ohne zu bedenken, daß ich mit der Anerkenntniß, wie solche Freiheit für mich unstatthaft sei,

zugleich die Schranke anerkannt hatte, welche mein Geschlecht und meine Natur mir zogen.

Am zweiten Morgen nach unserer Ankunft trennten wir uns von unserm jungen Reisegefährten. Er nahm sich vor, uns in Baden-Baden noch besuchen zu kommen, führte das auch aus, und ich sah ihn dann durch eine Reihe von fünfundzwanzig Jahren nicht wieder, bis wir einmal in Berlin in einer Gesellschaft zufällig auf einander trafen. Er, ein angesehener Beamter und Vater einer großen Familie; ich, weit abgeführt von der Beschränkung des Lebens, die ich mir damals zugewiesen glaubte, als wir in glücklicher Jugendlust an den Ufern des Neckar uns der schönen Frühlingsluft erfreuten. Aber wir dachten doch Beide noch daran mit Freude, und ich gab dem Manne mit rechter Rührung die Hand, der einst so gute Stunden mit uns durchlebt, und der meinen Vater so heiter und so froh gesehen hatte. Er war mir, was die eiserne Hand des Götz mir einst gewesen, ein Wahrzeichen aus der Vergangenheit. Und da ich dies Bild gebrauche, möchte ich der Bedeutung der guten alten Wahrzeichen einmal das Wort reden und für sie eintreten. Mit wie vernehmem Lächeln die übersättigten und die in

Abstraktionen erzogenen Menschen auch auf Wahrzeichen herabsehen mögen, für die Jugend und für den nicht vollständig unterrichteten Menschen behalten sie ihre entschiedene Bedeutung. Denn je gesünder und unbefangener der Mensch in sich und in seiner Gegenwart beruht, um so mythischer ist ihm alle Vergangenheit. Er hat Noth daran zu glauben, daß eine Zeit vor ihm dagewesen ist, und Noth sich vorzustellen, daß eine Zeit kommen werde, in der er nicht mehr sein wird. Alles, was er nicht selbst erlebte, hat für ihn nur etwas Schattenhaftes, ja ein gewisses zweifelhaftes Wesen. Er hat davon gehört, gelernt, er glaubt auch daran, er hat sich vielleicht dafür begeistert, aber — er ist nicht dabei gewesen und er hat es nicht gesehen. Sehen aber ist Alles für Denjenigen, in dem der Naturmensch nicht durch die Erziehung untergegangen ist, denn unsere besten Kräfte beruhen auf unserer Sinnlichkeit. Noch heute erinnere ich mich ganz genau, wie das „Schauen mit Augen" mir Dinge und Zeiten und Menschen erst bis zur vollständigen Wirklichkeit lebendig machte, die mir längst bekannt, aber bis dahin nur Begriffe gewesen waren, und wie mir der flüchtige Anblick eines eisernen Handschuhes, den man zum Andenken

an Götzen's Aufenthalt in jenem Hause zu Heidelberg dort angebracht, die Gestalt des Götz urplötzlich aus der Poesie in die Historie, aus der Dichtkunst in die Wirklichkeit hinübertrug.

Ganz ebenso erging es mir, als wir in den nächsten Reisetagen durch die kleinen Städte der Pfalz und Badens fuhren. Durlach, Bruchsal, Pforzheim, alle diese Ortsnamen, die ich in der Schule mit maschinenhafter Sicherheit der Reihe nach hergesagt hatte, deren Geschichte mir vertraut war, und von deren geistlichen Fürsten und von deren Unterthänigkeit unter das deutsche Reich ich so und so oft gehört und gesprochen, hatten doch nicht wesentlich dazu beigetragen, mir die Vorstellung der deutschen Zersplitterung und Kleinherrschaft zu geben. Das deutsche Reich war für mich auch nur ein Begriff gewesen, der mir von der Gegenwart viel weiter abzuliegen schien, als es thatsächlich der Fall war. Aber als wir nun durch diese Orte fuhren, als wir die verlassenen Paläste und Lustschlösser sahen, die öden Schlosshöfe, aus deren Steinpflaster das Gras hervorwuchs, die sonnverbrannten Fenster mit den geschlossenen Laden, deren Lack und Goldverzierung zerbröckelt war, als uns

hier einmal in einem alten architektonischen Ornament die Bischofsmütze, dort einmal Kreuz und Krummstab in ähnlicher Weise begegneten, und ich bemerkte, wie man es gar nicht einmal der Mühe werth geachtet hatte, diese alten Zeichen der verschwundenen Herrschaft fortzunehmen; als daneben die Leute davon sprachen, wie es zu den bischöflichen Zeiten, oder zur Zeit des Reiches „im Reich" gewesen sei, und wenn sie von den nächstgelegenen Orten noch so redeten, als lägen sie im Auslande; wenn sie „draußen" nannten, was keine drei Meilen von ihnen entfernt war, da lernte ich verstehen, wie es hier noch vor kaum einem Menschenalter gewesen, und was sich hier ereignet hatte. Und wie mir bis dahin die Poesie die Wirklichkeit verdunkelt, so half jetzt die Wirklichkeit, so half der sinnliche Eindruck jetzt dazu, mir die Poesie zu erklären und mir lebendiger zu machen, was durch sie und in ihr dargestellt worden war.

Zweites Kapitel.

In heiterster Gemüthsverfassung langten wir in Baden-Baden an, und der Gedanke, mich in einem der ersten Badeorte der Welt zu befinden, entzückte mich. Alles, was ich in deutschen, französischen und englischen Romanen von Badeorten im Allgemeinen und von Baden-Baden in's Besondere gelesen hatte, webte sich in meiner Phantasie zu einem magischen Ganzen zusammen, das in schattenhaft wechselnden Bildern an meinem Geiste vorüberzog. Ein Kursaal, ein Spielsaal, Promenaden, Trinkhallen, berühmte Leute, galante Kavaliere, geputzte Damen, schöne Kavalladen, Bälle, und Gott weiß welche Herrlichkeiten noch, schwebten mir vor der Seele, wirbelten kaleidoskopisch durcheinander, und ich empfand wieder einmal jene frohe Zuversicht der Jugend, jene Neugier der Unerfahrenheit, die so beglückend ist, weil sie immer nur Er-

freuliches und Bedeutendes zu finden erwartet. Und Gutes und Bedeutendes wurde mir in Baden-Baden auch zu Theil, wenn schon nicht so direct und nicht in der Weise, welche ich mir vorgestellt hatte.

Unsere Fahrt nach Baden hatte meinem Onkel Friedrich Jacob Lewald, dem jüngsten Bruder meines Vaters gegolten, der ein Jahr vorher, der Cholera wegen, von Breslau, wo er ansässig war, mit seiner ganzen Familie nach Süddeutschland gegangen war, und seinen Aufenthalt daselbst verlängert hatte, weil die Beobachtung des dort bereits eingebürgerten Constitutionalismus ihn interessirte, und später die Niederkunft meiner Tante das Verweilen bis in das Frühjahr nöthig machte; wo man sich denn wieder der schönen Jahreszeit wegen nicht von den lieblichen Gegenden trennen mochte. Die Familie hatte den Winter in Mannheim und Heidelberg zugebracht, und war dann zum Frühjahr nach Baden übergesiedelt, wo mein Onkel ein ganzes Haus, auf der Wiese neben der Lichtenthaler Allee, zur Miethe genommen hatte.

Und es bedurfte in der That eines ganzen Hauses, um eine so zahlreiche, an große Bequemlichkeit gewöhnte, und verwöhnte Familie unterzubringen.

Sie bestand damals aus einer Tante meines Vaters, deren Tochter mein Onkel Lewald zur Frau hatte, aus den fünf Kindern meines Onkels, von denen das älteste Mädchen vierzehn Jahre alt sein mochte, und der jüngste Knabe eben geboren worden war. Dazu kamen noch die Gesellschafterin meiner Großtante, ein ältliches adeliges Fräulein, und eine junge entfernte Verwandte der Familie, die von der Großtante erzogen wurde. Ein süddeutscher Candidat der Theologie, der Erzieher der Kinder, und eine Französin aus dem Elsaß, die Wärterin des Neugebornen, mit der übrigen zu einem solchen Hausstande gehörenden Dienerschaft, vollendeten das Personal.

Mein Onkel, dessen unverkennbare Aehnlichkeit mit meinem Vater mir angenehm auffiel, empfing uns an der Thüre seines Hauses. Die beiden Brüder hatten sich lange, lange Jahre nicht gesehen, ihre Begegnung war sehr herzlich, und der Onkel, der mich als ein lallendes Kind verlassen hatte, schien Freude an mir zu haben, und gefiel sich darin, mein „ächt Lewald'sches Gesicht" zu betrachten. Auch die Frauen nahmen uns mit offenen Armen auf, und es machte mir großes Vergnügen, den

Vater mit einem seiner Brüder verkehren zu sehen, oder es zu hören, wie die Großtante ihn „lieber Sohn" und „Du" hieß. Er erschien mir dadurch zum ersten Male nicht so ausschließlich nur als mein Vater und viel jünger als zu Hause.

Mein Vater stand damals in seinem fünfundvierzigsten Jahre, mein Onkel war achtunddreißig Jahre alt. Seine Bildung war eine schulmäßigere als die meines Vaters. Er hatte von seinem zwölften bis zu seinem sechszehnten Jahre das altstädtische Gymnasium zu Königsberg besucht, und dann auf einem dem Grafen Truchseß-Waldburg gehörigen Gute die Landwirthschaft erlernen wollen, für die ihm durch sein ganzes Leben eine Neigung geblieben war. Ich weiß nicht, welche Verhältnisse und Rücksichten ihn bestimmt haben mögen, trotz dieser Vorliebe, dem gewählten Berufe zu entsagen; aber er verließ das Gut nach zwei Jahren und trat mit achtzehn Jahren, wie früher erwähnt, in das Handlungshaus meines Vaters ein, in dessen Angelegenheiten er Polen und Rußland, und namentlich die russischen Ostseeprovinzen bereiste. Kaum einundzwanzig Jahre alt, verheirathete er sich mit seiner gleichaltrigen Cousine, die eine einzige Tochter

und reiche Erbin war, und lebte von da ab, ohne eigentliche Berufsbeschäftigung, mit deren Eltern in demselben Hause in Breslau. Ein Handlungshaus, das er mit einem seiner Onkel etablirt, war wieder aufgelöst worden, und da der Tod seines Schwiegervaters, der seiner Frau ein namhaftes Vermögen zufallen machte, den Onkel der eigentlichen Lebens- und Nahrungssorgen ganz und gar enthob, so hatte er sich, in glücklicher Ungebundenheit von da ab, sehr viel mit den ökonomischen und merkantilischen Verhältnissen von Schlesien, und eben so mit der Geschichte dieser Provinz beschäftigt. Das in jener Zeit neu gegründete Handelsministerium bediente sich daher seiner Kenntnisse zur Erforschung der nach dem Kriege sehr verwickelt gebliebenen Verhältnisse der Provinz, und das Finanzministerium hatte achtzehnhundert und zweiundzwanzig den sechsundzwanzigjährigen jungen Mann auf mehrere Monate nach Berlin gerufen, um ihn bei der Regulirung der indirecten Steuern zu Rathe zu ziehen. Sein Unabhängigkeitssinn und die Rücksicht auf seine Frau und Schwiegermutter, welche Breslau nicht zu verlassen wünschten, hatten ihn abgehalten, auf den Vorschlag des Minister von Maaßen einzugehen,

und im Finanzministerium Dienste zu nehmen, aber sein Augenmerk war auf die Finanzverhältnisse des Landes, auf das öffentliche Leben im Allgemeinen, und besonders auf die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten von Breslau gerichtet geblieben, und ebenso lebhaft und energisch, als des Wortes in Schrift und mündlichem Verkehr durchaus mächtig, trat er bei den verschiedensten Anlässen bald persönlich, bald mit größern oder kleinern Arbeiten in der Presse angreifend oder berathend ein. Einzelne von diesen Arbeiten waren über den Bereich der Provinz hinaus bekannt geworden, und hatten, da sie durchweg freisinnig waren, ihm unter den süddeutschen Liberalen mannigfache Bekanntschaften erworben, mit denen er vielfach verkehrte. Er sah damals überhaupt, im Gegensatz zu seinen spätern Lebensgewohnheiten, gern viel Menschen um sich her, und er war recht dazu geschaffen, in der Gesellschaft zu gefallen und sich selber in ihrer Mitte wohl zu fühlen.

Mit einem glücklichen Gedächtniß begabt, stets im vollen Besitz seiner geistigen Mittel, äußerst humoristisch, und gleich geschickt zu ernster Auseinandersetzung wie zu heiterer Unterhaltung, witzig,

schlagfertig, rasch, und wenn er es wollte auch wieder von schöner epischer Behaglichkeit, habe ich nie Jemand anmuthiger und geistreicher erzählen hören, als mein Onkel es in jenen Tagen that. Er hatte nach seiner Verheirathung alljährlich einen Theil des Sommers auf Reisen und in Bädern zugebracht, hatte sich im weiten Menschenverkehr geschult, seine Formen abgeschliffen, vielerlei erlebt, viel beobachtet, und was mir die Hauptsache war, er hatte im Jahre achtzehnhundert dreiundzwanzig in Marienbad Göthe kennen lernen, was ihn für mich mit einem wundervollen Nimbus umgab.

Ich wurde es nicht müde, die Unterhaltung auf jene Tage zu bringen, ich war sehr gespannt darauf, einen roth seidenen Regenschirm zu sehen, unter welchem der Onkel einmal die Excellenz Göthe nach Hause geleitet, und den er deshalb, als der Schirm unbrauchbar geworden, in Breslau zum Andenken aufgehoben hatte; und da der Onkel ein Talent für Nachahmung besaß, wußte er es sehr ergötzlich darzustellen, wie ein einfältiger österreichischer Graf sich eines Tages abgemüht, Göthe zu beweisen, daß es sehr leicht sei, sich in der Rechnung mit dem Münz- und Scheinengeld zurecht zu finden. „Zwei Kreuzer

ſind fünf Kreuzer, und vier Kreuzer ſind zehn Kreuzer, und zwei Gulden ſind fünf Gulden" hatte der Graf immerfort erklärt, und Göthe hatte das mit unerſchütterlicher Gelaſſenheit angehört. Endlich aber hatte er mit ſeiner Olympiſchen Ruhe geſagt: „daß das Publikum ſich damit in's Gleiche zu ſetzen verſteht, das glaube ich gern, wie aber die Regierung ſich einmal aus dem Dilemma zwiſchen Schein und Sein heraus wickeln und mit ihrer Finanzwirthſchaft in Ordnung kommen wird, das möchte ſchwerer zu beſtimmen ſein." Der Graf hatte ihn indeß verſichert, daß „das All's 'ne Kleinigkeit ſei" und ſich in beſter Ordnung befinde, und Göthe ihn mit der Bemerkung entlaſſen: „es ſoll mich ſehr erfreuen, mein Herr Graf! in dieſem Punkte mich geirrt zu haben."

Ein andermal hatte Göthe den Onkel um unſere Vaterſtadt Königsberg befragt, die ihn um Kant's, Hamann's und Hippel's willen intereſſirte, und der Onkel konnte es nicht genug rühmen, wie vortrefflich Göthe durch ſeine wohlberechneten Fragen die Menſchen bei demjenigen feſtzuhalten gewußt, was er von ihnen zu hören verlangt. Mehr aber noch, als dieſe Mittheilungen, überraſchte uns die Kunde von des Greiſes leidenſchaftlicher Liebe für Fräulein von

Levezow, die jetzt aller Welt bekannt ist, und auch damals wohl den nahestehenden und literarischen Kreisen lange kein Geheimniß mehr gewesen sein wird. Für mich aber, die ich jenen Regionen so fern gelebt, und zu ihnen und zu Göthe wie zu dem Olymp und zu Jupiter hinaufgesehen hatte, lag etwas ganz Wunderbares darin, von einem Augenzeugen, und obenein von einem meiner Verwandten, über Göthe's persönliche Verhältnisse sprechen zu hören.

In einem andern Jahre hatte der Onkel den Herzog Karl August, ich glaube in Karlsbad, kennen lernen, und zwar auf folgende Weise: Der Herzog speiste an der Gasttafel des Hotels, in welchem er wohnte, und sein Reisebegleiter hatte die Anweisung, Personen, welche er dem Herzog angenehm glauben durfte, zur Theilnahme an dieser Gasttafel aufzufordern, die der Herzog mit einem allgemeinen Beitrag unterstützte, so daß man dort besser aß, als andern Orts. Für diese Tafelgelder hatte der Hauswirth aber die Verpflichtung, keine Tafelgäste ohne Zustimmung des herzoglichen Reisemarschalls anzunehmen, sondern sie, falls derselbe sie nicht angemessen fand, mit dem Vorgeben, daß er keinen

Platz mehr habe, zurück zu weisen. Es war das ein öffentliches Geheimniß, und die Einladungen geschahen ganz beiläufig. Es hieß: „essen Sie doch in unserm Hotel, man ißt da sehr gut!“ Indeß der auf solche Weise Geladene wurde dann in die nächste Nähe des Herzogs gesetzt, und von diesem meist eben so sachlich befragt, als Göthe dies zu thun verstand; bis der Herzog, der dem Scherz und der Anekdote geneigt war, selbst den Anstoß zu einer leichtern Unterhaltung gab, in der er Meister war, und bei der er von den Andern die Zwanglosigkeit erwartete, die er selber bewies

Mir, mit meiner inbrünstigen Verehrung für die Heroen unserer Literatur, wurde mein Onkel gleichsam über alles Gewöhnliche hinaus gehoben, durch den bloßen Gedanken, daß er Göthe und Karl August gekannt, daß er sie gesehen, daß er mit ihnen gesprochen habe, und ich wunderte mich fast, daß ihm dies Glück nicht gleich anzusehen war. Ich hatte, wie Jeder zum Verehren des Großen, Schönen und Erhabenen geneigte Mensch, einen natürlichen und ehrlichen Cultus des Genius, und ich begreife Nichts leichter, als wie die christgläubige Menschheit dazu gekommen ist, die Verehrung ihrer

Märtyrer als Dogma aufzustellen, und zu deren Grabstätten und Geburtsorten mit der Erwartung zu wallfahrten, dort einer ganz besondern Erhebung theilhaftig zu werden.

Alle diese Dinge, von denen ich eben berichtet, erfuhr ich jedoch erst nach längerem Verweilen in des Onkels Hause, denn die ersten beiden Tage vergingen uns wie im Fluge. Wir fuhren gleich am ersten Tage in dem schönen Wagen, welchen die Großtante für die ganze Zeit ihres Aufenthaltes gemiethet hatte, die Lichtenthaler-Allee entlang, nach den Wasserfällen, bestiegen am zweiten Tage die alte Burg, von deren Höhen wir den Rhein sich wie ein bläuliches Silberband durch die schönen Lande hinschlängeln sahen, und machten am Nachmittage unsern ersten Besuch in dem Kurhause, vor welchem bei dem schönen Wetter die Gesellschaft im Freien ihren Kaffee trank.

Die eigentliche Saison für Baden-Baden fällt in die Zeit des Hochsommers und Herbstes, und es war also noch leer in der Stadt und auf den Promenaden. Nur einige vorüberreisende Fremde und eine Anzahl von Personen, die sich dort ansässig gemacht hatten, bildeten die Gesellschaft und kamen

faſt täglich zuſammen. Unter dieſen Letztern waren Börne und Ludwig Robert die hervorragendſten, und mein Onkel kannte ſie Beide, obſchon ſie ſelbſt wenig Verkehr mit einander hielten, und auch wenn ſie durch Dritte zuſammengeführt wurden, ſich nicht hingebend mit einander einließen. Der Onkel ſtellte uns gleich an dieſem erſten Tage beiden Männern vor, die Beide von einer Dame begleitet waren.

Ludwig Robert, Rahel Varnhagens Bruder, war in der Mitte der Fünfziger, ſah aber älter aus, weil ſein krauſes Haar ſchon ganz grau geworden war. Es bildete einen ſtarken Gegenſatz zu ſeiner großen Beweglichkeit. Ich habe ihn, ſo lange wir in Baden waren, faſt täglich geſehen, und es iſt mir ſtets vorgekommen, als ob ihm jenes ſichere Selbſtvertrauen fehlte, das die eigentliche ruhige Würde bedingt. Er pflegte, wenn er ſprach, zunächſt ſeine Frau anzublicken, und dann nach den Mienen aller übrigen Anweſenden zu ſehen, als müſſe er ſich des Eindrucks verſichern, den ſeine Reden auf ſeine Zuhörer machten. Er ſprach aber ſehr fließend, und erzählte viel, wenn er gut aufgelegt war. Das gehörte jedoch zu den Ausnahmen, denn die liberale Aufregung, die ſich im Lande überall kundgab,

verſtimmte ihn und ließ ihn gegen die Freunde der damaligen Bewegung oft ſo bitter werden, daß ſeine Frau dann freundlich und vermittelnd eintrat; und ihr mußte es freilich immer gelingen, die Menſchen zu verſöhnen und zu beruhigen, denn die Schönheit hat eine beſänftigende Kraft.

Fiederike Rebert war eine Süddeutſche und bedeutend jünger als ihr Mann. Es ging das Gerücht, daß er ſie aus ihrer erſten ſehr unglücklichen Ehe nur durch ein namhaftes Geldopfer, das er ihrem Manne brachte, habe befreien können. Sie war groß und vollkommen ſchön gewachſen. Eine Fülle von dunkelm Haar umgab ihr Geſicht, das trotz der ſehr hellen Farbe, einen bräunlichen Ton hatte, wie man ihn öfter bei den Frauen des ſüdlichen Deutſchlands findet. Die ganze Bildung ihres Geſichtes war edel und regelmäßig, und die breite, offene Stirne, die ſie nach der damaligen Mode ziemlich frei trug, hatte etwas ſo Klares, die Augen waren ſo leuchtend und die ganzen Mienen des Geſichtes ſo überaus anmuthig, ihr Ton und ihr Weſen ſo natürlich und gütig, daß ich mich nicht erinnere, außer Frau Thereſe von Becherach, jemals eine Frau gekannt zu haben, welche gleich bei der

erſten Begegnung ſo völlig für ſich einnahm, und ſo geeignet war zu halten, was ihr erſter Anblick verkündete und verhieß.

Börne wohnte nicht ferne von uns, im Stephanienbade. Wenn wir aus unſerm Hauſe nach der Stadt gingen, kamen wir bei ſeiner Wohnung vorüber, wo er häufig mit ſeiner Freundin, Frau Wohl, und mit deren Geſellſchafterin, vor der Thüre ſaß. Er war klein und mager, ſein Haar auch ſchon leicht mit grau gemiſcht, obſchon er noch im beſten Alter ſtand. Das viel verbreitete, nach dem Portrait von Oppenheim geſtochene Bildniß Börne's, iſt ihm vollkommen ähnlich. Ich finde, da ich in dieſem Augenblicke, ſeiner denkend, ein altes Excerpten- und Notizenbuch aufſchlage, folgende in jenen Tagen niedergeſchriebene Zeilen, die ich hieher ſetze, weil ſie mindeſtens das Verdienſt der Urſprünglichkeit haben.

„Börne's Augen ſehen aus, als ob ſie nach innen blickten, wie man das an manchen Menſchen findet, wenn ſie Muſik hören, und dazu hat er eine ſanfte, wohlklingende Stimme. Ich war recht ſtolz darauf als er ein paar Mal bei verſchiedenen Begegnungen auf der Promenade die Andern vorangehen ließ und

mit mir allein langsam nach ging. Ich sollte ihm von Ostpreußen erzählen und von den Zuständen daselbst, aber ich sollte nicht sagen, was ich darüber gehört und gelesen, sondern ganz einfach, wie es mir vorgekommen wäre. Auch von dem polnischen Kriege, von der Stimmung in Königsberg in Bezug auf Polen, und von dem Empfang der Flüchtlinge bei uns, und von der sogenannten Emeute bei Fischhausen, wollte er hören. Einmal holte er sogar Ludwig Robert herbei, und ich mußte es diesem, der sehr gegen die Polen und die polnische Revolution eingenommen, und im Vergleich zu Börne recht freiheitsfeindlich war, Alles noch einmal wiederholen. Börne sagte darauf, als ich geendet und Herr Robert mich noch dies und das gefragt hatte: „Da hören Sie es! so ist es gewesen und nicht wie die preußischen Zeitungen es lügen; erst den Russen Brod gebacken und dann die flüchtenden Polen zum Lande hinausgejagt! Das nennen sie in Preußen Neutralität! Und das Mädchen sagt, was es zu Hause erlebt hat, und nicht mehr und nicht weniger."

Ein anderes Mal sprachen die Herren von irgend welchen bedenklichen Regierungsmaßregeln in Baiern, und kamen dann auf die Gedichte des Königs Lud-

wig zu reden, wobei mein Onkel mich aufforderte, ein Paar Verse des Königs herzusagen, die ich irgend wo gelesen und auswendig behalten hatte. Sie waren nicht eben königlich, sondern vielmehr etwas abgeschmackt. Mein Onkel spottete über die Verse und eiferte noch lebhafter gegen die unzweckmäßigen Erlasse und Handlungen des Königs. Börne aber sah ganz still vor sich hin, zuckte mit Schultern und Augenbrauen, und sagte: „lassen Sie ihn doch! der Mann hat so viel Gereimtes gemacht, daß er sich nun auch wohl einmal auf das Ungereimte verlegen kann!“

Abgeschlossenheit und Ruhe waren die charakteristischen Eigenschaften von Börne's äußerer Erscheinung. Er hörte schon damals nicht gut, und es lag dadurch in seinem Gesicht etwas Gespanntes, Lauschendes, ja Lauerndes, wenn Andere sprachen, das jedoch schnell aus seinen Mienen entschwand und dem leidenden Ausdruck Platz machte, der in seinem Gesichte vorherrschend war, sobald er selber redete. Seine Kleidung war sehr sauber, man sah, er hielt auf sich, und nur eine lange, große Uhrkette fiel mir an ihm, als nicht zu dem Ganzen passend, auf. Wir meinten immer, es müsse ein Erbstück oder ein

Geschenk von Jemand sein, der Börne nicht persönlich gekannt hatte.

So aufgeregt die Stimmung und so leidenschaftlich deshalb die Diskussionen in jenen Tagen, die ganz eigentlich dem Hambacher Feste vorangingen, auch werden mochten, so blieb Börne dabei stets gelassen und ließ Jeden gewähren und sich äußern, bis er dann selbst einmal mit irgend einem schlagenden und entscheidenden Worte dazwischen fuhr. Dann war es rührend zu beobachten, mit welcher freudigen Genugthuung Madame Wohl zu ihm hinüberschaute, und mit welcher Freude sie den Eindruck wahrnahm, welchen Börne's aufklärende und entscheidende Weise auf die Hörer ausübte.

Auch sie schien schwächlich, und schien eben so wie Börne, viel durchlebt und viel gelitten zu haben. Sie kann nie hübsch gewesen sein, aber an Personen, welche, wie sie, gar keinen Anspruch auf äußerliche Vorzüge machen, vermißt man dieselben auch nicht, und da sie den guten Geschmack hatte, sich im höchsten Grade einfach, fast nonnenhaft bescheiden zu kleiden, so fand man sie gerade recht, wie sie eben war, und ich habe von ihr nie anders als mit großer Achtung und vielem Antheil sprechen hören.

Wir waren gegen den zwanzigsten Mai, etwa einen Monat nach unserer Abreise von Königsberg, in Baden-Baden angekommen, und wir hatten kaum einige Personen aus dem Bekanntenkreise meines Onkels kennen lernen, als wir gewahren konnten, wie viel näher wir der politischen Bewegung und Aufregung gekommen waren, deren Entstehen und Anwachsen wir bis dahin in den Zeitungen verfolgt.

Die Namen Wirth's und Siebenpfeiffer's waren in aller Leute Munde, und die von Siebenpfeiffer und dreiunddreißig andern Bürgern aus Neustadt an der Hardt erlassene Aufforderung zur Begehung eines nationalen Festes auf dem Hambacher Schlosse bei Neustadt, zu dem man nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen und Jungfrauen Deutschlands eingeladen hatte, fand eine gesteigerte Theinahme, seit die Regierung das Fest verboten, und es dann doch wieder, aus Furcht vor noch größerer Aufregung, frei gegeben hatte. Bekanntmachungen der Regierung gegen das Fest, und Bekanntmachungen der Unternehmer, welche es vertheidigten, folgten einander schnell. Ludwig Robert sah den Ausbruch einer unheilvollen Revolution durch diese Festfeier herannahen; und je nach ihren Gesinnungen fürchteten

und hofften die Leute von dem Maifeste auf dem Hambacher Schlosse das Außerordentlichste.

Man hatte es damals offenbar entweder noch nicht genugsam erfahren, oder es vergessen, daß in solchen Festfeiern eine die Seele befreiende Kraft liegt, welche die Energie des Hernes, und damit die Energie des zum Handeln drängenden Entschlusses, abstumpft und zerschmilzt. Von dem Platze, an welchem man einem Volke eine Festfeier versagt hat, können Haß und Zorn und Erbitterung sich als gährender Stoff in die Adern desselben ergießen, und zerstörend und aufbauend fortwirken. Von einem Feste, an welchem man sein Herz in Reden ausgeschüttet, in feurigen Liedern erhoben, und mit Freunden und Gesinnungsgenossen sich ausgesprochen hat, kehrt man beruhigt und zum Hoffen und Abwarten geneigt, in die friedliche Behausung zurück. Solche Feste wirken in der Regel ableitend, wie Blasenpflaster bei Entzündungen, und ich habe später es nicht begreifen können, daß diese Einsicht nicht weiter verbreitet und nicht, je nach dem Parteistandpunkte, mehr beherzigt worden ist.

Mein Vater mußte seiner Geschäfte wegen nach Neustadt gehen, es war das einer der Punkte, nach denen seine Reise ursprünglich gerichtet war. Es sollte

dort eine Weinversteigerung stattfinden, und da der Termin derselben dicht mit dem Hambacher Feste zusammen fiel, beschloß er, demselben beizuwohnen.

Ich hatte großes Verlangen ihn zu begleiten, und mein Onkel redete ihm zu, mich mit sich zu nehmen; indeß der Vater meinte, daß ich ihm bei einer solchen Feier, deren Verlauf nicht vorherzusehen war, unbequem werden könne, und so reiste er ohne mich ab. Auch Börne ging ein paar Tage vor dem Feste nach Neustadt, und kam in sehr gehobener Stimmung zurück. Ich stand dabei, als er dem Onkel und einigen anderen Herren von demselben sprach, und als er mich dann bemerkte, sagte er: „bedanken Sie sich bei mir, ich habe Ihren Herrn Vater, den ich noch gestern gesprochen, bei dem Feste unter meine Protektion genommen. Man war sehr antipreußisch gestimmt, und ich habe gesagt, das sei ein Preuße, den man ruhig als Theilnehmer bei dem Feste lassen könne, das sei kein Spion!"

Es war das ein Scherz, aber nur insoweit, als von meinem Vater die Rede dabei war, denn was die Stimmung gegen Preußen betraf, hatte er die Wahrheit gesprochen. Man warf es ganz mit Rußland zusammen, und ich selber habe es damals in

Baden ein paar Mal gesehen, daß auf gedruckten Plakaten an öffentlichen Lokalen, unter den Worten: „es wird gebeten, keine Hunde mitzubringen," der schriftliche Zusatz gemacht worden war: „und keine Preußen!" — Solche Plakate wurden dann zwar bald entfernt, indeß für die Einigung Deutschlands, die man auf dem Hambacher Schlosse anstrebte, war das nicht eben viel versprechend.

Mein Vater kehrte erst einige Tage später von seiner Geschäftsreise wieder, und erzählte uns mit großer Lebhaftigkeit und großer Wärme von dem Feste, dem ersten Volksfeste, das er mitgemacht hatte. Er brachte Siebenpfeiffer's Eröffnungsrede, betitelt: „Der Deutschen Mai" und eine Anzahl anderer Druckſachen mit. Es befanden sich darunter die ersten Nummern einer neuen, gleichfalls unter dem Titel: „Der Deutschen Mai" erschienenen Zeitung, und viele für das Fest gedichteten Lieder. Alles war in leidenschaftlichem Styl gehalten, und hatte (die Blätter, die ich zum Andenken unter meinen Reise-Erinnerungen aufbewahrt, liegen, während ich dies schreibe, fahl und vergilbt auf meinem Tische) alle Eigenschaften und alle Mängel der Kundgebungen, welche darauf berechnet sind, den Strom der Empfindung aufzuregen,

ohne ihm zugleich das Bette anzuweisen, in welches eingedämmt, er zu einer treibenden Kraft zu werden vermag. Wo dies aber fehlt, verläuft die höchste Fluth der Begeisterung sich unwirksam und unfruchtbar in's Nichts.

Es waren auf dem Hambacher Schlosse an dreißig Tausend Menschen versammelt, und der Enthusiasmus groß gewesen. „Ihr deutschen Männer," so hieß es an dem Schlusse von Siebenpfeiffer's Rede, „o lasset uns aller Spaltungen vergessen, alle Marken und Abscheidungen beseitigen; lasset uns nur eine Farbe tragen, damit sie uns stündlich erinnere, was wir sollen und wollen, die Farbe des deutschen Vaterlandes; auf ein Gesetz nur lasset im Geiste uns schwören, auf das heilige Gesetz deutscher Freiheit; auf ein Ziel nur lasset uns blicken, auf das leuchtende Ziel deutscher National-Einheit, deutscher Größe, deutscher Macht: und wenn einst alle deutschen Männer dieser eine Gedanke voll und lebendig durchdringt, dann, ich schwöre es bei Thuisko, dem Gott der freien Deutschen, dann wird in strahlendster Gestalt sich erheben, wonach wir Alle ringen und wozu wir heute den Grundstein legen — ein freies deutsches Vaterland. Es lebe das freie, das einige

Deutschland! Hoch leben die Polen, der Deutschen Verbündete! Hoch leben die Franken, der Deutschen Brüder, die unsere Nationalität und Selbstständigkeit achten! Hoch lebe jedes Volk, das seine Ketten bricht und mit uns den Bund der Freiheit schwört! Vaterland — Volksfreiheit — Völkerbund hoch!"

Alle Welt hatte in Neustadt die deutschen Farben getragen, und war dann nach dem Feste heimgegangen, hinter die in allen erdenklichen andern Farben angestrichenen Grenzpfähle, mit denen die fürstlichen Besitzer der verschiedenen deutschen Vaterländer ihre Territorien gegen einander einhegen. Es war damals ungefähr eben so wie jetzt. Freilich ist es nicht mehr Sitte, Thuisko, den Gott der freien Deutschen herauf zu beschwören; man begnügt sich mit Herrmann dem Cheruskr, der uns auch fern genug steht, aber man hat dagegen jetzt auch keinen Namen, wie den von Ludwig Börne, den Jedermann kannte, Jedermann hoch hielt.

Der Vater hatte viel zu erzählen von der Verehrung, welche Börne überall entgegen gekommen war. Wo er sich gezeigt, hatte lauter Zuruf ihn freudig begrüßt; die in Neustadt anwesenden Studenten hatten ihm Ständchen gebracht, Frauen

ihm ihre Sträuße gereicht und zugeworfen, und ohne daß er selbst hervorgetreten, war er fast der Mittelpunkt des Festes gewesen.

Mir war bei alle diesen Berichten und Erlebnissen zu Muthe, als schaute ich durch ein Teleskop. Die fernen Welten, von deren Vorhandensein und von deren Einfluß auf unser eigenes Leben ich Kenntniß gehabt, ohne sie gesehen zu haben, traten jetzt plötzlich in meinen Gesichtskreis, und blendeten mich durch ihren Gehalt und ihren Nimbus. Ich konnte mit meinem Denken dem Erleben kaum nachkommen, aber ich hatte doch großes Wohlgefallen an meiner veränderten Lage, und was mir besonders gut that, hier in Baden gefiel ich den Menschen, mit denen ich zusammenkam. Man ließ mich gewähren, man munterte mich auf, man nahm Theil an mir, und daß dies Personen thaten, welche ich mit Grund weit höher schätzte, als diejenigen, die in Berlin nie recht zufrieden mit mir gewesen waren, das steigerte meine Zufriedenheit.

Gleich nach meines Vaters Ankunft von Neustadt machten wir, mein Onkel, der Vater und ich, noch eine Fahrt nach Straßburg. Der Vater wünschte, den Boden Frankreichs zu betreten, ein

französisches Theater und den Straßburger Münster zu sehen, und das Alles wurde uns in den zwei Tagen zu Theil, die wir dort verweilten. Es erschütterte mich sehr, als ich die Tricolore zum erstenmale durch die Luft flattern sah, als ich an einem Denkmal die Worte las: au General Dessaix l'armée du Rhin, als am Abende bei der Militairmusik die Melodie der Marseillaise auf französischem Boden zum erstenmale an mein Ohr klang.

Am andern Morgen betrachteten wir die Rosette über dem Portale des Münsters, die Göthe so liebevoll geschildert, und standen am Nachmittage, da die Sonne schon im Sinken war, auf dem Plateau des Münsters, hinabschauend auf die Stadt und auf den Rhein und auf das ganze blühende Land. Ich feierte lauter geistige Erinnerungsfeste. Ich dachte an die französische Revolution und ihre Helden, ich dachte an Göthe, und an seine Wege durch diese Fluren, wenn er, das Herz voll Liebe und Lieder, nach Sesenheim gezogen, und ich war voll Dankbarkeit gegen meinen Vater und gegen mein Schicksal, die mir solche Gunst gewährten. Mit einem warmen Herzen und einem enthusiastischen Kopfe, wohl vorbereitet auf das, was ich erlebte, und einundzwanzig

Jahre alt, war ich recht eigentlich dazu geschaffen, solche Eindrücke mit nachhaltiger Wirkung in mich aufzunehmen.

Den zweiten Abend schickte mein Vater mich, da er etwas Anderes vorhatte, in das deutsche Theater. Ein Lohndiener führte mich hin und holte mich zurück, und ich genoß in einer Aufführung der Preziosa das tragi-komische Vergnügen, die sämmtlichen Dialekte Deutschlands in einer Weise unbefangen und natürlich durcheinander welschen zu hören, wie mir dies nie wieder in solchem Grade vorgekommen ist. Der Zigeunerhauptmann sprach österreichisch, die Viarda schwäbisch, die Preziosa ächt sächsisch; aber man mußte es wohl hier so gewohnt sein, denn Niemand lachte darüber und Niemand gab ein Zeichen des Misfallens kund.

Kaum nach Baden heimgekehrt, erklärte mir mein Vater, als wir uns Abends in unsere Stuben zurückgezogen hatten, daß er nach einer Ueberlegung mit seinem Bruder, es beschlossen habe, mich nicht nach Preußen zurückzunehmen, sondern mich bei demselben zurück zu lassen. Er müsse seine Reise jetzt sehr beschleunigen, davon würde ich keine Freude mehr haben, der Onkel aber beabsichtige, noch in

Baden zu bleiben, werde noch eine Tour durch Deutschland machen, von der ich Genuß erwarten dürfe, und vor Allem wünsche er mir den Vortheil zu bereiten, in meines Onkels Hause in Breslau eine Weile zu leben, und die übrigen dortigen Verwandten, namentlich die älteste Schwester meines Vaters, meine Tante Simon, kennen zu lernen.

Ich war im ersten Augenblicke darüber mehr betroffen als erfreut. Die mir bevorstehende Trennung von meinem Vater erschreckte mich, und da ich noch ganz und gar gewohnt war, mit dem Hinblick auf Andere zu leben, so hatte ich bei all meinen neuen Eindrücken und Bekanntschaften immer den heimlichen Gedanken an die Meinen zu Hause, an meine Mutter und Geschwister, an meine Königsberger Freunde und Bekannte gehegt, und mir es mit eitlem Behagen ausgemalt, wie ich diese Alle in Erstaunen versetzen, und welchen Eindruck ich mit meinen Erzählungen auf sie machen würde.

Es befanden sich in meinem heimischen Umgangskreise leidenschaftliche Verehrer von Börne; nun hatte ich Börne gesehen und er hatte öfter mit mir sehr freundlich gesprochen. Ich kannte Frauen und

Männer, die sich, wie ich es auch gethan, lebhaft für die Romane von Spindler, für den „Juden," den „Bastard" und den „Jesuiten" interessirten. Jetzt konnte ich ihnen erzählen, daß Spindler ein hübscher, etwas fetter, schwarzlockiger Mann sei, der eine schwarze, mit Schnüren reich besetzte Litewka trage. Ich hatte mit Tante und Großtante Visite bei der alten Madame Meyerbeer und bei Meyerbeer's Frau gemacht, mit denen die Damen seit Jahren befreundet waren, und dabei Herrn Meyerbeer, den berühmten Componisten selbst, gesehen; und das Alles sollte ich nun zu Hause nicht gleich erzählen können, und sollte allein bleiben.

Das wollte mir nicht in den Kopf. Meine ganzen schönen Plane waren damit zu Nichte gemacht, ich fing zu weinen an, und bat und beschwor den Vater, mich mit nach Hause zu nehmen.

Mein Vater ließ sich aber durch mein kindisches Gebahren nicht beirren. „Ich weiß," sagte er, „daß Du mich lieb hast, und ich habe Dich auch lieb, aber grade darum lasse ich Dich hier. Es ist nicht abzusehen, ob und wann Dir jemals wieder eine solche Gelegenheit geboten werden wird, Dich in der Welt umzusehen, und dies Glück sollst Du nicht

verlieren." — Daß damit die Sache abgethan war, das wußte ich. Mein Vater ging zur Ruhe, ich legte mich auch nieder, aber ich konnte nicht schlafen und es blieb mir also gar Nichts übrig, als in meinem Bette über mein unerwartetes großes Glück so lange zu weinen, als ich es für nöthig fand, denn ich hatte wirklich Furcht, mich sehr nach dem Vater und nach den Meinen überhaupt zu sangen. Eine ganze Reihefolge von Vorstellungen alles dessen, was denselben in meiner Abwesenheit von Hause geschehen, was mir in der Entfernung von ihnen begegnen könne, ging durch meinen Sinn. Von dem Vernünftigen und Wahrscheinlichen schweifte ich zu dem Unvernünftigsten und Unwahrscheinlichsten über; von der dazwischen plötzlich auftauchenden Freude über den Gedanken, daß mir mit solchem Leben in der Fremde etwas Ungewöhnliches gelelen, und daß ich damit aus dem Gleise des Gewöhnlichen herausgehoben werde, kam ich wieder zu einer tiefen Traurigkeit über die Trennung von Mathilde und von meinen Brüdern, an denen ich mit großer Liebe hing; und nachdem ich mich dann auch darüber wieder beruhigt hatte, fing ich aus anticipirter Sehnsucht doch noch einmal zu weinen

an, und quälte mich auf die thörichteſte Weiſe, bis der Tag zu dämmern und das Tageslicht durch die grünen Jalouſien der Stube zu ſcheinen begann. Dies flimmernde Licht machte mir Vergnügen. Ich beobachtete, wie es bald dieſe, bald jene Blume der mille fleurs Tapete, an der ich immer Wohlgefallen gehabt, beleuchtete, wie das Roth des Mohnes und dann wieder das Blau der Cyanen ſo tief und glühend wurden, wenn der Sonnenſchein ſie traf, und dann fing ich an, mich über die grünen Jalouſien, die mir noch etwas Neues waren, zu freuen. Grüne Jalouſien kamen mir ſo überaus poetiſch vor! Auch meine rothſeidene Bettdecke und die Klingel, die man mir vor mein Bett geſtellt hatte, dünkten mich äußerſt vornehm. Der Comfort, der mich umgab, däuchte mir wie der rechte Rahmen um mein Bild. Ich meinte, in ſolche Umgebung paſſe ich doch ganz eigentlich hinein, und wie mein Wohlgefallen an mir und den Dingen um mich her mehr und mehr die Herrſchaft über meine frühere Empfindungsweiſe und Gedankenreihe gewann, ſo wurde ich abgeſpannter und müder. Ich ſah mit angenehmer Empfindung nach der Arabesken-Borte der Tapete hinauf, in welcher aus den Blumenkelchen

Frauenleiber hervortauchten. Das alte Spiel meiner Kinderphantasie kam wieder einmal zum Vorschein; die Blumen, die Frauen, die Gesichter der neuen Bekannten, die Gebäude und Gegenden, welche ich in den letzten Wochen gesehen, lösten sich wechselnd vor meinem Auge ab, und in einander auf, und ich erwachte, als man mich am späten Morgen weckte, völlig ausgesöhnt, ja äußerst zufrieden, mit der über mich getroffenen Bestimmung.

Meine Verwandten sagten mir, daß sie mich gern bei sich behielten, meine Großtante kündigte mir an, daß ich in Breslau mit ihrer Gesellschafterin zusammenwohnen würde; diese hieß mich auch sehr willkommen, die Kinder freuten sich, wie sich Kinder über Alles freuen, was neues Leben in ihre Häuslichkeit bringt, und dazu war das Wetter so schön und die Gegend so reizend, daß ich mich am Morgen eben so glücklich fühlte, als ich am verwichenen Abende verzagt gewesen war. — Junge Menschen, die ein Bedürfniß nach selbstständiger Entwickelung und nebenher einen Trieb zu poetischem Gestalten in sich tragen, leben eigentlich immer in einer schwankenden Bewegung zwischen ihrer Vergangenheit und ihrer Zukunft. Von der Ersten eben so

gefesselt, als von der Letzten mächtig angezogen, kommen sie nur schwer dazu, sich von der Vergangenheit loszulösen und sich fest in die Zukunft hineinzudenken, in der sie für sich selbst stehen und eine selbstständige Bedeutung haben sollen. Sie leben in einem phantastischen Zwischenreich, in dem sie sich selber zu dem Gegenstand poetischer Ausschmückung machen, bis sie die Kraft gewonnen haben, frei zu schaffen, und die Gestalten ihrer Einbildungskraft, von sich selbst abgelöst, in der Dichtung darzustellen. Die poetisch begabte Jugend führt daher unwillkürlich und selbst bei natürlicher Wahrhaftigkeit, in der Regel das Dasein eines sich betrügenden Betrügers, und nährt sich von Leiden und Freuden, die beide oft gleich grundlos sind.

Da die Tage gezählt waren, die mein Vater noch mit uns zubringen konnte, und das Wetter uns begünstigte, so sollte an dem nächsten Nachmittage noch eine Partie in den Schwarzwald hinein gemacht werden. Wir fuhren, weil die Tante sich nicht auf so viel Stunden von ihrem Säugling trennen konnte, zu Dreien: der Onkel, der Vater und ich; und da wir viel bergauf zu fahren hatten, war eine sehr leichte Briczka mit zwei starken Pfer-

den bestellt worden, in welcher wir bei dem hellsten Sonnenschein, an dem hohen Felsenufer der Murg zunächst nach Gernsbach fuhren. Um den ganzen Ueberblick der Gegend zu haben, hatte ich mich zu dem Kutscher hinausgesetzt, und bald langsamer, bald schneller fahrend, wie das wechselnde Steigen und Fallen des Weges es mit sich brachte, waren wir auf einer Höhe angelangt, auf welcher der Kutscher anhielt, um die Hemmschuhe zum Hinunterfahren anzulegen.

Ich war aufgestanden, um mich umzusehen, und Onkel und Vater riethen mir, bei dem langsamen Hinabfahren des Wagens auch stehen zu bleiben, wenn ich es ertragen könne. Kaum aber war der Wagen hundert Schritte vorwärts gekommen, als ein leises Klirren und Knacken sich hören ließ. Die Kette des einen Hemmschuhs war gerissen, der Wagen bekam dadurch eine schiefe Direktion, die auch das andere Rad aus dem Hemmschuh brachte, die Pferde vermochten den Wagen kaum aufzuhalten, und pfeilschnell herabrollend, zur Rechten in schwindelerregender Tiefe unter uns das dunkle, reißende Wasser der Murg, schwebten wir ein paar Minuten lang in einer wahrhaften Todesgefahr. Ein falscher Tritt, ein Straucheln der Pferde, und wir waren rettungslos verloren.

Mein Vater und mein Onkel waren Beide aufgesprungen, um mich auf den Sitz hinabzuziehen, mein Vater blieb stehen und hielt mich fest. Kein Laut, kein Ausruf kam über unsere Lippen; aber als es dem Kutscher endlich gelang, den Wagen und die Pferde zum Stehen zu bringen, als wir einander betrachteten, da waren wir Alle blaß genug, und tief aufathmend sagte der Vater: „Das war kein Spaß! aber Du bist recht vernünftig dabei gewesen!“

Es war das die einzige große Gefahr, in welcher ich mich bei allen meinen vielen Reisen mein Leben hindurch befunden habe, und ich erinnere mich, daß ich gar keine andere Empfindung dabei hatte, als die einer athemlosen Spannung. Das Entsetzen kam erst über mich, als wir in Ruhe waren, und mehrere Tage später, als mein Vater schon abgereist war, konnte ich an den Augenblick nicht denken, ohne daß mir die Thränen in die Augen traten.

Drittes Kapitel.

Mein Vater reiste in der ersten Woche des Juni von Baden ab, und es hatte in dem Plane meines Onkels gelegen, daß wir bis Ende August in Baden bleiben sollten. Indeß wie die Furcht vor der Cholera, von der besonders meine Tante und meine Großtante ergriffen waren, die Familie einst von Breslau fortgetrieben hatte, so machte das Fortschreiten der Epidemie, die sich mehr und mehr dem westlichen Deutschland näherte, auch unserem Aufenthalt in Baden schnell ein Ende.

Die Badner Aerzte vertrösteten zwar mit der Hoffnung, daß die Orte, welche warme Quellen hätten, von der Seuche bisher verschont geblieben wären; indeß eine Garantie für ihre Behauptung und für das Zutreffen ihrer Aussage, wie die Großtante sie verlangte, konnten sie ihr natürlich nicht leisten, und Alles in Allem genommen, mochte wohl

auch mein Onkel sich nicht der Möglichkeit aussetzen wollen, der drohenden Krankheit mit einer Familie, wie die seine, außerhalb der Heimath zu begegnen.

Die Herrlichkeit in Baden währte also nicht lange, und eines schönen Tages befanden wir uns mitten in den Zurüstungen zur Abreise. Die beiden großen Reisewagen wurden vom Stellmacher und vom Schmied untersucht, die Koffer, Walisen, Waschen und Reisesäcke wurden vom Sattler nachgesehen, eine Masse von Büchern und Geräthschaften, welche man im Verlauf der anderthalb Jahre in Süddeutschland gekauft, wurden einem Spediteur zur Nachsendung übergeben, und es hob nun ein Packen an, das darum so schwierig war, weil Jeder Alles auf das Bequemste haben sollte und wollte, und deshalb die Ordre gegeben war, eine ganze Menge von Sachen »zu oberst« zu legen, was natürlich nicht möglich war.

Bei diesen Reisezurüstungen sah ich es denn zum ersten Male, wie schwer die Menschen sich das Leben machen, die keine Unbequemlichkeiten und Entbehrungen ertragen mögen, und wie die Reichen vor lauter Bestreben, sich die durch ihr Vermögen ihnen zu Gebote stehenden Vortheile zu Nutze zu

machen, in einen Zustand hineingerathen, um den sie wirklich nicht zu beneiden sind, weil sie sich und Anderen damit beschwerlich, ja zur Qual werden.

Um die Freiheit, welche der Besitz gewährt, mit Vortheil für sich und für seine Umgebung zu benutzen, muß man, das habe ich später hundertfach erfahren, einen innern Gehalt und eine wirkliche Bildung haben. Mir ist nie ein Armer vorgekommen, der mir mit den Klagen über seine bittere Noth soviel zu schaffen gemacht hätte, als die Reichen mit ihrer Unentschlossenheit über das, was sie wollten, und mit den Lamentationen über ihre eingebildeten Unbequemlichkeiten und Behinderungen. Sie bedenken dabei auch gar nicht, wie kleinlich, geistesleer und herzlos sie Demjenigen erscheinen müssen, dem sie ihre Beschwerden und Entbehrungen klagen, und der, durch seine Bildung vielleicht zu höhern Ansprüchen, als die übrigen berechtigt, mit unendlich Geringerm sich ein edles und schönes Leben zu bereiten weiß. Es haben mir oft Männer, und namentlich Frauen, weitläufig auseinander gesetzt, wie sie mit ihren acht großen Zimmern und ihrer Dienerschaft nicht fertig werden und nicht auskommen könnten, während

sie in unsern kleinen, engen Stuben unsere Gäste waren, und sich von unserer einzigen Magd bedient fanden. Und es ist mir oft ein wahrer Widerwille angekommen gegen die aufgeputzte Unkultur, die sich den Anschein geben möchte, an geistigen Interessen Theil zu nehmen, während es sie aus ihrer Fassung bringt, wenn sie ein Zimmer weniger hat, und sie lang und breit darüber sprechen kann, wer ihr die Bouillon und den Haferschleim bereiten wird. Ich habe lachen müssen, wenn solche Personen mich glauben machen wollten, daß irgend ein Höheres in ihnen vorhanden sei, als die Sorge für ihr jämmerliches Ich.

Meine Großtante hatte es aber gar kein Hehl, daß sie sich als die Hauptsache, ja, als der Mittelpunkt der Welt erschien; und da die Tante sie sehr liebte, und der Onkel dieser höchst gefällig war, so that man Alles, die alte Dame zufrieden zu stellen.

Daß wir reisen sollten, stand entschieden fest, aber wann und wie wir reisen sollten, darüber konnten die beiden Damen zu keinem Entschlusse kommen, und mein Onkel kam mir dabei gradezu bedauernswerth vor. Meine arme Tante, der das Reisen mit dem Säugling beschwerlich sein mußte, wollte natürlich

gern auf dem kürzesten Wege, und so schnell als möglich, nach Hause fahren. Ihre Mutter dagegen wollte nur ganz kurze Tagereisen machen und vor allen Dingen jeden Ort vermeiden, an dem sich auch nur Spuren von Cholera oder Brechruhr gezeigt hätten. Trennen wollte man sich, da die Seuche überall spukte, unter keiner Bedingung von der alten Frau, und so ließ sich denn der Onkel endlich herbei, nach den verschiedenen Städten, in denen wir übernachten sollten, zu schreiben, und Erkundigungen über den Stand der Gesundheit in denselben einzuziehen. Daß dieser sich längst geändert haben konnte, ehe Anfrage und Antwort ihren Weg, und endlich wir selbst die Reise nach dem betreffenden Orte gemacht haben konnten, daran dachte natürlich die Großtante durchaus nicht. Sie war vollkommen beruhigt und zufrieden, als die Briefe geschrieben und abgeschickt worden waren; und als dann endlich aus dem Bureau unserer Gesandtschaft in Frankfurt am Main die Nachricht anlangte, daß, soviel man wisse, zwischen Baden-Baden und Frankfurt, und in Frankfurt selbst, Alles noch gesund sei, traten wir unsere Reise an.

Das war in jenen Tagen aber noch eine andere

Expedition als jetzt. Schon am Abend vorher standen die Reisewagen, da das Haus, in welchem wir wohnten, keine Remise hätte, gepackt vor der Thüre, wurden fest verschlossen und ein Mann engagirt, der bei ihnen Wache halten mußte. Und nun am Morgen der Aufbruch selbst!

Die Damen und die Kinder hatten jeder irgend eine Bequemlichkeitsgewohnheit, von der sie auch in der letzten Nacht nicht lassen zu können gemeint, und es gab denn am Morgen noch ein Packen und Kramen und Hasten ohne Ende. Hier standen eine Nachtlampe und eine Nachtuhr, dort lag eine seidene Steppdecke und ein seidenes Plümeau; rechts lag ein ledernes Kopfkissen und links ein wattirter Morgenmantel, der durchaus bei'm Frisiren umgebunden werden mußte, hier war eine Hausapotheke, die Nachts ebenso durchaus vor dem Bette stehen mußte, und daneben gab es noch ein Dutzend anderer durchaus unentbehrlicher Unnöthigkeiten zu verpacken. Die Dienstboten, das Gesellschafts-Fräulein, die Pflegetochter, der Onkel, die Frauen hatten alle Hände voll zu thun; der Hauslehrer, einer der zerfahrensten und konfusesten deutschen Gelehrten, den das Schicksal wirklich im Zorn zum Hauslehrer

gemacht haben mußte, und der sich zum Erzieher eignete, wie ein Bär zum Zitherschlagen, lief, sich den Kopf mit beiden Händen krauend, und dabei eigentlich völlig kopflos, in den Zimmern umher, um die Kinder zusammen zu halten; und man athmete erst auf, als alle die Päcke, Chatoullen, Necessaires, und endlich auch die Frauen und Kinder in den Wagen untergebracht und festgesetzt waren, als man die Wagenthüren zuschlug, die Postilliene in's Horn stießen und die beiden großen, vierspännigen Karossen sich in Bewegung setzten.

Ich fuhr mit der Großtante. Wir saßen zu Vieren in ihrem sehr bequemen Wagen: sie selbst, ihre Gesellschafterin, ihre Pflegetochter und ich. In unserm Coupé, denn beide Wagen hatten Coupé's, der Hauslehrer, der in der Regel eines oder das andere der Kinder bei sich hatte, wenn nicht eine von uns es vorzog, draußen zu sitzen; und in des Onkels Wagen reiste er mit seiner Frau, mit seinen übrigen Kindern und der Wärterin.

Unser Weg ging wieder über Heidelberg und Frankfurt, wo wir mehrere Tage verweilten. Dann besuchten wir die Taunusbäder: Wiesbaden, Schlangenbad, Schwalbach, gingen von Mainz bis Coblenz

zu Schiff, machten einen mehrtägigen Aufenthalt in Coblenz und Ems, und eine zweite Schiffahrt bis Cöln, um den Rhein noch weiter kennen zu lernen, und kehrten dann nach Coblenz zurück, von wo wir die eigentliche Heimreise nach Breslau antraten.

Für mich war die Reise, so viel Unbequemlichkeiten und Mühen sie auch für den Onkel mit sich brachte, eine äußerst vergnügliche. Hatte er, wie er es nannte, am Morgen Alles „herausgeklotset" und am Abend Alles untergebracht, was keine Kleinigkeit war, da wir immer sechs Zimmer haben mußten, so gewann sein ungemein heitrer Sinn gleich die Oberhand. Stets zur Mittheilung geneigt, sehr leichtlebig und frei im Verkehr mit Fremden, machte er viel Bekanntschaften, und mir war es damals noch eben so neu als genußreich, Fremde zu sehen und mit ihnen zu verkehren.

Dazwischen fehlte es an komischen Intermezzi nicht. Bald hatte die Großtante, die immer ihr eigenes Besteck mit sich führte und nur mit diesem aß, im Eifer des Aufbruchs, ein Besteck des Hotels in ihr Etui gepackt, während ihre Pflegetochter das richtige Besteck reinigen ließ, und wir wurden dann, nachdem wir das Hotel schon verlassen hatten, in

unſern vornehmen Reiſewagen angehalten, worüber die alte Dame und ihre Kinder, jeder auf ſeine Weiſe, empört und zornig waren, um die mitgenommenen Meſſer und Gabel auszuliefern; bald wohnten wir, wie in Coblenz, in elenden Erkerſtuben, weil der Emſer Wirth in dienſtbefliſſenem Eifer, heimlich die Bel Etage für uns im Voraus beſtellt, und unſern Namen ſo undeutlich geſchrieben hatte, daß der Beſitzer des Coblenzer Gaſthauſes ſeine guten Zimmer für uns in Bereitſchaft hielt, während wir ſo ſchlecht als möglich untergebracht waren. Aber mich focht das Alles gar nicht an. Ich war gar nicht verwöhnt, hatte auf dieſer Reiſe viel mehr an Luxus, als ich jemals gehabt und bedurft, wurde auf das Gütigſte behandelt und hatte die größte Freude an all' dem Schönen, das ſich mir an jedem Tage darbot. Die halben Nächte durch ſaß ich mit der Pflegetochter des Hauſes, mit der ich gewöhnlich zuſammen wohnte, auf dem Fenſterbrett unſerer Stube, in Ems und in Coblenz, und ſchaute auf die Nahe, und ſchaute auf den Rhein hinab, und ſah, wie drüben über dem Ehrenbreitenſtein die Sterne funkelten, und wie ſie wiederſchienen auf dem dunkeln, ſchnell

hinfluthenden Strom, und die Stille und Abgeschiedenheit thaten mir in dem Hinblick auf die Natur unbeschreiblich wohl. Es löste sich in solchen Stunden so Manches von mir ab, was mir das Herz zusammengepreßt und den Sinn befangen hatte. Ich konnte freier sehen, weiter hinausdenken in die Ferne und in die Zukunft, und was für mich und meine ganze Entwicklung wohl die Hauptsache war: ich lernte mich in dieser nächtlich stillen Betrachtung als selbstständiges Wesen empfinden, während ich am Tage in dem vielseitigen Menschenverkehr bewußt und unbewußt manche von den Eigenheiten und Wunderlichkeiten abzulegen begann, die allen den Menschen ankleben, welche stets in einem sehr fest begrenzten Familienkreise gelebt, und sich dadurch gewöhnt haben, ihn als ihre Welt anzusehen. Denn das Familienleben hat die doppelte Eigenschaft, dem Menschen die letzte und höchste Ausbildung zu geben, wenn er sich frei und mit dem Auge auf das Allgemeine gerichtet, innerhalb desselben bewegt, und ihn beschränkt und kleinlich, ja oft völlig ungenießbar und unbrauchbar zu machen, wenn er sich von demselben befangen läßt und ganz in demselben aufgeht. Darin liegt der Grund, weshalb Männer,

welche meist reifer in die Ehe eintreten, sich in derselben häufig zu ihrer Vollendung entwickeln, und Frauen, bei denen Reife in jungen Jahren so überaus selten ist, in der Ehe eben so häufig förmlich zu Grunde gehen.

Unsere Reise ging langsam von statten, und das um so mehr, als die Cholera nach wie vor unsern Reisemarschall machte. Von Frankfurt hatten wir ursprünglich unsern Weg über Würzburg und Prag nach Breslau nehmen sollen, da sich aber inzwischen die Seuche in jenen Gegenden hier und da gezeigt hatte, wurde noch am Vorabende unseres Aufbruchs von Frankfurt die Reiseroute verändert, und wir schlugen mit einem großen Umwege unsere Straße über Kassel und Berlin ein, wobei denn später noch ein Extra-Umweg nöthig wurde, da man das inficirte Erfurt zu vermeiden wünschte.

In Kassel machten wir einen längern Halt, um die Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Wir durchzogen das ganze Schloß mit den, aus der Napoleonischen Zeit stammenden Prachtmöbeln und den festigen, silbergestickten Paradebetten; wir fuhren nach der Wilhelmshöhe und kletterten bei einer wahrhaft tropischen Hitze in der Statue des

Herkules umher; und da die Tante am verwichenen Tage an der table d'hôte, bei welcher unser Eintritt, zehn Mann stark, immer ein Gegenstand des Staunens war, von ihrem Nachbar erfahren hatte, daß in Kassel ein botanischer Garten sei, so fuhren wir, auch diesen zu besichtigen. Das war jedoch ein schwer Stück Arbeit. Denn der Garten, um den es sich handelte, gehörte einem Herrn Scheelhas, einem Privatmanne, der uns auf Ansuchen meiner Tante den Garten, so viel ich mich erinnere, selbst zeigte, oder durch seinen Gärtner zeigen ließ. Er war natürlich auf dem sonnigsten Punkte der Gegend angelegt, und um uns für die Erklärungen dankbar zu beweisen, welche unser Cicerone uns angedeihen ließ, zogen wir, die Tante, ich und die Pflegetochter stundenlang auf dem großen, zu Ehren der tropischen Pflanzen, stellenweise ganz schattenlosen Terrain umher, während die Julisonne uns unbarmherzig auf den Köpfen brannte, und unser Cicerone uns eben so unbarmherzig von all den Holztäfelchen neben den Pflanzen und Gewächsen die lateinischen Namen hersagte, mit denen ich für mein Theil auch nicht den leisesten Begriff verbinden konnte.

Halb todt vor Hitze und Ermüdung langten wir

in dem Gasthof an. Die Tante, die an Migraine litt, bekam einen heftigen Anfall derselben und mußte zu Bette gehen; ich hatte das ganze Gesicht von der Sonne schmerzlich aufgebrannt, und der Onkel, der, wie wir Alle, am verwichenen Tage sein reichlich Theil von Mittagssonne genossen hatte, als an dem hessischen Grenzzollamte auf offener Heerstraße unsere sämmtlichen Koffer abgeschnallt und geöffnet worden waren, empfing uns, im Schatten der Gasthofshalle behaglich Obst essend, und uns auslachend über den wissenschaftlichen Eifer seiner Frau. Solche Ereignisse kamen öfter vor, und es war belustigend, es zu beobachten, wie die einzelnen Personen unserer Karavane sich überhaupt zu dem Reisen verhielten.

Die Großtante, welche der Urheber der ganzen Flucht gewesen war, reiste im Grunde nicht ungern, weil es sich für eine reiche Frau schickte, Reisen zu machen, und weil sie, wie alle alten, müssigen Damen, neugierig war und die Abwechselung liebte. Sie rührte sich nicht ohne den Lohndiener und schwer ohne Weiteres auf diesen. Je älter und gesetzter derselbe war, um so sicherer fühlte sie sich bei seiner Führung und Belehrung. Hatte er gar berühmte Leute zu nennen, die er früher herumge-

führt, so war sie vollends beruhigt, und gegen die Autorität ihres Lohndieners, dem es natürlich von ihr gleich beim Beginn der Tour ausdrücklich eingeschärft wurde, daß sie kränklich sei, und daß er sie nicht übermüden dürfe, gab es dann gar kein Aufkommen, so daß die Gesellschaft ihre Besichtigungen in der Regel in zwei Partieen unternahm.

Die Tante wollte, wo möglich, zur Beruhigung ihres Gewissens Alles sehen; der Onkel, wo möglich, Nichts. Er war kein Freund von Merkwürdigkeiten, und die Menschen und die Zustände in den verschiedenen Ländern interessirten ihn mehr, als die merkwürdigen Sachen und die Dinge. Der Hauslehrer, der, seit er aus den Bergen zum erstenmale in seinem Leben in das Flachland gekommen war, sich wie ein Fisch auf dem Trocknen befand, fragte überall zuerst, ob am Orte gutes Bier zu haben sei. Er sehnte sich nur nach der Bekanntschaft der renommirtesten Kneipen. Die Gesellschafterin hatte einen Zug zum Sentimentalen. Sie fand immer irgend einen Baum, oder ein Monument, oder ein Grab, von dem sie einen Zweig in ihr Stammbuch legen, und mit einer passenden Notiz versehen konnte. — Und bei all diesen abweichenden Neigungen hielten natür-

liche Güte, Bildung, Gewohnheit, und vor Allem die bestimmte Festigkeit des Onkels, diese aus den verschiedensten Elementen bestehende Gesellschaft doch so vortrefflich zusammen, daß ich mich nicht eines einzigen störenden Ereignisses auf der ganzen Reise zu erinnern wüßte, außer denen, die durch die Kränklichkeit des einen Sohnes herbeigeführt wurden, der in Gießen die Bräune bekam, und uns nöthigte, dort bis zu seiner Herstellung zu verweilen.

Aber bei all dem Guten und Genußreichen, das die Reise mir zu bieten hatte, machte ich doch die Erfahrung, daß derartige Unternehmungen mit einer großen Familie mehr eine Last, als ein Vergnügen sind. Die Bedürfnisse einer solchen sind im Nomadenleben nicht leicht zu befriedigen, und so oft ich später großen Familien auf der Reise begegnet bin, habe ich immer meine stille Freude daran gehabt, daß ich nicht von der Partie zu sein brauchte.

Da wir nun einmal über Berlin gingen, so verstand es sich von selbst, daß man sich dort ausruhen mußte. Die Großtante, eine geborene Berlinerin, hatte noch nahe Verwandte in Berlin am Leben, Onkel und Tante besaßen dort manche Freunde und viele gesellschaftliche Beziehungen, und so wurden

wir denn noch einmal förmlich im Hotel de Rome installirt, und ich hatte Zeit und Muße, mit der Tante, die viel Neigung für die Kunst besaß und viel mehr davon verstand, als ich in jenen Tagen, das Museum und namentlich die Antiken-Gallerie und die Rotunde zu besuchen, nach der meine Sehnsucht unvermindert geblieben war.

Daneben sah ich auch die Personen wieder, die ich bei meinem ersten Aufenthalte in Berlin hatte kennen lernen, und ich fand mich von ihnen zu meinem Erstaunen nun ganz anders aufgenommen, als zuvor. Da ich die Wege nicht kannte, und die Großtante gern umherfuhr und Leute sah und sprach, begleitete sie mich fast überall, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß die Zustimmung, deren ich jetzt so viel mehr als früher theilhaftig wurde, wesentlich auf Rechnung der Equipage zu setzen war, in welcher ich verfuhr, auf Rechnung des Lohndieners, der uns anmeldete, und auf Rechnung meiner reichen Großtante, die mich mit ihrer Gesellschafterin chaperonnirte. Dazu hatte mein Onkel mich in Baden-Baden freigebig mit ein Paar nach neuester Pariser Mode gemachten Anzügen beschenkt. Meine Taillen und meine Kleider waren also äußerst

kurz, meine Stiefel von bester Façon und nußbraun, meine Aermel weit wie Säcke, die weißen Pellerinen mit ihren hohen gesteiften Fraisen unproportionirt groß, die Kravattentücher möglichst reich, der resa Bibi-Hut, mit französischer Rose, möglichst klein, der Sonnenschirm umfangreich wie ein Regenschirm, und dies Ensemble von Knappheit und Weite, das ganz unharmonisch war, fand vor den Augen meiner früheren weiblichen Kritiker solchen Beifall, daß ein Theil davon auf mich selber zurückfiel, und ich um mehrere Grade in ihrer Achtung und Anerkennung stieg. Ich ließ mir das sehr gern gefallen, ich hatte es noch durchaus nöthig, Wohlwollen und Zustimmung zu finden, und doch wußte ich ganz genau, wie hoch diese Art des Beifalls und der Freundlichkeit anzuschlagen und wie viel sie werth waren. Man ist aber nicht nur in seiner frühen Jugend so thöricht, dasjenige zu erstreben und als Schwäche hoch anzuschlagen, was man bei ruhiger Ueberlegung gering schätzt!

Wir hatten ein paar Tage mehr in Berlin zugebracht, als ursprünglich in der Absicht gelegen hatte, und der Onkel drängte nun zum Fortgehen, obschon, wie ich glaube, die erste Aufführung von

Robert dem Teufel in Aussicht stand, zu welcher die Mutter des Componisten eine Loge angeboten hatte. Aber der Onkel hatte es offenbar völlig satt, das Wanderleben der Erzväter an der Spitze ihres Stammes weiter fortzuführen, und trotz aller Bitten und Vorstellungen blieb es bei der Reise. Indeß der Mensch denkt und Gott lenkt! Wir waren keine Tagereise von Berlin entfernt, als der schon einmal erkrankte Knabe wieder einen schweren Anfall von Bräune bekam, und nun saßen wir sammt und sonders in dem elenden Gasthof des kleinen Städtchens Münchenberg, in schwerer Sorge um das Kind, ohne Vertrauen zu dem Arzte, den man herbeigerufen hatte, da die gewohnten und immer bereit gehaltenen Mittel nicht helfen wollten, und sehnten uns nach Berlin zurück, wo eine solche Katastrophe viel weniger beängstigend gewesen wäre, und wo man ebenein Robert den Teufel spielte.

Aber auch diese Gefahr ging glücklich vorüber, und zwei Tage später sahen wir den Elisabeththurm vor uns emporsteigen, und fuhren in die engen Straßen des alten Breslau ein, Alle mehr oder weniger zufrieden, an Ort und Stelle, und in der Heimath zu sein.

Viertes Kapitel.

Breslau hat auf mich, so oft ich es besuchte, in seinem eigentlichen Kerne niemals den Eindruck einer deutschen Stadt gemacht, und achtzehnhundert zweiunddreißig erschien es mir besonders fremdartig. Es war nicht der Markt, vielleicht der schönste Marktplatz in Deutschland, mit seinem alterthümlichen, spitzgiebligen Rathhaus, dessen graues Gestein so malerisch von Epheu umzogen ist, es waren auch nicht die alten Kirchen, oder die einzelnen zum Theil sehr alten Häuser, die mir auffielen und als nicht deutsch erschienen, sondern ein gewisses, mir selbst unerklärliches Etwas in der Physiognomie der Stadt, von dem ich mir sagte, das sei polnisch, ohne daß ich bis dahin jemals eine polnische Stadt gesehen hatte. Es war vollkommen anders, als das kleinstädtische und unschöne Königsberg, und auch vollkommen anders als Berlin und alle die andern

Orte, durch die wir gekommen waren. Am meiſten gemahnte es mich an Leipzig, aber auch dieſes hatte jenen polniſchen Anſtrich für mein Auge gehabt. Selbſt in neuer Zeit, in welcher die Ausdehnung der Städte, über ihre frühere Grenze hinaus, ſich auch in Breslau und Leipzig nothwendig gemacht, und die Neubauten der Vorſtädte auf die Bauten in der innern Stadt ihre rückwirkende Kraft geübt, haben Breslau und Leipzig den ihnen gemeinſam fremdartigen Charakter für mich noch nicht verloren, ohne daß es mir möglich wäre, es mir völlig klar zu machen, wodurch dieſe Wirkung hervorgebracht wird.

Wie in vielen alten Städten, haben die einzelnen Häuſer in Breslau Schilder und Embleme, von denen ſie ihren Namen führen. Damals hatte die Familie meines Onkels den ſehr weitläufigen erſten Stock der „drei Mohren“ an der Ecke des Blücherplatzes inne, und kaum waren wir vor dem alterthümlichen Portal des Hauſes vorgefahren, als die Familie ſich auch ſchon von einer ganzen Menge von Verwandten und Bekannten begrüßt fand.

Der älteſte Onkel Lewald, mein Onkel Simon mit der älteſten Tochter, verſchiedene Vettern meiner Tante Lewald von ihrer väterlichen Seite, der Haus-

arzt, und die Hausfreunde, und der alte Kutscher mit seiner Frau, und die Dienerschaft des Hauses, und noch Dieser und Jener waren herbeigekommen, uns zu erwarten. Fragen, Erzählungen, Besorgungen wirrten durch einander. Ich wurde meinen Verwandten vorgestellt, es kamen allmählich auch einige weibliche Familienmitglieder herbei, der Unruhe wurde immer mehr, das Auspacken der nothwendigsten Dinge begann inzwischen auch, und als ich mich in dem Gastzimmer, das noch am ruhigsten war, auf einen Fenstertritt setzte, um auszuruhen, schlief ich in demselben Augenblicke ein, um kurz darauf unter dem Lachen meiner Onkel sehr beschämt zu erwachen. Man sagte mir, da ich nun wohl ausgeschlafen hätte, müsse ich noch heute, und zwar jetzt gleich, mit meinem Onkel Simon zu der Tante hinausgehen, da diese mich zu sehen wünsche, und ihr Haus nicht gern verlasse.

Tante Minna, wie mein Vater die Tante bezeichnete, wenn er von ihr sprach, war die älteste der Geschwister, und wurde von Allen eben so sehr geliebt, als — und dies selbst von den Brüdern — mit einer unverkennbaren Unterordnung unter sie, verehrt. Sie und ihr Haus waren das Ideal

meiner beiden väterlichen Tanten; die Großtante selbst sprach von „Minna“ mit einem ganz andern Tone, als von allen andern Menschen, und es waren eben auch Tante Minna und die Ihren gewesen, deren Bekanntschaft der Vater mir in Aussicht gestellt hatte, als er mich mit dem Gedanken an eine lange Entfernung von Hause hatte aussöhnen wollen.

Ich selbst war schon seit mehreren Jahren dazu angehalten worden, der Tante und ihren Töchtern zu schreiben, und es hatte sich ein freundlicher Verkehr zwischen uns herausgebildet. Meine Cousinen, die zum Theil älter, zum Theil jünger waren als ich, wußten von unserem Leben, wie ich von dem ihren, und wenn die Tante zwischen unserer Correspondenz einmal ein Briefchen einschaltete, so war mir das stets als eine besondere Gunst angerechnet worden. Die Tante war ihrer ganzen Natur nach zurückhaltend und genoß, ohne alle Berechnung, die Vortheile, welche eine solche Gemüthsart gewährt. Man muß aber vielleicht, wie ich, durch seine eigene hingebende Weise sehr viel gelitten haben, um die natürliche Anlage zur Zurückhaltung, als einen der größten Vorzüge für Denjenigen anzuerkennen, dem sie innewohnt.

Wir hatten ein Ende zu gehen, bis wir die Sommerwohnung erreichten, welche die Simon'sche Familie damals vor dem Schweidnitzer Thore in dem Konrad'schen Hause gemiethet hatte.

Müde und eben von der Reise angekommen, nach anderthalb Jahren zum ersten Male wieder mit seiner eigenen zahlreichen Familie in dem eigenen Hause, machte der Onkel Friedrich Lewald sich doch mit Onkel Simon und mir gleich auf den Weg, um die älteste Schwester noch an demselben Abende zu besuchen, und die ganze Familie schien dies nur in der Ordnung zu finden. Für den gläubigen Neophyten wird der Gott aber mehr und mehr erheben, durch den Cultus, welchen seine Priester ihm zollen, und da ich sehr dazu geneigt und ganz darauf vorbereitet war, diese Schwester meines Vaters zu lieben und zu verehren, so wuchs diese Empfindung und die Spannung, mit welcher ich der Begegnung harrte, durch des Onkels Rücksicht für seine Schwester, in mir nur noch höher empor.

Das Konrad'sche Haus lag in einem großen, schattigen Garten, und mir klopfte das Herz, als wir in das Thor desselben eintraten, als meine Cousinen uns vom Hause her entgegen kamen, und

ich die Tante aus der Gartenstube hervortreten und, da sie äußerst kurzsichtig war, mit der Lorgnette nach uns ausschauen sah. Sie stieg, da sie uns gewahrte, die Treppe hinunter und als sie vorwärts schritt, bemerkte ich, daß sie ein wenig hinkte, aber da ihr Gang schnell und für ihr Alter ungewöhnlich leicht war, so fiel jene Schwäche, die ihr durch die Blattern zugekommen war, durchaus nicht unangenehm an ihr auf.

Sie umarmte ihren Bruder, umarmte mich darnach, und sagte mit sehr sanfter Stimme, während sie die Augen leise zusammenzog, um mich deutlicher zu sehen: „Sei willkommen, Kind! Du bist Deinem Vater recht ähnlich!" — Ich war von ihrem Anblick, von ihrer Stimme, von ihren wenigen Worten gerührt und gewonnen. Ich küßte ihr die Hand und war ihr durch jenen selten täuschenden Zug von Sympathie, schon im ersten Augenblicke von Herzen ergeben, ehe ich noch ahnen konnte, wie sehr ich sie lieben und welch großen Einfluß sie auf mich gewinnen würde.

Die Tante war, wie ich denke, damals in den ersten Fünfzigern und eine mittelgroße, sehr fein gebaute Gestalt. Sie glich ihren Geschwistern, ohne

daß ihre Züge so schön und edel gewesen wären, als die meines Vaters und seiner einen Schwester. Sie war blatternarbig und bleich, hatte helle Augen, denen man auch in der Nähe ihre Kurzsichtigkeit anmerkte, und deren schwermüthiger Ausdruck sich nur verlor, wenn irgend ein angenehmes Ereigniß oder ein Scherz, dem sie sehr zugänglich war, sie heiter stimmte, wobei dann ihre Miene etwas höchst Anmuthiges und Gewinnendes bekam. Vor Allem aber waren es ihre leise Stimme, die Art sich auszudrücken, und die feinen Züge um ihren Mund, die sie so einnehmend machten, wenn sie sprach; und wie es edle stylvolle Räume giebt, welche Demjenigen, der in sie eintritt, es zu verbieten scheinen, daß er Geringes und Unedles in ihnen äußert, oder auch nur denkt, so wirkte die Tante beruhigend und maaßgebietend auf Alles, was sich um sie her bewegte.

Sie war eine ganz und gar ernsthafte Frau, und es giebt gar wenige unseres Geschlechtes, auf welche diese Bezeichnung anzuwenden ist. Alle jene kleinen Neigungen, in denen die Mehrzahl der Frauen sich gehen läßt, alle die Schwächen und Schwachheiten, die sie als besondere Eigenschaften des Geschlechtes,

alle jene Thorheiten, die sie als Niedlichkeiten in sich hegen und pflegen, waren ihr durchaus fremd. Sie liebte den Putz nicht, obschon sie immer von größter Sauberkeit in ihrer ganzen Erscheinung war. Sie hatte gar kein Bedürfniß nach Zerstreuung, weil ihre innere Sammlung sie befriedigte, sie sehnte sich nach keinen Reisen, weil ihr Haus ihr die Welt ersetzte, sie hielt fast gar keinen Verkehr mit Fremden, weil sie sich in ihren Kindern eine ihr vollkommen zusagende und sie geistig erfrischende Gesellschaft erzogen hatte, und diese Art zu sein, macht es erklärlich, daß oft Monate vergingen, ohne daß sie auch nur für ein paar Stunden ihr Haus verließ. Im Sommer, wenn man eine Gartenwohnung bezogen, oder sich nach einem der schlesischen Badeorte begeben hatte, spazierte sie, da sie die Natur sehr liebte, in ihrem Garten, und konnte dann lange und liebevoll einem Vögelchen oder einem Käfer zusehen, und sich mit großer Freude grade in die Betrachtung der kleinsten, unscheinbarsten Grasblüthen versenken. Winters ging sie im Dämmerlicht alltäglich in ihrem Zimmer auf und nieder, um sich Bewegung zu machen und es war dann ein Genuß für uns Alle, ihre sanfte Stimme mit uns plaudern,

und wenn sie heiter war, ihr ebenso sanftes Lachen zu hören. Aber ihre Abgeschlossenheit war keine egoistische, denn sie war hilfreich und theilnehmend, wo man sie in Anspruch nahm, ohne sich aus müßiger Geschäftigkeit zum Helfen und Theilnehmen unberufen anzubieten, und obschon oder vielmehr weil sie keine Art von Neugier für das Individuelle besaß, hatte sie das Auge und den Sinn stets in ungewöhnlicher Weise für das Allgemeine offen.

Aus der Besorgniß, daß die Liebe für ihre Kinder sie dazu verleiten könne, sich denselben so ausschließlich hinzugeben, daß sie in ihrer eigenen Entwickelung dadurch zurückgebracht, und nicht befähigt werden könne, dieselben würdig zu erziehen, hatte sie sich schon in den ersten Jahren ihrer Ehe das Gesetz gemacht, täglich eine oder zwei Stunden ganz ausschließlich für sich selbst und zur Lektüre anzuwenden, und dies Gesetz hatte sie pünktlich aufrecht gehalten. Jeden Nachmittag zog sie sich in ihre Stube zurück, um Ruhe zu haben, und man kann auf solche Weise viel in sich aufnehmen und viel in sich verarbeiten, wenn man sich mit seiner Lektüre an das Große und Bedeutende hält, wie sie es that. Sie war stets mit den neuesten Wer-

ken der Literatur bekannt, sie nahm lebhaften Antheil an den Cultur- und Staatsverhältnissen Europa's, und Niemand konnte die Fortschritte und die Erfolge, welche die gesunde Vernunft über das Vorurtheil, die Freiheit über die Unterdrückung auf irgend einem Gebiete davon trugen, mit größerer Genugthuung gewahren, als sie.

Ihre Neigung zur Stille, und die beständige Krankheit einer Tochter, hatten alle Arten von Geselligkeit aus dem Hause entfernt. Man ging nicht in Gesellschaft und es wurde auch keine geladen. Hie und da kam für ein Paar Stunden ein einzelner Besuch, oder die Töchter machten einen solchen, und nur der Vater, der bei einer für den Kaufmann der damaligen Zeit sehr seltenen Bildung, einen sehr heiteren, mittheilsamen Sinn besaß, und die Geselligkeit liebte, ging täglich von fünf bis acht Uhr in die Ressource, kam dann aber auch regelmäßig zu dem Familienabendbrod nach Hause.

Von den sechs Kindern, zwei Söhnen und vier Töchtern, war die zweite Tochter in Breslau an einen geistvollen jungen Advokaten, Justizrath Gräff, verheirathet, der zweite Sohn als Beamter auswärts angestellt. Der älteste Sohn hingegen, der

nachmals in der politischen Entwickelung Deutschlands vielfach betheiligte Heinrich Simon, lebte in jener Zeit noch im väterlichen Hause, und bereitete sich bei dem Breslauer Oberlandesgericht für das Assessor-Examen vor.

Man hatte mir von diesem meinem Vetter Heinrich auf der Reise, in den vielen Tagen, die man plaudernd im Wagen zuzubringen hatte, schon viel erzählt. Onkel Oswald nannte ihn einen sehr braven und tüchtigen Menschen, die Frauen in der Familie rühmten seine äußere Erscheinung, seinen Geist, seine Liebenswürdigkeit, und umgaben ihn in ihren Schilderungen immer mit einem gewissen romantischen Schimmer, der für mich durch ein trauriges Ereigniß in seinem Leben noch gesteigert worden war.

Heinrich Simon war, kaum dreiundzwanzig Jahre alt, zu einem Duell genöthigt worden, bei welchem er das Unglück gehabt hatte, seinen Gegner zu erschießen. Er hatte sich darnach den Gerichten gleich selbst gestellt, und war nach einer längeren Untersuchungshaft in Brandenburg zu einer vieljährigen Gefangnißstrafe verurtheilt worden, zu deren Abbüßung man ihn auf die Festung Glogau geschickt. Ich glaube irgend eine allgemeine Amnestie hatte

ihn befreit, ehe die Strafe völlig verbüßt war, und als ich in Breslau eintraf, befand er sich schon wieder längere Zeit in der Mitte seiner Familie.

Er war nicht zu Hause, als ich zu meiner Tante kam, aber Mutter und Geschwister sprachen von ihm, und als Onkel Lewald mich aufforderte, mit ihm in die Stadt und nach Hause zurück zu kehren, wollte Niemand recht darin willigen, daß ich fortginge, ehe ich Heinrich kennen lernen. Endlich, als wir nicht länger verweilen konnten, meinten seine Schwestern, er werde sich wohl am andern Morgen früh bei uns einstellen; die Tante jedoch wünschte, daß ich gleich nach dem Frühstück zu ihr käme, da sie nun auch, wie sie sagte, meiner froh werden wolle, nachdem ich so lange bei meinen anderen Verwandten gewesen wäre.

Bei guter Zeit schickte man mich denn am nächsten Morgen nach dem Garten hinaus, aber der Vetter war schon zur Abhaltung eines Termines nach dem Oberlandesgericht gegangen, und es war Mittag, als seine Schwestern fröhlich ausriefen, daß er nach Hause komme.

Die jüngste Schwester ging ihm entgegen, und ich hatte eigentlich auch Lust dazu, weil es das

Natürlichste war. Aber ich befand mich damals noch mitten in dem Irrglauben an die Lehre von jener weiblichen Würde und Zurückhaltung, welche man keinem Manne gegenüber, auch nicht im Verkehr mit seinen nächsten Angehörigen, verleugnen dürfe. Dazu hatten die Oberstantante und ihre Gesellschafterin immer davon gesprochen, wie sehr Heinrich Simon allen Frauen gefiele und wie sehr sie ihn verwöhnten. Es war wohl der einzige Gesichtspunkt, unter den die beiden guten Personen den jungen Mann zu sehn verstanden. Ich aber hatte mir vorgenommen, ihn ganz gewiß nicht zu verwöhnen. Um nun diesen Entschluß gleich von Anfang an auszuführen, und die gepriesene weibliche Würde und Zurückhaltung zu beweisen, die in den meisten Fällen nur eine Berechnung und eine herausfordernde und anreizende Affektation ist, und auch bei mir nur eine Ziererei war, blieb ich ruhig neben der Tante in dem Zimmer sitzen, während ich sehr neugierig war, den Cousin zu sehen, und im Voraus sehr geneigt, ihn zu lieben, da die Seinen mir so gut gefielen und ihn in hohem Grade zu lieben schienen.

Es mag wohl meine tugendsame Zurückhaltung gewesen sein, die meinen Cousin bewog, mich, als

er in das Zimmer trat, sehr förmlich zu umarmen, und mich nicht Du zu nennen, wie die anderen Alle es thaten. Das befing mich und verdroß mich. Und als ich dann zu ihm in die Höhe und in sein edles Antlitz sah, kam mir der Gedanke, mit diesen Augen habe er auf einen Menschen gezielt, und mit der Hand, die er mir zum Willkommen gegeben, einen Mord begangen; denn soviel gesunde Vernunft hatte ich damals schon, das Duell, den priviligirten Mord, verabscheuenswerth zu finden. Das machte mir einen erschreckenden Eindruck. Ich wußte es mir nicht zu deuten, daß er so heiter mit den Seinen plauderte, daß er der Neckerei mit seinen Schwestern kein Ende finden konnte, und als diese Lust am Scherz sich endlich auch gegen mich wendete, mißfiel sie mir um so mehr. Da er mir in jedem Betrachte überlegen, und durch seine Erfahrungen noch mehr gereift war, mochten meine Allweisheit und Geistreichheit, die wohl noch vielfach nach der Schul- und Kinderstube geschmeckt haben werden, ihm komisch erscheinen. Es lag daher in seinem Verkehr mit mir an jenem ersten Tage etwas Spielendes, das mich unbeschreiblich kränkte, weil ich

meinte, nicht nach meiner Würde behandelt zu werden.

Zu Hause war am Abende von allen Seiten die erste Frage, wie mir Heinrich gefallen habe. „Er ist schön und geistreich", sagte ich, „aber kalt und abstoßend. Er mag sehr liebenswürdig sein können, mir aber ist er nicht so erschienen, und ich kann auch über den Gedanken nicht fort, daß er einen Menschen erschossen hat."

Mein Onkel, der äußerst selten gegen Jemand einen Tadel aussprach, sondern in den meisten Fällen die Leute ihren Weg gehen und mit sich selber fertig werden ließ, wich diesmal von seiner gewohnten Weise ab. Er hielt es mir vor, daß es unvernünftig und ungerecht sei, einem Menschen sein Unglück zum Verbrechen anzurechnen, und sagte endlich: „wenn Du wüßtest, wie sehr der Arme noch unter der Nachwirkung jenes Ereignisses leidet, würdest Du es sehr achtungswerth von ihm finden, daß er dies Leiden still in sich verbirgt, und den Seinen, die viel Sorge um ihn getragen, und auch viel Opfer für ihn gebracht haben, immer nur ein heiteres Gesicht zeigt. Ich bin manchmal mit ihm hart aneinander gekommen, denn er hat die Hochfahrenheit

der Jugend und ist ein Rigorist, aber er ist dabei doch ein seltener und ein vortrefflicher Mensch, über den sich nicht so aburtheilen läßt, wie Du es so eben gethan hast."

Es war das erste und das einzige Mal, daß der Onkel mir einen Verweis gab; und da man bei solchen Anlässen gern seine Schuld und sein Unrecht auf Denjenigen abwälzt, an dem man es begangen hat, so erzürnte ich mich gegen meinen Vetter nun erst recht, und ich wußte mir Etwas damit, daß er auf mich durchaus nicht so einnehmend gewirkt hatte, als man es mir prophezeit. Ich sah mich als eine Ausnahme unter meinem Geschlechte an, und natürlich als eine schöne und würdige Ausnahme. Aber während ich mich mit beneidenswerthem Selbstgefühl zur Ruhe legte, und meiner Stubengefährtin weitläufig auseinandersetzte, was mir Alles an meinem ältesten Cousin mißfallen habe, konnte ich mich innerlich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß ich in dem Kreise meiner männlichen Bekannten noch keinen Mann gefunden hatte, der ihm gleich gewesen wäre.

Fünftes Capitel.

Den folgenden Tag kam ich nicht nach dem Garten hinaus. Die Großtante wünschte mir die Stadt zu zeigen, ich sollte die Kirchen, die Promenade sehen, und auch die Hausfreunde der Familie Lewald kennen lernen, die jenen Namen recht eigentlich verdienten, weil sie fast tägliche Gäste des Hauses waren, das in seiner ganzen Einrichtung und Lebensweise für mich des Auffallenden, des Fremden und Anziehenden eine reiche Fülle hatte.

Es ist ein großer Unterschied, ob man Menschen auf der Reise kennen lernt, oder ob man sie in ihrem Hause sieht. Das Reiseleben trennt Jeden von seinen täglichen Gewohnheiten ab, die sich wie eine Art von Außenschale um den eigentlichen Kern seines Wesens festsetzen. Was an den verschiedenen Naturen Weiches und Liebenswürdiges ist, tritt auf der Reise leichter und offener an ihnen hervor, sie

rücken dadurch vielfach bequemer zusammen, und da sie auf die Hauptsache, auf die Aufrechthaltung ihrer Eigenheiten, ihrer täglichen Gewohnheiten, verzichten müssen, so geben sie dabei auch manche störsame Unart ihres Wesens mit in den Kauf — ohne sie jedoch darum für immer aufzugeben. Sie verzichten darauf nur, wie bei den englischen Grundstückverkäufen, auf neun und neunzig Jahre, und diese neun und neunzig Jahre der Leichtlebigkeit sind für die meisten Reisenden in der Regel an dem Tage zu Ende, an welchem ihr Fuß die Heimath wieder betritt.

Ich hatte mir eingebildet, als ich nach einem zehnwöchentlichen Beieinandersein mit der Familie meines Onkels Ende Juli in Breslau anlangte, in derselben eingelebt, und mit den einzelnen Personen, wie mit ihrer Lebensweise bekannt zu sein; und unerfahren wie ich war, hatte ich gemeint, das ganze Dasein der Familie werde in der Heimath nur noch enger verbunden sein. Wenn ich mir auch vorgestellt hatte, daß meine wohlhabenden Verwandten nicht die strasse, berechnete Oekonomie beobachten würden, wie ich sie zu Hause gewöhnt war, so dachte ich mir ihre Hausordnung doch eben so streng gegliedert

und eben so auf die Alleinherrschaft des Vaters gegründet als die unsere, und ich war daher Anfangs im höchsten Grade betroffen, als ich bemerkte, wie die Familie, sobald sie in dem Hause sich wieder festgesetzt hatte, sich gleichsam in drei verschiedene Häuslichkeiten auflöste, die aber durch Liebe dennoch innerlich zusammenhingen, und auch äußerlich sich so ineinander gefügt hatten, daß sie nebeneinander und zugleich miteinander bestehen und von Herzen befriedigt sein konnten.

Die eine Häuslichkeit bildete die Großmutter. Sie hatte in der linken Seite des Hauses drei große Zimmer inne, in welchen sie mit ihrer Gesellschafterin und einer alten, anscheinend schweigsamen, aber dabei sehr beobachtenden und klatschhaften Kammerjungfer lebte. Die Zimmer waren mit besonderer Berechnung auf Bequemlichkeit eingerichtet. Gardinen und Verhänge hielten Licht und Zug ab, wenn dies nöthig war, die Teppiche schützten gegen Kälte, und obschon sich viel neue Möbel in den Stuben befanden, war doch auch noch mancher Hausrath aus einer frühern Zeit in denselben aufbewahrt. Alte Bilder, ein paar alte Uhren, altes silbernes Frühstücksgeräth und altes Porzellan, gaben der

Einrichtung zugleich ein behagliches und beſonderes Anſehen, und ich war gar wohl damit zufrieden, in dieſem Theil der Wohnung meinen eigentlichen Aufenthalt zu haben.

Ich ſchlief in dem Zimmer der Geſellſchafterin, arbeitete, wenn ich es überhaupt that, mit derſelben in der Wohnſtube der Großtante, frühſtückte mit ihr, fuhr, wenn ich nichts anderes vor hatte, am Mittag mit ihr aus, und kam in der Regel erſt von der Mahlzeit ab, mit den übrigen Hausgenoſſen dauernd zuſammen.

Die Sorgenfreiheit, die ich im Vaterhauſe in dem Grade nie gekannt hatte, und auch das ruhige materielle Wohlleben gefielen mir außerordentlich gut. Die Großtante, die gar keine Beſchäftigung hatte und ſich nur ſelten Etwas vorleſen ließ, ſprach gern von ſich, von ihrer Vergangenheit, von ihrer Jugend, von ihren Geſchwiſtern, von ihren Eltern. Ich bekam dadurch von meiner eigenen Großmutter zu hören, von meinem Großvater, und wie er ſchön und klug und liebenswerth geweſen ſei, als er um die Großmutter geworben, ja ſelbſt von der Urgroßmutter erfuhr ich viel. — Wenn die gute alte Frau ſich dann genugſam in den Tagen

ihrer Jugend ergangen hatte, so erzählte sie von der französischen Invasion, von den Kriegszeiten, von der Belagerung von Breslau, von ihrer Flucht nach Treppau, kurz, sie erzählte eben, und ich hatte von Jugend auf meine größte Freude daran gehabt, erzählen, besonders aber alte Leute erzählen zu hören; und ich glaube, ohne im Entferntesten daran zu denken, daß ich es einmal brauchen könne, habe ich mancherlei von ihnen gelernt, was mir später gut zu Statten gekommen ist.

Die Gesellschafterin, welche alle diese Geschichten schon gar zu oft gehört hatte, und ebenein nicht das Interesse dafür haben konnte, das diese Mittheilungen mir einflößten, wurde oft ungeduldig dabei, und war endlich sehr froh, wenn sie sich hie und da eine halbe Stunde oder gar einmal ausnahmsweise einen Nachmittag entfernen konnte, während ich bei der Großtante blieb, und mich an ihrer Gesprächigkeit erfreute. Das stellte, ohne daß ich es beabsichtigte, auf die natürlichste Weise ein gutes Vernehmen zwischen mir und den beiden Damen her, und ich hatte dabei an den täglich wiederkehrenden Vorgängen in dem kleinen Staate

mein Vergnügen, als ob ich die Darstellung davon in einem heitern Buche läse.

Früh, wenn die Großtante noch im Bette lag, gingen die Audienzen und die Cour schon an. Die Kammerjungfer Lore mußte berichten, wie viel Grad der Thermometer zeige, die Gesellschafterin, wie die Tante Lewald und sämmtliche Enkel sich befänden. Dann kam die Tante selbst, der Mutter guten Morgen zu wünschen, und eines oder das andere der Kinder, das grade aus irgend einem besondern Grunde an dem Tage ein specielleres Interesse erregte, wurde herbeigeholt. War die Großtante nun endlich aufgestanden und in den langen braunseidenen Schlafrock gekleidet, so kam das Frühstück an die Reihe. Ihm folgte der Friseur, welcher, ein wanderndes Intelligenzblatt, den Mund noch fleißiger brauchte, als Kamm und Bürste, und in der Regel kaum das Zimmer verlassen hatte, wenn der alte Kutscher zu der Berathung über das Ausfahren hereintrat. Das war eine der längsten Conferenzen. Wann gefahren, in welchem Wagen, zu welchem Thore hinaus gefahren und wer mitgenommen werden solle, — das war nicht schnell zu entscheiden, und der alte Pfeiffer, der „noch bei dem

ſeligen Herrn gedient hatte" und daher Alles beſſer verſtand als jeder Andere, und die Frau Pfeifferin, die für die Großtante Commiſſionen ausrichtete, und immer wie eine verſichtige alte Katze in den Fluren und Gängen und auf den Treppen umherſchlich, hatten immer noch heimlich ihrer alten Herrin dies und jenes zu berichten, wovon an dem Tage Niemand Etwas erfuhr, was denn aber gelegentlich ganz unerwartet, und nicht immer angenehm zum Vorſchein kam, wie die in Münchhauſens Trompete eingefrorene Muſik.

War die Spazierfahrtsfrage erledigt, ſo kam die Pflegetochter des Hauſes, die den Haushalt beſorgte, ſich zu erkundigen, ob das Befinden der Großtante etwa eine beſondere Diät erfordere, und da dieſelbe in frühern Jahren öfter an einem Bluthuſten gelitten hatte, von dem ſich noch hie und da kleine Anfälle zeigten, ſo gab es über das Nichtſalzen der Suppen und das Nichtwürzen der Compotte immer ſehr viel Anweiſungen und Empfehlungen, die glücklich die Zeit ausfüllten, bis ein entfernter Verwandter der alten Dame kam, dem das Geſchäft oblag, ihre verſchiedenen Uhren aufzuziehen und möglichſt in Einklang zu erhalten.

Damit aber war die Reihe der Besuche noch nicht zu Ende, und jeden Tag fand sich noch Einer oder der Andere ein, der nicht in die Liste der täglichen Erscheinungen gehörte. Heute kam Onkel Simon und morgen der ältere Onkel Lewald, denn es waren zwei von meines Vaters Brüdern in Breslau ansässig, und Beide verheirathet und in gleich guten äußern Umständen. Eines Tages war es der Hausarzt der Großtante, der alte Medizinalrath Wendt, der gern davon sprach, welch ein schöner junger Mann er gewesen sei, als er im rothen gestickten Tuchfrack, en escarpins und mit dem dreieckigen Hute unter dem Arme seine Praxis begonnen habe, und der — ein ächter Damenarzt — immer im Voraus errieth, was seine alte Patientin zu hören wünschte, und ihr immer die Anordnungen machte, welche mit ihren Tagesabsichten im Einklang standen. Die Hauptsache aber war, wir erfuhren in den stillen Stuben der Großtante nicht nur alles Erhebliche, das sich in der Welt und in der Stadt ereignete, sondern auch das Unerhebliche, und waren die Besuche vorüber, so wurde die tägliche Spazierfahrt gemacht, bei der immer wenigstens zwei verschiedene Mäntel in dem Wagen mitgenommen wur-

den, damit beim Aussteigen und Promeniren der Mantel und die Temperatur gehörig in Einklang gebracht werden konnten. Wir fuhren dabei dann viel in Magazine, es wurden Sachen besehen und gekauft, für die Enkel Etwas mitgenommen, und wie der Morgen hingegangen war, so wurden auch der Nachmittag und Abend zugebracht, während die Kammerjungfer fortwährend an ihrem Nährahmen saß und fortwährend Battist-Taschentücher, die Liebhaberei ihrer Herrin, stickte, und die Gesellschafterin sich mühsam durch die langen, völlig müssigen Tage durchschlug, sehnsüchtig den Abend erwartend, an dem die Großtante stets in den Zimmern ihrer Tochter eine Zeitlang an der Geselligkeit Theil nahm, die dort selten fehlte.

Den zweiten Haushalt machten der Onkel und die Tante mit ihren Kindern aus, die sie sehr viel um sich hielten, und auf welche eine Sorgfalt, wie auf Fürstenkinder verwendet wurde. Daneben beschäftigte die Tante sich fast ausschließlich mit Lektüre. Im Reichthum erzogen, hatte sie niemals die Nothwendigkeit irgend einer Arbeit gekannt, und früh die Möglichkeit besessen, sich nach freier Wahl einen sie unterhaltenden und fördernden Zeitvertreib

zu ſuchen. Sie hatte Franzöſiſch, Engliſch, Italieniſch gelernt, Muſik und Malerei getrieben, es auch ein Wenig mit der Plaſtik verſucht, vor Allem aber ſehr viel geleſen. Das war ihr jedoch im Grunde alles kein Selbſtzweck, ſondern eben nur ein Mittel geweſen, ihre Muße auszufüllen, und alle dieſe Studien waren ſeit ihrer Verheirathung, wie das meiſt zu geſchehen pflegte, liegen geblieben. Indeß ſie hatte doch vielerlei Kenntniſſe, nahm Theil an allem Geiſtigen, kaufte und las was irgend in der Literatur Intereſſantes und Bedeutendes erſchien, und war dabei eine herzensgute, ſtets zum Lachen aufgelegte Frau, die in ihrer bequemen Corpulenz neben der großen magern, immer rührigen Großmutter etwas Behagliches hatte.

Während die alte Dame jedes Detail der Haushaltung mit einer Wichtigkeit und Nachdrücklichkeit behandelte, als hinge nicht nur das Wohl der Welt, ſondern — was ihr unendlich wichtiger war — ihr eigenes Leben davon ab, hatte die Tochter faſt gar keinen Sinn dafür, und war herzlich froh, wenn die Pflegetochter ihr von dieſer Sorge ſoviel als möglich abnahm. Sie liebte ihren Mann mit einem ſchönen Stolz auf ihn, ſie liebte ihre Kinder mit zärtlich

keit, und ihre Mutter mit gelegentlicher und bisweilen sehr berechtigter stiller Ungeduld über deren Selbstsucht, und sie liebte dabei ihr sorgenfreies, bequemes Leben und eine gute Unterhaltung. Es war leicht mit ihr zu verkehren, leicht sie zufrieden zu stellen, sie kümmerte sich um die Andern nicht eben viel, verlangte nicht viel von ihnen, und war dabei immer eine Frau von mancherlei Kenntnissen und mancherlei Interessen.

Den dritten Haushalt endlich, hatte mein Onkel mit seinem Freundeskreis noch ganz für sich allein. Es existirte mitten in der allgemeinen Zimmerreihe eine Stube, die meines Onkels Stube hieß. Sie hatte einen großen Cylinderschreibtisch und andere auf das Bedürfniß eines Mannes eingerichtete Möbel, aber der Herr und eigentliche Besitzer dieses Raumes war in demselben nur selten einmal, und nur gelegentlich zu finden. Wenn er nicht bei seiner Frau und seinen Kindern war, für die er als ein ungewöhnlich zärtlicher Vater die größte Sorge trug, so traf man ihn sicherlich in zwei sehr kleinen dunkeln Stuben, welche das Ende der ganzen Wohnung bildeten, und einen besondern Ausgang nach dem Hofe und damit nach der Straße hatten. Sie

waren ringsum von oben bis unten mit Bücherborden bestellt, und enthielten eine Bibliothek, die theils aus nationalökonomischen und statistischen Werken, hauptsächlich aber aus alten Provinzial-Chroniken, altdeutschen Gesangbüchern und ähnlichen für die altdeutsche Sprachforschung und für die Geschichte der Provinz bedeutenden Schriften bestand, für welche Professor Hoffmann von Fallersleben dem Onkel ein Interesse eingeflößt hatte.

Von einer hübschen Einrichtung, von irgend welchem Comfort war in den beiden Zimmern, die diesen Namen kaum verdienten, keine Rede; dafür aber war den ganzen Vormittag Gesellschaft darin, und die Hausfreunde des Onkels: Hoffmann von Fallersleben, Professor Stenzel, Professor Frankenstein, Doktor Eppstein, Doktor Halling, Dokter Kalkstein, der treffliche Hausarzt Doktor Guttentag, und was es von nahen und entfernten männlichen Verwandten der Familie in Breslau gab, das kam, saß und ging von früh bis Mittag in den kleinen Stuben, ohne in der Familienwohnung vorzusprechen, in der dieselben Gäste einzeln oder auch in größerer Zahl am Abend zu erscheinen pflegten. Man plauderte, man frühstückte auch bisweilen, und

da oft mehr Gäste als Stühle vorhanden waren, so saß man auf einem Pack Bücher, auf einer Bibliothekleiter, auf einer Tischecke, wie es sich eben traf.

Ich konnte aus der Stube, in welcher die Gesellschafterin und ich zusammen wohnten, über einen verdeckten Corridor, der sich an der Hofseite des Hauses hinzog, nach der Bibliothek gelangen, ohne die Wohnzimmer zu passiren; und nachdem ich einmal im Auftrag der Großtante zum Onkel in seine Bibliothek gesendet, und von ihm und dem dort versammelten Collegium sehr gut aufgenommen worden war, ging ich, da mein Onkel mich bisweilen einlud, öfter auch ungebeten zu ihm. Männer frei mit einander verkehren zu hören, war mir in der Weise etwas Neues. Zu Hause waren unsere männlichen Gäste bis zur Zeit meiner Abreise meist Altersgenossen von uns Kindern gewesen, und die älteren uns fremden Personen, welche damals unser Vaterhaus besuchten, hatten bei der ganzen Unterhaltung immer die Rücksicht genommen, welche die Anwesenheit junger heranwachsender Mädchen und die Unfähigkeit meiner Mutter, sich an ernster Unterhaltung zu betheiligen, ihnen auferlegen mußte. Jede

Diskussion hatte dadurch in ihrem geistigen und räumlichen Gehalt bald ihre Schranke gefunden, und vertiefte sie sich einmal mehr als mein Vater es für uns zu hören gut fand, oder dehnte sie sich auf Gebiete aus, auf welche er unsern Blick nicht geleitet zu sehen wünschte, so hatte er derselben ganz ohne alle Umstände mit der Erklärung ein Ende gemacht, davon wolle er nicht gesprochen haben.

In der Bibliothek beim Onkel war das anders. Die Zeit war bewegt, die deutschen Zeitungen und Journale brachten täglich Anregendes und Aufregendes und waren ebenso wie die Revue de Paris und die Revue des deux mondes stets bei der Hand. Politik, Literatur, sociale und religiöse Fragen wurden mit voller Freiheit durchgesprochen, und weil ich ernsthaft war und wirklich verstehen lernen wollte, wovon man sprach, und um was es sich handelte, so vergaß man es leicht, daß ich ein junges Mädchen war, und verfolgte die Discussion bis zu ihren letzten Consequenzen.

Man befand sich damals an einem jener Zeitpunkte, in welchen das Leben der Völker und damit auch das Leben des Einzelnen in einen schnellern und lebhaftern Fluß gekommen zu sein scheinen.

In Frankreich war die romantische Schule mit all ihren glänzenden und leidenschaftlichen Uebertreibungen, mit ihren bizarren und doch stets geistreichen Compositionen aufgetreten, und hatte für den Augenblick selbst die Ruhigen und Besonnenen mit sich fortgerissen. Victor Hugo, Balzac, Lamartine, George Sand, Janin, Dumas, Eugene Sue, Alphonse Karr, Émile Souvestre waren von gewaltiger Wirkung auf alle Diejenigen, welche sich bisher mehr oder weniger fest und ausschließlich an die klassischen Vorbilder der deutschen Literatur gehalten hatten. Es wurde durch jene Schriften ein Einblick in die Zustände und Sitten der französischen Gesellschaft gewährt, der von Rechtswegen hätte abstoßen und erschrecken müssen. Weil aber das geistige Leben in Deutschland sich unter dem Druck der staatlichen Verhältnisse nicht frei entfalten konnte, weil ihm der rechte Gehalt, und den Männern ein weites Feld für die Entwicklung ihrer Kraft gebrach, so geschah es, daß man in der fremden Literatur Maßlosigkeit für Kraft, Zügellosigkeit für Freiheit, Verwirrung der sittlichen Begriffe und alle Laster und Verbrechen, welche aus derselben entspringen, für die Berechtigung des Individuums

halten konnte, und daß ſelbſt gute Menſchen, die keiner Fliege hätten wehe thun mögen, ſich des ſchaudernden Entzückens nicht erwehren konnten, wenn Han d'Islande vor ihnen herumwüthete, wenn die Histoire des treizes ihnen ihre grauſenhaften Geheimniſſe entrollte, wenn Quaſimodo und Lukrezia Borgia, und die Schreckniſſe des tour de Nesle, und die Verſchmachtenden und Raſenden auf dem Salamander, ihnen bei ruhiger perſönlicher Sicherheit jenes Entſetzen bereiteten, das Bettina bei ähnlichen Anläſſen als ein „Grauel-Plaiſir" zu bezeichnen pflegte.

Abgeſehen aber von dem Ueberreizten in den Kompoſitionen und von dem rein ſachlichen Intereſſe, das ſie dem Leſer einflößten, waren die Werke ſo voll Gefühl, es fanden ſich ſolch tiefſinnige Gedanken, ſolche Genieblitze, ſo feine pſychelogiſche Beobachtungen in faſt allen Produktionen jener Epoche, und die Sprache war zu gleicher Zeit ſo ſchmiegſam und ſo gewaltig, ſo zärtlich und ſo feurig geworden, daß jene Werke berauſchend und blendend wirken mußten.

In Deutſchland war ebenfalls ein neues Geſchlecht in der Literatur herangereift. Heine's Reiſe-

bilder und französische Zustände, Börne's Mittheilungen aus Paris, vermittelten das französische Leben mit dem deutschen, und trugen das Verlangen nach freier Bethätigung des Einzelnen in dem Staate, nach freier Selbstbestimmung in den persönlichen Verhältnissen nur noch lebhafter nach Deutschland hinüber. Gutzkow, Laube, Theodor Mundt, Gustav Kühne und Wienbarg sprachen eine Sprache, welche man in Deutschland noch nicht gehört hatte. Und wie wir und einzelne dieser Männer selbst, jetzt auch über ihre ersten Kompositionen denken und hinausgewachsen sein mögen, wir Alle, die wir damals jung waren wie sie selbst, wir müssen, wenn wir ehrlich Zeugniß geben wollen, es, wenn vielleicht auch mit Widerstreben, eingestehen, daß wir die Wally und die Madonna, die Briefe eines Narren an eine Närrin, daß wir alle jene Jugendwerke des sogenannten jungen Deutschland in Pausch und Bogen mit Ueberraschung und mit großer Zustimmung begrüßten, und daß selbst reifere Menschen, als das junge Deutschland und seine jungen Leser es damals waren, die bewegende und vorwärts bringende Kraft in den jungen Weltstürmern nicht verkannten, wenn schon sie weit entfernt

davon waren, die Grundsätze und das damals oft maßlose Gebahren derselben gut zu heißen und zu bewundern, wie wir Andern es thaten.

Neben all' diesen neuen Dichtungen bewahrten aber die Freunde des Onkels ihre tiefe Verehrung für unsere Klassiker, und selbst die deutsch-romantische Richtung, mit welcher die Mehrzahl sich nicht viel zu schaffen machte, hatte in Doctor Eppstein ihren leidenschaftlichen Verehrer. Er war, als ein unabhängiger und seiner Muße lebender Mann, der sich zum Dichter bestimmt glaubte, ohne es auch nur zu einer nennenswerthen Production gebracht zu haben, in Dresden in das Tieck'sche Haus eingeführt worden, und ein häufiger Gast desselben gewesen. Das hatte ihn an Tieck und namentlich an dessen Tochter Dorothea Tieck gefesselt, und ihn für immer zu einem begeisterten Verehrer der ganzen von Tieck vertretenen Dichtungsgattung gemacht. Es kamen also auch Tieck, so weit ich ihn noch nicht kannte, und Novalis und Waiblinger, und daneben die Romane von Henrich Steffens, und die Gedichte von Anastasius Grün und von Zedlitz in meinen Bereich; denn alle Bücher gelangten aus der Bibliothek nach kurzem Verweilen in die Zimmer meiner Tante,

und war durch die Gesellschaft der Männer meine Aufmerksamkeit erst auf die Werke hingeführt worden, so hatte ich nachher volle Muße, sie zu lesen und zu excerpiren, so viel ich nur immer wollte.

Ich besitze noch einen Band Excerpte aus jener Zeit, der mir die Erinnerung an meinen damaligen Zustand lebhaft in das Gedächtniß ruft. Ich las, was ich irgend bekommen konnte, ich war unersättlich im Aufnehmen, aber glücklicher Weise auch im Nachdenken des Aufgenommenen. Jeder Pfad der Weisheit, der sich vor mir eröffnete, lockte mich ihn zu verfolgen, jeder Blick in die mir fremden Gebiete des Lebens reizte mich, sie kennen zu lernen. Ich hätte Alles auf einmal erfassen, Alles auf einmal verstehen lernen mögen, ich dachte mich und alle meine Freunde in die wunderbarsten Lebenslagen hinein, ich sann und dichtete unaufhörlich, ohne eine Vorstellung davon zu haben, daß ich dichtete, und ohne zu vermuthen, daß ich jemals dahin gelangen würde, diese Dichten ernsthaft zu nehmen, und dasjenige auszugestalten, was meine Phantasie ersann. Ich war wie die Bienen, wenn sie an den ersten schönen heißen Tagen des Jahres zu schwärmen beginnen. Sie wissen dann gar nicht wie

schnell sie die Flügel rühren, wie sie hoch genug gen Himmel steigen und wieder schnell genug zu den hervorbrechenden Pflanzen hernieder schweben sollen, von denen sie Ausbeute für sich hoffen. Sie schwärmen nach rechts und nach links, vom Grashalm zum Baumeswipfel, und überall finden sie sich in ihrem Element, in Luft und Licht, in Sonnenschein und Wärme; und mitten in dem üppigen Genuß arbeiten sie, und tragen sie zusammen, was ihnen frommt, und was, freilich nach einem förmlichen Stoffwechsel, durch sie neu gestaltet und fruchtbar werden soll.

Es macht mir dabei einen seltsamen Eindruck, an jenen Excerpten zu ersehen, aus welch kleinen vereinzelten Bruchstücken sich mein Wissen und meine Einsicht gebildet, aus wie vielen unscheinbaren und von den verschiedensten Ecken und Enden mühsam herbeigeholten Stiftchen, sich mein Lebensmosaik zusammengesetzt und zu einem selbstständigen Ganzen abgerundet hat; und es drängt sich mir das alte Bedauern darüber auf, daß man den Frauen auch heute noch jene gründliche, wissenschaftliche Schulbildung, jene Erziehung für ihren Beruf versagt, welche man für die Männer aller Stände und

Berufsthätigkeiten mehr oder weniger als eine unerläßliche Nothwendigkeit betrachtet.

Wäre es nicht so überaus ernsthaft, so könnte man die Zuversicht sehr komisch finden, mit welcher die Männer die Aufsicht ihres Hauses, die theilweise Leitung ihrer Stellung in der Gesellschaft, die theilweise Verwaltung ihres Erwerbes, die Pflege und Erziehung ihrer Kinder, und endlich ihr eignes Glück und ihre Ehre, in die Hände von jungen Personen legen, welche für all diese wichtigen, ja für diese höchsten Leistungen durch Nichts befähigt sind, als etwa durch ihren guten Willen und den meist sehr kleinen Glauben verliebter Männer an den Werth des Mädchens, das ihnen wohlgefällt.

Man nimmt keinen Lichtputzer in sein Haus, ohne zu wissen, ob er die dazu nöthige Vorbereitung erlangt habe, man verlangt von jedem Lehrlinge, daß er Handarbeiter oder ein Lehrling auf gewissem Gebiete sein, eine mehrjährige Studienzeit, man stellt Niemand als Meister an, man vertraut keinem Lehrer, keinem Baumeister, keinem Tiroler und keinem Professor oder Rath ein Amt an, ohne sich von seiner Tauglichkeit überzeugt zu haben, und man überantwortet die höchste Aufgabe

des Lebens, die Gründung und Leitung der Familie, die Erziehung des Menschen, in der Regel den jungen unerfahrenen Geschöpfen, denen man grundsätzlich die Möglichkeit verweigert hat, sich für ihren Beruf gebührend vorzubereiten; ja man scheint offenbar der Ansicht zu sein, daß allein die Frauen untauglich gemacht werden, ihre Pflichten zu erfüllen, wenn man ihnen jene Kenntnisse systematisch zukommen läßt, deren Besitz fast jeder Mann ausdrücklich nachweisen muß, um zu der Ausübung irgend eines geistigen Berufes zugelassen zu werden.

Dies ist eine Geringschätzung der Frauen, ein völliges Verkennen ihrer Stellung und ihrer Aufgabe innerhalb der menschlichen Gesellschaft, von welcher dafür später auch Niemand schwerer zu leiden hat, als Diejenigen, welche sich dieser Sünde gegen die Frauen und gegen das menschliche Geschlecht schuldig machen. Die Zahl der wahrhaft glücklichen Ehen, die Zahl der Frauen und Mütter, welche im Stande sind, ihren Männern und Kindern im wahren Sinne des Wortes eine Stütze zu sein, ist daher überall, besonders aber auch in Deutschland weit geringer als man es sich eingesteht, ja überaus gering; und es ist sehr häufig weder Glück noch

Gedeihen zu finden in einer Masse jener Ehen, in welchen Mann und Frau nur deshalb friedlich neben einander leben, weil der Mann sich, im richtigen Gefühl seines Verschuldens, bescheidet, von seiner Frau nicht zu fordern, was sie nicht leisten kann; weil er sich beschieden hat, nicht mehr zu erwarten, daß ein unreifes, weder durch wirkliche Kenntnisse noch durch Einsicht in die Verhältnisse der Menschen und des Lebens, auf die Ehe vorbereitetes Geschöpf, nicht dadurch reif geworden ist und Urtheil gewonnen hat, daß sich ein Mann gefunden, der es zu seinem Weibe machte.

Was von den eigentlichen Kenntnissen gilt, das gilt natürlich in den meisten Fällen auch von der Lectüre der Mädchen, die wenigstens für die geistige Entwickelung und für das Heranreifen derselben Etwas leisten, und ihnen den Weg bahnen könnte, sehen, denken und urtheilen zu lernen. Aber auch mit dieser war es, und ist es jetzt fast noch mehr als früher, schlecht bestellt; denn es gehört zu den abergläubischen Axiomen der gewöhnlichen Erziehung, daß jene Unschuld, welche im Nichtwissen besteht, und welche die erste Stunde der Ehe zerstört, die eigentliche Seelenschönheit des Mädchens und seinen

höchsten Reiz ausmache, und daß daher jede Lektüre zu vermeiden sei, welche dieses Kleinod des Nichtwissens antasten könnte.

„Meine Tochter ist noch ein völliges Kind!" das habe ich unzählige Male von Müttern als ein Lob der Tochter aussprechen hören, der man so bald als möglich einen Mann zu geben wünschte, oder auf welche vielleicht eben die Wahl eines Mannes gefallen war. Auch Männer selbst haben mir rühmend gesagt: meine Braut, meine Frau ist noch ein völliges Kind! und es ist mir dann immer förmlich Angst geworden über eine solche Verblendung. Welche Früchte solche Unschuld und Unkenntniß tragen, davon hat wohl Jeder Beispiele genug erlebt, und es wäre wirklich an der Zeit, daß man sich dazu erhöbe, von einem Weibe beim Antritt seiner Ehe, neben der Reinheit des Sinnes, die jeder Mensch, so Mann als Weib in sich zu cultiviren hat, auch einen gesunden und gereiften Verstand, und jene ernste Entwicklung zu verlangen, ohne die keine wahre Selbstverläugnung und keine nachhaltige Einwirkung auf das Wohlgedeihen der Familie möglich ist. Man hat kein Recht, große Charaktere und Vaterlandsliebe, hohe Gesinnung

und Mannesmuth von einem Geſchlechte zu verlangen, das zum großen Theil von kindiſchen Frauen, von unreifen Müttern erzogen werden iſt.

Es iſt, um gar keinem Zweifel über meine Forderung Raum zu laſſen, es iſt die Emancipation der Frau, die ich für uns begehre; jene Emancipation, die ich für mich ſelbſt erſtrebt und errungen habe, die Emancipation zur Arbeit, zu ernſter Arbeit. Und es iſt der Arbeit außerhalb, und mehr noch innerhalb der Familie überall vollauf für die Frau vorhanden, wenn man ſie nur fähig macht, zu begreifen, worin dieſelbe beſteht, und zu leiſten, was ſie als ihre Aufgabe erkannt hat. Aber davon ſpäter mehr. Ich komme zunächſt noch einmal auf den Ausgangspunkt dieſer Erörterung, auf die Lectüre der Jugend zurück.

Die meiſten Eltern und Erzieher leben, wie geſagt, der Anſicht, daß die Sittlichkeit der Jugend beider Geſchlechter am ſicherſten durch das Nichtwiſſen bewahrt werde! Wer aber durch Lectüre verderben werden kann, der muß nach meiner Ueberzeugung in ſich eine Seite haben, die ihn für jene Verderbniß vorzugsweiſe empfänglich macht, und es möchte ſelbſt unter den Werken unſerer Claſſiker nicht viele

geben, aus denen sich nicht jene Vorstellungen und Eindrücke schöpfen ließen, die man für so gefährlich hält, wenn ein unreiner Sinn sich ihrer Deutung bemächtigt. Man bildet sich ein, etwas Gutes zu leisten, wenn man, wie mein Vater dies auch gethan, die Lectüre der Jugend, namentlich der jungen Mädchen, ängstlich überwacht, und ihnen Alles fern hält, was sie über die Leidenschaft der Liebe, über die Beziehungen zwischen Mann und Weib, über die Irrthümer des Herzens, die Verirrung der Sinne, und über jene unzähligen Conflicte aufklären könnte, aus denen sich die Zerwürfnisse in der Familie, und die traurigen Schicksale der Einzelnen entwickeln. Abgesehen davon, daß diese Maßregel nur bei jenen Naturen einigen Erfolg verspricht, bei denen der Gehorsam stärker ist, als der Trieb nach freiem Umschauen und die natürliche und berechtigte Wißbegierde, so wird im Allgemeinen mit solcher Vorsicht der erstrebte Zweck doch selten einmal erreicht. Es lebt innerhalb unserer Gesellschaft kaum ein Wesen, dem dasjenige, was man ihm durch Lectüre nicht nahe zu bringen wünscht, nicht dennoch früh genug zu Ohren käme. In jedem Orte, in der großen Stadt wie auf dem Dorfe,

in den Familien der Vornehmen wie der Geringen, giebt es hie und da leichtfertige Liebeshändel, Verführung, ernste Leidenschaft, unglückliche Ehen, Ehescheidungen, Untreue und Verrath. Hüten die Eltern sich auch noch so sehr, vor dem jungen Mädchen Etwas davon verlauten zu lassen, so kommt ein Freund, der unvorsichtig davon spricht, so findet sich eine Bekannte, die davon gehört hat und es achtlos berichtet, so wissen die Dienstboten durch ihre Collegen davon; und was in der edeln Dichtung verständig und barmherzig motivirt und zugleich in den meisten Fällen sittlich abgeurtheilt wird, so daß es aufklärend und erziehend, Milde fordernd und vor Nachahmung warnend, dargeboten wird, das kommt der Jugend aus der Wirklichkeit unvermittelt und bar, ja oft leichtfertig besprochen und gedankenlos beschönigt entgegen.

Urtheile ich nach meiner eigenen Kindheit und Jugend, und nach den Erfahrungen, welche ich später selbst als Erzieher gemacht, so halte ich es, für diejenigen jungen Leute, welche in einem gesunden Familienleben unter den Augen verständiger Eltern erwachsen, für das Allerbeste, sie lesen zu lassen, was zu lesen sie Neigung haben. Es ge-

schieht gewiß sehr selten, daß junge Personen auf gut Glück an eine Bibliothek herangerathen, aus der sie eben so auf gut Glück bald dieses, bald jenes Buch hervorziehen und lesen. In den meisten Fällen ist es das Gespräch der Erwachsenen, welches die Jugend begierig macht, ein bestimmtes Werk kennen zu lernen. Liest man in einem Hause nichts Unwürdiges, bespricht man das Schlechte nur, um es zu tadeln, rühmt und schätzt man nur das Gute, so tritt die Jugend in gewissem Sinn schon vorbereitet an die Werke heran, sie weiß annähernd, wie sie sie aufzufassen hat, und dann mag man sie ruhig gewähren und ihrer instinktiven Einsicht überlassen. Denn die verschiedenen Alter lesen aus bedeutenden Werken ganz verschiedene Dinge heraus, und finden doch jedes auf seine Weise Genuß und Befriedigung daran. Es ist eben, wie der greise Göthe sagt:

„Anders lesen Knaben den Terenz,
Anders Grotius!
Mich Knaben ärgerte die Sentenz,
Die ich nun gelten lassen muß." —

Ich denke dabei in diesem Augenblicke an die Wahlverwandtschaften. Ich war sehr jung, vielleicht sechszehn oder siebenzehn Jahre alt, als ich in Kö-

nigsberg diesen Roman einmal zufällig bei meiner jüngsten Tante aufgeschlagen liegen fand und ihn zu lesen begann, während meine Tante schlief. Der Anfang hatte für mich etwas Erschreckendes. Der Name, anscheinend so kunstlose und durchsichtige Verhältnisse kam mir unheimlich vor, ich wußte nicht weßhalb. Es dünkte mich, als verberge er ein Geheimniß. Ich war davon wie von einem Schwindel erfaßt, und plötzlich kam mir, obschon ich nur die Tante zu belauschen brauchte, um den Roman in der Stille ganz gemächlich beenden zu können, der feste Vorsatz, diese Dichtung nicht zu lesen. Das war aber nicht Gehorsam gegen meinen Vater, nicht ein Trieb meines Gewissens, es war das instinktive Zurückschrecken vor einer Welt, die zu erfassen mir noch die Kraft gebrach.

Vier Jahre später, als ich in Breslau mit einem der Freunde meines Onkels einmal von dieser an mir selbst gemachten Erfahrung sprach, belächelte er jene Scheu; und ich selber meinte in den vier Jahren, welche seit meinem ersten Einblick in die Dichtung verflossen waren, derselben soweit nachgewachsen zu sein, daß ich versuchen könne, sie mir anzueignen. Gedacht, gethan! Ich machte mich

an's Werk. Der Roman feſſelte mich, ich las ihn wieder und wieder, und doch war es noch nicht das Element der Liebe, der Leidenſchaft, das mich an ihm entzückte, denn ich hatte die Liebe und die Leidenſchaft noch nicht in ihrer ganzen Kraft gekannt. Es waren ernſte Bemerkungen, Ausſprüche zu Gunſten der Ehe, die ich nach dem zweiten Leſen des Romans in meinem Excerptenbuche aufgezeichnet finde.

Ich war damals ſogar höchlich überraſcht, als man die Wahlverwandtſchaften in meiner Gegenwart für ein, gegen die Heiligkeit der Ehe gerichtetes Werk erklärte. Ich ſah in ihnen nur die Lehre von der Nothwendigkeit, die Ehe ſelbſt auf Koſten einer an ſich berechtigten Liebe, ja ſelbſt der inneren Sittlichkeit zum Trotze, aufrecht zu erhalten, weil eine ſolche Anſchauungsweiſe mir durch meine Erziehung eingeimpft, mich die einzig moraliſche dünkte. Und erſt viele Jahre ſpäter, als meine Anſchauungen und Ueberzeugungen eine weſentliche Veränderung erfahren hatten, ſtellte ſich in mir die Anſicht feſt, daß Göthe bei der Anlage des Romans einen andern Ausgang deſſelben beabſichtigt, und nur aus der Scheu, ſich mit der ihn umgebenden

Welt gar in zu grellen Mißklang zu bringen, den ursprünglichen Plan, nicht zum Vortheil für die ethische Befestigung wahrer Sittlichkeit, in der Mitte umgebrochen habe. Denn während der Roman, wie er ist, thatsächlich die äußere Berechtigung der Ehe aufrecht erhält, thut er schlagend die Unsittlichkeit solcher Gewaltthat dar. Das heißt, er beweist als nothwendig, was er zu thun für Unrecht erklärt — und darin liegt das Verderbliche und Verwerfliche in dem inneren Wesen dieser in tausend Beziehungen so unvergleichlichen Dichtung.

Das herauszufühlen ist aber nicht Sache der Jugend, sie hält sich an das ihr Gemäße, und wie ich durch die Wahlverwandtschaften mich in meinem zwanzigsten Jahre nur in dem Respekt vor der Ehe bestärkt fühlte, so erzählte mir einmal ein junger Mann, daß er mit vierzehn Jahren zufällig das Werk gelesen, und kein anderes Interesse daran gefunden habe, als die darin geschilderten schönen Parkanlagen, womöglich auf dem Gute seines Vaters in einem ihm zugewiesenen Raume von wenig Fuß, bestmöglichst nachzubilden. Es sieht, nach dem alten französischen Sprichwort, Jeder nur das, was er zu sehen geeignet und fähig ist, und einem reinen

Sinne erwächst nicht leicht ein Nachtheil, wenn er früh dasjenige kennen lernt, woran reife Menschen sich erheben. Es ist der Jugend jedenfalls besser, ihren Geist früh an großen Gedanken und Problemen zu üben, als leer an äußerm Tand zu hängen. Falsche Gedanken lassen sich berichtigen und das Leben selbst tritt ihnen berichtigend entgegen; Fadheit aber ist unverbesserlich, und das absichtliche Kindlicherhalten der Mädchen, das man jetzt so vielfach zu erzwingen sucht, hat mit wenig Ausnahmen eine junge Generation herangebildet, deren Oberflächigkeit, Antheillosigkeit und Geistesleere mich erschrecken, wenn ich gelegentlich den Gesprächen junger Mädchen und Frauen zuhöre, oder den Unterhaltungen folge, welche die jungen Männer mit ihnen führen. Solche Mädchen und Frauen aber, ich wiederhole es, erziehen keine Männer!

Sechstes Kapitel.

Ich fühlte mich sehr wohl in dem Hause meines Onkels. Er und seine Frau hatten Freude an mir und ließen mich gewähren. Was die Tante und Großtante hie und da an mir zu tadeln fanden, wurde mir freundlich verwiesen, und da die Töchter des Hauses noch halbe Kinder und ich das einzige junge Mädchen in dem Kreise war, so wurde mir von den Männern, welche das Haus besuchten, viel Achtsamkeit und Freundlichkeit zu Theil. Mein Selbstgefühl erstarkte daran, und ich kam mir bald mit meinem täglichen Zuwachs an literarischer Kenntniß so reich vor, daß ich wie ein ächter Emporkömmling beständig mit den Geldstücken klimperte, welche in meiner Tasche zu haben mir noch neu war. Mein glückliches Gedächtniß eignete sich alles Gelesene ohne Mühe an, ich hatte Citate im Ueberfluß im Kopfe, ich kombinirte schnell, und da Einer

von den Hausfreunden ſich in unaufhörlichen Citaten gefiel und ein Anderer gern mit Witzworten um ſich warf, ſo machte ich Beides nach beſten Kräften nach, und genoß dabei weniger ein eigentliches Wohlgefallen an mir ſelbſt, als das unbeſchreibliche Vergnügen, thun und ſagen zu können, was ich wollte. Ich war wie ein in ſtrenger Zucht aufgewachſener Schüler, der bei dem Uebergange auf die Univerſität, in der Uebertreibung ſeine Freiheit darthun zu müſſen meint.

Wie ich den Freunden meines Onkels erſchien, das weiß ich nicht zu ſagen; ich ſelber ſchwankte in meiner Anſicht von mir ſelbſt. Bisweilen hielt ich mir vor, was mein Vater dazu denken würde, wenn er mein maßloſes Leſen kennte, oder wie er mich tadeln würde, wenn er hörte, wie entſchieden ich über Dinge urtheilte, die ich nicht genugſam verſtand. Aber das währte niemals lange. Ich fand mich immer bald wieder mit meiner richtigen Erkenntniß ab, indem ich mir ſagte, mein Vater ſei es ja grade geweſen, der mich gegen meinen Wunſch von ſich entfernt und mich meinem Onkel, oder vielmehr mir ſelber überlaſſen habe. Damit habe er mir meine Freiheit gegeben, mich mündig geſprochen, und ich ſei jetzt eben mein

eigener Herr und könne lesen und sprechen, thun und lassen was ich wolle, vorausgesetzt, daß ich wöchentlich meine zwei unerläßlichen Clavierstunden nähme und täglich meine Stunde übte.

Denn kaum hatten wir uns in Breslau wieder eingerichtet, als ich von meinem Vater den Befehl erhielt, nun gleich wieder meine musikalischen Studien zu beginnen, und der Musikmeister der Lewald'schen Kinder wurde auch für mich engagirt. Er war nach dem Urtheil der Sachverständigen ein in musikalischer Beziehung gründlich gebildeter Mann und hatte, wie ich glaube, an einer Kirche eine Organistenstelle. Seine große, magere Gestalt, sein gelbes Haar, seine äußere Unbehilflichkeit, sein altmodischer gelbbrauner Frack und seine seelenvollen Augen machten ihn zu einer besonderen Erscheinung. Die Musik war ihm ein Ideal, ein Göttliches, das er am Liebsten nur für sich ganz allein, oder mit einigen Auserwählten in stiller Andacht genossen hätte. Virtuosen und Concerte sah er — und nicht mit Unrecht — im Allgemeinen als Gräuel, ja als eine Art von Unsittlichkeit an; und ich beklage in der Erinnerung den armen Organisten, der eine wahrhaft Jean Paul'sche Figur war, wenn ich bedenke,

daß er verdammt war, mich und die unmusikalischen Kinder meines Onkels zu unterrichten.

Es war nun freilich mit dem Unterrichten und mit den Stunden und dem Ueben lange nicht so schlimm und so ernst gemeint als zu Hause, und ich sah zu, wie ich mich und meinen Lehrer aus der Noth zog. Ich hatte meinen Unterricht in dem Zimmer der Großtante, in welchem sich auch ein Instrument befand. Uebte ich, so schwatzte ich dabei mit der guten alten Frau, die immer über Kopfweh klagte, sobald man musizirte, und froh war, wenn sie mir sagen konnte, daß meine Uebungsstunde um sei. Kam mein Lehrer, so sprachen wir viel von Musik, wobei ich mehr Vortheil hatte, als bei dem Spielen, und wobei ich ihn geflissentlich fest zu halten suchte. Gingen die praktischen musikalischen Studien an — ich mußte meist Fugen spielen, die ich damals gar nicht verstand — so korrigirte er mein Spiel und lobte meine Hände und Arme, und meine Großtante benutzte die Gelegenheit, ihm von ihrer Jugendfreundin, der Baronin Eskeles, zu erzählen, die viel schönere Hände und Arme gehabt hätte, als ich, und wundervoll anzusehen gewesen sei, wenn sie die Harfe gespielt. Dazwischen

machten wir gelegentlich wieder ein wenig Musik, das heißt, der Lehrer spielte die Fuge, die unter seinen Händen freilich ganz etwas Anderes wurde, als unter den meinen, und die Großtante schalt ihn, weil er grade in der Zeit, am Tage nach der Entbindung seiner Frau, um derselben eine angenehme Ueberraschung und eine Freude zu bereiten, vor der Thüre ihrer Wochenstube mit seinen Freunden einige Quartette aufgeführt hatte. Er behauptete und betheuerte aber, daß einer so musikalischen Seele, wie seine Frau es sei, gute Musik nur stärkend wirken könne. Die Gesellschafterin, welche der Musik sinnig ebenfalls zuhörte, und bereits in die Jahre gekommen war, in welchen weibliche und gefühlvolle Herzen, wenn sie in der Welt allein stehen, das Loos der Frauen beklagenswerth finden, und für seelische Genüsse und Musik schwärmen, tadelte ebenfalls die Unaufmerksamkeit und Selbstsucht des Musikers, und gab doch zu, daß eine Frau zu beneiden sei, deren Mann sie an seinen geistigen Erhebungen Theil nehmen lasse. Auch dazu wurde etwas Klavier gespielt, und wenn während dessen, was in der Regel geschah, ein Besuch erschien, so mußte der arme, höchst gewissenhafte Organist die Stunde natürlich

aufgeben, was er immer nur mit Widerstreben hat; denn bei all' seiner Phantastik war er ein Muster von einem braven Manne und einem pflichttreuen Lehrer. Er konnte nicht dafür, daß die Großtante und ich keine Freunde von Klavierstunden waren, und sie uns zu verkürzen suchten, so gut wir eben konnten.

Indeß, wie es zu gehen pflegt, ich wurde es bald müde, meine Freiheit in Uebertreibungen und durch ein geschmackloses Beweisen meines Geistes zu genießen. Es lag auch im Grunde gar nicht in meiner Natur, und wäre mir meine eigene Vernunft nicht zu Hilfe gekommen, so würden das Leben im Hause meiner ältesten Tante, und der Sinn, welcher in demselben herrschte, mich wohl allmälig wieder auf das rechte Maß zurückgebracht haben.

Die Gesellschaft meiner Cousinen und meiner Cousins stand mir durch ihr Alter und ihre Erziehung, durch die Art ihrer Bildung näher, als der Kreis von Männern, in dem ich mich im Hause meines Onkels bewegte. Das streng disciplinirte Familienleben sprach mich vertraut an, und bald hatte sich zwischen mir und meinen Cousinen eine Zuneigung entwickelt, die uns durch viele Jahre

eng verband. Mehr aber noch als meine Cousinen gewannen meine Tante, und vor allen mein Vetter Heinrich meine Liebe, und Einfluß auf mich und meine ganze Zukunft

Von dem ersten Tage, an welchem ich ihn gesehen, hatte er mich innerlich beschäftigt. Er war damals nahezu siebenundzwanzig Jahre alt, und einer der schönsten jungen Männer, die ich gekannt habe. Seine hohe, kräftige Gestalt und seine Haltung hatten einen großen Adel. Die Gesichtsbildung, die in spätern Jahren die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Moseskopfe von Michel Angelo, dem Idealbilde des jüdischen Typus zeigte, hatte damals bei aller Kraft der Formen doch etwas Leidendes. Ueber der schönen Stirne, die von einer Fülle schwarzen, lockigen Haares umgeben war, lag ein Zug von tiefer Schwermuth, der jedoch einem Ausdruck von leuchtender Klarheit weichen konnte, wenn er heiter und frohen Muthes war; und noch in seinem Mannesalter riß er Alles zum Frohsinn mit sich fort, wenn sein Gesicht heiter war und sein silberhelles Lachen ertönte. Er war ein Meister in allen männlichen Uebungen, ein guter Turner, ein guter Reiter, ein guter Schütze und vortrefflicher

Schwimmer. Seine jungen Collegen und seine Vorgesetzten nannten ihn einen tüchtigen Juristen und unermüdlichen Arbeiter, seine Freunde einen treuen Freund, seine Schwestern liebten ihn mit einer Art von Stolz, und seinen Eltern und seinem Bruder war er offenbar das Licht ihres Lebens.

Auch kam jedesmal ein anderes Leben in die Familie, wenn der älteste Sohn in dem Garten anlangte, und doch sagte die Mutter mir einmal seufzend: es thut mir recht leid, daß Du Heinrich nicht früher gekannt hast. Er war ein so fröhlicher Mensch! — Auch die Schwestern betrachteten ihn immer mit einer Art von Sorge, deren Grund mir nicht recht einleuchten wollte, weil er mir heiter, geistesfrei, beständig zur Unterhaltung aufgelegt, und stets bereit schien, sich mit voller Liebe den Seinen hinzugeben. Er führte die Mutter im Garten spazieren, schaffte die kranke Schwester an den ihr zusagendsten Platz, trug seine kleine Nichte mit sich herum, so lange das Kind es verlangte, und wußte Jedem etwas Liebes zu leisten, so daß Alles, selbst die alten Dienstboten des Hauses an ihm hingen und seines Lobes voll waren.

Sein Sinn war aber entschieden ernsthaft und

sein Denken groß und weitreichend. Er hatte viel gelesen, viel gelernt, und war damals in dem ganzen Kreise beinahe der Einzige, auf welchen das Blendende der damaligen literarischen Neuigkeiten keinen Eindruck machte. Er brauchte gelegentlich einen Heine'schen Vers als Citat, „weil es bequem war, wie auch die unsaubere und angegriffene Scheidemünze gelegentlich bequem sein kann," aber er verachtete Heine's Cynismus und verachtete ihn selbst, weil es ihm mit dem Heiligsten nicht ernst sei. Das Letztere machte er auch gegen Viele der andern Schriftsteller geltend, für die ich eingenommen war. Sie thun nur so! pflegte er zu sagen, oder: sie würden sich wohl hüten im Leben zu bethätigen, was sie in ihren Büchern behaupten; ich fühl's ihnen überall an, sie sind nicht aus einem Stück. Damals kam mir das Urtheil hart vor, später hatte ich manche Gelegenheit zu erkennen, wie richtig er gesehen und geurtheilt hatte.

Er selbst war dafür ganz aus einem Gusse, eine in sich beruhende Natur, die bewußt und unbewußt daran arbeitete, sich selbst zu vollenden. Er trug ein Ideal von Mannestüchtigkeit und Manneswürde in der Seele, dem er nachstrebte, und hatte eine Be

geisterung für das Schöne, die ihn danach trachten ließ, sich selber zu einem in Schönheit lebenden Menschen zu erziehen. Dabei war ihm eine Art von Phantastik und Romantik eigenthümlich, die sich auch in seiner Vorliebe für Jean Paul und Byron kund gab, und ihn daneben einen großen Reiz in feingeplanten Scherzen und Mystificationen finden ließ, die er, wenn seine Seele frei war, mit jugendlichem Uebermuth gegen uns Alle auszuführen liebte, und deren ich Anfangs alle Arten zu erleiden hatte.

Der Verkehr zwischen mir und ihm war schon nach einigen Tagen der heiterste von der Welt. Wir kamen an einander wie ein Paar gute Kameraden, die mit einander zu ringen lieben, weil sie sich einander gewachsen glauben. Einer forderte den Andern heraus, und Jeder nahm die Aufforderung an. Die nahe Verwandtschaft enthob uns manches Zwanges; wir neckten einander von früh bis spät, man hatte in der Familie seinen Spaß daran, und selbst meine Tante fand sich dadurch häufig belustigt.

Bei all' der Heiterkeit und all' den Scherzen lernte ich es aber doch allmälich einsehen, daß mein

Vetter nicht immer so hingebend und aufgeschlossen war. Er war vielmehr ungewöhnlich zurückhaltend im Verkehr mit Fremden, die übermüthig spielende Laune machte augenblicklich einem scharf zusammengefaßten Ernste Platz, sobald eine Unterhaltung mit Männern seine Theilnahme erregte. Sein Scharfsinn und seine unbestechliche Wahrheitsliebe traten bei allen Fragen, welche man erörterte, schlagend hervor; und wie er nachgiebig im engeren Verkehr war, wo es sich nur um seine Wünsche oder Interessen handelte, so konnte er bis auf das Aeußerste seine Meinung verfechten, und man war sicher, ihn starr und unbeugsam zu finden, sobald es einen Grundsatz oder eine Idee galt, die aufrecht zu erhalten ihm eine Sache der Ueberzeugung war. Er hatte von Natur, um es mit wenig Worten zu sagen, einen ernsten, strengen Geist und ein redliches, liebevolles Herz.

Mitten in seinen heiteren Stunden aber überkam ihn zu Zeiten, und ohne daß man bisweilen ergründen konnte, weshalb eben jetzt, eine plötzliche Niedergeschlagenheit. Er konnte, wenn wir eben ganz fröhlich beisammen gewesen waren, in Nachdenken verfallen, es schwand dann alle Lebhaftigkeit

aus seinen Mienen, und er ging unter irgend einem Vorwande davon, um nach ein paar Stunden, still und ernst, aus seinem Arbeitszimmer wieder zu uns zurück zu kehren.

Seine Mutter, die mit ihm gleichsam von demselben Athemzuge zu leben schien, wurde dann gewöhnlich niedergeschlagen wie ihr Sohn. Sie sah ihm mit ihrer sanften, traurigen Miene nach, wenn er sich entfernte, und blieb er lange aus, so fragte sie mit einer Stimme, der man die zärtliche Sorge anhörte: habt Ihr Heinrich nicht gesehen?

Ich habe niemals den Zug gehabt, nach den persönlichen Verhältnissen meiner Freunde zu fragen, wenn sie sich nicht gedrungen fühlten, sie mir mitzutheilen. Wer vorzeitig ein Vertrauen zu gewinnen sucht, ist mir immer wie die Kinder erschienen, welche eine Rosenknospe aufblättern und dadurch eine Rose zu gewinnen hoffen; und so war ich denn schon mehrere Wochen ein täglicher Genosse in dem Kreise meiner Tante, ehe irgend Jemand speciell des Grundes gegen mich gedacht hätte, aus welchem man die Melancholie meines Vetters herleitete, oder nur mit einer Sylbe des Duells erwähnt hätte, das

ihn auf die Festung gebracht und damit in seiner juristischen Laufbahn zurückgehalten hatte.

Was ich dann endlich darüber erfuhr, war Folgendes. Heinrich Simon war nach seinem ersten juristischen Examen an das Oberlandesgericht von Brandenburg gegangen, dessen Director den Ruf genoß, sehr tüchtige Juristen heranzubilden, und unter den Räthen und jüngern Beamten des Collegiums durch sein Beispiel eine Art des geselligen Verkehrs eingeführt zu haben, die eben so der weltmännischen als der juristischen Entwickelung der jungen Männer Vorschub leistete. Räthe, Assessoren und Referendarien gingen freundschaftlich mit einander um, es kam häufig zu lebhaften, außeramtlichen Erörterungen über schwierige, juristische Fragen, und in Folge eines solchen Anlasses war Heinrich Simon bei einem Diner mit einem sich unter den Gästen befindenden Justizkommissarius in einen Wortwechsel gerathen. Beide Männer hatten sich durch denselben erhitzt, der Erstere, der älter als Simon war, glaubte sich von diesem beleidigt, und beauftragte den Justizkommissarius Ziegler, den nachmaligen Oberbürgermeister von Brandenburg, Simon auf Pistolen zu fordern.

Als Herr Ziegler, dessen schriftlichen Mittheilungen ich die näheren Umstände dieses Vorganges verdanke, welche ich mir mit seinen Worten wiederzugeben erlaube, zu Simon kam, sagte er diesem: „ich habe den bestimmten Auftrag, Sie auf Pistolen zu fordern. Sie wissen, daß mein Freund eine Frau und fünf Kinder hat, wissen auch, daß er, der für das Vaterland als Offizier gefochten und geblutet, die herkömmlichen Gesetze der Ehre nicht aufgeben kann und will, und Sie werden daher auch begreifen, daß nur eine genügende Erklärung von Ihrer Seite meinen traurigen Auftrag zu einem guten Ende zu führen vermag.

Sie fordern von mir, fiel Simon, der mit Herrn Ziegler ebenfalls befreundet war, demselben in die Rede, wie es scheint, eine schriftliche Ehrenerklärung.

Ich fordere sie nicht, erwiderte der Cartelträger, aber ich glaube, daß ich sie erhalten werde, weil ich Ihnen den moralischen Muth zutraue, sie mir zu geben.

Das ist's eben, rief Simon, das ist's eben, daß zu dieser Erklärung deshalb soviel Muth gehört, weil Sie recht gut wissen, daß ich in dem vor-

liegenden Falle Nichts thun kann, als auf mich schießen lassen."

Bei einer solchen Auffassung der Sache wurde es dem Secundanten nicht schwer, Simon's Bedenken zu beseitigen, und dieser setzte sich plötzlich an seinen Schreibtisch und sagte: diktiren Sie.

Ich werde mich hüten das zu thun, erwiderte der Cartelträger, da ich von Ihrem Herzen eine bessere Erklärung erhalten werde, als von meinem Diktat. — Simon sah den vermittelnden Freund mit einem Blick voll freudiger Zustimmung an, und schrieb eine so freimüthige Ehrenerklärung nieder, wie Jener sie ihm abzufordern nie gewagt hätte.

Vierzehn Tage nach diesem Vorgange fiel der Auskultator Bode im Pistolenduell von Simon's Hand.

Simon war in Verzweiflung darüber. Sein starker Verstand und sein gesundes Gefühl ließen ihn das Duell als eine Sünde gegen den Geist der Menschlichkeit und als eine Unsittlichkeit ansehen. Und doch wäre es für ihn, auch bei dem besten Willen von seiner Seite nicht möglich gewesen, dieses zweite Duell durch eine Ausgleichung zu vermeiden, ohne sich dem Vorwurf der Muthlosigkeit

ausgesetzt zu sehen, den selbst um einer gerechten Sache willen zu ertragen, er noch nicht die Kraft besaß. Reue und Aufregung warfen ihn auf das Krankenlager, er hatte ein Fieber zu bestehen, in dessen Phantasien er beständig den Erschossenen vor sich sah, und erst als nach seiner Krankheit sein Onkel, der Geheime-Ober-Justizrath Simon, den Leidenden im Gefängnisse besuchte, gelang es der Autorität des von ihm hoch verehrten Mannes, ihn über den innern Vorwurf zu beruhigen, daß er gegen sein besseres Wissen, ja gegen seine Ueberzeugung, einem Vorurtheile zu Liebe, das Leben eines Menschen geopfert habe. Und es war von jenem Zeitpunkte an, daß sich in Heinrich der feste Vorsatz entwickelte, überall für das Recht und gegen das Vorurtheil einzutreten, ein Vorsatz, den er fest und männlich bis an sein Ende durchgeführt hat.

Eines Abends, als die Tage gegen den Herbst hin schon kürzer waren, gingen mein Cousin und ich aus dem Garten hinaus, eine Strecke in das Freie spazieren. Der Tag war schon hinunter, es fing zu dunkeln an und die Luft war, wie man das im September noch häufig findet, sehr schwül und drückend, so daß wir plaudernd immer weiter vor-

wärts schritten, in der Hoffnung, irgendwo auf einen Punkt zu kommen, wo wir einen frischen Luftzug fänden. Wir sprachen mit behaglichem Gleichmuth von lauter heitern Dingen, als plötzlich der Ton eines fallenden Schusses an unser Ohr schlug, und Heinrich zusammenzuckte. Er führte das Gespräch noch einen Augenblick, aber sichtlich antheillos fort, verstummte danach, und sagte nach einem kurzen Schweigen: „Hast Du einmal gesehen, wie ein Schuß tödtet?“ — Ich antwortete nicht. Der gepreßte Ton seiner sonst so klangvollen Stimme schnürte mir das Herz zusammen. „Es ist merkwürdig genug!“ fuhr er fort. „Ein Mensch in der Fülle seiner Kraft steht Dir gegenüber, Du hälst das elende todte Mordinstrument in der Hand, ein kleiner Druck, ein kaum sichtbares Aufblitzen, und ein Mensch mit all' seinen Hoffnungen, mit all' seinen Kräften liegt vernichtet vor Deinen Füßen.“ —

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Ich hätte ihn gern trösten mögen, aber ich fand das Duell eben so abscheulich als er. Ich konnte Nichts thun als still weinen, es that mir so unbeschreiblich wehe, ihn unglücklich zu sehen, und ich bewunderte die Selbstbeherrschung, mit welcher er sich in der Familie,

und namentlich der Mutter gegenüber, bewegte. Wir wendeten bald darauf um, und ohne weiter ein Wort zu wechseln, langten wir vor dem Garten an. Als wir uns dem Hause näherten, drückte er mir die Hand und bat: „Sprich nicht davon gegen die Mutter und vergieb, daß ich Dir den Spaziergang verdorben habe.“

Im Zimmer sah ich bei dem Lichte, daß er ungewöhnlich blaß war. Auch seiner Mutter fiel es auf. Sie befragte ihn, ob er unwohl sei, er verneinte es, und hatte auch bald danach den muntern Ton wiedergefunden, in welchem er, eben weil er ihm in solchen Augenblicken nicht natürlich war, sich bis zur Ausgelassenheit steigern konnte, wenn er bemerkte, daß die Seinen an seine Heiterkeit glaubten und sich daran erfreuten. Wir blieben in einem fortwährenden Lachen über ihn. Als wir aber vom Tische aufstanden, nahm die Tante mich auf die Seite. „Was fehlt dem Heinrich?“ fragte sie, „er ist so überreizt.“ Ich sagte, ich wisse es nicht. „Hat er Dir auf dem Spaziergange Etwas erzählt, was ihn aufgeregt hat?“ fuhr sie fort. Ich verneinte auch das. Sie wendete sich mit einem

ſtillen Seufzer von mir. Ihr Mutterauge war nie zu täuſchen.

Von dem Abende an begann ich um ihn zu ſorgen, und was wir ſorgend beobachten, das wächſt uns in das Herz. Ich freute mich, daß meine Geſellſchaft ihm lieb war, ihn zerſtreute. Ich glaube, auch die Tante gewann mich dadurch lieber, und ich zog auf ihren und ihrer Kinder Wunſch, ehe ſie den Garten verließen, noch für ein paar Wochen zu ihnen hinaus.

Das waren fröhliche Tage. Wir waren Alle jung, mein Onkel Simon hatte einen ſehr heitern Sinn, der Mann der zweiten Tochter, der eben jetzt verſtorbene Juſtizrath Heinrich Gräff, war damals ein junger, vielbeſchäftigter, geiſtvoller Advokat, der, glücklich an der Seite ſeiner ſchönen und liebenswürdigen Frau, das Leben liebte, und dem die Lebhaftigkeit und die Luſt an ſeinem Daſein aus den Augen leuchteten. Seine Freunde, eine Anzahl junger Juriſten, unter denen der damalige Oberlandesgerichtsrath Wenzel, der ſich ſpäter in der parlamentariſchen Geſchichte Preußens ſo ehrenvoll ausgezeichnet, ihm am nächſten ſtand, kamen mit ihren Frauen oftmals zum Beſuch hinaus, ein

paar Familien von höhern Offizieren, mit denen man bekannt geworden war, weil sie ebenfalls im Conrad'schen Garten wohnten, schlossen sich dem Kreise an, und innerhalb der Vaterstadt, innerhalb eines mäßig großen Gartens, führten wir ein Dasein, wie man es sonst nur in Badeorten anzutreffen pflegte. Man sah und mied sich nach Bequemlichkeit, ernstes Gespräch und heiteres Geplauder wechselten mit einander ab, und ohne daß man es merkte, trat man sich näher und lernte man sich kennen und schätzen.

Meine Cousinen und ich faßten eine große Zärtlichkeit für einander, und die ganze Familie liebte mich, wie ich sie liebte. Zum ersten Male in meinem Leben genoß ich das Glück, mich gegen eine Frau, die ich von ganzer Seele verehrte, frei und offen aussprechen zu können. Meiner Mutter und auch meinem Vater gegenüber war das eine Unmöglichkeit für mich gewesen. Vor der Tante konnte ich mein Verlangen nach einer umfassenden Bildung kundgeben, ohne ihr selbst damit, wie meiner Mutter zu nahe zu treten, oder sie zu verletzen; vor der Tante konnte ich von meinem Verlangen nach Unabhängigkeit, von meiner Lust, die

Welt und die Menschen kennen zu lernen, reden, vor ihr konnte ich, ohne dafür Zurechtweisungen zu befürchten, es aussprechen, daß eine nur um der Versorgung willen geschlossene Ehe mir als eine Erniedrigung der Ehe und als eine Unsittlichkeit erscheine, zu welcher ich mich niemals hergeben würde. Ihr erzählte ich von meiner Neigung für Leopold, und sie hörte mich ruhig an. Sie wußte es sicherlich besser als ich, wie nahe ich daran war, dieser blöden ersten Liebe für immer zu vergessen. Ich gewann in meiner Tante eine Mutter und hatte in ihrem Hause durch eine lange Reihe von Jahren meine zweite Heimath.

Alle Seiten meines Wesens fanden ihre Befriedigung in diesem Theile meiner Familie. So hoch mein Vater die deutsche Literatur schätzte, so sehr er die Schönheit und Erhabenheit der Dichtkunst und ihrer Werke empfand, und so viel Herz und Gefühl meine beiden Eltern besaßen, so war der Geist in meinem Vaterhause doch vorwiegend ein strenger, weil das ganze Thun und Treiben fortwährend dem Urtheil der Vernunft unterworfen wurde. In meines Vaters Gegenwart Etwas zu sagen oder zu thun, was irgendwie an Uebertrei-

bung oder an Phantastik gränzte, wäre mir, und ich glaube uns Allen, nicht möglich gewesen. Wer sich aber in der Jugend niemals ganz gehen läßt, wer sich nicht frei und sorglos dem Reize einer augenblicklichen Stimmung überläßt, wer sich nicht die Freiheit zuerkennt, auch einmal etwas Unüberlegtes zu thun, der bleibt ewig am eigenen Gängelbande, der verliert die Fähigkeit des Aufschwunges und büßt damit einen großen Theil seiner Ursprünglichkeit und seiner Glückesfähigkeit ein.

Niemand, weder mein Onkel noch meine Tante, noch eines ihrer Kinder hatte ein poetisches Talent, aber sie waren mehr oder weniger poetische Naturen, und es war ihnen Allen jener Zug gemeinsam, das eigene Leben poetisch zu gestalten, der oft Niemandem mehr abgeht, als den Dichtern selbst. Ich habe in spätern Zeiten, als ich die Mehrzahl unserer Dichter und Schriftsteller kennen gelernt hatte, mich oftmals gefragt, wie es möglich sei, daß Menschen, die erdichtete Schicksale mit so viel Wärme und Schönheit auszustatten wußten, ihr eigenes Dasein so unschön, und oft in so strohtrockner Weise hingehen lassen konnten. Und ich habe dagegen wieder andern Personen und Familien gegenüber gestanden,

und gedacht: warum sind diese Menschen keine Dichter, da ihr Sein und Leben ein Kunstwerk und ein Gedicht ist? Ja es sind mir im Allgemeinen nur wenig Personen vorgekommen, bei denen ihr eigenes Leben die Wiederspiegelung und Ergänzung ihrer Schriften abgab, denn dies zu ermöglichen, dazu gehören nicht nur möglichst vollkommene Organisationen, sondern auch unabhängige Charaktere, die es nicht scheuen in der Wirklichkeit zu vertreten, was sie in der Dichtung als berechtigt hinstellen. Ist doch überhaupt die Zahl der Menschen, welche den Muth haben für sich und nicht für die Meinung Anderer zu leben, sehr gering.

Diesen Muth besaß man aber in dem Hause meiner Tante, und ohne daß man darüber besonders sprach, ohne daß es Erörterungen über das Recht der Selbstbestimmung gegeben hätte, und ohne daß eine von den Töchtern meiner Tante jemals den fast zu engbegrenzten Kreis ihres Familienlebens verlassen hätte, athmete ich in ihrer Nähe eine Luft der Freiheit ein, die für mich eine belebende und befreiende war.

Im Herbste, als man in die Stadt zog, lernte ich die Familie erst recht in ihrer völligen Abge-

schlossenheit, und die klösterliche Regelmäßigkeit ihrer Tage kennen. Der Onkel und mein Vetter waren durch ihre Amtsverhältnisse bestimmte Stunden außer dem Hause. Die Wohnung war nicht groß, die Zimmer lagen nahe bei einander. An die Wohnstube stieß auf einer Seite das Zimmer meines Cousins, an die andere Seite ein Schlafzimmer; des Onkels Stube lag apart. Eine der Frauen bewachte in der Schlafstube beständig die kranke Tochter.

Zu welcher Stunde man auch kommen mochte, es war todtenstill im Hause, weil die Kranke kein Geräusch zu hören wünschte, und immer, wann ich auch erschien, war ich sicher, die Tante mit ihrer Arbeit und mit ihrem guten schwermüthigen Gesichte, auf ihrem Platz am Fenster, nähend oder bei einem Buche zu Hause zu finden. Klingelte es an der Außenthüre, so kannte man die Personen, welche kommen konnten, schon an ihrem Läuten, und war die Mittagsmahlzeit vorüber, war gegen Abend der Onkel in seinen Club gegangen, und der Sohn aus dem Kaffeehause heimgekehrt, in welchem er an jedem Nachmittage die Zeitungen las, so herrschte wieder dieselbe vollkommene Stille wie am Morgen.

Im Dämmerlichte ging die Tante, gewöhnlich mit Einer von uns untergefaßt, im Wohnzimmer hin und wieder, wir hörten wohl auch Heinrich in seiner Stube auf und abgehen, und dann setzten wir uns mit unseren Arbeiten an dem Tisch vor dem Sopha hin. Ich konnte hören, wenn er den Stuhl vor seinem Arbeitstische fortschob, wenn er aufstand um Etwas zu holen, ich konnte an der Uhr in der Wohnstube die Viertelstunden abzählen, die er noch bei der Arbeit verweilen würde, bis er mit dem Schlage acht Uhr zum Abendbrode in das Zimmer trat, und es war mir schon ein Glück ihn erwarten zu können.

Wir scherzten nicht mehr so viel miteinander als in der ersten Zeit, aber mein ganzes Denken und Sinnen war bald nur auf ihn gerichtet. Ich konnte ihm jede Stimmung von seinem Gesichte ablesen, ich genoß und litt nur mit ihm, und der Antheil, die Liebe für ihn, machten mich bald sehr gleichgültig gegen die bewegte Geselligkeit, deren ich im Lewald'schen Hause theilhaftig ward, und die mich eine Zeit hindurch so lebhaft angezogen hatte.

Ich konnte mich Anfangs gar nicht darin finden, als ich es gewahrte, daß und wie sehr ich meinen

Vetter liebte. Mit der Naivität der Jugend hatte ich die Lehre von der einen Liebe, welche das ganze Herz und das ganze Leben ausfüllen sollte, als einen Glaubensartikel angenommen, und stand nun vor mir selber wie vor einem Wunder da. Ich war überrascht, froh und stolz, und auch sehr glücklich. Weil mir als halbes Kind eine schöne Liebe zu Theil geworden war, ohne daß ich sie ersehnt, meinte ich, es könne mir nicht fehlen geliebt zu werden, wo ich liebte; und weit entfernt die erste schüchterne Jugendliebe als die schönste Blüthe unserer Natur zu erkennen, kam mir Alles, was ich in der Vergangenheit empfunden hatte, matt und blaß vor, gegen das starke, freudige Gefühl, das mich durchglühte. Es sind auch armselige Naturen, deren Liebeskraft sich in einer Jugendliebe ein für allemal erschöpft, armselig und schwach und krank, wie ein Baum, der nur einmal Blüthen und niemals Früchte tragen könnte.

Wir sahen einander fast täglich, und doch nicht so viel, daß die Entbehrung seiner Nähe mir es nicht zu einer Freude gemacht hätte, ihn immer wiederzusehen.

Wir waren im Alter nur durch sechs Jahre getrennt, hatten ähnliche Bildungsgrundlagen, und Freude Einer an des Andern Wesen. Dazu fanden wir uns in der hingebenden Liebe für die Mutter zusammen, und waren doch wieder verschieden genug von einander, um durch die Gegensätze einen Anreiz zu ihrer Ausgleichung zu erhalten.

Heinrich Simon war mit sieben und zwanzig Jahren natürlich noch nicht der Mann, der später im Jahre achtzehnhundert neun und vierzig mit dem festen Bewußtsein, sich einer für den Augenblick verlorenen Sache zu opfern, die auf ihn gefallene Wahl zur Reichsregentschaft annahm, weil ausharren in Ueberzeugungstreue ihm ein Bedürfniß war; aber es lag schon damals etwas Mächtiges in seinem Wesen, das ich fühlte und das mich beherrschte.

Wie sehr ich an ihm hing, das wußte er sicherlich sehr bald, und er hätte kein Mensch sein müssen, hätte ihn das nicht anziehen sollen. Ob er sich in jenem Winter jemals gefragt hat, was er für mich empfände, weiß ich nicht. Er hatte mich lieb, wie die Seinen mich liebten, er hatte Zutrauen zu der

Kraft meiner Natur, wie ich zu der ſeinen, und er und ſeine Mutter hatten eine Ahnung davon, daß in mir wohl mehr vorhanden ſei, als ſich bis dahin entwickelt und bethätigt hatte.

„Ich würde, wenn ich Dein Vater wäre," ſagte meine Tante einmal zu mir, „Dich täglich ſchreiben laſſen." — „Ja! was denn?" fragte ich. — „Was Du wollteſt. Dir iſt es offenbar ein angebornes Bedürfniß, Dich mitzutheilen, und Du wirſt Dir, das habe ich oft geſehen, in der Mittheilung ſelbſt viel klarer." — „Ich ſpreche Dir wohl zu viel?" fragte ich noch einmal. — Sie lächelte. — „Ich meine nur," entgegnete ſie, „Du ſagſt doch nicht Alles, was Du denkſt, und beim Schreiben würdeſt Du ruhiger und tiefer nachdenken können als beim Sprechen, und alſo noch mehr Vortheil davon haben."

Ein andermal ſagte mein Vetter: „Ich glaube, Du wirſt im Leben viel zu leiden haben, denn mir kommt vor, als könnteſt Du ſtandhaft ertragen, und ſolchen Naturen ſchenkt's das Schickſal nicht. Ich möchte wohl wiſſen, was aus Dir noch einmal werden wird? Ewig Tapiſſerie nähen und Strümpfe ſtopfen wirſt Du gewiß nicht." — „Ich verſichere

Dich, daß dies auch keineswegs mein Verlangen, sondern nur mein Loos ist!“ versetzte ich. — „Hast Du nie Verse gemacht oder sonst gedichtet?“ fragte er. — Ich nannte diese Frage lächerlich, und damals war meine Seele auch wirklich auf Nichts weniger gestellt, als auf ihre Bethätigung durch die Poesie.

Siebentes Kapitel.

Der Herbſt, der Winter gingen hin, ich wußte nicht wie. Ich merkte auch kaum, daß mein ganzes Weſen ſich entwickelte. Nur wenn ich die Briefe meiner Geſchwiſter und Briefe von Mathilde erhielt, fand ich, daß ich um mehr als die Monate, welche mich von ihnen trennten, älter, daß ich reifer ge worden war, und andere Anſchauungen und In tereſſen gewonnen hatte als ſie. Namentlich fiel es mir an Mathildens Briefen auf, daß ſie einen Ton der Entſagung anſchlugen, der ihr ſonſt fremd ge weſen war. Sie hatte eine Neigung zu einem jun gen, charaktervollen Adeligen gehabt, die von ſeiner Seite tief erwiedert wurde. Sie ſchrieb mir davon ſelten, reflektirte darüber, und als ich ihr dann gegen das Frühjahr hin, es endlich nicht verbarg, welch ein Schmerz mir das Scheiden von Breslau und die Trennung von meinem Vetter ſein würden, er-

mahnte sie mich zur Resignation, und verwies mich auf die Fügung Gottes, die Alles zu meinem Besten leiten würde.

Damit war mir aber weder geholfen noch gedient. Ich fürchtete, daß der Pietismus ihrer Familie und ihrer Umgangsgenossen Herr über sie geworden sei, nun sie in mir und meinen abweichenden Ueberzeugungen kein Gegengewicht gegen denselben gehabt habe, aber ich getröstete mich der Hoffnung, sie davon zurück zu bringen, wenn ich erst wieder in ihrer Nähe lebte. Ich hatte die Erfahrung noch nicht gemacht, daß es viel leichter sei, einen hellen Verstand zu verdunkeln und zu verwirren, als einen verwirrten und verdunkelten Verstand wieder aufzuklären und auf sich selbst zurück zu führen. Indeß der Briefwechsel mit ihr wurde mir immer weniger tröstlich, je näher der Zeitpunkt meiner Abreise von Breslau heranrückte.

Meine Abwesenheit von Hause war von Anfang an, höchstens auf ein Jahr berechnet gewesen. Der Vater schrieb mir also im Februar, daß er im März, wenn es nicht zu kalt sei, nach Schlesien kommen werde, um mich abzuholen, und ich sah es

mit wahrer Angst, als im Februar die Kälte nach ließ, als hier und da der Schnee von den Dächern zu fallen begann, und im März das Eis auf der Oder sich in Bewegung setzte. Mit jedem Tage wurde mir die Vorstellung schrecklicher, daß ich Heinrich nicht mehr sehen, nicht mehr in seiner Nähe leben sollte, und ich hatte Stunden, in denen ich überzeugt war, er liebe mich, weil ich fühlte, wie gern er mit mir war, wie sehr er mir vertraute. Er sprach zuweilen mit rückhaltsloser Offenheit von sich, er war weich und bewegt, ich mußte mir sagen, daß Männer seiner Art nur da, wo sie Neigung empfänden, so hingebend sein könnten. Aber solche Augenblicke währten nicht lange, er überwand sich immer bald, faßte sich wieder, und wenn er seinen alten Gleichmuth gewonnen hatte, begann für mich die Qual auf's Neue.

Ab und zu, wenn wir Bücher mit einander auswechselten, oder eine Verabredung zu treffen hatten, schrieben wir einander. Ein paar Wochen vor der Ankunft meines Vaters erhielt ich eines Morgens ein Billet von Heinrich. Der Anfang desselben war aus den ersten Tagen des März geschrieben und lautete:

„Ich bin sehr ärgerlich über mich, daß ich Dich gestern in so schlechter Stimmung begleitete. Aber den ganzen Tag hatte es mir verwirrend im Sinn gelegen, daß es schön wäre, wenn man einen Seitenweg aus der plattgetretenen Heerstraße des Lebens gehen dürfte, aus diesem faden Elend, diesem kläglichen, unsäglich bittern Nichts; diesem wie der Dichter sagt: „müden Zirkellauf voll kranker Lust, und wildem Schmerz; und wimmerndem Verzagen! Ein Räthsel von Verzweiflung aufgelöst; der wüste Traum des tollgewordnen Staubes.“ — Sei mir nicht böse deßhalb, daß ich Aehnliches gestern Abend gegen Dich ausgesprochen. Es thut zu wohl, die Brust einmal lüften zu dürfen, wenn sie, um Nahestehenden nicht wehe zu thun, mit tausendfachen Banden umschnürt ist. Die Mittheilung ist schon Trost genug, sonstigen bedarf und giebt es nicht, also laß das auch abgethan sein.“

Diesen Zeilen war an dem Morgen, an welchem ich sein Billet erhielt, folgende Nachschrift hinzugefügt: „So eben hörte ich in der Wohnstube von einem an Dich zu sendenden Zettel sprechen, und es fiel mir dabei ein, daß ich Dir vor ein paar Tagen geschrieben, die Zeilen aber, anstatt sie Dir

zu ſenden, aus mehrfachen Dir wohl einleuchtenden Gründen, wieder in die große Papiermappe geſteckt. Ich ſuchte ſie hervor — und ein gänzlich fremdes Weſen ſtiert mich daraus an. Die neuliche Stimmung iſt wieder einmal vorüber, und da dergleichen Lamento's nicht eben ſehr würdig ſind, ſo würde ich die Zeilen — wie ich wohl auch damals Willens war, ad acta geſchrieben, d. h. in's Tagebuch zu ihren Brüdern gelegt haben, wenn ich nicht Dir erklären wollte, was mich neulich angefochten, und wenn ich nicht annehmen könnte, daß Du am Ende blos Dir Bekanntes aus dem neulichen Billetanfang erfährſt. Denn entweder hielteſt Du mich für einen Narren, oder konnteſt Dir während unſeres ganzen Zuſammenſeins nur eben ſo, mein zwanzigmal von der Ausgelaſſenheit zur Schwermuth überſpringendes Benehmen, hervorgebracht durch tauſend und einen Umſtand erklären. Darum magſt Du es leſen; Unglück iſt blos in den Augen der Weltmenſchen ein Laſter; ich falle Niemandem damit beſonders läſtig, da ich mit Hülfe meines gottgeprieſenen leichten Sinnes mich nur in ſeltenen Stunden übermannen laſſe, obſchon ich anerkenne, daß es Menſchen giebt und ich zu ihnen gehöre, denen es

nicht geziemt, glücklich zu sein, die aus Grundsatz unglücklich sein müssen."

Der Brief erschütterte mich sehr. Die Gewißheit, daß er leide, daß ich ihm ein Trost sei, kettete mich nur fester an ihn, und ich lag die Nächte auf meinem Lager und sann und sann, wie er mich denn von sich gehen lassen könne, und wie mir sein werde, wenn ich von ihm gegangen sein würde.

Inzwischen traf mein Vater in Breslau ein, und ich bemerkte mit Schrecken, daß ich gar keine Freude über seine Ankunft fühlte, so sehr ich ihn auch liebte. Alles, was er mir mit seinem liebevollen Herzen von Königsberg, von Mutter und Geschwistern erzählte, flößte mir nur eine Art von Angst ein, weil es mich daran erinnerte, daß meine Heimath nicht hier in Breslau sei.

Auch über meine neuen Lieben kam mit der Ankunft meines Vaters der Gedanke an das nahe Scheiden mehr und mehr herauf. Die Tante, die es mir anfühlte, wie sehr ich litt, sprach zuversichtlich mit mir von einem baldigen Wiedersehen, von neuem Beieinandersein. Der Onkel schenkte mir ein Loos zu einer Güterlotterie, und sagte lachend: „Mache daß Du die Herrschaft gewinnst und reich

wirſt, und dann ſuche Dir einen Mann nach Deiner Wahl aus.“ Die Couſinen umgaben mich mit der größten Liebe, Heinrich war herzlicher als je, und verargte es meinem Vater, daß dieſer ihm nicht verſtattet, mich bis Poſen zu geleiten, wozu er ſich erboten hatte, als der Vater meinen Onkel Lewald aufgefordert, mich bis Poſen zu bringen, um ihm die Winterreiſe und die Entfernung von Hauſe zu verkürzen. Ich legte mit unbewußtem Selbſterhaltungstrieb mir das Alles zum Beſten und nach meinen Wünſchen aus, denn mit zwei und zwanzig Jahren hat man noch nicht den Muth, ſich es ohne die äußerſte Nothwendigkeit einzugeſtehen, daß man ohne Hoffnung iſt.

Und warum ſollte ich nicht hoffen? warum ſollte mein Vetter mich nicht lieben, wie ich ihn liebte? Aber wenn er mich auch liebte, was half mir das? Ich mußte ihn ja doch verlaſſen. Er war mittellos wie ich, hatte noch ein Examen zu machen, arbeitete viel und ſchwer, um ſeinen Unterhalt zu gewinnen, und ſelbſt wenn ſein Examen gemacht war, gab ihm das noch kein geſichertes und feſtes Auskommen. Was ſollte er mit mir? — Ich ſagte mir in meinen vernünftigen Stunden, daß Heinrich grade ſo wie

ich, das Verlangen habe, sich vollständig auszubilden. Ich hatte ihn oft von weiten Reisen, niemals von Ehe und Häuslichkeit für sich sprechen hören. Ich wußte es von ihm selbst, daß er mit dem Leben noch zerfallen, mit sich noch nicht im Klaren, daß er unglücklich sei. Ich war trostlos darüber, weil ich ihn liebte — und hatte doch im Grunde gar kein heißeres Verlangen, als ihn wo möglich noch unglücklicher zu wissen, durch eine Liebe für mich, die, wie unsere Verhältnisse lagen, im besten Falle für den Vielbeladenen nur eine Sorge und ein Kummer mehr gewerden wäre. Aber die ganze blinde, selbstische Sophistik leidenschaftlicher Liebe hatte sich meiner bemächtigt, und von unbegründeten Voraussetzungen zu unbegründeten Hoffnungen übergehend, litt ich zehnfach, weil meine Vernunft mir meine Thorheit oftmals vorhielt, und mein Herz sich der Vernunft nicht unterwerfen wollte.

So kam der Tag der Abreise heran. Wir sollten spät am Abende mit der Schnellpost Breslau verlassen. Am Nachmittage war ich noch einmal zu meiner Tante Simon gegangen, um ihr Lebewohl zu sagen. Von dort aus wollte ich meine verhei-

rathete Couſine beſuchen, die mich dann nach Hauſe und zu meinem Vater zu bringen verſprochen hatte.

Unter Thränen verließ ich die Tante. „Denke, daß Du mir wie eins meiner Kinder biſt!“ ſagte ſie. Ich küßte ihre Hände, ich hing an ihr von ganzem Herzen. Heinrich gab mir das Geleit.

Es war am achtzehnten März, der Himmel ſchon dunkel, die Wege trocken. Wir hatten ein paar Straßen zu durchwandern, er hatte mir den Arm gegeben, wir legten ohne ein Wort zu ſprechen den ganzen Weg zurück. Ich war ſo traurig, daß ich unſer Schweigen gar nicht bemerkte. Als wir oben an den Zimmern meiner Couſine angelangt waren, fragte er mich: „warum ſprichſt Du nicht?“ — „Ich kann nicht!“ gab ich kurz zur Antwort. Ich hatte die Hand erhoben, die Schelle zu ziehen. Er hielt mich zurück. „Warte noch!“ bat er und nun ſtanden wir einander gegenüber, Beide keines Wortes mächtig. Mit einem Male rief er: „Es hilft uns Nichts! Lebe wohl!“ — Wir fielen einander in die Arme und weinten Beide bitterlich. Dann raffte er ſich zuſammen, wir gaben uns die Hände und trennten uns — um uns nach einer Reihe von mir ſchwer durchlittener Jahre zu einer Freundſchaft

wieder zusammen zu finden, die bis zu des unvergeßlichen Mannes Tode uns in nicht wankender Treue und Festigkeit verbunden hat.

Wie ich den Abend durchlebt habe, weiß ich kaum mehr. Es waren viel Leute, die Gäste und Freunde meines Onkel Oswald, es waren auch meine andern Onkel um meines Vaters Willen da. Man unterhielt sich mit mir, man beschenkte mich noch mit allerlei Andenken; ich mag mich übel genug dabei benommen haben. Als wir dann in der Schnellpost saßen, die Stadt verließen, und in das Dunkel hinaus fuhren, war ich in meinem Innern wie zerschlagen. Es war ganz umsonst, daß ich mir verhielt, mein geliebter Vater sei bei mir, daß ich an die Mutter, an die Geschwister, an meine heimischen Freunde dachte. Ich fühlte mich losgelöst von ihnen, und losgelöst von Breslau ebenso.

Es mag für einen Mann ein schlimmes Gefühl sein, sich auf der Erde im bürgerlichen Sinne ohne feste Heimath zu wissen; aber es ist noch schlimmer für ein Mädchen, sich mit dem Herzen heimathlos zu fühlen. Was ich besaß, dünkte mich in den Stunden gänzlich werthlos, was ich erstrebte, war mir versagt, und von einer Hoffnung zur andern

schweifend, tröstete ich mich bald damit, daß ich mich unter den Meinen wieder einleben, und mich bei ihnen wieder heimisch machen werde; bald sagte ich mir, es sei unmöglich, daß Heinrich meine Entfernung nicht eben so schwer empfände, als ich die Trennung von ihm, und zu Allem, was ich mir Ermuthigendes vorhielt, sagte mein Verstand: betrüge Dich nicht selbst.

Die Reise war sehr unangenehm. Die Schnellpost fuhr nur bis zur schlesischen Grenze, wo die Chausseen aufhörten, und wir hatten von dort bis Dirschau ein paar Tagereisen ohne Chaussee zu machen. Weil die Fahrpost zu langsam ging und uns gar zu lange aufgehalten haben würde, nahm mein Vater von der Grenze ab Extrapost, und weil wir keinen eigenen Wagen hatten, waren wir genöthigt, alle drei Meilen das Fuhrwerk zu wechseln und das Gepäck umpacken zu lassen, wenn es sich nicht zufällig hier und da traf, daß ein Posthalter seine Chaise auf einer fremden Station hatte stehen lassen, und wir also sechs Meilen in demselben Wagen bleiben konnten.

Dazu war es, als wir in das Großherzogthum Posen kamen, dort noch völlig Winter. Es hatte

schon in der Nacht, in welcher wir Breslau verließen, wieder zu schneien angefangen, und schneite danach ohne Unterlaß. Von Weg und Steg war keine Spur. Die Postilliene stiegen ab und zu vom Wagen, um sich zurecht zu finden, die unabsehbaren weißen Flächen ließen jedoch kein Abzeichen erkennen, wenn man nicht hier und da an einen Wegweiser kam, und an dem ersten Abend, nachdem wir Extrapost genommen hatten, warf der Postillon uns, unweit von einem kleinen Orte, in einen tiefen mit Schnee angefüllten Graben. Den Schreck abgerechnet, kamen wir gut davon, nur daß wir lange warten mußten, bis Leute anlangten, die den Wagen und die Pferde in die Höhe und wieder in Gang bringen konnten. Mein Vater beschloß aber danach, in der Nacht nicht wieder zu fahren, und wir hatten dadurch zwei, drei Nachtquartiere zu ertragen, die mit ihren schmutzigen Stuben und Betten, nach meinem Gefühl weit schlimmer waren, als in den Schnee geworfen zu werden.

Anfangs sah ich Posen, das einen fremdartigen Eindruck auf mich machte, aber etwas Großstädtisches hatte. Wir fuhren durch Städte, auf deren Wochenmärkten sich betrunkene Polen küßten und

prügelten. Judenfrauen und Juden in polnischer Tracht machten unsere Wirthe in den abscheulichen Gasthöfen von Wongrowiez, Nackel und wie die Orte noch geheißen haben mögen, in denen wir rasten mußten; und obschon ich mir fortdauernd vorpredigte, alle diese Unbequemlichkeiten halte der arme Vater nur um meinetwillen aus, und ich habe ihm tausendfach dafür zu danken, so hatte ich doch nur den Schmerz und die Frage, warum er mich von da fortgeholt, wo — freilich Niemand daran gedacht hatte, mich festhalten zu wollen.

Es war eine Wohlthat, als wir wieder die Pappeln einer Chaussee vor uns auftauchen sahen, als endlich wieder die gelbe Schnellpost und in ihr zufällig derselbe Conducteur, der uns vor einem Jahre von Königsberg nach Berlin gefahren hatte, in unsern Gesichtskreis kamen. Nun waren alle Fährlichkeiten und Widerwärtigkeiten der Reise überstanden, denn daß man vor den großen Strömen in dieser Jahreszeit die Post verlassen mußte, um zwischen dem treibenden Eis in Kähnen über die Weichsel und Nogat gesetzt zu werden, an deren entgegengesetzten Ufern Passagiere und Gepäck in bereit gehaltenen Postwagen weiter befördert wurden, das war

man, ehe die Eisenbahnbrücken über die Ströme vollendet werden, in unserer Gegend so sehr gewohnt, daß man es nicht wesentlich zu den Unbequemlichkeiten rechnete, wenn die Ueberfahrt nicht grade ungewöhnlich beschwerlich war und dadurch sehr lange dauerte.

Am Tage vor der Ankunft in Königsberg hellte sich das Wetter auf und wurde trocken. Es war der Vorabend meines zwei und zwanzigsten Geburtstages, und die Nähe der Heimath, die Nähe der Meinen und des Wiedersehens mit ihnen, fingen mich zu bewegen an. Wir hatten schon in Breslau erfahren, daß eine äußerst heftige Grippe in Königsberg epidemisch herrsche, daß mein jüngster Bruder fast der Erste gewesen sei, der davon befallen worden. Seine starke Natur hatte die Krankheit glücklich überwunden, aber es waren nach den Briefen auch einige von den Schwestern davon erfaßt worden. Ich fing an, viel daran zu denken, ob die Mutter nicht erkrankt sein möge, ich beschäftigte mich im Geiste mit den Meinen, und schlief danach eigentlich zum erstenmale, seit wir Breslau verlassen hatten, einen gesunden Schlaf.

Am Morgen beim Erwachen, fand ich mich zum

Geburtstag mit meinem Vater allein. Das war mir nie geschehen und rührte mich deßhalb. Er umarmte mich mit seiner warmen Liebe, er sagte, ich würde nun hoffentlich zu Hause für Mutter und Geschwister zu verwerthen wissen, was ich durch meinen Aufenthalt unter Fremden an Erfahrung gewonnen hätte. Er finde mich geistig sehr entwickelt, das wolle er mir nicht verhehlen, und darum grade erwarte er, daß ich vor allem Andern gelernt haben würde, in mir selbst zu leben. Es freue ihn, daß Tante Minna, die er ungemein hochschätze, so viel Liebe für mich gewonnen. Sie habe sich gegen ihn über mich in einer Weise ausgesprochen, die mir Ehre mache; dies zu wissen, werde mich nun auch ermuthigen, selbstlos und pflichttreu wie die Tante, das Meinige zu thun. Er habe mir von der Tante und von den Ihren die herzlichsten Glückwünsche zu sagen, und ihnen versprechen, mir das Päckchen, das er aus der Brusttasche zog, noch vor der Ankunft in Königsberg auszuhändigen.

Ich war voll Dank, voll Beschämung, als mein Vater mir so gütig zusprach. Ich hatte das durch meine innere Widerspänstigkeit, durch die Unlust, mit welcher ich zu den Meinen heimkehrte, nicht

verdient, und ich wußte durch jenes Aufleuchten der Wahrheit in meinem Herzen, gegen welches sich auch die blindeste Leidenschaft in gewissen Augenblicken nicht zu verblenden vermag, daß es Thorheit sei, an die Liebe meines Vetters zu glauben. Ich wußte, daß meine Zukunft in dem Kreise meiner Familie ihren Halt zu suchen habe, ich nahm mir vor, mich mit allen Kräften an sie zu klammern, nur für sie zu leben, standhaft in meinem Verzichten zu sein. Ich hatte einige ganz heldenmüthige Minuten. Aber kaum sah ich die Handschrift meiner Tante auf dem Geburtstagsbriefe, kaum hatte ich das Packet eröffnet, und den Ring heraus genommen, der eine Flechte von dem Haar meiner Breslauer Lieben enthielt, als ich in Thränen ausbrach, und mir die Flügel der Morgenröthe wünschte, um dorthin zurück zu kehren, von wo ich mit so bitterm Leid geschieden war.

Alle hatten sie mir geschrieben: Onkel und Tante, die Töchter, die Söhne, der Schwiegersohn. Selbst von dem Enkelkinde hatte man die braunen Härchen in die Flechte gethan, und dem Kinde die Hand geführt, damit auch sein Name nicht fehle unter Denen, die mich ihrer Liebe, ihres Andenkens,

ihrer Hoffnung mich wiederzusehen, mit der größten Zärtlichkeit versicherten. Das war zu viel für mich und mein innerer Kampf begann auf's Neue. Es war mir ganz verwirrt zu Muthe.

Ich konnte mich kaum zurecht finden, als ich die ersten bekannten Häuser in den Dörfern vor meiner Vaterstadt erblickte. Da lag der Gasthof in Kalgen, vor dem ich einst so glücklich gewesen war, weil ein fremder Mensch es ausgesprochen, daß ich einmal hübsch werden könne. Aber wie lange war das her, und wie gleichgültig war mir das jetzt! Was hätte es mir geholfen, wäre ich schön wie ein Engel gewesen, wenn der Mann mich nicht schön fand, dem zu gefallen ich allein Verlangen trug. — Nun kamen wir an ein kleines Haus, in welchem unsere Milchfrau wohnte; dort ging der Weg nach dem Dorfe Penarthen hinab; ich konnte schon das Thor sehen. An dem Zollhause stand noch immer, nahe an dem Walle, der Baum, unter welchem sich im Sommer der Einnehmer mit seiner langen Pfeife aufzuhalten pflegte. Der Baum war entblättert — das war mir grade recht!

Wenn man in das Brandenburger Thor einfuhr, hatte man damals zur Linken die kahlen Mauern

von ein paar Kirchhöfen, zur Rechten einige niedrige Gebäude, die, so viel ich mich erinnere, während der Kriegsjahre eilig als Lazarethe aufgebaut worden, und dann stehen geblieben waren. Vor ihnen befand sich eine Pumpe, auf welcher die aus Holz geschnittene und bunt bemalte Figur eines Königsberger Schuhmachers, des Hans von Sagan, aufgestellt war, der die Stadt einst muthig gegen einen Angriff der Polen vertheidigt hatte. Es war ein unansehnliches, wenige Schuh hohes Ding, und daß es keine Herrlichkeit sei, hatte ich immer gewußt; aber ich hatte es recht gut leiden können, wie es da so wunderlich auf einem Beine mit seiner rothen Fahne dastand. An dem Morgen meiner Heimkehr sah mir dieser Hans von Sagan äußerst abgeschmackt aus, und Alles war mir überhaupt wie verwandelt.

Die Vorstadt, die mir immer sehr stattlich erschienen war, kam mir kleinstädtisch vor, das grüne Thor mit dem Thurme am Eingang unserer Straße dünkte mir kleiner geworden, die Langgasse weit schmäler, als ich sie mir in der Erinnerung vorgestellt. Ich machte die Erfahrung von der Wechselwirkung der verschiedenen von uns aufgenommenen

Eindrücke aufeinander, ich lernte einsehen, daß Nichts für sich allein dasteht, daß unser geistiger Maßstab immer ein relativer, und damit alles Urtheil ein persönlich bedingtes ist. Von der Sinnenwelt ausgehend, predigt diese Erfahrung, wie kaum eine andere, Duldung und Nachsicht — zwei Tugenden, welche zu besitzen oder gar zu üben, ich in jenen Tagen weit entfernt war, und die sich lebhafte und entschiedene Naturen überhaupt schwer aneignen, weil in ihnen ein Zug zu dem Absoluten vorherrscht.

Meine Verwandten wußten den Tag unserer Ankunft. In der Vorstadt lag meine gute alte Tante im Fenster, mich zu begrüßen; ich freute mich gar nicht, sie zu sehen. In der Langgasse schauten meine Bekannten um meinetwillen nach der Ankunft der Post aus, und grüßten mich hier und da; ich hätte weinen mögen bei ihrem Anblick. Was sollte ich mit ihnen, was sollten sie mit mir machen?

Nun sah ich unser Haus. Es war Sonntag, die Weinkeller und das Comptoir waren geschlossen, die Straßen still. Mein Vater hatte es, gegen das Postreglement, von dem Conducteur erlangt, daß

er uns an unserer Thüre aussteigen lassen sollte. Der Postillon, dem es aufgetragen war, an unserem Hause anzuhalten, blies vom grünen Thore ab, eines guten Trinkgeldes sicher, geflissentlich seine schönste, lustige Melodie, und ich — ich hatte mit einem Male den Vers aus dem Cid im Sinne: „blast unglückliche Trommeten!“ —

Da sah ich unsere Thüre sich öffnen, alle meine Schwestern kamen auf den Wolm hinausgelaufen, meine beiden Brüder halfen uns aus dem Wagen, mir wallte das Herz auf. Es waren die Menschen, die ich geliebt von meiner frühesten Erinnerung an, die an mir hingen, mit denen ich, jung wie wir Alle waren, bereits so manches Leid, so manche Freude getheilt — und jetzt fühlte ich es auch, wie theuer sie mir waren, und der Schmerz kam über mich, daß ich ihnen, die mir als die Alten entgegen eilten, nicht als die Alte, nicht mehr so ausschließlich als die Ihre wiederkehrte!

Sie sahen Alle krank und blaß aus, sie hatten mehr oder minder schwer von der Grippe gelitten, meine arme Mutter war am meisten mitgenommen. Sie blieb auch halsleidend von da ab, und die Grippe hatte den Keim für die Schwindsucht gelegt,

an welcher sie später starb. Es muß arg mit der Epidemie gewesen sein, denn in unserm Hause hatte es mehrere Tage gegeben, an welchen das ganze Haus, die Mutter, die Kinder, zwei von den Commis und die Dienstboten zu Bett gelegen, und nur mein jüngster, zuerst von der Krankheit ergriffener und auch zuerst wieder hergestellter Bruder, mit einer zur Hilfe genommenen Wärterin, von Bett zu Bett gegangen war, die nöthige Pflege zu besorgen.

Man empfing mich mit offenen Armen oder besser und wahrer mit offenen Herzen. Man hatte mir soviel zu erzählen, soviel von mir zu erfragen. Die Mutter lag noch zu Bette, aber meine älteste Schwester war stark und ein ganz erwachsenes Frauenzimmer geworden, sie hatte ihr sechszehntes Jahr zurückgelegt und vertrat die Hausfrau vollständig. Meine Brüder hatten ein männlicheres Aeußere bekommen, der Jüngste war in meiner Abwesenheit Student geworden; die jüngern Schwestern waren sehr gewachsen. Sie sahen mir dadurch Alle so fremd aus, und ihre Stimmen, ihr preußischer Dialekt klangen mir fremd. Lange Abwesenheiten haben für Menschen, die noch in ihrer Entwickelung begriffen sind, eine sehr bedenkliche Seite.

Sie geben uns oft eine unerwartete Richtung, und es findet sich, daß der Baum, dem man mit frischer, neuer Kraft nur ein Wenig nachzuhelfen gedacht, nicht mehr in den Kübel hineinpaßt, für den man ihn bestimmt hatte.

Es war wie gesagt mein Geburtstag, es kamen alle meine Onkel, meine Cousinen, meine Freundin Mathilde, einige von meinen andern Bekannten, aber auffallend genug hatte von allen den Menschen grade in diesem Jahre Niemand daran gedacht, mir Etwas zu schenken. Der Ring, den ich am Morgen aus Breslau erhalten, blieb mein einziges Angebinde, und das erhöhte nur noch seinen Werth in meinen Augen. Nur die Mutter hatte mir trotz aller ihrer Krankheit eine Freude bereiten wollen. Sie wußte, wie sehr ich mein Stübchen liebte, und sie hatte es mir neu malen und neue Gardinen in dasselbe machen lassen. Aber auch dieser gute Wille sollte mir nicht frommen. Es lag eben kein Glück auf jenem Tage!

In der That hatte ich bei all' meinem Herzleid immer mit einer Art von Getrostheit an meine Stube gedacht. Ihre engen und niedrigen grünen Wände, ihre alten bunten Gardinen hatten etwas

Einfriedendes für meine aufgeregte Phantasie besessen, und es war mir ordentlich wohl, als meine Schwester mir mit einer herzlichen Freude über die mir bereitete Ueberraschung, die Thüre meiner Stube öffnete. Aber ich kannte das kleine Zimmer gar nicht wieder. Statt der grünen Farbe leuchtete mir ein gewaltsames Rosa entgegen, statt der dunkeln, schadhaften aber schattigen Gardinen hing ein blendend weißer Mousselin an den Fenstern und ließ das Licht mit solcher Macht hinein, daß die Wände noch unerträglicher aussahen. So geringfügig die Sache an sich war, so weh that sie mir. Ich kam mir wie ein Vogel vor, dem man sein Nest zerstört hat. Der einzige Punkt, auf den ich meine Hoffnung gebaut, auf den ich mich gefreut hatte, den hatte man mir unangenehm gemacht, und doch hatte ich mich dafür zu bedanken, doch waren es Liebe und treue gütige Vorsorglichkeit gewesen, welche mir meine letzte Zuflucht geraubt hatten.

Ich hatte tausend Anfragen zu begegnen, das war ein Glück, denn es half mir über den Tag hinweg. Ich mußte meine neuen Kleider, meine Hüte, meine neuen Bücher und die vielen Geschenke und Kleinigkeiten zeigen, die man mir im Laufe

dieſes letzten Jahres gegeben hatte. Jedes Stück enthielt für mich eine Erinnerung an dasjenige, was ich zu verſchweigen beſchloſſen, und was ſich ſicherlich all' Denen, die Auge und Ohr dafür hatten, gleich an dem Tage verrieth, weil mein Herz gar zu voll davon war.

So kamen der Abend und die Nacht heran. Wir waren wieder in der alten, großen Hinterſtube, Mathilde war mit uns, aber ſie war am Meiſten verändert und mir am Meiſten fremd. Sie war ſehr dunkel und geſtiſſentlich einfach gekleidet, und über ihr ſchönes, lachendes Geſicht hatte ſich jener Schleier von ernſter Abgeſchloſſenheit gelegt, welchen der Pietismus für ſich als Erkennungszeichen auserkoren zu haben ſcheint. Sie ſprach mit halber Stimme, ſie lächelte kaum noch. Ich merkte es ihr an, daß ſie ſich damals mit ihrer ganzen Haltung in einer Rolle bewegte, die aufrecht zu erhalten ihr eine Ueberzeugungsſache, aber offenbar noch ein großer Zwang war.

Aufgeregt und recht eigentlich faſſungslos, wie ich mich fühlte, benutzte ich die erſte Gelegenheit mit ihr allein auf mein Zimmer zu gehen, um mich ihr in die Arme zu werfen und ihr mein ganzes

gequältes Herz auszuschütten. Sie hörte mich an, aber statt der alten Theilnahme, statt der Liebe, die gar nicht raisonnirt, sondern tröstet und forthilft, so gut sie kann, erhielt ich einige halb religiöse Zusprüche, von deren gänzlicher Wirkungslosigkeit auf mich, sie überzeugt sein mußte. Ich stand vor der liebsten Gespielin meiner Kindheit, vor der mir so theueren Gefährtin meiner Jugend, mit dem Bewußtsein da, daß ich sie verlieren würde oder sie schon verloren hatte, und dazu sahen mich die unglückseligen rosa Wände auch eben so kalt und eben so fremd an, wie sie.

In dem Leben jedes Menschen, wie in der Weltgeschichte, dem Leben aller Menschen, sind es immer einzelne Momente, an welchen sich die lange und allmälig vorbereiteten Veränderungen zur Entscheidung bringen. Diese hervorragenden Tage prägen sich mit ihren Leiden und Freuden, mit ihren großen und kleinen Vorgängen dem Gedächtniß ein, und es bleibt dem Menschen auch das Geringfügigste, was sich an ihnen zutrug und was er an ihnen empfand, lebendig und deutlich in der Seele. Es sind aber, wenn man viel durchlitten hat, oft grade die an sich geringfügigsten Dinge, es sind

Zufälligkeiten, welche man in einer andern Stunde, in einer anderen Verfassung gar so schwer nicht geglaubt haben würde, die jedoch, weil sie an dem vollgemessenen Kelch des augenblicklichen Leidens den Tropfen des Uebermaßes bilden, ihn zum Ueberfließen bringen, und seine Bitterkeit uns so unerträglich machen. Die Pein, mit welcher ich mich fern von dem Geliebten, fern von der Frau, die ich wie eine Mutter verehrte, fremd in meiner Familie, geschieden von meiner Jugendfreundin fühlte, fand ihren Ausdruck und ihren Gipfel darin, daß mir auch mein Zimmer mit den rosa Wänden und den weißen Gardinen, statt einer Zuflucht eine Qual geworden war. Und man leidet von den Qualen der Einbildung nicht weniger, als von wirklichen Leiden, so lange man nicht im Stande ist, über sie mit seiner Vernunft den Sieg davon zu tragen, und sie als selbstgeschaffen zu erkennen. Ich aber hatte Niemand neben mir, der mir gesagt, und dem ich es geglaubt hätte, daß eine kräftige und ehrliche Natur an einer hoffnungslosen Liebe nicht zu Grunde zu gehen braucht.

Achtes Kapitel.

Silivo Pellico sagt im dritten Kapitel seiner Gefängnißmemoiren: Lo svegliarsi la prima notte in carcere è cosa orrenda! — Possibile! (dissi ricordandomi dove io fossi) possibile! Io qui? E non è ora un sogno il mio?*)

So oft ich später diese Stelle las, habe ich an die erste Nacht denken müssen, welche ich nach meiner Heimkehr in meinem Zimmer zubrachte, und an den ersten Morgen, welcher dieser Nacht folgte. Ich wachte mehrmals auf und konnte mich nicht darin finden, wieder zu Hause und nicht mehr in Breslau zu sein. Ich mußte mich auf dem Lager aufrichten und mich umsehen, um mich auf mich

*) Die erste Nacht im Kerker zu erwachen ist eine schreckliche Sache. Ist's möglich, sagte ich mir, als ich mich erinnerte, wo ich mich befand, ist's möglich, daß ich hier bin? Ist es denn nicht ein Traum? —

ſelber zu beſinnen, und mich zu überzeugen, daß ich nicht träume. Aber es war Alles Wirklichkeit.

Ueber meinem Schlafſopha hing das ſchöne Bild Mathildens, meine ſchlechten Zeichnungen an beiden Seiten. An der anderen Seite des Zimmers ſchlief meine Schweſter. Ich hörte ihre ruhigen Athemzüge, ich konnte ihr ruhiges Geſicht bei'm Schein der Nachtlampe deutlich ſehen. Ich hätte gern auch geſchlafen! — Aber ich mußte denken, immmerfort denken, an Breslau denken, an meinen Vetter denken! Es war heller Tag, als ich endlich einſchlief.

Kalt, abgemattet, wie nach einem Fieberanfall, erwachte ich, als die Dienerin uns wecken kam. Ich ſtand auf, kleidete mich an, die Rouleaux wurden aufgezogen, ich trat an das Fenſter, es war Alles unverändert, Alles wie ſonſt. Unſer Nachbar, der Materialhändler, ſtand gradeüber in ſeinem braunen Rocke vor der Thüre ſeines Ladens; in dem Hauſe daneben ſaß die alte Madame M. wieder mit ihrer Kaffeetaſſe am Fenſter und tauchte ihre Semmel in die Taſſe wie ſonſt. Das kam mir unbegreiflich vor. Mich dünkte, es ſei ein Menſchenalter verfloſſen, ſeit ich das zuletzt geſehen. Ich hatte ſo

viel erlebt, und all' mein Erleben hatte auf das Daſein der Andern gar keinen Einfluß gehabt. Ich fühlte, welch' ein Atom der Einzelne iſt, ich wurde irre an all' meinen Gedanken, es war mir, als hätte ich das rechte Maas für den Verlauf der Zeit verloren, und immer fragte ich mich: iſt's denn möglich?

Bei uns im Hauſe nahm das Thun und Treiben den gewohnten Gang. Wir frühſtückten in der Vorſtube, unſere Eltern küßten uns zum guten Morgen, ſie ſaßen am Fenſter auf dem Fenſtertritt, die vier kleinen Schweſtern gingen, von dem Hausknecht begleitet, in die Schule, die Brüder in ihre Collegien, der Vater an ſein Geſchäft, meine Schweſter an die Beſorgung der erſten Haushaltsgeſchäfte. Und ich? ich hatte auf der Welt Gottes Nichts zu thun, ich hatte auch keinen Plan.

Endlich beſann ich mich, daß ich mich in mein Zimmer hinaufbegeben könne, um mich neu einzurichten. Ich räumte die Bücher, welche man mir während der Reiſe geſchenkt hatte, in das Schränkchen, vor dem meine Mutter ſo oft mit mir gekniet, als ich noch ein unordentliches Kind geweſen war, das ſie mühſam zur Ordnung gewöhnt. „Unſerer lieben

Fanny von ihren Eltern zu ihrem achten Geburtstage," stand darin auf einem angeklebten Blatte geschrieben. Welch' eine Ewigkeit war das her, seit diesem achten Geburtstage! Heute, wo dieser achte Geburtstag mehr als vierzig Jahre hinter mir liegt, kommt er mir lange nicht so entfernt vor, als in meinem zweiundzwanzigsten Jahre. Die Zeit schrumpft für die Phantasie zusammen, je länger man in ihr gelebt hat; der Jugend erscheinen die einzelnen Jahre, wie dem spätern Alter die Decennien, und auch darin erfährt der Einzelne das Schicksal des ganzen Menschengeschlechtes.

Ich war mit den paar Büchern bald an Ort und Stelle, ich ordnete meine Briefe, ich besah und durchstöberte alle Papiere in meinem Schreibtisch, ich las weinend die Breslauer Stammbuchblätter durch, brachte meine Kommode, den Kleiderschrank, den Nähtisch in Ordnung — nun war ich fertig und was nun?

Da kam es mit einem plötzlichen Entschlusse über mich, ich mußte vorwärts!

Müßiges Leiden habe ich nie ertragen können, und das Gefühl der schweren Undankbarkeit, deren ich mich gegen die Meinen schuldig machte, indem

ich meine Heimkehr zu ihnen so unwürdig beging, brachte mich zur Besinnung. Sie waren ja völlig schuldlos an Allem, was mich beschwerte; und was hatte ich denn zu ertragen im Vergleich zu Heinrich, der aus Liebe zu den Seinen einen weit schwereren Schmerz mit sich selber abmachte, und heiter und dankbar anerkannte, was ihm an Liebe entgegen gebracht wurde? Ich wollte nicht geringer sein als er, ich wollte mit mir fertig werden, still für mich leiden, was ich nicht ändern konnte, und thun, was mir oblag.

Aber das war das Schlimme, es lag mir eben gar Nichts ob! Nicht einmal die Wirthschaft hatte ich zu führen, wie bei meinem Austritt aus der Schule, denn ich sollte jetzt in den Haushaltsbesorgungen mit meiner Schwester Monat um Monat abwechseln, und den ersten Monat noch in Freiheit genießen. Das war eine schlimme Freiheit für mich, und fast hätte ich mich nach meinem alten Stundenplan mit seinem strengen Reglement zurückgesehnt.

Ich fing natürlich bald wieder an, zwei Klavierstunden die Woche zu nehmen und eine Stunde täglich zu üben. Ich hatte auch wöchentlich zwei Zeichenstunden, machte gelegentlich verschiedene

Versuche nach der Natur zu zeichnen, aber der Unterricht war schlecht. Ich traf zwar die Personen leidlich, die ich zu zeichnen unternahm, indeß ich gelangte zu keiner Durchbildung und zu keiner Freiheit in der Sache. Ich hatte deshalb von meinem Zeichnen eben so wenig wahres Vergnügen, als von meinem Klavierspielen, und die Lust an der Musik wurde mir dadurch vollends genommen, daß ich genöthigt war, zwei von meinen kleinen Schwestern in derselben zu unterrichten, die bei redlichem Willen noch viel talentleer waren, als ich selbst.

Somit begann nun für mich jenes Leben, das die Mädchen in unseren bürgerlichen Familien fast überall führen: ich kannte thun, was ich wünschte, aber ich wußte nicht, was ich mit mir und mit meiner Zeit beginnen sollte.

Ich war im Vaterhause, hatte keine Nahrungssorge und keine nothwendige Thätigkeit, außer den Näharbeiten für die Familie, an denen es natürlich bei einem Hausstande von achtzehn Personen niemals fehlte. Wir hatten einige Jahre vorher bei einer besseren Lehrerin das Ausbessern und Feinstopfen erlernt, ich nähte auch nicht ungern, denn alle Menschen, die mit einem starken Thätig-

keitstriebe begabt sind, gewinnen Freude an jeder Arbeit, bei welcher irgend Etwas zu Stande kommt. Aber den ganzen Tag nur nähen und stricken und ausbessern, das konnte, sollte und wollte ich nicht. Mit meinen alten Umgangsgenossen fühlte ich mich eben in jenem Zeitpunkt nicht wie sonst verbunden, ich hatte also kein augenblickliches Interesse, das mich an sich zog, und so blieb mir denn Nichts übrig, als ein Nachsinnen über dasjenige, was zu vergessen mir sehr nöthig gewesen wäre, um mich gesund zu erhalten.

Ich hatte gleich am Tage nach meiner Rückkehr meine Mußezeit dazu benutzt, nach Breslau zu schreiben und für die empfangenen Briefe und den Ring zu danken, und ich hatte das mit tausend heißen Thränen gethan. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Meine Verwandten waren eben so an mich gewöhnt als ich an sie, in dem stillen Hause mußte man das Fehlen eines heiteren täglichen Gastes wohl empfinden. Man schrieb mir das; auch Heinrich, der gleich nach meinem Fortgehen von der Grippe befallen war, schrieb mir das und brachte in seiner Weise sein Erkranken mit meiner Abreise in Verbindung. Und ich,

verblendet von meinen Wünschen, nahm für baare Münze, was ich später, als ich einmal die Briefe mit beruhigtem Sinne wieder las, mit einer Art von Beschämung über meine Verkehrtheit, als den Ton des unverkennbarsten Scherzes ansehen mußte.

Mit jenen ersten Briefen war nun eine Correspondenz eingeleitet, die Anfangs zwischen mir und meinen Cousinen äußerst lebhaft fortgesetzt wurde, und die für mich den gefährlichen Vortheil hatte, mir indirect beständig Nachricht von meinem Vetter zu schaffen, auch wenn er selbst mir nicht schrieb. Dieser Briefwechsel war mein eigentliches Leben in jener Zeit. Ohne allen anscheinenden Bezug auf Heinrich, suchte ich in die Familienbriefe, von welchen ich nach meiner Kenntniß des dortigen Lebens mit Sicherheit wußte, daß er sie las, all' dasjenige hinein zu schreiben, was ich von ihm zu hören und zu erfahren wünschte, und neben diesen Familienbriefen wurde denn auch, wenn schon in größeren Zwischenräumen, die Correspondenz mit meinem Cousin selber fortgesetzt, der, wie Frau Rath Goethe von ihrem Sohne an Bettina schrieb, freilich mehr zu thun hatte, als mir Briefe zu schreiben.

Ich las aus den Briefen, welche ich empfing den Meinen gelegentlich dasjenige vor, was ich dazu für geeignet hielt, zeigte aber die Briefe, die ich schrieb, Niemandem von den Meinen, und behielt damit ein gesondertes Dasein, mein ideales Leben, für mich allein, obschon meine erwachsenen Geschwister bald meine Vertrauten wurden, und meine Leidenschaft für Heinrich Simon kaum einem meiner damaligen Lebensgenossen ein Geheimniß gewesen ist.

Meine Geschwister liebten ihn nicht, wenngleich sie ihn nicht kannten. Sie sahen mich leiden und bürdeten ihm, weil sie jung und unerfahren waren, die Schuld davon auf. Sie wußten nicht, wie leicht ein liebebedürftiges Herz sich an einen Mann verliert, und hatten es noch nicht erprobt, wie süß es ist, geliebt zu werden; wie schwer, selbstlos und kalt zu bleiben gegenüber einem offenen, warmen Herzen, das sich uns stolz und freudig entgegenbringt. Vermögen wir es doch kaum einen Schmetterling, der sich auf unsere Hand setzt, einen Vogel, der uns in das Zimmer fliegt, von uns zu entfernen. Die Liebe eines Thieres gewinnt unser Herz, daß wir sie erwidern und sie schwer entbehren, wenn sie uns

verloren geht; denn Liebe und Zutrauen sind die geheimnißvolle Kette, welche die Wesen aneinander bindet, und man muß es erlebt haben, wie die Liebe eines Mannes, oder umgekehrt eines Weibes, uns überrascht, erfreut und erwärmt, wie sie uns gefangen nimmt, uns zuletzt beherrscht und mit sich fortzieht, um sehr mild und dadurch gerecht zu urtheilen über eine Menge von Verhältnissen zwischen Mann und Weib, in welchen man im Allgemeinen bald dem Weibe, bald dem Manne, einen leichtsinnigen Egoismus, eine kalte Koketterie, und das Unglück des anderen Theiles zuzuschreiben geneigt ist. Dazu mischt sich in alle Beziehungen zwischen Mann und Weib gleich von Anfang an mehr Liebe ein, als die Jugend es sich im ersten Augenblicke denken kann, und man glaubt einmals noch Herr über sich selbst und über die Verhältnisse zu sein, wo man bereits von der fremden Leidenschaft in Flammen gesetzt ist, und grade nur noch Besonnenheit und Festigkeit genug übrig behalten hat, sich im entscheidenden Augenblicke gewaltsam loszureißen. Das war es, was die Meinen damals nicht ermessen konnten, was mich selber täuschte, und mich durch lange Jahre nicht zur Ruhe kommen ließ.

Einige Monate hielten das Hoffen, das Warten, das Nichtglaubenkönnen mich in Aufregung. In der Mitte des Sommers mußte meine Mutter in ein Seebad gehen, meine Schweſter und ich leiſteten ihr dort abwechſelnd Geſellſchaft. Wir wohnten wieder in dem großen Logirhauſe, es war viel Geſellſchaft dort, wir fanden in derſelben einige von unſern Freunden und Bekannten, und machten neue Bekanntſchaften. Wir beſuchten die Aſſembleen und Bälle, ich hatte allen Anlaß, mit dem Antheil zufrieden zu ſein, den man mir bewies, und es waren meiſt die reifen Frauen und Männer, die mir entgegenkamen und ſich mir zuwendeten. Ich war, was damals nicht ſo allgemein war, eine gereiſte Perſon, ich hatte eine Menge Menſchen kennen lernen, von denen zu hören man begierig war, und ich erzählte gern, weil es mich an die mir angenehmen Tage der Reiſe erinnerte. Es konnte alſo leicht geſchehen, daß man mich intereſſant nannte, meine Mutter freute ſich darüber, aber ſie wußte nicht, daß dies ein Prädikat iſt, welches man der eigentlichen Jugend nicht ertheilt, und dieſe war für mich thatſächlich auch vorüber.

Die Mutter und ich lebten aber ſeit meiner

Heimkehr weit leichter mit einander als vorher. Ich hatte an anderen Frauen eine Menge der vortrefflichen Eigenschaften vermißt, welche die Mutter im hohen Grade besaß, und hatte ihren Werth dadurch viel besser schätzen lernen. Ihre natürliche Einfachheit, ihre Anspruchslosigkeit und stets wache Güte, erschienen mir jetzt in ganz anderm Lichte. Ich fand eine große Genugthuung darin, sie zu pflegen, und wenigstens sie zufrieden zu stellen, da ich selber nicht zufrieden war, und es fiel mir daher leichter als sonst, auf dasjenige zu verzichten, was uns von einander trennte. Das Zusammenleben mit sehr verschiedenen Personen hatte mich erzogen, und eine wahre Liebe, wie ich sie fühlte, macht allmälig die ganze Natur des Menschen milder.

Ich war gern am Meere, seine Poesie war mir stets zugänglicher, als die der Gebirge. Die große, unabsehbare Weite hatte Etwas, worin mein Geist sich gern verlor, das Schrankenlose gab mir stets das Gefühl einer persönlichen Allmacht, denn wie weit das Auge auch trug, der Gedanke reichte darüber hinaus. Stundenlang habe ich, wenn meine Mutter ruhte oder schlief, vor der Thüre auf dem Balkon gesessen und dem Spiel der Wellen, dem Meeres-

leben in allen seinen Aeußerungen gelauscht. Es war mir ein unaussprechlicher Genuß, das Meer in seiner Ruhe sich vor meinen Füßen ausbreiten zu sehen, und ein noch größeres Entzücken, wenn der Wind es aufjagte, wenn im fernen Westen die dunkeln Wolken am Rande des Horizontes wie ein schwarzer Streif emporstiegen, wenn sie sich schnell über den ganzen Horizont verbreiteten, und wenn der Wind aufkam, sich zum Sturm gestaltete, und Wolken und Wellen in wildem Jagen vor sich hertrieb. Im Wind am Meere zu athmen ist eine Wollust. Man fühlt, als könnte man damit unendliche Lebenskraft in sich aufnehmen, und während man die Ohnmacht des Menschen gegen die Gewalt der Elemente klar vor Augen hat, trat und tritt mir noch heute das Bewußtsein freien, selbstherrlichen Wollens und Vermögens nie deutlicher hervor, als gegenüber dem Sturm am Meere. Ja, auch ich kann sagen: „Ich liebe das Meer wie meine Seele!“ Und ich habe niemals in der Gebirgswelt gelebt, und vor ihrer starren Erhabenheit gestanden, ohne eine unbeschreibliche Sehnsucht nach dem Meere und seinem Leben und seiner Bewegung zu empfinden. Wenn ich mich krank gefühlt, hat mein ganzes Verlangen

nach dem Meere gestanden, und ich könnte, wäre ich gezwungen, dauernd in Bergen zu leben, ein wahres Heimweh nicht nur nach dem Meere, sondern auch nach der freien Fernsicht der Ebenen bekommen.

Die Stadt war sehr heiß, als ich vom Strande nach Hause kam, und meine Schwester an das Meer ging; aber ich hatte zu thun, hatte den Vater, die Brüder, die jüngeren Schwestern zu versorgen, und das war mir angenehm. Ich fing an, mich wieder in der Familie, unter meinen Bekannten zurecht zu finden, ich begann wieder zu lesen, zu exerpiren, und das eigentliche Haushalten machte mir Freude. Ich versuchte Ersparnisse zu machen, um mit ihrem Ertrag meiner Mutter für ihre Rückkehr eine Ueberraschung zu bereiten, und war auf gutem Wege, mich mit mir allmälich abzufinden, als der Herbst herankam, und mit der Heimkunft meiner Mutter für mich die alte Unthätigkeit begann, die mich mit einem Schlage wieder in meine Melancholie zurückwarf.

Neuntes Kapitel.

Das Frühjahr von achtzehnhundert vierunddreißig brachte uns ein schweres Unglück. Eine meiner jüngeren Schwestern, ein schönes, begabtes Kind, das die prächtigen Augen meines Vaters geerbt hatte, erkrankte an einer plötzlichen Augenentzündung, und hatte das Unglück, ein Auge zu verlieren.

Schon am Charfreitage erklärten die Aerzte, die Sehkraft des Auges sei unwiederbringlich verloren; man meinte jedoch, die äußere Form des Auges noch erhalten zu können, aber auch diese Hoffnung schlug fehl, und Anfangs Juni mußte das Auge extirpirt werden.

Der Schmerz meiner Eltern war unsäglich groß. In allen ihren Leidensjahren, in den Tagen voll Sorge, Kummer und Nöthen, war es immer meines Vaters Trost gewesen, acht gesunde Kinder zu haben.

Dies Glück ward den Eltern jetzt zerstört, und während meine Mutter von dem augenblicklichen Leiden des Kindes selbst fast zu Boden geworfen wurde, sah mein Vater mit schwerer Bekümmerniß voraus, welch' einen Einfluß dieses Unglück auf das Leben meiner Schwester haben, und wie viel Entbehrungen ihr dadurch unvermeidlich auferlegt werden mußten.

Mein Vater und mein jüngster Bruder, der Medicin studirte und an den Anblick von Operationen bereits gewöhnt war, wohnten derselben bei, wir Anderen waren bei unserer Mutter, die auf ihren Knien lag, und händeringend und in Verzweiflung betete. Es war ein entsetzlicher Morgen.

Das Kind bewies eine große Energie. Es verlangte, als man ihm das andere Auge zuband, daß man ihm die Binde noch einmal abnehmen solle, es müsse den Vater noch einmal sehen. Das gestand man zu, und nun hielt die Kleine ohne zu zucken, ohne einen Laut von sich zu geben, die Operation geduldig aus; ja, als man bei dem Verbande einer Stecknadel benöthigt war, zog sie dieselbe aus ihrem Gürtel, und reichte sie dem Arzte hin.

Natürlich wurde diese Tochter von da ab der

Gegenstand größter Sorgfalt und größter Achtsamkeit für das ganze Haus. Sie hatte schon während der langen Kur, welche der Operation vorausging, die schwersten Schmerzen ausgestanden, und fast eben so schwer von der Unthätigkeit gelitten, zu welcher sie verdammt war. Lange Wochen hindurch hielt man die zehnjährige Kleine, die bereits an die Schule gewöhnt war und die Arbeit liebte, in einem völlig dunkeln Zimmer. Man konnte also kein rechtes Spiel mit ihr treiben, konnte ihr nicht vorlesen, die ihr gleichaltrigen Geschwister hielten es auch nach Kinderart nicht lange in der Finsterniß aus, und so hatten die Mutter, die zweite Schwester und ich, nun die Aufgabe, die kleine Kranke zu unterhalten, deren Lebhaftigkeit das nicht leicht machte. Sie hatte schon viel Mährchen gelesen, hatte ein Gedächtniß, dem Nichts von dem Gelesenen entschwand, und wollte doch immer Neues hören. Das brachte mich eines Tages auf den Einfall, ihr Etwas zu erzählen, was ich in dem Augenblick für sie erfand.

Sie war mit der Mutter und mir im verwichenen Sommer an der Ostsee gewesen, ich erzählte ihr also ein Mährchen von der Frau Balta, der

mächtigen Seekönigin, und von deren zwei ungerathenen Töchtern, dem frischen und dem kuhrischen Haff, welche Frau Balta hinter den Dünen eingesperrt habe, um sie für ihren Ungehorsam zu bestrafen; und ich putzte das mit allerlei dem Kinde verständlichen Allegorien und personifizirten Naturerscheinungen auf. Das Kind hatte die größte Freude daran. Ich mußte ihr die Geschichte wiederholen, schrieb sie mir darnach auf ein Blatt Papier, um sie nicht zu vergessen, und wenn es gewünscht würde, sie in gleicher Weise und ohne Auslassungen oder Aenderungen, denn Kinder lieben diese nicht, wieder vorbringen zu können; und da ich sah, daß meine Schwester von dieser Erfindung, die sich an ihr bekannte Gegenden und Namen lehnte, mehr Vergnügen hatte, als an allem Andern, so erdachte ich im Laufe der nächsten Tage noch zwei kleine Geschichten, die sich an den Spazierort Juditthen und an Schloß Aarnau knüpften, welche Beide nahe bei Königsberg gelegen sind. Die Mährchen oder Sagen waren nicht bedeutend, erfüllten jedoch ihren Zweck, und wie sie die ersten Versuche waren, welche ich im erzählenden Dichten machte, so blieben sie auch die Einzigen bis zum Jahre achtzehnhundert

einundvierzig, in welchem ich mit der bestimmten Absicht etwas Dichterisches zu schaffen, mich wieder im Erfinden und Erzählen versuchte.

Wir zogen zur Erholung für die Mutter und die kleine kranke Schwester in der Mitte des Sommers vor das Thor hinaus, und wie im ersten Jahre nach meiner Heimkehr, war mir auch diesmal der Aufenthalt im Freien erwünscht, denn mein Zusammenhang mit der Natur wurde immer tiefer und ernster. Ich hatte in früheren Jahren eine Abneigung gegen Naturschilderungen gehabt, und es nicht recht begreifen können, wie Jemand darauf kommen möge, eine Elegie zu schreiben. Jetzt ging mir das Verständniß dafür auf.

Ich konnte mich in der Umgebung unseres Hauses, die nichts weniger als anmuthig war, stundenlang in das Anschauen der Bäume, des Grasplatzes, des kleinen Teiches versenken, in dem die Sonnenstrahlen sich spiegelten; ich konnte mit selbstquälerischer Wollust am Abend das ungezählte Heer der Sterne sich am Firmamente ausbreiten und zu mir herniederleuchten sehen, und mir sagen, wie thöricht es sei, wenn das Atom, das sich Mensch nenne, es sich beikommen lasse, sein Glück und sein Leid als

etwas Wesentliches zu betrachten. Neben der Unendlichkeit der Natur kam mir die Spanne unseres Lebens so kurz vor. Wenn ich mich aber recht tief in die Entsagung hinein gedacht hatte, wenn ich mir die Seele erfüllt hatte mit der Vorstellung an unsere Vergänglichkeit, wenn unser ganzes Leben mir wie ein Tag erschien, so erschienen mir plötzlich wieder die Stunden eines jeden Tages, und die sechszig Minuten jeder Stunde als eine lange Zeit, denn ich hatte es bereits erfahren, wie viel Glück und wie viel Leid das Menschenherz in dem Raume weniger Stunden durchleben kann.

Es war ein beständiger Wechsel von Kleinmuth und Selbstgefühl, von verzagendem Lebensüberdruß und nicht zu ertödtender Lebenslust in mir, aus denen sich doch immer wieder der Gedanke herausarbeitete, daß die Natur in ihrem Werden und Vergehen allmächtige Kräfte entfalte, daß sie immer schöpferisch, immer neu, Jedem das Spiegelbild des eigenen Daseins entgegenhalte, und daß sich nothwendig in dem kleinsten Gliede derselbe Prozeß vollziehen müsse, der zerstörend, um neu zu bilden, das Weltall zusammenhalte. Und da ich nach jedem Winter den Frühling wiederkehren sah, meinte ich immer: auch

für mich müsse er noch kommen, und es müsse mir im Leben noch irgend Etwas beschieden sein, das mich schadlos halte für die Freudlosigkeit, von welcher ich innerlich befangen war.

In unserm häuslichen Leben und in unsern geselligen Verhältnissen waren inzwischen manche günstige Veränderungen eingetreten. Meines Vaters Vermögenslage besserte sich fortdauernd. Wir hatten mit einigen Professoren-Familien, theils durch unsern Aufenthalt im Seebade, theils durch meine beiden studirenden Brüder näheren Umgang gewonnen, es waren uns auch ein paar geistvolle Dozenten, welche sich von Berlin nach Königsberg übergesiedelt hatten, empfohlen worden, und da wir jetzt die Möglichkeit besaßen, für den Haushalt mehr als früher aufzuwenden, so saben wir häufig Leute bei uns, ohne daß der Zuschnitt der Bewirthung dadurch wesentlich verändert worden wäre.

Es wurde nach wie vor mit dem Essen keine Art von Luxus getrieben, wenn Sonntags, wie das inzwischen zur Sitte geworden war, einer oder der andere Gast mit uns speiste. Man aß eine Suppe, einen Braten, trank Bier, und damit war die Sache abgethan; und selbst wenn größere Gesellschaften

geladen wurden, für welche eine entsprechende Veränderung gemacht werden mußte, sah man nur darauf, daß Alles, was dargeboten wurde, gut war, nicht daß Vielerlei und Ungewöhnliches gegeben wurde.

Aber eben dadurch war es den Menschen behaglich bei uns. Sie sahen, daß sie nicht belästigten, und daß sie zwanglos und mit Freude aufgenommen wurden. Der Vater hatte uns aus einem der Lagerräume ein Zimmer einrichten lassen, das sich als Eßstube bequem an die übrigen Stuben anreihte, die Service, die Gedecke, das Silber waren erneut worden, und uns Töchtern wurde für unsere Garderobe alle wünschenswerthe Freiheit gewährt, denn beide Eltern hatten Freude daran, uns wohlgekleidet zu sehen. Hie und da machte wohl einer unserer Verwandten die Bemerkung, daß solcher relativer Toilettenluxus uns verwöhne; indeß die Eltern waren der Meinung, daß Entbehrung den Anreiz zu den Dingen steigere, und daß in der Regel die Mädchen und Frauen, welchen in der Jugend die Möglichkeit gefehlt hatte, ihrer Neigung für Putz und Schmuck zu genügen, in späteren Jahren weit größeren Werth darauf legen, als diejenigen, welche dieselbe befriedigen können; und

ſo weit es ihre ſechs Töchter betraf, hatten die Eltern ſich darin nicht getäuſcht.

Ich für mein Theil liebte die Geſellſchaft und liebte den Putz eigentlich mehr als alle meine Schweſtern. Die geiſtige Bewegung durch das Geſpräch, die körperliche Bewegung durch den Tanz waren mir Zerſtreuung, Erfriſchung, ja recht eigentlich ein Bedürfniß, und ein Mittel, meiner ſelbſt froh zu werden, denn ich fühlte mich für den Verkehr mit Menſchen und für den geiſtigen Austauſch geſchaffen. Es machte mir auch große Freude, mir einen hübſchen Anzug auszudenken, und noch größere Freude, mir in demſelben zu gefallen. Ich konnte mich mit einer Befriedigung, die halb der Eitelkeit und halb einer künſtleriſchen Luſt angehörte, in aller Ruhe am Spiegel ſtehend, lange betrachten, und ich that das in jenen Zeiten niemals lieber, als wenn ich mich recht elend fühlte.

Mit der ſelbſtquäleriſchen Wolluſt der Leidenſchaft klagte ich dann mein Schickſal an. Ich geſtand mir, daß ich gut ausſehe, ich wußte im Voraus, daß Dieſer und Jener es mir ſagen, daß ich gefallen würde, und ich hatte dann einen wahren Zorn darüber, daß mein Vetter dafür nicht das rechte Auge gehabt,

und wieder einen anderen Zorn gegen Diejenigen, denen angenehm zu sein ich sicher war. Ich fand einen Trost darin, mir vorzuhalten, daß ich in jedem Betrachte geliebt zu werden verdiene, und mich vor mir zu erheben, um es doppelt hart und unbegreiflich zu finden, daß ich von dem Gegenstand meiner Liebe so verschmäht ward. So paradox der Heine'sche Ausspruch: „ich wollte unendlich glücklich sein oder unendlich elend, und jetzo bin ich elend!" auch klingen mag, er drückt die Maaslosigkeit jugendlicher Leidenschaft vortrefflich aus, und ich habe ihn mir oft genug vorgesagt, wenn ich mit farbenstrahlenden Kränzen im Haar, zum Balle geputzt, mein Zimmer verließ. Jetzt weiß ich, daß in jenem Empfinden noch ein Theil von Selbstbetrug verborgen lag; aber man macht sich von demselben nur sehr schwer und erst bei völliger Reife frei, und ich war in der That recht übel daran.

Daß mein Vater, der meiner jugendlichen Neigung für Leopold so streng und selbstherrlich seinen Willen und sein Verbot entgegengesetzt hatte, mich ohne alle Hinderung, ja, ohne eine Anfrage oder Mahnung, meiner Leidenschaft leben ließ, ist mir jetzt nur dadurch erklärlich,

daß er entweder die Kraft dieſer Liebe unterſchätzte, oder ſie erkannte und in ihrer Stärke würdigte. In dem erſten Falle hätte es in ſeiner Weiſe gelegen, die Zeit walten zu laſſen; in dem anderen, würde er ſich nicht in eine Lage gebracht haben, in welcher ſeiner väterlichen Gewalt Trotz geboten werden konnte; denn ſeine Gewalt über uns zu bewahren, ſah er nach wie vor als ſeine erſte Pflicht und ſein Recht gegen uns an, ſo lange er die volle Energie ſeines Charakters behalten hat.

Mitten in dieſe Zeit voll innerer Kämpfe für mich, brach plötzlich ein Ereigniß herein, das in Königsberg eine allgemeine Beſtürzung, und auch über unſere Vaterſtadt hinaus, ein ſchlimmes Aufſehen machte. Ich meine die Enthüllungen und Anklagen, welche gegen die Prediger Ebel und Dieſtel, und die von ihnen geſtiftete religiöſe Gemeinſchaft erhoben wurden.

Ich habe in dem erſten Bande meiner Lebensgeſchichte dieſer Sekte bereits Erwähnung gethan, und den Prediger Ebel als den in meiner Kindheit von mir ſehr verehrten Religionslehrer unſerer Schule bezeichnet. Von dem Unterricht an Schulen hatte er ſich, wie ich glaube, nach dem Eingehen

des Ulrich'schen Institutes, ganz und gar zurückgezogen, aber seine Wirksamkeit als Kanzelredner und Seelsorger hatte er immer eifriger und erfolgreicher fortgesetzt, und die Gemeinde, welche sich ihm und seinem Collegen Diestel angeschlossen, war mit den Jahren bedeutend gewachsen.

Ebel war Prediger an der altstädtischen, Diestel an der Haberberger Kirche, und der Letztere war zugleich Divisionsprediger. Die Diöcese des Ersteren umfaßte einen der mittleren Theile der Stadt, in welchem viele angesehene Kaufleute und Gewerbtreibende angesessen waren, während die Gemeinde der, in der Vorstadt belegenen Haberberger Kirche sich zum großen Theile aus den Ackerbürgern der Vorstädte zusammensetzte. Indeß die Sekte, welche sich zu Ebels Lehren bekannte, zählte nicht viel Gewerbtreibende unter ihren Anhängern, und hatte, so viel ich weiß, ihre eigentlichen Glieder nicht unter den Eingepfarrten der einen oder der anderen Kirche. Sie bestand vornehmlich aus Beamten, Ibelegen und Aristokraten, und war unter dem ostpreußischen Adel weit verzweigt. Zu diesem Kern der Gesellschaft gehörten denn auch noch eine Menge alter Mädchen. Es waren unter diesen mehrere Fräulein aus alten

Kurländiſchen und Liefländiſchen Adelsgeſchlechtern, einige Töchter reicher, auswärtiger Kaufmannsfamilien, und verſchiedene theils zum Chriſtenthum übergetretene, theils noch unbekehrte Jüdinnen aus armen Familien. Eine nicht unbedeutende Anzahl von Handwerkern und armen Leuten reihten ſich dem gebildeten Theile der Sekte als Hülfeſuchende und Unterſtützte an.

Da die ſtille Gemeinde Niemandem Etwas in den Weg legte, hatte man ſich im Publikum nicht viel um ſie gekümmert. Man begnügte ſich damit, ſie mit dem Spottnamen „Mucker" zu bezeichnen. Sprach man einmal von ihrem Glauben und Treiben, ſo hieß es, ſie ſeien Anhänger und Nachfolger von Schönherr; und Schönherr, darüber war man einig, war ein halbverrückter Theologe geweſen, von deſſen Anſichten es alſo gar nicht erſt zu ſprechen lohne. Man erinnerte ſich lachend, wie der lange, blaſſe Mann mit ſeinem wallenden ſchwarzen Haar durch unſere Straßen gegangen, wie er mit den dunkeln, tiefliegenden Augen vor ſich nieder geſehen hatte, und man wußte auch, daß er in Memel zu Hauſe, und irgendwo in der Nähe von Königsberg vor nicht langen Jahren, das

hieß zu Ende der zwanziger Jahre, gestorben war. Die Mittelstände waren in jener Zeit in unserer Heimath ganz und gar nicht kirchlich. Um im Staate und Amte vorwärts zu kommen, brauchte man nur rechtschaffen und befähigt, aber nicht kirchlichfromm und dogmatischgläubig zu sein. Zu religiösen Spekulationen war man nicht aufgelegt, und die Bücher blieben also von der Masse entweder unbeachtet, oder sie wurden von ihr verlacht.

Jedermann kannte Ebel und kannte den Divisionsprediger Diestel, der rasch und rüstig aussah, wie ein verkleideter Husarenführer, und Jedermann konnte einen Bücher und eine Bücherin auf den ersten Blick von jedem anderen Manne und jeder anderen Frau unterscheiden. Es waren nicht bloß die langstrebigen altmodischen Röcke und Fracks, und die schmalen weißen kandidatenhaften Halstücher der Männer, es war auch nicht das gescheitelte Haar, und die geflissentliche Unscheinbarkeit in der Kleidung der Frauen, es waren eine ganz besondere, Allen gemeinsame Physiognomie und Haltung, welche sie kennzeichneten. Ihr Blick schien die Dinge dieser Welt, wenn diese ihnen nicht angehörten, gar nicht zu sehen, sie konnten sich in der Masse bewegen,

als wäre dieſe nicht vorhanden, ſie konnten in einer ihnen nicht zugehörenden Geſellſchaft daſitzen, als hörten ſie nicht, oder als vernähmen ſie Himmelsſtimmen, die für andere Ohren nicht vorhanden waren. Ein Ausdruck ſtiller Verſunkenheit in ſich, und tiefen Mitleids mit den übrigen Menſchen, lag über ihre Mienen ausgebreitet, und ſelbſt ihre Ausdrucksweiſe und ihre Organe hatten ein beſonderes, Allen gemeinſames Gepräge, obſchon von eigentlichen pietiſtiſchen Phraſen oder von der Redeweiſe der Herrenhuter, bei dieſen gebildeten Menſchen keine Spur zu merken war.

Traf man eine ſolche Perſönlichkeit in einer ihr fremden Umgebung, ſo wurde der Eindruck derſelben, obſchon ſie ſich dann ſehr vorſichtig zurückhielten, leicht komiſch. War man aber in einem ihrer Kreiſe, ſo daß das Weſen des Einzelnen ſich nicht in Disharmonie mit den übrigen Menſchen befand, ſo machten ſie auf mich faſt immer und faſt durchweg einen angenehmen Eindruck. Sie hatten formvolle Manieren, was ſehr erklärlich war, da ſie meiſt der gebildetſten Geſellſchaft angehörten; ſie drückten ſich, Männer ſowohl als Frauen, im Geſpräch vortrefflich aus, und die Unterhaltung hatte

immer einen ernſten Hintergrund. Ich habe, wie früher bemerkt, nicht nur Ebel und Dieſtel, ſondern eine große Anzahl ihrer Anhänger gekannt, und Einige von ihnen von Herzen lieb gehabt, denn es waren gute, nach einem Ideale ſtrebende und zum Theil ſehr bedeutende Menſchen, die weit über die Maſſe des Gewöhnlichen emporragten.

Nie habe ich von einem der Ebelianer jenes leichtfertige Gerede gehört, mit welchem man ſich ſonſt wohl die Zeit zu vertreiben pflegt. Viele von ihnen waren ſehr bewandert in der deutſchen und engliſchen Literatur, andere zeichneten und malten vortrefflich, und Kunſt und Literatur wurden von ihnen, wie es ſich eigentlich überall von ſelbſt verſtehen ſollte, nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern als Mittel zum Zweck, das heißt mehr um der verſittlichenden Kraft, als um der bloßen Schönheit willen geliebt und geſchätzt. Der Sinn für das Erhabene und Edle war in ihnen ſehr rege und fruchtbringend für ſie ſelbſt und für Andere durch ſie.

Daneben waren ſie im höchſten Grade hilfreich untereinander, und zugleich die erſten Menſchen, von denen ich eine wahrhaft heilige und ſelbſtverleugnende Armenpflege ausüben ſehen. Sich ſelbſt Etwas zu

entziehen, um es Aermern zuzuwenden, waren sie immer geneigt, und ich habe von ihnen großartige Akte der Selbstverleugnung erlebt. So erinnere ich mich, daß eine nervenschwache, im hohen Grade für das Schöne empfängliche Frau, sich durch eine lange Zeit von einer alten Person bedienen ließ, die schwer am Krebse litt, und deren Gesicht fast nur eine Wunde, deren Nähe für Andere kaum zu ertragen war. Als ich bei dem ersten Anblick der Unglücklichen, vom Schrecken erfaßt, unwillkürlich zusammenschauderte, sah ihre Herrin mich mit ihren sanften, braunen Augen still und fürbittend an. Ich nahm mich zusammen so gut ich konnte, aber kaum hatte die Kranke das Zimmer verlassen, als ich mit den Worten herausfuhr: wie können Sie das ertragen? Das ist ja entsetzlich! — Ja! entgegnete sie mir, es ist mir auch schwer geworden, mich daran zu gewöhnen. Aber Einer muß sich der Armen doch annehmen und sie um sich dulden, damit sie sich nicht selbst als einen Gegenstand des Abscheues zu fühlen beginnt. — Und das wurde ohne allen erklärenden Zusatz, das wurde ohne eine schönthuende Phrase mit jener erhabenen Einfachheit gesagt, die alles dasjenige als natürlich voraussetzt,

was einmal als Pflicht erkannt worden ist. Und solche Züge standen nicht vereinzelt da!

Ich hatte Ebel, so lange er mein Lehrer gewesen war, immer mit großer Genugthuung sprechen und predigen hören; Herr von Tippelskirch, dem ich den besten Theil meines Schulunterrichts und in gewissem Sinne meine ganze Richtung verdankte, war einer seiner Anhänger. Mathildens ganze Familie und sie selbst hielten sich zu Ebel, ich war mit Mathilde öfter in dem Hause eines Grafen Kanitz gewesen, der eben so wie seine Frau zu Ebels vertrautesten Freunden gehörte; ich kannte überhaupt eine Menge von Menschen aus der Gemeinde; aber Alles, was ich je von ihnen gesehen und gehört hatte, war tadellos, ja, es war im Grunde besser, als das Thun und Treiben der meisten anderen Leute, denn es war ernst und planvoll zusammenhängend.

Da verbreitete sich eines Tages die Nachricht, Professor Olshausen, der sich früher zu den Ansichten Ebels bekannt, habe sich schon vor längerer Zeit von demselben losgesagt, ein Gleiches habe Herr von Tippelskirch gethan, und diese Beiden, im Verein mit dem Schwager des Letzteren, einem Grafen

Fink von Finkenstein, dessen Frau eben so schön als von dem fleckenlosesten Rufe war, hätten Aussagen gegen die Prediger Ebel und Diestel gemacht, welche deren sofortige Suspension vom Amte zur Folge gehabt hatten.

Mit dieser Nachricht drangen auch Gerüchte über das innere Treiben der Ebel'schen Gemeinde in das Publikum, die eine allgemeine Bestürzung erregten. Unter dem Deckmantel der Religion, unter der Maske der Heiligung sollten grobe Unsittlichkeiten von den Muckern verübt, ja, zur Lehre erhoben worden sein. Diese Gerüchte wuchsen von Tag zu Tag, und nun man darüber nachzusinnen und sich mehr darum zu bekümmern begann, wurde man einerseits gewahr, welch' eine Ausdehnung die Gemeinde erlangt hatte, und anderseits gewannen manche Erscheinungen, welche man bis dahin nicht im Zusammenhang betrachtet und also als Einzelheiten übersehen hatte, mit einem Male eine Bedeutung.

Es fiel auf, daß so viele Mucker kränklich waren. Mädchen, welche sich gesund und frisch dem engern Kreise einverleibt, waren bald verblüht. Der lange, magere Hals der Muckerinnen war zu einem

Scherzworte geworden. Man brachte nun mit einem Male dieſe Bemerkungen mit der Anklage gegen die Sekte in Zuſammenhang. Man behauptete, daß der Gemahl einer vornehmen Frau, welcher von dem Prediger Ebel Unehrbares zugemuthet worden, den erſten Anſtoß zu den Enthüllungen ſeines Treibens gegeben hätte, und je mehr man im Ganzen durch den Verfall aufgeregt war, um ſo thätiger war die Phantaſie der Menſchen, demjenigen, was allmählich von den Lehren und Uebungen der Sekte bekannt wurde, noch immer Schlimmeres hinzu zu ſetzen.

Es währte nicht lange, ſo wurde ein Kriminalprozeß gegen die beiden Geiſtlichen eingeleitet, und eine große Anzahl von Männern und Frauen, die man bis dahin zwar für überſpannt und für Frömmler gehalten hatte, ſtand unter den ſchwerſten Anſchuldigungen gegen ihre Sittlichkeit vor den Schranken. Je länger die Unterſuchungen dauerten, je weiter dehnten ſie ſich aus. Man vernahm die Aerzte, die Dienſtboten der verſchiedenen Familien; wohin man kam, hörte man, wenn auch mit der nothwendigen Zurückhaltung, von dem Prozeſſe ſprechen, und ſelbſt wir Mädchen, vor denen man

dieſe Rückſicht beſonders nahm, konnten nicht im Zweifel bleiben, um was die Anklage ſich bewegte.

Der Eindruck, welchen das Ereigniß machte, war ein ſehr trauriger und niederſchlagender. Man ſah eine Anzahl hochbegabter Männer und Frauen, in dem unleugbaren Streben nach einem hohen Ziele in furchtbarer Weiſe von ihrem Wege abgekommen, und Verirrungen anheimgefallen, wie das unglückliche dualiſtiſche Princip, das dem Menſchen ſeine Einheit geraubt hat, ſie ſchon eſtmals, und in den verſchiedenſten Jahrhunderten, unter den verſchiedenſten Völkern hervorgebracht hat. Während die junge Literatur jener Epoche den Zwieſpalt zwiſchen der menſchlichen Natur und dem Sittengeſetz dadurch auszugleichen oder aufzuheben verſuchte, daß ſie die ſogenannte Emancipation des Fleiſches predigte, war die theoſophiſche Sekte dahingekommen, die Heiligung des Fleiſches durch den Geiſt anzuſtreben, und wenn die weltlichen Reformatoren mit der Emancipation des Fleiſches, folgerichtig auch zugleich à la Saint Simon die Emancipation der Frau und ihre Prieſterſchaft anerkennen mußten, ſo ſpielte auch in den Theorien der Mucker die Frau als Mitſchöpferin und Werkzeug der göttlichen Gewalt eine große

Rolle. Das Bedürfniß nach Einheit und Einigung des Seins war in den Geistern offenbar und überall vorhanden, aber man suchte die Lösung des Problems, wo sie nicht zu finden war, in den Gesetzen der Ethik, der Sozialpolitik und der Religion, und übersah den Weg, welcher allein im Stande ist zur Versöhnung der Menschennatur mit sich selber zu führen — die Naturgeschichte und die Naturwissenschaft.

Mir persönlich wurde der Prozeß nur zu nahe gebracht. Mathildens Familie war tief in denselben verwickelt, und man rieth meinem Vater sogar von verschiedenen Seiten, meinen Verkehr mit meiner Freundin nicht weiter zu gestatten. Indeß sein Gerechtigkeitssinn und sein Zutrauen zu dem Mädchen, das ich liebte, wenn schon wir einander nicht mehr sein konnten, was wir uns einst gewesen, ließen sich nicht beirren, und wir sahen uns nach wie vor ganz ungestört. Mathilde blieb auch der ganzen Untersuchung fern. Ihre Gutmüthigkeit, ihre Wahrhaftigkeit waren immer dieselben, aber ihre Seele verdüsterte sich mehr und mehr bei dem Hinblick auf die Verwickelungen, in welche ihre neuen Gesinnungsgenossen sich verstrickt hatten. Ihr Herz

litt durch die von ihr selbst gewollte Trennung von dem Manne, dem sie sich früher zugesagt, und der es jetzt von ihr gefordert hatte, daß sie sich von der Ebel'schen Gemeinde förmlich lossagen solle. Wer sich aber selbst ertödtet, kann für Lebende nicht mehr viel sein. Wir lebten noch lange neben einander und sahen und sprachen uns öfter, bis ich viele Jahre später meine Heimath für immer verließ; indeß es lag schon vorher eine Welt zwischen uns. Wir erreichten uns nur noch mit dem Tone der Stimme, aber die Worte hatten für uns verschiedene Bedeutung bekommen, wir verstanden einander weniger und weniger und waren für einander bereits todt und gestorben, als wir noch immer in ihrer oder in meiner Stube an den alt gewohnten Plätzen beisammen saßen.

Zehntes Capitel.

Die Unterſuchung gegen Ebel und Dieſtel war ſchon eine geraume Zeit im Gange, als der Oberlandesgerichtsrath Ludwig Crelinger als Juſtizcommiſſarius aus Schleſien nach Königsberg verſetzt wurde.

Er war völlig fremd in dem Orte, und meinen Eltern von unſern Verwandten angelegentlich empfohlen worden. Ich hatte ihn ſchon in Breslau kennen lernen. Damals war er eben von irgend einem kleinen ſchleſiſchen Orte nach der Hauptſtadt der Provinz an das Oberlandesgericht von Breslau gekommen. Er war mit einem Mädchen aus geringem Stande verheirathet, das, wie man ſagte, früher ſchon ſeine Geliebte geweſen war, und dieſer Umſtand erſchwerte ihm den Eintritt in die Breslauer Geſellſchaft.

Die Männer jedoch ſchätzten ihn ſehr. Sie ſprachen mit dem größten Lobe von der Aufopferung, welche er in dem kleinen Städtchen während einer

furchtbaren Cholera-Epidemie bewiesen, man rühmte seinen glänzenden Geist, seine tiefen und umfassenden Kenntnisse in seinem Fache, seine universelle Bildung, und seine Freunde gaben es zu bedenken, daß sicherlich mehr Liebe, Muth und Ehrenhaftigkeit dazu gehörten, ein armes verführtes Geschöpf zu seiner Frau zu machen, als es zu verstoßen. Indeß die weibliche Tugend der Breslauerinnen blieb unerbittlich, es verstanden sich kaum die Frauen von Crelingers nächsten Freunden dazu, der armen Zurückgewiesenen einen Gegenbesuch zu machen, und da eine meiner nächsten Verwandten zu der kleinen Anzahl der Duldsamen gehörte, so hatte ich eingedenk der Mahnung meiner polnischen Freundin, nie in hartherzige Tugend zu verfallen, mich dazu erboten, meine Cousine bei dieser Visite zu begleiten.

Die kleine verfehmte Frau war seitdem gestorben, Rath Crelinger war, etwa ein Jahr nachdem ich Breslau verlassen hatte, wegen einer aus seiner frühern Amtsführung herrührenden Vernachlässigung, mit einer Untersuchung derselben bedroht worden, und hatte das Unrecht gegen sich begangen, sich dieser Untersuchung zu entziehen, indem er sein

Amt freiwillig niederlegte. Es hatte sich, so viel ich weiß, darum gehandelt, daß er die Auszahlung einer geringen Summe auf Ansuchen der betreffenden Personen zu früh gemacht, und es versäumt hatte, sich darüber eine Quittung zu fordern. So hatte er, neben einer wirklichen Ueberschreitung seiner Befugnisse, den Anschein einer Unterschlagung auf sich gezogen, und er hatte, in seiner Ehre angegriffen und gekränkt, amtlos und erwerblos ein paar Jahre in schweren Sorgen und drückenden Verhältnissen gelebt, als seine Ernennung zum Advokaten in Königsberg, ihn in der öffentlichen Meinung wieder herstellte, und ihm zugleich die Gelegenheit bot, sich von den Folgen seines zu schnellen Austrittes aus seinem Amte frei zu machen.

Da seine Mittel, als er nach Preußen kam, ihm keine unnöthigen Ausgaben verstatteten, war ihm daran gelegen, sobald als möglich das Hotel, in welchem er abgestiegen war, gegen ein Privatlogis zu vertauschen. Es wollte sich aber ein Quartier, wie er es für sich und sein Büreau nöthig hatte, nicht gleich finden lassen, und da grade die mittlere Etage unseres Hauses, die auch früher schon einmal vermiethet worden war, weil wir ohne dieselbe eilf

Zimmer und damit Raum genug hatten, in dem Augenblicke leer stand, machten die Eltern ihm das Anerbieten, diese Etage für ihn zu meubliren, so gut es sich eben thun ließ, und sie ihm vorläufig für Jahr und Tag zur Miethe zu überlassen. Crelinger nahm das mit Freuden an, die Wohnung wurde schnell hergerichtet, und schon nach wenig Tagen zog er in unser Haus ein.

Er mochte damals gegen vierzig Jahre alt sein, aber er sah bei dem ersten Anblick zu jener Zeit weit älter aus, als er wirklich war, denn die Spuren vieler Sorgen und schweren Kummers lagen auf seinem Gesichte. Er war sehr groß und mager, und trug sich mit Brust und Kopf vorn über gebückt. Sein schwarzes Haar lag schlicht an den schmalen Schläfen, die ungewöhnlich große Nase sprang weit zwischen den nicht großen, grauen, von einer Brille verdeckten Augen hervor, der Mund hatte sehr volle Lippen, die Unterlippe war besonders stark ausgeprägt, und man hätte ihn sehr häßlich nennen müssen, hätte nicht das Gesicht ein ungemein feines Mienenspiel gehabt, in welchem die ganze Kraft und Anmuth seines Geistes sich, namentlich durch die Züge um den Mund, zum Ausdruck brachte.

Mit großer Herzenswärme und Güte verband er einen satyrischen Geist, und es war eigenthümlich anzusehen, wie seine Muskeln sich bewegten, wie es um seine Lippen zuckte, wenn er etwas ihm Lächerliches beobachtete und sein Urtheil darüber nicht aussprechen mochte. Sein Witz war je nach dem Anlaß, von spielender Anmuth und von vernichtender Schärfe. So war auch sein Betragen gegen Fremde ein wechselndes. Während die Einen seine Liebenswürdigkeit priesen, scheuten Andere ihn, darin aber stimmten Alle überein, ihm einen vornehmen Geist und eine dem entsprechende Haltung zuzuerkennen, und er selbst war sich dieser Vorzüge wohl bewußt.

Es war ein Vergnügen, seinen edeln Handbewegungen zu folgen, ein Vergnügen, ihn den Wirth an seinem Tische machen zu sehen, und eine Gefälligkeit von ihm zu empfangen wurde zu einem Genusse, durch die Art, in welcher er sie erzeigte. Obschon sein Organ stumpf war, las er vortrefflich, und seine Beredtsamkeit, die sich auch in seiner amtlichen Thätigkeit bewährte, war hinreißend, weil sie ihre Mittel eben so sehr aus dem Kopfe, als aus dem Herzen zog.

Dabei wußte er den Männern und den Frauen gegenüber seine besondere Stellung wohl zu nutzen. Er war verheirathet gewesen und war Wittwer. Er war nicht so alt, daß er sich nicht zu den jüngern Männern zählen durfte, und nicht so jung, daß die ältern ihn nicht bereitwillig als ihres Gleichen gelten lassen konnten und Alt und Jung fühlte sich behaglich mit ihm, weil die große Beweglichkeit seines Geistes und seiner Phantasie es ihm möglich machte, sich stets völlig in die Wesenheit Desjenigen zu versetzen, mit dem er sich eben beschäftigte. Man wurde, wenn man ihn näher kannte, durch seine Art sich zu betragen, häufig an den auch in Frankreich fast ausgestorbenen Typus des unverheiratheten Marquis erinnert, der in den alten Schauspielen und Romanen als galanter und treuer Hausfreund eine Rolle spielt. Alles vertraut ihm, überall hilft er aus, er hat an sich und seiner Stellung und seinen Leistungen sein eigenes Vergnügen, ist der größten Selbstverläugnung fähig, und hat doch aus seiner Jugend her eine Ader von Leichtsinn bewahrt, welche ihn gelegentlich mit in die Verwirrung hineinzieht, die er zu lösen beabsichtigt. Diese Gestalt ist eine überaus liebenswürdige, und Erelinger hatte ihre besten Eigen-

schaften. Er war nur viel bedeutender, als der französische Roman seinen Marquis zu schildern pflegte, und er würde sicherlich ein großer Mensch gewesen sein, hätte ihm nicht die letzte Eigenschaft gefehlt, welche den Charakter eines Mannes vollendet, der rechte, in sich selbst beruhende, moralische Muth. Daß dieser ihm mangelte, das empfand er bisweilen selbst, und der Mangel desselben war es auch, der ihn in spätern Jahren, als Preußen durch die Revolution zu einem constitutionellen Staate geworden war, verhinderte die Stellung einzunehmen, welche seinem Geiste, seinem Wissen, seinem Organisationstalent und seiner weltmännischen Bildung, die allein angemessene gewesen wäre.

In einer Stadt mittler Größe ist der Eintritt eines Fremden in ansehnliche Amtsverhältnisse immer ein bedeutendes Ereigniß. Seine Person, seine Vergangenheit werden einer genauen Kritik unterworfen, und Ludwig Crelinger war wie dazu geschaffen, den Leuten Stoff für ihre Betrachtungen und Unterhaltungen zu liefern. Er war der Sohn eines sehr reichen Mannes, der während des Krieges in Berlin als Lieferant große Geschäfte gemacht, großes Vermögen erworben und ein glänzendes Haus geführt

hatte. Blücher, Hardenberg und die andern hervorragendsten Kriegs- und Staatsmänner der Epoche, waren die Gäste desselben gewesen. Bernadotte hatte als Einquartierung lange in dem Crelingerschen Hause gewohnt, und als er dann später König geworden, der Hausfrau ein prächtiges Ameublement als Andenken und Schadloshaltung gesendet. Was sich in der Kunstwelt ausgezeichnet, war in der Crelingerschen Familie eingeführt gewesen, und den Söhnen auf diese Weise eine glänzende Jugend, und ein wohl vorbereiteter Eintritt in die Gesellschaft zu Theil geworden.

Ludwig Crelinger war der älteste dieser Söhne. Geistvoll, witzig, von lebhafter Sinnlichkeit, für das Große und das Schöne gleich begeistert, hatte er sich die Verhältnisse seiner Familie zu Nutze zu machen gewußt. Er hatte Jura studirt, und danach seine praktische Carriere als Auskultator in Berlin begonnen. Indeß in jenen Tagen mag die Arbeit nicht eben seine größte Leidenschaft gewesen sein. Er hatte viel mit Schauspielern verkehrt, Ludwig Devrient und die Freunde desselben waren ihm früh bekannt geworden, und der Lebensgenuß mag ihn damals vor allen Dingen beschäftigt haben.

Man erzählte, daß sein Freund Carl v. Holtey den Referendarius in den Wienern in Berlin, als eine harmlose Verspottung des jungen Crelinger geschaffen, und die zum Sprichwort gewordene Redensart „ich habe unmenschliche Reste!“ von diesem für sein Singspiel entlehnt habe.

Später war Crelinger zur Zeit des Ministerium Villele einige Zeit in Paris gewesen, hatte dort die Gesellschaft und die große Welt ebenfalls kennen lernen, und war dann plötzlich aus diesen günstigen Verhältnissen dadurch herausgerissen worden, daß sein Vater sein Vermögen verlor.

Nun hatte Crelinger zu arbeiten begonnen, und der Abstand von den Berliner und Pariser Salons zu dem schlesischen Landstädtchen, in welchem er eine Anstellung erhielt, der Abstand von einem fast fürstlichen Luxus zu den Lebensbedingungen eines knapp besoldeten Stadtrichters, mögen fühlbar genug gewesen sein. Indeß er trug die veränderten Verhältnisse wie er mußte, und er besaß in seiner Bildung eine Quelle von geistigen Genüssen, an die er sich zu halten verstand.

Dennoch hatte er etwas Gedrücktes, als er nach Königsberg kam, wo seine geistige Bedeutung bald

Aufsehen machte und ihm schnell Freunde gewann. Auch eine advokatorische Praxis bildete sich für ihn schon nach kurzer Zeit, und vor Allem kam es ihm zu statten, daß die angeklagten Geistlichen, daß die Prediger Ebel und Tiestel ihn zu ihrem Vertheidiger erwählten. Ein solcher berühmter und berüchtigter Prozeß bot ihm das Feld, sich und seine Kraft geltend zu machen, und das war Alles, was ihm in dem Augenblicke nöthig war.

Wir hatten nun die Angelegenheiten des Rucker-Prozesses, wie man ihn nannte, aus der ersten Hand. Mein Bruder, der Referendarius war, diente dem Untersuchungsrichter als Protokollführer, und unser Hausgenosse Erelinger den Angeschuldigten als Vertheidiger. Beide Männer hatten dabei die sicherste Gelegenheit, die Anhänger der Sekte kennen zu lernen, und Beide sprachen mit Erstaunen, ja oftmals mit Bewunderung, von der geistigen Energie, von der Klarheit und Festigkeit, welche viele der Männer und Frauen bei den Verhören und bei ihren Auslassungen an den Tag gelegt hatten. Namentlich gaben sie den Frauen das Zeugniß großer Bildung und Bedeutung, großer Fassung und ungemeiner Haltung; und die Ankla-

gen, gegen welche sie sich zu rechtfertigen hatten, waren doch der Art, daß sie für Frauen quälend und vernichtend sein mußten.

Einzelne Vorgänge, Scenen und Aussagen aus der Untersuchung drangen auf den verschiedensten Wegen in das Publikum, und man konnte sich oft des tiefsten Mitleids nicht erwehren, wenn man die wackersten Männer und Frauen in diese Untersuchung hineingezogen und verwickelt sah, die theils als Zeugen gegen die Sekte aufgetreten, theils herbeigerufen waren, um Auskunft über ihre nächsten Angehörigen, über ihre Geschwister, Kinder und Gatten zu geben. So erinnere ich mich, daß eine der edelsten Matronen der Stadt vernommen wurde, deren Tochter zu den vertrauten Anhängern Ebels gehört haben, und in die Mysterien der Sekte eingeweiht gewesen sein sollte. Man hatte die Greisin gefragt, ob sie die Doktrin der Sekte gekannt, ob sie ihre Zustimmung zur Betheiligung ihrer Tochter an den geheimnißvollen Uebungen derselben gegeben habe? Da hatte die schöne alte Frau mit ruhigem Blicke umhergesehen, hatte die sie verhörenden Männer der Reihe nach angeschaut, und Nichts geantwortet, als: „Sie haben wohl

ſelbſt noch Mütter, meine Herren! laſſen Sie ſich von dieſen die Antwort auf Ihre Frage geben!“ —

Daneben erfuhr man denn auch wieder, wie viel Unheil von den Anhängern der Sekte ausgegangen war. Wie überall in ſolchen Fällen, hatte die Gemeinde ſich als die eigentliche Familie ihrer Anhänger hingeſtellt, und es war durch ſie der heftigſte Zwieſpalt in Häuslichkeiten getragen worden, die ſich bis dahin eines ungetrübten Glückes erfreut. Gatten waren von einander entfremdet, Kinder ihren Eltern abgewendet, ſchwache Frauen von ihren frommen Freundinnen förmlich gefangen gehalten und tyranniſirt worden. Der Proceß hielt die Spannung und die Theilnahme des Publikums eine Weile rege, und trug gründlich dazu bei, die ohnehin ſehr rationellen bürgerlichen Kreiſe meiner Vaterſtadt gegen alles Frömmeln noch mehr einzunehmen. Da ſich aber die Unterſuchung lange hinzog, ſo war das Intereſſe an derſelben faſt erloſchen, als mehrere Jahre ſpäter die Amtsentſetzung und die Beſtrafung der beiden Geiſtlichen erfolgte.

Was aus dem Prediger Dieſtel geworden iſt, weiß ich nicht. Für Ebel kauften ſeine Anhänger einen Landſitz nicht fern von Königsberg; die Gemeinde blieb, ſo

weit sie sich nach außen kund gegeben hatte, nach wie vor bestehen, ob die Behörden sie überwachten, ist mir nicht bekannt. In der Stadt hörte man auf, sich um sie zu bekümmern, und ich weiß nicht einmal, ob noch einer der beiden Geistlichen am Leben ist.

In unserm Familienleben ging aber während dessen vielerlei Gutes vor. Mein Vater, der schon mehrere Jahre Stadtverordneter gewesen, wurde zum Stadtrath erwählt, und wir Alle, besonders aber unsere Mutter, hatten eine große Genugthuung darüber. Von dem Vertrauen seiner Mitbürger ein Amt zu empfangen, ist sicherlich das Ehrendste, was einem Manne in seinen bürgerlichen Verhältnissen widerfahren kann, und mein Vater war der Mann, es in diesem Sinne aufzufassen. Er hatte schon seine Stelle im Stadtverordneten-Collegium mit Vorliebe eingenommen, und sich gern und viel in demselben bethätigt. Sein Uebergang in den Magistrat entsprach aber seiner Neigung noch mehr, denn jeder reife Mann hat das Bedürfniß seine Wirksamkeit über seine Familie hinaus für die Gesammtheit zu bethätigen. Wo dem Manne diese Möglichkeit entzogen ist, leidet sein Wesen darunter, und er ver-

ſinkt nur zu leicht in das Kleinleben der Frauen und des Hauſes.

Meinem Vater that die Anerkennung ſeiner Mitbürger doppelt wohl, denn es war ſeit der Verleihung der Städteordnung in Königsberg bisher nur einmal ein Jude in den Magiſtrat gewählt worden. Die Anerkennung, welche er erfuhr, war alſo zugleich ein Zeichen verſtändiger Toleranz, und die neue Thätigkeit ſelbſt war meinem Vater ſehr zuſagend. Er wendete große Liebe und viel Zeit auf ſeine Amtsgeſchäfte, und fand in dem Zuſammenwirken mit ſeinen Collegen beſonders ſpäter viel Befriedigung, als der jetzige Miniſter Rudolf von Auerswald, nach dem Tode des Oberbürgermeiſter Liſt, deſſen Nachfolger wurde, und mit ihm ein friſcher, unternehmender Geiſt in das Collegium kam.

Unſere Mutter, der im Ganzen wenig perſönliche Befriedigungen zu Theil wurden, und die eine Neigung für das Beamtenweſen und ſeine Titel hatte, hörte ſich gern Frau Stadträthin nennen, und uns allen kam die Wahl des Vaters in unſern geſellſchaftlichen Verhältniſſen vielfach zu Nutze. Es ging uns recht nach Wunſch, wir brauchten in keinem Sinne mehr Etwas zu entbehren, meine Brüder

schritten auf ihrem Wege fort, und das alte, liebevolle Familienleben blieb dasselbe. Den Söhnen war ihre Zukunft gewiß, wenn sie fortarbeiteten wie bisher, die jüngern Töchter versprachen zum Theil sehr hübsch zu werden, und waren gutgeartete, und einzelne von ihnen auch begabte Mädchen, von denen man sich jedes Guten und Folgsamen gewärtigen und keine der Besonderheiten fürchten durfte, welche in dem Charakter eines Mädchens zu den Unbequemlichkeiten für die Familien gerechnet werden. Ich meinerseits hatte die Macht der Gewohnheit wieder wohlthätig über mich wirksam gefühlt, und war zu einer verhältnißmäßigen Resignation gelangt. Ich las viel, ging viel in Gesellschaft, und lebte dabei mein Innenleben für mich allein.

Im Herbste verließ mein jüngster Bruder uns, um seine medicinischen Studien in Berlin fortzusetzen. Er war noch nicht ein und zwanzig Jahre alt, und der Vater trug Bedenken, den leidenschaftlichen und tollkühnen Jüngling aus seiner Zucht, und namentlich aus der ihn mäßigenden Nähe des älteren Bruders zu entlassen, die sich vielfach behütend und ausgleichend erwiesen hatte, da die Brüder mit der größten Liebe aneinander hingen. In-

deß Moritz hatte sich so tief in die Maßlosigkeiten und Thorheiten des sogenannten Studentenlebens in Königsberg verstrickt, der Händel, der Duelle, der ernstlichen Verwundungen waren so viel geworden, daß er selber endlich, da noch ein Liebesverhältniß mit einer verheiratheten Dame dazu kam, die den leicht zu Entflammenden gefesselt hatte, seine Entfernung wünschte. Seine Universitätslehrer, welche sich gegen den Vater sehr günstig über die große Begabung und den glücklichen Blick meines Bruders ausgesprochen hatten, riethen gleichfalls ihn fortzuschicken, und an einem der letzten Abende, vor seiner Abreise, an dem er in schwerer Sorge über eine Kranke war, welche er aus der Polyklinik zu behandeln hatte, kam er als es schon dunkelte in meine Stube, setzte sich zu mir an das Fenster, sprach ernst von seiner Kranken, von seiner Zukunft, und fragte dann plötzlich: „was wird denn aus Dir werden?"

Ich war sehr verwundert über diese Frage. Er hatte sich verhältnißmäßig wenig um mich bekümmert. Er war viel außer dem Hause, wußte in der Regel nicht, was im Innern der Familie vorging, hatte dabei Alle von Herzen lieb, und pflegte sich gele-

gentlich darüber zu beschweren, daß ihm Alles verheimlicht werde. Die Geschwister neckten ihn damit, daß er stets mit der Frage: was? — in die Thüre und in die Gespräche hineinfalle, und wenn es sich dann herausstellte, daß er wirklich wieder mehrere Abende nicht zu Hause gewesen war, so that ihm das leid, er ärgerte sich selbst darüber, wollte es ändern, aber ihm fehlte die ertragende Geduld, ohne die man in einer großen Familie nicht auskommen kann. Und wenn er dann höchst liebenswürdig und hingebend gewesen war, und eine Weile von all den Kleinlichkeiten hatte sprechen hören, aus denen sich unsere Zufriedenheit zusammensetzte oder unsere Verdrießlichkeiten ihren Ursprung hatten, so sah man, wie unbehaglich ihn das machte, und mit den besten Vorsätzen häuslich zu sein, lief er davon, um Raum für sich und seine Weise in der Mitte seiner Freunde, in der Kneipe seines Studentenkränzchens zu suchen.

Allen hatte er schon Sorge gemacht. Wir hatten ihn bei schweren Verwundungen nach seinen Duellen gepflegt, und seine Geduld im Leiden und seine warmherzige Dankbarkeit waren dann gleich bezaubernd gewesen. Wir hatten manche seiner Thor-

heiten der ſtrengen Ahndung des Vaters zu entziehen geſucht, ja man war eigentlich immer in Sorge um ihn, denn er ſtürmte auf ſich und ſein Leben mit jenem Uebermuthe los, den nur die höchſte Fülle körperlicher und geiſtiger Kraft zu erzeugen pflegt. Bald hatte er, um einem Zollbeamten zu trotzen, die halbe Nacht bei eiſigem Herbſtwetter, auf einem Balken im Waſſer ſitzend zugebracht, bald hatte er auf der Anatomie die unnützeſten und bedenklichſten Experimente gemacht. Stellte man ihn dann zur Rede, mahnte man ihn zur Vernunft, verwies man ihn auf die Pflicht gegen ſeine Eltern, ſo war er eine Weile ernſthaft, aber gleich darauf ging die ganze Helligkeit ſeines Jugendübermuthes wieder wie Sonnenſchein über ſein breites, treuherziges Geſicht, und man mußte ſich von ihm abwenden, wenn man ihm nicht zeigen wollte, daß man von ihm beſtochen, ſelbſt bereits wieder über und mit ihm lachen mußte.

Vor all' den Dingen, welche man Familien-Kalamitäten nennt, hatte er die größte Scheu. „Davon verſtehe ich Nichts!“ ſagte er, und machte ſich aus dem Staube. Aber als Krankenpfleger war er unermüdlich, und ſeine Jugend ſchien dann weit

hinter ihm zu liegen; ich glaube, er war für das Krankenbett und zum Arzte geschaffen.

Auf seine Anrede: „was soll denn aus Dir werden?" war ich also gar nicht gefaßt gewesen, und ich fragte ihn daher, was er damit wolle? Er wußte es mir Anfangs selber nicht zu sagen, und meinte endlich: „Ich glaube, sie wollen Dich verheirathen." „Mich?" rief ich aus, „mit wem? wie kommst Du darauf?" „Ich weiß nicht, ich habe so Etwas gehört!" „Aber mit wem denn?" wiederholte ich beängstigt. „Das weiß ich nicht!" versicherte er.

Ich beschwor ihn, mir zu gestehen, was er erfahren, wer davon gesprochen, er wußte aber wirklich Nichts, und hatte in der That nur einmal zufällig von den Eltern ein Wort davon reden hören.

„Du kannst Dir ja denken, mir sagen sie davon Nichts und das ist mir auch ganz lieb!" versicherte er; und mit einem Male die Stimme ändernd, sprach er sehr zärtlich: „Thu's aber nicht, wenn Du nicht willst! Ich hab's an der N... (er nannte den Namen der Frau, die ihn beschäftigt hatte) gesehen, es ist eine elende Geschichte, wenn eine Frau sich aus ihrem Manne Nichts macht; und so widerwärtig solch ein Leben als alte Jungfer ist, besser als eine Heirath

ohne Neigung ist es doch!" Er kam dann auf seine Zukunft zu sprechen, und daß er gern, wenn er seine Examen gemacht hätte, als Schiffsarzt die Meere durchziehen und die Welt kennen lernen möchte, und nachdem wir stundenlang vor einander die Herzen ausgeschüttet hatten, und ich mit wahrer Angst daran dachte, was man mit mir vorhaben könne, war er schon wieder mit der Ausmalung heiterer Lebensaussichten für sich beschäftigt, und rief, wie er es als kleiner Junge gethan hatte, lachend aus: „Wenn ich nur erst in irgend einem Urwalde bin, und habe einen ordentlichen großen Hund, dann heirathe ich gewiß nicht!"

Er half sich mit solchen Scherzen gern über Rührung und Wehmuth, über Sorgen und Verlegenheiten weg, und es machte eine fühlbare Lücke in unserm Leben, als der immer heitre, von Allen geliebte und umsorgte wilde Bruder nicht mehr bei uns war, hinter dessen übermüthiger Außenseite das weichste Herz und ein feuriger Geist verborgen lagen. Ich aber hatte keine Ruhe mehr seit jener Unterredung, und das angedrohte Unheil ließ auch nicht lange auf sich warten.

Moritz war erst kurze Zeit von uns entfernt,

als ich eines Vormittags in die Eßstube kam, und den Vater mit zwei andern mir unbekannten Männern bei einem Glase Wein am Fenster sitzen sah. Darin lag an und für sich nichts Auffallendes, denn es kam öfter vor, daß der Vater einen seiner Geschäftsfreunde, wenn er längere Auseinandersetzungen mit ihm hatte, in die Wohnung hinauf nöthigte. Ich machte also eine Verbeugung, und wollte in die Nebenstube gehen, in welcher ich Etwas zu besorgen hatte, aber mein Vater rief mich an, und stellte mir die Herren vor.

Der Aeltere war ein Kaufmann aus einer Provinzialstadt, der Andere, ein Mann in der Mitte der dreißiger Jahre, ein zum Landrath erwählter Assessor, der in einer der unwirthbarsten Gegenden der Ostprovinzen seinen Wohnsitz hatte. Wir wechselten einige Worte mit einander, ich machte die gewöhnliche Frage, ob die Herren länger in Königsberg verweilen würden, und erhielt die Antwort, der Aeltere, der Onkel, würde abreisen, der Neffe wolle sich, da er die Stadt nicht kenne, einige Zeit in derselben umsehen, und der Vater lud ihn darauf ein, am nächsten Tage, da dies ein Sonntag war, mit uns zu essen.

Auch das war nur ganz in der Ordnung, aber mir schoß plötzlich der Gedanke durch den Kopf, das könne der mir zugedachte Bräutigam sein, und ich hatte mich nicht geirrt. Der folgende Mittag brachte mir denn seine nähere Bekanntschaft.

Es war Niemand von den gewöhnlichen Sonntagsgästen geladen, wahrscheinlich damit der Prätendent sich um so ungestörter geltend machen konnte, und er that das auch auf seine Weise. Er erzählte von den hübschen Honoratioren-Kränzchen in seinem Wohnorte, beschrieb sein Haus, sprach von seinen angesehenen Verwandten in Berlin und Breslau, und daß er hoffe, bald versetzt, und nicht immer Landrath in seinem jetzigen Kreise zu bleiben. Dazwischen nannte er die schönen Hyazinthenspecies, die er erziehe, und schilderte ausführlich und liebevoll das Vergnügen, Krebse bei Fackelschein zu fangen. Das half mir und ihm aber gar Nichts, er mißfiel mir über alle Maßen. Seine untersetzte Gestalt, und ein Ausdruck satter, hochmüthiger Selbstzufriedenheit, eine gewisse zuversichtliche und landläufige Sprechweise, und die anmaßende Sicherheit, mit der er sich mir gegenüber stellte, würden ihn mir unangenehm und antipatisch gemacht haben, hätte ich auch nicht eines anderen

Mannes Bild und eine leidenſchaftliche Liebe für denſelben im Herzen getragen; und ich ſah meinen Vater, der ſonſt für Unarten, wie mein Prätendent ſie hatte, ein nachſichtsleſer Richter war, fortwährend darauf an, ob er den Mann denn nicht ebenſo widerwärtig fände, als ich ſelbſt. Aber der Vater ſowohl als die für das Komiſche leicht zugängliche Mutter, ſchienen diesmal völlig blind. Der Aſſeſſor Landrath kam in dem Laufe der folgenden Tage noch verſchiedene Male wieder, meine Schweſtern machten ihre Scherze über ihn, die Eltern lobten ihn, und ich war im tiefſten Innern empört und erbittert darüber, daß man nur daran denken konnte, mir einen Mann zum Gatten zu geben, den beide Eltern ſicherlich nicht zu unſerm Umgangskreiſe gezogen haben würden, hätte er mich nicht zur Frau zu nehmen gedacht.

Endlich an einem Nachmittage kam das Stubenmädchen mit der Meldung zu mir, der Herr laſſe mich bitten, auf des jungen Herrn Stube zu kommen. Jetzt wußte ich, was mir bevorſtand, und mit klopfendem Herzen, aber mit feſter Ueberzeugung von dem, was ich zu thun hätte, ſtieg ich die drei Treppen hinauf.

Ich fand meinen Vater allein, und sehr bewegt. Er sagte, ich würde mir denken können, weshalb er mich rufen lassen. Der Assessor habe ihn um meine Hand gebeten, und er wünsche und hoffe, daß ich mich bereit finden lassen würde, sie anzunehmen. Diese Redeform, die ganz gegen meines Vaters sonstige Ausdrucksweise verstieß, gab mir deutlich kund, daß er selbst von meinem Bewerber nicht eben eingenommen war, und ich erklärte daher unumwunden, daß es mir leid thue, meinem Vater seinen Wunsch und seine Hoffnung nicht erfüllen zu können.

Er schwieg einen Augenblick und bemerkte danach: „Ueberlege Dir die Verhältnisse, mein Kind! Du bist nicht mehr jung, Du bist fünf und zwanzig Jahre. Ich befinde mich leider nicht in der Lage, Dir ein Vermögen zur Mitgift zu geben, man weiß, daß ich kein reicher Mann bin, und ich habe fünf Töchter außer Dir. Zwei davon sind bereits erwachsen, die Andern werden es in wenig Jahren sein, und sechs erwachsene Töchter können sich in einem Hause neben einander nicht wohl befinden. Der Assessor wählt Dich um Deiner selbst willen, das wird vielen reichen

Mädchen nicht zu Theil, und Du haſt als Frau eines Landrathes, der ſicher eine gute Carriere machen wird, eine ehrenvolle Stellung und ein geſichertes Auskommen; ganz abgeſehen davon, daß eine Frau ſelbſt in einer nicht ganz glücklichen Ehe noch immer beſſer daran iſt, als ein altes Mädchen."

Ich fragte, ob der Vater dieſe letztere Erfahrung an ſeiner jüngſten Schweſter gemacht habe, deren unglückliche Ehe uns Allen ſtets ein Gegenſtand des Kummers geweſen war. Er erwiderte mir, der Aſſeſſor ſei ein Mann von Bildung, den man mit dem Manne meiner Tante nicht zu vergleichen habe, und fügte dann hinzu: „Ich weiß nicht, welche Wünſche und Erwartungen Du in Dir hegſt, ich glaube aber, daß ſie unbegründet ſind, und Du könnteſt es vielleicht ſpäter bereuen, die Hand eines Ehrenmannes ausgeſchlagen zu haben. Ein Ehrenmann aber iſt der Aſſeſſor nach Allem, was ich ſelbſt von ihm gehört und über ihn erkundet habe."

Die Unterhaltung ging ſo eine Weile fort. Mein Vater war ſehr weich und äußerſt gelaſſen. In mir wogten die verſchiedenſten Empfindungen auf und nieder. Ich wollte gern auch gelaſſen bleiben, aber das Herz ſchlug mir, daß ich kaum

athmen konnte, und in den Schläfen hämmerte mir das Blut. Ich mußte solchen Heirathsvorschlägen ein für allemal ein Ende machen, das fühlte ich. Ich erklärte meinem Vater also, daß Nichts mich bestimmen könne, eine Heirath ohne Neigung einzugehen, und sagte, wenn er mich zu einer solchen zu überreden gewünscht, wenn er die Absicht gehabt hätte, aus mir Nichts zu machen, als eine der Frauen, die sich für ein gutes Auskommen einem Manne verkaufen, so hätte er mir die Erziehung nicht geben dürfen, die ich von ihm erhalten, so hätte er mich nicht selbstständig werden lassen müssen. Mir sei eine Dirne, die sich für Geld verkaufe, wenn sie Nichts gelernt habe und ihre Familie arm sei, nicht halb so verächtlich als ein Mädchen, das genug gelernt habe, um sich zu ernähren, und sich für Haus und Hof verkaufe.

Mein Vater unterbrach mich, da ich heftig geworden war. „Ehe Du weiter sprichst," sagte er, „will ich Dir nur das Eine noch bemerken. Ich weiß, wie Du an Tante Minna hängst. Ich habe in diesem Falle nicht allein über Dich entscheiden wollen. Ich habe an die Tante geschrieben und sie gefragt, was sie in solcher Lage thun, und ob sie sich nicht berechtigt

glauben würde, ihre Töchter zu einer Heirath zu zwingen, wenn sie eine solche ohne vernünftigen Grund von sich wiesen; und die Tante stimmt mir darin bei, daß man alle Mittel aufbieten müsse, solchen Zwang auszuüben."

Er reichte mir eine Abschrift seines Briefes an die Tante und deren Antwort hin. Ich sollte sie lesen, ich sah sie auch durch, aber ich verstand vor Zorn, vor Scham, vor Kränkung kaum was ich las. Ich fühlte nur, daß man mir mit diesen Briefen den Zusammenhang mit Heinrich habe stören, mir jede Hoffnung auf seine Liebe nehmen wollen, und daß man mich zwingen zu können glaubte. Diese Vorstellung, daß mein Vater, den ich so unsäglich liebte, mich zu zwingen, mich in's Unglück zu stoßen dachte, um, wie ich es in meiner Empörung nannte, der Sorge für mich zu entgehen, brachte mich außer mir.

„Du willst mich zwingen, wie willst Du das machen, lieber Vater?" fragte ich. „Meinst Du mich einzusperren oder mich hungern zu lassen? Oder was kannst Du mir thun, wodurch ich mich zu einer Erniedrigung meiner selbst bewegen lassen würde? Bin ich Dir zur Last, lieber Vater, so sage es, und ich will gehen und mir mein Brod selbst verdienen,

da Du mir ja die Mittel haſt angedeihen laſſen, es zu können; und es wird vielleicht für mich und für uns Alle am Beſten ſein, wenn das geſchieht!“

Meinem armen Vater traten die Thränen in die Augen, er mochte darauf nicht vorbereitet geweſen ſein, und es mochte ihm plötzlich der Gedanke kommen, daß ich nicht mehr glücklich in ſeinem Hauſe und überhaupt nicht glücklich ſei. Er nahm mich bei der Hand und ſprach mit der Stimme, die mir ſo unwiderſtehlich war: „Fanny! wer denkt denn daran! Aber ich bitte Dich, Dein Vater bittet Dich darum, dieſe Heirath einzugehen, Du würdeſt mich und die Mutter ſehr glücklich dadurch machen.“

Ich fing zu weinen an. Den Vater mich bitten zu hören und nicht Ja ſagen zu können, zerriß mir das Herz. „Quäle mich nicht, lieber Vater!“ flehte ich, „ich kann nicht! ich kann nicht heirathen!“

Mein Vater ſaß auf dem Sopha, ich ſtand vor ihm. Er hatte den Kopf auf die Hand geſtützt. Mit einem Male ſtand er auf. „Alſo das iſt Dein letztes Wort, es bleibt bei Nein!“

„Ich kann nicht anders!“ wiederholte ich.

„Gut denn! alſo Nein! und ich will hoffen, daß Du es ſpäter nicht einmal bedauerſt.“ Er küßte mich und

ging hinaus, als ich ihm folgen wollte, gab er mir die Weisung zurückzubleiben. „Beruhige Dich erst, und waſche Deine Augen, damit man im Hauſe nicht ſieht, daß Du geweint haſt!“ ſprach er, und ließ mich nach wiederholter Umarmung zurück.

Und ich blieb zurück, um meine Verzweiflung in heißen, bittren Thränen auszuweinen. Elender, als in der Stunde habe ich mich in meinem ganzen Leben nicht gefühlt. Ich habe in ſpätern Jahren manchen großen Schmerz durchlebt, aber es waren reine Schmerzen. Ich habe manche Herzenskränkungen erfahren, aber ſie thaten nicht ſo weh, denn ſie kamen mir nicht von einem Vater, den ich mit einem wahren Cultus liebte. Es iſt mir viel Unbilliges, viel Unvernünftiges zugemuthet worden, indeß es kam dann von Perſonen, die mich nicht ſo kannten, wie ich mich von meinem Vater gekannt wußte oder glaubte, und ſie konnten nicht ermeſſen, wie ſie mit ihren Forderungen gegen meine eigenſte Natur verſtießen. Mir war der Boden unter den Füßen fortgezogen, ich hatte zu Niemandem mehr Vertrauen, nicht zu meinem Vater, nicht zu meiner Tante. Ich ſagte mir nur immer: „Wie überläſtig muß ich in unſerm Hauſe ſein, wie

wenig muß selbst der Vater mich kennen, wenn er mich fortstoßen, mich zwingen will, unglücklich zu werden, nur um mich nicht mehr versorgen zu müssen."

Es war ganz vergebens, daß ich mir vorhielt, wie die meisten Eltern in gleichem Falle das Gleiche thun würden, wie die und jene meiner Bekannten den guten Landrath mit tausend Freuden zum Manne nehmen, wie die meisten Leute finden würden, daß ich eine höchst annehmbare Heirath ausgeschlagen hätte. Ich hielt mir alles Allgemeine vor, um für das Persönliche einen Trost daran zu finden, aber es wollte nicht verschlagen. Ich war einmal nicht wie alle Welt. Es lebte in mir ein großer, starker Glaube an eine hohe Liebe und an eine idealische Ehe, der mir ein Heiliges war, es lebte in mir das Gefühl von der wahren Menschenwürde, die man erniedrigt, wenn man den Menschen zwingen will, gegen sein eigenstes Wesen zu handeln; und all der Jammer, all die Kränkung, all die zornige Empörung, welche aus tausend Frauenherzen den Aufschrei nach Emancipation hervorgebracht haben, ich habe sie von jener Stunde an nicht zu empfinden aufgehört, bis ich erreicht, was ich bedurfte, mich vor der beleidigenden Zumuthung zu sichern, welche in den

Worten liegt: „Was ſoll denn aus Dir werden?“

Dieſe Worte, die Jeder ſich für berechtigt hält, einem unbemittelten Mädchen zuzurufen, ſchließen ganz einfach und ſelbſtverſtändlich den Gedanken in ſich: „Was ſoll denn aus Dir werden, wenn Du Dich nicht mit oder ohne Liebe, mit Allem was Du biſt, für den Preis Deines Lebensunterhaltes einem Manne in die Arme wirfſt?“

Wer aber unſere ſocialen Einrichtungen, unſere geſelligen Sitten und unſer Familienleben, ſo wie ſie jetzt ſich geſtaltet haben, zu lobpreiſen vermag, wenn dieſe Frage einmal an ihn gerichtet worden iſt, der hat nicht viel in ſich von dem wahren Ehrgefühl und Schamgefühl, ohne die weder Mann noch Frau ſich ſelbſt achten, oder wahre Achtung verdienen können.

Elftes Kapitel.

Hier nun scheint es mir am Orte, abgesehen von meinem eigenen Leben und von meinen persönlichen Erfahrungen, es noch einmal gründlich auszusprechen, wie tief man den Zustand und die Lage der Frauen dadurch herabdrückt, daß man den Töchtern in den Familien des mäßigbegüterten Mittelstandes das Recht auf eine verständige gewerbliche Thätigkeit entzieht, und ihnen damit die Möglichkeit einer ehrenvollen Unabhängigkeit versagt.

Wohin man sich wendet, kann man die Klage vernehmen, daß von Jahr zu Jahr die Zahl der unverheiratheten Frauenzimmer zunimmt. Man braucht sich nur in unsern Gesellschaften umzusehen, um sich zu überzeugen, wie viel Hilflosigkeit und Hoffnungslosigkeit sich hinter den bleichen Gesichtern jener alternden Mädchen verbergen, die mit allem ihrem guten Willen sich zu helfen und mit dem

erzwungenen Lächeln, die Traurigkeit ihres armen Daseins nicht abändern und nicht verbergen können.

Kaum in eine Familie kann man eintreten, die nicht in ihrer Verwandtschaft alternde und unverheirathete Schwestern oder Töchter hätte, welche gelangweilt und müde, ohne eigene Freude und Hoffnung, ein leeres, nutzloses Dasein führen, und sich ohne Lust von einer Gesellschaft und Vergnügung zu der anderen hinschleppen, nur um einen Wechsel in die Oede ihrer Tage zu bringen. Sich selbst zur Last, in vielen Fällen auch den Ihren eine schwere Last, hört man die Frage: wohin mit ihnen? was soll man mit ihnen machen? Und da man sich die rechte Antwort aus Vorurtheilen nicht geben mag, bescheidet man sich, die alten Mädchen in der Gesellschaft und in den Familien als ein unvermeidliches Uebel zu ertragen.

Ich habe mich erst nach meinem vierzigsten Jahre verheirathet, und wenn ich auch durch meine schriftstellerische Thätigkeit von meinem dreißigsten Jahre ab, eine Ausnahmestellung, und deshalb von dem Uebelwollen und von der halben Lächerlichkeit nicht zu leiden gehabt habe, welche sich an die alten Jungfern haften, so hat doch auch mir die Gelegenheit nicht gefehlt, es zu

beobachten, was es mit dem kläglichen Dasein eines unthätigen, unnützen Mädchens auf sich hat, dem in den meisten Fällen die Ueberzeugung nicht erspart bleiben kann, daß es zu Niemandes rechter Freude auf der Welt ist.

Gegen dies Elend, das nicht wegzuleugnen ist, giebt es nur ein Mittel — die Emancipation der Frauen zu Arbeit und Erwerb, von der ich schon einmal in diesen Aufzeichnungen gesprochen habe, und auf die immer wieder anmahnend zurück zu kommen, der Verlauf meiner Lebensgeschichte mich zwingen wird.

Keine bürgerliche Familie auf der Welt hat es Hehl, daß sie bei der Erziehung eines Sohnes das Ziel im Auge hat, ihn so früh als möglich zu selbstständigem Erwerb fähig zu machen. Man gesteht es mit Freude und Genugthuung ein, wenn der Sohn es mit zwanzig Jahren einmal dahingebracht hat, dem arbeitbeladenen Vater nicht mehr zur Last zu fallen. Man spricht damit unumwunden aus, daß in den Familien unserer Mittelstände die Ernährung erwachsener Kinder eine Last ist, und man bedenkt es nicht, welchen Eindruck es auf die etwa anwesenden Töchter machen muß, sich in solcher

Weise stillschweigend als schwere Bürde für den Vater bezeichnet zu sehen. Aber man geht darin noch weiter.

Während man es für einen jungen Mann als eine Sache der Ehre ansieht, sich sein Brod zu erwerben, betrachtet man es als eine Art von Schande, die Töchter ein Gleiches thun zu lassen, wie das auch in meinem Vaterhause so geschah. Bringt irgendwo die Nothwendigkeit es mit sich, daß ein Mädchen für ihren Unterhalt arbeitet, nimmt eine Kaufmannstochter, eine Geheimrathstochter, eine Professorentochter eine Stelle als Lehrerin, als Gesellschafterin, als Kinderwärterin oder Haushälterin an, so wird dies Ereigniß irgendwie beschönigt. Es heißt: die Tochter habe eine unwiderstehliche Neigung, die Welt kennen zu lernen, sie habe eine so große Vorliebe für den Verkehr mit Kindern, sie solle sich doch auch einmal Jahr und Tag unter fremden Menschen bewegen lernen. Man erfindet irgend eine Verwandtschaft oder Bekanntschaft mit den Familien, in welche das Mädchen eintreten soll, um der Sache einen unverfänglichen, gemüthlichen und vornehmen Anstrich zu geben; aber man entschließt sich nur in den seltensten

Fällen dazu, einfach zu ſagen: das Mädchen geht fort, um ſein Brod zu verdienen, um doch etwas zu thun, um uns das Leben zu erleichtern; und man nimmt ihm damit die Genugthuung, ſeinen Entſchluß von Andern gebilligt und anerkannt zu ſehen, man nimmt ihm die Freude, mit welcher es vielleicht ſeinen Beruf ergriffen hat, und die friſche, gehobene Stimmung, mit welcher man einer neuen Lebenslage entgegen treten muß, um Behagen und Fortkommen darin zu finden.

Eben ſo geht man zu Werke, wenn die Töchter endlich hie und da Unterricht ertheilen; und doch ſind Gouvernanten- und Geſellſchafterinnenſtellen und Unterrichtgeben noch diejenigen Broderwerbe, welche durch die oft wiederkehrende Nothwendigkeit ſich ihnen zu unterziehen, gewiſſermaßen als anſtändig und angeſehener Familien nicht unwürdig, betrachtet werden. Aber es giebt zahlreiche Mädchen, denen die Kenntniſſe, die Anlage für geiſtige Beſchäftigung fehlen, die nicht lehren und erziehen können, die aber nichtsdeſtoweniger mittellos, alſo ebenfalls in der Lage ſind, ihr Brod verdienen zu müſſen. Auch dieſen tritt das Vorurtheil entgegen, daß Broderwerb eine Schande für eine Frau

oder ein Mädchen aus guter Familie sei, und nöthigt sie, es zu verheimlichen, daß sie für Magazine sticken und nähen. Jahrelang habe ich in der Berliner Gesellschaft die Wittwe und die drei Töchter eines Generals gesehen, welche von der Wittwenpension der Generalin, von fünfhundert Thalern, unmöglich leben konnten. Man wußte, daß sie sich zu Hause Entbehrungen aller Art auferlegen hatten, und dazu saßen die unglücklichen alternden Mädchen in den Gesellschaften da, emsig an Tapisserie-Arbeiten nähend, und immer ihr Entzücken an diesen Nähereien aussprechend, während jeder Verständige sich fragen mußte: wie können Leute in so beschränkter Lage so unvernünftig viel Geld an nutzlose Arbeiten, an eine bloße kindische Liebhaberei verschwenden?

Die Generalin fand es gentil, ihre Töchter mit dieser Liebhaberei für Wolle und Canevas thöricht erscheinen zu lassen. Einzugestehen, daß die braven Mädchen noch bis spät am Abende, noch in der Gesellschaft, für ihr Brod arbeiteten, wäre nicht gentil gewesen; dafür würde es aber vielleicht manchem Manne, mit dem die Generalin eine ihrer Töchter gern verheirathet hätte, Achtung vor den

armen Personen gegeben haben, über die man sich jetzt lustig machte. Ihr beharrlicher Fleiß würde vielleicht einer oder der anderen von ihnen zu einer Ehe mit einem der verständigen Männer verholfen haben, die jetzt das ewige rastlose Tapisserienähen in der Gesellschaft einfältig und thöricht fanden.

Hat in einer Familie ein Sohn keine Anlage zum Studiren, so ist man gern geneigt, ihn Kaufmann, Maschinenbauer, Techniker und in guten, verständigen Bürgerfamilien auch Handwerker werden zu lassen. Der junge Mensch steht am Werktisch, am Verkaufstisch, am Pulte seines Magazins, verkehrt mit der Außenwelt, verkehrt mit seinen Collegen, und hat er sonst eine gute Erziehung genossen, so sieht man in seinem Eintritt in das Leben keine besondere Gefahr. Für das besterzogene, innerlich tüchtigste Frauenzimmer aber würde man bei solchem Schritte gleich wieder Bedenken tragen. Das heißt, man würde den Töchtern, auch den besten, die Schmach anthun, sie durch ihre ganze Jugend, und in diesem Falle dehnen die Familien die Zeit der Jugend für ihre Töchter übermäßig lange aus, für moralisch unselbstständig, für sittlich unzuverlässig zu halten. Aus der Besorgniß, daß sie sich wie

Unmündige betragen könnten, erhält man sie also Lebenslang in einer Unmündigkeit, in der aus ihnen unmöglich etwas Rechtes werden kann.

Aber es ist nicht überall so in der Welt, und es kann und wird auch bei uns in Deutschland nicht immer so bleiben. In Amerika, wo die weibliche Jugend der Mittelstände, bei guten Sitten und feinen Manieren, doch viel selbstständiger ist als bei uns, arbeiten zu Lowell in den Fabriken die Töchter angesehener Bürger aus dem ganzen Staate, und man hat für sie sogar eigene Logirhäuser eingerichtet, in denen sie leben, bis sie wieder in ihre Familien zurückkehren, nachdem sie sich eine mehr oder weniger große Summe für ihre Ausstattung erworben haben. In Genf werden wohlerzogene Mädchen in den Uhrenfabriken beschäftigt, in Belgien in den Comptoirs und Bureaux der Eisenbahnen, in Frankreich sind die Frauen und Töchter der Kaufleute bei der Buchführung thätig. In Bern leisten die geschickten Hände und die Sauberkeit von Frauen die vortrefflichsten Dienste bei der Bereitung von mikroskopischen Präparaten, und selbst bei uns in Deutschland findet man eine Anzahl von Putzläden, Weißzeug- und Tapisserie-

läden, die von Frauen geleitet werden, zum Theil auch Frauen zu Besitzern haben, und die in der Regel vortrefflich gedeihen. Denn die Frauen sind meist häuslicher als die Männer, haben weniger Bedürfnisse und einen Sinn für Ordnung und für das Detail, Eigenschaften, welche bei jeder Geschäftsführung von großem Nutzen sind. Aber bei uns in Deutschland sind es bis jetzt meist nur die nicht Gebildeten, die Familien des sogenannten kleinen Bürgerstandes, welche ihre Töchter zum Broderwerb erziehen.

Es kommt also, um die nöthige Reform in den Berufsverhältnissen der Frauen zu machen, wie es mich bedünken will, hauptsächlich auf die Einsicht und Ehrlichkeit der gebildeten und nicht reichen Familien an, und auf den guten Willen ihrer Töchter, den zu bezweifeln man unrecht thäte; denn es sind gar zu viele unter ihnen von stillem, schwerem Leid, und von noch schwererer Hoffnungslosigkeit bedrückt.

Finden sich gebildete, den sogenannten guten Ständen angehörende Familien, die es kein Hehl haben, daß sie ihre erwachsenen Töchter nicht leicht erhalten, daß sie ihnen keine Mitgift zu geben, keine

ausreichende Versorgung für ihr Leben zu bieten vermögen, entschließt man sich, diese Töchter eben so gut wie die Söhne etwas Ordentliches lernen zu lassen, erwerben sie sich die Kenntnisse von Buchführern, von Gehülfen in Kaufmannsgeschäften, entschließen sie sich, Handwerke zu erlernen, welche innerhalb ihrer Fähigkeiten liegen, so werden sie mit der Zeit auch Beschäftigung, mit der Beschäftigung Erwerb, mit dem Erwerb Freude am Leben, und eine relative Freiheit und Selbstständigkeit gewinnen. Die Eltern werden dann häufiger Gelegenheit finden, ihre Töchter zu verheirathen, denn es ist leichter einen Hausstand zu begründen, wenn Mann und Weib gemeinsam für denselben arbeiten, als wenn der Mann allein die Frau ernähren soll, die Nichts gelernt hat, als ihre Zeit in müßiger Weise mit Haushaltungsdetails hinzubringen, welche in der Hälfte dieser Zeit abzuthun sind, und Luxusarbeiten oder schlechte Musik zu machen, welche besser gänzlich unterblieben.

Die Hauptsache aber ist, daß die Ehe nur dann in ihr wahres Recht eingesetzt, nur dann zu der idealen Schönheit erhoben werden kann, die freierwählte, freigeschlossene Verbindung gleichberechtigter Gatten zu

sein, wenn sie aufhört, für die Frauen den einzig möglichen Weg zu materieller Versorgung und zur Begründung ihrer gesellschaftlichen Geltung darzubieten.

Man behauptet, für die Frauen sei die Liebe die Hauptsache im Leben. Das ist unter uns nicht der Fall und darf in den jetzigen Zuständen kaum der Fall sein. Man würde richtiger sagen: wie die Verhältnisse liegen, ist die Ehe die Hauptsache für die Frau, ja nicht allein die Hauptsache, sie muß nur zu erst für sie eine Sache der Berechnung werden, und ist das jetzt auch fast überall für die Mädchen und für ihre Mütter. Diese Zustände haben den weiblichen Charakter in der Masse verderben. Was man von der Selbstlosigkeit unseres Geschlechtes, was man von dem Egoismus der Männer in ihrem Verhalten gegen die Frauen behauptet, und als ein Axiom in den weiblichen Katechismus aufgenommen hat, ist nach meinen Erfahrungen und nach meiner Ueberzeugung, das Eine wie das Andere, zum größten Theile eine Unwahrheit.

Neun Zehntheil der unglücklichen Lieben und Leidenschaften, mit denen die weibliche Jugend in sich zu kämpfen hat, sind nur eine natürliche Folge ihrer mißlichen Lage und ihrer schlechten Erziehung; und

die jungen Männer ſind in gewiſſem Sinne bei ihrem Eintritt in die Geſellſchaft weit naiver, als die Mädchen in dem gleichen Zeitpunkt. Das aber iſt natürlich, denn die Männer ſind freier, und ihr Verhältniß zu den Mädchen iſt daher unbefangener, abſichtsloſer, und alſo ſchöner als das der Mädchen zu den Männern.

Ein junger Mann, der ein Mädchen hübſch, geſcheut, angenehm findet, verräth ihr das in der Regel ſo unbefangen, ſo abſichtslos, wie man ſeine Freude am ſchönen Wetter ausſpricht, und weil ſie ihm wohlgefällt, möchte er ihr auch gefallen. Er bemüht ſich, ihr im beſten Lichte zu erſcheinen, er leiſtet ihr kleine Dienſte, die ihr Freude machen, er ſucht ſich die liebliche Empfindung, welche ihre Nähe ihm bereitet, ſo oft als möglich zu verſchaffen, er macht ihr alſo, wie man das nennt, in aller Form den Hof. Er kann aber dies Wohlgefallen für drei, vier Mädchen zu gleicher Zeit in ſich tragen, ohne bei einer einzigen zu denken, daß eben ſie ſeine Frau werden ſolle; denn ſeine täglichen Berufsarbeiten erinnern ihn daran, daß er vorläufig noch Anderes zu thun habe, als an das Heirathen zu denken. Er hat ernſthafte Beſchäftigungen, ernſte

Interessen, das Wohlgefallen an dem jungen Mädchen ist ihm eine Freude, ein Genuß. Die aufwallende Neigung, die aufdämmernde Liebe bleiben ihm ein reines Empfinden, weil er weiß, daß seine Verhältnisse es ihm nicht erlauben, ein Verlangen daran zu knüpfen. Er kann, wenn er nicht zufällig sich einem reichen Mädchen gegenüber findet, keinen Vortheil davon erwarten, er baut keine Plane darauf, seine Zukunft, seine Existenz haben gar keinen Zusammenhang damit. Er liebt um der Schönheit, um der Liebe willen. Und treten dann Hindernisse, tritt eine Trennung zwischen ihn und den Gegenstand seiner Neigung, so kann er vielleicht davon schwer getroffen werden, aber auch hier bleibt sein Schmerz rein; denn sein Verlust ist nur ein geistiger, und er steht in allen seinen übrigen Beziehungen, er steht in Betracht seines ganzen Lebensplanes und Lebensweges unangetastet da, mag das Mädchen ihn lieben oder sich von ihm wenden.

Bei den Mädchen ist das nicht der Fall. Von ihrer frühesten Jugend an wird ihnen die Ehe als ihr einziger Lebensberuf vorgehalten, und wenn sie mit fünfzehn, sechszehn Jahren die Schule verlassen, die Einsegnung überstanden haben, so treten sie trotz

ihrer Unfertigkeit als berechtigte Mitglieder in die Gesellschaft ein. Unreif, mangelhaft unterrichtet, unausgebildet für irgend einen ernsten Zweck, werden sie dem Manne gegenüber gestellt. Ohne Lebensplan, ohne einen Ehrgeiz, ohne Aussicht auf Selbstständigkeit durch ihr eigenes Thun, bleibt ihnen keine Hoffnung für ihre Zukunft, als die Ehe. Man bewacht, man behütet sie vor jeder Neigung, vor jeder Liebe, die nicht die sichere Anwartschaft auf die Ehe, auf die bürgerliche Versorgung in ihrem Gefolge hat. Das zur Liebe vorzugsweise geschaffene Geschlecht soll gar nicht lieben, sondern vor allen Dingen sich verheirathen. Sorgfältige Mütter und Väter halten von ihrem Hause und von ihren Töchtern diejenigen Männer fern, die denselben Neigung einflößen und keine Versorgung bieten könnten, und während es keinem Manne Nachtheil bringt, wenn man von ihm aussagt, er habe für diese oder jene junge Schöne eine Liebe empfunden, ist es dem Rufe eines Mädchens schon nicht vortheilhaft, wenn es heißt, sie habe Jemand geliebt, dessen Frau sie nicht geworden ist.

So ist es denn jetzt allmählich dahin gekommen, daß ein Jüngling, ein junger Mann, einem Mädchen

ohne jeden Nebengedanken von Herzen huldigen, und kaum ein Mädchen die Huldigungen eines Mannes annehmen kann, ohne sehr bald darauf bestimmte Ansprüche zu gründen und an die Ehe zu denken. Die Partie ist dadurch aber gänzlich ungleich. Denn der junge Mann sucht in der Gesellschaft das Vergnügen, das Mädchen hat man dahingebracht, dort unter der Hülle und unter der Aegide des Vergnügens, die Erreichung ihres Berufes, den Mann zu suchen — und ich wiederhole es, das hat den Charakter des weiblichen Geschlechtes im Allgemeinen heruntergebracht.

Es giebt wenig unbemittelte Mädchen von starkem Selbstgefühl, wenig entschlossene muthige Naturen unter ihnen, welche die Kraft behalten, zu lieben um der Liebe willen, und einen ihnen nicht zusagenden Mann zurück zu weisen, wenn derselbe ihnen eine Versorgung und eine nur einigermaßen gute Stellung in der Gesellschaft zu bieten hat. Sie werden deshalb auch in der Mehrzahl zu Schmeichlerinnen und zu Sklavinnen des Mannes erzogen, der sich um sie bewirbt, und werden deshalb folgerichtig seine Tyrannen, wenn die Bewerbung dann ihr Ende erreicht, die Ehe Mann und

Weib für immer aneinander gebunden hat, und der Frau die materielle Existenz und die gesellschaftliche Stellung begründet sind, welche sie erstrebte. Die Folge davon ist der Hochmuth und die Nichtachtung der Männer gegen die Frauen. Sie haben nicht Unrecht mit der Behauptung, welche man von ungebildeten Männern überall vernehmen kann, daß sie nur zu wollen brauchen um jedes Mädchen haben zu können.

Dazu kommt noch, um die Achtung der Männer und die würdige Haltung der Mädchen zu verringern, daß die Frauen in ihrer Arbeitslosigkeit so sehr dazu geneigt sind, sich müßiger Einbildungen hinzugeben. Was der huldigende Mann dem Mädchen an Freundlichkeit erweist, wird meist ernsthafter genommen, als es von ihm gesagt ward. Während er am nächsten Tage des heiter gesprochenen Wortes in seinem Comptoir, auf der Anatomie, bei seinen Akten kaum gedenkt, sitzt das Mädchen und grübelt darüber nach, wendet und deutet es, und legt es zurecht nach ihren Wünschen. Woran sie am Morgen noch zweifelt, das glaubt sie am Mittag, weil sie es glauben zu können wünscht. Sie tritt ihrem jungen Verehrer also bei dem nächsten Zu-

sammentreffen zuversichtlicher entgegen. Das steigert sein Vergnügen, macht ihn freundlicher, und von Tag zu Tag in gleicher Weise vorwärts gezogen, finden die jungen Herzen sich bald auf einem Wege, den zu betreten sie vielleicht Beide nicht Willens waren.

Das Mädchen, das ein weit positiveres Interesse daran hat, geliebt zu werden als der Mann, ist sich daher ihrer Empfindung auch viel schneller bewußt, und nur zu geneigt, die gleiche Empfindung in dem Geliebten vorauszusetzen. Durch keine Thätigkeit von sich selber abgezogen, wird ihr schnell zur Hauptsache, zum Mittelpunkte ihres Lebens, was dem Manne noch ein Nebensächliches ist. Seine Ruhe steigert ihre Ungeduld, sie sieht und berechnet deshalb die Schranken nicht, welche den Mann, selbst wenn seine Liebe der des Mädchens gleich ist, von der Erreichung seiner Wünsche abhalten. Kommt nun durch zwingende Verhältnisse die Nothwendigkeit des Scheidens heran, so findet sie gewöhnlich den Mann, der täglich den Bedingnissen des praktischen Lebens gegenübersteht, noch der Ueberlegung fähig, und damit der Fassung fähig und Herr über sich selbst, wo das Mädchen ohne die erhebende Kraft einer selbstbestimmenden Wahl, ohne Thätig-

keit, ohne Hinblickauf irgend ein zu erreichendes Zi
plötzlich vor der Zerstörung aller ihrer Hoffnu
gen, einem ohnmächtigen Verzagen zur Beute wi

Der Mann geht mit seinem Schmerze an
Arbeit und in das Leben hinein, das Mädch
bleibt mit ihrem Schmerze sitzen, und dump
Verzagen macht schnell alt. Man hat nicht v
Mitleid mit einem Manne, der seine Geliel
nicht zur Frau bekommt, aber man bedauert
Mädchen in der gleichen Lage, und Bedauern drü
vollends herab. Jenem sagt man: arbeite, z
streue Dich, und Du wirst vergessen! Dieser
deutet man: tröste Dich!

Aber woran? womit? Etwa mit dem Hinbl
auf die Familie, die in der Regel ebenso betrü
ist, die Tochter nicht versorgt zu wissen, als die
nicht genug Liebe gefunden zu haben?

Meine Lebensgeschichte.

Von

Fanny Lewald.

Zweite Abtheilung:

Leidensjahre.

Zweiter Theil.

Berlin 1862.

Verlag von Otto Janke.

Leidensjahre.

Von

Fanny Lewald.

Die Verfasserin behält sich das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen vor.

Zweiter Theil.

Berlin 1862.

Verlag von Otto Janke.

Universitäts-
München
Bibliothek

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Leidensjahre.

Zweiter Theil.

Zwölftes Kapitel.

In einem solchen Augenblicke dumpfer Betrübniß befand ich mich, nach dem von mir nicht angenommenen Heirathsantrage. Meine Mutter war verstimmt und besorgt, aber sie und ich sprachen mit einander kein Wort von dem Vorgefallenen. Mein Vater war gleich wieder in das alte Gleise gekommen, ihn brachte Nichts leicht aus seiner Fassung. Er verkehrte mit mir ganz wie früher, nur ich konnte mich nicht wieder zurecht finden, weil ich mir immer sagen mußte, er hätte es doch lieber gesehen, wenn ich gegangen wäre, wenn er mich nicht mehr um sich gehabt hätte. Meinen ältern Geschwistern that ich leid. Anderseits aber sahen sie die Betrübniß der Mutter, ich selber erzählte ihnen, daß der Vater sich bis zu einer Bitte gegen mich herabgelassen und daß ich dennoch nicht nachgegeben

hätte; das that ihnen für den Vater wehe. Es kam ihnen, ja es kam mir selber unbegreiflich vor, wie ich das zu thun vermocht hatte. Sie waren mit sich nicht im Klaren, aber sie waren, soweit sie schon eine Meinung haben konnten, doch mehr oder weniger auch der Ansicht, daß ich wohl hätte nachgeben und heirathen können, weil ja so viele meiner Bekannten sich in solcher Weise verheirathet hatten, und weil ich doch, nach den üblichen Begriffen, in einer für ein Mädchen nicht vortheilhaften Stellung war.

Leopold, der mich geliebt hatte, war gestorben, und Niemand wußte eigentlich recht, weßhalb wir uns die letzten Jahre vor seinem Tode nicht mehr gesehen, und ob er sich nicht vielleicht freiwillig von mir zurückgezogen hatte. Heinrich Simon, den ich liebte, hatte nur Freundschaft, oder wenigstens nicht die Art der Liebe für mich, die es ihm zur Nothwendigkeit gemacht hätte, mich zur Frau zu nehmen; und daß sich noch viel Bewerber um ein Mädchen von fünf und zwanzig Jahren finden würden, das so ausschließlich mit dem Gedanken an einen Andern beschäftigt war, dazu gab es keine sonderliche Aussicht. Man nahm also in der Familie an, ich

würde eine alte Jungfer werden, und ich selbst war davon überzeugt. Mit sechszehn Jahren in die Gesellschaft eingetreten, kam ich mir und meinen Bekannten nicht mehr jung vor. Ich hatte neun Jahre in der Gesellschaft gelebt, neun Jahre auf den Bällen getanzt, es waren ein paar Generationen junger Mädchen und Männer an mir vorübergegangen, die ich als Kinder gekannt, während ich schon für erwachsen gegolten hatte. Meine Freundinnen hatten sich zum großen Theil verheirathet, sie waren die Einen hübscher und vermögender, die Andern nur auf ihre Versorgung bedacht gewesen, ich war übrig geblieben. Mich dem neuen Nachwuchs zuzugesellen, war ich zu ernsthaft. Ich hatte immer nur mit Personen verkehrt, die älter gewesen waren als ich, und so schloß ich mich denn jetzt nur noch an ältere Frauen und Männer an, und entfernte mich dadurch nur noch weiter von der Jugend. Mit fünf und zwanzig Jahren galt ich für alt und hielt ich mich für alt! Es war der Mangel an einem Lebensberuf, der das verschuldete.

So gingen meine Tage hin. Die große Liebe, welche die Eltern und uns Kinder unter einander verband, half über das Unbehagen des Augenblickes

fort, ich übernahm wieder meinen Wirthschaftsmonat, ich bemühte mich gut und dienstbar zu sein, um meine Anwesenheit im Hause wohlthuend zu machen; aber ich konnte das Gefühl nicht los werden, daß ich eben für diese Anwesenheit um Entschuldigung zu bitten habe, und die Traurigkeit, welche dies Gefühl in mir erweckte, mag mich gewiß nicht liebenswürdiger gemacht haben. Ob ich berechtigt war, so zu empfinden, ob Jede an meiner Stelle so empfunden hätte, will ich unerörtert lassen. Für mich stand die Thatsache fest und lastete auf mir, obschon die Männer in der Familie, der Vater und die Brüder, bald Mitleid mit mir hatten, und mir noch mehr Liebe zuwendeten, als sie mir vorher bewiesen. Sie konnten nachfühlen, was mich drückte, der Mutter und den noch sehr jungen Schwestern mußte das Verständniß dafür fehlen.

Etwas thun, etwas Ersprießliches vornehmen und die Ueberzeugung gewinnen, daß ich Etwas für den Vater und für die Familie schaffe, wollte ich doch um jeden Preis, und so kam ich eines Tages auf den Einfall, mir ein kleines Buch zu machen, in welchem ich mit peinlicher Sorgfalt verzeichnete, wie viel Taschentücher ich an dem Tage gesäumt,

wie viel Paar Strümpfe ich gestopft, was ich überhaupt für die Familie mit Nähen, Schneidern, Musikunterrichtgeben geleistet hatte, und mir dies nach seinem Geldwerthe am Ende des Monates zu berechnen. Klein wie die Summen waren, verschafften sie mir doch eine gewisse Genugthuung, aber die Rathlosigkeit meiner damaligen Lage trat mir klar vor Augen, als ich einmal in viel spätern Jahren das unglückliche kleine Buch wieder zu Gesichte bekam, und das lange Register der genähten Küchenhandtücher und der gezeichneten Strümpfe, bei Groschen und Pfennigen berechnet, übersah.

Daß ich mich als Schriftstellerin versuchen, daß ich mir als Uebersetzerin eine Thätigkeit, einen Broderwerb, und damit die Möglichkeit freier und völliger Entwicklung schaffen könne, daran muß ich wohl nie gedacht haben, denn ich erinnere mich nicht, in jener Zeit den geringsten derartigen Versuch gewagt zu haben. Mein Sinn war dafür zu gelähmt, es lagen auch solche Gedanken nicht innerhalb des Kreises, in welchem ich mich bewegte, und ich war wieder ganz und gar in das Familienleben und in die Ansichten meines Vaters eingebannt.

Trotz alledem aber hegte ich in gewissen Stun-

den in mir einen unzerstörbaren Glauben an die Zukunft, und mit ihm an ein ideales Leben, das weit ablag von der Sphäre, in welcher ich mich bewegte. In der Regel verschwieg ich das, und man war dann mit mir auch wohl zufrieden. Nur bisweilen wenn einerseits die Sehnsucht nach dem Entfernten, und andererseits das Verlangen nach freierer Bethätigung meiner Kräfte, die meist Hand in Hand in mir gingen, mich einmal übermannten, und ich, von der Lebhaftigkeit dieser Empfindungen hingerissen, ihnen Worte lieh, dann klaffte plötzlich der Riß zwischen mir und meiner Umgebung, zwischen meiner Gegenwart und meinen Wünschen für die Zukunft auf, und dann gab es immer schmerzliche Scenen und Erörterungen, die wieder für eine geraume Zeit trübe Schatten über meine Tage warfen.

Es war seit längerer Zeit eingeführt worden, daß wir, wenn wir in der Stadt waren, zweimal in jeder Woche spazieren fuhren, damit die Mutter frische Luft genießen konnte. Im Winter kam dann um drei Uhr Nachmittags eine geschlossene Kutsche, in welcher man eine Stunde umherfuhr, im Sommer um sechs oder sieben Uhr, je nachdem mein Vater sich frei machen konnte, ein Stuhlwagen, auf dem

die ganze Familie Platz hatte, und man suchte womöglich eines der nahe gelegenen Dörfer zu erreichen, um dort im Freien ein mitgenommenes Abendbrod zu verzehren. Wir langten nach solchen Fahrten natürlich erst im Dunkeln wieder in der Stadt an, und namentlich im Herbste erschienen mir dann gegen die scharfe, frische Luft, welche draußen geweht, gegen den weit ausgespannten hell funkelnden Sternenhimmel, die Atmosphäre in den schmalen Straßen, und die hohen, engen Häuserreihen immer sehr drückend und befangend.

Nun hatte es sich zufällig gefügt, daß wir mehrmals hintereinander ein Dorf besucht hatten, zu welchem der Weg durch den Stadttheil führt, den man Löbenicht nennt, und in welchem die Brauer wohnen. Die ganze Hauptstraße des Löbenicht, die Löbenichtsche Langgasse, lag immer von beiden Seiten voll Bierfässer, die ganze Luft roch nach geschrotetem Malz und saurer Hefe, überall gab es Dampf und Qualm, und während mir dies an sich unangenehm war, so hatte ich von dem Stuhlwagen aus, im Vorüberfahren bequem in die Parterre-Wohnungen der schmalen, hohen Häuser hineinblicken können, und die Bemerkung gemacht, mit

welcher Regelmäßigkeit überall die Familien Abends in ihren Stuben auf demselben Flecke saßen. Der Vater rauchte, die Mutter strickte, die Kinder arbeiteten. Das war einmal wie allemale, und dazu waren die Fenster geschlossen; und grade über in dem Hause saßen sie ebenso, und daneben auch ebenso — es überfiel mich eine wahre Angst. Ich dachte, aus dieser Stube gehen sie zu Bett und schlafen acht Stunden, und morgen kommen sie aus der Schlafstube wieder in diese Wohnstube, und wenn das Glück gut ist, dann ist über zwei und drei und fünf Jahre das Alles ganz ebenso wie heute, nur daß die Kinder größer sind und vielleicht ein paar Kinder mehr an dem Tische sitzen. Und über eine Weile dann sterben sie, und denken doch auch auf der Welt gewesen zu sein und gelebt zu haben!

Meine Empfindungen und meine Gedanken blieben sich bei dem Anblick immer gleich, aber sie müssen einmal besonders stark gewesen sein, denn ich konnte sie nicht verschweigen und brach plötzlich in den Ausruf aus: „Herr Gott! wenn ich solch' ein Dasein haben sollte, ich müßte verzweifeln!" — „Was das wieder für eine Aeußerung ist!" tadelte mein Vater. Ich bereute es innerlich auch schon, sie

gethan zu haben, und die Sache war damit für den Augenblick abgemacht. Indeß irgend ein unglücklicher Zufall erinnerte bei dem nächsten Abendbrode noch einmal daran und es kam zu sehr peinlichen Erörterungen darüber.

Mein Vater machte mir den Vorwurf, daß ich unberechtigte Ansprüche an das Leben erhebe. Meine Mutter, die sich sonst in dergleichen Verhandlungen mit mir nicht mischte, fühlte sich hier auf ihrem Grund und Boden, und meinte, es sei traurig, daß mir der rechte Sinn für das Familienleben abgehe. Einer meiner Brüder nannte das Stillleben, auf das wir im Löbenicht hingesehen hatten, die eigentliche Poesie des Familienlebens, und fand es höchst „gemüthlich". Man fragte mich, wonach ich denn eigentlich verlange, ob ich meine, daß in den Salons der großen Welt mehr Glück zu finden sei? ob ich Pracht und Glanz und Reichthum haben müsse, um zufrieden zu sein?

Ich war dem Weinen nahe, und schüttelte immer nur den Kopf, um Nein zu sagen, während ich nach Fassung rang, denn es war eigentlich gar nicht abzusehen, weßhalb Alle eben jetzt und eben bei diesem Anlaß so unerbittlich über mich herfielen. Es ge-

schieht aber überall so, im Leben des Einzelnen wie in der Welt, daß sich, wo eine Unzufriedenheit herrscht, im Stillen allmählich ein Brennstoff anhäuft, den dann ein kaum sichtbarer Funke zum plötzlichen Auflodern bringt, so daß alle Theile überrascht dastehen und kaum begreifen können, woher das Feuer gekommen sei, und wie es solchen Umfang habe erreichen können.

Ich versicherte, daß ich mit meinem Ausruf in dem Augenblicke wirklich nicht an mein Loos und an unser Haus gedacht hätte. Mir sei nur, gegenüber dieser dumpfen Glückseligkeit, das Göthe'sche Wort eingefallen: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an!" Ich läugnete es aber nicht, daß ich mir ein Leben schrecklich denke, in welchem nach der täglichen Arbeit jeder Abend die gleiche Erholung, den Strickstrumpf und die Zeitung bringe. Ich könnte, sagte ich, diese Art Menschen um ihre Selbstzufriedenheit, um ihr Gefühl von Wichtigkeit, von Unentbehrlichkeit, das man ihnen ansehe, von Herzen beneiden, wenn ich es nur eine Stunde im Leben empfunden hätte!

Damit hatte ich allerdings eine Wahrheit ausgesprochen, aber in Bezug auf meine persönliche

Lage etwas durchaus Ungehöriges und mir Nachtheiliges gethan. Ich wurde meiner Mutter unangenehm dadurch, mein Vater mußte, seinen Grundsätzen nach, solche Aeußerungen in Gegenwart der jüngern Töchter durchaus tadeln, und ich sollte nun, um die Sache abzuthun, auf seine festgestellte Frage antworten: was ich mir denn eigentlich denke, und was ich wolle?

Das war ich nicht im Stande. Ich fing mitten in der Familie wie ein Kind zu weinen an. Alles war gegen mich, ich selbst war mit mir unzufriedener als je, und ich eilte mit stürzenden Thränen auf mein Zimmer, um mir das Herz frei zu schreiben.

Heinrich Simon hatte mir nämlich ein Jahr nach unserer Trennung ein Buch zum Geburtstag geschenkt, mit dem Vorschlag, ein Tagebuch daraus zu machen, und es mit einem Göthe'schen Motto eingeweiht. Den Nachtheil der Tagebücher für mich hatte ich in meinen ersten Jugendjahren kennen lernen, und also auch nicht wieder daran gedacht, ein solches zu führen. Ich schrieb daher nur einzelne Notizen, schrieb die kleinen Verse hinein, die ich hier und da zu den Geburtstagen meiner Freunde

machte, oder eine Bemerkung über ein gelesenes Buch, und kam endlich dahin, in Momenten besonderer Aufregung mir in dem Buche das Herz frei zu schreiben, wenn es mir nicht thunlich schien, meine Klagen an den Geber des Buches selbst zu richten.

Im Laufe von sechs, sieben Jahren haben sich auf diese Weise kaum hundert Seiten des kleinen Octavbandes gefüllt, und von diesen nehmen die Gelegenheitsgedichte und die ersten Mährchen, die ich erfunden, wohl mehr als die Hälfte ein. Die übrigen Blätter, nach denen ich jetzt zum Theil die Erlebnisse meiner Leidensjahre aufzeichne, sind durchweg ernst und traurig, und haben mich seltsam angeschaut, als ich sie jetzt wieder einmal aus ihrem alten Schiebfache hervorgeholt habe.

Mein Lieben und Denken und Leiden, das war in mir Alles einen Tag wie den andern, und dabei hatte ich beständig ein Schuldbewußtsein, dabei fühlte ich mich immer ungerecht und undankbar gegen meine Eltern und Geschwister, die Nichts dafür konnten, daß ich mich nach Heinrich sehnen mußte, und daß ich nicht zufrieden war mit dem Loose,

welches mir auf der Welt doch vor vielen Tausenden günstig gefallen. Ich war dann fest entschlossen, nicht weiter so hinzukränkeln, ich wollte meine Liebe besiegen und vergessen, und empfand doch eine instinktive Angst vor dem Augenblicke, in welchem mir dies gelungen sein würde. Ich hatte jetzt doch noch ein Ideal, dem ich zustrebte und nachstrebte. Wenn dies seine Bedeutung, seinen Zauber für mich verlor, was blieb mir dann?

Manchmal, wenn mein Zustand mir gar zu lähmend wurde, kam mir der Einfall, ich möchte Gouvernante werden. Aber einer solchen Idee konnte ich mich nie lange überlassen, weil ich eigentlich nicht gern unterrichtete, und weil ich auch wußte, daß solch ein Plan unausführbar für mich war. Mein Vater hatte einen ausgesprochenen Widerwillen gegen jede Art von Dienstbarkeit der Seinen für Andere. Er hatte sie nie gekannt, und eine seiner Töchter ohne zwingende äußere Nothwendigkeit Fremden dienstbar zu machen, würde er sich nie entschlossen haben. Dazu hätte es in Folge unserer Sitte, welche den Wohlstand einer Familie nach dem Müssiggange ihrer Töchter ermißt, die Verhältnisse meines Vaters in ein schlechtes Licht ge-

ſtellt, wenn er mich hätte arbeiten und Geld erwerben laſſen.

Bisweilen wieder meinte ich Zerſtreuung zu finden, wenn ich mich an den Armenſchulen, oder auch nur bei den Wohlthätigkeitslotterien und Suppenanſtalten betheiligen könnte, die mehr und mehr in Aufnahme kamen, und über deren Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit nachzudenken, in der Verfaſſung, in welcher ich mich befand, nicht meine Sache war. Aber mein Vater war einmal überhaupt ein Gegner dieſer Art von Wohlthätigkeit, und mehr noch ein Gegner davon, daß Frauenzimmer ſich irgend wie außerhalb ihres Hauſes und ihrer Familie bethätigten.

„Willſt Du Kinder erziehen und unterrichten, ſo haben wir hier im Hauſe noch drei Mädchen von dreizehn bis neun Jahren, da iſt Arbeit genug für Dich!“ ſagte er. „Willſt Du Kranke pflegen, ſo iſt Deine Mutter da, welche immer der Pflege und Bedienung bedarf, und was die Handarbeiten für Arme und für Wohlthätigkeitsvereine betrifft, ſo koſten ſolche Luxusarbeiten Denjenigen, welche ſie anfertigen, die Zeit ganz abgerechnet, mehr Geld, als ſie den Armenvereinen abwerfen, ſie ſind alſo un-

praktisch und unrationell. Thue im Hause, was Dir das Nächste ist, und im Uebrigen benutze Deine Zeit so gut Du kannst, für Deine eigene Ausbildung."

Ich befand mich also mit meinem Streben, mir selbst zu helfen, vor einer unübersteiglichen Schranke, denn mir standen in jener Zeit noch die entschiedensten Vorurtheile meines Vaters entgegen. Der Satz, daß die Frau mit ihrem ganzen Sein und ihrem Thun unter allen Verhältnissen nur dem Hause und der Familie angehöre, war bei ihm so sehr Ueberzeugungssache, daß ich sogar auf eine Mißbilligung stieß, als ich, nach meiner Heimkehr, den mir in Breslau zur Gewohnheit und zum Bedürfniß gewordenen täglichen Spaziergang machen, und meine Schwester dazu mit mir nehmen wollte. Der Vater fand es „häßlich", wenn man junge Mädchen täglich auf der Straße sähe, und es währte wohl vierzehn Tage, ehe wir zu dieser unschuldigsten aller Vergnügungen und Lebensäußerungen seine Zustimmung und die Erlaubniß erhielten, am Nachmittage die Tour am Hafenbohlwerk entlang, und um den einsamen, melancholischen Philosophendamm zu machen.

Aber selbst das war mir schon eine Gunst und

ein Gewinn. Ich konnte Luft schöpfen, die Wolken ziehen, die Vögel fliegen sehen. Wir kamen auf den Stadtwall, und ich konnte die Chaussee entlang blicken, welche dorthin führte, wohin alle meine Gedanken sich wendeten. Die Mauern des Hauses, die Straßen der Stadt engten mich nicht mehr ein, es sah mich Niemand darauf an, was ich wohl denken möchte, es war eine verhältnißmäßige Freiheit, es [illegible] doch wenigstens eine körperliche Bewegung.

Hätte man mich in jener Epoche mit einer bestimmten, mich geistig hinnehmenden und körperlich ermüdenden Arbeit, in meines Vaters Comptoir an eines seiner Pulte gestellt; hätte man mich, da ich leidlich zeichnete, an einen Lithographir-Stein gesetzt und mich arbeiten lassen; hätte man mir die Aufsicht über eine Erwerbschule, oder sonst Etwas anvertraut, woran mein natürliches Talent zum Einrichten und Verwalten sich hätte geltend machen können, oder hätte mir ein wohlgeleitetes, auf einen absehbaren Zweck hinführendes Studium offen gestanden, ich würde mir wie begnadigt vorgekommen sein, und hätte daneben noch bequem all' dasjenige vollbringen können, was von meiner Seite für die Familie gefordert wurde.

Um doch aber Etwas zu thun, fing ich an, Englisch zu lernen; und wieder war es die Mutter, welche mir die Erlaubniß dazu erwirkte. Es lag darin etwas sehr Rührendes für mich. Während es mir unmöglich gewesen wäre, ihr zu sagen: „Ich leide", und ihr eben so unmöglich, mich zu fragen: „Was fehlt Dir?" errieth ihre Mutterliebe und das zärtliche Auge, das sie für Jeden von uns hatte, es immer zuerst, wenn für Einen von uns eine Hülfe nöthig war. Und obschon grade in jenen Tagen mein Vater sich offenbar in Zweifel darüber befand, ob er mit der Erziehung, welche er mir gegeben, mein Wohl befördert, ob er nicht vielleicht besser daran gethan hätte, mich weniger Werth auf Geistiges legen zu machen, so daß er eben jetzt nicht geneigt war, mir zu willfahren, so fühlte die Mutter, daß für mich an ein Zurückgehen nicht zu denken sei, und daß man mich auf dem Wege Befriedigung suchen lassen müsse, auf dem ich sie zu finden glaubte und hoffte. Ich bekam also englischen Unterricht gemeinsam mit einem meiner Geschwister, und die Kenntniß dieser Sprache ist mir später trefflich zu statten gekommen.

Dreizehntes Kapitel.

Ein alter Vers sagt: „Ist am größten die Noth, ist Gott am nächsten der Demuth!“ und ohne zu erörtern, in wie weit das letzte Prädikat in jener Zeit auf mich passen mochte, kamen mir damals, nach christlichen Begriffen, ein Trost und eine Quelle der Hoffnung recht eigentlich vom Himmel; denn sie wurden mir durch eine Todte, durch Rahel Varnhagen von Ense zu Th[illegible], die im Jahre achtzehnhundert zwei und dreißig gestorben war, und deren Briefe, in ihrer ersten, für Freunde gedruckten Ausgabe, ich etwa zu Ende des Jahres vierunddreißig kennen lernte.

Es waren eine Offenbarung und eine Erlösung, die sich für mich durch die hinterlassenen Briefe dieser Frau vollzogen. Was den Menschen am Tiefsten niederwirft, das ist die Vorstellung: ein Besonderes zu erleiden. Das gilt von allen Menschen

und von allen Arten von Leid; denn der Mensch ist ein Gesellschaftswesen. Was er von Andern ertragen sieht, erträgt er leichter. Der Schrecken, der Verlust, den er mit Andern zu theilen hat, verlieren bis zu einem gewissen Grade ihre lähmende Gewalt und ihr niederwerfendes Gewicht für ihn. Große, allgemeine Leidenszeiten, wie die Epochen der Pest, wie die französische Schreckensherrschaft im vorigen Jahrhundert, und wie die Kriegszeiten überhaupt, beweisen und bestätigen diese Erfahrung.

Was mir auch begegnet war, was ich Unbequemes, Peinliches, Schmerzliches zu ertragen und zu erleiden gehabt hatte, Rahel Levin hatte das Alles gekannt, hatte das Alles durchgemacht, hatte über Alles mit der ihr innewohnenden Kraft den Sieg davon getragen, und sich endlich an den Platz hinzustellen gewußt, an dem sie gefunden, was sie ersehnt: die Möglichkeit zu genießen und zu leisten nach dem eingebornen Bedürfniß ihrer Natur. Alles konnte ich ihr nachempfinden, bis in die kleinsten Züge ihres Wesens, bis in die verborgensten Falten ihrer Seele konnte ich ihr nachdenken, und überall fast hätte ich sagen mögen: das ist Fleisch von meinem Fleische, das ist Blut von meinem Blute.

In jedem ihrer Jugendbriefe fand ich sie wieder, die Schilderung eines würdigen, liebevollen Familienlebens, das doch unter Umständen grade für den Einzelnen, durch dessen besondere Anlagen und Neigungen zu einer hemmenden Schranke, und allmählich zu einer Quelle von Leiden werden kann, Kränkungen, Herzeleid, Liebesschmerzen, den Drang nach freier Entwicklung, sie hatte das Alles gekannt, Alles durchlebt, Alles bestanden und überwunden durch das Festhalten an sich selbst und an der Wahrheit.

Wie durch meine erste Jugend mir der Denkspruch, welchen mein Lehrer Motherby mir in mein Stammbuch geschrieben, zu einem Compaß geworden war, mit welchem ich mich zurecht fand, wenn Etwas mich verwirrte, so traten jetzt einzelne Aussprüche von Rahel an dessen Stelle. In manchen Herzensbedrängnissen, in mancher Verlegenheit und Pein haben mich die Worte aufgerichtet: „Ich habe mich in der großen allgemeinen Weltnoth einem Gotte gewidmet; und so oft ich noch gerettet worden bin, so ist's der, der mich gerettet hat, die Wahrheit!" — Wenn ich, von den Vorurtheilen meiner Umgangsgenossen eingeengt, nicht wußte, ob das was

mein Gefühl mich zu thun antrieb, mit den allgemeinen Schicklichkeitsregeln in Einklang zu bringen sei, und ob Diese und Jene sich herausnehmen würden, was mir unerläßlich dünkte, hielt ich mir Rahel's Ausspruch vor: „Damit ein schlechtes Mädchen nicht dumm handeln kann, soll ein gutes eingeschränkt sein! Bewundern Sie die Institution, wenn Sie können." — Kurz überall, wo ich einer Stütze bedurfte, wo mir eine Ermuthigung fehlte, fand ich sie an ihr. Es war, bei der tiefen Liebesfähigkeit ihres Herzens, etwas Männliches, Festes, Dreistes in ihrem Geiste, das mir in hohem Grade sympatisch war, und sie hatte eine Beharrlichkeit und eine Unermüdlichkeit im Aufrechterhalten ihrer Ueberzeugungen, die mir Ehrfurcht einflößten. Ich fand an ihr den Meister, der mir Muth zum Ertragen und zum Handeln, der mir Ausdauer im Lieben und im Wollen, und Selbstverläugnung predigte, wo diese einem Andern frommen konnte. Und wie der Gläubige die Bibel aufschlägt, um sich Rath und Trost und Beruhigung aus ihr zu schöpfen, so griff ich zu den Briefen Rahel's, und fand mich immer mir selbst und einer relativen Ruhe und Zufriedenheit wiedergegeben, wenn ich mich in den Le-

benslauf und in das Sein und Weſen dieſer merkwürdigen Frau vertieft hatte, die nicht perſönlich kennen gelernt, und zwar aus Verzagtheit nicht kennen gelernt zu haben, ich jetzt ungemein bedauerte.

Neben dieſem unſichtbaren und verſchwiegenen Tröſter war mir aber auch der Umgang mit unſerm Hausgenoſſen Crelinger zu einer großen Förderung und zu einem dauernden Gewinn geworden. Er hatte ſich mehr und mehr an uns angeſchloſſen, und als er etwa ein Jahr in unſerm Hauſe wohnte, beſaßen wir Alle, und Jeder von uns im Beſondern einen Freund an ihm, wie wir nie vorher einen gehabt, und wie man ihn überhaupt nur ſelten findet; denn er hatte eben ſo viel Verſtand als Güte, eben ſo viel Scharfblick als Nachſicht und Geduld, und er hatte einen Genuß daran, Andern Freude zu bereiten. Mit feinem Sinne errieth er Alles, wo er Freundſchaft für Jemand hegte. Er fragte nie, wovon oder wodurch man gequält werde, weshalb man leide? Er wußte es immer und half, ohne daß er ſeine Hülfe fühlbar machte. Er verſtand zu ſchweigen und zu ſprechen, er konnte Stunden lang ſich von ſeinen dringendſten Arbeiten entfernen, um

ruhig neben einem Menschen zu sitzen, den er von einer Sorge oder von einem Schmerze gedrückt glaubte, und dem er die Möglichkeit bereiten wollte, sich in dem Augenblicke aussprechen zu können, wenn sein Bedürfniß ihn dazu antrieb. Wie kein Anderer vermochte er die Gedanken eines Bekümmerten von sich und seinen Widerwärtigkeiten abzuziehen, und neue Reihen von heiteren Vorstellungen den trüben Bildern und Gedanken unterzuschieben. Stets bereit jede Freude durch seine Theilnahme zu erhöhen, und jedes Leiden mitzutragen, machte er, wo er sich einmal hingab, wenig Ansprüche für sich selbst, und war doch äußerst empfänglich, äußerst dankbar für jeden Beweis von Neigung und Anerkennung, den man ihm entgegenbrachte. Kurz, er war ein Virtuose im geselligen Verkehr und ein wahres Genie für die Freundschaft. Diese Art von Menschen werden aber immer seltner. Die Unruhe und Hastigkeit des jetzigen Lebens ist dem Ausleben der Empfindungen offenbar nicht günstig, und wenn es so fortgeht mit dem Drängen und Treiben der Noth und des Egoismus, wird bald die rechte Freundschaft kaum noch ihre volle Ausbildung unter uns gewinnen können.

die Eltern und wir Kinder, Jeder fand, daß ihm irgend eine Ergänzung durch den „Rath" zu Theil wurde, und selbst als seine advokatische Praxis die bedeutendste der Stadt geworden war, und seine gesellschaftlichen Verbindungen sich durch alle Kreise der Gesellschaft weit über seine Wünsche ausgedehnt hatten, blieb unser Familienkreis sein eigentliches Centrum, und erhielt er sich die Zeit und die Freiheit für den innigsten Verkehr mit uns.

Er brachte, während der vier, fünf Jahre, die er bei uns wohnte, einen großen Theil seiner Abende mit uns zu, war unser Gast am Sonntag Mittag, und manche Dämmerungsstunde wurde mit uns verplaudert. Er besuchte die Mutter in ihrem Zimmer, saß oft lange in meinem und meiner Schwester Stübchen, er war im eigentlichen Sinne einer der Unsern, wie keiner unserer Verwandten es je gewesen war. Für mich hatte er, neben all' dem Guten und Bedeutenden, das ich an ihm zu schätzen wußte, den großen Vorzug, mit allen meinen Breslauer Verwandten bekannt zu sein, und vor allem die beste Meinung von Heinrich Simon zu haben. Meine Geschwister waren, ohne diesen Letzteren zu kennen, gegen denselben eingenommen, weil sie mich leiden sahen, und

ihm die Schuld davon aufbürdeten. Sie waren Alle jung und wußten nicht, wie leicht eines Mädchens Liebe sich auf einen bedeutenden Mann hinwendet, und wie schwer es für diesen ist, selbstlos und kalt zu bleiben, gegenüber einem warmen Herzen, das sich ihm entgegenbringt. Mit reiner Liebe geliebt zu werden ist ein solcher Genuß, hat etwas so Bezauberndes, daß es kaum ein Menschenwesen, weder Weib noch Mann geben dürfte, welches dabei nur an die künftigen möglichen Leiden des Liebenden, und nicht vielmehr an sein eignes gegenwärtiges Glück gedächte. Und ich möchte behaupten, daß Derjenige, welcher dieser selbstlosen Reflexion und Beherrschung fähig wäre, vor dem Geliebtwerden ziemlich sicher sein könnte.

Auch mir bewährte unser Hausfreund sein Talent zu trösten und zu beruhigen, in seiner eigenthümlichen Weise. Er sprach mit mir lange Zeit hindurch nie von mir selbst, er sprach nur von sich, sprach von Frauen und Mädchen, deren Schicksal er sich hatte entfalten sehen, er verwies mich darauf, daß mein Vetter eine bedeutende Zukunft haben werde, er machte mich diese Zukunft als die Hauptsache ansehen, und er wußte mir daneben so viel

Neues zuzuführen, mein Interesse nach allen Bereichen des Lebens anzuregen und auszudehnen, daß ich mich nicht mehr so unbeschäftigt fühlte, weil ich in mir selbst mehr beschäftigt wurde.

Dabei hatte er eine große Freude an dem Schönen und am Luxus, und sobald seine günstigen Verhältnisse es ihm gestatteten, sich diesem Zuge hinzugeben, nahmen auch wir daran auf unsere Weise Theil. Heute hatte er von einer Berliner Buchhandlung, die ihm regelmäßig Zusendungen zur Auswahl machte, Kupferwerke bekommen, die wir ansahen, morgen hatte er für Einen von uns einen Blumenstock, übermorgen für den Andern einen neuen Parfüm oder irgend eine andere kleine Gabe. Ganz unmerklich wurden wir ältern Schwestern dadurch an eine Menge von eleganten Bedürfnissen gewöhnt, und obschon beide Eltern sich dagegen entschieden auflehnten, und die einzelnen Galanterien immer nur von geringem Werthe sein durften, so brachten sie uns doch dahin, auf eine Eleganz zu halten, an die zu denken wir uns früher nicht erlaubt hatten. Meine schlechten Zeichnungen in meinem Stübchen machten allmählich einigen guten Lithographien nach bedeutenden Malerwerken Platz, ich

bekam schönere Schreibgeräthe und damit die Lust, mir das dazu Fehlende von meinem reichlichen Taschengelde anzuschaffen, ich fing an viel Blumen zu ziehen, und mich überhaupt an kleinen Freuden ergötzen zu lernen. Darin liegt eine Resignation, aber eine schöne und segenbringende; denn wer sich nicht gewöhnt, in jedem Augenblicke das kleinste Gute, das sich ihm darbietet, anzuerkennen und zu genießen, der wird viel freudlose Zeiten in seinem Leben zählen. Große Befriedigungen, große Glücksfälle werden uns nur selten zu Theil, aber es giebt kaum einen Tag, der uns nicht etwas Gutes oder Angenehmes brächte, kaum einen Tag, an welchem uns nicht ein Unangenehmes, das uns begegnen konnte, nicht geschehen ist; und wer es erlernt, dies negative und jenes positive Gute zu beachten und dankbar anzuerkennen, der hat am Ende jeder Woche doch meist Etwas, woran er sich zu halten und wofür er seinem Schicksal zu danken hat. Liebevolle Anerkennung des geringsten Erfreulichen ist ein sicheres Mittel zu beständiger Zufriedenheit.

Crelingers Anwesenheit in Königsberg und in unserm Hause brachte uns aber, abgesehen von dem unschätzbaren Verkehr mit ihm, auch an seinen auswärtigen

Freunden, wenn sie nach Preußen kamen, manche angenehme Bekanntschaft und manchen werthen Gast. Einer der ersten von diesen war Carl von Holtei, der im Frühjahr von achtzehnhundert sieben und dreißig nach Preußen kam, als er sich anschickte, die Direktion des Rigaer Theaters zu übernehmen. Er war ein Vierziger von gefälligem Aeußern, obschon der erste Eindruck kein bedeutender war. Sein Wuchs war hoch, sein Haar hellbraun und glatt, die Augen blau, ziemlich erloschen und ohne energischen Blick. Aber Nase und Mund waren, wenn gleich groß, so doch von edlem Schnitt, und die Hände schön und durchgebildet in der Bewegung. Den Schauspieler sah man ihm in Haltung und Erscheinung eben so wenig an, als den Edelmann. Er hatte eine Art sich gehen zu lassen, welche jenen beiden Ständen im Allgemeinen nicht zu eignen pflegt. Sein Behaben war schlicht im gewöhnlichen Verkehr, wurde er aber angeregt, so brach der Schwung des Lyrikers, des Poeten in seinem Wesen schnell hervor, und er hatte dann Feuer und Anmuth in gleichem Grade. Er sprach gut, und wie die meisten Menschen, welche diesen Vorzug besitzen, auch gern. Erzählte er von sich

und seinen Erlebnissen, wozu er neigte, so wurde er leicht gerührt und zu Thränen bewegt, konnte aber wenig Augenblicke danach nicht nur eine sehr heitere Anekdote, sondern so burschikose, so dreiste, ja zuweilen selbst cynische Scherze und Witze zum Vorschein bringen, daß man sich wundern mußte, wie diese Stimmungen bei ihm so nahe bei einander wohnen konnten. Mein Vater, welchem das Unschöne eben so fremd, als zuwider war, ertrug es auch von seinem Gaste nicht, und rief ihn, wenn dergleichen vorkam, mit dem Hinweis auf unsere Anwesenheit zur Ordnung, was Holtei sich gutmüthig gefallen ließ und auch gefallen lassen mußte.

Mein Vater hatte, grade als Holtei nach Königsberg kam, das Haus gekauft, das wir damals schon fünfzehn Jahre als Miether bewohnten. Er war ein Mann danach, sein Gefallen am Besitz von Haus und Hof zu haben, baute daneben gern, und war nun schnell mit allerlei Planen bei der Hand, welche sich jetzt, da man sicher war, in dem Hause zu verbleiben, viel berechtigter als vorher ausführen ließen. Der Mutter, welche ihre Jahre der Mühe und Entbehrung so standhaft getragen, machte es Freude, als Frau Stadträthin in dem großen, eigenen

Eckhause am Fenster zu sitzen, und ich fühlte mich auch sehr geborgen, seit ich mir sagen konnte, daß unser Stübchen im Entresol, welches die Schwester und ich allmählich wie ein Schmuckkästchen aufgeputzt, und das, auf meine Bitte, bald seine sanfte grüne Farbe wiederbekommen hatte, mir nicht genommen werden könne. Diesen Hauskauf zu feiern, dessen Alle sich erfreuten, sollte eine große Gesellschaft gegeben werden, und Herr von Holtei, welcher schon öfter unser Gast gewesen war, erbot sich sehr freundlich, zu der Feier dadurch beizutragen, daß er an dem Gesellschaftsabende in aller Form eine Vorlesung bei uns hielt.

Unsere sämmtlichen Freunde und Bekannten, einige von den Universitätslehrern und Vorgesetzten meiner Brüder waren bei uns versammelt. Holtei las den ersten Akt des Hamlet und danach den gestiefelten Kater, und erndtete den größten Beifall, ja er erregte Erstaunen neben der verdienten Anerkennung, denn die Mehrzahl seines Auditoriums hatte überhaupt noch keinen Vorleser gehört. Man war überrascht und befremdet zu gleicher Zeit. Man hatte mehr und weniger empfangen als eine Theatervorstellung bietet, man konnte sich nicht gleich Re-

chenschaft über den empfangenen Eindruck geben, und so wenig meine Landsleute es lieben, hingerissen zu werden ohne sich es klar machen zu können, wodurch es geschieht, erlagen sie doch dem Zauber von Holtei's unvergleichlichem Humor.

Ich hingegen, so herzlich ich auch gelacht hatte, als Holtei im gestiefelten Kater sein: „Herr Leitner! helfen Sie mir mal den Herrn Schlosser binden!" ausgerufen, ich konnte mich doch an seine Weise nicht gleich gewöhnen. Ich hatte Karl Schall in Breslau lesen hören, dessen Vortragsweise von der Holtei'schen abweichend war, und wie jeder unfertige Mensch hing ich an der Autorität der ersten Eindrücke.

Schall war in den Fünfzigern gewesen, als ich ihn gesehen, und er bot das völlige Bild eines in den Charakter unseres Jahrhunderts übertragenen John Falstaff. Seine Größe verschwand in seiner Stärke, seine kleinen dunkeln Augen versteckten sich hinter den feisten Wangen, und er konnte komisch aussehen, wenn er, in seiner Behaglichkeit dasitzend, die kleinen fetten Hände, auf deren Schönheit er stolz war, mit sichtlicher Koketterie über dem Magen zur Schau gefaltet hielt. Trotz seiner fünfzig Jahre

war er sehr bemüht den Frauen zu gefallen, und da die jungen Männer unserer Zeit ihm in diesen Bestrebungen nicht wesentlich hinderlich waren, so liebten die Frauen seine Gesellschaft. Wenn er sanft lächelnd, mit allem Bewußtsein eines Stutzers sagte: „Ich habe heute eine Einladung von der guten Frau von N. ausgeschlagen, um die liebe kleine A. zu besuchen und ihr nicht wieder défaut zu machen!“ so lag darin so viel Freude über befriedigte Eitelkeit, so viel stille Verliebtheit und Zärtlichkeit, daß man sich denken konnte, wie man noch Vergnügen daran fand, ihm diese Genugthuung zu bereiten, und seine Huldigungen anzunehmen. Als ich ihn bei meinen Verwandten in dem Garten vor dem Thore zum erstenmale sah, standen die Georginen schon in voller Blüthe und Pracht. Er pflückte deren zwei große, eine hochrothe und eine goldgelbe, und bat so lange, bis ich sie mir von ihm in dem Haar befestigen ließ. „Sehen Sie diese reizende Pomona!“ rief er darauf mit großer Selbstzufriedenheit, während die Gesellschaft in herzliches Lachen ausbrach, weil ich, widerwillig geschmückt, und Schall, mit solchem Vergnügen mich schmückend, ein so komisches Bild ausmachten,

daß es noch lange ein Gegenstand des Scherzes und der Neckereien blieb.

Wenn Schall jedoch las, war er gleich ein Anderer. Seine dunkeln Augen sahen dann sehr klug und scharf aus, und er imponirte dann plötzlich. Ich hörte von ihm die Hauptscenen des Julius Cäsar und des Coriolan. Die Rede des Mark Anton, die wiederkehrenden Worte: „und Brutus ist ein ehrenwerther Mann", das anklagende, mit schaudernder Rührung auf die Thatsache verweisende: „hier stieß der vielgeliebte Brutus durch!" habe ich nie wirksamer und siegreicher sprechen hören. Sein Lesen war sehr maß- und verständnißvoll; nur als er an einem andern Abende einen Schwank von sich, „den Knopf am Flausrock" zum Besten gab, übertrieb er nach allen Seiten, um die Wirkung des sehr unbedeutenden Scherzes zu erhöhen. Er steigerte Stimme und Ausdruck bis zur Karikatur, und machte das kleine Stück damit erst recht zu nichte.

Im Allgemeinen hielt er sich bei klassischen Werken, mehr als Holtei es that, in den Grenzen des Vorlesens. Er streifte nur selten an die theatralische Deklamation und Mimik, welche an einem Sitzenden leicht komisch erscheinen, wenn sie lebhaft

und leidenschaftlich werden. Er brauchte eben deshalb auch die starken Stimm-Modulationen nicht, und entging dadurch dem Uebelstande des Fistulirens in den Frauenrollen, deren Vortrag bei Holtei, wenn man an das Genre noch nicht gewöhnt war, hie und da zum Lachen reizte, wo er dasselbe zu erregen nicht beabsichtigt hatte. Dafür aber hatte Holtei sein, man möchte sagen, intuitives Erfassen der dichterischen Absicht in dem jedesmaligen Kunstwerk, und die Fähigkeit voraus, dem Hörer den Glauben zu geben, daß der Vorlesende selbst von dem Zauber beherrscht und hingerissen sei, welchen er auf sein Publikum ausübte. Schall konnte, wie es mir erschien, durch sein Lesen sehr erfreuen, sehr viel verdeutlichen, aber der Hörer war im Stande, dabei immer seine eigene Ansicht fest zu halten. Holtei hingegen zwang, durch die ihm innewohnende dichterische Empfänglichkeit und plastische Kraft, sein Publikum, so lange es ihn hörte, zu seiner Ansicht, und ich meine nicht zu dessen Nachtheil; denn es ist mir, auch als ich später von ihm einen ganzen Cyklus Shakespeare'scher Stücke hörte, keine Rolle vorgekommen, die er vergriffen oder nicht zur klaren Anschauung gebracht hätte. Er selbst hielt den

Sommernachtstraum und namentlich den Coriolan für dasjenige, was ihm am Besten gelinge, indeß, wenn bei einem Vorleser wie Holtei, von einem mehr oder weniger gut die Rede sein darf, so möchte ich behaupten, daß das Humoristische ihm noch zusagender war und seinem Talente noch vollkommener entsprach, als das Hochtragische und rein Heldenmäßige. Man mußte ihn bewundern, wenn er den Coriolan, den Hamlet las, aber als Falstaff und in den Volksscenen mit lebhaftem Dialog leistete er das Unvergleichliche. Die große Beweglichkeit seines Geistes, die Flüssigkeit seines Organs, sein leichtes Mienenspiel kamen ihm dabei zu Statten, und es konnte nichts Ergötzlicheres geben, als ihn zum Beispiel den geschwätzigen Barbier von Holbein lesen zu hören. Während man sich von seiner sprudelnden Heiterkeit immer schneller und schneller fortgezogen fühlte, fragte man sich, ob es möglich sei, daß er sich in diesem schwindelerregenden Tempo halten könne, und hatte doch zugleich die Gewißheit, er werde als ein Virtuos der Sprache seine Aufgabe überwinden, und Alles wohl zu Ende führen. Eine Sprachgeläufigkeit wie die seine, die in der größten Uebertreibung von Tempo

und Rhythmus doch stets vollkommen deutlich und stets völlig Herr des geistigen Gehaltes und Ausdrucks blieb, habe ich an keinem andern Deutschen, sondern nur an Romanen und Slaven wahrgenommen. Als ich mich erst an seine Vortragsmanier gewöhnt und ihre Vorzüge begriffen hatte, fand ich an seinem Vorlesen eines Shakespeare'schen Werkes fast immer weit mehr Genuß, als die Bühnendarstellung in der Regel zu gewähren im Stande ist. Denn die Vorlesung war das Produkt eines geistvollen, denkenden und poetischen Kopfes, Alles an ihr war Einheit und Zusammenklang, während auf der Bühne Unbildung und Mißverstand neben dem etwa vorhandenen Vollendeten hergehen, und seine Wirkung beeinträchtigen, ja, oftmals sie völlig zerstören.

Später, als ich Herrn von Holtei in den Jahren achtzehnhundert acht- und neunundvierzig in Hamburg wieder begegnete, fand ich ihn sehr verändert. Er hatte äußerlich mehr gealtert, als die Zahl der verflossenen Jahre es rechtfertigte, und war grau geworden. Dazu hatte die Revolution den streng monarchisch Gesinnten schwer betroffen und ihn sehr gebeugt, so daß ein Widerwille gegen Welt und

Menschen sich seiner bemächtigt hatte, der sich bald in wehmüthigen Klagen, bald in schmerzlichem Lebensüberdrusse äußerte, und ihn ungerecht gegen die Zeit, ungerecht auch gegen sich selbst, gegen sein dichterisches Talent und gegen diejenigen seiner Arbeiten machte, die, wie die Leonore und seine Memoiren, ihn und die Epoche, in welcher sie entstanden, überdauren werden. Nur auf Andringen seiner Bekannten ließ er sich überreden, in vertrauten Kreisen zu lesen; er sang auch noch seine kleinen Vaudevilles, aber er sang sie traurig, wie Einer, der sich selbst entfremdet ist, und sie rührten uns, während er uns erheitern wollte. Er kam mir wie Ruine vor, in deren altes Epheugerank sich Vögel vor dem Sturm geborgen, und trotz desselben erhalten hatten. Er hatte Nichts mehr gemein mit den heitern Tönen, welche aus seiner Brust erklangen. Freunde aber, die ihn neuerdings gesehen, haben ihn jedoch erfrischt, beruhigt und als den Alten wiedergefunden, und seine neuern Arbeiten sprechen dafür, daß ihm ein kräftiges Greisenalter beschieden, und seine Gebeugtheit nur eine vorübergehende gewesen ist. Es lebt eben jedes Geschöpf nur in seinem Elemente gesund und froh, und nicht Jeder ist dazu geschaffen,

ſich in ſtürmiſcher Bewegung zu behaupten und von ihr gehoben zu fühlen. Ausdauer iſt die Sache des Blutes. Zum Manne der Revolution, wie zum Dichter, wird man geboren.

Vierzehntes Kapitel.

Wie musikalische Kinder sich schon früh dahindrängen, wo sie eines rhythmischen oder melodischen Klanges theilhaftig werden können, so hatte ich von Jugend auf große Lust am Verkehr mit Menschen gehabt. Fremde Leute zu sehen, zu sprechen, hatte mir stets noch mehr Vergnügen als das Lesen gemacht. Ich behielt Physiognomien und Art und Weise der unbedeutendsten Personen in der Regel auch noch viel sicherer im Gedächtniß, als manche erhabenen Gestalten der Vergangenheit und der Poesie; denn Alles, was ich mit den Sinnen als ein Lebendiges in mich aufnehmen konnte, wurde mir völlig eigen und ging als ein Unverlierbares in meinen Besitz über.

Begegnungen, wie die mit Herrn von Holtei, Anregungen, wie man sie durch ihn empfangen hatte versetzten mich für geraume Zeit in eine gehobene

Stimmung, und die bedeutenden Eindrücke kamen uns damals in meiner Heimath noch nicht so oft und so schnell zu, daß ich nicht Zeit gehabt hätte, sie innerlich zu verarbeiten, und dasjenige ruhig auszuleben, was auf mich eingewirkt hatte.

Dazu war die ganze Epoche für Preußen noch eine ruhige. Die politische Bewegung zu Anfang des Jahrzehntes hatte unser specielles Vaterland nicht eben wesentlich ergriffen, die konstitutionellen Bestrebungen und die Entwickelung des konstitutionellen Lebens in Süddeutschland blieben vorläufig ohne direkten Einfluß auf unsere Heimath. Das Verhältniß des Volkes zu dem Könige war ein rein persönliches, ja, ein ganz und gar gemüthliches. Man liebte den König und hing an ihm, wie an einem greisen Familienoberhaupte. Man hatte, wie der Volksausdruck lautete, Leid und Freude mit ihm getragen. Man erinnerte sich seiner Flucht nach Memel, seines Aufenthaltes in Königsberg, seines Schmerzes über den Tod der Königin Louise, deren Andenken wie das einer Heiligen geehrt und gefeiert wurde. Man freute sich, daß er auch mit der Fürstin Liegnitz, die er sich hatte antrauen lassen, in so guter und friedlicher Gemeinschaft lebte,

und daß des Kronprinzen Ehe ebenfalls eine glückliche sei. Das Verhältniß sämmtlicher Söhne, Töchter und Schwiegerkinder zu dem königlichen Vater galt für ein musterhaftes; auch der Kaiser Nikolaus wurde in den Bereich der Familientheilnahme gezogen, mit welcher man das Königshaus umgab, und so kindlich und selbstlos war die Mehrzahl des Volkes noch, daß es sich durch das Wohlergehen und die Zufriedenheit seines Herrscherhauses geehrt und in gewissem Sinne auch befriedigt fühlte. Die Menschen hatten ihre Freude daran, daß der König die ostpreußischen grauen Erbsen und die Muränen aus dem Nargensee noch immer gern aß. Sie rechneten es ihm hoch an, daß er die Familien nicht vergessen hatte, auf deren Landsitzen er zur Zeit seines Mißgeschickes verweilt. Die geistreichen Einfälle und Witzworte des Kronprinzen gingen von Mund zu Mund, manche dreiste Aeußerung, die man selbst zu thun nicht wagte, wurde — nach dem alten Grundsatze: wer hat dem wird gegeben — dem geistreichen Königssohne in den Mund gelegt, und im Uebrigen erfuhr man nur dasjenige, was die strenge Censur in den Zeitungen und Büchern passiren zu lassen für heilsam und angemessen be-

fand. Die völkerverbindenden Eisenbahnen, die gedankenschnellen, indiskreten Telegraphen störten den Frieden der Herrscher und die Ruhe des täglichen Lebens noch nicht. Das Reisen war noch immer zeitraubend und kostspielig, der Briefverkehr langsam, das Briefporto dreimal so hoch als jetzt, alle Nachrichten, welche man erhielt, waren verhältnißmäßig alt, die Ereignisse, von denen man erfuhr, immer schon vor einer Weile geschehen. Die Völker, die einzelnen Menschen wurden dadurch von einander fern gehalten, das allgemeine Interesse an dem Allgemeinen abgestumpft. Denn was uns räumlich fern liegt, hat für uns im Grunde nur die Bedeutung einer historischen Thatsache, und regt die Mitleidenschaft nicht all zu mächtig auf.

Man las allerdings in den Zeitungen, was in den französischen Kammern, was in dem englischen Parlamente geschah, die Namen der dortigen Parteihäupter fanden Parteinahme auch in Preußen, man interessirte sich für die süddeutschen Liberalen, man sah mit Genugthuung auf die Freiheitsäußerungen in der deutschen Literatur, aber man that das, der bei weitem größten Mehrzahl nach, sehr abstrakt. Man hielt sich überzeugt, auf das Beste regiert zu

werden, die besten unbestechlichsten Beamten, das beste Volksschulwesen, das beste Militär, und in der Landwehr den wahren Hort aller Unabhängigkeit nach Außen zu besitzen. Die Allianz mit dem Manne der ältesten Königstochter der Prinzeß Charlotte, die russische Allianz, war ein Rückhalt, wie man ihn besser gar nicht verlangen konnte, und sich selbst zu regieren, wo man sich so gut regiert glaubte, trug man kein eigentlich Verlangen. Man wußte wohl, daß man mehr Freiheit zu fordern berechtigt sei, man klagte über manche drückenden Uebelstände und sprach gelegentlich auch von der verheißenen Verfassung, indeß wer hätte solche von dem geliebten alten Könige fordern mögen, da er sie nicht gewähren wollte. Wenn Friedrich Wilhelm der Dritte einmal todt sein würde, dann dachte man sich zu regen, dann mußten die Zustände, die man immer als ganz vortrefflich bezeichnete, freilich anders werden, aber bis dahin mußte man warten, wollte man zufrieden sein; und man sagte sich nicht, daß man sich in dieser Weise in ehrlichem Selbstbetrug auf den Tod des geliebten Königs hoffnungsvoll vertröstete.

In solchen Zeiten politischer Stille wendet sich

die Neigung der Menschen, die, ihrer geselligen Natur zufolge, nach einer Gemeinsamkeit trachten, dem Theater und überhaupt dem gemeinsamen Kunstgenusse zu. Schauspieler und Virtuosen ziehen die Theilnahme auf sich, man bewundert das Talent und seine vergänglichen Leistungen, weil der Augenblick die Entwickelung von Charakteren und die Kundgebung ihrer Kraft und Thaten nicht begünstigt, und auch ich habe damals meine größten Erhebungen und meine reinsten Genüsse durch das Theater empfangen.

Nicht all zu lange nachdem Herr von Holtei bei uns gewesen, kam Frau Auguste Crelinger mit ihren beiden Töchtern nach Königsberg, und durch ihren Schwager, den Rath Crelinger, natürlich auch in unser Haus. Die Töchter waren jung und hübsch, die Mutter noch immer sehr schön. Der Mutter ging der Ruf, eine große, tragische Künstlerin zu sein, voraus, den Töchtern stand das günstigste Vorurtheil zur Seite. Sie wurden als Künstlerinnen und Frauen, auf der Bühne wie in der Gesellschaft, mit der größten Zuvorkommenheit empfangen, und wußten dieselbe in jedem Betrachte zu verdienen. Frau Crelinger war, wie ich glaube,

schon früher in Königsberg gewesen, denn mich will bedünken, daß meine Erinnerungen an ihr Gastspiel sich auf zwei verschiedene Epochen beziehen. Ich sah sie als Julie, als Donna Diana, als Sapho, als Gräfin Orsina, als Gräfin Terzky und in einem Raupach'schen historischen Trauerspiele. Ueberall war ihre Darstellung verständnißvoll und würdig, ihr Erscheinung schön und edel, ihre Deklamation vortrefflich. Wo sie mit ihren Töchtern zusammen auftrat, mußte das ineinandergreifende Zusammenspiel erfreulich überraschen, die Mutter war durchweg imponirend, die beiden Mädchen oft sehr reizend und anmuthig, aber keine von allen Dreien hatte jene mit sich fortreißende Gewalt der aus dem innersten Wesen kommenden Leidenschaft und Naturwahrheit, welche dem Hörer die Freiheit des Urtheils nimmt, weil sie ihn unterjocht. Keine von ihnen hatte jene unwiderstehlichen Naturlaute und Genieblitze, welche Sophie Schröder, die einige Jahre vorher in Königsberg gewesen war, so unvergeßlich und unvergleichlich machten. Frau Crelinger war bedeutend jünger als die Schröder, sie hatte vor dieser, die nie schön gewesen sein konnte, sondern klein von Gestalt, und als ich sie sah, schon

sehr stark war, ihre große, vollendet edle Gestalt, ihr schönes Antlitz voraus; aber die Schröder hatte jene Zauberkraft des Genius, mit der sie sich wie ein Proteus jedesmal in das Wesen verwandelte, das sie zur Darstellung brachte. Sah man sie als Medea, als Isabella, als Königin Katharina in den Fürsten Chavansky, so konnte man sich diese Gestalten nie mehr anders als unter ihrem Bilde vorstellen. Man dachte sich dann die Medea, die Isabella, die Kaiserin Katharina nicht schön, nicht jung, aber man behielt von ihnen den Eindruck einer freien Seelengröße, einer geistigen Hoheit, und man hatte ein Widerstreben dagegen, diese Rollen jemals wieder von einer andern Schauspielerin ausgeführt zu sehen. Darin aber liegt das sichere Zeichen für das Große, für das zum Ideal vollendete in aller Kunst. Es verlangte und verlangt Niemand nach einem neuen Jupiterkopfe, seit Phidias sein Jupiterideal geschaffen, es verlangt Niemand nach einer neuen Composition des Don Juan, und nicht die kleinste Abänderung oder Verzierung mag man willig ertragen, wo man einmal das Vollendete genossen hat.

Das Spiel der Crelinger war ein harmonisches

Ganze. Kein Mißton beleidigte, keine Gewaltsamkeit störte den Eindruck. Es war darin etwas Statuarisches, aber auch etwas konventionell Pathetisches und Deklamatorisches, das junge Talente reizen und verführen konnte, sich nach ihr zu bilden, und das ihren großen und nicht überall günstigen Einfluß auf die Berliner Bühne begründet hat. Nach Sophie Schröder konnte sich nicht leicht Jemand bilden wollen, denn man mußte sie selbst sein, um die schroffen Gegensätze, welche die augenblickliche Begeisterung sie hervorrufen machte, vermittelnd zu erklären, und zur Einheit zu verbinden, und ich wüßte nur ihre Tochter Wilhelmine, die Schröder Devrient, der das in gleichem Maße wie ihrer Mutter gelingen konnte.

Es war ebenfalls zu Ende der dreißiger Jahre, als diese Letztere wieder nach Preußen kam. Damals stand sie auf der Höhe ihres Ruhmes. Freilich war sie nicht mehr die sanfte Gestalt, wie in der ersten Jugend, es war jedoch nun ein Etwas in ihr, das größer war, als jene Anmuth, und das ich nicht anders als mit dem Ausdruck dämonisch zu bezeichnen weiß. Sie war über dreißig Jahre alt, war stark geworden, alle Formen ihres Kopfes und

namentlich die Züge um Augen und Mund waren scharf ausgeprägt, aber sie paßten so nur noch besser zu dem großartigen Schädelbau, zu dem mächtigen Hinterkopf und zu dem prachtvollen Nacken. Ihre Schönheit war imponirend, ihre Haltung, auch wo sie sich im Freundeskreis bewegte, meist gebieterisch. Im Verkehr mit Frauen zeigte sie sich freundlich, im Verkehr mit Männern willkürlich, bald stolz herausfordernd und abstoßend, bald anziehend und im höchsten Grade zu gefallen bemüht, ja selbst die freie Benutzung äußerlichen Anreizes nicht verschmähend. Sie gefiel sich in der Wirkung, die sie auszuüben sicher war; indeß der Eindruck, den sie in jener Zeit in der Gesellschaft und als Frau auf mich machte, war kein angenehmer.

Desto herrlicher war sie auf der Bühne. Ein allgemeiner Laut der Bewunderung empfing sie, als ich sie zum ersten Male wieder auf derselben erblickte. Schon drei Scenen hindurch hatte man den, in der deutschen Uebersetzung mitunter ganz sinnlosen Text der Norma, mit allem Glockenspiel Bellinischer Musik an sich vorübergehen lassen, als aus dem Dunkel des Waldes, gefolgt vom Chor der Priesterinnen, Norma hervortrat, leuchtend in

dem weißen Gewande, das ihre Gestalt in langen anschmiegenden Falten umfloß, den grünen Kranz auf dem Haupte, das Beil der Opferpriesterin in ihrer Rechten. So schritt sie bis zu dem Altar im Vordergrunde; um sich schauend mit einem Blicke, der Alles verstummen machte, und sich auf das Beil stützend, intonirte sie die strafende Frage: „Wer läßt hier Aufruhrstimmen, wer Kriegesruf ertönen?"

Und so wie sie, mögen die Velleden und Thusnelden ausgesehen haben, so wie sie mußte man sich die Priesterinnen der deutschen Vorzeit denken. Alles was in dem Texte der Oper zusammenhanglos und unbegründet, ja selbst das, was jämmerlich in der Rolle des Sever erscheint, wurde durch sie nicht nur wahrscheinlich, sondern berechtigt und nothwendig. Der römische Feldherr Sever, der die Oberpriesterin Norma verführt, und dem sie zwei Söhne geboren hat, macht eine klägliche Figur mit seiner Treulosigkeit gegen Norma und mit seiner Liebe für die jugendliche Priesterin Adalgisa. Norma's Absicht, aus Rache die Söhne Severs zu ermorden, sticht bis zum Unglaublichen ab gegen ihre schwärmerische Hinneigung zu Adalgisa, als diese sich er-

bietet, auf Sever zu verzichten, und eben so unbegreiflich ist am Ende Norma's plötzlicher Entschluß, sich als Schuldige zu bekennen und den Flammentod zu erleiden, dem sie Sever als Entweiher des Altars überantwortet.

Indeß dieser Norma gegenüber kam das Alles gar nicht in Betracht, denn sie war eine von den Frauengestalten wie Medea, von denen ein Mann hingerissen, aber nicht festgehalten werden kann, weil ihre Kraft und Gewalt erdrückend und damit erkältend und abstoßend wirken. Zum Herrschen geboren, war sie nur als Königin oder Hohepriesterin an ihrem Platze. Mit der Hingebung an Sever hatte sie sich selbst verloren, und sie schien überall wie sich selbst entfremdet, wo sie nicht als gebietende Priesterin vor ihrem Volke stand. So tief sie den Schmerz der verlassenenen Liebe ausdrückte, so rührend ihre Klage erscholl, wenn Adalgisa ihr das Bekenntniß ablegte, daß und wie Sever ihr Herz gewonnen, und sich in Norma dabei die Erinnerung an die erste Zeit der eigenen Liebe regte, so furchtbar sie erschien an dem Lager der schlafenden Söhne, die sie aus Rache tödten will, so blieb das für mich Alles hinter der Hoheit zurück, mit welcher sie im

letzten Akte, Sever entgegentretend, zum Tode entschlossen, die Worte sang:

In dieser Stunde sollst Du erkennen,
Was für ein Herz Du Dein konntest nennen.
Du wolltest fliehn? Du bist bezwungen,
Treuloser Römer, Du bleibest hier!
Des Fatums Stimme, der Götter Gnade
Hat uns vereinigt am Todespfade,
Die Flammenzungen in Eins verschlungen
Theilt Deine Norma ein Grab mit Dir!

Es kann Einem wehe thun zu denken, daß eine Schröder-Devrient durch Jahre und Jahre genöthigt gewesen ist, solche Trivialitäten zu singen, aber durch ihr göttliches Talent machte sie selbst diesen abgeschmackten Text zu etwas ganz Erhabenem; und man fühlte eine Genugthuung, wenn Norma sich dem unschönen Wirrsal ihres Liebesleidens durch den Tod entzog, wenn die Opferpriesterin und das beleidigte Weib zu einer Einheit gelangten, indem Norma sich und den Geliebten zugleich opferte, sich und die Götter zugleich rächte und befriedigte.

Von Wilhelmine Devrient als Sängerin zu sprechen, muß ich Andern überlassen, dazu fehlen mir die Kenntnisse, aber was sie als Darstellerin so auszeichnete, und was mir gleich damals in der Rolle der Norma so schlagend entgegentrat, das

waren die Klarheit und Festigkeit, mit welcher sie den eigentlichen Gehalt einer dichterischen Gestalt erkannte und ergriff, und dann auch nur diesen allein, durch alle Abweichungen und Schattirungen der Rolle, ja selbst gegen die Irrthümer des Dichters aufrecht erhielt. Die Dichtung war ihr im Grunde nur der Stoff, ihre Schöpfung war immer frei, und da sie Opernsängerin war, immer unendlich größer als der Inhalt ihres Textes. Die Norma, wie sie gewöhnlich aufgefaßt wird, ist ein sehr geringes Motiv, nichts mehr und nichts weniger als eine verlassene Geliebte. Die Norma der Devrient aber war eine Priesterin, die es dem Manne nicht vergeben konnte, daß er sie von ihrer stolzen Höhe herabgezogen hatte. Auch ohne Severs Verrath, — das Gefühl wurde ich nicht los, — hätte diese Norma ihm und sich selbst, früher oder später den Untergang, als letzte That ihrer Freiheit und ihrer Macht bereiten müssen, um sich dafür zu rächen, daß er sie vor ihrem Volke und vor ihrem eigenen Bewußtsein erniedrigt hatte.

Eben so erhaben, aber weiblicher war sie als Donna Anna im Don Juan; und wie in allen ihren Rollen stellte gleich die erste Scene, stellte

gleich ihre äußere Erscheinung die Idee, welche sie sich von ihrer Aufgabe gemacht hatte, in solcher Weise fest, daß Niemand sich mehr darüber täuschen konnte, daß ein Mißverstehen ihrer Absicht kaum möglich war. Es war das etwas Charakteristisches an ihr, und eben das Zeichen ihrer großen schöpferischen Kraft. Was sie erkannt hatte, das stand gleich lebendig da. Wer sie als Norma, als Donna Anna, als Romeo, als Valentine gesehen hat, wird, wie ich glaube, das Bild ihres ersten Erscheinens in jeder dieser Rollen nie wieder vergessen, und eben dieses festgehalten haben. Andere Künstler lieben es, im Verlaufe des Stückes, an dem Gange der Entwicklung und der Ereignisse, den Charakter ihrer Rollen allmählig heraus zu gestalten. Die Devrient trat immer im vollen Besitz des Charakters auf, sie glich darin ihrer großen Mutter, sie war Donna Anna, war Romeo, war Valentine! Sie stand gleich mitten in ihrer Schöpfung und sie hatte Nichts mehr an ihrer Rolle zu erklären, wenn man sie angesehen hatte; sie hatte nur noch ihr Schicksal innerhalb der Bedingungen ihres Charakters zu erfüllen.

Als Norma eine Art von rächender Göttin, war

ſie als Donna Anna vollſtändig das Weib, das mit Wolluſt der Kraft des Mannes erliegt, und ihr Schmerz war nur der Wehſchrei ungeſättigter Liebesgluth. Gleich ihr Beſtreben, Don Juan feſtzuhalten, war voll leidenſchaftlicher Liebe. Sie klammerte ſich an ihn, und ihre Verzweiflung galt vor Allem ſeiner Flucht. Ich zweifle nicht, daß ſie Hoffmanns Erklärung des Don Juan gekannt hat, aber auch ohne dieſe, glaube ich, hätte ſie die Donna Anna in ſeinem Sinne ſpielen müſſen, denn dieſe Auffaſſung lag in ihrer eigenſten Natur; und in keiner andern Rolle war ſie ſo vollkommen ſie ſelbſt, als eben in der Donna Anna. Ihre Klage um den todten Vater klagte zugleich um den entflohenen und begehrten Geliebten, der den Mord des Vaters als Scheidewand zwiſchen ihnen aufgerichtet hatte, und als ſie dann in Oktavio's Armen aus der Ohnmacht ihres Schmerzes erwacht, mußte man es ihren Worten, mußte man es dem bleichen, erſchöpften Antlitz glauben, daß es für Donna Anna nur noch einen Gedanken, nur noch einen Wunſch geben könne: das Wiederfinden des Entflohenen; aber Niemand konnte glauben, daß ſie ihn zu finden wünſche, um ſich an ihm zu rächen. Ihr ganzes

Wesen war in dieser Rolle aufgelöste Liebe, und selbst in dem Terzett mit Elvira und Oktavio, in welchem sie sich zur Entlarvung Don Juan's und zur Rache an ihm verbinden, konnte man sich des Gedankens nicht erwehren, daß Donna Anna's Worte: „Der Schritt ist voll Gefahren, ach wer wird Dich bewahren!" mehr der Sorge um Don Juan galten, als der Besorgniß um Oktavio, der neben einer solchen Donna Anna erst recht zum Schemen zusammenschrumpfte. Diese Haltung des Charakters, die sich durch die ganze Dichtung gleich treu blieb, gewann in der Schlußscene, deren Moralsprüche im Munde dieser Donna Anna ohnehin befremdlich klangen, erst ihre volle Bestätigung durch ihre Bitte an Oktavio, die Hochzeit noch hinaus zu schieben. Der Wunsch: „lascia, o caro, un'ann, ancora allo sfogo del mio cor!« „Ach, Geliebter, noch laß uns harren, dulden nur zwölf Monden noch!" läßt an und für sich auf keine große Zuneigung für Oktavio schließen, und wer ihn von den Lippen der Schröder-Devrient, mit dem Tone herzzerrissener Klage, mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes aussprechen hörte, der konnte nicht anders als glauben, daß ihre Leidenschaft, für den in

Höllenflammen untergegangenen Don Juan, sie zurückschaudern mache vor der Verbindung mit ihrem biederen, makellosen und langweiligen Verlobten. Donna Elvira war eine verlassene Geliebte, Donna Anna eine verzweifelnde Braut, ein trauerndes, untröstliches und liebendes Weib.

Fidelio, der im Allgemeinen für eine der vollendetsten Rollen der Devrient angesehen wurde, entbehrte für mich der einheitlichen Gewalt, die grade ihre Persönlichkeit allen ihren übrigen Rollen verlieh. Aber das lag in dem Stoff der Oper, nicht an der Künstlerin. Die ersten halb komisch gehaltenen Scenen bereiten nicht gut auf das Pathos vor, das folgen soll, und die Verliebtheit Marzellinens ist vollends widerwärtig, da sie einer Frau gilt. Wer nun zu den unglücklichen Opernbesuchern gehört, denen es nicht gleichgültig ist, was gesungen wird, vorausgesetzt, daß gut gesungen wird, der kann diese Abneigung gegen das Meisterwerk Beethovens nicht ungerecht finden. Ich habe mich von je nie einer Mißempfindung dabei erwehren können, und der Chor der abgezehrten Gefangenen und Leonorens: „Da nimm, da nimm das Brod, Du armer, Du armer Mann", haben mir stets den Eindruck

des vollkommen Häßlichen gemacht, selbst wenn die Devrient die Leonore spielte und sang, selbst wenn ihnen ihr Klageruf: „O mehr als ich ertragen kann!“ mit dem Ausdruck der Herzzerrissenheit folgte, den sie in denselben zu legen wußte, und der sicher allen Denen unvergessen sein wird, die ihn von ihr gehört haben. Es ist wahr, ihr Doppelspiel war in dieser Rolle bewundernswerth; jeder Augenblick, in welchem sie sich in der heiter aufrecht erhaltenen Männerrolle der eigenen Frauenempfindung hingab, war sehr innig, ihre ganze Haltung schön, aber zu ihrer rechten Geltung kam sie erst in den großen pathetischen Scenen des letzten Aktes. Erst in dem Quartett: „Er sterbe!“ erst in Leonorens Ausruf: „Zurück!“ fand man die ganze Mächtigkeit der Künstlerin wieder, und aus der Figur des jugendlichen Mannes entwickelte sich nun die große Gestalt des liebenden Weibes, der Alles wagenden, todesmuthigen Gattin in ihrer vollen Erhabenheit. — Sie selbst hatte übrigens eine Vorliebe für diese Rolle und erzählte es gern, wie sehr sie Beethovens Beifall in derselben errungen hatte.

Wenn ich behauptet habe, daß das eigentlich Pathetische, das Hochtragische ihr das Angemessenste

war, ſo gelang ihr deshalb das Liebliche nicht weniger, und die Arie aus der Euryanthe: „Glöcklein im Thale“ wurde, von ihr geſungen, zu dem ſchönſten muſikaliſchen Ausdruck des Frühlings, zu einem Ausdruck mädchenhafter Sehnſucht, wie ſie nicht reiner, nicht zarter gedacht werden konnte. Man wurde in ihrer ganzen Auffaſſung der Euryanthe immer an die Genoveva erinnert, und das typiſch Deutſche in ihrer Erſcheinung trug mit dazu bei, dieſe mährchenhafte Erinnerung beſtändig wach zu erhalten. Das Weibliche, das Unſchuldige ſtand ihr vollkommen zu Gebot, aber die Fülle ihrer Kraft erſchien, wie geſagt, im Pathos am freieſten und am glorreichſten.

Die Rolle, welche mir, vom dramatiſchen Standpunkt aus, immer als ihre höchſte Leiſtung vorgekommen, war Romeo, weil in derſelben ihre ganze Begabung, ihre Anmuth, ihre Innigkeit und ihre Kraft gleichmäßig Gelegenheit fanden, ſich zu entfalten. Auch in dieſer Rolle war ihr erſtes Auftreten ſchon ein vollſtändiger Sieg, und ihre Arie: „Vor Romeo's Rächer-Armen ſoll kein Gott, kein Gott Dich ſchützen!“ durchzuckte das Auditorium wie eine Flamme. Sie ſtrahlte in Schönheit, wenn ſie

raſchen Schrittes aus der Couliſſe hervortrat, die feuerrothe Schärpe über der Schulter, das ſchwarze Barett mit wallender Feder auf dem blonden Haar, mit blitzendem Auge, mit ſtolz aufgeworfenem Kopfe wie ein Gebieter ſich zwiſchen die Kämpfenden ſtellend — ein jugendlicher Held in aller ſeiner Pracht. Ich habe nie einen Mann geſehen, der ſich in der Darſtellung des Romeo mit der Devrient vergleichen konnte. Aus dem elenden Operntexte, unter dem Zwange der Unwahrheit, welche die italieniſche Muſik ihr aufnöthigte, geſtaltete ſie das Ideal des Shakeſpear'ſchen Romeo rein und erhaben heraus. Sie und kein Anderer war Romeo, und wer ſie in dieſer Rolle geſehen, iſt wirklich einer Offenbarung des Genius theilhaftig geworden.

Ueberwältigend durch Kraft und Schwung, durch Feuer und Adel, wo ſie den Männern im Kampfe gegenüberſtand, war ſie unwiderſtehlich in den Scenen mit Julia. Wie ſie in Julia's Zimmer eintrat, wie ſie ihr Barett und ihre Handſchuhe von ſich warf, wie ſie Julia an ihr Herz drückte, das kann das Wort nicht wiedergeben. Und wenn Julia dann ihre Weigerung, dem Geliebten zu folgen, ausgeſprochen hatte, wenn Romeo ſein: „Nein!

nein! Du liebſt mich nicht!" im Tone des ſchmerzlichſten Vorwurfs und doch wie ungläubig erſchallen ließ, ſo faßte man einen Zorn gegen Julia, die dieſem Romeo gegenüber ſchwanken konnte. Aber ſein ganzer Liebeszauber kam erſt dann zur Erſcheinung, wenn Romeo ſich zürnend von der Geliebten abgewendet hatte, und ſich dann ihr wieder nähernd, die Worte ſang: „Des Geliebten Glück und Leben ſind in Deine Hand gegeben!" — Es lag in dieſem Tone das felſenfeſte Vertrauen in Julia's Liebe, und doch wieder die ſchmeichelnde Bitte, der es eine Wonne iſt zu fordern, was gewährt zu finden ihr als ein immer neues Glück erſcheint; es lag die höchſte Liebesſchönheit in und über dieſen Worten Romeo's, und noch heute, während ich dies niederſchreibe, höre ich ſie mit ihrem vollen Zauber in mir erklingen.

Wie die reine Tragödie des letzten Aktes von Romeo und Julia ihr gelang, bedarf der Erwähnung kaum, aber es wird Niemand, der es geſehen, das Bild vergeſſen haben, das die Devrient darbot, wenn ſie ſterbend Julia's Kopf in ihre Hand nahm, und mit bleicher Lippe die letzten Küſſe auf das Haupt der Geliebten drückte. Jede Bewegung, jede

Miene war vollendet schön, jeder Ton voll erschütternder Wahrheit — und all diese Poesie ist dahingegangen mit ihr!

Schon in jener Zeit hörte ich sie in der Gesellschaft Lieder singen, und schon damals waren es vorzüglich Schubert'sche und Mendelssohn'sche Compositionen, welche sie vorzutragen liebte. Der „Wanderer", dessen Text ein wahres Wunder von leeren Redensarten ist, der Erlkönig, die Forelle, dann das Berger'sche Lied vom blauen Veilchen kamen fast immer an die Reihe, und schon damals machte man ihr den Vorwurf, daß sie das Lied zu dramatisch behandle. Man vergaß dabei aber, daß sie nicht anders konnte, daß Alles, was sich irgend zur lebendigen Gestaltung eignete, ihr unter der Hand selbstständiges Leben gewann. Sie glich darin dem verzauberten Mädchen, unter dessen Berührung sich Alles auch wider seinen Willen in Gold verwandeln muß.

In den vierziger Jahren sah ich sie dann hier in Berlin zum letzten Male auf der Bühne als Valentine in den Hugenotten, und das war denn auch wieder recht eigentlich eine Rolle für sie. Die großen Scenen mit Raoul im vierten und fünften

Akte gaben ihr Gelegenheit, ihre ganzen Mittel zu entfalten, und das Herz erbebte Einem in der Bruſt, wenn ſie ausrief: „Nein, bei Gott, Du darfſt dieſe Schwelle, darfſt ſie nicht überſchreiten! Feſt an Dich klammre ich mich an!“ — Wenn man ſie knieend den Geliebten um den Tod von ſeiner Hand anflehen hörte, da er es verweigerte, ſich um ihretwillen dem ſichern Untergange zu entziehen, fühlte man, daß hier ein Höchſtes an Leidenſchaft dargeſtellt und in voller Schönheit dargeſtellt wurde. Ich habe ſpäter die Griſi, die eine große Künſtlerin und eine mächtige Natur iſt, als Valentine geſehen, aber auch hierin iſt die Devrient mir als ein Ideal erſchienen, und die todesmuthige Entſchloſſenheit, mit welcher ſie im letzten Momente mit den Worten: „Hugenotten auch wir!“ den Mörderſchaaren entgegenſchritt, kann Niemand erhabener ausdrücken, als ſie es that.

Ich habe bei den Erinnerungen an dieſe verſchiedenen rhetoriſchen und theatraliſchen Leiſtungen mich ſo lange verweilt, um in gewiſſem Sinn eine Pflicht der Dankbarkeit abzutragen. Der ausübende Künſtler, der Lektor, der Muſiker, der Sänger und der Schauſpieler haben keine andere irdiſche Un-

sterblichkeit als diejenige, welche die Erinnerung ihrer Zeitgenossen von ihnen aufbewahrt. Den Maler, den Bildhauer, den Dichter und den Componisten überdauern seine Werke. Sie reden von ihm, sie schaffen ihm Ehre und Liebe über seinen Tod hinaus, und oftmals in höherem Grade, als sie ihm zu Theil wurden, während er noch auf der Erde wandelte. Was der Schauspieler in feuriger Begeisterung erschafft, stirbt mit dem Augenblicke, welcher es erzeugte, und nur in der Wirkung, welche er auf Andere ausübt, wird ihm selbst die Möglichkeit zu Theil, sich von dem Gelingen seines Werkes zu überzeugen, sich an dem Gelungenen zu erfreuen. In diesem Sinne ist die Schauspielkunst die idealste aller Künste, sie ist losgelöst von Vergangenheit und Zukunft, ein Leben, Schaffen und Vergehen im Moment; eine gewaltige Herrscherin über den Augenblick, und völlig ohnmächtig, wenn er verrauscht ist. Wie sollten also Diejenigen, welchen es gegeben ist, Großes in dieser Kunst zu leisten, nicht ein gesteigertes Leben führen? Wie sollten sie nicht Erregungen und Entmuthigungen empfinden, die weit hinausgehen über das Maß des Gewöhnlichen? Und wie könnte oder dürfte man den Ver-

such unterlassen, im Worte, in dem bleibenden Worte, wenigstens den Schattenriß des Schönen und Erhabenen festzuhalten und für eine spätere Nachwelt aufzubewahren, an dem eine ganze Generation sich erfreut und erhoben hat?

Meine persönliche nähere Bekanntschaft mit Wilhelmine Devrient gehört einer spätern Zeit an. Damals in Königsberg erfreuten mich das stolze Selbstgefühl, mit dem sie von sich selber sprach, und die Ehrlichkeit, mit welcher sie sich über alle die mit ihr gleichzeitigen Opernsängerinnen stellte. „Ich bin von Gottes Gnaden!" sagte sie einmal. „Es ist mir viel gegeben und ich habe gut damit gewuchert. Die nach mir kommen, werden Noth haben, mich vergessen zu machen."

Der Stolz stand ihr prachtvoll an. Schmucklos wie sie ihr schönes Haar beständig trug, sah man doch das Diadem auf ihrem Haupte, und sie hatte recht mit ihrem Worte: „Ich kann keine Coiffüren tragen! Der Kopf ist nur für den grünen Kranz und für das Diadem gemacht!"

Fünfzehntes Kapitel.

Für mich hatte die Begegnung mit den weiblichen Bühnenkünstlerinnen noch eine ganz besondere Bedeutung, weil sie mir das Bild einer Unabhängigkeit und einer persönlichen Bedeutung vorführte, nach denen meine ganze Seele trachtete. Stundenlang konnte ich es mir bei meinem Nähen und Stricken ausmalen, welch eine Wonne es mir sein würde, unabhängig zu sein, einen selbstständigen Beruf zu haben, wie diese Frauen. Als ihr Onkel Crelinger die hübsche Clara Stich einmal neckend ausschalt, antwortete sie ihm lachend: „So darfst Du mit mir nicht sprechen, ich bin Hofschauspielerin, ich bin ein königlicher Beamter!“

Das hatte ihr gut gestanden, hatte allgemeines Lachen erregt. Ich aber, älter, reifer, ernster als sie, beneidete es ihr, daß sie dies sagen konnte,

daß sie Etwas für sich selber war, daß sie erwerben, über ihren Erwerb frei verfügen, sich und Andern eine Freude machen konnte, ohne dazu fremdes Geld und eine besondere Erlaubniß nöthig zu haben. Dann kamen wieder andere Stunden, in welchen ich die Schauspielerinnen glücklich pries, weil sie zur Erscheinung bringen konnten, was in ihnen lebte. Es war meine Liebe, welche mir diese Möglichkeit besonders wünschenswerth machte. Ich stellte es mir als das höchste Glück vor, auf irgend eine Weise dem geliebten Manne die ganze Fülle und Leidenschaft der Liebe, die ich für ihn im Herzen trug, kund geben zu können, ohne daß ich sie ihm selber in klaren Worten ausspräche. Ich meinte, die Dichtungen noch ganz anders beleben, mit einem andern Geiste, mit einer andern viel tiefern Wärme wiedergeben zu können, als diese hübschen Kinder. Ich konnte es mir mit den lebhaftesten Farben ausmalen, wie mir zu Muthe sein würde, wenn ich auf der Bühne stände, wenn der Geliebte unter dem Publikum säße, wenn ich ihm sagen könnte, wie ich ihm zu eigen wäre, wenn alle Welt mich bewunderte, mir Beifall zurief, und er allein es wüßte, daß ich dies Alles nur für ihn gesprochen hätte, daß

ich diesen Beifall, diese Anerkennung, diese Bedeutung nur erstrebte, um sie ihm als Huldigung zu Füßen zu legen.

An andern Tagen beschäftigte mich die Königin Viktoria, und sie däuchte mir das glücklichste Weib der Welt. Jung zu sein, die Krone des größten Königreiches der Erde zu tragen, und sich selbst und mit sich selbst eine Königskrone und jedes denkbare Glück dem Manne hingeben zu können, den man liebte, das war eine Idee, das mußte eine Glückseligkeit sein, die mich schwindeln machte. Ich war in einem beständigen Phantasiren bei den allerbürgerlichsten und häuslichsten Verrichtungen, und doch kam ich nicht auf den Einfall, meine Phantasien zu einem selbstständigen Ganzen zu gestalten, und in dieser Reproduktion dem Geliebten ein Zeichen meiner Liebe zu geben. Meine Empfindung war mir zu heilig, ich war auch viel zu verzagt, um mir ein Talent zuzuerkennen, das mich zu dichten befähigte, und meines Vaters immer wiederholter Ausspruch, daß die Frau nur für das Haus geboren sei, hatte doch so weit auf mich zurückgewirkt, daß ich niemals ernstlich an die Verwirklichung der

Träume dachte, welchen ich mich trotzdem fortwährend überließ.

Wenn ich mich mit Sinnen und Vorstellen ermüdet hatte, wenn dem hochfliegenden Wünschen die entmuthigte Ermattung folgte, so verlor ich mich in Grübeleien über das, was das Christenthum die göttliche Vorsehung und die göttliche Gerechtigkeit nennt, und was ich mir damals als Schicksal, und als Ausgleichung innerhalb des Schicksals bezeichnete. Ich fragte mich, warum bin ich nicht schöner? Warum bin ich nicht liebenswürdiger? Warum habe ich keine Vorzüge, die er lieben muß, da ich doch nicht anders kann, als ihn lieben und seine Gegenliebe begehren? Warum bin ich hier an diesem Platze? Warum in Verhältnissen, in denen Alles, was ich als das Beste in mir erkenne, was ich in mir hegen und pflegen möchte, eigentlich ein Ueberflüssiges, wenn nicht gar ein Lästiges ist? Warum wird mir anderseits ein Familienleben zu Theil, das Hunderte mir beneiden mögen, und das mich nicht mehr glücklich macht, aus dem ich mich fortsehne mehr und mehr?

Ich hatte keine Antwort auf diese Fragen, und

darum lasteten sie mir nur um so schwerer auf dem Herzen. Ich quälte mich unabläſſig, wurde immer mehr mir selbst entfremdet, und machte mich krank und elend, während der Gegenstand meiner Liebe sich immer gesünder und freier herausbildete, und kaum eine Vorstellung davon haben konnte, wie unglücklich ich mich fühlte. Wenn ich in meiner Stube saß, und bei meiner Näherei, oder meiner Lektüre seiner dachte, war er mit Arbeiten beschäftigt, die seine ganze Kraft in Anspruch nahmen, ja sie hoben.

Heinrich Simon war Assessor geworden und als solcher erst bei dem Kammergerichte in Berlin, dann bei dem Oberlandesgerichte in Magdeburg angestellt worden. „Meine hiesige Beschäftigung," schrieb er mir einmal aus Magdeburg, „spricht mich an. Beim Kammergerichte, wo ich nicht viel zu thun hatte, lebte ich nur dem Vergnügen; hier fast nur der Arbeit; aber es ist um das Rechtsprechen etwas Schönes, Edles, Großes! Es überträgt ein Gefühl der innern Würde, das mir bisher in Beziehung auf mein Amt fremd war. Daher habe ich die Absicht, mit der ich hierher kam, zur Administration überzugehen, wo das Vorwärtskommen leichter wäre, auch völlig aufgegeben. Ich mag die

Erhebung nicht verlieren, die mir aus meinem Amte innerlich erwächst."

Er schrieb mir unregelmäßig. Bald folgten sich seine Briefe schnell, bald mußte ich sie sehr lange erwarten. Im Herbste schickte er mir meist die Tagebücher von seiner Ferienreise, und ich hatte dann die Möglichkeit, ihm zu folgen und es nachzuleben, wie er voll Jugendlust durch die Berge zog, ihre Höhen bestieg, mit Leuten aller Stände verkehrte, und mehr und mehr das Leben wieder als ein Glück, das Dasein als einen Genuß zu empfinden begann. Ich erfreute mich darüber, ich war glücklich, wenn ich aus seinen Tagebüchern und Briefen ersah, wie er in jedem Sinne vorwärts schritt, ich konnte mir ihn vorstellen, wie er in dem oder jenem Augenblicke ausgesehen, wie er gesprochen, wie seine Stimme geklungen haben müsse. Ich war unermüdlich, mir alle die Möglichkeiten zu durchdenken, welche uns zusammenführen könnten; die Liebe macht eben Jeden zum Dichter. War ich einmal muthlos, so bewies ich mir, daß ein Mann, der einem Mädchen nach so langer Trennung noch den vollen Antheil an seinem Leben darbiete, es nothwendig lieben müsse; und wenn ich

vielleicht vor Ankunft seiner Briefe mich mit einer nothdürftigen Entsagung zu beschwichtigen versucht hatte, so saß ich bald nach Empfang der Briefe an meinem Schreibtisch, und brachte ihm die ganze Fülle meiner Liebe dar, ohne daß das Wort jemals genannt wurde, und war glücklich darüber, daß meine Briefe ihn erfreuten, und daß ich ihn lieben durfte und konnte.

Fünf Jahre gingen so hin, und fünf Jahre sind so lang, wenn man jung ist! Jedes Jahr grub den Stachel dieser Leidenschaft tiefer in mein Herz. Ich konnte mir keine Antwort mehr geben auf die Frage, was aus mir werden solle, wenn er mich nicht liebte. Ich lernte es damals, was es heißt: einem Manne zu eigen sein. Zwischen einer Hoffnung und einer Enttäuschung schwebend, die für mich Glückseligkeit und Vernichtung in sich schlossen, hätte ich zu Grunde gehen müssen, wenn nicht ein unbewußter Selbsterhaltungstrieb und das Leben in einer großen Familie, mit all seinen Sorgen und Freuden, mit seinen Ansprüchen und seinen wechselnden Vorgängen, mir ein Gegengewicht geboten und mich gezwungen hätten, von mir selber abzusehen, wo es galt, für Andere, für die Meinen Etwas zu leisten.

Meine Brüder waren während dessen eine Zeit

lang Beide durch ihre Berufsverhältnisse von Königsberg entfernt, und das wies mich, weil mir meine eigentlichen alten Lebensgenossen in ihnen entzogen wurden, mehr auf den Umgang mit meinen Schwestern an. Indeß sie waren, ganz abgesehen von der großen Altersverschiedenheit, welche uns trennte, in ihren Anlagen, in ihrer Richtung und in ihren Wünschen sehr von mir verschieden, und mein Vater hatte in ihrer Bildung und Erziehung die meine nicht wiederholt. Ich darf es sagen, daß er mich eben so achtete als liebte, daß er mich wie seine Stütze und seine Freundin behandelte. Er hatte es auch nach dem einen Versuche, gewaltsam in mein Leben einzugreifen, nie wieder unternommen, mir Etwas zuzumuthen, was gegen meine Natur war; aber es mochte ihm in jenem Falle unbequem geworden sein, mich nicht so „traitabel" gefunden zu haben, als es ihm nach seinen Ansichten wünschenswerth gewesen wäre, und die Schwestern wurden deßhalb weniger zur Selbstständigkeit genöthigt, wurden im Ganzen milder behandelt, mehr ihren Neigungen und mehr der Leitung unserer Mutter überlassen, an der sie von ganzem Herzen hingen. Sie wurden sorgfältig unterrichtet, das musikalische Ta-

lent der Aelteſten ſehr gepflegt; indeß keines von den in jener Zeit erwachſenen Mädchen beſaß jenes Streben nach allſeitiger Ausbildung, jenen Drang Etwas aus ſich zu machen, der mich von meiner erſten Kindheit an beſeelt hatte. Ich blieb alſo mit meiner ganzen Richtung und meinem Streben unter ihnen allein, und ihnen damals in demſelben fremd. Sie waren hübſche, ſehr liebenswürdige Mädchen, und ſind alle drei vortreffliche Gattinnen und Mütter geworden, die ſich, Jede innerhalb der ihr zu Theil gewordenen Lebensſphäre, in wechſelnden und oft ſchweren Lebenslagen verſucht, und auf das Tüchtigſte bewährt haben.

Trotz der zwiſchen uns Schweſtern obwaltenden Verſchiedenheit, ſprach mein Vater es aber beſtändig aus, daß alle ſeine Kinder in ſeinem Hauſe gleiche Rechte und gleiche Anſprüche hätten, daß mein Aelterſein mir kein Anrecht und keinen Vorzug gebe, daß alle Autorität in den Händen der Eltern ruhe und darin bleiben müſſe; und dieſe Theorie, welche durch die Nothwendigkeit der Sache alltäglich ihren praktiſchen Gegenbeweis erfahren mußte, verſtimmte mein Verhältniß zu den Schweſtern.

Es iſt ſehr ſchwer, von den vielen kleinen Ein-

zelnheiten und Irrthümern ein Bild zu gebn, aus welchen sich in solchen Verhältnissen die Störungen des Familienfriedens herleiten; schwerer noch, es begreiflich zu machen, wie ein Familienleben und eine Häuslichkeit, in welcher sich Alle durch feste, tiefe Liebe verbunden fühlten, und welche Jedem als ein Glück erschienen, ja überall als ein Muster genannt wurden, für ein einzelnes Glied dieses Verbandes allmählich zu einer Quelle ganz unerträglichen Druckes werden können, ohne daß dessen Liebe für die Seinen und dessen Anhänglichkeit für das Haus dadurch erschüttert werden. Und doch war dies mein Fall.

Jene Uebel, unter welchen ich im Vaterhause schon früh gelitten hatte, traten mit den Jahren nur um so deutlicher hervor. Meiner Mutter Gesundheitszustand war seit meiner Heimkehr von Breslau selten ein guter gewesen. Sie litt an einem Halsübel, das allmählich in Halsschwindsucht überging. Ihre Stimmung war dadurch leicht getrübt, ihre Nerven so reizbar, daß man, selbst mit dem besten Willen, sie nicht leicht zufrieden stellte. Das Wohlbefinden, die Zufriedenheit, die Erhaltung der Mutter waren unseres Vaters einziges Bestre-

ben, und damit doppelt der Mittelpunkt für unser Thun und Treiben. Jede unnöthige Aufregung, jede Sorge sollte ihr wo möglich erspart werden. Von der vielen Noth, welche unseres zweiten Bruders leidenschaftliche Natur uns machte, von seinen Tollheiten und Uebertreibungen erfuhr sie so wenig als möglich, und wenn es sein konnte, erst dann, wenn Alles überwunden war.

Einmal, als er noch in Königsberg gelebt, hatte er auch wieder ein Duell gehabt, und eine schwere Verwundung erlitten. Der ältere Bruder war mit der Nachricht, daß Moritz schwer verwundet sei, zu dem im Comtoir und in seiner Arbeit vergrabenen Vater gekommen. Mein Vater war blaß geworden. Ist er sehr entstellt? hatte er gefragt. Der Hieb hat nicht das Gesicht getroffen, die Hand ist durchgeschlagen! entwortete mein Bruder. Gott sei Dank! rief der Vater aus. — Der Bruder bemerkte, voraussichtlich werde die Hand nicht zu retten, und damit die drei Jahre medizinischer Studien und die ärztliche Carriere für Moritz verloren sein. So wird er etwas Anderes studiren! versetzte der Vater mit wiedergekehrter Ruhe. Ich werde gleich hinkommen, und bringt ihn dann bald nach Hause, damit die

Mutter ihn sieht und sich nicht mehr als nöthig erschreckt, und Fanny soll die Vorkehrungen für ihn treffen. Das geschah denn auch. — Meine Mutter saß unter der Markise auf dem Wolm, als der Wagen vorfuhr. Obschon Moritz beide Arme in Binden hatte, weil man ihm, nach dem Verband der Wunde, am andern Arme zur Ader gelassen hatte, eine Entzündung zu verhüten, gewann er es über sich, mit einem Satze aus dem Wagen auf die Treppe zu springen, um der Mutter die Sache als nicht gefährlich darzustellen, und nur seine Bläße und das Blut auf seinem Hemde, das der abfallende Mantel zeigte, verriethen ihr was vorgegangen war.

Ich erzähle dieses Ereigniß, weil es die Art und Weise darthut, in welcher man für die Mutter sorgte, und die Stellung, welche ich natürlich einnehmen mußte. Wer aber in besondern Lebenslagen genöthigt ist, das Steuer in die Hand zu nehmen, greift bald unwillkürlich dazu, wo es Noth thut, und in einer Familie, in welcher die Kinder erwachsen und in das Leben eintreten, ist eine stets aufmerksame und feste Leitung derselben doppelt unerläßlich. Es gab zwischen mir und dem Vater über die Entwicklung und Erziehung der jüngern Schwestern bald

dies, bald jenes zu berathen. Hier mußte angefeuert, dort Einhalt gethan werden, und alle Besprechungen über solche Dinge regten die Mutter weit mehr auf, als sie es verdienten. So lange der älteste Bruder im Hause gewesen war, hatte er den Vermittler gemacht. Ihm erkannten Mutter und Schwestern, wie die meisten Frauen, schon weil er ein Mann war, bereitwillig eine Ueberlegenheit zu, und er mochte auch versöhnlicher dabei zu Werke zu gehen wissen, als ich. Mein Einschreiten dagegen sahen Mutter und Schwestern stets als eine Anmaßung und Kränkung an. Die Erstere konnte es nicht vergessen, daß ich ihr Kind war und daß sie mir eigentlich überlegen sein müsse, die Letztern waren trotz ihrer Erwachsenheit noch unfertig genug, den Ausspruch meines Vaters, daß seine Kinder einander Alle gleich seien, zu wörtlich zu nehmen, und ich selber hatte damals noch jene einfältige Wahrhaftigkeit, die das Rechte als Recht durchführen, und durch Ueberzeugung und auf dem gradesten Wege an ihr Ziel gelangen will. Mir war, so lange ich erzogen wurde, von meinem Vater und von meinen Lehrern befohlen worden, ich hatte die guten Folgen davon an mir verspürt, ich meinte

also den Andern leisten zu müssen, was mir zum Heile gereicht hatte, und hielt sie und mich für zu gut, sie zu behandeln, und behandelt zu werden, wie wir unsere kranke Mutter behandeln mußten.

Mit all meinem guten Willen brachte ich es aber doch nur dahin, von meinen Schwestern für herrschsüchtig gehalten zu werden. Die dahinzielenden Aeußerungen fanden durch die Mutter sicher keine Widerlegung. Daß ich mich nicht verheirathete, daß ich, wie es viele verständige Leute nannten, mein Leben in einem thörichten Liebesverhältniß verschwendete, gereichte mir in den Augen der jungen Mädchen, denen solch ein Liebesverhältniß als ein schweres Unrecht angerechnet worden wäre, auch nicht zum Vortheil; und mit einer gewissen Mißstimmung gegen mich, setzte sich in ihnen der Glaube fest, daß mein Vater mich vorziehe, mir zuviel Gewalt einräume, und daß ich kein Recht habe, sie leiten zu wollen, da ich mein eigenes Dasein ja zu keinem ersehnten Ziele zu führen wisse.

Das Alles wurde nie ausgesprochen, ja ich möchte behaupten, die Mädchen selbst hatten kaum ein klares Bewußtsein über ihr Empfinden; aber die Wirkung desselben trat mir, da ich scharf beobachtete und fein

fühlte, in tausend unscheinbaren Thatsachen, in kleinen Aeußerungen und hingeworfenen Bemerkungen schmerzlich entgegen, und ließ ich es mir beikommen, dem Vater Etwas davon zu sagen, so erhielt ich regelmäßig den Bescheid: was Dir widerfährt, ist einzig Deine Schuld. Je überlegener man Andern ist, um so weniger kann man durch sie leiden, wenn man sie richtig und liebevoll behandelt. Hältst Du es für möglich, daß Du nicht von meinem guten Willen für Dich überzeugt sein könntest? oder umgekehrt, daß Du mich kränken oder ich mich von Dir beleidigt glauben könnte? Je mehr Du Dich der Mutter und den jüngern Schwestern überlegen fühlst, um so nachsichtiger und geduldiger mußt Du werden. Du hast in der Sache fast überall Recht, Du verfehlst es nur in der Form. Denke, was der Dichter von den Frauen sagt: durch Sanftmuth herrschen sie! Du sollst und mußt mir helfen, aber Du kannst es nicht, wenn man es merkt. Lerne herrschen, ohne es zu zeigen, lerne Dich damit begnügen, daß das Rechte geschieht, gleichviel aus welchen Gründen und auf welche Weise, wenn es nur geschieht; und vor Allem gieb es auf, Deinen Willen schnell durchzusetzen. Ein Tropfen höhlt

einen Stein aus, und Du kennst ja das Mährchen von der Frau, die durch Geduld einen Löwen bezähmt hat. An allen Deinen Leiden trägst Du selbst die Schuld!

Indeß so fest sich mein Vater uns gegenüber immer behauptete, so hatte er selbst es doch nöthig, sich allmählich in ein neues Verhältniß zu uns einzuleben, seit wir erwachsen waren. Er mochte sich mit dem Glauben geschmeichelt haben, daß es ihm möglich sein würde, seinen Kindern alle Vortheile eines weitern Lebenskreises, alle Vortheile der modernen Bildung zu eröffnen, und daneben das patriarchalische Verhältniß aufrecht zu erhalten, innerhalb dessen er uns erzogen. Er hatte gewünscht, uns zu freien, selbstständigen Menschen zu erziehen, hatte unser Ehrgefühl, unser Selbstgefühl auf jede Weise genährt, und das Gepräge seines eigenen selbstbestimmten Charakters war, je nach unserer Individualität, an den Einzelnen mehr oder weniger stark erkennbar. Nun fiel es ihm auf, wenn sich an seinen Kindern die Folgen dieser Erziehung bemerkbar machten, wenn wir trotz aller Liebe für die Eltern, unsere Selbstbestimmung in den Fällen zu wahren suchten, die unsere innere Nothwendigkeit

und unser eignes Schicksal betrafen. Er freute sich, daß wir reif geworden waren, und gab seine unbedingte Herrschaft über uns, wenn auch nur mit innerm Widerstreben, ja mit Selbstüberwindung auf. Er lieferte damit den stärksten Beweis für die Klarheit seines Verstandes und die Größe seines Herzens. Er gab Rechte auf, um die Liebe freier Menschen zu gewinnen.

Erörterungen, wie die vorhin erwähnte, waren zwischen dem Vater und mir äußerst selten, aber sie trafen und überzeugten mich darum um so tiefer, und wenn mein Vater mich dann küßte, und mich sein liebes ältestes Kind nannte, so war ich auch so durchdrungen von meinen Fehlern und Irrthümern, und so fest entschlossen, mich zu ändern und Alle zufrieden zu stellen, daß ich dann mit großem Ernste an den Kampf gegen mich selbst ging, und in der Selbstüberwindung und in jedem Zeichen von Liebe und Zufriedenheit, das mir von den Meinen entgegengebracht wurde, einen Lohn fand, der mir zeitweilig das Zusammensein mit ihnen, und das Leben im Vaterhause als einen Segen, ja fast als ein Unentbehrliches erscheinen ließ.

Dazu litten meine Schwestern ebenso wie ich

von der Nervosität unserer armen Mutter, wenn sie schon bei ihrer Jugend es nicht ganz so schwer und tief empfinden konnten als ich es that. Es ist nichts Leichtes, einem Menschen zu genügen, der ganz ohne geistige Interessen, also ohne alle Fähigkeit ist, sich selbst auch nur eine Stunde angenehm und förderlich zu beschäftigen. Wer an nichts Großes, an nichts Ernstes zu denken hat, verfällt nothwendig auf Kleinliches, und wer in sich selbst kein Bedürfniß nach innerer Ruhe und nach Sammlung hat, läßt Andere auch nicht dazu kommen, und verbreitet zuletzt Unruhe rings um sich her.

Meine Mutter mußte es allmählich aufgeben, sich in der Wirthschaft selbst zu betheiligen. Sie durfte nicht mehr soviel Treppen steigen, nicht in den zugigen Hausfluren umhergehen, und es war daher nothwendig geworden, daß sie derjenigen Tochter, welche den Wirthschaftsmonat hatte, die Schlüssel und das Wirthschaftsgeld überließ. Mein Vater hatte ihr bewiesen, daß wir auf diese Weise das Haushalten erlernten, wir hatten auch Alle die Anlage dazu, fügten uns natürlich jeder Anordnung der Mutter, und diese behielt sich nur die Aufsicht über die Wäsche, über das Nähen, und über die

Garderobe der jüngern Schwestern vor; denn ich und die älteste Schwester erhielten seit Jahren, das für unsere Verhältnisse reichliche Garderobegeld von sieben Thalern monatlich, mit dem wir für unsere Toilette zu sorgen hatten, während die Wäsche uns von der Mutter angeschafft wurde.

Es war dies für uns eine höchst nützliche und äußerst bequeme Anordnung. Wir lernten uns einrichten, lernten sparen um die Andern beschenken zu können, blieben in der Gewohnheit uns aus Sparsamkeit Alles, was wir konnten, selbst zu machen, und schafften uns dadurch immer noch ein kleines Kapital für besondere Fälle. Indeß meiner Mutter wurde auf diese Weise ein großer Theil ihrer frühern Thätigkeit entzogen, und sie wußte, grade wenn sie sich verhältnißmäßig wohl befand, Nichts mit sich anzufangen. Feine Arbeiten, zu welchen wir ihr Lust zu machen suchten, waren ihr nicht geläufig, und was sie davon erlernte, ertrugen ihre Augen nicht lange. Nähen und stricken konnte und sollte sie nicht immerfort, was sollte also geschehen, da sie auch keine große Geduld und Freude am Lesen und Vorlesen hatte? Sie mußte dahin gelangen, sich in Unnützem Beschäftigung zu suchen,

sie mußte andere Menschen in Bewegung setzen, da eigene Thätigkeit für sie leider nicht mehr, wie sie es wünschte, möglich war.

Hatte sie einmal mehr als gewöhnlich gelitten, so war diese stille Unruhe immer am schlimmsten. Sie wollte dann für ihren Haushalt an Sorgfalt einbringen, was sie an ihm in der Krankheit nach ihrer Meinung hatte versäumen müssen, und des nutzlosen Schaffens war dann kein Ende. Drei weibliche Dienstboten, vier müssige erwachsene Töchter und eine Näherin, welche fast täglich in das Haus kam, weil sie der Mutter angenehm war, wurden dann um Nichts in Bewegung erhalten. Es war ein ewiges leises Hin- und Hergehen, ein stilles Treppenlaufen, ein vorsichtiges Aufräumen, ein tägliches Nachsehen der Wäsche, ein Reinigen der Vorrathskammern, was im Grunde Alles überflüssig war, weil wir Schwestern, Dank der mütterlichen Erziehung, ordentlich waren und das Unsere im Haushalt thaten. Die Dienstboten wurden allmählich verdrießlich, und in dieser Verdrießlichkeit lässig oder unhöflich; das wurde heftig getadelt, der Streit mit ihnen, der Dienstbotenwechsel blieben nicht aus, und wir hatten deßhalb eine weit schlech-

tere Bedienung als in den Jahren, in welchen man denselben weit mehr Arbeiten um geringeren Lohn auferlegen müssen. Verdruß und Widerwärtigkeiten machten dann die Mutter unwohl, es war kein Herauskommen aus dem Labyrinthe, und dabei hatte man die Mutter beständig zu bemitleiden, denn sie klagte, daß sie überflüssig sei, und war oft wirklich sehr unglücklich über ihre Lage.

Ich meinerseits fühlte mich in diesem Treiben förmlich erniedrigt. Ich konnte es nicht aushalten, ein Pack Wäsche fortzuräumen, wenn im nächsten Augenblicke mir die Näherin nachgeschickt wurde, um zu sehen, ob es auch so geschehen sei, wie es angeordnet worden; ich fand es unerträglich, Verrichtungen zu übernehmen, von denen die Mutter in der Regel behauptete, so gut wie die Näherin mache es Niemand. Was mich als Kind schon gepeinigt hatte, das wurde mir jetzt zu einer Marter; denn für wirklich thätige Menschen sind eifrige Arbeit und gänzliche Ruhe ein Genuß, unnütze Geschäftigkeit eine Qual; und ich war oft völlig verzweifelt über ein Leben, das mir lästig war, und Niemandem zu frommen schien. — „Komm! wir wollen in's Theater gehen!“ pflegte an solchen Tagen meine älteste, sehr

leichtlebige Schwester mit komischer Entschlossenheit auszurufen. Der Vater erlaubt's gewiß, und wir haben dann drei Stunden Ruhe! —

Solchen Epochen der Rastlosigkeit folgten bei der Mutter meist Zeiten der größten Nervenschwäche, in welcher jedes Geräusch, das leiseste Sprechen, das Umwenden eines Blattes beim Lesen ihr beschwerlich waren. Der Vater verlangte dann unbedingtes Nachgeben für sie. Unser treuer Hausarzt, Doktor Rosch, beschwor mich, nicht darauf zu achten. Wenn der Vater ihn ersuchte, nicht so fest in dem Zimmer aufzutreten, nicht so laut zu sprechen, so machte der Doktor beim Fortgehen die Thüre mit Geräusch zu, und sagte mir draußen: Ihrer Mutter Nervenleiden steigert Ihr Herr Vater durch seine Schwäche. Wenn das so fortgeht, werden Sie bald dahin kommen, Teppiche auf die Treppen, und Tuchleisten zwischen die Thüren nageln zu lassen, und die Mutter wird dann noch mehr leiden. Sie als die Aelteste sind es selbst Ihrem Vater schuldig, die Mutter zu behandeln, wie man eine Nervenkranke behandeln muß.

Ließ ich nun in Behutsamkeit gestissentlich nach, so hielt die Mutter mich für lieblos und herzlos,

weinte und beschwerte sich bei dem Vater. Dieser verbat sich's, daß ich „des Dokter's Experimente" machte, die Schwestern erinnerten sich dann an die einzelnen Fälle, in denen ich ihnen hatte entgegentreten müssen, und ohne daß sie sich ein Bewußtsein darüber machten, nahmen sie Partei wider mich. Das heißt, sie kamen zu dem Resultate: daß ich die Mutter weniger liebe, als sie es thäten, und es gab wirklich Augenblicke, aber auch nur Augenblicke, in denen ich mich der Mutter förmlich entfremdet fühlte. Indeß kaum war solch eine Empfindung in mir aufgetaucht, so folgten ihr auch schon die bitterste Reue und die schwersten Selbstvorwürfe. Ich sah dann ihr feines, blasses und in der Ruhe so liebliches Gesicht. Ich hörte den heisern, gebrochnen Ton ihrer Stimme, ich fühlte ihre heißen Hände, und verwünschte Alles an mir, was nicht war wie sie, was sich in meiner Natur der ihrigen nicht fügen wollte. Ihr Ausdruck war oft so sanft, ihr schwarzes Haar legte sich so glatt und in so weichem Scheitel um ihre schmale Stirn, ihr Bestreben sich für den Vater auch äußerlich noch angenehm zu erhalten, war so rührend. Mir kamen oft die Thränen in die Augen, wenn sie sich frisch ankleidete, um den Vater Abends bei

der Rückkehr aus dem Comtoir recht heiter am Theetisch zu empfangen, wenn sie wieder Gesellschaft sehen und mit uns leben konnte wie sonst. Ich zweifelte nie an ihrer Liebe für mich, ich kannte mir mit furchtbarer Deutlichkeit die Stunde ausmalen, in der diese guten Augen mich nicht mehr so freundlich anblicken würden, und meine Angst um sie, meine Liebe für sie, waren dann noch lebhafter als meine vorangegangene Mißempfindung.

Ich nannte mich dann eine Thörin, weil ich mir einbildete, mich nicht aufgeben zu dürfen. Ich läugnete mir mit der Uebertreibung, zu welcher aufgeregte Zustände uns verleiten, jede Art der Bedeutung ab, ich sagte mir, ein Frauenzimmer, das nicht Liebe zu erwecken im Stande sei, sei Nichts werth. Und wessen Liebe hatte ich denn erworben, da weder Heinrich, noch die Schwestern mich liebten, wie ich es wünschte, und da ich für die Mutter auch Nichts zu sein verstehe? — Es blieb immer nur der Vater übrig; und wenn ich mit dem Fanatismus eines Büßenden gegen mich selbst gewüthet hatte, war der Hinblick auf den Vater der Hort, an dem ich mich emporrichtete. Ich habe um meine Mutter in jedem Betrachte viel gelitten, und wir

lieben Denjenigen, um den wir in solcher Weise leiden. Ich habe im Leben nie nach ihr verlangt, wenn Schmerz und Kummer mich bedrängten, weil sie mir nicht hätte helfen können, aber ich ersehne mir ihre Theilnahme und ihren freundlichen Blick doch noch heute gar oft, wenn ich an der Seite meines theuern Mannes und in dem Kreise seiner Kinder, in unserm Hause ein Glück genieße, das sie mir so oft gewünscht hat, und das in solcher Fülle für mich zu hoffen, ich damals weit entfernt war.

Inzwischen war mein ältester Bruder von Berlin nach Hause gekommen, und die Entfernung von der Heimath und das Leben in fremder Umgebung hatten auch auf ihn vielfach eingewirkt. Er hatte Beziehungen gewonnen, Verbindungen geschlossen, die uns fremd waren, er hatte Heinrich Simon kennen lernen, und da er mit einem, durch seine brüderliche Liebe für mich natürlichem Vorurtheile gegen denselben, nach Berlin gekommen war, so hatten sie sich nach kurzem Zusammenhange, von einander entfernt. Diese Entfernung aber wirkte für den Augenblick befangend, und in gewissem Sinn erkältend auf unser geschwisterliches Verhältniß und unser gegenseitiges Vertrauen ein. Auch von

der Mutter und den Schwestern wußte ich aus tausend kleinen Aeußerungen, daß sie gegen Heinrich eingenommen waren, und mein Festhalten an ihm als eine Thorheit, ja in gewissem Sinne als eine Unwürdigkeit betrachteten. Nach dem Gesetzbuch der bürgerlichen Sittlichkeit ist es nicht schicklich für ein Mädchen, einem Manne mehr Neigung zuzuwenden, als er für dasselbe hegt; und zu lieben, wo man nicht in gleicher Weise wieder geliebt wird, gilt als entschieden unweiblich und unanständig. Die conventionelle Sitte und Weiblichkeit sind gute Haushalter und gute Rechner, aber sie vergessen bei ihren Moralexempeln, es in Anschlag zu bringen, daß die schöne, glühende Begeisterung, die reine liebende Verehrung eines bedeutenden und guten Menschen ihren Lohn in sich tragen, und daß eine starke Leidenschaft trotz aller ihrer Qualen eine Erhebung und ein Glück ist.

Diese verschiedene Anschauungsweise hielt mich von dem weiblichen Theile meiner Familie fern. Mein Bruder fühlte sich von der Heiterkeit, Anmuth und Jugend der jüngern Schwestern lieblicher angesprochen als von mir. Er arbeitete dazu sehr viel, der Verkehr mit Rath Crelinger, der ihn nach

seinem vollen Werthe schätzte, wurde trotz der großen Altersverschiedenheit, welche zwischen den beiden Männern obwaltete, zu einem engen und dauernden Freundschaftsbande, das den Bruder vielfach in Anspruch nahm. Mein Vater hatte sich seit Jahren gewöhnt, seine merkantilischen Angelegenheiten mit ihm durchzusprechen, der Freund und die Stütze der Mutter war er immer gewesen, und ich blieb mir also mit meinen „unberechtigten Ansprüchen", mit meiner „Ueberspannung" und mit meiner „gemüthlosen Verstandeskälte "augenblicklich mehr als in frühern Jahren selber überlassen, ich war und fühlte mich mehr als je zuvor allein. Für sich selbst stehen zu lernen ist aber ein Glück, das man mit vorübergehendem Schmerze nicht zu schwer erkauft, wenn man seinen Weg im Leben zu suchen und zu machen hat.

Sechszehntes Kapitel.

Im Januar von achtzehnhundert neun und dreißig war ich seit Monaten ohne alle direkte Nachricht von dem Geliebten gewesen. Seine letzten Briefe hatten eine Zurückhaltung verrathen, die ich empfand, ohne mir klar machen zu können, worin sie sich kund gebe. Es klang Alles wie sonst und war doch nicht wie sonst. Auch in den Nachrichten, die ich inzwischen von den Seinigen empfangen hatte, war seiner in einer Weise erwähnt worden, die mir auffiel. Man sprach von ihm so besonders, so vorsichtig gegen mich; eine gemeinsame Freundin von ihm und mir, tastete ängstlich mit ihren Zeilen an mir herum, schien mir Etwas sagen und es doch verschweigen, mich aufmerksam machen und mich nicht beunruhigen zu wollen. Ich konnte das nicht ertragen. Mit derartiger Schonung behandelt zu werden ist immer kränkend für einen Menschen, der

nicht feige ist; und sich über einen Mann, den man liebt und dem man sein Vertrauen geschenkt hat, indirekte Nachrichten durch Andere zu verschaffen, dünkte mir unwürdig.

Wissen aber, was um mich her geschah, wollte und mußte ich, und so setzte ich mich denn eines Tages hin, und fragte fest und ehrlich bei ihm an: was bedeutet das weibliche, vorsichtige Geflüster und Heimlichthun in den Briefen? was wollen die Deinen mich errathen lassen und mir verschweigen? Es würde mich nur ein Wort, eine bestimmte Frage kosten, Alles zu erfahren; aber ich will es nur von Dir selber wissen. Was ist mit Dir vorgegangen?

Ich zählte die Tage bis zur Ankunft seiner Antwort. Ende Januar war eines Abends eine kleine Gesellschaft bei uns im Hause. Mathilde, die ich immer, wenn auch ohne die alte Befriedigung sah, unser Hausgenosse Rath Crelinger, die Mutter, meine Geschwister, und einige andere Personen waren in dem großen Wohnzimmer versammelt, als mein Vater aus dem Comtoir heraufkam, und ein kleines Packet in der Hand hielt. Er begrüßte Alle, und reichte mir, ehe er sich in der gewohnten Sophaecke nieder-

ſetzte, das Päckchen mit den Worten hin: Das iſt für Dich, Fanny!

Ich hatte ſchon von fern die Handſchrift erkannt. Mein Blut jagte mir durch die Adern, ich ſtand nach meiner feſten Ueberzeugung vor einer großen Entſcheidung, vor einem Wendepunkte in meinem Schickſal. Das Packet brannte mir in den Händen, ich konnte kein Auge davon laſſen. An ſeinem Inhalt hing mein ganzes Leben, und ich konnte ihn nicht leſen, ich durfte ja nicht auffallen. Ich behauptete alſo meinen Platz und meine Ruhe mit der Selbſtbeherrſchung, die Jeder erlernt, der durch lange Jahre ein Herzensgeheimniß vor peinlichen Berührungen zu bewahren hat. Man ſprach, ich weiß nicht was, ich antwortete, ich weiß nicht wie. Endlich, als die Singlehrerin meiner Schweſter ſich mit dieſer an das Inſtrument begab, um Muſik zu machen, und die Aufmerkſamkeit der Anweſenden ſich dadurch auf einen beſtimmten Punkt gerichtet hatte, ſetzte ich mich in meine Lieblingsecke zwiſchen dem Ofen und der Uhr nieder, und fing an, die Siegel zu erbrechen, den Bindfaden aufzuſchneiden, die doppelte Umhüllung des Inhaltes abzuwickeln. Ein langer Brief von Heinrich's Handſchrift fiel in

mein Auge. Ich fing zu lesen an — ich war wie vernichtet.

Der Mann, dem meine ganze Seele sich zugewendet, an den alle meine Gedanken, Wünsche und Hoffnungen sich geklammert, der Mann, an den mein Sein gebunden war, liebte eine Andere — liebte mit der höchsten Leidenschaft und hatte entsagt, um nicht sein besseres Selbst zum Opfer bringen zu müssen.

Ich war nicht im Stande, den Brief fest in den Händen zu halten, ich hatte Noth, die einzelnen Blätter wieder so weit zusammenzulegen, daß ich sie in die Tasche stecken konnte. Ich wollte aufstehen, die Füße versagten mir den Dienst, ich wollte sprechen, und die Lippen waren mir wie gelähmt. Ich konnte eigentlich kaum sagen, daß ich irgend Etwas wollte. Im Weltuntergange kann dem Einzelnen nicht viel Willen, nicht viel Ueberlegung übrig bleiben, und wie bei einem Weltuntergange war mir zu Muthe. Der Boden, auf dem ich gestanden, in dem ich gewurzelt, aus dem ich meine Nahrung gezogen hatte, sieben lange, lange Jahre hindurch, war mir unter den Füßen fortgezogen. Das Ziel, auf das ich mein Auge gerichtet, nach dem ich ge-

ſtrebt, war verſunken, ich hatte keinen Halt mehr, mir ſchwindelte, ich wußte nicht, was ich that, kaum was ich oder wie ich eigentlich empfand.

Ich erhob mich, um das Zimmer zu verlaſſen, ging aber wie im Traume, grade nach der entgegengeſetzten Seite hin, und blieb mitten auf dem Wege wie verwirrt ſtehen. Niemand außer Crelinger bemerkte das. Er trat an mich heran und ſagte leiſe: „Gehen Sie hinauf, Fräulein Fanny! Sie ſind faſſungslos!“ Er begleitete mich, neben mir herſchreitend, bis zur Thüre hin, und ich begab mich in mein Zimmer.

Es war finſter, die Rouleaux herabgelaſſen, das Feuer brannte im Ofen. Ich warf mich mit einem Aufſchrei auf das Sopha, ich meinte, das Herz zerſpringe mir in der Bruſt; aber ich konnte nicht weinen, nicht liegen bleiben. Ich ſprang empor, zog das Rouleaux in die Höhe, ſtieß die Fenſterflügel auf, und legte mich in das offene Fenſter. Es war eine brennende Kälte, und ich war im bloßen Halſe.

Ich ſah hinaus, die Straße war ſtill. Der Schnee lag blendend weiß auf dem Boden, auf den Wolmen, auf den Dächern der gegenüberſtehenden

Häuser. Die Schritte, welche auf den Treppen vor den Wolmen eingetreten worden, waren bereits wieder verweht und verdeckt. Die Laterne, die zwischen unserm Hause und der gegenüberstehenden Ecke an eiserner Kette hing, schwankte und schaukelte sich schrillend in dem starken Sturme hin und her. Ich blickte zum Himmel empor, die Sterne schienen mit nordischer Klarheit von dem tiefdunkeln Firmamente hernieder. Ich haßte ihr helles Licht, ihr sinnloses Geflimmer in dem Augenblicke. Aber der eisige Sturmwind entzückte mich, der mir die Locken in die Höhe jagte und sie mir über die Augen trieb, und mit einer wahren Wollust fühlte ich die schneidende Kälte der Luft auf meinem Nacken und auf meiner Brust. Erhitzt wie ich war, hoffte ich einen plötzlichen Tod zu finden; denn zu sterben, das war Alles, was ich verlangte. — Und nicht einmal einen elenden Schnupfen trug ich davon. Man ist gefeyt gegen alles äußere Ungemach, wenn man so unglücklich ist!

Was ich dachte? — Ich hatte gar keine Fähigkeit zum Denken. Es war wie ein Fallbeil auf mich hernieder gefallen. Nur eine Art unbestimmter Empfindung war in mir rege, und diese

rief in mir beſtändig: er iſt ſo unglücklich als Du! — und ich hatte darüber eine Freude, eine Freude, die mir das Herz zerriß.

Wie lange ich ſo am Fenſter mit der Todesſehnſucht zugebracht, weiß ich nicht. Ein Zuruf ſchreckte mich empor. „Um Gottes Willen! was machen Sie?“ ſagte plötzlich eine Stimme hinter mir, und eine Hand zog mich von dem Fenſter zurück. Es war unſer treuer Freund, Rath Crelinger, der mir zu Hülfe kam. „Man vermißt Sie,“ fuhr er fort, „können Sie nicht herunter kommen?“

Ich zündete Licht an, er mochte ſehen, wie verſtört ich war, aber ich erklärte, daß ich ihm gleich folgen würde. Er war damit zufrieden und entfernte ſich. In der Thüre aber wendete er ſich noch einmal um. „Ich kann mir denken, was Ihnen geſchehen iſt!“ ſprach er. „Ich verlange nicht, daß Sie mir's ſagen; aber was es auch ſein mag, es läßt ſich Alles überſtehen, und die Zeit wird Herr über Alles. Wir ſprechen doch wohl einmal davon!“

Er ging hinaus, ich hatte mein verſtörtes Haar zu ordnen. Als ich vor den Spiegel trat, mußte ich lachen. Mein Bild ſah mir ganz unverändert

aus demſelben entgegen. Man meint immer, ſolche innere Revolutionen müßten ſich auch äußerlich kennzeichnen, man möchte vernichtet ſein, wenn man ſich vernichtet glaubt; und man iſt ergrimmt darüber, daß es nicht ſo iſt. Denn wir erhalten in unſerer Dauerhaftigkeit gegen unſern Willen eine Bürgſchaft für das Ueberſtehen und Verſchmerzen des gegenwärtigen Zuſtandes, gegen welche man ſich empört, weil ſie gegen die Berechtigung deſſelben zu proteſtiren ſcheint. Und doch iſt die Leidenſchaft berechtigt, ſchon darum weil ſie der Kraftmeſſer der menſchlichen Natur iſt. Nur wer es weiß, welcher Stärke er im Lieben und im Haſſen, im Genießen und im Leiden fähig iſt, beſitzt ſich ganz und wird Herr über ſich ſelbſt.

Als ich die Treppe hinunterging, fühlte ich eine ganz unerwartete Ruhe über mich kommen, die Ruhe der Verzweiflung. Es hatte Alles gar Nichts zu bedeuten, was jetzt noch geſchehen konnte, es war für mich Alles vorüber.

Im Wohnzimmer ſtand der Tiſch für das Abendbrod gedeckt, ich ſetzte mich mit den Andern zum Eſſen nieder. Man fragte, weßhalb ich mich ent-

fernt, weßhalb ich so erhitzt sei, ich schützte Herzkrampf vor, damit beruhigte sich Alles. Wir aßen und plauderten wie immer. Man erhob sich danach, der Eßtisch wurde beseitigt, man fing noch einmal an, Musik zu machen, und da der Zufall tückisch ist, bat mein Vater mich, die Webersche Aufforderung zum Tanz zu spielen, die er gern hörte. Daß ich nicht Folge leisten könne, fiel mir gar nicht ein. Weßhalb sollte ich auch nicht spielen? fragte ich mich. Ich würde ohne alle Weigerung sogar getanzt haben, hätte man es von mir verlangt. Es wird ja morgen und übermorgen und in alle Zeit hinaus nicht anders sein, sagte ich mir, und leben werde ich ja müssen, so gut wie jetzt. Was morgen, was künftig sein muß, kann ich auch heute thun. Ich spielte also mein Stück herunter, aber mehr im Widerspruch ist der Geist dieser Composition vielleicht niemals mit der Empfindung desjenigen gewesen, der sie vortrug, als in diesem Falle.

Ich war auf das Aeußerste ermüdet und erschöpft, als ich endlich zur Ruhe kam, und obschon ich wachen wollte, bis die Schwester schlafen würde, um dann den Brief noch einmal zu lesen, sank ich in Schlaf. Er währte jedoch nicht lange, und ich er-

wachte erschreckend mit dem vollen Gefühl meines Unglücks.

Ich hatte das Packet unter mein Kissen gelegt. Nun zündete ich Licht an, und las und las, immer dasselbe, immer dasselbe, und jedesmal daß ich es las, wurde mein Verlust mir fühlbarer, mein Elend mir erdrückender, denn jetzt lernte ich es erst kennen, wie dieser Mann zu lieben vermochte.

Ohne sich zu schonen, klagte Heinrich sich der Schwäche an, in der er sich mir gegenüber gehen lassen. Es hatte ihm so wohlgethan, sich von einem starken ehrlichen Herzen, auf dessen Ausdauer er rechnen konnte, geliebt zu wissen, und er hatte sich die Frage, was daraus werden solle, wenn er sie sich vorgelegt, nicht streng beantwortet. Er hatte das Leben, die Zeit, die Verhältnisse walten lassen wollen. Er hatte gewußt, daß ich an ihn gefesselt sei, hatte sich dessen gefreut, und seine Herrschaft und seine Freiheit zugleich behalten wollen. Er hatte empfunden und gehandelt, wie Tausende von Männern handeln, weil sie sich und ihr Geschick, sich und ihre Zufriedenheit, sich und die Gestaltung ihrer Zukunft, höher und wichtiger schätzen als das Weib und dessen Loos — und von der

Hand und dem Herzen einer Frau war dem stolzen Herzen die Nemesis dafür geworden.

Seine Liebe und Hingebung erschlossen ihm das Verständniß für die meine, sein gewaltiger Schmerz machte es ihm klar, was ich jetzt zu erdulden hatte, und mit der wahren Reue, die nicht zurückblickt, sondern vorwärts sieht, sagte er mir: ich habe Nichts von Dir zu fordern, Nichts von Dir zu erbitten. Hast Du es nöthig, um Frieden für Dich zu finden, so wende Dich von mir. Kannst Du Dich überwinden, wie ich es thun mußte, so bleibe mir. Laß uns als Freunde an einander halten, und in keiner Stunde Deines Lebens werde ich Dir fehlen. — Und er hat redlich Wort gehalten, bis an sein Lebensende!

Ich habe meinen Zustand an jenem Abende mit der Zerstörung durch ein Erdbeben vergleichen. Wie nach einem solchen Unheil sah es am darauf folgenden Tage in meinem Innern aus. Es war Alles über den Haufen geworfen, es lag Alles wirr und wüst durcheinander, ich wußte nicht, ob sich die Bruchstücke meines Lebens jemals wieder zusammen fügen lassen würden, und wonach ich zu greifen hätte, um mich für den Augenblick daran zu

stützen und zu halten, um mich vor der Vernichtung zu bewahren. Aber worauf ich meinen Sinn auch richtete: die Liebe meines Vaters, meine Geschwister, mein Vaterhaus, meine Pflichten für dasselbe, die Freundschaft unseres vortrefflichen Hausgenossen, die Liebe von Heinrich's Mutter; es brach Alles wie Binsen unter meiner Hand zusammen, es war mir an dem Tage völlig werthlos. Der Trost, daß man jedes Leid überstehe, daß man vergessen könne, ein neues Leben leben könne, war mir zuwider und ich wies ihn heftig von mir. Was war ich denn, wenn ich nicht mehr so unglücklich war? Wie die verstoßene Königstochter sich in ihr langes blondes Haar einhüllt, sich mit dem Einzigen umgiebt und schirmt, was man ihr noch gelassen hat, so hüllte ich mich in meinen Schmerz ein. Er war mein Schutz, mein Kleid, mein Rang. Ihn mir nehmen wollen, hieß mich des Letzten berauben, was ich noch besaß — und er hüllte mich für lange Zeit in seinen dunkeln Mantel ein, schnitt mich für lange Zeit von Allem ab, was mich umgab.

Nur Eins stand in mir fest. Ich wollte nicht kleinherziger, nicht geringer sein, als der Geliebte mich geglaubt hatte. Ich wollte und mußte mir

seine Freundschaft und sein Vertrauen erhalten um jeden Preis, und ich traute mir zu, dies zu vermögen. Ich schrieb ihm, noch ehe der erste Tag zu Ende ging. Jetzt, da er mir verloren war, jetzt gönnte ich es mir, ihm einmal im Leben zu sagen, wie sehr ich ihn geliebt. Und wie er sich mir zum Freunde angelobt, so habe auch ich ihm das gleiche Versprechen wiedergegeben, und auch ich habe mein Wort redlich gehalten, bis an sein Lebensende und darüber hinaus.

Hier aber möchte ich die Worte wiederholen, die ich bei dem Beginne meiner Lebensgeschichte niederschrieb: „Es ist etwas Besonderes um das Festhalten und Aufzeichnen seiner eigenen Vergangenheit. Man ist Darsteller und Zuschauer, Schöpfer und Kritiker, jung und alt zugleich. Man empfindet alle seine genossenen Freuden mit der Kraft der Jugend, man blickt auf seine vergangenen Leiden mit dem Gefühle eines Ueberwinders zurück." Und ich setze jenem Ausspruche jetzt noch hinzu: damit man aber solche auf das innere und äußere Erleben gerichtete Memoiren schreiben könne, sind drei Vorbedingungen unerläßlich.

Es gehört dazu ein durch die Phantasie nicht

bestochenes und nicht zu beirrendes Gedächtniß, wie die Natur es mir verliehen. Es gehören dazu ein fester Glaube an die überzeugende Kraft und Macht der Wahrheit, und ein Lebensweg, dessen man sich, trotz seiner Irrthümer, mit all seinen Leiden und Freuden nicht zu schämen hat. Denn wie man von dem Menschen im Allgemeinen sagen kann: sage mir mit wem Du umgehst, und ich will Dir sagen, wer Du bist! — so darf man von einem Weibe unbedenklich behaupten: man könne es beurtheilen nach dem Werth und der Bedeutung der Männer, die es geliebt hat; während das Gleiche nicht in gleicher Weise für die Männer gilt.

Siebenzehntes Kapitel.

Im März, wenig Tage vor meinem acht und zwanzigsten Geburtstage, kam mein jüngerer Bruder nach beendigtem medizinischen Staatsexamen in das Vaterhaus zurück. Er war noch nicht vier und zwanzig Jahre alt, und stand nun auf dem Punkte, eine Bestimmung über seine Zukunft treffen zu müssen.

Die mehrjährige Entfernung von der Heimath, während welcher er nur in zwei Besuchen nach Hause zurückgekehrt war, hatte ihn in jedem Betrachte vortheilhaft entwickelt. Man rühmte seine Kenntnisse in seinem Fache, er hatte von Jugend auf viel gelesen, war in der deutschen und französischen Literatur bewandert, seine Ideen waren reifer geworden, seine gesellschaftlichen Formen abgeschliffen; aber er hatte noch immer den Zug zum Ungewöhnlichen, und eine unbestimmte Sehnsucht

in die Ferne, die ihn nicht recht zur Ruhe kommen ließen, und ihn besonders in jenem Zeitpunkte plagten, in welchem er sich, nach der hinnehmenden Arbeit für sein Examen, nun plötzlich unbeschäftigt fand. Er wohnte natürlich wieder in unserm Vaterhause, und da der Vater sich nur schwer von jener strengen Controlle entwöhnen konnte, welche er von jeher über uns zu führen für Pflicht erachtet, so verlangte er bald, der Sohn solle sich auch während des Interregnums, in welchem er sich befand, eine bestimmte Tageseintheilung, bestimmte Arbeits- und Studirstunden feststellen, überhaupt, wie er es nannte: „etwas Ordentliches thun!"

Nun gehörte Moritz aber zu jenen Naturen, denen grade das äußerlich regelmäßige Thun und Arbeiten ein Zwang, und jeder Zwang unerträglich war. Die bloße Vorstellung, daß er um diese oder jene Stunde Etwas thun solle, was um diese Stunde zu thun nicht nöthig sei, machte ihm dieses Etwas zuwider. Es wäre ihm leicht und natürlich gewesen, von frühe bis in die Nacht in einer medizinischen Praxis, oder in einem Hospitale nicht zu Athem zu kommen, aber freiwillig von Morgens bis Mittag am Studirtisch zu sitzen, weil der ältere Bruder um

diese Zeit auf dem Gerichte, der Vater im Comtoir beschäftigt war, dazu konnte er sich nicht bringen. Der Vater sah das, ohne es an dem Sohne, der ein Mann war, offen tadeln zu mögen; Moritz fühlte, daß der Vater nicht mit ihm zufrieden sei, und da er denselben sehr liebte, machte dieser Gedanke ihn selber unbehaglich, während er sich mit Recht sagen mußte, daß er sich von dieser Art der väterlichen Beaufsichtigung frei machen müsse, falls er in Königsberg bleiben solle.

Aber die Wahl seines nächsten Aufenthaltes und die Plane für den Beginn seiner selbstständigen Laufbahn waren ein anderer Gegenstand der Erörterungen und der Sorgen. Da der Mensch in seinem dunkeln Drange sich des rechten ihm zupassenden Weges meist bewußt ist, so beharrte Moritz noch immer bei seinem alten Verlangen, die Welt zu sehen, und sprach oftmals den Gedanken aus, als Schiffsarzt sich irgend einer Expedition anzuschließen, nach Algier zu gehen, nach Amerika auszuwandern, kurz einen Lebensweg zu wählen, der ihm jene Aufregungen und jene Entwicklung und Bethätigung seiner Kraft ermöglicht hätte, in denen er sich allein wohlbefand.

Davon wollte der Vater aber Nichts hören. Er hatte es in der Erziehung seiner ältesten beiden Kinder mit Elementen zu thun gehabt, die seiner Natur auf die eine oder die andere Weise verwandt waren; bei seinem zweiten Sohne war das nicht der Fall, und er sah es nicht ein, oder wollte es damals noch nicht zugeben, daß die Erziehung ebensowohl eine auf Erfahrung begründete Wissenschaft mit ganz bestimmten Regeln, als eine freie Kunst sei, in welcher für jeden Ausnahmefall eine andere Methode angewendet werden muß, wenn die Erziehung ihrer eigentlichen Aufgabe genügen soll: die jedesmaligen Anlagen in der ihnen angemessenen Richtung zu entwickeln, und auf das ihnen entsprechende Ziel hinzulenken.

Er liebte diesen Sohn mit der ganzen Liebe, die er für Jeden von uns hegte, er hatte oft Ursache gehabt, sich von der reichen Begabung desselben und von seiner Liebe für den Vater zu überzeugen. Er erzählte oftmals, daß Moritz von frühester Kindheit auf anders gewesen sei, als wir; indeß er zog nicht die richtige Folgerung daraus. Keiner von uns Allen hatte sich je einer Strafe widersetzt, sie waren auch sehr selten und immer verdient gewesen.

Moritz, der schon als zweijähriger Knabe von einer leidenschaftlichen Heftigkeit gewesen war, hatte bisweilen Schläge bekommen, und kaum sechsjährig, als der Vater ihn einmal gezüchtigt, ausgerufen: „Bin ich denn dazu auf der Welt, geschlagen zu werden?“ — Das hatte den Vater bewogen, ihn vorsichtig zu behandeln; aber statt diesen Knaben zur freien Selbstbeherrschung zu gewöhnen, die allein ihn hätte zügeln können, hatte der Vater ihn, wie uns Alle, unter seiner Herrschaft behalten wollen, und es war daraus Nichts entstanden, als daß Moritz sich selbst nicht beherrschen konnte, während ihm jede andere Herrschaft lästig fiel, und daß er die selbstvertrauende Energie eingebüßt hatte, die ihn hätte leiten können. Er ist mir oft wie ein Schiff vorgekommen, das ohne den rechten Steuermann mit vollen Segeln auf dem Meere herumgetrieben wird. Aufregung und Entmuthigung wechselten bei ihm ab, und in einem Zustande selbstbewußter Ruhe, oder fest entschlossenen Wollens, habe ich ihn kaum gesehen. Geistreich, gut, schwungvoll und von einer kindlichen Liebenswürdigkeit, wurde er seines Lebens niemals im wahren Sinne froh; und so lustig und ausgelassen er sein konnte, war

man niemals sicher, daß er in dem nächsten Augenblicke nicht mit vollster Wahrheit sein ganzes Leben als ein ihm nicht zusagendes bezeichnete, und es nicht der Mühe des Lebens werth fand. Er taumelte recht eigentlich von Begierde zum Genuß, und schmachtete doch in demselben nach etwas Besserem und Höherem als der Rausch befriedigter Begierde ihm gewährte. In außergewöhnlichen Verhältnissen wäre er ohne Frage ein bedeutender Mann geworden; in der Beengung durch kleine Verhältnisse rieb er sich nutzlos auf, und als er endlich später das ihm zusagende Terrain gefunden hatte, ereilte den Neunundzwanzigjährigen leider ein jäher Tod.

In den Tagen, von denen ich bisher gesprochen, hatte Moritz für seine sogenannten abenteuerlichen Plane indessen nicht nur den Vater, sondern uns Alle gegen sich. Die Vorstellung von weiten Seereisen, von großen Entfernungen war uns Allen nicht so geläufig, als sie es den Menschen jetzt in der Zeit der Dampfschiffe, der Eisenbahnen und Telegraphen geworden ist. Wir suchten sie ihm, jeder auf seine Weise, auszureden, und doch war der Vater zugleich der keineswegs begründeten Ansicht,

daß es Moritz unmöglich fallen werde, sich in seiner Vaterstadt, in welcher sein wildes Studentenleben noch in frischem Andenken stand, eine ausreichende ärztliche Praxis zu erwerben.

Die Mutter war anderer Meinung und zwar mit dem vollsten Rechte. Daß Moritz nicht in die Welt gehen solle, war bei ihrer Kränklichkeit ein sehr natürlicher Wunsch; und sie machte darauf aufmerksam, daß er den Frauen angenehm sei, daß alle Kinder ihn liebten, daß die geringen Leute schnell ein Herz zu ihm faßten, und daß ein Arzt, der die Frauen, die Kinder und die Armen für sich habe, immer sicher sein könne, zu einer Praxis zu gelangen. Ein paar seiner Freunde erinnerten in gleicher Weise, daß er grade durch sein Universitätsleben auf eine Kundschaft unter den Studenten rechnen könne, die ihm weiter vorwärts helfen würde; und wenn er in den hergebrachten bürgerlichen Verhältnissen bleiben sollte, war er anscheinend nicht abgeneigt, sich in Königsberg niederzulassen, da er mit großer Innigkeit an uns Allen, besonders aber an den Eltern und dem Bruder hing. Indeß hier trat die Feigheit seiner Geschwister ihm entgegen. Wir fürchteten die Reibungen und Mißhelligkeiten,

die bei dem besten Willen von beiden Seiten zwischen dem Vater und dem Sohne gelegentlich entstehen konnten, bis der Vater sich gewöhnt haben würde, ihn völlig von seiner Aufsicht frei zu geben; und man gerieth also auf den Gedanken, er solle seine Niederlassung in einer der preußischen Provinzialstädte nehmen. Dagegen widersetzte ich mich nun so sehr ich konnte, weil ich überzeugt war, daß die Lebensverhältnisse einer kleinen Stadt nicht das Element in sich trugen, dessen dieser Bruder zu seiner Entwicklung bedurfte, und darin irrte ich mich nicht. Man wußte also buchstäblich nicht, was mit ihm werden solle. Da nun Jeder seine Meinung äußerte und diese eifrig vertheidigte, wie sich denn im Familienleben auch der Unbedeutendste nicht nur für befugt sondern für verpflichtet hält, mit zu rathen und zu thaten, auch wenn er die Sache nicht eben sonderlich übersehen kann, um die es sich handelt, so kamen statt eines vernünftigen Planes, eine große Menge von natürlichen Empfindungen und von zärtlichen Sorgen in Betrachtung, und ich lieferte dazu meinen Antheil so gut wie alle die Andern. Wer sich bei diesen Erörterungen endlich am gleichmü-

thigsten verhielt; das war Derjenige, den sie betrafen.

Moritz sah bald ein, daß er ein ihm gemäßes Resultat nicht werde erreichen können. Das Reden, Ueberlegen, Anfragen, Bestimmen und Abändern währte eine geraume Zeit. Der junge Doktor fing an, seinen Müßiggang schwer zu empfinden. Daneben wurde er es müde, heute die arme Mutter über seine voraussichtliche Entfernung sehr gerührt zu sehen, und morgen von mir weitgehende Plane entwickeln zu hören, welche mit seinen Neigungen übereinstimmten, und die nur den Fehler hatten, unter unsern Verhältnissen und grade für ihn, nicht ausführbar zu sein, während sie es unter denselben Bedingungen für mich gewesen wären, die ich, in jenen Tagen, mehr Energie und Ausdauer besaß als er. Ihm fehlten, unserer berathenden Rathlosigkeit, unserer beschließenden Unentschlossenheit gegenüber, die nöthige Charakterstärke und jener Egoismus, der in solchen Fällen eine Wohlthat für alle Theile ist, wenn man ihn Anfangs auch schwer verurtheilt. Er gewann es nicht über sich, dem Vater zu sagen: gieb mir, was Du mir zu geben für gut erachtest, und laß mir die Freiheit der Wahl! —

Sein moralischer Muth kam seinem physischen Muthe nicht gleich. Er dachte also nicht daran, Etwas zu unternehmen, was mißglücken und indirect den Eltern Sorge machen konnte. Die Familienliebe hatte ihn in gewissem Sinne gebrochen, sie machte ihn unfrei in sich, und bald hatte er gar kein anderes Verlangen mehr, als aus dem augenblicklichen Unbehagen heraus, und zu dem Genusse einer relativen Freiheit, gleichviel unter welchen Bedingungen, zu gelangen.

Aber nicht allein Moritz war unzufrieden, wir fühlten uns Alle nicht mehr so glücklich, als in jenen sorglosen Tagen, in welchen wir, dem Willen unseres Vaters unterthan, uns nur als eine Gesammtheit und als seine Kinder erschienen waren. Meine Brüder und ich hatten Neigungen, Wünsche, Ansprüche und Verlangnisse, die über die Grenze des Vaterhauses hinausgingen. Unsere Charaktere hatten sich bereits sehr verschieden ausgeprägt, wir wußten, daß wir uns über bestimmte Punkte nicht vereinigen und nicht verständigen konnten. Wir liebten die Eltern und liebten einander noch wie zuvor, aber wir nahmen einander nicht mehr auf Treu und Glauben hin, sondern beurtheilten die

Eltern und ihre Handlungen, und beurtheilten auch das gegenseitige Wesen und Thun, jeder von seinem Standpunkte aus. Da wurde man denn allmählich inne, daß man nicht mehr wie früher Ein Ganzes, sondern nur eine Gesammtheit, und zwar eine solche ausmachte, welche naturgemäß auf ein Zerfallen in einzelne selbstständige Existenzen angewiesen war; und man erschrak darüber nicht mit Unrecht. Die Zeiten, in welchen sich diese Wandlung innerhalb der Familie, diese Auflösung der Gesammtheit zu selbstständigen Einzelnheiten, vollzieht, sind schwer zu bestehen. Sie sind in gewissem Sinne für den Vater eine ähnliche Krisis, wie die Geburt des Kindes es für die Mutter ist. Wie hier das Kind sich mit physischer Nothwendigkeit von dem Organismus der Mutter losreißt, dessen integrirender Theil es bis dahin gewesen, so kommt für jeden Familienvater ein Zeitpunkt heran, in welchem seine Kinder sich mit eben solcher Nothwendigkeit von der Hörigkeit ihrer Kindheit und Jugend losreißen müssen, und in beiden Fällen ist für die Eltern wie für die Kinder Gefahr vorhanden, wenn der Organismus, an dem sich die Krisis vollzieht, kein gesunder ist.

In dem physischen wie in dem psychischen Leben, in der Familie wie in dem Staate wiederholt sich überall derselbe Prozeß, waltet überall das gleiche Gesetz, und mit ihm die gleiche Nothwendigkeit ob. Alles was selbstständig existiren kann, trachtet nach Selbstständigkeit und bedarf ihrer zu seiner Entwicklung und Vollendung. Und wo die dazu nothwendige Freiheit nicht rechtzeitig und in dem genügenden Grade geboten und geschafft wird, wo man die Individuen nicht für den richtigen Gebrauch derselben vorbereitet hat, wendet sich das für Freiheit reif gewordene Wesen, unwillkürlich oder mit Bewußtsein, zerstörend und bisweilen sich selber mitvernichtend, gegen die Schranke von der es zurückgehalten wird. Die Familien und die Staaten, Väter und Kinder, Fürsten und Völker wissen davon zu sagen, und auch in der sogenannten unorganischen Natur finden sich die Belege für dieses Grundgesetz.

Keiner von uns Geschwistern konnte sich freilich damals einer solchen Erkenntniß rühmen, aber die Erwachsenen fühlten sich mehr oder weniger doch Alle gedrückt, und unsere innern Zustände waren damals recht bedenklich. Wir waren, bei all unserer

Liebe, wie eine Brut flügge gewordener Vögel, die im Neste nicht mehr Platz haben, und hinaus müssen, um im Freien wieder fröhlich und gute zufriedene Cameraden zu werden. Der Reibungen, der Mißverständnisse, der Unzufriedenheiten des Einen mit dem Andern, der tiefeingreifenden Gespräche und der daraus folgenden Aufregungen gab es wieder und wieder; und hätte man recht zugesehen, so würde es sich bald herausgestellt haben, daß man nur mich und Moritz von Hause zu entfernen gebraucht, um sich wieder völlig in Harmonie und in Zufriedenheit zu befinden.

Ein Gutes jedoch hatte jene Zeit für uns: wir erlernten es an einander, Duldung für die abweichende Meinung, und Schonung für die uns nicht zusagende oder unrichtig dünkende fremde Absicht zu üben. Je besser ich es aber allmählich über mich gewann, mich in die Naturen der Andern hinein zu denken, und mit ihnen aus ihrer Seele heraus zu empfinden, um so weniger war ich mit mir zufrieden, denn ich kam mir dabei falsch und unwahr vor. Man wird, so lange man sich selbst noch als einen Maßstab für die Andern annimmt, stets um so ungerechter und härter gegen sie, je

idealistischer man ist. Die beschränkte Einseitigkeit, welcher wir auf diesem Entwicklungsgrade unterliegen, läßt uns völlig übersehen, daß jeder Mensch in seinem Thun und Treiben so lange unangefochten bleiben muß, als ihm oder uns kein Hinderniß durch sein Gebahren in den Weg gelegt wird. Ich quälte mich jedoch bald auf die eine, bald auf die andere Weise. War ich unduldsam, so machte ich mir Vorwürfe darüber; sah ich Etwas schweigend mit an, was ich für Unrecht hielt, so sagte ich mir, daß ich jetzt klüger, das heißt schlechter werde, daß ich gleichgültig gegen die Entwicklung meiner eigenen Geschwister, daß ich nicht mehr wahrhaft sei, und um des lieben Friedens willen heuchle. Der alte mir so werthe Vers: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele, oder was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder erlöse" lag mir dann beständig im Sinne, und ich empörte mich in meinem Herzen gegen die Familie als solche, weil sie nach meiner Meinung dem Einzelnen nicht die Freiheit gestattete, glücklich oder unglücklich zu sein nach seinem eigenen Willen, und ihn zwang, sich zu verleugnen, wenn er Ruhe haben wollte.

Ich war dabei indeß nur halb in meinem Rechte. Die Familie, wie sie ist, kann nur ein Interesse haben: das Wohlbefinden und das bürgerliche Fortkommen ihrer einzelnen Glieder. Was diesen beiden Voraussetzungen entgegen ist, muß sie verwerfen, und verwirft sie auch schonungslos. Daß ich mein Leben an eine hoffnungslose Liebe, mein Herz einem Manne hingab, der dies nicht gefordert hatte und es nicht durch seine Hand zu belohnen dachte, war mir immer als eine Thorheit und eigentlich als eine Unweiblichkeit, ja oft noch schlimmer angerechnet worden. Jedes meiner Familienmitglieder hatte sich für ermächtigt und für verpflichtet gehalten, mir dies vorzustellen, und im Grunde waren Alle recht wohl damit zufrieden, daß dieser romantischen Verblendung jetzt durch Heinrich selbst ein Ende gemacht worden war. Ich fand daher auch bei Niemanden den vollen Antheil und den Trost, dessen ich bedurfte. Man wollte mir beweisen, daß ich froh sein müsse, aus meinem Traume zu erwachen', meinen Irrthum endlich dargethan zu sehen, und man begriff nicht, daß man mir damit das ganz Unmögliche zumuthete.

Moritz befand sich auf seine Art ziemlich in der-

Univ. Bibl. München

selben Lage, und wir hätten also füglich ein Verständniß für einander haben müssen. Indeß wir lagen, mit all unserm Begehren nach Unabhängigkeit, doch Beide noch so fest im Bann des Vaterhauses und des väterlichen Willens, im Bann der Liebe für die Eltern, daß ich eine direkte Auflehnung des Bruders gegen unseres Vaters Willen nicht für möglich gehalten haben würde, obschon ich selbst mich ihrer für den Nothfall fähig wußte; und daß Moritz es heftig tadelte, wenn er mich traurig und nicht glücklich sah.

So aber machen wir Menschen es mit einander. Jeder, der einen Vogel mit gelähmtem Flügel findet, hebt ihn auf, und trägt und hegt ihn, und sein Mitleid mit dem hülflosen Geschöpfe läßt ihn das Erfinnliche zu dessen Heilung versuchen. Wer aber einen Menschen vor sich hat, dem seine Schwingen zerbrochen sind, verlangt in der Regel ganz zuversichtlich, daß er fliegen solle, und bedenkt es nicht, wie elend der Gelähmte, Gebrochene sich auch ohne diese ungerechte Forderung fühlen muß.

Am unglücklichsten war dabei ohne alle Frage unsere Mutter. Sie hatte im Allgemeinen einen sehr richtigen Blick für die Lage jedes Einzelnen.

Sie erkannte oft das Nöthige deutlicher als jeder Andere, und konnte dann ihr scharfes Urtheil mit wenigen Worten sehr klar motiviren. Es war nur übel für uns, und übler noch für sie, daß solche hellsehende Augenblicke ohne Folge blieben, weil die nächste nervöse Umstimmung ihr den Blick verdunkelte, und Alles verwirrte, was man nun ein für allemal neben ihr und durch sie gewonnen zu haben glaubte.

So kamen denn nach Epochen voll herzlicher Aufgeschlossenheit, wieder Stunden, in denen sie sich über uns, eigentlich nur über mich, bitter beschwerte, und mir und meinem Walten im Hause und in der Familie, das mir in der Weise, in welcher ich es übte, vom Vater zur Pflicht gemacht war, allen den Kummer zur Last legte, an dem sie zu tragen hatte. Ich war es, deren geistige Richtung den einfachen Sinn ihrer Kinder verwirrte; ich, deren Ansprüche an das Leben jeden Bewerber von mir, und also auch von meinen Schwestern fern hielten. Ich trug die Schuld, daß sie nicht den ihr gebührenden Einfluß im Hause hatte; und wie ihre Eifersucht sich sonst nur gegen meines Vaters Vorliebe für mich gerichtet hatte, so war ihr jetzt meine ganze

Bildung, ja meine Einwirkung auf meine Schwestern oft ganz zuwider, und ich habe unbeschreiblich davon gelitten; denn was ich innerhalb unserer Familie, bei einer durch ihre Krankheit so ungleich gestimmten, und oft für jedes Dirigiren monatelang unfähigen Mutter, als älteste Tochter nothwendig leisten mußte, das wurde mir zugleich auf das Aeußerste erschwert. Ich habe viel schwere Tage gehabt, und mir dann oft gesagt: wenn heute alle Verdrießlichkeiten, die auf der Erde sind, erschöpft wären, so würde wahrscheinlich neuer Anlaß dazu für mich vom Himmel regnen. Ich habe mich oft gefragt: wofür will mich das Leben denn mit dieser harten Schule, mit diesen Geduldproben erziehen? — Und mitten in den mir schwersten Stunden habe ich meinen Vater angesehen, der weit sorgenvoller und beladener als ich, niemals sein Gleichgewicht, niemals seine Zärtlichkeit und nachsichtige Liebe für den Einzelnen verlor, und der mir denn auch nur freundlich entgegen zu kommen brauchte, um mich vergessen zu machen, was mich eben noch empört hatte. War er unter uns, so hörte jedes Mißbehagen auf, und vor seinem hellen Auge verschwanden, wie Nebel vor der Sonne, alle unsere Sorgen

und Zerwürfnisse. Die Mutter war dann immer heiter, wir saßen wieder als Kinder eines Hauses, abgetrennt von der Außenwelt an seinem Tische, und es wollte mich dann oft unbegreiflich dünken, wie ich etwas Anderes, etwas mehr verlangen könne, als die Meinen heiter zu sehen und mit ihnen so zusammen zu leben.

Mitten in das Erwägen und Berathen von meines Bruders Zukunft trat ein Ereigniß ein, das der Unentschlossenheit plötzlich ein Ende machte. Moritz hatte im Laufe des Jahres achtunddreißig in Berlin ein Schußduell mit einem jungen Adeligen gehabt, und diesen schwer verwundet. Der anwesende Arzt und mein Bruder selbst hatten die augenblickliche Zuziehung des damals berühmtesten Chirurgen von Berlin, des Professor Dieffenbach für nöthig erachtet. Dieser hatte sich meinem Bruder stets sehr geneigt bewiesen, hatte gelegentlich geäußert, er finde in dem jungen Manne sich und seine eigene Jugend wieder, und hatte denn auch nach seiner Weise mit einer Art von Vergnügen über die sehr extravaganten Bedingungen des Duells und den schönen Schuß gegen Dritte mehrfach gesprochen. Dadurch war das Duell ruchbar, und

eine Untersuchung eingeleitet worden, welcher die Betheiligten zu begegnen suchten, indem mein Bruder Berlin verließ, und auch der junge Edelmann sich, sobald es anging, aus der Residenz entfernte.

Ich erinnere mich nicht, durch welche Veranlassung diese Untersuchung, die in's Stocken gerathen war, nun im Frühjahr von neun und dreißig wieder aufgenommen wurde. Nur so viel ist mir deutlich geblieben, daß mein Vater, beunruhigt durch die Möglichkeit einer längern Festungsstrafe für den Sohn, den Entschluß faßte, ihn außer Landes zu schicken; und da seine Handelsgeschäfte ihn nach wie vor mit Polen und Rußland in Verbindung hielten, Polen und Rußland uns also geläufige Begriffe waren, einigten sich endlich Alle dahin, daß Moritz, unter den obwaltenden Verhältnissen, gar nichts Besseres thun könne, als nach Rußland zu gehen und dort seine ärztliche Praxis zu beginnen.

Unser junger Doktor war damit gar wohl zufrieden. Er hatte sich oftmals aus dem Staube gemacht, wenn wir uns in die Ueberlegungen vertieften, und sich mit den Worten des Tell entschuldigt: „Ich kann nicht lange prüfen oder wählen, bedürft Ihr meiner zu entschlossener That, so ruft

den Tell, es soll an mir nicht fehlen!" — Nun richtete er mit seiner angebornen Lebhaftigkeit sein Auge schnell auf Petersburg. Geheimrath Dieffenbach und noch einige seiner Universitätslehrer versahen ihn gern mit vortrefflichen Zeugnissen über seine ärztliche Befähigung, mit warmen Empfehlungen an einflußreiche Personen, und die Aussicht auf das Leben in einer neuen, ihm völlig fremden Umgebung, der Hinblick auf den Krieg gegen die Tscherkessen, in welchen Rußland damals verwickelt war, die Möglichkeit sich dorthin zu wenden, wenn er nur einmal selbst über sich zu bestimmen hätte, ließen ihn die Uebersiedlung nach Rußland bald als etwas sehr Wünschenswerthes betrachten. Er sprach mit Eifer davon, ein Unterkommen an irgend einer Klinik und mit ihr Material für seine Thätigkeit zu suchen; er malte sich die Begegnisse des Lebens in der großen und üppigen Kaiserstadt aus, er wollte Moskau sehen, dachte mit Entzücken an tscherkessische Pferde und schöne kaukasische Frauen, und war ganz Leben und Feuer, ganz Muth und Zuversicht.

Aber die Sache kam nicht so zur Ausführung, als er es wünschte und als es zweckmäßig für seine Person gewesen wäre. Eine Niederlassung in Pe-

tersburg setzte nach den eingezogenen Erkundigungen ein Kapital voraus, das mein Vater nicht beschaffen konnte. Dazu war er der Ansicht, Moritz würde sich in der Petersburger Gesellschaft nicht zusammen zu halten vermögen und deßhalb nicht so vorwärts kommen, wie es nöthig war. Er verlangte also, derselbe solle sich zuerst in irgend einer Provinzialstadt von Russisch-Polen ansässig machen, um dort die russische und polnische Sprache zu erlernen, während er sich in der französischen zugleich übe, und wenn er außer der Kenntniß der drei für Rußland unentbehrlichen Sprachen, sich das Geld zu einem Abwarten und Versuchen in Petersburg erworben haben würde, dann solle er dort, oder wo es ihm sonst gut dünken würde, seinen Aufenthalt wählen und seine Niederlassung bewerkstelligen.

Dieser Ausweg war an und für sich betrachtet, ein wohl überlegter. Er bot den Vortheil dar, verhältnißmäßig wenig Geldaufwand zu erheischen, und es wäre gar Nichts dagegen einzuwenden gewesen, hätte er nicht grade Alles dasjenige in sich vereinigt, was man eben für Moritz an den verschiedenen andern Vorschlägen im Einzelnen auszusetzen gehabt hatte. Indeß die alte Erfahrung, daß langes

und vielseitiges Berathen den Menschen verwirrt und ermüdet, und daß man aus Ermüdung und Ueberdruß schließlich Zugeständnisse macht, die man einzuräumen beim Beginne der Verhandlungen für undenkbar gehalten hätte, bewährte sich auch bei uns, und es stand also plötzlich fest, daß Moritz uns noch in der Mitte des Julimonates verlassen und nach Willna gehen solle.

Meine Mutter, welche seit zehn Jahren jeden Sommer auf dem Lande zubrachte, wohnte damals wieder in Neuhausen, wo sie ihren ersten Erholungsaufenthalt gemacht. Wir hatten uns in demselben Hause eingemiethet, in welchem wir früher gelebt, aber wir nahmen jetzt mehr Räume ein, und da der Vater einen leichten Wagen und zwei Pferde gekauft, welche zur Verfügung der Mutter in Neuhausen blieben, so konnte man sich die Trennung der Familie fast unfühlbar machen, indem man Diejenigen, welche sich bei dem Vater in der Stadt befanden, so oft es erwünscht war, auf das Land hinausholen ließ.

Am dreizehnten Juli hatte mein Vater in dem kleinen Städtchen Schaaken auf der kuhrischen Neh-

rung am kuhrischen Haff gelegen, ein Geschäft zu besorgen, und da sein Weg von Königsberg ihn über Neuhausen führte, war er schon am Abende vorher zu uns hinausgekommen, um an dem betreffenden Tage bei guter Zeit mit unserm Fuhrwerk nach der Nehrung zu fahren. Die Mutter, für welche solche weitere Ausflüge etwas Seltenes waren, äußerte den Gedanken, ihn zu begleiten, ein paar von den Schwestern wurden mitgenommen, und da am Nachmittage die Brüder mit dem Neuhausener Milchbauer aus der Stadt zu uns heraus kamen, so gingen wir zurückgebliebenen Mädchen mit ihnen den Eltern am Abende eine tüchtige Strecke Weges entgegen.

Es war einer der schönsten Sommertage. Der Weg erfreute uns. Es kam selten bei uns zu großen Promenaden und wir hatten also ein Vergnügen daran, unsere Kräfte zu erproben. Die Eltern waren angenehm überrascht, als sie uns mit einemmale vor sich sahen, der Vater stieg aus, die jüngsten müden Schwestern wurden an seiner Stelle zur Mutter in den Wagen gesetzt, und durch die wallenden Kornfelder und frischgemähten Wiesen gingen wir nach Neuhausen zurück, um unter den blüben-

den Linden, außerhalb des Gartens, dem Teiche gegenüber, wo der gedeckte Tisch uns erwartete, unser Abendbrod einzunehmen.

Wir waren ganz allein, die Eltern und ihre acht Kinder, und wir wußten, daß es wohl für eine geraume Zeit der letzte Abend sein würde, der uns in so enger Gemeinschaft beisammen fand. Niemand mochte es aussprechen, aber Jeder sagte sich, wie es nur noch drei Tage bis zu des Bruders Abreise hin sei, und daß er in der Stadt noch vielerlei für dieselbe vorzubereiten habe. Es waltete ein Gefühl und ein Bewußtsein des Glückes in uns, das wir in der Vereinigung unserer Familie alle die langen Jahre hindurch besessen hatten. Man stand an einem Wendepunkte, und sah gleichsam von einer Höhe auf den zurückgelegten Weg zurück. Wie oft für den Einzelnen die einzelnen Pfade auch eng und dornig gewesen sein, an welchen Steinen er sich gestoßen, wo er müde hingesunken sein mochte, jetzt war das Alles nicht mehr zu sehen. Ein schöner, vielfach gewundener Weg breitete sich vor unsern Blicken aus. Alles, was uns vielleicht noch wenige Stunden vorher geschmerzt hatte, war in der Tiefe von milder Dämmerung wohlthuend ver-

hüllt, und nur Erinnerungen an Liebe und an Freude, die uns zu Dank verpflichteten, ragten in sonnenbeschienener Höhe hell und leuchtend aus der Vergangenheit hervor. Es hatte sicherlich an dem Abende Keiner von uns Allen einen anderen Wunsch, als wieder und immer wieder so vereint in der Nähe unserer Eltern zu verweilen.

Des Vaters seelenvolles Gesicht sah so ruhig auf uns hin, die Mutter, welche sich ihrer durch die Fahrt erprobten Kräfte rühmte, war heiter und so anmuthig, wie es ihr eigentlich angeboren war. Sie getröstete sich, daß es doch noch mit ihr gehen, daß sie gewiß noch einmal wieder recht zu Kräften kommen werde. Unser junger Doktor befestigte sie nach bestem Vermögen in dieser Voraussetzung, obschon er ihren Zustand für sehr bedenklich hielt; und da er selber gern Hoffnung geben und hoffen wollte, so gewann die Zuversicht uns Alle. Man sprach gar nicht von der Trennung, nur von den guten Dingen, die man für den Scheidenden erwünschte und erwartete. Sein froher Muth verlor sich in weite Flüge. Er versprach uns chinesischen Thee und russische Pelze und Warschauer Schuhe, und persische Schlafröcke für Vater und Bruder zu

senden, wenn er Geld haben würde, was zu erwerben ihm gar nicht fehlen konnte; und man kehrte dann wieder auf die ersten Erinnerungen aus seiner Kindheit zurück, um aller der Einzelnheiten, aller der Anekdoten zu gedenken, welche seine Eigenartigkeit frühzeitig kund gegeben hatten. Heute lachte der Vater über Alles. Er lachte über die Händel mit den Lehrern, deren man sich erinnerte, er lachte über die Kreuzzüge gegen Nachtwächter und Stadtsoldaten, die Moritz unternommen, und deren Details er mit der größten Schalkheit zu erzählen wußte; und als der Sohn sich dann wieder zu ernsterem Gespräche wendete, hatte der Vater offenbar große Freude an ihm, und Zuversicht zu seiner Zukunft. Er hörte es gern mit an, als Moritz es sich so heiter ausmalte, wie Alles sein werde, wenn er nach mannigfachen neuen Erfahrungen als ein gemachter Mann zu den Eltern heimkehren, und eine oder die andere Schwester mit sich nehmen werde, sie in seiner Nähe zu versorgen. Weil man die Trennung so sehr fürchtete, hielt man sich um so fester an das einstige Wiedersehen.

Es war ein Abend, dessen ich noch heute mit großer Freude denke. Es war für unser ganzes Le-

ben der letzte Abend, an welchem die Familie vollständig beisammen war! —

Und in diesem Augenblicke danke ich es unserm Schicksal, daß uns dieser letzte Abend in so reiner Verklärung zu Theil ward, daß er mir noch heute wie ein mildes klares Abendroth, aus der weiten Ferne seine sanften Strahlen, seine aufdämmernden und leise flimmernden Sterne in die Seele leuchten läßt.

Achtzehntes Kapitel.

Moritz verließ uns am siebzehnten Juli, am dritten Juli aber war Heinrich Simon zum erstenmale in seinem Leben nach Paris gegangen. Das zog meine Gedanken nach zwei Seiten in die Ferne und ich hatte das nöthig, denn ich muthete mir zu, was über meine Kräfte ging, und hatte davon schwer zu leiden.

Ich schrieb meinem Vetter nach wie vor, ich zwang mich zu einer Ruhe, die zu fühlen ich sehr entfernt war, ich suchte ihn zu zerstreuen, ihn über meinen eigenen Zustand zu täuschen, und weil ich mich immer tiefer in die mir ganz unnatürliche Tugend der Entsagung hineinleben wollte, fing ich auch an, mich mit meinem häuslichen Leben und mit meiner Stellung in der Familie auf den Entsagungston zu halten.

Ich begann meine Kleidung in bescheideneren

Farben einzurichten, ich wollte in meiner Erscheinung den Schwestern und den Leuten darthun, daß ich nicht mehr die Ansprüche der Jugend mache, ich beschloß auf das Tanzen zu verzichten, mit einem Worte, ich wollte mich gewöhnen alt zu sein; und da ich, wie mein Vater, schon mit einundzwanzig Jahren hier und da ein graues Haar gehabt, so nahm ich die weißen Fäden, die sich in meinen Locken mehrten, als eine Anmahnung zur Resignation, was mich indessen gar nicht abhielt, sie sorgfältigst zu verbergen.

Den Eltern entging es nicht, welche Wandlung ich mit mir zu machen beabsichtigte. Sie waren davon betroffen. Mein Vater, der von jeher ebenso wie die Mutter großen Werth auf unsere äußere Erscheinung und darum auch auf die Art unserer Kleidung gelegt hatte, machte gegen mich die Bemerkung, daß die matten Farben mich nicht kleideten, daß ich mich in der Toilette nicht vernachlässigen dürfe, daß jedes Frauenzimmer die Pflicht habe, so lange als möglich jung zu erscheinen, und so gut auszusehen, als ihr Aeußeres ihr es irgend gestatte. Ich scheine verstimmt zu sein, aber dagegen müsse man ankämpfen und sich „die Traurigkeit

nicht einmariniren, um sie möglichst lange frisch zu erhalten." Es habe Jeder im Leben Dinge, die er von sich abschütteln und vergessen müsse, und je eher man das thue, um so gescheuter sei es.

Das war nun recht schön und gut, ich sagte mir bisweilen auch dasselbe, und mit ein Bischen andern Worten sagte mir es hier und da auch unser Hausfreund, der treffliche Herr Rath. Es war nur schlimm, daß Keiner von Allen wußte, woran ich mich zerstreuen sollte, und schlimmer noch, daß ich die alte Widerstandskraft nicht mehr besaß. Die langen Jahre voll fortdauernder Gemüthserschütterungen waren nicht spurlos an mir vorübergegangen. Meine Gesundheit hatte sehr gelitten, und ich fühlte mich so abgespannt, so kraftlos und so ohne Schwung, daß ich mich selber nicht erkannte. Ich hätte immer nur die Platen'schen Worte auf mich anwenden mögen: ich schämte mich der eigenen Gedanken, wenn sie wie Schwalben an der Erde flögen.

Es war nichts Gemachtes in der Entsagung, die ich an den Tag legte, denn wie alle phantasievollen Menschen hatte ich immer das entschiedene Bedürfniß mein Innenleben auch äußerlich zur Erscheinung

zu bringen. Ich hatte mich der hellen Farben, des Schmuckes, der Blumen immer mit ganz besonderm Genusse bedient, wenn ich froh gewesen war; nun lastete das Alles auf mir, und die leichten Bänder und Ranken drückten mich wie Blei. Ich legte sie mit Widerwillen an, ich warf sie mit Verachtung von mir, und durch mein ganzes Leben ist mir dies Bedürfniß geblieben, mich im Aeußerlichen und Innerlichen in Harmonie zu erhalten. Es ist das ein Zug zur Demonstration, den man, wie ich glaube, nicht verdammen, sondern vielmehr selbst in Denjenigen nähren und pflegen sollte, denen er nicht angeboren ist; und bei den Deutschen ist er zum Nachtheil ihres öffentlichen, ja ihres politischen Lebens, selten genug. Nicht der verschwiegene, sondern der kundgegebene Gedanke, nicht das heimlich genährte, sondern das ausgesprochene Gefühl, ist der elektrische Funke, der sich von Mensch zu Mensch entzündend fortpflanzt, bis er die Massen entflammt. Es hat mich oft bedünken wollen, als wäre es für unser deutsches Vaterland ein großes Glück, wenn die Einzelnen das Bedürfniß hätten, ihr Wesen und ihr Wollen in sichtbaren Zeichen zu dokumentiren. Die Italiener, die Ungarn, die Polen, selbst die

Engländer haben dieſen Zug in ihrem Privatcharakter, und ſeine Wirkſamkeit in ihrer nationalen Entwicklung hat ſich bei den verſchiedenſten Anläſſen und in den verſchiedenſten Epochen thatſächlich genug bewährt.

Meine älteſten Geſchwiſter zeigten ſich ſehr liebevoll gegen mich. Sie hielten es mir oftmals vor, daß ich eben nur krank ſei, daß ich weit mehr Lebensluſt beſäße, als ich mir in dieſem Augenblicke zutraute; und kam ich dann durch irgend einen Zufall mit Perſonen in Berührung, deren Geſpräch mich anzog, die mich nöthigten von mir ſelber abzugehen, ſo wurde ich mir auch gleich wieder meiner Kraft bewußt. Mitten aus der Aſche der Ermattung, die ſich über mich gelagert hatte, zuckte dann plötzlich hell und feſt der Vorſatz auf: mich nicht brechen, nicht untergehen zu laſſen, mich aufrecht zu erhalten, und mich — — Ich wußte nicht, was ich noch hinzufügen ſollte, aber es ſollte und mußte, nach meiner Meinung, durchaus noch Etwas aus mir werden. Heinrich ſollte ſehen, was er an mir aufgegeben hatte, was er an mir hätte beſitzen können. Er war und blieb noch immer der Mittelpunkt meiner Gedanken und die bewegende Kraft für all mein Thun.

Etwa vierzehn Tage nach der Abreise unseres jüngern Bruders, es war am zweiten oder dritten August, und wieder an einem heißen Mittage, erscholl in den Straßen mit einemmal der Ruf: „Feuer auf der Lastadie", und eingedenk der furchtbaren Zerstörung, welche acht und zwanzig Jahre früher die Stadt durch einen solchen Brand, den sogenannten Vorstädtischen Brand, dessen ich zu Anfang dieser Erinnerungen gedacht, erlitten hatte, erregte dieser Feuerruf ein Entsetzen unter den Einwohnern, denn die Löschanstalten waren noch immer äußerst unzureichend.

Meine Schwestern waren im Hinterzimmer, sie hatten den Feuerruf nicht vernommen, und sahen plötzlich meinen Vater sehr schnell und bleichen Angesichts in die Stube eintreten. „Ruft mir den Bruder herunter", sagte er, „es ist Feuer auf der Lastadie, er soll gleich zu mir kommen! Ich werde alle Schlüssel der Läger und Keller herauf schicken, behaltet sie bei Euch, und laßt die Dienstmädchen nicht fortgehen."

Das Feuer war in der Nähe eines Speichers ausgebrochen, in welchem sich große für den Export bestimmte und daher unversteuerte Rum- und

Spiritusvorräthe der Kaufmannschaft unter Verschluß der Zollbehörden befanden. Erfaßte das Feuer diesen Speicher, geriethen diese Lager in Brand, so war das Unheil, welches daraus entstehen konnte, nicht abzusehen; und mit dem schnellen Ueberblick, der meinem Vater in den bedenklichsten Lagen eigen blieb, richtete er sein Augenmerk auf die Verhinderung dieser drohenden Gefahr.

Er ließ seine Läger in der Stadt alle sofort schließen, befahl seinen Handlungsgehülfen und Arbeitern, ihm zu folgen, und seinem Sohne, ihm von dem nächsten Geldwechsler für hundert Thaler Zehnsilbergroschenstücke zu holen und sie ihm nachzubringen. Als er die Brandstätte erreichte, zu der man, weil die Schiffe sich gleich alle aus dem Hafen fortzumachen suchten, und eine Ueberfahrt auf einem Boote also nicht ohne großen Zeitaufwand zu bewerkstelligen war, nur auf dem weitern Wege durch die Straßen gelangen konnte, fand er dort den Brand schon verbreiteter, als er erwartet hatte, und sah den Zollspeicher, ich glaube er lag am sogenannten rothen Krahne, verschlossen und von den Zollbeamten besetzt. Er verlangte, man solle den Speicher öffnen, damit man die feuergefährlichen

Spiritusvorräthe fortschaffen könne. Die Zollbeamten verweigerten das. Sie hatten, wie sie sagten, noch keine Instruction dazu, und eigenmächtig oder auch nur mit vernünftiger, und in diesem Falle gebotener Selbstständigkeit zu handeln, fehlte den allein an das Gehorchen gewöhnten Subalternbeamten der Muth. Mein Vater hielt ihnen die Gefahr vor, welcher sie die Stadt aussetzten, indeß sie beharrten bei ihrer Weigerung. Da, rasch entschlossen, rief er einige Zimmerleute herbei: „Schlagt die Thüren ein!“ gebot er, „ich übernehme alle Verantwortung und komme für den Schaden auf!“ — Und diese Männer, deren Einsicht und Herzhaftigkeit nicht durch blindes Gehorchenmüssen gebrochen waren, welche also so gut wie jeder Andre die Dringlichkeit der von meinem Vater beabsichtigten Handlung begriffen, leisteten ungesäumte Folge. Die Thüren wurden eingeschlagen, mein Vater ließ so viel Arbeiter heranrufen, als man erreichen konnte. „Jeder, der hier aus dem Speicher die Fässer unversehrt nach der Laak, einer vom Feuer entlegenen Straße, einschaffen hilft, erhält zehn Groschen pro Faß!“ rief er ihnen zu, und befahl zugleich dem Böttigermeister, der immer für ihn beschäftigt war, sich mit

seinen Gesellen und Collegen längs dem Wege aufzustellen, damit man überall gleich nachhelfen könne, wenn etwa bei dem Rollen der Gefäße hier und da die Bände abspringen sollten. Er hatte damit zugleich eine beständige Aufsicht geschaffen, welche es verhinderte, daß ein zufälliges Abspringen der Bände oder das Platzen eines Fasses Anlaß zum Trinken, und dadurch zur Einstellung der Arbeit und zur Unordnung geben möge.

Auf diese Weise wurde der Speicher rasch und ohne alle weitere Hindernisse geleert, die Obersteuerbehörde that dann nachher auch das Ihre zur Bewachung der geflüchteten Gefäße, indeß der Brand griff doch noch weit genug um sich, und eine ganze Anzahl von Speichern wurde trotz dieser Vorsicht ein Raub der Flammen. Der Rauch und der Qualm waren so stark, daß wir auf dem Lande, fünf viertel Meilen von der Stadt, ihn gegen den Abend plötzlich beim Athmen empfanden, und als man in die obere Etage hinaufging, nachzusehen, ob vielleicht irgend wo in der Nähe Feuer sei, brachten uns die heimkehrenden Landleute grade die Nachricht auf das Dorf hinaus, daß die Lastadie in Flammen stehe.

Während wir noch überlegten, ob wir zu den Unsern in die Stadt hineinfahren sollten, langte auch schon ein Bote meines Vaters, der niemals Etwas vergaß, was der Mutter Aufregung ersparen oder eine Beruhigung bereiten konnte, bei uns an. Er meldete, daß ein Feuer ausgebrochen, daß man seiner Herr zu werden begonnen, daß die Gefahr anscheinend vorüber sei, und der Vater und die Geschwister sich wohl befänden. — Indeß trotz dieser guten Kunde ließ es der Mutter und uns nicht Ruhe in der kühlen Stille unseres Dorfes, da wir den Vater in Mitten solcher Bedrängniß wußten. Die Mutter ließ den Wagen anspannen, und wir fuhren in die Stadt.

Es mochte sieben oder halb acht Uhr Abends sein, als wir vor unserm Hause anlangten. Rauch und Qualm lagen über unserer ganzen Straße, die nur durch den an dieser Stelle gar nicht breiten Pregel von der Brandstätte getrennt war. Die Verwirrung, die Aufregung waren noch in dem ganzen Stadttheil sichtbar. Einzelne Straßen waren noch gesperrt, auf der Lastadie Alles noch in voller Gluth. Man fühlte sie in weiter Entfernung. In

unſerm Hinterhauſe waren von der Hitze die Scheiben geplatzt.

Der Vater war eben erſt nach Hauſe gekommen, er war mehr als acht Stunden nicht von der Brandſtätte gewichen. Er ſaß auf dem Wolme, ſeine Kleider ſahen unkenntlich aus, ihm ſelbſt konnte man die Ermüdung, die Erſchöpfung an jedem Zuge ableſen; aber kaum ſah er den Wagen vor der Thüre halten, als er heiter die Treppe hinunter kam, der Mutter herauszuhelfen, und ſie und uns zu begrüßen. Ich umarmte ihn, und als ich ihm die Hand auf die Schulter legte, fühlte ich, daß ſeine Kleidung völlig naß war. Ich machte ihn darauf aufmerkſam, und bat ihn, ſich umzukleiden. Er lachte. „Das haben mir ſchon die andern Marjellen (ein in Preußen üblicher lithauiſcher Ausdruck für Mädchen) auch geſagt, nun kommſt Du noch dazu von Neuhauſen herein. Laßt's gut ſein, es geht heute in Einem hin; ich will Nichts als ſitzen, denn gegeſſen und getrunken habe ich eben, und das ordentlich!" — Er war dabei freundlich, und als ob gar Nichts vorgefallen wäre, immer derſelbe, immer für Andere ſorgend, und ohne Anſprüche für ſich ſelbſt. Er erwähnte kaum, daß und

wie schwer er gearbeitet, er sprach gar nicht davon, wie entschlossen er gehandelt und was er damit geleistet; und doch hatte er allein an jenem Tage, nach meiner festen Ueberzeugung unsere Vaterstadt vor einem unübersehbaren Unglück bewahrt.

Bald nach dem Brande zog ich zu meinem Vater in die Stadt, und meine beiden Schwestern, welche ihm bis dahin hausgehalten, gingen zur Mutter auf das Land hinaus. Ich hatte nicht viel zu thun, weil außer dem Vater und dem Bruder sich nur die vier Commis im Hause befanden. Die Männer waren sämmtlich den ganzen Tag beschäftigt, ich war also viel allein, und die Ruhe in den wohleingerichteten Zimmern, die Stille um mich her, waren mir sehr angenehm. Hatte ich am Morgen meine Wirthschaft versorgt, so gehörte mir, wenn ich im Laufe des Tages die Vorrichtungen für die einzelnen Mahlzeiten getroffen hatte, die ganze übrige Zeit; und waren dann bei dem schönen warmen Wetter die Markisen vor den Fenstern herabgelassen, und frische Blumen auf die Tische gestellt, so konnte ich mit dem größten Genusse in den kühlen dämmrigen Stuben vollkommen müssig sitzen, und mich umsehen, und mich daran freuen, daß es so hübsch

bei uns sei. Die Fähigkeit zu diesem ganz gedankenlosen Ausruhen war damals ein wahres Heilmittel für mich, und bewährt sich mir, wenn ich einmal viel gearbeitet, viel gedacht, viel zu leisten gehabt habe, noch heute als ein solches. Ich mache dann wie die Türken, ohne daß ich es suche, recht eigentlich meinen „Kef". Ich sehe einen Baum an, oder die Wolken, oder eine Katze auf dem Nachbardach, oder ein Bild, eine Statuette in meinem Zimmer, die ich bis in ihre kleinsten Züge kenne; und ich denke dabei gar Nichts. Ich genieße es nur, daß ich gut sitze, daß mein Kopf, meine Arme, meine Füße bequem ruhen, ich fühle mich behaglich, und würde Stunden hindurch dasselbe thun können, wenn man mich nicht störte. Ich bin dann wie das Blatt Papier, auf das die Sonne die Bilder photographirt, ganz passiv, und oft kommen mir erst nach Monaten, ja nach Jahren die Eindrücke zum Bewußtsein, die ich in solchem dämmernden Ausruhen, ohne es zu wissen, in mich aufgenommen habe. Giebt es irgendwo jenen Aufenthalt der Seligen, dessen die Gläubigen sich getrösten, so werden sie dort wahrscheinlich eben so dasitzen und in alle Ewigkeit Nichts thun als sich behaglich fühlen, und

sich mit sanfter Ruhe über irgend einen Anblick freuen.

Auf Erden aber hält dieses unvergleichliche Wohlbefinden nicht immer vor, und es gab Stunden, in denen ich nicht recht wußte, was ich thun sollte. Ich las sehr viel, schrieb mir aus Langerweile die Namen der Bücher und mein Urtheil über sie auf, das machte mir jedoch kein großes Vergnügen. Ich wußte ja, was ich von den Sachen hielt, es einem Andern vorzulesen, fiel mir nicht ein, das Schreiben dünkte mich also etwas Unfruchtbares, und ich gab es wieder auf. Dann fing ich einmal an, etliche Gedichte von Beranger und von Byron zu übersetzen, indeß sie waren ja auch ohne mich in guten Uebersetzungen vorhanden, meine Verse waren mir obenein nicht rein und glatt genug, und auch damit hatte es bald ein Ende.

Endlich an einem Sonntag Nachmittage war ich ganz einsam in der Stadt. Der Vater und der Bruder waren, wie das bisweilen geschah, mit dem Neuhäuser Milchpächter am Morgen zur Mutter gefahren, Rath Crelinger, der mir sonst oftmals Gesellschaft leistete, war zu einem Diner geladen, die Commis hatten sich ihren freien Sonntag zu

Nutze gemacht, ich und das Dienstmädchen blieben in dem großen Hause also ganz allein, und es herrschte die vollkommenste Stille in demselben. Ich hatte lange gelesen, war dessen müde, und blieb nun eine Weile sitzen, bis mir einfiel, ich könne wohl einmal an Heinrich schreiben. Ich stand auf, ging an meinen Schreibtisch, als ich aber die Feder in die Hand nahm, gab ich meinen Vorsatz wieder auf. Ich wollte ja zur Ruhe kommen, und wie konnte ich das, wenn ich seiner dachte, wenn ich zu ihm sprach?

„Draußen fiel der Regen mit langsamer Einförmigkeit vom Himmel hernieder. Der ganze Horizont war von bleichgrauen Wolken überzogen, kein Luftzug rührte sich, kein Lichtstrahl ließ sich blicken, und das lähmende Gefühl, das nervös reizbare Menschen bei warmer und feuchter Luft oft plötzlich überfällt, lastete schwer auf mir."

Diese Situation, die ich damals nach der Natur schilderte, weil mir mit einem Male der Gedanke durch den Kopf schoß, ich müsse eine Erzählung schreiben, kopire ich in diesem Augenblicke aus dem Buche, in welchem ich sie damals verzeichnete. Es folgte ihr die Charakterisirung einer gewissen Mathilde, die

natürlich Niemand anders, als ich selbst war, und ich hatte es auf etwa drittehalb Octavseiten gebracht, als unser Hausgenosse von seiner Mittagsgesellschaft heimkehrte, sich mit seiner Cigarre zu mir setzte, mir Bruchstücke aus Shakespeare's Heinrich dem Sechsten vorlas, und danach den Rest des Abends mit mir verplauderte.

Nach mehreren Tagen, als ich das Buch wieder in die Hand nahm, schämte ich mich jenes Dichtungsversuches. Ich kam mir recht eigentlich „albern" damit vor. Ich kannte das Beste unserer eigenen und der englischen und französischen Literatur, und weil ich es sehr zu würdigen verstand, hatte ich eine tiefe Geringschätzung gegen das Mittelmäßige und Unbedeutende. Mir irgend ein über die Mittelmäßigkeit hinausgehendes Talent zuzutrauen, fiel mir gar nicht ein, und schlechte Schriftstellerinnen waren mir immer ein Gegenstand des Spottes, ihre Werke unlesbar gewesen. Aus langer Weile und Herzensleere Romane zu schreiben, schien mir obenein unwürdig; und mit meinem tiefsten Empfinden, mit meinem geheimsten Denken, einfältige Frauenzimmer und schläfrige Kammerjungfern zu unterhalten, wie ich es mir damals

nannte, kam ich mir zu gut vor. Ich dachte von der Dichtkunst sehr hoch, von der Masse des Publikums sehr gering; von mir als Talent hielt ich gar Nichts, von mir als meines Vaters Tochter und als Charakter um so mehr, und so zog ich denn durch die drei componirten Seiten drei dicke, ehrlich gemeinte Rothstift-Striche, und die begonnene Erzählung und das, wie ich glaubte, aus bloßer langer Weile entstandene literarische Gelüsten, waren damit bescheidentlich wieder einmal für lange Zeiten abgethan.

Es gab auch in den nächsten Wochen Anderes für mich zu denken, denn unserm armen Moritz traten gleich beim Beginne seiner neuen Laufbahn unerwartete Hindernisse in den Weg. Alle Erkundigungen, welche man vor seinem Abgange nach Rußland, bei den dortigen Behörden und von Privatpersonen über die Verhältnisse der Aerzte in Rußland eingezogen, hatten gleichstimmig dahin gelautet, daß die Bescheinigung des in Preußen wohlbestandenen medizinischen Staatsexamens zur Ausübung der ärztlichen Praxis in Rußland hinreichend sei. Kaum aber war Moritz in Wilna angelangt, als ein neues Gesetz ausgegeben wurde, welches alle

von dem Auslande kommenden, und auch die bereits promovirten Aerzte, zu einem neuen Examen in Rußland verpflichtete, das eben so wie die preußische Prüfung in verschiedene praktische Sectionen zerfiel, und somit einen Zeitraum von mehreren Monaten hinnahm. Das war eine sehr lästige Sache, um so mehr, als das Examen eigentlich in russischer Sprache gemacht werden mußte, deren Moritz nicht mächtig war, und er hatte es endlich noch als eine Vergünstigung zu betrachten, als ihm, je nach dem Vermögen der verschiedenen Professoren, der Gebrauch des Lateinischen oder Deutschen für sein Examen zugestanden wurde.

Er nahm diese Verzögerung wie er mußte, aber schon in den ersten Wochen seines Aufenthaltes in Wilna, gewann er die Ueberzeugung, daß an tüchtigen Aerzten dort gar kein Mangel, daß die Vorliebe für Deutsche, von welcher die Geschäftsfreunde meines Vaters gemeldet hatten, keineswegs vorhanden sei, und daß sich ihm dort nicht schneller eine Praxis eröffnen dürfte, als es in der Heimath der Fall gewesen sein würde. Es war also mit seiner Uebersiedelung nach Rußland im Grunde eine ganz falsche Spekulation gemacht worden, sofern man

nicht den ersten ursprünglichen Plan festhielt, der sich auf die großen Hauptstädte oder auf den Süden bezogen hatte, und man stand nun auf demselben Punkte wie zuvor. Man hatte eine zweite Entscheidung zu treffen, und hatte nicht wohl die Möglichkeit den Sohn zurückkommen zu lassen, ohne ihn zu compromittiren und seine Aussichten in Preußen durch seine schnelle Rückkehr aus der Fremde völlig ungewiß zu machen.

Während man im Beginn des Herbstes noch allseitig mit dieser Angelegenheit beschäftigt war, kam mein Vater eines Abends, mit einem Journal in der Hand, von der Börsenhalle, der Ressource der Kaufmannschaft, in welcher er nach dem Schluß des Comptoirs eine Stunde die Zeitungen zu lesen pflegte, nach Hause. Er legte das Blatt, ein Heft der Europa, welche damals sein Cousin August Lewald redigirte, vor mir nieder und sagte: „Wenn ich nicht wüßte, daß Du sehr lange dem August nicht geschrieben hast, würde ich behaupten, dieser ganze Artikel sei von Dir."

Ich nahm das Heft und erkannte in der angezeigten Stelle augenblicklich ein Stück aus einem Briefe, den ich mehrere Monate vorher meinem

Vetter geschrieben, und in welchem ich ihm auf seinen Wunsch, Auskunft über den Stand des Muckerprozesses und über die Schärmerei der Sekte gegeben hatte. Der Vater fand, daß der Bericht gut geschrieben sei. Er machte die Bemerkung, daß er sich, nun er wisse, wie Lewald meine Briefe benutze, Manches erklären könne, was ihm in der Europa hier und da auffallend gewesen sei, und da wir keine Journale im Hause hielten, war die Sache damit abgethan. Ich sah und erfuhr nicht, was Lewald früher etwa aus meinen Briefen für seine Correspondenz-Artikel benutzt hatte, ich fragte ihn deßhalb auch nicht weiter an, und unser Briefwechsel war überhaupt nicht durch irgendwelche schöngeistige Idee, sondern durch die Vorsorge für seine alte Mutter eingeleitet und fortgeführt worden.

Diese alte Tante Lewald war eine durchaus originelle Person. Sie stammte aus einer angesehenen und durch ihre große Bildung ausgezeichneten Kopenhagener Judenfamilie, mit Namen Eichel. Ihr Bruder war ein Freund von Moses Mendelsohn gewesen und hatte, wie ich glaube, die Psalmen oder irgend welche andere Theile des alten Testamentes vortrefflich in das Deutsche übersetzt.

Sie selbst war sehr jung an einen Halbbruder meines Großvaters verheirathet worden, und muß nach einem Bilde, das sie als Braut, im weißen Brokatkleide mit einer Menge von rosa Schleifen, das braune Haar hoch auffrisirt, und mit obligaten Schönpfläſterchen an Schläfe und Wange, darstellte, trotz ihrer auffallend kleinen Gestalt, eine gar hübsche Person gewesen sein. Noch in ihrem späten Alter hatte sie sehr feine Züge, einen wunderschönen Mund, eine feingebogne Nase und kluge hellbraune Augen von lebhaftem und schnell wechselndem Ausdruck. Ihre Erziehung war offenbar sehr sorgfältig gewesen, und sie hatte ihre Kindheit und Jugend in reichlichen und angesehenen Verhältnissen zugebracht, denen leider ihre Lage nach ihrer Verheirathung in Königsberg nicht entsprach. Sie verlor ihren Mann sehr früh und blieb ohne Vermögen mit ihren Kindern zurück. Einige davon starben in der Kindheit, eine erwachsene sehr schöne Tochter war im Jahre achtzehnhundertvierzehn der Schwindsucht erlegen, und meine ersten Erinnerungen an die Tante reichen nahe an diese Zeit zurück. Ihr einziger Sohn war damals schon seit etlichen Jahren von Königsberg entfernt, und sie lebte mit der letzten ihr übrig ge-

bliebenen Tochter, die, ebenso wie die ältere Schwester, schwindsüchtig war, in einer engen, äußerst saubern Wohnung, in welcher einige altmodische Möbel, ein Paar chinesische Porzellanvasen und ein Potpourri, der sehr stark duftete, und auf dessen Deckel sich eine rothe Rose befand, während der Topf an der Vorderseite eine Namenschiffre von Vergißmeinnicht zeigte, für mich etwas Bezauberndes hatten. Dazu hingen einige Oelgemälde in den Stuben, die einzigen, welche ich damals zu sehen bekam. Es waren, das Portrait der Tante abgerechnet, lauter Arbeiten ihres Sohnes August. Eine hübsche Copie nach der Rafael'schen jardinière, eine schöne Landschaft nach Claude Lorrain und noch einige andere Landschaftsbilder; und wie diese mich fesselten, so liebte ich auch die brustkranke Cousine Adelheid, welche eine treffliche Clavierspielerin war, und mit ihrer weißen Stirne und den braunen Haaren so besonders aussah.

Meine Eltern hielten Beide große Stücke auf Adelheid. Sie wurde mir immer als ein Muster von Güte und Geduld vorgestellt, denn sie hatte bei ihrer kleinen, sehr excentrischen Mutter ein recht schweres Leben, und war doch, wenn sie zu uns

kam, um meinem Bruder Musikunterricht zu geben oder Sonntags mit uns zu essen, immer heiter. Manchmal hörte ich, daß sie meiner Mutter vertraute, wie sie wieder sehr heftig Blut gehustet, es aber zu Hause verheimlicht habe, und wenn ihr darüber abmahnende Vorstellungen gemacht wurden, so sagte sie: „Es hilft mir ja doch nicht! ich werde eben so sterben wie Johanne!“ —

Meine Mutter that für Adelheids Pflege, was in ihren Kräften stand. Ich mußte oft Bouillon-Gelee's und Fruchtsaft und ähnliche Erfrischungen zu ihr tragen, wenn sie krank war, aber was mir die Cousine besonders anziehend machte, war mein Glaube, daß Adelheid meinen ebenfalls brustkranken Musiklehrer, den im Beginne dieser Erinnerungen erwähnten schönen Gustav Wiebe, den Freund ihres Bruders, geliebt habe. Ob zu dieser Annahme irgend ein Grund vorhanden war, weiß ich nicht, indeß der Instinkt aufmerksamer Kinder pflegte sich in solchen Voraussetzungen selten zu irren, und die kranke Cousine erschien mir dadurch in einem noch poetischeren Lichte.

Aber das war noch lange nicht Alles. Tante

Lewald wohnte in jener Zeit nahe an der Schloßbrücke, in dem Instrumentenmacher Weberschen Hause, in welchem, weil es unfern vom Theater lag, auch eine Schauspielerfamilie wohnte. Diese Familie und noch einige andere Schauspieler, mit denen August Lewald bekannt gewesen war, kamen zuweilen zur Tante zum Besuch. Und Schauspieler zu sehen und sprechen zu hören, mich mit Agathe Lanz, die ich als Aschenbrödel, als Fanchon angestaunt, in demselben Zimmer zu befinden, machte mir das größte Vergnügen. Es wurde jedoch noch unendlich gesteigert, wenn die Tante gelegentlich eines solchen Besuches mit ihren geheimen Schätzen hervorrückte, die in nichts Geringerm, als in den Resten einer Maskengarderobe bestanden.

Die Tante hatte nämlich die geschicktesten Hände von der Welt. Das Wort: „was die Augen sahen, konnten die Hände machen" fand auf sie seine volle Anwendung, und da sie eine Frau von Ehrgefühl war, hatte sie nach dem Tode ihres Mannes jedes Mittel ergriffen, sich und ihre Kinder anständig durchzubringen ohne ihren Verwandten lästig zu fallen. Sie hatte Pensionäre gehalten, Zimmer vermiethet, aus feinem Leder, welches man ihr aus

Dänemark sendete, eine Art sehr gesuchter Handschuhe fabrizirt, Blonden gewaschen, und endlich, da sie neben ihren geschickten Händen auch viel Phantasie besaß, auf Bestellung, für die damals sehr üblichen Maskeraden die Costüme angefertigt. Einzelne Stücke davon waren in ihrem Besitz geblieben, und in einem großen Turban, der mir auf dem Kopfe wackelte, mit einem gelben Atlasschurz und blechernem Dolche als Mohrenkönig in der kleinen Stube umherzugehen, oder im rosa Domino und Federbarett auf dem Stuhle am Ofen zu sitzen, und dazu das Bild der belle jardinière und die schöne waldige Landschaft anzusehen, auf welcher einige Götter und Göttinnen sich im Vordergrunde bewegten, war mir als Kind ein ganz entzückender Genuß gewesen.

Später, als ich schon größer geworden, nahm die Poesie, welche sich für mich an diese Wohnung knüpfte, eine andere und positivere Gestalt an. Adelheid ließ mich bisweilen in ihren Papieren kramen. Da gab es Stammbücher der Tante und des Bruders und Johannens, Zeichnungen, getrocknete Blumen, mancherlei Verse, und endlich verschiedene Hefte von geschriebenen Erzählungen, welche theils

von der verstorbenen Johanne, theils von Adelheid verfaßt waren. Ich wurde nicht müde, sie immer wieder zu lesen und fand sie unvergleichlich schöner, als alles Gedruckte, was ich kannte. Aber ich durfte davon gegen Niemand, auch gegen meine Eltern und gegen Adelheid's Mutter nicht sprechen. Wenn ich sie gelesen hatte, wickelte Adelheid wieder den rothseidenen Faden um die Papierrolle, und sie verschwanden in dem kleinen Nähtisch, der mir dadurch eben so geheimnißvoll und heilig däuchte, wie das kleine Marmortischchen auf der Servante meiner Mutter mir in meiner ersten Kindheit erschienen war.

Adelheid hatte ihr Schicksal nur zu richtig vorausgesehen. Sie starb wie ihre Schwester, früh. Die Mutter blieb nun ganz einsam zurück, und fing selber mehr und mehr zu kränkeln an. Sie hatte schon früher oft an Gicht gelitten, jetzt wurde sie fast beständig davon geplagt. Ihre arbeitsamen Hände bekamen dicke Knollen, sie konnte nicht mehr nähen, und wie sie dadurch hülflos, und auf die Unterstützung meines Vaters und ihres Sohnes angewiesen wurde, so nahmen ihr Unglücksgefühl und mit diesem ihre Reizbarkeit und ihre Empfindlichkeit von Jahr zu Jahr in stetem Wachsen zu.

Meine Mutter und meines Vaters Schwestern hatten viel Noth und noch mehr Geduld mit ihr. Man hatte sie, um sie besser versorgen zu können, dahin überredet, daß sie in den Kneiphof zog, wo wir und die Tanten wohnten. Die Frauen besuchten sie oft und besorgten auch ihre Kost; indeß das Brod der Wohlthätigkeit bleibt immer ein bittres, und was man auch mit dem besten Sinne für sie that, sie zweifelte beständig an dem guten Willen, den man für sie hegte, und war mit Niemandem zufrieden, außer mit meinem Vater, der ihr neben seiner Güte auch zu imponiren wußte. Manchmal war man ärgerlich über sie, manchmal mußte man lachen. Es war nichts Seltenes, daß sie eine der Frauen plötzlich mit dringender Bitte, gleich zu kommen, zu sich bescheiden ließ, blos um ihr zu sagen: die Suppe, welche sie ihr geschickt, sei zu gesalzen für ihren gestrigen Zustand gewesen. Dann wieder ließ sie einmal meine Mutter holen, um ihr einen nöthigen Vorschlag zu machen, der in nichts Anderem bestand, als daß wir erwachsenen Kinder, den von einer Reise heimkehrenden Vater auf der Post mit einem Liede empfangen sollten, das sie gedichtet, und zu dem sie auch die Melodie ausge-

sucht hatte. Und sie weinte und schalt dann vor Herzenskränkung, als die Mutter ihr die Unstatthaftigkeit ihres Vorschlages nachwies, und ihr damit, wie die alte Frau es nannte, die Gelegenheit raubte, sich dankbar zu beweisen.

Sie war höchst beklagenswerth, denn sie hatte von den Fehlern ihrer guten Eigenschaften, von ihrer Phantasie und ihrer Lebhaftigkeit reichlich so viel zu leiden, als sie den Andern dadurch zu ertragen gab. Es war schwer mit ihr zu leben!

Da mein Vater unmöglich die Zeit hatte, ihr die Briefe an ihren Sohn, wie sie es wünschte, zu schreiben, so war mir allmählich dieses Amt zuerkannt worden, und ich war im Auftrage der alten Tante und meines Vaters, in eine Correspondenz mit unserm Vetter August Lewald gerathen, den ich persönlich gar nicht kannte; denn er hatte Königsberg bereits verlassen, als ich zwei oder drei Jahre alt gewesen war. Natürlich drehte dieser Briefwechsel sich immer um dasselbe Thema, und da mir dies allmählich kein Vergnügen machte, da ich auch obendrein sehr gern schrieb und Lewald von seiner Vaterstadt gern erzählen hörte, so hatte ich mich ge-

wöhnt, ihm neben der Auskunft über das Ergehen seiner Mutter auch Nachricht über die in Königsberg vorkommenden Ereigniſſe zu geben; und einmal an dieſen Zuſammenhang gewöhnt, wurde er auch nach dem Tode der alten Tante aufrecht erhalten, der, wie ich meine, im Jahre achtunddreißig erfolgt ſein muß.

Ich hatte nach demſelben auf Anordnung meines Vaters ihre Papiere durchgeſehen, und dem Sohne, während ich ihm von den letzten Tagen ſeiner Mutter berichtete, die Bilder, Briefſchaften und Skripturen aus ihrem Nachlaſſe geſendet. Sie bezogen ſich zum Theil auf ſeine Jugend und ich hatte damit einen Einblick in ſein und ſeiner Jugendgenoſſen Leben und Treiben gewonnen, das ihn mir noch anziehender machte, als die Schilderungen, die ich in ſeiner und meiner Familie von ihm vernommen. Er hatte dann allmählich auch ſeinerſeits ein Intereſſe und eine Zuneigung und Freundſchaft für mich gefaßt, die mir bald ſehr zu Statten kommen, und maßgebend und entſcheidend für mein ganzes Leben werden ſollte.

Wenn ich mich an dieſe Einzelnheiten und Anfänge erinnere, fällt mir oft der Ausſpruch von

George Sand ein. Er lautet: „La vie ressemble plus souvent à un roman, qu'un roman ne ressemble à la vie!“ Daran liegt aber nichts Auffallendes. Die Gewalt der Ereigniſſe und ihre zwingende, nothwendige Folgerichtigkeit, ſind ſtärker und mächtiger als es oftmals die Vernunft der Dichter iſt, und wer den Lebensweg eines Menſchen in ſeinen Einzelnheiten und dieſe in ihrem Zuſammenhange betrachtet, wird, je nach ſeiner Anſchauungsweiſe an das Walten einer göttlichen Vorſehung, an eine Nemeſis oder an das folgerechte Auf- und Ineinanderwirken der Charaktere und der Zuſtände, in welchen ſie ſich bewegen, glauben müſſen.

Alles, was mir begegnete, was ich that und thun mußte, war immer halb Nothwendigkeit, halb Freiheit, oder wenn man ſo ſagen kann, Freiheit in der Nothwendigkeit. Die Ereigniſſe, die Perſonen, traten ohne mein Zuthun an mich heran, nur das Erfaſſen war freie Wahl aus innerer Nothwendigkeit. Das Erleiden drängte mich zum Handeln, mein Thun wurde mir dabei zum Leide, und ganz unmerklich wurde ich durch die natürlichſten Vorgänge innerhalb des Familienlebens, darauf hingeleitet, mir der Kraft bewußt zu werden, welche in

mir schlummerte, während eben so natürliche Verhältnisse mich abhielten, auf ihren Gebrauch zu verfallen, ehe eigenes Denken und Beobachten, Erleben und Erleiden, mir ein selbstständiges Material zur Verarbeitung, und ein, bis zu einem gewissen Grade, selbstständiges Wesen erschaffen hatten.

Es ging mir damals lange und lebhaft im Kopfe herum, als ich durch jene Europa-Artikel die Bemerkung machte, daß August Lewald, dessen eleganter Styl, dessen gewandte Darstellung uns oft große Freude gewährt hatten, und dessen Erfahrung in literarischen Dingen unzweifelhaft war, meine sorg- und absichtslos geschriebenen Briefe für den Druck geeignet fand. Meine Worte und Gedanken sahen mich auf dem weißen Papier mit den schönen schwarzen Lettern, und in Gesellschaft mancher bekannten Schriftstellernamen, fremd und vornehm an. Es war mir, als befände ich mich plötzlich in kostbarer, mich verschönender Kleidung in einem prächtigen Saale, von verehrten Menschen gütevoll empfangen. Es that mir äußerst wohl. Aber wie ich es mir damals noch keineswegs beikommen ließ, mich für ein Talent zu halten, so hatte ich noch

viel weniger den Muth, meinen Vetter anzufragen, ob er mir ein solches etwa zutrauen würde.

Indeß meinen Eltern mochte sich doch wohl durch diesen und mancherlei andere kleine Vorgänge die Idee aufdrängen, daß in mir ein Etwas vorhanden wäre, welches der Ausbildung werth, und daß ich eine Natur sei, der man vielleicht mehr Raum für ihre Entwicklung gönnen müsse. Gesund war ich nicht, heiter und zufrieden auch nicht, und mehr oder weniger waren es auch die Mutter und die Schwestern nicht mit mir. Sie hatten mich Alle lieb, erkannten Alle, daß in mir ein ernstes Streben, eine ihnen überlegene Begabung vorhanden sei, aber die ganze Art meines Empfindens und Denkens, meine Anschauungen und Verlangnisse waren ihnen nicht angemessen, meine Unzufriedenheit, die ihre Ursache nur in geistigen Motiven hatte, und sich also durch äußere Gewährungen nicht beschwichtigen ließ, mußte ihnen lästig sein. Je einiger, ruhiger, friedlicher sich im Allgemeinen das Familienleben gab, wenn die Mutter nur leidlich wohl war, um so unbehaglicher mußte Allen der Gedanke sein, in dem Kreise einer so harmonischen Familie ein Mitglied zu zählen, das sich nicht mehr

mit demſelben in dem rechten und vollen Einklange befand, und es nicht über ſich gewinnen konnte, dasjenige aufzugeben, was ſich nicht in den Sinn der Geſammtheit einfügen ließ. Das Axiom von meiner Kälte und Gemüthloſigkeit, von meinen freien Ideen und von meiner Unweiblichkeit, war allen Frauen des Hauſes, von meiner Mutter bis hinab zu den jüngſten Schweſtern wundervoll geläufig. Das war nicht zu verwundern, denn der Vater ſelbſt hatte ihnen als ihr weibliches Vorbild immer mit Fug und Recht unſere Mutter, und als die höchſten weiblichen Tugenden Demuth, Beſcheidenheit und alle jene Eigenſchaften vorgehalten, welche eine Frau abhängig von ihrem Manne, innerhalb der Grenzen ihres Hauſes, ohne Verlangen, Wunſch und Streben nach Außen, erhalten. Mich aber hatte er, Anfangs vielleicht ohne es beſtimmt zu wollen, und ſpäter meiner Individualität nachgebend, zu einer andern Frau erzogen, und wenn ſämmtliche Schweſtern ſich auch zutrauensvoll und von meinem guten Willen für ſie zweifellos überzeugt, an mich wendeten, ſobald Etwas ſie bedrückte oder betrübte, ſo konnte es doch unter den obwaltenden Verhältniſſen gar nicht fehlen, daß ſie Alle

mich für extravagant und sich im gewissen Sinne für besser als mich halten mußten, besonders da meine Art zu fühlen und zu sein mich nicht glücklich sondern unglücklich gemacht hatte. Wo man also damals von meiner Herrschsucht zu leiden glaubte, hatte ich mich in Wahrheit immer nur in meinem Rechte und in meiner Eigenthümlichkeit zu vertheidigen und zu behaupten. Wo man im Stillen über die Nachsicht und die Vorliebe klagte, welche mein Vater mir angedeihen ließ, that ich das Meinige, um mir durch die größte Nachgiebigkeit und Unterordnung den Schatz, den Rettungsanker zu erhalten, den ich in der Liebe meines Vaters besaß. Und ich glaube, wenn auch die nächsten Freunde es wußten, daß ich nicht glücklich sei, so hatte doch sicher Niemand eine Ahnung davon, wie nicht meine unerwiderte Liebe für meinen Cousin allein, sondern die innersten Elemente unseres Familienlebens mich unglücklich machten, ohne daß ich im Entferntesten berechtigt war, irgend einem Einzelnen der Meinen daraus einen Vorwurf zu machen. Wir litten Alle, ich direkt und die Meinen indirekt, von der falschen auch jetzt noch herrschenden Sitte, welche die Töchter der Mittelstände über die Jahre der Kindheit und

Jugend hinaus zum nutzloſen Hinleben in den Banden der Familie verdammt, auch wenn ſie denſelben lange entwachſen und in jedem Betrachte für ein ſelbſtſtändiges Leben und Walten reif geworden ſind. Als bezahlte Vorſteherin eines fremden Haushalts und einer fremden Familie würde ich ſehr nützlich geweſen, würde ich zur Ruhe gekommen, und bei meinen etwaigen Beſuchen im Vaterhauſe glücklich und geliebt worden ſein, wie ich es erſehnte und wie ich es verdiente. Als die Aelteſte von ſechs erwachſenen und zu verſorgenden Töchtern war ich für den ganzen Organismus der Familie überflüſſig und unnütz wie das fünfte Rad am Wagen, und obenein hinderlich als ein ſolches fünftes Rad, weil ich für mich eigene und unabhängige Bewegungen machen wollte und machen mußte, um mich zu erhalten.

Dennoch begehrte ich meine Entfernung nicht, und konnte ſie auch aus den vielfach angeführten Gründen nicht begehren, hätte ich mich ſogar überwinden können, es dem Vater einzugeſtehen, daß ich nicht mehr glücklich in ſeiner Nähe ſei. Für eine Dienſtbarkeit hätte ich die Erlaubniß nie erhalten, und an einen andern Aufenthalt außer dem Hauſe

zu denken, war für mich schon darum ganz unmöglich, weil er Kosten verursachen mußte, die ich meinem Vater um so weniger zumuthen durfte, als Moritz in Wilna noch zu unterhalten war.

Es dünkte mich deßhalb eine Wohlthat, als meine Eltern mir die Möglichkeit in Aussicht stellten, meinen Vater abermals auf einer Reise zu begleiten. Er war seit der ersten Reise, auf welcher er mich mit sich genommen, mehrmals in Deutschland und über dessen Grenzen hinaus gewesen, und im Herbste von neununddreißig wieder zu einer Reise genöthigt. An diese Reise nun knüpfte sich sein Plan, mich bis Berlin mit sich zu nehmen und mich, wenn es zu machen wäre, den Winter dort zubringen zu lassen. Außer dem guten Willen für mich, wirkte ohne Frage der Hinblick auf meine Schwestern bestimmend auf diesen seinen Entschluß ein. Die Schwestern konnten mehr zur Geltung und zur freiern Ausbildung ihrer Eigenthümlichkeiten gelangen, wenn nicht eine älteste Tochter von so bestimmter Richtung auf ihnen lastete: das fühlten Alle, und das war auch ganz richtig. Man muß ja auch im Walde durch das Fällen der alten Bäume

Raum für das Gedeihen des Nachwuchſes zu ſchaffen ſuchen.

Da ich nun große Neigung hatte, für eine Weile fortzukommen, und in jenem Augenblicke Niemand ein Intereſſe daran, mich zu halten, ſo wurden die Einrichtungen für meine Abreiſe bald gemacht. Und nach einem Zeitraum von mehr als ſieben Jahren verließ ich denn, unter dem Schutze meines Vaters, zum zweitenmale die Vaterſtadt und das Vaterhaus; aber nicht wie das erſtemal eine, trotz ihrer Schmerzen ſehr glückliche Jugend, ſondern eine Reihe bittrer Leidensjahre hinter mir zurücklaſſend, und weit, ſehr weit entfernt von allen jenen goldenen Hoffnungen und Erwartungen, welche mich einſt bei jenem erſten Eintritte in die Welt ſo fröhlich umgaukelt hatten.

Neunzehntes Kapitel.

Es mag Ende Oktober oder Anfangs November gewesen sein, als wir in Berlin anlangten. Dank den verbesserten Posteinrichtungen fuhr man jetzt nicht mehr, wie bei meiner ersten Reise, zweiundsiebenzig, sondern nur achtundvierzig Stunden von Königsberg nach der Hauptstadt; indeß Regen und Schlackwetter hatten die Fahrt unbehaglich gemacht, und auch Berlin sah mich mit den nassen verregneten Straßen, auf denen Alles unter triefenden Regenschirmen eilig vorwärts ging, nicht so verlockend freundlich an, als vor sieben Jahren, da ich die Stadt im hellsten Sonnenschein eines frischen Frühlingsmorgens zuerst betreten hatte. Ich knüpfte auch keine besondern Wünsche und Hoffnungen an diese Rückkehr in die Residenz, und vielleicht wurde ich mir grade dadurch der Wandlung, welche diese

Jahre in mir hervorgebracht hatten, deutlicher als je zuvor bewußt.

Mein Vater konnte nicht lange in Berlin verweilen. Er hatte in seinen eigenen Geschäften auswärts zu thun, und übernahm es noch auf Bitten eines Schwagers, in dessen sehr verwickelten Angelegenheiten nach Hamburg zu gehen. So mußte denn, da ich nicht allein in dem Gasthofe bleiben sollte, rasch ein Unterkommen für mich geschafft werden, und derselbe Schwager bot meinem Vater ein solches für mich gegen eine geringe Entschädigung an. Die Vermögenslage dieses Onkels war bei einer einträglichen Stellung, durch eine Menge von Umständen, keine günstige, aber er hielt es für nothwendig, den Schein guter Verhältnisse aufrecht zu erhalten, und nahm noch immer eine ansehnliche Wohnung ein, so daß der Vater und ich uns der Hoffnung getrösteten, ich würde in dem Hause wohl versorgt sein. Wir hatten auch die sehr gutmüthige und äußerst gefällige Tante, die bedeutend jünger als ihr Mann, und nur zehn Jahre älter als ich war, Beide gern und lieb, und hätte sie in dem Hause zu bestimmen gehabt, so würde sie Alles auf das Beste für mich eingerichtet haben.

Indeß mein Onkel gehörte zu den Leuten, die eine sogenannte kalte Putzstube mit Leinwand-überzogenen Möbeln für das Requisit eines anständigen Haushaltes betrachten; und wie alle Männer, die sich zu spät verheirathet haben, mochte er in seinen Gewohnheiten keine Aenderung einführen. So fror denn in dem ungeheizten Putzzimmer ein vor Jahren höchst elegantes aber äußerst unbequemes Ameublement von schwarzem Ebenholz mit Bronzeverzierungen, an welchen Jeder, der einmal darauf zu sitzen kam, sich die Kleider zerriß; daneben fror in einer kleinen ebenfalls ungeheizten Stube der schöne Kisting'sche Flügel meiner Tante, den die musikliebende und musikalische Frau auf diese Weise den Winter hindurch nicht benutzen konnte, und mich fror in der schlechten Stube des in eine Kammer verwiesenen, und deßhalb gegen mich stets übellaunigen Dienstmädchens. Und das Alles nur deßhalb, weil mein Onkel sich nicht an die Vorstellung gewöhnen konnte, daß Jemand in dem heilig gehaltenen Putzzimmer wohnen oder in der Klavierstube schlafen könne. Nichts verengt das Herz und umnebelt den Verstand schneller und mehr, als die Abhängigkeit von Gewohnheiten.

Es macht mich lachen, wenn ich an jenes Winterquartier in meines Onkels Hause zurück denke. Ich hatte ein zweifenstriges, früher einmal gelb gewesenes und fast leeres Zimmer. Eine geringe Bettstelle, eine elende Kommode, zwei ordinaire, mit Wachstuch übernagelte Tische, einen kleinen Spiegel, ein paar schlechte Rohrstühle und ein aus Latten und ungebleichter Leinwand zusammengeschlagenes Gestell zum Aufbewahren der Kleider. Das war mein ganzes, oder vielmehr des Dienstmädchens Ameublement, welches mir von demselben nur mit dem größten Unmuth abgetreten wurde. In Eile und um den Raum nur einigermaßen einer Stube ähnlich zu machen, hatte die gute Tante weiße Rouleaux und einen Anflug von weißen Gardinen vor den Fenstern angebracht, mir eine Decke vor das Bett gelegt; aber der Abstand zwischen diesem Aufenthalte und meiner heimischen Wohnung war doch sehr groß. Ich war an eine äußerst gefällige Umgebung gewöhnt und liebte dieselbe. Wenn ich manchmal an einem der schlechten Tische saß und die alte Schwarzwalder Uhr neben dem schwarzen, stets rauchenden Kachelofen ihre schweren Pendelschläge that, wenn die Sonne, durch die weißen

Rouleaux so blendend hereinschien, daß meine damals sehr leidenden Kopfnerven davon wirklich gemartert wurden; wenn ich statt meiner Epheuwand, statt meiner hübschen Bilder und Statuetten, auf denen mein Auge so gern ausruhete und an welchen meine Verstimmung sich oft besänftigt hatte, nun gar Nichts vor mir sah, als die kahlen, fleckigen Wände, und die blaubeklebten Töpfe, in welchen neben dem Ofen die ganze, mir höchst widerwärtige Colonie von Mehlwürmern auferzogen wurde, die mein Onkel als Futter für seine melancholische Schwarzdrossel gebrauchte, so war ich mir ganz unwahrscheinlich in der Umgebung. Dazu kam noch, daß ich selbst diese elende Stube nicht unbeschränkt besaß. Alle häuslichen Verrichtungen, wie das Plätten und ähnliche Dinge, mußten in derselben vorgenommen werden, und da sie obenein den Durchgang von den Wohnstuben nach der Küche bildete, so war sie beständig ausgekühlt und ich keinen Augenblick vor Störungen gesichert.

Und doch fand ich mich darin, doch war ich bald mit diesem, im Grunde unerträglichen Aufenthalte ganz zufrieden, weil ich dasjenige besaß, wonach ich mich vor allem Andern gesehnt hatte. Ich war

geistig ungestört mit mir allein; und wie der Kranke nach der heftigen Erregung eines Fieberanfalles kein anderes Verlangen hegt, als mit allen seinen Sinnen auszuruhen, so glaubte ich, daß mir auf der Welt Nichts fehle, nun ich mir selber überlassen war.

Mein Vater war sichtlich betroffen, als er mich, bei seiner Rückkehr von Hamburg, in dem mir von meinem Onkel zugewiesenen Zimmer vorfand. Es hatte allerdings Keiner von uns, weder vorher noch jemals nachher einen solchen Aufenthalt gehabt, und er fragte mich mit seiner gewohnten Vorsorge und Güte, ob mir es nicht gar zu unwirthlich sein, ob ich darunter nicht leiden würde. Da er mich aber von jeher in dem Gedanken auferzogen, daß man die Mittel wollen müsse, wo man den Zweck im Auge habe, da ich ferner auch wußte, daß die Sache nicht wohl zu ändern sei, so erklärte ich mich ganz zufrieden; und nachdem der Vater noch einige Versuche mit mir gemacht, mich ein paarmal in das Theater geführt und mich vor allen Dingen angewiesen hatte, mir für meine Stube ein Pianino zu miethen, um meine täglichen Uebungen nicht zu unterbrechen, kehrte er nach Königsberg zurück, und

ich hatte nun die Aussicht auf einen Winter in Berlin vor mir eröffnet.

Was ich eigentlich beabsichtigte, wußte ich selber nicht. Ich wollte mich zerstreuen, sollte mich amüsiren. Das ist aber Beides viel leichter gesagt als gethan, denn nun ich mir die Sache zu überlegen anfing, fand ich, daß man, um sich zu amüsiren, bestimmte Neigungen haben müsse, denen man nachleben, denen man Etwas zu Gute kommen lassen könne, und ich hatte weder bestimmte Neigungen, noch irgend welche bestimmte, hervorragende Kenntnisse oder Anlagen, die auszubilden mir ein Genuß gewesen wäre.

Ich wußte mancherlei, sogar vielerlei und Einiges davon ziemlich genau; ich hatte sehr viel und recht scharf gedacht, das war Alles recht schön, aber damit war ich doch Nichts, und damit war auch nicht viel anzufangen. Ich mußte also zusehen, abwarten, probiren, und um doch Etwas zu thun, nahm ich mit ein paar Bekannten bei einem Engländer wieder einmal einige Monate Sprachunterricht, der uns französisch ertheilt wurde, so daß wir dadurch einer doppelten Uebung genossen. Ich las daneben viel, ging viel in Gesellschaft, und gewann bald einen

Anhalt an einer entfernten Verwandten meines Vaters, an Frau Sophie Bloch, deren Bild ich mir mit um so größerm Vergnügen in das Gedächtniß zurückrufe, als sie und ihr Gatte mir durch viele Jahre eine lebhafte Theilnahme und vielerlei Freundliches und Dankenswerthes erwiesen haben.

Wie wir mit ihr verwandt waren, habe ich nie recht begriffen, aber sie pflegte es gern zu erzählen, daß man sie dem schönen Vater meines Vaters stets ähnlich gefunden habe, und sie legte eine so warme Zuneigung für meine geliebte Tante Simon an den Tag, daß sie schon damit mein Herz gewann. Als ich sie zuerst im Herbste von neununddreißig sah, mochte sie nahezu sechszig Jahre zählen, man konnte das jedoch bei ihrem Anblick nicht leicht glauben, denn sie hatte sich ungewöhnlich gut erhalten, und ihre feinen Züge, ihre sehr beweglichen Mienen waren noch eben so anmuthig, als ihr Auge hell und glänzend. Man sagte, daß sie eine große Schönheit gewesen sei, und ich glaube das, denn noch als sechszigjährige Frau konnte sie in großer Toilette so prächtig aussehen, daß man sie nicht nur eine conservirte, sondern wirklich noch eine schöne

Frau nennen mußte, wozu ihre vornehme Haltung wesentlich mit beitrug.

Diese Haltung war aber bei ihr keine bloß äußerliche, sondern der Ausdruck eines durchweg edlen und gleichmäßig ausgebildeten Wesens. Sie hatte ungemein viel gesunde Vernunft, einen klaren Verstand, einen sehr feinen Schönheitssinn, ein durch und durch wohlwollendes Herz, und eine angeborne Abneigung gegen das Geringe und Gemeine. Ueberwältigende, hinreißende Wirkungen brachte sie wohl auf Andere niemals hervor; aber ich meine, daß sie Jedem einen bedeutenden und nachhaltig wohlthuenden Eindruck machen mußte, mit dem sie in Berührung kam. Es leben gewiß noch sehr Viele, die sich ihrer eben so gern als ich erinnern.

Sie war meine Landsmännin, und wie ich aus ihren gelegentlichen Erzählungen entnehmen konnte, hatte sie sich einmal in einer ähnlichen Lage befunden wie ich. Sie war dem Kreise ihrer Familie entwachsen, ohne sich verheirathet zu haben, und dann aus demselben fortgegangen, um in Berlin sich selber zu leben. Wie die meinen, so waren ihre Mittel beschränkt gewesen, indeß Berlin hatte ihr dargeboten, was sie am Nöthigsten gehabt: die Mög-

lichkeit zu freier Bethätigung ihrer selbst, zu der auch sie in der Familie nicht gelangt war. Das alte Sprichwort: „Der Schilling gilt Nichts an dem Orte, an welchem er geschlagen worden," hat immer noch seine Richtigkeit. Die Menschen, in deren Nähe wir aufgewachsen sind, vergessen es nicht, daß sie uns als ein Kind, daß sie uns unfertig gesehen und gekannt haben; und weil es in unserm Leben eine Zeit gegeben hat, in der sie sich uns naturgemäß überlegen oder als unseres Gleichen gefühlt, werden sie diese trügerische Erinnerung nicht los, und halten sich berechtigt und verpflichtet, uns zu hindern, zu tadeln und zu berathen, wenn wir aus eigener Kraft uns lange von dem Boden entfernt, auf welchem wir uns einst neben ihnen befunden, und einen Weg eingeschlagen, eine Entwicklung genommen haben, die sie von ihrem festen Standpunkte aus weder übersehen können noch mögen. Jeder Mensch, der Etwas aus sich machen will, muß sich nach meiner festen Ueberzeugung, in der entscheidenden Epoche seines Lebens so nothwendig von der Familienabhängigkeit frei machen, als das junge Huhn die Eierschaale von sich stößt, wenn es auf eigenen Beinen stehen kann. Der Freigewor-

dene mag dann seine Familie wieder an sich heran ziehen oder in sie zurückkehren, wenn er sein Ziel erreicht hat, und die Stellung bestimmen kann, die einzunehmen ihm angemessen ist. Wer es aber versäumte, sich einmal völlig frei zu machen, der wird diese Versäumniß um so schwerer zu bereuen haben, je bedeutender, und je mehr er von Natur zu liebender Nachgiebigkeit geneigt ist.

Frau Bloch hatte sich gegen das Ende ihrer dreißiger Jahre in Berlin mit ihrem Manne verheirathet. Er war, wie er das in guten Stunden zu erzählen liebte, als ein armer Junge mit ein paar Dukaten als einzige Mitgift in der Tasche, aus einem kleinen böhmischen Orte in die Welt gegangen, sein Glück zu versuchen. Ohne Freunde, ohne Kenntnisse, nur mit seinem scharfen Geiste und einer nicht zu ermüdenden Energie ausgerüstet, hatte er sich, während er in Berlin als Ladenbursche und dann als Lehrling und als Handlungsgehülfe diente, selbst unterrichtet und selbst in einer Weise gebildet, daß die Besten seiner Zeit ihn mit Freuden zu ihren Freunden zählten. Später war er nach Königsberg gekommen, und dort hatte er eine Liebe für die schöne Tochter seines Prinzipals gefaßt, die Anfangs

nicht hoffnungsvoll geschienen hatte, endlich aber in Berlin an ihr Ziel gelangt, und die Grundlage zu einer sehr glücklichen Ehe geworden war.

Durch die wechselvollsten Schicksale, durch einen ungemein großen Menschenverkehr hatte Herr Bloch sich ein sehr scharfes Urtheil und die Fähigkeit klaren Ueberblickes angeeignet. Er hatte bedeutende Vermögen erworben, verloren und wieder erworben, er war dann zum Agenten der Königlich Preußischen Seehandlung ernannt, als solcher mit großartigen Finanzoperationen betraut worden, und eben damals mit der Gründung der Anhalter Eisenbahn beschäftigt, die ganz und gar sein Werk ist. Aber wie er energisch außer dem Hause, barsch und kurz gegen Fremde, stolz und abweichend gegen Personen sein konnte, die ihm anmaßlich entgegentraten, so war er hilfreich und werkthätig, wo sich die Gelegenheit dazu darbot, und in seinem Hause hatte er offenbar nur einen Lebenszweck: das Wohlbefinden seiner Frau. Es lag etwas Rührendes in der Sorge, mit welcher er sie umgab. Er hielt sie, wie ein Kunstenthusiast das Meisterwerk seiner Sammlung. Es war ihm Nichts gut genug für sie. Sie anerkannt, geschätzt, bewundert zu sehen,

war ihm die größte Genugthuung, ja die Liebe für sie war wirklich ein Cultus bei ihm, und sie machte ihn weich und gütig und liebenswürdig für alle Diejenigen, welche die Theilnahme seiner Frau in irgend einer Weise gewonnen hatten.

Beide Eheleute hatten sich durch lange Jahre in der besten Gesellschaft bewegt und die bedeutendsten Personen ihrer Zeit gekannt. Sie waren als vertraute Freunde von Zelter im Göthe'schen Hause wohl aufgenommen, und ebenso Göthe'sche Familienglieder in ihrem Hause als Gäste gewesen. Sie hatten Rahel Varnhagen, Professor Gans, Heinrich Heine, die Milder, die Sontag, Hegel, die Humboldts, und alle jene Gelehrten gekannt, welche den Ruf der Berliner Universität begründet. Herr Bloch war als ausgezeichneter Finanzmann mit den damaligen Staatsmännern unseres Vaterlandes in vielfache Berührungen gekommen, und hatte eben durch die Unternehmungen, welche ihm obgelegen, manche der deutschen Fürsten persönlich kennen lernen. Mann und Frau besaßen also einen Schatz von Erinnerungen, und daneben jene Lebendigkeit, welche den Verkehr mit der Jugend liebt und als Erfrischung anerkennt.

Die eigentliche Glanzepoche der Berliner Geſelligkeit war ſchon vorüber, als ich zum zweitenmale nach Berlin kam. Man ſprach überall noch von den Zeiten vor dem Jahre ſechs, und namentlich von den Jahren, welche den Freiheitskriegen gefolgt waren, als von einer ſchönen Vergangenheit. Jene Zirkel, in denen man um der Unterhaltung willen zuſammen gekommen war, in denen die geiſtig Bevorzugten aller Stände ſich getroffen, und in welchen ſich der Ruf der Berliner Geſellſchaft, als der Ton angebenden in Deutſchland, gebildet hatte, exiſtirten nicht mehr. Der Geiſt des vorigen Jahrhunderts, der die Menſchenrechte und die Gleichheit proklamirte, hatte die Berliner Geſellſchaft erzeugt, hatte Bürgerliche, Adel, Juden, Gewerbtreibende und Gelehrte mit einander, zum größten Vortheil jedes einzelnen Standes, in Berührung gebracht, und die Noth der franzöſiſchen Uſurpation, die Begeiſterung für die Befreiung des Vaterlandes, die Leiden und Opfer, welche Jeder für dieſelbe über ſich zu nehmen gehabt, hatten geiſtig und materiell die Gleichheit und damit die Neigung zu Anſchluß und Verkehr noch eine Weile aufrecht erhalten. So lange die preußiſchen Fürſtinnen mit den bürgerlichen Damen

die Sorge für die Lazarethe, die Pflege der Invaliden theilten, so lange man die verwundeten Söhne in den verschiedenen Städten dem Wohlwollen der Bürger anvertraut wußte, und alle Verhältnisse durch gleiche Noth einander angenähert blieben, so lange dauerte jene Art der Gesellschaft fort, in welcher Bildung die einzige Forderung war, die man an ihre Theilnehmer stellte. Der Friede und die ihm folgende Reaktion hatte die Fürsten von dem Volke, den Adel von den Bürgerlichen, das Militär vom Civil getrennt. Der Gewerbtreibende hatte in Schaustellung seines Reichthums Ersatz gesucht für den Verlust des geistig befreiten Verkehrs. Die Gelehrten und Beamten, denen die Mittel zu solchem Luxus nicht zu Gebote standen, und die vielleicht nicht gern empfangen mochten, was sie nicht erwidern konnten, hatten sich in engere Kreise zurückgezogen; und da die Menschen, auf welche ein Druck ausgeübt wird, leicht zu dem unvernünftigen Verlangen kommen, an Andern zu vergelten was ihnen Böses geschieht, so gab sich die christliche bürgerliche Gesellschaft bald wieder das Vergnügen, sich ebenso von den Juden zu ent-

fernen, wie der Adel und der Hof sich von der bürgerlichen Gesellschaft entfernt hatte.

So viel und auf so verschiedene Weise man daher auch von der Berliner Gesellschaft noch in den Provinzen zu sprechen liebte, so wenig war von ihr zu Ende der dreißiger Jahre noch vorhanden. Was davon noch existirte waren Ausläufer einer vergangenen Zeit, und ich komme auf dieselben später noch zurück. Die verschiedenen Stände waren ziemlich scharf getrennt, feste Gesellschaftsabende oder Häuser, welche den Besuchern an jedem Abende offen gestanden hätten, gab es in den bürgerlichen Kreisen wenige. Die Aristokratie hielt sich um den Hof geschaart, die Ministersoireen standen der Gesellschaft im Allgemeinen nicht offen. Die höhern Beamten lebten das Jahr hindurch meist in genauester Beschränkung, um ein- oder zweimal im Winter eine jener ängstlich aufgesteiften, mit frostigem Ueberfluß versehenen Gesellschaften zu geben, bei denen in sonst ungeheizten Sälen die Feuchtigkeit aus den Wänden schwitzte und fremde Lohndiener sich in den Zimmern nicht zurecht fanden; und die reichen Kaufleute, Christen sowohl als Juden, gaben Bälle, Mittagbrode und Soireen, welche von hochgestellten Be-

amten, von Gelehrten, und von höheren und niederen Militärpersonen sehr gern, aber doch mit einer gewissen halbironischen Herablassung besucht wurden. Es war, so weit mein Blick und die Berichte reichten, welche ich von Andern erhielt, die mehr noch als ich Gelegenheit hatten, die Gesellschaft von Berlin kennen zu lernen, damals nicht anders als jetzt. Das Jahr der Revolution in Preußen, dem man gern die Schuld von allen Unbilden aufbürden möchte, von denen man zu leiden hat, fand an der Berliner Geselligkeit nicht mehr viel zu verderben und zu zerstören. Es stellte nur die lang bestandene innere Trennung der verschiedenen Classen noch bestimmter und ehrlicher heraus, und es wird hoffentlich der Epoche einer neuen Bewegung vorbehalten sein, aus dem Gesonderten das Zusammengehörende hervorzuheben und zu einer neuen G[illegible]haft zu verbinden. Denn der Geist hat ein [illegible]um nöthig, in welchem er sich sammelt, und aus dem er durch das Zusammenströmen und Zusammenwirken Aller gekräftigt, befestigt und zur Thätigkeit erfrischt, hervorgeht.

Eines der Häuser, in welchen die alte gute Art der Geselligkeit sich so weit möglich noch erhalten

hatte, war das Blochsche Haus. Man lebte in demselben reichlich, aber ohne Schaustellung von Luxus. Herr Bloch war mit den Weltvorgängen beständig sehr vertraut, und nahm an der Entwicklung der politischen Verhältnisse eben so großen Antheil, als seine Frau an den Erscheinungen in der literarischen Welt. Sie lasen Beide viel, und wenn Frau Bloch mit liebevollem Eingehen ein neues Werk weitläufig zu erörtern pflegte, so traf ihres Mannes in eine Sentenz zusammengefaßtes Urtheil oft mit äußerst komischer Schärfe, besonders wo es Tadel galt, den Nagel auf den Kopf.

Herr Bloch bewohnte damals das erste Stockwerk des Hauses Nummer fünf unter den Linden. Die Wohnung war für die kinderlose Familie sehr geräumig, indeß eine junge schöne Engländerin, welche als Gesellschafterin in der Fam[illegible]ebte, und ein paar Neffen und Nichten, die fa[illegible]täglich in derselben waren, belebten die Räume, und an Gästen war niemals Mangel. Ich war um mehrere Jahre älter, als das andere junge Volk, aber Frau Bloch, die gern erziehend einwirkte, und an mir noch reichlich Anlaß dazu finden mochte, nahm mich unter

ihren jungen Anhang auf, und es verging keine Woche, ohne daß ich mehrmals bei ihr war.

Sie und ihr Mann billigten meine Entfernung aus dem Vaterhause auf das Entschiedenste. „Du gewinnst Jugend, das heißt, Du gewinnst Leben damit!“ pflegte sie oftmals zu sagen, „und Alles, woraus Du Dir zu Hause ein großes Bewußtsein machst,“ fügte sie dann wohl scherzend hinzu, „sind lauter Thorheiten. Du weißt Dir zu Hause Etwas damit, allen Leuten entgegen zu rufen, daß Du achtundzwanzig Jahre alt bist, weil das Aelterwerden Deiner Geschwister Dich daran erinnert, und Du es für nöthig hältst, Deine auf Dein Alter gegründete Anspruchslosigkeit gleich von vornherein zu konstatiren. Das ist sehr einfältig! Es dankt Dir Niemand für Dein Alter. Die Jugend ist viel liebenswürdiger an einem Frauenzimmer. Du siehst [illegible] gut aus, habe das Alter Deiner Erscheinung. [illegible]as Alter ist ein arger Feind, gegen den man sich wehren, und dem man nicht entgegenlaufen muß. Denke nicht immerfort nach Hause, sondern denke daran, daß Du Deine Stirne nicht durch unnöthiges Runzeln derselben entstellst, und vor Allem halte die Einsicht fest, daß der Einzelne

seiner Familie am besten und am wirksamsten nützt, wenn er sich selber hilft und sich selber vorwärts bringt und versorgt. Dich selbst vorwärts zu bringen, ist Deine nächste Aufgabe; an die halte Dich, und das Uebrige daran denke, wenn Du erst selber Etwas sein wirst!"

Das war ein Zuspruch, dessen ich noch nöthig hatte, und da meine Beschützerin mich den Personen, welche in ihr Haus kamen, in wohlwollender Weise vorstellte, so fand ich mich von ihnen sehr gut aufgenommen, und gewann, was ich beinahe gänzlich eingebüßt, wieder ein Gefühl von Jugendlichkeit und mit ihm Lebenslust und Zuversicht zum Leben. Nebenher fing ich, durch sie aufgemuntert, auf die Bildung meiner Sprache im mündlichen Verkehr, auf meine Haltung und auf die Beobachtung dessen, was man den Ton und die Haltung der Gesellschaft nennt, mehr zu achten an, als ich bisher für gut und nöthig geachtet hatte. Wir waren in dieser Beziehung von Hause aus leidlich geschult, aber das enge Familenleben bringt dem Menschen mit seiner Eigenart manche Unart, mit seiner Vertraulichkeit manche Nachlässigkeit, und da der Deutsche im Allgemeinen ohnehin wenig Sinn für die schöne

Form in Sprache und Erscheinung besitzt, ja sogar genigt ist, sich aus seinen Mängeln Tugenden zu machen, so hatte ich mich bis zu einem bestimmten Grade in dem billigen Glauben gewiegt, daß wir „bieder und natürlich“ seien, und daß damit genug gethan wäre. Indeß es ging mir mit dieser sogenannten Naturwüchsigkeit, wie es den Meisten, ja Allen denen ergeht, die sich ihrer befleißigen: sie ließ mich im Stiche, wenn ich mich formell gebildeten Menschen gegenüber befand. Wo diese sich im Besitz der schönen Form völlig frei und ohne irgend ein Scheinenwollen bewegten, fühlte ich mich stets unfrei, und gerieth, weil sich nun das Bedürfniß, ebenfalls das Richtige und Schöne zu thun, meinem Verstande und meinem Geschmacke unwiderleglich aufdrängte, entweder in Verlegenheit oder in Ziererei, was mir Beides gleich widerwärtig war.

Meiner gütigen Freundin entging das nicht und sie bot mir eines Tages ohne meine Bitte ihre Hülfe an. „Sieh wie ich es mache, und wie Frau W. und Frau M. es machen,“ sagte sie, „und wenn mir Etwas an Dir störend auffällt, will ich es Dir bemerken.“ Ich nahm das dankbar an, und die

Erinnerungen blieben denn auch nicht lange aus. Bald war ein Ausdruck zu stark, bald zu familiär, bald nicht üblich. Heute saß ich schlecht, und morgen brauchte ich vor einem Manne, der sich mir empfahl, nicht aufzustehen. Bald war ich zu dienstbeflissen, bald nicht zuvorkommend genug gewesen; kurz, es waren lauter Kleinigkeiten, die ich nicht verstand, die ich bisher gering geachtet hatte, an die zu denken mir oftmals langweilig schien, wie es mir denn überhaupt gar lästig war, beständig auf mich und mein Erscheinen achten zu sollen. Indeß was mir Anfangs ein Zwang gewesen war, wurde mir bald geläufig und zur natürlichen Gewohnheit, und als ich nach einigen Monaten mir in dem Begegnen mit Fremden von guten Manieren nicht mehr innerlich die Frage vorzulegen brauchte: ist das was du sagst und thust, und wie du es sagst und thust auch das Richtige? als ich mir zutrauen durfte, nicht eben etwas Unschönes oder Ungeschicktes an den Tag zu legen, da erst fing ich an, mich frei und sorglos unter Fremden, und im Vollbesitze meiner geistigen Kräfte zu fühlen. Denn wer noch damit zu thun hat, wie er sich zur Erscheinung bringt, der ist nie im Stande, sich ganz unbefangen hinzugeben,

und dadurch eben so wenig fähig, das Bild eines Andern rein in sich aufzunehmen, als Andern ein wahres Bild von sich selbst zu geben. Der gebildeten und auf Convention gegründeten Form können nur große Menschen, nur jene seltenen Naturen entbehren, die in sich selbst ihr Maß und ihr Gesetz besitzen. Für jeden Andern ist Beherrschung der üblichen Formen der sicherste Weg, die innere Freiheit äußerlich zu gewinnen und zu behaupten.

Es thut mir daher immer wehe, wenn ich es gewahre, wie häufig diese Erziehung zur guten Form bei uns versäumt wird, und es kommt mir oftmals vor, als würde es damit immer ärger und ärger, als würden die Begriffe Freiheit und Formlosigkeit immer mehr verwechselt. Ich kenne Personen, denen es höchst auffallend ist, wenn ein Schriftsteller einen nicht klassischen-Ausdruck braucht, oder einen bezeichnenden Provinzialismus, oder ein selbstgeschaffenes Wort in die Schriftsprache einer lebendigen, also fortbildungsfähigen Sprache einzuführen unternimmt; andere, die von dem falschen Accent, mit dem ein Ausländer seine eigene Sprache redet, sich unangenehm berührt fühlen, und die es doch sammt und sonders ruhig hinnehmen, wenn ihre eigene Mutter-

ſprache in ihrem Beiſein in einer Weiſe mißhandelt wird, die gradezu der geſunden Vernunft entgegen iſt. Namentlich unter den Frauen iſt dieſe Unſitte in nicht zu entſchuldigendem Grade verbreitet; und es wäre wirklich zu wünſchen, daß ſie auf die Zuſammengehörigkeit ihrer Worte nur halb ſo viel Gewicht legten, nur halb ſo viel Achtſamkeit verwendeten, als auf die Harmonie der Farben an ihren Kleidungsſtücken. Eine Schleife, die nicht zur Farbe des Kleides ſtimmt, iſt für einen halbwege gebildeten Sinn lange nicht ſo beleidigend, als ein Adjectiv, das nicht zu ſeinem Hauptwort, ein Adverbium das nicht zu ſeinem Verbum paßt, ſondern demſelben auf das entſchiedenſte widerſpricht. Solche Zuſammenſtellungen kommen aus der Tiefe des Weſens. Sie ſind unwiderlegliche Zeugniſſe von Unkultur, und wirken wieder zurück, wenn ſie einmal ausgeſprochen worden ſind. Wie mit der Sprache, ſo iſt es aber auch mit der Haltung und mit den Manieren überhaupt. Mich jammert's, wenn ich ein ſchönes ſauber gekleidetes Mädchen erzählen höre, daß ſie ſich „ganz ſchrecklich auf den morgenden Ball freue". Mich jammert's, wenn ich junge Männer von edelm geiſtigen Streben, von tüchtiger Bildung

in einen Saal eintreten sehe, ohne zu wissen, wie sie sich verbeugen, wie sie gehen und stehen sollen. Sie thun dann immer bald zu viel, und bald zu wenig. Sie nicken herablassend mit dem Kopfe wie ein Pascha, oder verbeugen sich wie ein Sclave, sie winden sich ängstlich durch die Zimmer, oder stolpern blitzschnell auf die Hausfrau zu, um sich sobald als möglich der Verlegenheit zu entreißen, mit welcher das Bewußtsein beobachtet zu werden, sie dann zu ihrem Erstaunen erfüllt. Sie sind lächerlich auf eine oder die andere Art, und mein gutes bürgerliches Gefühl empört sich dann gegen die Eltern und Erzieher, die, weil sie selber formlos sind, ihre Kinder und Zöglinge durch Vernachlässigung einem Mangel aussetzen, welcher alle Vorzüge derselben beeinträchtigt, und dem schwächsten Kopfe, der auf einem wohlgeschulten Körper sitzt, mindestens für den Anfang ein entschiedenes Uebergewicht über jenen giebt. Der Zauber, welchen die sogenannten Vornehmen auf die andern Menschen üben, beruht auf den guten Formen, mit welchen und in welchen sie sich kund geben; und nach meiner Ueberzeugung ist es eine der großen Aufgaben des Bürgerstandes und der Demokratie, sich und ihre Jugend zur guten

Form zu gewöhnen, um sie an Freiheit der Erscheinung und damit an Freiheit in der Kundgebung ihrer selbst, den Bestgebildeten gleich zu machen. Man kann niveliren, indem man das Eine erniedrigt oder das Andere erhebt; und in unserm Falle möchte das Letztere sich als das Wirksamere beweisen.

Zwanzigtes Kapitel.

Ich hatte noch nicht lange in Berlin gelebt, als es mir auffiel, wie verschieden das Gemeingefühl seiner Bewohner in Bezug auf die politischen Verhältnisse und die Regierung unseres Vaterlandes von dem über jene Dinge bei uns, in der Provinz Preußen, herrschenden Gemeingefühl sich kund that. Natürlich gab es an beiden Orten Männer, welche dem Gange der Ereignisse sorgfältig folgten; aber die Theilnahme an denselben war in Berlin lange noch nicht so verbreitet, wie bei uns, und man konnte Wochen hindurch in der Berliner Gesellschaft leben, ohne von jenen Vorgängen und Thatsachen sprechen zu hören, welche bei uns so sehr den Gegenstand der Unterhaltung unter den Männern ausmachten, daß die Frauen gezwungen waren, sie kennen zu lernen und sich, wenn auch nicht dafür zu interessiren, so

doch mindestens bis zu einem gewissen Grade darüber zu unterrichten.

In der Berliner Gesellschaft herrschte noch eine gewisse patriarchalische Harmlosigkeit. Man sprach wohl von den Welthändeln, insofern das Königshaus und die Ansicht der einzelnen Glieder desselben dabei in Betracht kamen, aber von den Vorgängen im eigenen Lande war wenig die Rede. In Berlin beschäftigte man sich vorzugsweise mit dem Leben des Hofes, bei uns in Preußen mit den Maßregeln der Regierung. Wie fern die Kreise, in welchen ich mich damals in Berlin bewegte, dem Hofe auch standen, so waren sie doch voll von höheren Beamten, welche ganz entschieden den Ton angaben und natürlich sehr geneigt waren, Alles vortrefflich zu finden.

Bei uns war das anders. Freilich liebte man dort den König auch, und erinnerte sich enthusiastisch jener Zeiten, in welchen das fliehende Königspaar mit seinen Kindern Zuflucht in Preußen und in der damaligen Hauptstadt seiner Monarchie gesucht hatte, aber man sagte sich gleich daneben, daß jene Zeiten in Berlin vergessen, daß die Energie und der Opfermuth der alten Provinzen nicht genügend

anerkannt worden. Man konnte oftmals den Ausspruch vernehmen, daß die Berliner es gar leicht hätten, an dem Königshause zu hängen und mit der Regierung zufrieden zu sein, da Alles für die Residenz geschehe, während die Ostprovinzen wie Stiefkinder behandelt würden, deren Klagen und Bedürfnisse man keineswegs nach Gebühr beachte. Man nannte die Summen, welche die Oper und das Ballet, die Lieblingsvergnügungen des Hofes und der Residenz, in Berlin verschlangen, und berechnete, wie viel Nothwendiges damit geschehen, welchen wesentlichen Mängeln damit in den Provinzen abgeholfen werden könne; und da man sich von jeher bei uns Etwas mit dem nüchternen Sinne unserer Provinz gewußt hat, und die Kaufleute in Danzig, Elbing und Königsberg gute Buchführung zu halten gewohnt waren, so rechneten sie auch mit der Regierung, und ihre Unabhängigkeit ließ sich nicht so leicht von der Meinung der Büreaukratie und des Militärs unterjochen, als es in Berlin geschah.

Das bürgerliche Element des Kaufmannsstandes behauptete bei uns die Herrschaft, und unsere Kaufleute, deren überseeische Geschäfte ihren Blick erweitert und sie selbst vielfa[illegible] Welt umher-

geführt hatten, sahen damals mit Geringschätzung auf die Bank- und Papiergeschäfte von Berlin herab, die ihnen, mit Recht oder Unrecht, weniger ehrenvoll, weniger des großen Kaufmanns würdig erschienen. Trat in Königsberg irgendwo eine Anmaßung von Seiten der Beamten oder des Militärs hervor, so fand sie damals sicherlich bald ihre Abfertigung, und wer ihr dieselbe angedeihen ließ, konnte der allgemeinsten Zustimmung versichert sein.

Der hannöversche Verfassungsbruch, die Entsetzung der sieben Göttinger Professoren, von denen Albrecht früher in Königsberg gewesen war, hatten eine große Aufregung verursacht. Herrn von Rochow's Hinweis auf den „beschränkten Unterthanenverstand", der direct gegen die Elbinger Bürgerschaft gerichtet worden war, lebte als schwer empfundene Beleidigung in dem Gedächtniß der Ostpreußen, und selbst Kinder brauchten gegen einander spottend diese Redewendung, weil sie dieselbe immer und immer wieder zu hören bekamen. Vor Allem aber war man gegen die Art der Frömmigkeit eingenommen, welche in Berlin zum guten Ton gehören sollte. Nach den Erfahrungen, die man mit dem pietistischen Sektenwesen bei uns zu machen gehabt, war es nicht auf-

fallend, wenn man jedem religiösen Scheinwesen, jeder schwärmerischen Hypergläubigkeit und orthodoxen Tyrannei im Gebiet des Protestantismus äußerst abgeneigt, und sehr gespannt auf den Ausgang des Streites und der verschiedenen einzelnen Conflikte war, in welchen die Regierung durch ihr Verfahren gegen den Kölner Bischof mit der katholischen Geistlichkeit gerathen war. Bei uns nahmen alle diese social-politischen Ereignisse die Geister bereits mächtig hin, während man in Berlin sich noch tief in der Ruhe dilettantischer Kunstliebhabereien wiegte.

Ich war oft ganz erstaunt darüber, welche Wichtigkeit man einer Theateraufführung, einem Concerte beilegte. Ich sah mit Verwunderung, daß Personen, die nicht selbst ausübende Künstler waren, ihren ganzen Sinn auf das Theater oder das Concert, oder gar auf das Ballet gerichtet hatten; und wenn es mir äußerst lächerlich vorkam, daß man sich über den und jenen Pas und über die Mimik und den Ausdruck einer Tänzerin, die mir bei Allen ziemlich gleich nichtssagend und conventionell abgeschmackt erschienen, mit Eifer und Begeisterung unterhielt, so machte es mir einen nicht minder ko-

mischen Effekt, das Gebahren der Musikliebhaber von Profession zu betrachten. Es waren das bisweilen auch ganz alte Herren. Einmal saßen in einem Concerte zwei solche eingefleischte Dilettanten neben mir. Sie hatten, wie das damals gar Viele thaten, ihre Partituren mitgebracht, und blätterten in denselben herum, während man ihnen ihre Unzufriedenheit ohne Weiteres ansehen konnte. Ich überlegte, was ihnen fehlen möge, war aber unfähig es zu ergründen. Da sagte endlich der Eine: „was das nur heute wieder für eine Anzeige gewesen ist. Symphonie von Haydn aus X-dur! als ob's nur Eine gäbe!" — „Ja!" meinte der Andere, „es ist unverantwortlich! man kann sie doch nicht alle viere mit sich nehmen." — „Welche haben Sie denn mit?" — „Die mit dem Paukenschlag! wenn's die nur wäre!" — Und als es dann wirklich „die mit dem Paukenschlage" war, da hatte der alte Herr eine Freude, daß er sich immer wieder darüber aussprach, und sie lasen nun Beide die Musik nach, als ob sie taub wären, und sahen nicht auf von den Noten, und rechts und links taktirten andere Leute mit den Köpfen, und die Leistungen der einzelnen Instrumente wurden durchsprochen, als hinge von einem

falschen Tone das Heil der Welt ab. Grade so verhielt man sich auch in den Theatern, und ähnlich auch gegenüber der schönen Literatur. Die Zeiten, welche Börne so richtig mit den Worten: „Sonntag, Häring, Hofrath, göttlich!“ charakterisirt, waren für Berlin noch nicht vorüber; und jene Art von Eitelkeit, welche dasjenige am höchsten schätzt, was sie selbst besitzt, machte sich in Bezug auf alle Leistungen in den Kunstgebieten und auf die Künstler selber geltend, welche, namentlich die Schauspieler, wie es mir scheint, damals mehr in der bürgerlichen Gesellschaft gesehen wurden, als das jetzt der Fall ist.

Die ganz veränderte Athmosphäre, in welcher ich mich bewegte, that mir aber wohl. Ich war mehr mit Betrachtung der Andern als mit mir selbst beschäftigt, indeß es gab dazwischen doch kaum einen Tag, an dem ich mir nicht die Frage vorgelegt hätte: was soll dir dieser Aufenthalt in der Fremde? kaum einen Tag, an welchem ich es nicht empfunden hätte, wie alle diese Zerstreuung mich eigentlich nur äußerlich berührte, und im Innern nicht viel damit gewonnen war. Ein Ausspruch Göthe's, der mich gleich als ich ihn zuerst gelesen, sehr lebhaft ge-

troffen hatte, wollte mir gar nicht aus dem Sinne. Er lautete: Es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft, unsere Empfindung verschwimmt sich darin, und wenn das Dort nun hier wird, ist Alles nach wie vor, und das Herz sehnt sich nach entschwundenem Labsal! — Wo ich auch war, was ich auch trieb, ich konnte mich nicht frei machen von Erinnerungen und Wünschen, die mich immer wieder in das alte Leidensgefühl zurückwarfen, und die mich theils unempfindlich, theils undankbar gegen das Gute machten, das sich mir darbot.

Das Jahr ging so zu Ende, das neue Jahr begann, es war Alles dasselbe, und „das Herz sehnte sich nach entschwundenem Labsal". Mit dem Gedanken saß ich eines Abends einsam in meinem Zimmer. Es war grade ein Jahr her, daß ich Heinrich's Geständniß seiner Liebe für eine andere Frau erhalten. Onkel und Tante waren in einer Gesellschaft, ich hatte es abgelehnt, sie zu begleiten, weil ich sehr niedergeschlagen war, und mir den Zwang einer affektirten Heiterkeit nicht auferlegen wollte. Ich dachte meine Vergangenheit durch, ich suchte nach einem Punkte, auf dem ich fußen, von

dem aus ich meine Zukunft erbauen konnte, und ich fand ihn nicht.

Ich hatte mich gewöhnt, mich für alt, für fertig mit dem Leben zu halten, diesen Glauben nahm man mir in meiner jetzigen Umgebung; aber wenn ich nun noch jung war, wenn ich noch zehn, noch zwanzig, noch dreißig Jahre vor mir hatte, was sollte mit diesen werden? was sollte ich mit ihnen machen? Sie hinzubringen, wie die letzten Jahre, war eine Aussicht, die mir Entsetzen einflößte. Sollte und wollte ich leben, so mußte es ganz anders werden als bisher; und aus der tiefen Muthlosigkeit, welche sich meiner bei diesen Betrachtungen bemächtigte, erwuchs mir ein Widerstreben gegen längeres Leiden, erwuchsen mir der Glaube und die Gewißheit, daß es eine Thorheit, ja ein Verbrechen sei, sich dem Leide zu überantworten, ehe man nicht Alles versucht hätte, sich davon zu befreien. Zu einer solchen Einkehr in mich selbst war ich früher nie gekommen. Wenn man sich wehren, sich vertheidigen muß, um sich zu behaupten, wird man des richtigen Blickes in die Ferne beraubt, und sieht nur das Nächste, das uns dabei in der Regel über die Gebühr groß und wichtig erscheint. Zu Hause,

wo ich in Bezug auf mein Verhältniß zu meinem Vetter die Ansicht meiner ganzen Familie gegen mich hatte, weil man diese Liebe in Eins zusammen warf mit allem Uebrigen, was mich leiden machte, hätte Nichts mich bewegen können, an meine Befreiung zu denken, obschon Niemand es so gut wußte, als ich selbst, was der Briefwechsel mit Heinrich mich jetzt kostete, und wie hart es mir ankam, ihm eine Ruhe und Fassung vorzuspiegeln, von denen ich Nichts wußte, und mit denen ich ihm nur zu beweisen wünschte, daß mir für ihn Nichts zu schwer sei.

Ein Jahr lang hatte ich das nun ertragen; aber Unwahrheit, auch die in bester Absicht über mich genommene Unwahrheit, aufrecht zu erhalten, das war das Einzige, was auf die Länge stets über meine Kräfte gegangen ist. Und nun kein Widerstand von außen mich zu eigensinniger Selbstverblendung anreizte, wurde der Gedanke in mir immer lebhafter: lieber ganz einsam und ganz verlassen, aber in der Wahrheit zu leben, als auf Kosten der Wahrheit in einer für den Augenblick nur künstlich erhaltenen Gemeinschaft mit dem Geliebten.

Ein heißes Verlangen mich zu erretten, mich

einmal frei und leicht zu fühlen, wachte in mir auf. Ich war lebenslustiger als seit langer Zeit, ich wollte genießen, mich freuen, und ich traute mir die Fähigkeit dafür zu, nur mußte ich neue Pfade gehen. Wo diese für mich zu finden wären, von wo mir Licht und Luft und Leben kommen würden, das ahnte ich freilich nicht; aber ich wollte sie suchen, und damit mir dieses möglich würde, mußte ich mit der Vergangenheit brechen.

In gewissen Naturen bereiten Entschlüsse sich langsam vor, aber ihre Ausführung ist dann eine plötzliche und man bereut sie niemals, weil sie die Folge langer Erwägungen und langer Kämpfe ist. Und so setzte ich mich denn noch an demselben Abende nieder, und schrieb dem geliebten Manne, was ich auf der Seele hatte.

Ich sagte ihm, es gehe jetzt noch über meine Kräfte, ihn als meinen Freund zu betrachten und seine Freundin zu sein. Ein Herz, das sich ihm gegenüber beständig in Zwang und Unwahrheit verhülle, könne ihm Nichts sein. Er, das fühle ich, bedürfe meiner in diesem Augenblicke auch nicht. Es sei Pietät, die ihn jetzt an mich fessele, nicht Nothwendigkeit, die ihn mir verbinde, und ich müsse

und wolle es lernen, ohne ihn meinen Weg zu gehen. Ich bat ihn, meine Briefe alle zu verbrennen, und wenn das Leben uns irgendwo zusammen führe, mich zu vermeiden, bis ich selbst ihm sagen würde, daß ich ihn ruhigen Herzens, in Frieden und mit Freuden wiedersehen könne. Es sei dies das Einzige und zugleich Alles, was er für mich zu thun vermöge, und ich bäte ihn, mir selbst diesen Brief nur mit der Zusicherung zu beantworten, daß er meinem Verlangen hinsichts meiner Briefe nachgekommen sei, die ich nicht zurückfordere, weil ich mich davor bewahren wolle, sie etwa selbst zu lesen, und sie dadurch noch einmal zu durchleben.

Nach wenig Tagen erhielt ich die von mir gewünschte Antwort; und in der selbsterschaffenen Leere, die sich jetzt plötzlich grauenerregend vor mir aufthat, richtete ich mich empor, um vorwärts zu gehen.

Das war aber gar nicht leicht. Ich hatte Zeiten voll tiefer Versunkenheit, in denen ich mir wieder gewaltsam ein Interesse an den verschiedensten Dingen aufzunöthigen strebte. Das nahm jedoch höchstens meinen Kopf und einen Theil meiner Gedanken hin, und im Herzen blieb es dunkel und leer. Ich fing wieder an Verse aus dem Englischen

zu übersetzen, ich besah die Gemälde- und Antikengallerien, ich besuchte Fabriken, wenn sich mir die Gelegenheit dazu bot, ich las und excerpirte, es häufte sich allerlei Wissen planlos in meinem Kopfe an, weil ich für planmäßiges Lernen und systematisches Arbeiten nicht geschult war, und ich dachte bisweilen: wozu das Alles? — Tüchtig vorgebildet, wie die jungen Männer es durch ihren Gymnasialunterricht in der Regel sind, hätte ich diese Muße anders zu benutzen verstanden, und hätte mir neben einer wirklichen Beschäftigung eine Menge gründlicher Kenntnisse erwerben können, die mir später in hohem Grade nützlich gewesen sein würden.

Indessen solch ein gewaltsames Heranziehen von neuen Eindrücken hat, wie planlos es auch sein möge, doch auch sein Gutes. Sie legen sich wie ein Verband über die wunde Stelle in unserm Innern und halten uns ab, diese in jedem Augenblicke selbstquälerisch aufzudecken und zu berühren. Sie treten in den Vordergrund unseres Bewußtseins, sie drängen das Frühererlebte zurück, und wenn sie es auch nicht verschwinden machen, — denn was wir erlebten wird ein Theil von uns selbst und kehrt uns, wenn auch nur in unsern Träumen wieder, — so

ſtumpfen die neuen Eindrücke doch die Macht des beſtimmenden Einfluſſes ab, welche die alten Eindrücke auf uns ausübten, und man hat deßhalb ſehr Unrecht zu behaupten, daß die ſogenannten Zerſtreuungen ſich gegen ein wahrhaftes Leid nicht wirkſam beweiſen. Sie thun in erhöhtem Maßſtabe an uns die Arbeit der Alles beſiegenden Zeit. Die Maſſe der neuen Eindrücke verſtärken heißt die Zeit und ihre Gewalt über uns intenſiv verdoppeln, und der Leidende, welcher ſich gefliſſentlich dieſer Hülfe entzieht, geſteht damit ein, daß ihm nicht darum zu thun ſei, ſich herzuſtellen, daß ihm ſein krankes Dulden lieber ſei als ein geſundes Thun. Es ſind auch immer nur ſehr egoiſtiſche Naturen, welche den Schmerz in ſich zu bewahren und zu erhalten ſuchen, der ſie von dem thätigen Lieben entbindet und ihnen nach ihrer Meinung ein Anrecht giebt, geſchont und ertragen zu werden.

Ich ging nach meinem neuen Entſchluſſe in einer Weiſe an das Vergnügen, die mir in der Erinnerung jetzt ſehr komiſch erſcheint, denn ich verhielt mich dazu, und zu meinem ganzen auf etwa fünf Monate berechneten Berliner Aufenthalte, wie die Badegäſte in den Brunnenorten zu ihrer Kur. Jeder

Tag ſollte mir Etwas leiſten, meine täglichen zwölf oder vierzehn Stunden ſollten mir ſo gewiß Etwas helfen, als die Becher Mineralwaſſer den Kurgäſten, und wie dieſe ſich Diät auflegen, ſo legte ich mir Vergnügen und Heiterkeit auf. Dennoch hat kaum irgend eine Epoche meines Lebens mir weniger ſachliche Erinnerungen zurückgelaſſen als eben dieſe. Es fällt mir mitunter plötzlich eine Perſon ein, die ich damals in Berlin geſehen, eine Geſellſchaft bei gleichgültigen Leuten, in welcher ich mich mit Onkel und Tante befunden; es kommt mir bisweilen im Traume mein eigen Bild in einem Anzuge vor Augen, den ich damals getragen, und an den ich ſicherlich nicht wieder gedacht habe, und nur wenige hervorragende Einzelnheiten aus jener Zeit ſtehen mir immer klar und deutlich zu Gebote.

Unter dieſen zählt ein öffentlicher Ball im Schauſpielhauſe, der, ich weiß nicht bei welchem Anlaſſe gegeben wurde.

Der König Friedrich Wilhelm der Dritte erſchien auf demſelben mit ſeinen ſämmtlichen Söhnen in bürgerlicher Kleidung, und ſchon an dem Abende machten Perſonen, welche den König früher und in der Nähe geſehen hatten, die Bemerkung, daß er

verändert sei. Er trug sich jedoch noch fest und aufrecht, sah in dem braunen Frack und mit einem runden Hute noch ansehnlich und wohlerhalten aus, und sprach mit verschiedenen Kaufleuten, mit einigen Künstlern und ein paar Schauspielerinnen längere Zeit sehr freundlich, so daß man jene Bedenken und Befürchtungen über das Befinden und das nahe Ende des Königs nicht gelten lassen wollte. Man schrieb sie dem Aberglauben, oder vielmehr einem chronologischen Wunderglauben zu, welcher dem vierzigsten Jahre jedes Jahrhunderts eine besondere Bedeutung für Preußen beizulegen gesonnen war.

Leute, die sich sonst nicht eben viel mit der Geschichte und mit ihren Jahreszahlen zu schaffen machten, hatten jetzt die bedeutenden Ereignisse aus der preußischen Vergangenheit wie am Schnürchen bei der Hand. Ueberall hörte man die Frage: „Was wird dieses Jahr uns bringen?“ Und verlangte man zu wissen, weßhalb es denn etwas Besonderes bringen müsse, so erhielt man die Antwort, daß seit fünf hundert Jahren die Zahl vierzig für die Dynastie der Hohenzollern und damit auch für das Vaterland, eine entscheidende gewesen sei. Tausend vier hundert und vierzig sei der erste Hohen-

zollern'sche Kurfürst von Brandenburg gestorben; fünfzehnhundert vierzig seien die Hohenzollern protestantisch geworden; sechszehnhundert vierzig sei der große Kurfürst und siebzehnhundert vierzig Friedrich der Große zur Regierung gekommen, also werde dies Jahr sicherlich auch ein entscheidendes werden.

Gab man sich die Mühe, gegen das Unlogische dieser historischen Logik eine Einwendung zu machen, so lautete die Antwort: der König ist siebenzig Jahre alt! Und wenn man auch das als keinen Grund dafür gelten lassen wollte, daß er eben in diesem Jahre sterben müsse, so rückte als letztes Argument eine Chronik mit prophetischem Anhange in das Feld, die irgendwo, mich dünkt in dem ehemaligen Kloster Lehnin, aufgefunden worden sein, und noch ganz andere Dinge voraussagen sollte, als den Tod des Königs. Es war das dieselbe Chronik, die, wie man im Jahre achtzehnhundert achtundvierzig vielfach von guten gläubigen Seelen vernehmen konnte, auch die preußische Revolution vorausverkündet hatte. Schade nur, daß man an solche Wunderbücher immer nur glaubt, ohne zu versuchen, ob es mit etwas gesunder Vernunft und etwas gutem Willen nicht möglich wäre, sich gegen das prohezeite

Unheil rechtzeitig zu schützen. Es giebt so viele Schriften, die, ohne heilig gesprochen zu sein, oder sich auf übernatürliche Voraussicht zu stützen, in dieser Beziehung mit sehr heilsamem Erfolg von den Glaubensbedürftigen gelesen und beherzigt werden könnten.

Berlin nimmt sich, wenn es abergläubisch wird — und das passirt ihm je bisweilen — immer äußerst komisch aus, besonders weil es in der Regel nicht die Ungebildeten sind, sondern die sogenannten Gebildeten, welche in solcher Weise von ihren Ansprüchen auf Bildung und Aufklärung abfallen. Die Ungebildeten haben nicht die Zeit, sich in Thorheiten hinein zu träumen; die Müssigen, welche sich so phantastische Vergnügungen bereiten können, — und viele von den Gebildeten sind müssig, — schämen sich im ersten Augenblicke ihres Abfalls, aber um sich nicht allein schämen zu müssen, machen sie bald Propaganda dafür, und in der Masse fühlt dann Jeder sich sicher und berechtigt, mag er auf die Lehniner Chronik oder auf das wunderthätige Mädchen in der Fischerstraße schwören, das zehn Jahre später die wirren Phantasien der Wundersüchtigen eine Weile in Beschlag nahm, bis das Criminalgericht der Wunderthäterin ihre Mirakel untersagte, und die

Gläubigen wieder für eine Weile Rationaliſten wurden. — Je weiter indeß das Jahr vierzig vorſchritt, um ſo häufiger hörte man davon ſprechen, daß der König krank ſei. Er kam nicht mehr ſo oft in das Theater, man erfuhr auch, daß er ſich nie mehr bei den kleinen Geſellſchaften erblicken ließ, welche ſein Kämmerier bei ſich veranſtalten mußte, und bei denen der König dann als erwarteter unerwarteter Gaſt ein Weile zu erſcheinen pflegte, um ſich Neuigkeiten erzählen zu laſſen. Die Einen ſagten, der Tod des Miniſters von Altenſtein, ſeines alten und treuen Dieners und Gefährten, habe ihn angegriffen, die Andern behaupteten, er ſelber kenne die Lehniner Prophezeiung, und ſie wirke nachtheilig auf ihn; und endlich behauptete man, die weiße Frau, die Ahnfrau des Geſchlechtes der Hohenzollern, die immer erſcheine, wenn ein Todesfall unter ihren Nachkommen bevorſtehe, gehe bereits im Schloſſe wieder umher. Es war als ſolle und müſſe nun durchaus, der Ordnung wegen, im Jahre vierzig ein König von Preußen ſterben. Man war förmlich darauf aus, Beweiſe dafür herbei zu ſchaffen, daß der König gefährlich krank ſei, und das war um ſo unbegreiflicher, als man nebenher die größte Liebe

für den König, und hier und da auch eine gewisse Sorge wegen des bevorstehenden neuen Regimentes aussprechen hören konnte, von dem man ziemlich übereinstimmend fürchtete, daß es „weniger bürgerlich" als das gegenwärtige sein werde.

Indeß die Theilnahme an dem Ergehen des Königs blieb doch die Hauptsache, und es lag durch das ganze Frühjahr ein gewisser Druck auf den Menschen, wie die Ungewißheit ihn zu erzeugen pflegt. Es war, ohne daß man hätte sagen können seit wann und woher, eine Bewegung in die Geister gekommen, man fing wieder an, nach einer Vereinigung in Deutschland zu trachten, und da man diese zu erreichen vorläufig keine besondern Aussichten hatte, feierte man, wo der Anlaß sich dazu bot, eben wie in unsern Tagen auch, die deutschen Heroen, deren Geist und Größe, deren Thaten und Werke dem ganzen deutschen Stamme angehörten und allen Deutschen zu Gute gekommen waren.

In diesem Sinne wurde seit Jahren an dem Kölner Dombau gearbeitet, wurde in Leipzig das Jubiläum Guttenbergs gefeiert, die neue Prachtausgabe der Nibelungen veranstaltet, und als fühle man, daß diesen Kundgebungen gegenüber in Preußen

auch Etwas geschehen müsse, so wurde kurz vor dem hundertjährigen Geburtstage seines größten Königes, ein Dekret erlassen, welches die Grundsteinlegung zu einem kolossalen Standbilde desselben anordnete. Aber die Theilnahme an diesem Vorgange war keine reine, denn die Besorgniß, ob der König der Feierlichkeit werde beiwohnen können, ob er sie erleben werde, trat dabei in den Vordergrund, und als sich die Nachricht verbreitete, daß sämmtliche Kinder des Königs, selbst die Kaiserin und der Kaiser von Rußland nach Berlin kommen würden, sah man das mehr für ein Zeichen von dem bedenklichen Zustande des Königs, als von dem Enthusiasmus für das dem Ahnherrn zu errichtende Denkmal an.

Die Friedrichsfeier ging denn auch am letzten Mai von Statten. Das Wetter war schön, die Tribünen am Opernhause glänzend besetzt, die Parade vollständig; das Alles wurde jedoch verhältnißmäßig nur wenig in Betracht gezogen, neben der Thatsache, daß der Kronprinz hier zum erstenmale öffentlich an der Stelle seines Vaters funktionirt, und daß der König nicht mehr die Kraft gehabt hatte, dem Akte von seinem gewohnten Platze an dem Eckfenster seines Palais aus, bis zu Ende zuzusehen.

Von Tag zu Tag wurden nun die Berichte über das Befinden des Königs ungünstiger, und zu jeder Tageszeit konnte man Leute aus allen Ständen in Massen vor dem Palais stehen sehen, die nach den Fenstern hinaufblickten, als könnten sie dadurch Kunde von dem Ergehen des Kranken erhalten. Diese Volksmassen mehrten sich mit den Gerüchten von der wachsenden Gefahr, und ihre Stille, ihr lautloses Ausharren gab die große Liebe zu erkennen, welche der König bei dem Volke genoß. Kam einer der Aerzte, kam ein Beamter oder ein Diener aus dem Schlosse, so drängte man sich an ihn heran, um zu fragen, wie es stände; aber trotz der sichtlichen Aufregung blieb Alles still. Einmal, als ich grade vorüberging, bellte auf dem Platze ein kleiner Wachtelhund sehr laut, und augenblicklich sprangen mehrere wohlgekleidete Personen hinzu, das Thier zu fangen und fortzubringen, damit der König Ruhe habe.

Die Pfingsttage fielen damals auf den sechsten und siebenten Juni, und wie man sich acht Tage früher gefragt, ob der König die Friedrichsfeier erleben werde, so fragte man sich jetzt: wird er das Pfingstfest überdauern? Am siebenten war ich mit meinen Verwandten um Mittag nach Potsdam

hinaus gefahren. Schon bei der Abfahrt von dort erfuhren wir auf dem Perron der Eisenbahn den Tod des Königs. Als wir nach Berlin zurückkamen, war eine stille Unruhe in den Straßen zu bemerken. Eine Menge Equipagen fuhren trotz der späten Stunden noch hin und wieder. Vor den verschiedenen Schlössern hielten Wagen, die Leute standen vor dem Palais des verstorbenen Monarchen und sahen nach den Fenstern hinauf, und gingen nach dem Schlosse und betrachteten den Flügel desselben, in welchem der neue König wohnte. Sie hätten gern an den Mauern ablesen mögen, was darinnen geschah und was jetzt werden würde. Die Bangigkeit, welche Jeden vor einer großen Entscheidung überfällt, hatte sich des Volkes bemächtigt, und eine wirkliche Trauer über den Tod des Königs war unverkennbar. Man betrauerte ihn nicht blos wie einen König, sondern wie einen guten Mitbürger und alten Freund. Die alten Leute gedachten der Kriegsjahre und all der Noth und Fährlichkeit, welche sie mit Friedrich Wilhelm dem Dritten und er mit ihnen durchlebt. Wohin man kam, sprach man von seinen Familientugenden, von seiner Einfachheit, von seinem Privatleben. Alle Anekdoten

über ihn wurden mit dem größten Wohlwollen erzählt, man freute sich an der Sparsamkeit, mit welcher er sein Likör- oder Rumfläschchen selbst unter Verschluß gehalten, man freute sich an seinem alten Soldatenmantel und der alten durch lange Jahre getragenen Dienstmütze; und wenn hier und da Jemand die Bemerkung machte, daß dieser Sparsamkeit der große Aufwand für das Ballet sonderbar widersprochen habe, so konnte man sehen, daß selbst des Königs Vorliebe für dasselbe, und sein Verhältniß zu den Tänzerinnen für die Berliner eine gemüthliche Seite hatte — und im Grunde war das sehr natürlich. Um Großes gern zu bewundern, Kleines von Herzen gering zu achten, muß man selbst eine gewisse Größe haben. Den kleinen Seelen ist es eine Bequemlichkeit, da Schwächen zu finden, wo sie eigentlich verehren sollten; denn das bringt ihnen den Verehrten näher. Im Ganzen fehlte allen Menschen Etwas, nun der König nicht mehr da war. Sie hatten jenes Mißgefühl, jene Unruhe, von denen man sich ergriffen fühlt, wenn man plötzlich das Ticken einer alten, treuen, verläßlichen Uhr nicht mehr vernimmt, oder wenn ein Thurm abgebrochen wird, auf den hinzublicken man sich von Ju-

gend auf gewöhnt hat. Es fehlte ihnen Etwas. Sie konnten sich's nicht denken, daß der alte König nun nie mehr hinter seiner Gardine der Wachtparade zusehen, am Abende nicht mehr hinter dem rothen Vorhang der kleinen Loge sitzen würde. Und von dem, was der neue König thun würde, konnte man sich keinen rechten Begriff machen.

Er war mehr ein Gegenstand der Neugier, als der Liebe oder gar des Vertrauens. Was man sich bis dahin von ihm erzählt hatte, waren Witze oder geistreiche Worte gewesen, von denen nachweislich viele auf seine Kosten gestellt wurden, die niemals von ihm ausgegangen waren. Von einer lebendigen Theilnahme an den Regierungsgeschäften wußte man wenig oder Nichts. Auch beschäftigten sich in diesem Augenblicke mehr die gebildeten Klassen mit der Zukunft, welche er bringen würde, als das Volk, das ganz allein auf die Trauer um den Verstorbenen gestellt war. Und so sehr hielt man diese Trauer bei Allen Denen, welche eine schwarze Tracht ermöglichen konnten, für natürlich und angemessen, daß man auf den Straßen angefochten wurde, wenn man sich derselben entzog. Straßenbuben riefen den nicht trauernden Frauen nach, sich zu schämen,

es schicke sich, daß man traure. Ein andermal sah ich in der Jägerstraße eine Dame mit einem rosa Hute an mir vorübergehen, der ein paar Schüler zuriefen: „Na! Sie weiß wohl auch nicht, daß unser König todt ist, daß Sie mit Ihrem rothen Hute umherläuft!“ — und zur Bekräftigung seines Mißfallens schlug der eine Knabe ihr mit seinem Bücherriemen, den er frei in der Hand hielt, muthwillig über den Kopf.

Am zehnten fand die Beisetzung des Königs und der Trauergottesdienst im Dome statt. Meine Freunde hatten mir, damit ich den Zug mitansehen könne, einen Platz unter der Säulenhalle des Museums verschafft, und das Geschlecht der Hohenzollern gewährte damals einen gar stattlichen Anblick, als die sämmtlichen Söhne und Töchter des verstorbenen Königs, alle in der Fülle der Kraft, alle groß und schön gewachsen, trauernd dem Sarge von dem königlichen Schlosse durch den Lustgarten nach dem Dome folgten. Ergreifender aber war doch der Zug, in welchem die königliche Leiche nach Charlottenburg gebracht wurde, wo sie in dem Mausoleum des Schloßgartens, das der König für seine verstorbene Gemahlin erbauen lassen, zur Ruhe be-

ſtattet werden ſollte. Man hatte für den Zweck die Barrieren niederreißen laſſen, welche am obern und untern Ende die eigentliche Lindenallee von der allgemeinen Straße abtrennen, und im Dunkel der Mitternacht ſchwebte nun plötzlich, Fackeln voran und Fackeln zum Schluß des Zuges, der ſchwarzverhangene Leichenwagen, von einer Anzahl Trauerwagen gefolgt, lautlos und ſchnell wie eine Viſion, über den weichen Sandboden dahin, zum Brandenburger Thore, von dem die ſtolze Viktoria majeſtätiſch hernieder ſah, hinaus in das Grün der Bäume, in die Stille, in die freie Natur, in die Nacht! — Es lag etwas höchſt Phantaſtiſches in dieſem Eindrucke!

Einundzwanzigstes Kapitel.

Es war eigentlich immer bestimmt gewesen, daß ich bei dem Beginne des Frühjahrs Berlin verlassen sollte, und ich selber fühlte die Verpflichtung dazu, da mein Aufenthalt außer dem Hause, wie mäßig meine Ansprüche damals auch noch waren, doch mancherlei Ausgaben verursachte, welche fortfielen, wenn ich in der Heimath lebte. Aber meine Freunde widerriethen mir die Rückkehr. Sie machten mich darauf aufmerksam, daß ich mich in Berlin in jedem Betrachte erholt hätte, daß ich in meinem Vaterhause wieder von den alten Uebelständen zu leiden haben würde, und die Verständigsten und Wohlmeinendsten unter ihnen redeten mir dringend zu, eine Stelle als Gesellschafterin oder als Vorsteherin eines Hauswesens zu suchen. Man stellte mir das Beispiel von Henriette Mendelssohn auf, der Tochter von Moses Mendelssohn, die sich einst

im Hause des General Sebastiani in Paris eine ehrenvolle Stellung bereitet hatte; man wußte mir noch andere ähnliche Fälle zu nennen, und die Sache leuchtete mir sehr ein, denn ich hatte jetzt mehr als je das Bedürfniß Etwas mit mir anzufangen, weil mir die letzte innere Anlehnung genommen war, seit ich auf den Zusammenhang mit dem Geliebten aus Selbsterhaltungstrieb verzichten müssen. Ich konnte mit Fug und Recht den Ausspruch auf mich anwenden, den Göthe von Ottilie thut, so wenig ich sonst Aehnliches mit dieser hatte. „Ein Herz das sucht, fühlt wohl daß ihm etwas mangle, ein Herz das verloren hat, fühlt daß es entbehre. Sehnsucht verwandelt sich in Unmuth und Ungeduld, und ein weibliches Gemüth, zum Erwarten und Abwarten gewöhnt, möchte nun aus seinem Kreise herausschreiten, thätig werden, unternehmen und auch etwas für sein Glück thun."

Stärker jedoch als dies Gefühl war in mir die Scheu, mich über diese Dinge gegen meinen Vater auszusprechen. Wäre mir ein derartiger Antrag gemacht worden, so hätte ich ihn wohl mitgetheilt und die Erlaubniß erbeten, ihn annehmen zu dürfen. Indeß ihm zu schreiben, daß ich eine Stelle für

mich suchen wolle, konnte ich nicht über mich gewinnen, denn es schien mir undankbar und deßhalb unmöglich ihm zu sagen, wie schwer das Leben in unserm Hause mir geworden, und wie also in gewissem Sinne all das Gute, das er mir erwiesen, für mich verloren gewesen sei. Ich beschloß daher, wie ich schon oft genug gethan, mich selbst zu betrügen. Das heißt, ich wollte dem Vater nicht unnöthig wehe thun, sondern für's Erste aufpassen, zusehen und abwarten, bis die Gelegenheit zu einem entscheidenden Handeln sich darbieten würde, und inzwischen that ich, was zu thun ich für Unrecht gehalten hatte, ich bat den Vater in einem Privatbriefe, mich noch in Berlin zu lassen, wo es mir wohl ginge und mir wohl gefiele.

Natürlich erhielt ich die Erlaubniß dazu, und ich wiegte mich noch in meiner müden Unentschiedenheit, mit der ich nur Zeit und Muth verlor, als ich bald nach dem Begräbnißtage des Königs von meinem Vater die unerwartete Weisung erhielt, nach Hause zu kommen, da die wieder sehr leidende Mutter auf das Land hinausziehen solle, und meine Anwesenheit im Vaterhause dadurch wünschenswerth sei. Es ward mir zugleich angedeutet, daß je schneller

ich heimkehrte, um so willkommener ich sein würde, und daß ich deßhalb, ohne auf irgend eine Gelegenheit, d. h. ohne auf irgend Jemand zu warten, mit dem ich die Fahrt gemeinsam machen könne, sobald ich fertig wäre, mit der Schnellpost allein nach Hause kommen solle.

Meine sämmtlichen Plane, wenn man die schwankenden Absichten eines unentschiedenen Menschen Plane nennen kann, wurden dadurch vollständig umgeworfen. Meine Gedanken wendeten sich alle plötzlich der Heimath zu. Ich fing an zu besorgen, daß meine Mutter mehr krank sei, als man es mir sage, und nachdem ich in der größten Eile Verkehrungen für meinen Aufbruch gemacht hatte, kehrte ich nach Hause zurück. Ich fand die Mutter schon auf dem Lande, d. h. in einem Hause der Vorstadt eingerichtet, welche man die Hufen nennt, und in der, nebst den Landhäusern der Wohlhabenden und einer Anzahl von Wirthshäusern, sich auch noch einige ländliche Besitzungen befanden, in denen man Sommerwohnungen zur Miethe erhielt. Das Quartier, das wir bekommen hatten, war nur klein. Es bestand aus zwei Stuben zu ebner Erde und einer Stube im obern Geschoß, so daß die Mutter nur eine der jüngsten

Schwestern, die man besonders zu schonen hatte, und meine zweite Schwester bei sich hatte, welche sie pflegte. Wir Andern blieben Alle in der Stadt, gingen aber natürlich fast an jedem Abende Einer oder der Andere mit dem Vater, oder auch Alle zusammen auf die Hufen hinaus, obschon es in der Stadt weit belebter und unterhaltender war, als es sonst zu sein pflegte, denn die Huldigungsfeierlichkeiten standen nahe bevor, und da mit denselben eine größere Heerschau verbunden werden sollte, hatten sich allmählich die Truppenkörper schon zusammen gefunden, und waren nach kurzer Rast in das bei Lauth, einem von der Stadt etwa eine Stunde entfernten Dorfe, aufgeschlagene Lager eingezogen. Viele der Landwehroffiziere, die Gutsbesitzer oder Beamte waren, hatten Frauen und Töchter zu den bevorstehenden Festlichkeiten mitgebracht, der Landadel, die Landstände, die Vertreter der verschiedenen Städte kamen allmählich auch herbei, und wenn solch ein Zusammenfluß von Menschen in den Städten, welche mehrere Hunderttausende von Einwohnern zählen, auch nicht eben auffällt, so machte es sich in einer Stadt von sechszigtausend Einwohnern, in welcher alle Welt einander mindestens von

Ansehen kannte, natürlich sehr bemerklich, als zehn bis zwölftausend Fremde in ihren Straßen auf- und niedergingen, das Militär gar nicht miteingerechnet, welches unabläſſig aus dem Lager in die Stadt kam. Wir waren wie in eine fremde Welt verſetzt, und bei der Gaſtlichkeit, welche dem Norden eigen iſt, war das Treiben bald ſehr allgemein.

In jedem Hauſe war es voll von Gäſten aus der Umgegend, die ihre Freunde und Bekannten als eben ſo willkommene Gäſte mit ſich brachten; es kamen Leute zu Tiſch und wurden als gute Bekannte zur Wiederkehr eingeladen, von denen man Nichts erfuhr, als daß ihre Güter in der Nähe des Gutes eines uns befreundeten Gutsbeſitzers gelegen waren. Die Abgeſchloſſenheit der meiſten häuslichen Kreiſe hatte ſich plötzlich in eine raſche Geſelligkeit verwandelt. Die Maſſen waren in Fluß gekommen, die Pedanterie des ſteifen Umgangstones war vor dem Gefühl einer gemeinſamen freudigen Erwartung gewichen. Fremde Männer, ſchwarz gekleidet, gingen durch die Stadt und ſahen Gebäude und Menſchen an, glänzende Equipagen rollten durch die engen Straßen, überall tünchte man in der Eile noch die vernachläſſigten Häuſer an, beſſerte man

das Straßenpflaster und die Brücken aus, und fuhr man ganze Wälder von Laub und Tannen herbei, um die Guirlanden zur Ausschmückung der Stadt zu fertigen. Es gingen Wunderdinge vor, und wir waren auf Großes gefaßt.

Und Großes und Bedeutendes stand uns denn auch bevor. Wie sehr auch die Folgezeit jene hochgespannten Erwartungen herabgestimmt und getäuscht hat, welche man von der Regierung Friedrich Wilhelms des Vierten zu hegen sich berechtigt hielt, man darf den Eindruck nicht vergessen und nicht verkleinern wollen, welchen sein erstes öffentliches Auftreten durch ganz Deutschland hervorrief, man muß den Zauber selbst empfunden haben, den seine Persönlichkeit damals auf die Menschen übte, um dem Wesen des Königs und seiner geistigen Bedeutung gerecht zu sein.

Es ist nicht nöthig, der Blumengewinde und der Triumphbogen zu erwähnen, welche die Thore und die Straßen schmückten, und die Stadt auf dem ganzen Wege, den der König vom Brandenburger Thore bis zum Schlosse zurückzulegen hatte, gleichsam in einen altfranzösisch festonnirten Garten verwandelten. Es war das nicht wesentlich anders,

wie es überall bei solchen Anlässen zu sein pflegt, wo die respektiven Stadtbehörden zu einem Thore aus- und einziehen, wo weißgekleidete Mädchen Blumen überreichen und Bürgermeister Reden halten. Wir hatten das Alles in ähnlicher Weise schon öfter gesehen, und wenn der Anblick der Blumen, dieser Sinnbilder der Freude und des Lebens uns auch heiter stimmten, so war es doch nicht dasjenige, was uns in den Stunden, welche dem Einzuge des Königs vorangingen, mitten in den Schaaren der wogenden Menschenmenge das Herz bewegte und erschütterte. Es war ein Anderes und ein Größeres.

Es war der Aufzug der Zünfte, welche dem Könige entgegen gingen. Sie kamen an mit fliegenden Fahnen, mit den Zeichen ihres Gewerkes, mit lautem Spiel. Vorauf ritten die Fleischer, denen der alte Kurfürst für treue Kriegsdienste das Recht verliehen, die Beherrscher des Landes in die Stadt zu führen. Ihnen folgten die Maurer, die Zimmerleute, mit mittelalterlich gekleideten Fahnenschwenkern, die ihr lustiges Spiel zum Ergötzen der Menge ausübten, die Schuhmacher mit dem Bilde des tapfern Schusters, des wackern Hans von Sagan in ihrer Fahne, die Tischler mit künstlich gearbei-

tetem Geräth und Werkzeug auf zierlichen Stangen, und so, gar heiter herausgeputzt, auch die übrigen Gewerke nach einander.

Und heiter wie der Anblick war, standen wir ganz ernsthaft da, und manch kräftiges Herz schlug höher und manch schönes Auge weinte, denn wir sahen, Viele von uns zum ersten Male, unsere Fabrikanten und Handwerker als eine Gesammtheit, als Bürger vereint auftreten, und wir sahen kein Militär, das ihren Weg beschränkte, und keine Gensd'armes, die das Volk mit hochmüthiger Gewalt zurückstießen.

Die Bürger zogen feierlich froh durch die Straßen, sie bildeten selber das Spalier, das den Einzug des Königs beschützte, und der König zog dadurch ehrwürdiger ein, als wenn eine große Soldatenmacht die Straßen abgesperrt und das Volk von seinem Pfade zurückgehalten hätte. Drängte sich die neugierige Jugend einmal durch das Spalier, das die Gewerke vom Brandenburger Thore ab gebildet hatten, so wußten die handfesten Männer sie recht handgreiflich zurechtzuweisen, und die Umstehenden sahen das ruhig und billigend mit an, während sicherlich überall Streit entstanden wäre, wenn Poli-

zeibeamte ähnliche Beruhigungsversuche gewagt hätten. Es war damals bei uns in Königsberg, wie es hier in Berlin vor drei Jahren bei dem Einzug des Kronprinzen und der Prinzeß Viktoria gewesen ist. Die Leute fühlten sich gehoben und verantwortlich, weil man sie ohne Bevormundung sich selber überließ, weil man ihre bürgerlichen Verhältnisse achtungsvoll anerkannte.

Nach den Gewerken fuhr die Deputation des Magistrates, der Oberbürgermeister, der Bürgermeister, sechs Stadtverordnete und sechs Stadträthe in Staatsequipagen dem Könige bis Schönbusch, dem Landhause eines Privatmannes, eine Viertelmeile vor der Stadt, entgegen. Mein Vater befand sich unter diesen sechs Stadträthen, und er sah schön aus, mit dem Claquehut und der weißen Halsbinde. Ich dachte an meine kindische Phantasie von dem Aufzuge, in welchem mein Vater dem Kaiser Napoleon entgegengezogen und ihm die Stadtschlüssel überbracht haben sollte, und an die häufigen Verweise, welche ich erhalten, wenn ich immer wieder mit diesem Hirngespinste zum Vorschein gekommen war, das alles Anhaltes, das jedes vernünftigen Grundes entbehrte. Wie mochten die Feierlichkeiten

dieſes Tages ſich einprägen in die Tauſende von Kinderköpfchen, die von allen den Fenſtern und Wolmen herniederſahen, und welche Phantasmagorien mochten daraus in denſelben entſtehen! Die Langgaſſe ſah aber mit ihren Wolmen faſt italieniſch aus, und der Gäſte waren überall ſo viele, als Fenſter und Wolme faſſen konnten. Wir hatten gegen achtzig Perſonen zum Frühſtück geladen, und dabei meine kleine Stube noch eigens für die Mutter frei gehalten, welcher man einen ruhigen, ſtillen Anblick des Einzugs bereiten, und die Aufregung durch lebhaften Menſchenandrang erſparen wollte.

Vor und in dem Thore der Stadt gab es dann natürlich Empfangsgedichte und Blumen, und als der König die Stadt betrat, kündete lauter Glockenſchall von den Thürmen dies Ereigniß dem Volke an. Die Königin fuhr in langſamem Schritt in einem offenen Wagen, ihr zur Rechten ritt der König in einer militäriſchen Galauniform, links vom Wagen der Prinz von Preußen. Sie waren damals Beide ſchöne, ſehr gebietende Geſtalten, und die alten Leute, welche ſich noch der Königin Luiſe erinnern konnten, fanden Friedrich Wilhelm den Vierten ſeiner Mutter in den Zügen, wie in dem

freundlichen Ausdruck seiner Mienen, auffallend ähnlich. Der König ritt so langsam, daß die Menge sich dicht bis an sein schönes Pferd herandrängte, und da weder Militär noch Gensd'armes anwesend waren, ihm Platz zu schaffen, bog er selbst sich von Zeit zu Zeit hernieder, um freundlich die Bitte auszusprechen: „Kinder! laßt mich durch!" Seine Heiterkeit, die sichtliche Ergriffenheit der Königin gewannen ihnen die Neigung der Menge, und es ist etwas Großes um das Glück, sich als Herrscher von einem Volke geliebt zu wissen.

Am Abende war die Stadt erleuchtet, es war Cour im Schlosse, und durch die ganze Woche währte das festlich bewegte Leben in den Straßen und in den Häusern fort. Der König inspicirte die Truppen im Lager, es gab Manöver in der Umgegend, und mit seinen Brüdern machte der König einen Ausflug nach der Seeküste und in das Land. Täglich war bei dem Könige Tafel, zu welcher Männer aus allen Provinzen und aus den verschiedensten Ständen, vor Allen aber Gelehrte und Deputirte gezogen wurden. Sie rühmten sämmtlich den Geist und die Liebenswürdigkeit des neuen Herrschers, und seine Theilnahme für Alles, was die Wissenschaft

betraf, oder ſonſt eine Bedeutung beanſpruchen konnte. Der botaniſche Garten, die Sternwarte, welche damals noch unter Beſſels genialer Leitung ſtand, wurden in Augenſchein genommen, Kinderwarteſchulen, Hospitäler, Kirchen beſucht; man ſah zu, wie ein großes Briggſchiff mit voller Takelage vom Stapel gelaſſen wurde, das den Namen der Königin führte; der Hof erſchien fortwährend öffentlich, und da man bald hier bald dorthin ging, um den König und die Königin zu ſehen, ſo bewegten die Menſchen ſich den Tag über auf den Straßen. Wer nicht, wie einzelne Gewerke zu den Feſtlichkeiten zu arbeiten hatte, ließ ſeine Geſchäfte ruhen, man wollte nur ſehen und ſich ſehen laſſen, hören und plaudern. Nächſt der königlichen Familie war es die katholiſche Geiſtlichkeit, welche die Augen am meiſten auf ſich zog, vor Allen der Poſener Erzbiſchof von Dunin, ein kleiner, magerer Mann, mit kleinen, ſcharfen Zügen, ſchnellem Auge, eigenſinniger Phyſiognomie und raſcher Bewegung. Er hatte genugſam von ſich reden machen, man fand, daß er dem Bilde wohl entſprach, das man ſich von ihm entworfen. Der Biſchof von Hatten, ein hinfälliger, gebückter aber freundlicher Greis mit milden, hellen

Augen, und die Bischöfe von Culm und Braunsberg begleiteten ihn häufig, der ganze katholische Clerus bildete eine kompakte Masse.

Während man die Fragen berieth, welche sich auf die Vereidigung der Deputirten von verschiedenen Konfessionen bezogen, und in der Versammlung der Stände sich die ersten Conflikte zwischen dem König und dem Volke vorbereiteten, bot jeder Tag zwischen der Ankunft des Monarchen und der Huldigungsfeier neue und wechselnde Festlichkeiten dar. Am Vorabende der Huldigung gaben die Stände dem Könige eine Soiree in dem, auf dem Königsgarten gelegenen, und für diesen Zweck dekorirten Exercirhause, bei welcher lebende Bilder und Musik die Unterhaltung ausmachten. Eine Borussia hielt die Ansprache an das Königspaar und an das Volk. Danach folgten die Bilder, alle aus der Geschichte der Provinz. In dem ersten führte der Landmeister Herrmann von Balk dem Bischof Christian die ersten Christen zu, in dem zweiten weihte der sterbende Ordensmarschall Schindekop den Winrich von Kniprode zum Hochmeister. Das dritte Bild zeigte den Herzog Albrecht, der seine Braut Dorothea von Dänemark in Königs-

berg empfängt, das vierte den großen Kurfürsten, wie er seiner Gemahlin die besiegten schwedischen Generale vorstellt, und das letzte Tableau war eine Allegorie auf die Krönung Friedrichs des Ersten. Professor Cäsar von Lengerke hatte den Text zu den Erklärungen gemacht, die der jetzige Oberlandesgerichts-Präsident Professor Eduard Simson, sprach, und ich glaube, obschon mir damals noch der vergleichende Maßstab für derlei Festlichkeiten fehlte, so daß mein Urtheil einem Jugendeindruck zu vergleichen ist, daß die ganze Festlichkeit eine gelungene zu nennen war.

Indeß Alles, was man für den Empfang des Königspaares bereitet hatte, trat zurück und wurde verdrängt und vergessen durch die Ereignisse des Huldigungstages, durch die Huldigung selbst und durch die Ansprache des Königs an die Huldigenden und an sein Volk.

Die Huldigung sollte im innern Schloßhofe stattfinden. Das Königsberger Schloß liegt auf einem Berge mitten in der Stadt, und hat in einzelnen Theilen noch den Charakter seiner ersten, burgartigen Anlage bewahrt, obschon es durch Anbauten und Aenderungen aller Art umgestaltet, kaum ein

Ganzes genannt, oder gar irgend einem Bauſtyle eingereiht werden kann. Es hat keine ordentliche Façade nach irgend einer Seite, und iſt, mit keinem andern Schloſſe zu vergleichen, nur ſich ſelber gleich. In Mitten der Baulichkeiten, aus welchen das Schloß ſich zuſammengeſetzt, befindet ſich ein viereckiger, nicht allzuweiter Hof, der Schloßhof. Das eigentliche alte Schloß bildet die eine Seite des Vierecks, ihm gegenüber nimmt die Schloßkirche die zweite Seite ein; eine Reihe neuerer Gebäude, in denen ſich die Wohnung des Oberpräſidenten und die Räumlichkeiten verſchiedener Dikaſterien befinden, umgiebt die dritte Seite, an der vierten ziehen ſich andere Gebäude hin, die, theilweiſe während der ruſſiſchen Okkupation umgeſtaltet, den Namen des Moskowiterſaales führen. Dazwiſchen liegen noch ein paar Thürme, die als Gefängniſſe dienen, kurz es iſt das ſonderbarſte Gemiſch von Bauten, das ſich auf einem Platze zuſammengefunden hat. Nur durch ein enges und niedriges Thor unterhalb des Schloſſes und durch ein zweites unterhalb der Kirche gelangt man in den Hof, der auf dieſe Weiſe wohl abgeſchloſſen und von hohen Mauern umgeben, für eine akuſtiſche Wirkung beſonders geeignet iſt.

Vor dem ersten Stockwerk des Schloßflügels hatte man nun einen Balkon erbaut. Er war in der Mitte hoch, an den Seiten niedriger, trug den Thron, und gewährte auf seinen beiden Seitenflügeln Raum für die höchsten Beamten des Civil und Militär. Ein Sammetdach deckte den Thron, eine scharlachbeschlagene Treppe führte in den Hof hinunter. An dem Aufgange flatterten auf hohen Standarten die preußischen Fahnen, während Fahnen mit den Wappen von Ostpreußen und Litthauen, von Westpreußen und von Posen die Abtheilungen bezeichneten, in denen die Deputirten der verschiedenen Provinzen sich dem Throne gegenüber zu versammeln hatten. Links von demselben war eine niedere Estrade für die lutherische, rechts eine für die katholische Geistlichkeit errichtet. — Der rechte und der linke Flügel des Hofes waren mit den für das Publikum bestimmten Tribünen umgeben.

Schon um sieben Uhr Morgens versammelten sich die Landstände und die Deputirten der Städte, der Magistrat und die Stadtverordneten von Königsberg, und alle Diejenigen, welche Eintrittskarten zu dem Platze oder zu den Tribünen erhalten hatten, in dem Schloßhofe. Stunden vergingen bis Alle und

Jeder ſich an ihrer rechten Stelle befanden. Das Wetter war ſehr hell und der Septembermorgen eben ſo klar und leuchtend als friſch. Als die Ordnung hergeſtellt war, trat der König auf den Balkon hinaus. Er ging allein und zuerſt die Freitreppe, welche nach dem Schloßplatz führte, hinunter; ihm folgten die Prinzen des Hauſes, die Miniſter und Würdenträger, der Magnifikus der Univerſität im rothen Sammetmantel und Baret, die Dekane der Fakultäten, die Geiſtlichkeit beider Confeſſionen, die Deputirten und Landſtände von ihren Marſchällen geführt; und in dieſer Ordnung begab ſich der Zug in die Kirche und nach dem Gottesdienſte zurück in das Schloß, wo die Fürſten von Thurn und Taxis und von Sulkowski durch Stellvertreter, und der Magnifikus der Univerſität im Thronſaal den Huldigungseid ſchwuren. — Man hatte bei dem langen Wege durch den Schloßhof hinlänglich Gelegenheit, den König und die Prinzen zu ſehen: es waren ſchöne, kräftige Männer mit ritterlichem Anſtande, und ſelbſt der zwölfjährige Sohn des Prinzen Carl hatte für ſein Alter ſchon eine feſte, ſichere Haltung.

Als nun der König wieder heraustrat, und ſich auf den Thron geſetzt hatte, hielt der Kanzler von

Preußen, Herr von Wegnern, eine Anrede an die Stände, welche die Sprecher der drei Provinzen beantworteten. Darauf verlas ein Regierungsrath den Huldigungseid, der wie aus Einer Bruſt nachgeſprochen wurde, und von dem man jede Sylbe vernahm, obgleich mehr als zwölf tauſend Menſchen auf dem beſchränkten Raume beiſammen waren.

Da, als nun mit dem „Amen“ das letzte Wort verklungen war, erhob ſich der König mit dem Impuls der höchſten Begeiſterung, trat mit einer ſtürmiſchen Bewegung bis an den äußerſten Rand des Balkon's, und ſprach mit einer Stimme, die in jeder Bruſt wiederklingen mußte, indem er die Hand zum Schwur aufhob: „Und ich ſchwöre und gelobe vor dem allmächtigen Gott und vor dieſen lieben Zeugen allen, daß ich ein gerechter Richter, ein treuer, ſorgfältiger, barmherziger Fürſt, ein chriſtlicher König ſein will, wie mein unvergeßlicher Vater es war! Geſegnet ſei ſein Andenken! Ich will Recht und Gerechtigkeit mit Nachdruck üben, ohne Anſehen der Perſon, ich will das Beſte, das Gedeihen, die Ehre aller Stände, aller Confeſſionen und aller Volksſtämme mit gleicher Liebe umfaſſen, pflegen und fördern — und ich bitte Gott um den

Fürſtenſegen, der dem Geſegneten die Herzen der Menſchen zueignet, und aus ihm einen Mann nach dem göttlichen Willen macht — ein Wohlgefallen der Guten, ein Schrecken der Frevler! Gott ſegne unſer theures Vaterland! Sein Zuſtand iſt von Alters her oft beneidet, oft vergebens erſtrebt! Bei uns iſt Einheit an Haupt und Gliedern, an Fürſt und Volk, im Großen und Ganzen herrliche Einheit des Strebens aller Stände nach einem ſchönen Ziele — nach dem allgemeinen Wohl in heiliger Treue und wahrer Ehre. Aus dieſem Geiſte entſpringt unſere Wehrhaftigkeit, die ohne Gleichen iſt. — So wolle Gott unſer preußiſches Vaterland ſich ſelbſt, Deutſchland und der Welt erhalten. Mannigfach und doch Eins! wie das edle Erz, das, aus vielen Metallen zuſammengeſchmolzen, nur ein einziges edelſtes iſt — keinem Roſte unterworfen, als allein dem verſchönernden der Jahrhunderte."

Nur wer eine ſolche Scene erlebt, wer es ſelbſt einmal empfunden hat, wie die Flamme der Begeiſterung in vielen tauſend Herzen zugleich auflodert, kann ſich einen Begriff von jenem Augenblicke machen. Der König ſelbſt ſank auf den Thron zurück, und barg ſein Antlitz in ſeinem Tuche, und es

war kein Auge trocken geblieben. Ernsten Männern rollten vor Begeistrung die Thränen über die Wangen, und das Lebehoch, das dem Könige und der Königin gebracht wurde, und sich bei seiner Rückkehr in das Schloß wiederholte, war an jenem Tage der leidenschaftliche Ausdruck hoher Verehrung.

Friedrich Wilhelm der Vierte, obschon kein junger Mann mehr, war durch seine enthusiastische Natur noch jung in seinen Empfindungen, und selbstherrlich in dem Ausdrucke derselben, hatte er sich mit seinem Volke in diese bisher in Preußen völlig ungewöhnliche persönliche Berührung gebracht. Er fühlte, ohne alle Frage, in jenem Momente das Glück, ein Volk wie das preußische zu beherrschen, und die Pflicht, es nach dessen Bedürfniß wohl zu regieren. Er war stolz darauf, als Herrscher eines solchen Volkes dazustehen, und Mann gegen Mann, erhob er sich zum Gegenschwure; und das starke Echo im Schloßhofe wiederholte jedes seiner Worte, als ob es den Schwur noch bindender machen wollte. Es war ein außerordentlich bedeutender Eindruck und die Wirkung auf die Menschen eine überwältigende.

Aufgeregt, voll Vertrauen, voll Erwartung und

voll Hoffnung kehrten die Menschen in ihre Behausungen zurück. In allen Häusern hatte man Gäste, gab es so zu sagen offene Tafel, stand das Gabelfrühstück auf dem Tische. Die ältern Personen sagten, so aufgeregt, so unruhig sei es in Königsberg seit der Franzosenzeit nicht gewesen. Auch bei uns im Hause war der ovale Eßtisch in dem großen, nach hinten gelegenen Wohnzimmer für achtzehn Personen gedeckt, die Dienstboten waren wie zum Sonntag gekleidet, wir Alle kamen in Festtagskleidern von der Huldigungsscene heim, unsere nächsten unverheiratheten Freunde begleiteten uns. Niemand mochte in den überfüllten öffentlichen Gastzimmern sein, der mit Freunden zusammenbleiben konnte, Niemand mochte allein speisen. Stehend, an Nebentischen sitzend, nahm man die gebotenen Erfrischungen an. Man wollte von den Andern hören, daß man dies Alles wirklich erlebt, daß ein König von Preußen aus freiem Antriebe also zu seinem Volke geredet habe, man wollte sich aussprechen. Mit den Hausfreunden kamen deren Bekannte herbei, die Herzen waren offen, wie sollten die Häuser es nicht sein? Mein Vater, sonst ein strenger Wirth in diesen Dingen und immer der Ansicht, daß Wein-

luxus im Hauſe eines Weinhändlers ſich nicht gut ausnehme, ließ Wein herbeibringen, ſo viel man trinken mochte; Jeder war zur Freigebigkeit geneigt. Es giebt gar Nichts, das liebenswürdiger wäre, als ein zur Hoffnung aufgeregtes Volk!

Man nannte den König groß, den Vorgang erhaben, unvergleichlich, man überbot ſich in Lobpreiſungen. Alle waren von dem gleichen Gefühle, von dem gleichen Enthuſiasmus erregt; ich habe meinen Vater niemals durch einen äußern Vorgang ſo erhoben geſehen. Nur Einer von Allen war völlig ungerührt geblieben; das war Rath Crelinger. Er nannte das Erlebte eine originelle Scene!

Man verargte ihm das, es focht ihn nicht an. Sein leiſes ironiſches Lächeln flog um ſeinen Mund, und er drückte die Brille feſter gegen das Auge, um ſich die einzelnen Perſonen näher anzuſehen. Die allgemeine Stimme einigte ſich darin, die Rede des Königs als ein Verſprechen, als die Zuſage anzunehmen, mit welcher er die Verfaſſung zur Ausführung zu bringen verhieß, welche ſein Vater dem Lande noch ſchuldig geblieben war. Es war freilich kein Wort davon in der Rede oder vielmehr in dem Eidſchwur vorgekommen, aber man hatte mit

voreingenommner Seele zugehört, und das Orakel auf seine Weise gedeutet.

Wird der König die Constitution geben? wird er sie noch hier geben? wird sie morgen proklamirt werden? wer hat sie verfaßt? weiß Herr von Schön darum? hat er vorher darum gewußt? das waren die Fragen, mit denen man sich beschäftigte. „Oh!“ rief mein Vater, der seiner Natur nach ganz auf persönliches Eingreifen gestellt, und sein Vertrauen daher leicht auf den Willen und die Stärke eines Einzelnen zu bauen geneigt war, „oh! mit einem solchen Könige brauchen wir keine Constitution!“ —

Der und Jener unter den ältern Männern stimmten ihm bei, aber auch jetzt blieb jener Eine völlig unbewegt, und dem Vater leise auf die Schultern klopfend sagte er gelassen: „Lieber Herr Stadtrath! das wollen wir doch erst abwarten!“

Er mißfiel mit dieser Bemerkung allgemein, er sah das, und lächelte wieder; und sich zu mir wendend, fragte er mich: „Kennen Sie die Aeußerungen, welche Pius der Siebente bei Napoleon's Krönung in Paris gethan?“ Ich verneinte es. „Erinnern Sie mich, daß ich sie Ihnen einmal gelegentlich mittheile!“

Man blieb nicht lange bei dem improviſirten Frühſtück, man zog aus einem Hauſe in das andere, man beſuchte alle ſeine Freunde. Am Abend regnete es, als der Fackelzug der Studenten nach dem Schloſſe hinaufging, und wie eigenartig das Feſt, welches am folgenden Tage die Kaufmannſchaft in der Börſe und auf den Dampfſchiffen, mit denen man in das Haff hinausfuhr, auch veranſtaltet war, wie prächtig das Souper und das Concert auch ſein mochten, mit welchem der König der Bürgerſchaft und den Deputirten ihre Aufnahme vergalt, ſo war doch, da jeder Zuſtand ſeinen Höhepunkt hat, der eigentliche Huldigungsakt dieſer Culminationspunkt geweſen, und ſchon am nächſten Morgen, als die Königsberger Hartungſche Zeitung, und in ihr die Schwurrede des Königs erſchien, fiel es allen Denen, welche ſie ſelbſt vernommen hatten, peinlich auf, daß in dem Abdruck, an der Stelle: ich will das Beſte, das Gedeihen, die Ehre aller Stände, aller Confeſſionen und aller Volksſtämme mit gleicher Liebe umfaſſen, pflegen und fördern — die Worte „aller Confeſſionen" ausgeblieben waren.

Andere Gerüchte über die politiſchen Anſichten des Königs, über Aeußerungen, welche er gegen

einzelne Personen gethan haben sollte, wurden damit zusammen gehalten, und erregten Befremdung und Erstaunen. Man wollte jedoch Nichts glauben, als was man selbst vernommen, und man hielt sich an den Eindruck, dessen Nachwirkung man noch empfand. — Während der König den Eid leistete, hatte man einen furchtbaren Schrei vernommen, den eine Frauenstimme ausgestoßen zu haben schien. Die Nächststehenden wollten die Worte gehört haben: „Du sollst nicht schwören! sagt der Herr!" Man behauptete, es sei eine halb irrsinnige Mennonitin gewesen, welche die Warnung ausgerufen. Am Huldigungstage hatte man das Intermezzo ganz vergessen, in den nächsten Tagen erinnerte man sich plötzlich daran. Es war Etwas in der Stimmung der Menschen verändert, sie waren noch dieselben, aber sie sahen nicht mehr so strahlend und so hoffnungsreich aus. Die Sonne lag nicht mehr so hell über der Gegend, es fanden sich schon Einer oder der Andre, welche sich zu Crelingers Ansicht bekannten: daß man es abwarten müsse! Aber die Begeisterung und das Vertrauen waren noch sehr groß, und wie auch die spätere Zeit die Gesinnungen Friedrich Wilhelm's des Vierten gewandelt haben

mag, daß er in jener Stunde voll feſten Glaubens an ſich ſelber, voll großen Willens und ſelbſt eben ſo hingeriſſen war, wie er hinriß, davon bin ich noch heute überzeugt. Er war eine der reizbaren und phantaſievollen Naturen, welche der Augenblick über ſich hinaushebt, und die dann ſpäter vor ihrer eigenen Größe bange werden, weil ihnen die Kraft gebricht, ſich ſelber dauernd gleich zu ſein!

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Vierzehn Tage nach der Abreise des Königs empfing ich einen Brief von August Lewald. Er schrieb mir, daß er gern eine recht genaue Schilderung der Huldigungsfeierlichkeiten für die „Europa" haben möchte, und daß ich ihm einen Gefallen thun könnte, wenn ich ihm eine solche machen wolle. Mir war das sehr erwünscht, denn ich war froh, wenn ich Etwas zu schreiben hatte, und da ich selbst noch unter dem frischen Eindruck des oben Erlebten war, so sprach ich das bis zu einem gewissen Grade in der Skizze aus, die ich meinem Vetter sendete. Er druckte sie so ab, wie ich sie geschrieben, und es war noch vor Weihnachten, als mein Vater eines Tages einen Brief von Lewald erhielt, in welchem dieser meinem Vater sein Wohlgefallen an meiner kleinen Arbeit aussprach. Er lobte das Sachliche der Beschreibung, lobte den Styl und machte die

Bemerkung: „Fanny hat ein so entschiedenes Talent der Darstellung, daß ich nicht begreife, wie sie nicht von selbst darauf gekommen ist, sich mehr darin zu versuchen. Sie ist ohne Frage eine dichterische Natur, und es wäre nicht zu verantworten, wenn sie eine solche Begabung nicht benutzte und ein Feld brach liegen ließe, von dem sie für ihre Zukunft gute Früchte erndten könnte."

Mir stieg, als ich diese Worte las, das Blut vom Herzen schnell und warm zu Kopfe; ich sah meinen Vater an, er mochte mir die Freude von den Augen ablesen. Ja! das war es! das konnte mir helfen!

Es war mir ein Blick aus der Wüste in das gelobte Land, es war eine Aussicht auf Befreiung, es war die Verwirklichung eines Gedankens, die Erfüllung eines Wunsches, die ich mir einzugestehen nicht getraut hatte.

Ich suchte aus meines Vaters Mienen zu errathen, was er zu dem Briefe Lewald's dächte. Er verstand das. „Ich habe anfänglich Bedenken getragen, Dir den Brief zu geben," sagte er, „weil ich glaube, wenn Du wirklich ein Talent zum Dichten hättest, würdest Du es von selbst gethan haben, und Du weißt nebenher, daß ich für das Heraustreten der

Frauen aus ihrer Sphäre nicht bin. Anderseits aber bist Du in einem Alter, in welchem ich Dir nicht verheimlichen mag, was Lewald über Dich urtheilt, und wenn Du in der Muße, die Du hast, Deinen Styl ausbilden willst, so kann das in jedem Falle Dir für Dein ganzes Leben nur vortheilhaft sein. Nur sprich nicht darüber, denn wer über die Dinge spricht, die er thun möchte, und vielleicht einmal thun wird, ist ein Narr!"

Mir war zu Muthe, als wären mir Flügel verliehen! Ich konnte den Augenblick nicht erwarten, in welchem ich mich an meinem Schreibtisch befinden würde, und als ich nun in meine kleine Stube eintrat, als ich mich vor dem Schreibtisch niedersetzte, kam mir der kleine Raum, so hübsch er mir immer erschienen war, doch wie erleuchtet und verwandelt vor. Es war ein klarer Wintertag ohne Frost und Schnee, wie sie bei uns vor Weihnachten, nach langem Regenwetter bisweilen vorkommen. Die Straße war trocken, es sah hell aus, wenn ich das Auge hinauswendete. Die Mittagssonne schien auf die Bilder, die über meinem Schreibtisch hingen, auf die Statuette der Jungfrau von Orleans, die zwischen ihnen auf ihrer kleinen Console stand, auf

mein großes Epheuspalier und meinen Lehnstuhl, die noch heute, einundzwanzig Jahre später, an meinem Schreibtisch stehen, und mir jetzt den damaligen Tag recht lebhaft in das Gedächtniß rufen. Ich kam mir wie in einem Märchen, wie verzaubert vor, denn es dünkte mir, als sei mir die Herrschaft über die Welt geschenkt, als brauchte ich nur den Zauberstab, die Feder in die Hand zu nehmen, um für mich und Andere, Welten, Menschen, Ereignisse und Schicksale aus dem Nichts hervorzuzaubern. Was mir in früher Kindheit mein Lehrer, Herr von Tippelskirch, vorausgesagt, was mir oft dunkel, oft klarer vorgeschwebt und was mir einzugestehen nur der große Begriff mich abgehalten, welchen ich von der Würde und von der Bedeutung dichterischen Schaffens gehabt hatte, das erkannte mir jetzt ein Mann unbedenklich zu, der so viele Talente sich unter seinen Augen hatte bilden sehen, so vielen ein Rath und ein Führer geworden war. Ich sollte die Fähigkeit des Dichters haben, ich sollte ein Dichter werden können! Ich war über alles Sagen glücklich!

Mit einer wahren Scheu nahm ich mein grünes Maroquinbuch aus der Schieblade hervor, in welcher

ich es aufbewahrte. Heinrich Simon hatte es mir im Jahre achtzehnhundert vierunddreißig von Breslau zum Geburtstage gesendet. Mit goldenen Buchstaben stand das Wort: Erlebtes! darauf gedruckt. Innen als Einleitung hatte er am 15. März 1834 die Worte geschrieben: Was bildet den Menschen, als seine Lebensgeschichte? — Wahrlich eine recht ermüdende Bildung! Erfahrungen rings, daß man eine Ewigkeit brauchte, sie zu würdigen und, kaum wahrgenommen, schon wieder von andern verdrängt, die eben so unbegriffen verschwinden. Auch der Versuch lohnt, sie festzuhalten. Das Höchste aber, sagt Göthe, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Bewußtsein eigener Gesinnungen und Gedanken, das Erkennen seiner selbst, welches ihm die Einleitung giebt, auch fremde Gemüthsarten zu durchschauen.

Das alte Buch mit seinen vergilbten Blättern liegt in diesem Augenblicke vor mir, ein Zeuge der Wandlungen im Menschenleben und im Sinn des Menschen.

Denn unter jene Zeilen von Heinrich Simon's Hand hat vierzehn Jahre später der Mann, an dessen Seite mein Leben seinen Abschluß und sein

Glück gefunden, die Worte hingeschrieben: Was bildet den Menschen als Liebe, die ihm Glauben giebt an sich selber und an die Menschheit. Leidenserfahrungen sind die scharf geschliffene Pflugschaar, die das Erdreich des Herzens aufreißt, aber die Liebe ist der Samen, der hineingestreut wird, und Frucht bringt tausendfältig.

Und als wir dann, wieder nach Jahren einmal zu Dreien, das Buch in Händen hatten und diese beiden Motto's lasen, da hatte auch Heinrich's Sinn sich lange schon gewandelt, und das Beobachten und Durchschauen der Menschennatur dünkte ihn nicht mehr als das Höchste. Auch er war dahin gelangt, die Liebe als das Höchste zu erkennen, die Liebe für den Einzelnen und für die Menschheit, die im Ertragen und Dienen, im Helfen, Fördern, Nützen und Wirken für das eine große Ziel, ihr Glück und ihren Beruf erkennt, und der sein Dasein gewidmet war, bis es zu früh erlosch.

Grade hundert Seiten des Oktavbandes hatte ich in sechs Jahren vollgeschrieben, nun schlug ich das Buch auf. Es fanden sich die Mährchen darin, die ich in Zeiten der Langweile begonnen, aber sie waren nie über die ersten zwei Seiten hinaus ge-

kommen, denn wer mit einem reifen Verstande und einem durch gute Lektüre gebildeten Geschmacke an das eigene Schaffen geht, der hat es nicht leicht. Ihm fehlt jene sogenannte naive Ursprünglichkeit, welche in den meisten Fällen Nichts ist, als die Selbstzufriedenheit der Unkultur — eine Eigenschaft, welche manchen Dichtern zu ihrer großen Bequemlichkeit, wenn auch nicht zum Vortheil ihrer Leser, durch ihr ganzes Leben und Schaffen eigen bleibt.

Ich kannte das Beste, ich wußte es voll und ganz zu schätzen, und ich hatte dadurch ein Ideal vor Augen, das, statt mich im Beginne zu heben, mich entmuthigte. Alle meine Anfänge erschienen mir so unbedeutend, so gänzlich nichtig, ich selber mußte darüber lachen, wie konnte ich also daran denken, daß sie einem Unbetheiligten gefallen würden? Versuchen wollte ich aber dennoch, was ich vermöchte! Indeß vor lauter Wollen brachte ich Nichts zu Stande. Denn kaum hatte ich eine kleine Fabel ausgedacht, so fiel mir eine andere ein, die mir hübscher däuchte, und fing ich diese zu schreiben an, so sagte ich mir: wie dumm und nichtig ist das Alles gegen den Wilhelm Meister, gegen die Wahlverwandtschaften, gegen die Romane von Jean Paul

und Ernſt Wagner, gegen Sand und Balzac, gegen Bulwer und Walter Scott! Und etwas Albernes wollte ich doch nicht thun! Lächerlich, wie ſo viele ſogenannten Schriftſteller und Schriftſtellerinnen mir waren, wollte ich nicht werden!

Indeß die Verlockung, die Luſt zu ſchreiben waren gar zu groß; und wenn ich auch an jenem Tage nicht eine Zeile auf das Papier brachte, ſo verließ mich doch der Gedanke an das Schaffen nicht. Ich ſtand am Fenſter und ſah auf die Straße hinaus, und betrachtete die erhobenen Linien, die ſich auf den kleinen gefrorenen Waſſerflächen zwiſchen den trockenen Steinen gebildet hatten, und Alles, was mich durch Jahre und Jahre bewegt und erſchüttert, worüber ich mich gefreut und worunter ich gelitten hatte, wogte in mir auf und nieder, zog wie fliehendes Gewölk an meinem innern Auge vorbei, und ich dachte: wenn du das ſagen, wenn du das darſtellen könnteſt, was du durch dieſe ſieben Jahre an dir erfahren, an Andern beobachtet haſt! Und es formte ſich in mir ſo deutlich, daß ich im Stande geweſen wäre, es außer mir hinzuſtellen, es ruhig und völlig abgelöſt von mir zu beobachten, zu betrachten, zu beurtheilen, aber ich ſagte mir: das

würde ja ein Roman! Und ein Roman kam mir dann wieder als etwas so Großes vor, daß ich es für unmöglich hielt ihn durchzuführen.

Tage lang kämpfte ich mit meinem Verlangen und mit meinem Mißtrauen gegen mich selbst, und eine ganze Reihenfolge persönlicher Beweggründe trieben mich daneben vorwärts zu gehen. Ich stellte mir vor, wie die Meinen es begreifen würden, was ich vor ihnen voraus hätte, welche Unruhe, welches innere Walten mir oft das enge Dasein, die täglichen kleinen und unnützen Beschäftigungen und Quälereien so lästig, so unaushaltbar gemacht, wenn ich in einer Dichtung es ihnen im Bilde zeigen könnte. Ich weidete mich an der Vorstellung, es vor Heinrich, ohne von mir selbst zu reden, einmal Alles aussprechen zu können, was ich sei, was ich durch ihn erlitten, und was er an mir verloren, weil er es nicht zu erkennen oder nicht zu schätzen gewußt. Dann wieder, und der Gedanke wurde mir der liebste und kam auch zur Ausführung, dann wieder wollte ich mir sein Bild malen, so treu, so warm, daß ich es lebenslang in seiner Schönheit vor Augen haben könnte, daß Alle, die ihn liebten, sich daran erfreuen sollten; und endlich bemächtigte

sich der Ehrgeiz meiner. Ich sah meinen Namen von den Besten gekannt und werth gehalten, ich sah meinen Vater stolz auf mich, sah mir alle Vorzüge des Lebens sich eröffnen: die Bekanntschaft hervorragender großer Menschen, Reisen, Kunstgenüsse, und vor Allem, vor allem Andern — Freiheit und Selbstbestimmung mir ein für allemal gesichert!

Hatte ich mir solche Wonne erträumt und setzte ich mich zum Schreiben nieder, so blickte mich die kleine Büste von Göthe, die auf meinem Schreibtisch stand, mit ihren ernsten Augen und den nachdenklichen Falten an den Wangen so ermahnend an, daß ich schnell wieder zur Besinnung kam, d. h. daß ich wieder an mir zu zweifeln anfing, bis ich am Neujahrstage von achtzehnhundert vierzig der Lust mich zu erproben nicht länger widerstehen konnte. Da mir nun das Mährchen, das ich früher gemacht, immer gut gefallen hatte, so meinte ich, ein Mährchen, wenn auch sonst nichts Anderes, das würde ich sicherlich wieder machen können; und so nahm ich denn mein grünes Buch vor, und schrieb ein kleines Geschichtchen zusammen, das ich ein „Modernes Mährchen" nannte, und dessen vierundzwanzig Seiten ich in einem Zuge auf das Papier

warf. Es verdankte einem Gespräche seine Entstehung, dem ich einige Zeit vorher beigewohnt hatte. Es war dabei von der Aehnlichkeit die Rede gewesen, welche die obern Gesichtstheile vieler Menschen mit den Thieren aufwiesen. Man hatte die Probe durch die Gesellschaft gemacht, war dann auf die Lehre von der Seelenwanderung gekommen, und ich hatte im Stillen daran gedacht, in wie weit die äußere Thierähnlichkeit sich im Innern der betreffenden Personen wiederfinden würde, und wie die Anzahl derjenigen gar nicht klein sei, deren unkultivirte Instinkte sie den Thieren verwandter machten, als dem durchgebildeten Menschen. So hatte ich denn in meinem Mährchen sich ein junges Frauenzimmer in einen Herrn von Salm verlieben lassen, der nur ein Mensch gewordener Fisch war; und die junge Schöne entging dem Schicksal, sich mit einem solchen Halbwesen zu verbinden, nur dadurch, daß eine alte hellseherische Tante, die durch ähnliche Lebenserfahrungen gegangen, das Mysterium verrieth, und das Mädchen errettete. Ein paar andere solcher Wandelgestalten liefen noch nebenher, einige Salonscenen gingen dazwischen vor, das Ganze hatte, obgleich das sachlich Geschilderte ziemlich scharf be-

zeichnet und sichtbar war, doch noch einen gewissen Briefstyl-Diktus, und ich hatte auch nicht daran gedacht es drucken zu lassen, denn ich hatte es in das grüne Buch geschrieben, das damals all' meine Schreibereien in sich aufnahm.

Ich las es aber dennoch eines Abends dem Vater und den Schwestern vor. Den Letztern gefiel es gut, dem Vater gar nicht. Er fand dies Hin und Her von Wirklichkeit und Phantastik nicht nach seinem Geschmack, meinte, ein Mährchen müsse man in fremde Länder oder in vergangene Zeiten hinein verlegen, bei denen man ohnehin die Dinge auf Treue und Glauben nehmen müsse. So mitten aus seiner Umgebung heraus Wunder hervorspringen zu lassen, habe etwas zu Unvernünftiges selbst für die Phantasie, und man müsse den Menschen nicht das Unmögliche zu glauben zumuthen. Er verwies mich in Bezug auf das Mährchen auf meine Lieblingsmährchen, die der tausend und einen Nacht und auf Musäus Volksmährchen, vergaß aber, daß Callot-Hoffmann die Zügellosigkeit und Willkür der Phantastik in die Gegenwart übertragen hatte, und daß die Berechtigung dies zu thun, für das Mährchen von dem Augenblicke an vorhanden war,

in welchem Jemand sich die Gegenwart mit phantastischer Willkür belebt und zerstört vorstellen konnte.

Ich vertheidige damit nicht im Entferntesten die Spielerei, die ich in jenem „Modernen Mährchen" angebracht habe, und das auch der Vertheidigung nicht bedarf; ich gebe nur eine ganz allgemeine Bemerkung über den letzten Worten.

Wir lebten den Winter über sehr still. Meine Mutter, die von einer vollkommenen Ruhe viel Gutes für sich erwartete, hatte den Wunsch ausgesprochen, einmal auch den Winter hindurch außerhalb der Stadt und der Familie zu leben, und war, da mein Vater auf diesen, wie auf jeden ihrer Wünsche bereitwillig einging, mit einer der Töchter auf den Hufen in der Sommerwohnung geblieben. Dadurch brachte der Vater ebenfalls mehrere Abende in der Woche auf den Hufen zu, Eine von uns begleitete ihn dann in der Regel, um ihm auf dem Wege Gesellschaft zu leisten, an andern Tagen gingen ein paar von uns Schwestern zur Mutter hinaus, der man ihr freiwillige Entfernung von den Ihrigen so wenig als möglich empfindlich machen wollte, und während so eine Art von äußerer Unruhe in das

Familienleben hinein kam, so hatten doch Diejenigen, welche sich zu Hause befanden, viel stille Tage und Abende, da die Geselligkeit unter diesen Verhältnissen natürlich auch nur eine beschränkte sein konnte.

Meine Aussichten und Plane beschäftigten mich dadurch nur um so lebhafter, da ich ihnen jetzt ungestörter nachhängen konnte. Weil ich bei meinem Vater mit meinem Mährchen kein sonderliches Glück gemacht, und nebenher selbst gefunden hatte, daß die Schilderung der Wirklichkeit mir gelang, so machte ich mich bald nachher daran, eine kleine Erzählung „der Stellvertreter" zu schreiben, die auch nur einige Bogen umfaßte, und die erdichteten Erlebnisse eines jungen zum Manöver kommandirten Offiziers zum Mittelpunkt hatte. Ich genoß eine ganz neue Freude während ich die Stoffe zurecht legte, die Einzelnheiten aussann, und wenn ich nun daran ging, sie niederzuschreiben, war ich im eigentlichen Sinn des Wortes seelenvergnügt. Ich konnte es gar nicht erwarten, sie den Andern vorzulesen; aber, und das war ohne alle Frage ein Glück für mich, der Beifall, den ich erndete, kam meiner Lust beim Schaffen gar nicht gleich. Mein Vater und

mein älterer Bruder, an deren Urtheil und Zustimmung mir gelegen war, fanden die Dinge der Wirklichkeit nicht bestimmt genug ausgeprägt, mein Bruder riß bei einigen langen Perioden, im Scherze seine Cravatte vom Halse, um mir anzudeuten, daß man an so langen Sätzen ersticken müsse, und das Endresultat blieb: „es sind gewöhnliche Journalgeschichten, und ob Du die machst oder nicht, ob von denen überhaupt ein paar mehr oder weniger gemacht werden, das ist ganz gleichgültig. Versprichst Du Dir Etwas davon, oder glaubst Du uns nicht, so schicke sie dem August Lewald, und höre, was der davon hält."

Traurig und selbst bitter wie diese Ablehnungen es waren, segne ich sie doch noch heute von ganzem Herzen. Sie waren für mich, was die einzelnen kalten Tage eines sehr warmen Frühjahrs für die Pflanzen sind. Sie hielten mich vor Uebereilung und Ueberschätzung zurück; sie lehrten mich gleich beim Beginne meines Schaffens, neben der Phantasie auch den Verstand und die Vernunft zu brauchen und mich von Anfang an fest an die Wirklichkeit und Wahrheit anzuschließen.

Ich änderte und korrigirte eine ganze Weile an

der kleinen Erzählung herum, dann aber wollte ich mein Schicksal kennen, und schickte sie mit Erlaubniß meines Vaters an August Lewald, der damals in Baden-Baden lebte. Er schrieb mir bald danach, daß er in dem Augenblicke nicht Zeit habe, das Manuscript zu lesen, fügte aber hinzu: „Dein Hang zum Schreiben ist sehr natürlich. Wer so wie Du, gesunde Gedanken auf schöne Weise darzustellen weiß, hat Beruf dazu und darf ihn nicht durch bloße äußerliche Rücksichten auf gewaltsame Weise ersticken.“ Und da ich ihm auch alle Ausstellungen und Einwendungen der Meinen gegen die kleinen Arbeiten selbst mitgetheilt hatte, so sagte er mir in einem zweiten Briefe vom vierundzwanzigsten Juni achtzehnhundertvierzig: „Dein Streben, Dein Geist, Deine Bildung, Dein selbstständiger Sinn, das Alles gefällt mir wohl, denn Du paarst damit Gemüth und Seele. Das Stillleben in Deinem elterlichen Hause, Deine späte Entwicklung zum Blaustrumpf — wenn ich so sagen darf — hat Dich vor gar Vielem bewahrt, was sonst unzertrennlich davon ist. — Was ich Dir über Dein Talent gesagt habe, wiederhole ich Dir hiermit; lasse Dich von Deinem Bruder nicht beirren. Du magst Dir sein Urtheil

immerhin, wenn Du es aus dem rechten Standpunkte betrachtest, zu Deinem Nutzen wenden — ja es kann Dir sogar heilbringend sein, — allein über Deinen Beruf brauchst Du ihn gar nicht zu befragen. Glaube mir! — Dein Mährchen ist sehr hübsch und mir lieber als Dein „Stellvertreter", wenn auch dieser wieder manche Vorzüge hat. Eine gewöhnliche Journalerzählung, wie sie es bei Dir zu Hause nannten, ist sie aber nun einmal gar nicht; denn da müßte sie spannender und anziehender verwickelt sein, überhaupt mehr Schilderung enthalten. Dafür ist sie aber besser. Du kannst gestalten. Dein „alter Stellvertreter" ist eine wahrhaft originelle Figur und die ironische Farbe, die Du über das Ganze hinzuhauchen verstehst, verräth einen Grad von Kunstbegabung, zu dem man Dir Glück wünschen kann. Wie ich Dir aber schon bemerkte, hält Plan und Anlage — die Erfindung, wie man's zu benennen pflegt — mit der Ausführung nicht gleichen Schritt. Darauf mußt Du nun Dein Augenmerk richten."

Er ermuthigte mich zugleich, mich ohne Weiteres an eine größere Arbeit zu machen, schrieb mir, daß er das „Moderne Mährchen" gleich habe abdrucken

lassen, schickte mir das Honorar dafür, das in acht Thalern und einigen Groschen bestand, und — ich war im ersten Momente geradezu benommen von meiner Freude.

Ich las den Brief immer auf's Neue, es war mir, als müsse ich wachsen und sichtlich größer werden. Das Lob that mir so wohl, und daß ich mich um das Urtheil meines Bruders nicht bekümmern sollte, war mir vollends angenehm. Ich wußte noch nicht, wie sehr sein geschulter und tüchtiger Verstand mir später für meine ganze Art zu arbeiten maßgebend und belehrend sein würde, und mein Verlangen nach Unabhängigkeit war so groß!

Mitten in meiner Erregung traf mein Vater mich. Es war eilf Uhr, die Stunde, in welcher er sein Gabelfrühstück einzunehmen pflegte. Wir befanden uns im Hochsommer, und die Hitze war sehr groß. Vor den Fenstern der kleinen Wohnstube, die auf den Wolm hinaussahen, war die große Marfise herunter gelassen, das Zimmer war dämmrig, auf den Tischen standen Blumen, die wir uns während der guten Jahreszeit alltäglich kauften.

Um eilf Uhr war der Frühstückstisch immer gedeckt, damit der Vater nicht zu warten brauchte, und

in der Regel waren dann so viele von uns in dem Zimmer, als eben abkommen konnten, um dem Vater während der Viertelstunde, die er zu verweilen pflegte, Gesellschaft zu leisten, und ihm zu erzählen, was etwa vorgegangen war. Den Morgen befand ich mich zufällig mit ihm allein, und mir schlug das Herz vor Aufregung und Freude, als ich ihn die acht Stufen zu dem Wolme hinaufkommen sah. Wie immer bei dem Eintritt küßte er mich, und setzte sich dann mit der gewohnten Phrase: „Na! was giebt's Neues?" zu seinem mäßigen Frühstück nieder.

Ich sagte, daß ich einen Brief aus Stuttgart bekommen. Er hatte das im Comptoir, vom Lizente kommend, bereits erfahren. „Was schreibt Dir Lewald?" fragte er wieder. Ich las ihm den Brief vor; er lächelte dabei.

„Das klingt sehr aufmunternd," sagte er darauf, „und Lewald wird's wohl verstehen! Aber er irrt, wenn er Dir allein ein Urtheil über Deine Arbeiten zutraut. Im Gegentheil! man ist in der Regel incompetent über das, was man selbst gemacht hat."

Ich versuchte das zu widerlegen, indeß der Vater unterbrach mich mit der Frage: „Und Du denkst

also wirklich daran, eine größere Arbeit anzufangen, Du willst also Schriftstellerin werden?"

„Wenn Du Nichts dagegen hast, lieber Vater! will ich es ganz gewiß."

Er zuckte mit den Schultern, wie er es zu thun pflegte, wenn er sich in Etwas fügte, was ihm nicht lieb war. Das that mir wehe und leid.

„Ueberlege Dir die Sache, lieber Vater!" fuhr ich fort, und das Eine bemerke ich dabei ausdrücklich: bedenke, daß ich Nichts halb zu thun pflege."

„Was heißt das?" fragte er kurz und ernst.

„Ich meine, wenn ich arbeite, so ziehe ich die gelben Glacé-Handschuhe aus, und fasse die Dinge fest und mit nackter Hand an. Wenn ich schreiben soll, so muß ich ganz heraus sagen können, was ich denke, und jedes Thema berühren, das mir dazu angemessen scheint. Ich kann keine Rücksicht nehmen auf dasjenige, was Du von mir zu hören wünschest, oder was Du die Kinder (so wurden wir in Gesammtheit noch immer genannt) hören lassen willst."

„Das begreife ich!" entgegnete er mir.

Wir waren Beide gleich ernsthaft, der Eine wie die Andre, denn ich wollte, wenn ich meinen neuen

Lebensweg antrat, am wenigsten meinen Vater darüber im Unklaren lassen, wie ich über denselben dachte. „Auf die Weise wie bisher," nahm ich noch einmal das Wort, „kann ich dauernd dann nicht weiter leben. Wenn ich die Mittel dazu erwerben kann, muß ich die Welt sehen, und freier mit Menschen, mit Männern, die mich fördern, verkehren können, als es hier bei uns am Theetisch, in Gegenwart von Euch und von fünf Schwestern geschehen konnte."

Ich sah, daß diese Verlangnisse und Aussichten meinem Vater ungelegen und nicht erwünscht waren, und ich erklärte, wenn er mit dieser meiner Meinung nicht einverstanden sei, so wäre ich in diesem Momente noch bereit, auf die Erfüllung meiner Wünsche zu verzichten.

Mein Vater schwieg einen Augenblick und frühstückte während der ganzen Unterredung ruhig fort. „Ich sehe nur nicht ab, was für ein Aequivalent ich Dir dafür zu bieten hätte!" meinte er nach einer Weile. „Du bist dreißig Jahre, bist unverheirathet, und ich kann nicht sagen, hier ist ein Vermögen, das Dich lebenslänglich unabhängig erhält. Auf der andern Seite, bist Du immer verständig

gewesen, hast mir nie Anlaß gegeben, mit Dir unzufrieden zu sein, und Du versprichst Dir Glück von der Ausübung Deines Talentes. Also thu' was Dir gut däucht, und Gott gebe, daß es zu Deinem Guten sei. Nur das Eine bedinge ich mir ganz ausdrücklich aus, es darf Niemand, auch Rath Crelinger und Doktor Kosch — der Letztere war unser Hausarzt — das Geringste von Deiner Schriftstellerei erfahren."

„Verlaß Dich darauf!" betheuerte ich, „aber bedenke lieber Vater, daß alle Kinder es wissen."

„Ich werde ihnen verbieten, davon zu reden!" sagte er mit jener Zuversicht, die sicher ist, sich unbedingten Gehorsam zu verschaffen.

Er stand auf, nahm den Brief von Lewald, und betrachtete die Anweisung, welche darin lag. Sie war au porteur ausgestellt, und von seinem bisherigen Ernste zum Scherze übergehend, sagte er: „Da Du also heute angefangen hast, Geld zu verdienen, wirst Du es wohl auch gleich in Händen haben wollen. Ich werde die Anweisung nehmen und Dir das Geld herauf schicken."

Er wendete sich nach der Thüre, kehrte noch einmal um, sagte mit einer unverkennbaren Bewegung:

„Also eine Schriftstellerin!“ — Dann zog er die schönen Augenbrauen ein wenig in die Höhe, diese Miene drückte es bei ihm aus, daß Etwas ihm nicht Erwartetes und nicht eben Angenehmes geschehen sei, und meinen Kopf in seine beiden Hände nehmend, und mich herzlich küssend, sprach er: „Gott gebe Dir Glück dazu!“

Damit ging er hinaus, und ich war so gerührt, daß mir die Thränen über das Gesicht flossen. Feierlicher war mir nicht zu Muthe, als ich mich meinem Manne für das ganze Leben angelobte. Denn das Eine wie das Andere war mir die freudige Uebernahme eines aus tiefster Ueberzeugung und innerster Nothwendigkeit übernommenen Berufs, dem mit allen meinen Kräften nachzuleben, dem mich in voller Liebe und Freiheit gänzlich hinzugeben, mir ein Glück war.

Es war kein unbewußtes Hineindämmern in die Zaubergärten der Poesie. Ich hatte eine große Vorstellung von der Macht des Dichters auf den Geist seines Volkes, und von der Gewalt des Wortes über das Herz der Menschen. Und weil ich die Wahrheit suchte, und die Wahrheit über Alles schätzte, wo ich sie erkannt hatte, so nahm ich mir vor, ihr

in keiner Zeile und mit keinem Worte jemals abtrünnig zu werden, und wie groß oder wie gering mein Einfluß jemals werden könnte, ihn nie anders als im Dienste desjenigen zu verwenden, was mir Schönheit, Freiheit und Wahrheit hieß. Und dies Versprechen habe ich mir treu gehalten!

Meine Lebensgeschichte.

Von

Fanny Lewald.

Dritte Abtheilung:

Befreiung und Wanderleben.

Erster Theil.

Berlin 1862.

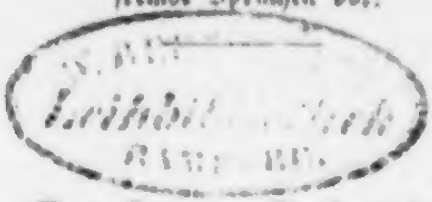
Verlag von Otto Janke.

Befreiung und Wanderleben.

Von

Fanny Lewald.

Die Verfasserin behält sich das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen vor.



Erster Theil.

Berlin 1862.

Verlag von Otto Janke.

Universitäts-
München
Bibliothek

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Befreiung.

Erſter Theil.

Erstes Kapitel.

Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und es giebt kaum irgend einen feierlichen Akt, der nicht sein komisches Zwischenspiel in sich erzeugte.

So war denn auch der frohen Erhebung jener ersten Stunde, in welcher ich über meine Zukunft entschied, gleich an demselben Tage eine sehr komische Niedergeschlagenheit und ein lächerlicher Vorgang gefolgt.

Mein Vater schickte mir, wahrscheinlich um mir ein Vergnügen zu machen, durch seinen Lehrling den Betrag meines ersten Honorars in harten Thalerstücken herauf, aber statt mich daran zu erfreuen, war es mir äußerst widerwärtig, das Geld zu nehmen. Auferzogen in einer Umgebung, in der alle Frauen es gewohnt waren, von ihren Männern oder Vätern versorgt und unterhalten zu werden, und sich vornehmer zu dünken, je reichlicher dieses geschah, kam ich, die doch seit Jahren gar kein höheres Verlangen als

das nach Selbstständigkeit gehabt hatte, mir plötzlich wie herabgesetzt, wie aus meiner angestammten Kaste ausgestoßen vor, als ich mit diesen acht Thalern die Gewißheit vor mir hatte, daß ich von diesem Tage an beginnen werde, für Geld zu arbeiten, um mir mein Brod einmal selber zu erwerben. Ich war ziemlich nahe daran, der Abwechslung wegen, in Thränen der Rührung darüber auszubrechen, daß ich nun endlich meinen Willen hatte; das währte jedoch nicht lange, und die Ueberlegung, was ich mit diesem Gelde kaufen solle, nahm dann zunächst meinen Sinn in Anspruch.

Daß es nicht für mich zu verwenden sei, stand fest. Mein ältester Bruder hatte uns dafür das Beispiel gegeben, als er mit dem ersten Gelde, welches er als Auskultator oder Referendar verdient, den Eltern ein Paar silberne Serviettenbänder angeschafft, auf welchen das Datum und die Worte: „Die ersten Sporteln" eingegraben waren. Meinem Vater Etwas zu kaufen, war beinahe unmöglich, denn er hatte außer den Kleidern, die er trug, und außer einfacher Kost, durchaus keine persönliche Bedürfnisse. Er rauchte nicht, ein Schlafrock und ähnliche Bequemlichkeiten waren ihm damals, in

seinem dreiundfünfzigsten Jahre, noch völlig fremd, da er von früh bis spät gleichmäßig angezogen blieb, was denn das Gute mit sich brachte, daß auch uns Allen jene üble Gewohnheit der Mittelstände „sich in Negligee zu werfen", ebenfalls fremd geblieben ist. Schmuck zu tragen, wäre ihm lächerlich erschienen, und bis wir sämmtlichen Kinder ihm einige Jahre vor seinem Tode einmal eine goldene Uhr und Kette zum Geburtstag schenkten, war seine alte silberne Uhr, da er den Trauring verloren hatte, das Einzige, was er über das Unentbehrliche hinaus besaß.

Ich hatte also nur die Möglichkeit, wie der Bruder es gethan, ein Stück in die Wirthschaft anzuschaffen; und da unserer hübschen und reichlichen Silbereinrichtung zufällig ein Paar Messer zu Butter und Käse fehlten, von deren Kauf die Mutter oft als von einer gewissen Nothwendigkeit gesprochen hatte, so beschloß ich, ihr diese zum Geschenk zu machen.

Die Mutter wohnte noch in der Sommerwohnung, die sie schon über ein Jahr inne hatte. Der Tag, es war der vierte Juli, war außerordentlich heiß, trotzdem lief ich gleich am Vormittage, weil die Luft zu schenken mir keine Ruhe ließ, zu den verschiedenen Goldschmieden umher, und er-

langte es denn auch, daß Herr Krickhahn, bei dem ich das mir Zusagende gefunden, mir die Chiffre meiner Mutter und das Datum des Tages bis um vier Uhr Nachmittags zu graviren versprach. Die Worte: „vom ersten Verdienste“ darauf setzen zu lassen, mußte ich mir versagen, da kein Fremder dies wissen sollte, aber ich konnte die vierte Stunde kaum erwarten, und als mein Vater zum Kaffee kam, hatte ich ihm das gekaufte Silber mit großer Freude auf den Tisch gelegt.

Er nahm es mit der heitern Wärme auf, mit welcher ich es dargeboten hatte. Er scherzte darüber, daß seine Kinder ihm bald einen Staatstresor anschaffen würden, wenn es so fortginge, und es verstand sich nun von selbst, daß ich mich gleich aufmachen sollte, der Mutter den Brief von August Lewald mit all seinen guten Nachrichten und die beiden silbernen Messer als den ersten Ertrag meiner Arbeit auf die Hufen hinaus zu bringen.

Als ich nun eben auf den Wolm hinaustrat, um von Hause fortzugehen, kam eine Wursthändlerin, welche uns allwöchentlich mit den für den Thee nöthigen Würsten versah. Es befand sich unter diesen eine Art frischer Leberwürste, welche meine

Mutter besonders gern aß, und die im Sommer immer nur an dem Tage genießbar waren, an welchem man sie fabrizirte. Ich kaufte also von meinem Gelde, um mir nebenher noch einen Spaß zu machen, die größte dieser noch ganz warmen Würste, wickelte sie gut ein, und ging nun meines Weges.

Kaum aber war ich eine Strecke von Hause entfernt, und hatte die Krämerbrücke erreicht, so mußte ich warten, weil sie aufgezogen war. Während ich nun unter den andern Leuten dastand, kam ein kleiner Hund an mich heran, und es dauerte nicht lange, so folgte ihm ein großer. Ich hatte in jener Zeit, weil ich als kleines Kind einmal von einem Hunde gebissen worden war, den man für toll gehalten hatte, noch eine so unvernünftige Furcht vor Hunden, daß Geschichten über diese meine Angst zu den Lieblingsanekdoten der Familie gehörten, und auch jetzt befiel mich ein wahrer Schreck bei der Bemerkung, daß es die warme, stark nach Majoran duftende Wurst sei, welche mir die Hunde an die Seite lockte. Ich versuchte die Thiere mit den Falten meines Kleides, mit meinem Sonnenschirm, mit ergrimmten Blicken und mit dem barschen Zuruf: fort! von mir zu verscheuchen, es blieb Alles ver-

gebens. Der Wurstgeruch wirkte mächtiger auf sie, als die so oft gepriesene Gewalt des menschlichen Blickes, und schon stand ich — da die erworbenen acht Thaler siebzehn Groschen mich sehr leicht in Bezug auf Geldausgaben denken ließen — auf dem Punkte, die Wurst, welche zehn Groschen gekostet hatte, dem ersten besten Armen zu geben, der mir in den Weg kommen würde, als ich mir einen Akt der Selbstüberwindung aufzuerlegen beschloß, um meiner Mutter die kleine Delikatesse nicht zu entziehen.

So rasch ich konnte, schritt ich also, um nur je eher je lieber der Qual entledigt zu werden, die Steindammer Brücke in die Höhe, den langen im Sonnenbrande glühenden Steindamm entlang, im Voraus immer berechnend, und die Seite vermeidend, an welchen ein Schlächter wohnte, und von woher mir also wahrscheinlich ein Hund entgegenkommen konnte. Aber das half mir gar Nichts. Es schien mir in meiner Seelenangst, als ob an dem Tage alle Hunde der Stadt sich ein Rendezvous auf meinem Wege gegeben hätten. Hier wedelte ein Wachtelhündchen um mich herum, da stieg ein dicker Mops, denn es gab damals

noch Möpse, wirkliche dicke Möpse mit schwarzen Nasen und glotzenden Augen, neben mir einher, dort sprang ein Köter über den Weg und folgte mir schnuppernd, daß ich immer mehr in Furcht gejagt, immer schneller zuging, meine Wurst festhaltend, wie ein Fähnrich seine Fahne im ersten Kugelregen, bis ich denn auf's Aeußerste erhitzt, mit dem Bewußtsein, aus Liebe etwas mir sehr Schweres gethan zu haben, und mit der Hoffnung große Freude zu erregen, und herzlich empfangen und bedankt zu werden, in der Sommerwohnung meiner Mutter landete.

Die Mutter und die Schwestern saßen unter den Pappeln vor dem Hause und vesperten. Meine Mutter hatte während ihrer Mittagsruhe nicht gut geschlafen, sie war ermattet aufgewacht und dadurch mißgestimmt. Ich packte, als ich das gewahrte, zuerst die Wurst aus, um die Ueberraschungen zu steigern, erzählte lachend, wie es mir damit gegangen, und meine Mutter fragte, ob ich nicht irgend einen andern Gegenstand mitgebracht hätte, dessen sie in ihrer kleinen Menage bedurfte, und den sie durch die Wirthstochter, welche in die Stadt gegangen, bei uns hatte bestellen lassen. Ich verneinte das, denn das junge Mädchen war noch gar nicht bei

uns gewesen, als ich mich von Hause entfernt. Der Mutter war das unangenehm, und um dies gut zu machen, holte ich denn nun wirklich freudestrahlend meine beiden Messer hervor, denen, wie ich wähnte, denn in solchen Augenblicken wird Jeder wieder zum Kinde, gar nicht zu widerstehen war.

Leider hatte ich jedoch die Macht der Krankheit über den Sinn des Menschen nicht in Betracht gezogen. „Was ist das?“ fragte meine Mutter gleichgültig. Ich sagte, das sei mein erster Verdienst. August Lewald ermuntere mich auf das Entschiedenste zu literarischer Arbeit, der Vater sei damit einverstanden; kurz ich brachte so schnell als möglich all meine Freuden an den Tag, und schloß damit, diese Messer als die Nachfolger der Serviettenbänder anzukündigen, wobei ich hervorhob, daß die Mutter sie ja schon lange zu besitzen gewünscht. Sie mußte das aber offenbar in dem Augenblicke ganz vergessen haben, denn sie, die in guten und gesunden Tagen sich über eine Reihe Stecknadeln, die man ihr geschenkt, wirklich erfreuen konnte, legte die Gabe, die ich so glücklich gewesen war, ihr bieten zu können, ohne dieselbe auch nur recht anzusehen, mit den Worten auf die Seite, daß das eine höchst unnütze

Ausgabe sei, und daß ich mein Geld lieber hätte verwahren sollen.

Zurückgewiesen und getadelt zu werden, wo man sich offnen Herzens liebevoll genaht, ist sehr empfindlich, und war es mir in diesem Augenblicke und grade von meiner Mutter um so mehr. Es schnürte mir den Hals zu, all meine Freude war mit einem Schlage vorüber, ich dachte: Du hast nun einmal kein Glück! — und es war sehr gut für mich, daß meine Schwestern erriethen, wie mir zu Muthe war, und mich mit ihrer Freude und ihrem Antheil für die mangelnde Theilnahme meiner Mutter zu entschädigen suchten.

Ich war ganz kleinlaut geworden, ganz zusammengedrückt, als mein Vater am Abende hinauskam. Seine Anwesenheit machte die Mutter ihre schweren Leiden und ihren Unmuth stets vergessen, und da sie sah, wie gut gelaunt er forderte, daß man, um mir ein Vergnügen zu machen, die Messer gleich einweihen solle, so fing nun auch die Mutter sich zu freuen an, die Geschwister waren beisammen und sehr munter, wir gingen in der Stube zu Tisch und befanden uns über irgend einen drolligen Vorgang in lautem Lachen, als Rath Crelinger unerwartet

in das Zimmer trat, von unserm Lachen angesteckt, sich ebenfalls dazu hingerissen fühlte, und unsere Lachlust dadurch, daß er lachte, ohne zu wissen worüber, bis zu dem Grade steigerte, daß es den ganzen Abend zu gar keiner vernünftigen Erklärung kam, und wir danach sehr heiter, in bester Laune, und Alle sehr zufrieden mit einander, in die Stadt zurückkehrten.

Als ich nun zu Hause vor dem Schlafengehen mein Mährchen zum erstenmale gedruckt vor Augen hatte, und es zu lesen begann, kam es mir verändert vor. Es gefiel mir mehr und weniger als im Manuskripte. Es las sich besser, es klang vornehmer, nun es sich so glatt anhören ließ, aber es schien mir an Wärme und Leichtigkeit verloren zu haben. Ich wunderte mich, wo ich die guten Einfälle hergenommen — während ich in Briefen oft ernstere und durchdachtere Dinge geschrieben hatte, ohne mir irgend eine besondere Rechenschaft darüber zu geben oder gar mir ein Bewußtsein daraus zu machen — und wunderte mich ebenso, wo ich den Muth gefunden, diese Spielereien den Menschen zum Lesen anzubieten. Ich machte, ohne es zu wissen, die Erfahrung von der abtrennenden Wir-

lung, welche der Druck einer Arbeit auf das Verhältniß des Schreibers zu derselben ausübt, und es dämmerte mir dabei die erste Ahnung davon auf, daß man an jede Kunst bis zu einem gewissen Grade die Anforderungen machen muß, welche man an die Plastik stellt, mag diese einen erhabenen oder einen Gegenstand aus dem alltäglichen Leben zu ihrem Stoffe gewählt haben. Allem Bleibenden, allem Demjenigen, das in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht mehr zu ändern ist, muß die strenge Festigkeit und Abgeschlossenheit des Monumentalen innewohnen, wenn es wohlthuend und zugleich überzeugend und zwingend auf uns wirken soll. Das sogenannte Natürliche, Unwillkürliche leidet darunter nicht. Es gewinnt im Gegentheil dadurch; denn in der Kunst wirkt nur Dasjenige als wahrhaft schöne Natürlichkeit, das durch die Kunst geläutert und, alles Zufälligen entkleidet, in verklärter Naturschönheit und Naturwahrheit vor uns hingestellt wird. Man hat daher vollkommen recht, von der plastischen Darstellung in Schrift und Sprache zu sprechen, und die Parallele wird dadurch nur vervollständigt, daß der Stoff eine verschiedene Behandlungsweise erfordert, je nach dem Material, in welchem er zur Er-

scheinung gebracht werden soll. Die Schrift, der Druck und das gesprochene Wort haben ihre modifizirende Wirkung, aber es möchte nicht leicht sein, die Gesetze und Regeln dieser Verschiedenheit einem Menschen klar zu machen, der die angeborne Empfindung für dieselbe nicht in sich ausgebildet hat.

Je weniger mein kleines Mährchen mir genug that, um so mehr drängte es mich, etwas Besseres zu machen, und mir selbst in einer größern Arbeit die Ueberzeugung zu schaffen, daß ich leisten könne, was der Freund mir zu leisten zutraute. Um einen Stoff war ich nicht verlegen, und Muße hatte ich auch, denn es war schon seit mehreren Wochen abgeredet worden, daß ich mit dem Beginne des August zu meiner Mutter auf die Hufen hinausziehen, und meine älteste Schwester mich in der Stadt im Haushalte ablösen sollte. Die Eltern hatten das meiner Gesundheit wegen so angeordnet, die schon seit lange nicht gut war. Ich sollte also frische Luft und Bewegung haben, und nun man mir Zeit für meine Arbeit gönnen wollte, wurde die Uebersiedelung nur um so schneller in's Werk gesetzt.

Im Ganzen machte der Entschluß, den ich für meine Zukunft gefaßt, auf die Meinen im ersten

Momente einen lebhaftern Eindruck als ich erwartet hatte. Ich kam ihnen dadurch einige Tage lang fremd und verändert vor. Indeß das glich sich schnell wieder aus, Jeder sah sich das gedruckte Mährchen an, Jeder fragte mich, was ich denn nun weiter machen würde, und damit war es abgethan, bis auf eine Menge freundlicher und wohlgemeinter Neckereien, und eine Folge von nicht endenden Projekten, in denen ich und die Schwestern uns gelegentlich um die Wette ergingen, und die alle darauf hinausliefen, daß ich mir einen Namen machen und daß es mir in der Welt sehr gut ergehen würde.

Sobald ich mich bei meiner Mutter eingerichtet hatte, machte ich mich an die Arbeit. Mir hatte oftmals vorgeschwebt, welches meine Lage geworden wäre, wenn man mich zu einer sogenannten Vernunftheirath überredet, und ich nachher den Geliebten wiedergesehen haben würde, und ich hatte mich dann oftmals mit der Frage beschäftigt, ob mein Pflichtgefühl stark genug gewesen sein würde, über meine Leidenschaft den Sieg davon zu tragen. Ich hatte mir eine Menge von Situationen erdacht, hatte das Für und das Wider nach allen Seiten hin erwogen, hatte mir bald einen verzweiflungs-

vollen Untergang, oft auch eine edle und sehr erhabene Entsagung ausgemalt, und da mein ganzer Sinn nach allen Richtungen darauf gestellt war, mich an das Nächste zu halten, so suchte ich auch jetzt nicht nach besondern Ereignissen, griff auch nicht in ferne Zeiten oder vornehme Regionen hinüber, wie Anfänger das gern. und meist zu ihrem Nachtheil thun: sondern ich hielt mich einfach an das, was ich genau kannte, an Menschen, an Charaktere, und an Verhältnisse, bei denen ich mich über keine Unwahrheit oder Unwahrscheinlichkeit mit jenem besänftigenden und beschönigenden „es könnte wohl so sein", oder „es wird wohl so sein" zu beruhigen vermochte, und so entstand denn der kleine Roman „Clementine", den ich eben jetzt, nach zwanzig Jahren, zum erstenmale wieder angesehen habe.

Denjenigen, welche ihn gelesen haben und sich seiner noch etwa erinnern sollten, brauche ich jetzt nicht erst zu sagen, daß die Vorgänge und Figuren des Romans erfunden sind, und daß Nichts der Wirklichkeit entnommen ist, als der Gang meiner Gedanken und die äußere Gestalt des Helden, in welcher ich mir das Bild Heinrich Simons, wie er mit siebenundzwanzig Jahren ausgesehen, festzuhalten

bemüht gewesen bin. Aber schwerer als dieses Unternehmen, mir die liebe Gestalt im Worte darzustellen, möchte es sein, die Erregung und das leidenschaftliche Glück zu schildern, womit das Arbeiten an dem kleinen Romane mich erfüllte.

Von Kindheit auf an eine regelmäßige Zeiteintheilung gewöhnt, hatte ich es mir gleich zum Gesetz gemacht, auch meine neue Thätigkeit dahin zu regeln, daß ich am Morgen, wenn ich fertig angezogen war, mich an die Arbeit setzte. Die Erkerstube, welche ich in der Sommerwohnung inne hatte, war dann noch nicht aufgeräumt, ich ging also mit meinem Schreibwesen in die Laube des kleinen bäuerlichen Gartens, und da saß ich nun die ganzen Morgen still für mich allein und schrieb und schrieb, mit einer so reinen und großen Freude, daß ich noch heute gern daran gedenke.

Die Sonne schien so warm durch die grünen Blätter, die Ranken des Geisblatt wiegten sich so leise auf und nieder, hier und da flog ein Vogel aus dem Grün empor, daß sein Schatten über mein Papier hinweg huschte, während die Sonnenfunken — nicht eben zum Nutzen meiner Augen — darauf flimmerten und tanzten. Es war so mährchenhaft

still und schön. Schöner aber noch und mährchenhafter dünkte mir die Welt der unsichtbaren Gestalten, die mich umgab. Diese Männer und Frauen, von deren Dasein Niemand wußte, die Niemand kannte als ich allein, die mir sammt und sonders sympatisch waren mit ihren Eigenschaften und Mängeln, die ich nur zu rufen brauchte, damit sie auf meinen Wink erschienen, die mir ihre Leiden und Freuden vertrauten, denen ich half und rieth, denen ich wehrte und gebot, die mein eigen und doch nicht ich selber waren, die ich übersah, und die ich doch als Ideale über mich stellte — ich war ganz erstaunt über ihr Dasein, und hatte sie doch sammt und sonders erschaffen. Dieser Freude an den Gestalten gesellte sich nun noch die Wonne hinzu, durch ihre Vermittlung einmal Alles sagen zu können, was mir seit so vielen Jahren auf dem Herzen gelegen hatte, und es sagen zu können, ohne daß man mich zurecht wies, ohne daß man mir widersprach, ohne daß ich mich zu mäßigen und Rücksicht zu nehmen und ohne daß ich es zu meiner Vertheidigung zu sagen brauchte. Es ist ein solches Glück, seine innerste Ueberzeugung aussprechen, seinen Glauben bekennen zu dürfen! Wäre das nicht der Fall, die Zahl der Märtyrer

auf allen geistigen Gebieten würde lange nicht so groß geworden sein!

Mir klopfte das Herz vor Entzücken, wenn ich niederschrieb, was ich über die Liebe, über die Ehe dachte. Es war mir wie das Niederlegen eines Glaubensbekenntnisses. „Ich hasse die Ehe nicht," ließ ich einmal die Heldin des Buches, Clementine, in einem Briefe an ihre Tante schreiben, „ich hasse die Ehe nicht, im Gegentheil! Ich halte sie so hoch, daß ich sie und zugleich mich zu erniedrigen fürchte, wenn ich dies heilige Band knüpfte, ohne daß mein Gefühl Theil daran hätte. Was kann es Beglückenderes geben, als mit einem geliebten Manne sein Leben zu verbringen? Für ihn zu sorgen, seine Freuden und Leiden zu theilen; zu wissen: Alles, was mein Herz bewegt, Alles, was mich berührt, theilt und fühlt mein bester Freund mit mir? Beide leben dann ein doppeltes Leben. O! ich habe mir das oft himmlisch schön gedacht, ich habe es heiß gewünscht, und ich halte heute noch die Ehe für den einzigen Weg, der den Menschen zu der größten Vollkommenheit führt, die seiner Individualität möglich ist. Darum aber kann ich den Gedanken an eine gleichgültige Ehe nicht ertragen,

weil sie für mich eine unglückliche wäre; und ich habe es nie begreifen können, wie in der Ehe irgend Etwas die Menschen aneinander kettet, als ihr Herz Die Ehe ist in ihrer Reinheit die keuscheste, heiligste Verbindung, die gedacht werden kann. Rein, wie ein Engel des Lichts, geht das Weib aus den Armen ihres geliebten Gatten hervor, und wenn man mir, nach dem katholischen Ritus, die Madonna die reine Mutter Gottes nannte, hat für mich ein rührend tiefer Sinn darin gelegen, ein ganz anderer Gedanke, als die Kirche ihn will. Ja! die Ehe ist rein! und aus der Umarmung liebender Gatten kann ein göttlicher Mensch, ein Retter der Welt entstehen. — Aber was hat man aus der Ehe gemacht? — Ein Ding, bei dessen Nennung wohlerzogene Mädchen die Augen niederschlagen, über das Männer witzeln und Frauen sich heimlich lächelnd ansehen. Die Ehen, die ich täglich vor meinen Augen schließen sehe, sind schlimmer als Prostitution. Erschrick nicht vor dem Worte, da Du mich zu der That überreden möchtest. Ist es denn nicht gleich, ob ein leichtfertiges, sittlich verwahrlostes Mädchen sich für eitlen Putz dem Manne hingiebt, oder ob Eltern ihr Kind für so und soviel

Tausende opfern? Der Kaufpreis ändert die Sache nicht; und ich gestehe Dir, ich würde das Weib, das augenblickliche Leidenschaft und heißer Sinnentaumel hinreißen, groß finden, gegen diejenige, die, das Bild eines geliebten Mannes im Herzen, sich dem Ungeliebten ergiebt für den Preis seines Ranges und seines Namens.«

Es war mir, als hätte ich eine That gethan, einen Freiheitskampf bestanden, einen mir nicht mehr zu entreißenden Sieg erfochten, wenn ich solche Worte vor mir auf dem Papiere hatte, wenn ich mir dachte, daß mein Vater sie lesen, sie als meine Ueberzeugung vor der Oeffentlichkeit ausgesprochen lesen würde. Ich dachte Tag und Nacht nur an meine Arbeit, meine ganze Seele war davon entflammt, ich vergaß die Zeit, es raubte mir den Schlaf.

Mitunter, wenn ich in meiner Laube saß, bis der Mittag heraufkam und die heiße Augustsonne mir auf den Scheitel brannte, kam die Mutter zu mir, mir mein Frühstücksbutterbrod zu bringen. Sie sah dann mein flammendes Gesicht, sie scherzte gutmüthig darüber, daß die Wangen mir so glühten, und nannte mich neckend: ihren armen Poeten!

Aber sie ließ mich ruhig gewähren, und schwer krank, wie sie es damals schon selber war, hatte sie Mitleid mit mir, denn auch mir ging es übel, und die ungewöhnliche Aufregung, in welche mein Arbeiten mich versetzte, verschlimmerte das Nervenleiden, das mich plagte.

Fast in jeder Nacht, und oftmals auch am Tage, wurde ich von einem Herzkrampf befallen, der mir den Athem nahm, mir den Angstschweiß auf die Stirne trieb, und mich auf das Aeußerste ermattet zurückließ, wenn er vorüber war. Gefährlich sollte diese Beschwerde nicht sein, ich magerte aber dabei ab, und denke noch mit Grausen an die Angst jener Tage und Nächte. Unser Arzt, der treffliche Doktor Kosch, verordnete mancherlei, indeß da ich es ihm auf ausdrücklichen Befehl meines Vaters verheimlichte, daß ich schrieb und daß diese Thätigkeit mich so gewaltig anspannte, so machten wir es ihm unmöglich, sich meine wachsende Ueberreizung richtig zu erklären, und als er mich eines Tages in einem heftigen Weinkrampf antraf, erklärte er mir sehr energisch, wie seine Kunst solcher Art von Nervenleiden gegenüber völlig machtlos sei, wie mir gar Nichts zu meiner Herstellung übrig bleibe, als mich gewaltsam zusammen zu nehmen,

und jene Selbsterziehung zu beginnen, die in Selbstbeherrschung bestehe, und ohne welche ich für mein ganzes Leben verloren sein würde. „Wenn Sie sich Weinkrämpfe passiren lassen," sagte der treffliche Mann, „so weiß ich keinen Rath. Sie haben nicht nöthig, sich damit interessant zu machen, und wohin das Nachgeben gegen Nervenleiden führt, haben Sie zu sehen Gelegenheit gehabt. Leidend sind Sie, aber Sie leiden nicht schwerer, sondern weniger, wenn Sie den Anfall ruhig aushalten, ohne zu weinen. Und haben Sie Zutrauen zu mir, so werfen Sie auch all' die Paliativmittel fort, die ich Ihnen bisher gegeben habe. Auf die Länge nützen sie Ihnen gar Nichts. Je entschiedener Sie sich aber sagen, daß Ihnen Nichts hilft, als ruhig zu bleiben, um so wahrscheinlicher ist's, daß Sie das Leiden allmählich wieder los werden. Es sind genug nervenschwache Frauenzimmer auf der Welt, und es ist wirklich nicht nöthig, daß Sie deren Zahl noch vermehren helfen. Nehmen Sie sich zusammen!"

Sein etwas scharfer und kalter Ton machte mir den Ausspruch sehr hart klingen, indeß so böse ich auf ihn war, fühlte ich doch, daß er Recht hatte, und habe es ihm in meinem Innern später viele

tausendmal gedankt, daß er es nicht scheute, mir weh zu thun und mich zu verletzen, um mich zur Besinnung zu bringen, und daß er genug Glauben an meine Vernunft und an meinen guten Willen hatte, um mir das „hilf Dir selbst, und Gott wird Dir helfen!" auch auf diesem Gebiete in das Gedächtniß zu rufen. In allen solchen Fällen kam mir neben meiner Vernunft immer auch der Stolz zu Hülfe, der sich nicht beklagen und bemitleiden lassen mag, und auch in diesem Punkte begeht man bei der Erziehung der Frauen ein Unrecht, wenn man sie von Jugend auf in dem Wahne erzieht, daß sie nicht blos das schwächere, sondern überhaupt das schwache Geschlecht sind, daß sie weniger ertragen können, daß sie eher ihren Leiden nachgeben dürfen, als der Mann. Schäme Dich! sagt man zum Knaben, wenn er sich über einen Schmerz beklagt, Du bist ja ein Junge! Dem Mädchen ruft man das selten zu. Man tröstet es, man beklagt es leichter, und macht so dem Geschlechte, das, seiner Naturbestimmtheit nach, vielfach zum Ertragen von Unbequemlichkeiten, von Leiden und Schmerzen gezwungen ist, statt es mit geistiger Kraft gegen dieselben auszurüsten, mit einer systematischen Ver-

zärtelung die Weichlichkeit zu einer ihm zustehenden oder gar angebornen und also berechtigten Eigenschaft. Man kajolirt die Empfindlichkeit der Mädchen und wundert sich nachher über das nervenschwache und hysterische Geschlecht. Aber auch die Aerzte sind zum Theile mit daran Schuld; denn in den tausend und aber tausend Fällen, in welchen sie nicht mit ihren Medikamenten und Säften helfen können, sondern erziehend und berathend helfen müßten, fehlt ihnen das, was kein Professor lehren und kein Staatsexamen ergründen und bescheinigen kann: der Muth der Ehrlichkeit und der feste, männliche Charakter. Es steckt in gar vielen Aerzten noch ein gutes Stück der Priesterkaste, aus der sie hervorgegangen sind. Das Geheimthun ist ihnen lieber als die Wahrheit, ihr Nimbus ihnen mehr werth als das Wohl des Kranken. Und die einzige Eigenschaft, welche sie aus ihrer Priesterkaste hinübernehmen müßten, die Eigenschaft treue und verständnißvolle Seelsorger zu sein, geht den Einen ab, und wird Denen, die sie vielleicht besitzen, durch die falsche Zurückhaltung der Kranken auszuüben unmöglich gemacht — eben wie es unserm Arzte in meinem Falle geschah.

Ich trug denn nun, nach des Doktors Ermahnung, mein Herzklopfen und meine Beklemmung mit wachsender Geduld, und schrieb daneben an meinem Romane mit einem Eifer fort, daß ich das Bändchen im Verlaufe eines Monates zusammen hatte. Und nun bewiesen sich mir die gründliche Schulbildung und die juristische Distinktionskraft meines Bruders, dem ich meine Arbeit zur Durchsicht übergab, von großem Nutzen. Streng und gewissenhaft, wie er ein Aktenstück untersucht haben würde, prüfte er jeden Satz, machte er mich auf jede Unklarheit im Ausdruck, auf jede Unregelmäßigkeit im Satzbau aufmerksam. Das war mir nicht immer angenehm. Es kam mir oftmals vor, als zerre er an meinen eigenen Gliedern, wenn er mir die Sätze, in denen ich meine erhabensten Gedanken und meine allerfeinsten Empfindungen niedergelegt zu haben glaubte, so auseinandernahm und logisch analysirte. Ich mußte dabei unwillkürlich an Hoffmanns automatische Figur denken, welcher, dem Liebenden gegenüber, die schönen Augen aus dem Kopfe genommen werden; aber zweckmäßig war diese Schulung Nichts destoweniger. Wenn ich bei allem Sachlichen, sofern ich selbst es nicht auf das Ge-

naueſte in ſeinen Einzelnheiten kannte, darauf hingewieſen wurde, mir bei Fachleuten auch über das anſcheinend Geringfügigſte genaue Auskunft zu holen, ſo gehörte das eben auch zu jenem „Arbeiten mit dem Schurzfell", ohne welches man in keiner Kunſt und in keiner Wiſſenſchaft über das Dilettantiſche hinaus zu etwas Ordentlichem kommen kann, und welches doch grade manche Schriftſteller und vor allem ſo viele Schriftſtellerinnen als etwas Unweſentliches zu betrachten lieben.

Der Glaube, daß man durch Inſpiration etwa auch die Regeln der deutſchen Grammatik und Einſicht in die Technik der verſchiedenen Gewerbthätigkeiten empfange, daß man durch ſeine idealen Empfindungen den deutſchen Satzbau und die Culturzuſtände der Vergangenheit oder die Sitten und Gebräuche der vornehmen Welt und des Auslandes kennen lerne, hat mir ſpäter oft recht viel zu ſchaffen gemacht, wenn meine jungen Colleginnen mir die meiſtens etwas unbequeme Ehre erzeigten, mein Urtheil über ihre Leiſtungen, d. h. meine Bewunderung für dieſelben zu verlangen. Sagte ich einer Dame: „Sie haben gewiß Talent, aber Sie müſſen Grammatik lernen, denn Sie brauchen die Con-

junktive und selbst die Präpositionen falsch!" so sprach die junge Muse mir natürlich alles tiefe Gefühl und alle „poetische" Empfindung ab. Stellte ich einer Andern vor, daß eine vergossene Tasse Kaffee nicht in „Kaskaden vom Tische herunter rieseln" könne, so sah ich es ihr an, für wie pedantisch sie mich hielt. Bedeutete ich einer Dritten, daß man so und so viel Fuß weit nicht springen, daß man unter diesen und jenen Verhältnissen also ganz unmöglich eine Flucht bewerkstelligen könne, so erhielt ich die zurechtweisende Belehrung, daß der Dichter sich so viel Freiheit wohl nehmen dürfe, und daß dies eben die poetische Licenz sei. Fragte ich eine Vierte, was sie sich denn bei dem und jenem Satze eigentlich gedacht habe? so blickte sie mich verwundert an, und begriff nicht, daß ich mir bei jedem Satze „Etwas denken wolle", und daß ich nicht im Stande war, aus dem konfusen Gewirr ihrer Worte, ihre hinduselnden Empfindungen nachzufühlen. Kurz, wo ich lehren sollte, wurde ich in der Regel indirekt darüber belehrt, daß es mir an Einsicht in das Wesen der Dichtkunst gebreche, welches auf Inspiration beruhe, und daß mir das Verständniß für jene Art der Poesie abgehe, welche dem weiblichen Gemüthe

angeboren sei, und es so unwiderstehlich zum Dichten antreibe, daß man, auch ohne etwas Rechtes gelernt zu haben, ihrem Drange unbedenklich folgen müsse.

Es war dann ganz umsonst, wenn ich ihnen auseinandersetzte, wie ich gegen ihr Dichten gar Nichts einzuwenden hätte, sofern sie es, wie das Beten, in ihrem stillen Kämmerlein betreiben wollten, und wie mich nur dagegen wehrte, daß sie, um ihren Namen auf einem Titelblatte prunken zu sehen, Thorheiten drucken ließen, gegen welche sich dann der Spott der Männer mit Fug und Recht erhebe. Vergebens machte ich sie darauf aufmerksam, daß der Dichter sich neben dem idealen Verhältniß zu seinen Lesern auch in einem ganz realen Verhältniß zu ihnen und zu seinem Buchhändler befinde, und daß der Schriftsteller, welcher hingeschluderte Arbeiten, Arbeiten, an die er nicht sein ganzes Können und Vermögen und seinen gewissenhaft ehrlichen Fleiß gewendet habe, um Nichts besser, ja in meinen Augen schlimmer sei, als der Krämer oder der Bäcker, der für gutes Geld schlechte Waare verkaufe. Ich wurde dann gewöhnlich mit einem vornehmen oder mitleidigen Lächeln abgelohnt, und sie verließen mich, zu meiner großen Erleichterung, mit der sie beglückenden Ueberzeugung,

daß sie mich überschätzt und viel zu gut von mir gedacht hätten, da ich nach meinen eigenen Geständnissen jener Art von Inspiration entbehrte, welche von der Arbeit und Solidität des künstlerischen Studiums befreit.

Keinem Maler, keinem Bildhauer, keinem Schauspieler, keinen Architekten oder Musiker fällt es ein, daß er seine Kunst vor dem Publikum ausüben könne, ohne ihre Regeln, ihre Technik, ihre Gesetze studirt, ohne sie durch eine gewisse Praxis erlernt zu haben; nur mit der Dichtkunst, mit dem Schreiben für die Oeffentlichkeit solle es nach der Meinung vieler Frauen und auch vieler Männer anders sein, und wird es anders gehalten — und es geht dann eben wie es kann, und sie sind „Narren auf ihre eigne Hand!"

Da mir nun beim Beginne meiner schriftstellerischen Thätigkeit ernster und guter Rath zur Seite stand, und mir auch alles Unfehlbarkeitsbewußtsein, aller Glaube an die zwingende Inspiration abging, denn ich hatte meiner Lust zum Dichten stets mißtraut, und mir nie ein Dichtertalent zugestanden, ehe man es mir zuerkannte, so sah allerdings mein schönes Clementinen-Manuskript trübselig

genug aus, als ich es mit meinem Bruder durchgenommen hatte, und wollte ich meinem Vetter Lewald das Lesen desselben nicht beschwerlich machen, so blieb mir Nichts übrig, als es von Anfang bis zu Ende noch einmal abzuschreiben, und in dieser Reinschrift legte ich es denn auch meinem Vater vor, der es mit sich in die Stadt nahm, um es „Abends im Bette" zu lesen.

Ich war sehr gespannt und eigentlich besorgt, meines Vaters Urtheil zu vernehmen, und da er sich nicht zu übereilen pflegte, mußte ich es erwarten, bis ich etwa acht Tage später einmal in die Stadt kam, und in das Comptoir ging, um dem Vater einen Auftrag von der Mutter auszurichten. Er war beschäftigt, hatte einen Staroſten und ein paar polnische Juden bei sich, hörte also meine Commission nur eben an, und versprach, am Abende, wenn es nicht zu spät werde, hinauszukommen. Als ich mich danach entfernen wollte, rief er mich mit einem: „Hör' einmal, Fanny!" zurück, und sagte mir leise: „wenn Du Deine Schreiberei mitnehmen willst, so liegt die oben in meinem Sekretair. Es liest sich ganz gut, es ist ganz hübsch!"

Wer war glücklicher als ich. Ich hatte aller-

dings auf mehr Lob gerechnet, dagegen aber Ein
wendungen gegen die Tendenz meiner Arbeit, Aus
stellung gegen einzelne darin geäußerte Ansichten
selbst gegen Wendungen im Ausdruck erwartet; inde
um den Preis, dieser Letztern ledig zu sein, leiste
ich auf das Erstere gern Verzicht. Ich muß e
dabei meinem Vater dankend und anerkennend nach
rühmen, daß er mir das Wort, welches er mir be
dem Beginn meiner literarischen Laufbahn gegeben
fest und treu gehalten, und mir für all mein
Schaffen und Thun völlig freie Hand gelassen hat
selbst als seine Ansichten und die meinen sich späte
nicht überall im Einklang befanden. Von dem
Augenblicke an, da er mir das Recht zusprach, mei=
nen Beruf selbstständig zu erfüllen und meinen
Weg zu gehen, hat er mir volle Freiheit für den=
selben gelassen, und mich neben sich als eine Kraft,
als gleichberechtigte Persönlichkeit anerkannt, die er
zu schätzen und zu respektiren hatte, wenn sie auch
sein Kind war. Das war aber bei einem Manne,
von meines Vaters Charakter und Weise, das Höchste,
was er seinem Kinde gewähren konnte, und ich habe
es ihm nie vergessen.

Zweites Kapitel.

Das Jahr vierzig und das Jahr einundvierzig, dessen Herbst inzwischen herangekommen war, hatten in Königsberg ein ganz neues Leben hervorgerufen. Gleich dem Göthe'schen Zauberlehrling hatte Friedrich Wilhelm der Vierte mit seiner Huldigungsrede Kräfte zur Thätigkeit aufgerufen, die, lange vorhanden, nur des Augenblickes gewartet hatten, sich zu bethätigen, die der König nicht zu bannen vermochte, die ihm über den Kopf wuchsen, und sich gegen ihn zu wenden begannen, als er es versuchte, sie auf's Neue in Fesseln zu schlagen und zu unterdrücken.

Der Gemeingeist unserer Vaterstadt und der ganzen Provinz war immer ein freisinniger und kräftiger gewesen, und der Einfluß und die Richtung ihres Oberpräsidenten, des Herrn von Schön, hatte in den letzten Dezennien diesen Sinn genährt.

Rechnet man die Verirrungen der Ebelianer ab, so war man in weltlichen wie in geistigen Dingen sehr rationell. Vom deutschen Bunde ausgeschlossen, die russische Despotie zur Nachbarin, hielt man um so fester an dem specifischen Preußenthume und an dem Königshause fest, und grade weil nach der allgemeinen Ansicht der König selbst das Signal zur freien Aussprache der Meinungen, zum Heraustreten in die Oeffentlichkeit gegeben hatte, konnte und wollte man sich lange nicht davon überzeugen, daß es damit wieder ein Ende haben solle. Ruhige und consequente Menschen haben der Inconsequenz gegenüber einen schweren Stand, weil sie den Gedankensprüngen und Einfällen derselben nicht zu folgen und nicht an dieselben zu glauben vermögen.

Einer der consequentesten Köpfe unserer Zeit, ein scharfer Denker, ein durchaus ernsthafter Mann, war es denn auch, der es in Königsberg über sich genommen hatte, die allgemeine Meinung zum Ausdruck zu bringen, die allmählich heranzubilden und zu erzeugen er seit einer Reihe von Jahren mitgewirkt. Doktor Johann Jacoby war fünfunddreißig Jahre alt, als er die „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen" publicirte, und sich dadurch

zum Mittelpunkte aller Derjenigen machte, welche sich der Bevormundung entwachsen, und reif genug fühlten, selbst berathend und bestimmend an der Verwaltung und Leitung ihrer bürgerlichen und vaterländischen Angelegenheiten Theil zu nehmen.

Schon früher war er als Publicist aufgetreten, aber seine literarische Thätigkeit war nie eine fortgesetzte gewesen. Sie war ihm nicht Sache des Erwerbes, denn er praktizirte als Arzt und hatte für seine Praxis seine Zeit nöthig; sie war ihm auch nicht eigentlich Sache des Genusses, denn er hatte nie, wie man es nennt, zu seinem Vergnügen geschrieben. Nur wo es einen Mangel aufzudecken, ein Unrecht abzuwehren, einen Irrthum aufzuklären galt, war er mit kurzen polemischen Broschüren, deren knappe Zusammengefaßtheit, deren klarer Ernst an Lessing erinnerten, für das Recht und für die Wahrheit eingetreten, und hatte, wie am Krankenbette dem Einzelnen, bei den allgemeinen Uebelständen der Gesammtheit seines Volkes und Landes helfend zu dienen gestrebt.

Seine Angriffe gegen die Unentbehrlichkeit der medizinisch-chirurgischen Pepinière zu Berlin, seine an den damaligen Ober-Regierungsrath Streckfuß

gerichtete Streitschrift für die Emancipation der Juden, seine Anmahnungen die studirende Jugend auf den Schulen nicht durch todten Schulzwang und durch Vernachlässigung der körperlichen Ausbildung zu ruiniren, hatten die Art seiner Kritik und seiner Polemik dargethan, aber auf dem eigentlich politischen Felde hatte er sich noch nicht bethätigt, und die ruhige und würdevolle Einfachheit, mit welcher er in seinen „Vier Fragen" es der preußischen Ständeversammlung auseinandersetzte, daß es jetzt für sie an der Zeit sei, die im Jahre fünfzehn verheißene Verfassung und Volksvertretung, welche sie „bisher als Gunst erbeten, nunmehr als erwiesenes Recht in Anspruch zu nehmen" gewann ihm die größte Achtung und Verehrung in der Stadt, in der Provinz, im Vaterlande, und weit über dessen Grenzen hinaus.

Ohne wesentlich aus seinen gewohnten Lebensverhältnissen, aus seiner Zurückgezogenheit herauszutreten, war er bald die leitende Seele dessen, was in Königsberg geschah, und wie sich aus dem abgeschlossenen Maschinensaale einer großen Fabrik die Bewegung bis in die entferntesten Theile derselben verbreitet, und Verrichtungen leistet, welche

man kaum noch mit der Maschine und ihrer Triebkraft in Verbindung glaubt, so regte der Geist Johann Jacoby's nach allen Seiten und auf allen Gebieten den Trieb zum Fortschritt und den Drang zur Arbeit an demselben an.

Er stand aber mit diesen Bestrebungen glücklicher Weise nicht allein da. Es hatte sich in jener Zeit in Königsberg ein Kreis von Männern zusammen gefunden, die mehr oder weniger jung, Alle noch unabgebraucht waren, und jenen Idealismus besaßen, der wirksam ist, auch wenn er von der Verhältnisse Ungunst gehemmt, hinter seinem Ziele zurückbleiben muß. Ludwig Crelinger, der Oberlehrer Witt, Professor Carl Rosenkranz, Doktor Rupp, der Prediger Detroit, Ludwig Walesrode, Professor Ludwig Moser, Doktor Rainhold Jachmann, Doktor Kosch, der Polizeipräsident Abegg, der Kaufmann und Vorsteher der Stadtverordneten-Versammlung, Herr Heinrich bildeten, ohne einen regelmäßigen Vereinigungspunkt zu haben, damals noch eine feste Gemeinschaft, einig in ihren Meinungen, einig in ihren Zwecken und einig auch über die Mittel zu einer friedlichen Agitation. Da diese Männer verschiedenen Berufskreisen und zum Theile auch ver-

schiedenen Gesellschaftskreisen angehörten, trugen sie bewußt oder unwillkürlich ihre Ansichten in die Familien über, und es gab bald kaum noch ein Haus, von der Wohnung, welche der Minister von Schön im königlichen Schlosse bewohnte, bis hinab in die Werkstatt des Handwerkers, in welcher man nicht mit Achtsamkeit den öffentlichen Ereignissen und den Maßregeln der Regierung gefolgt wäre, in welcher man nicht entschlossen gewesen wäre, nicht länger müßig zuzusehen und abzuwarten, sondern sich so weit zu unterrichten und zu bilden, als nöthig sei, um das was man bisher als eine Gunst erbeten, als ein Recht fordern zu können.

Es sind immer einzelne Personen und bestimmte Stichworte, welche die Träger und die Symbole für die geistigen Bestrebungen bilden. Solche Stichworte waren im Jahre vierzig und in den ihm folgenden Jahren bei uns in Königsberg die Schlußworte der vier Fragen, und als ihr Gegensatz die Phrase, mit welcher der Minister, Herr von Rochow, die Elbinger Bürger an ihren „geringen Unterthanenverstand" gemahnt hatte, als sie sich mit einer Petition an die Regierung gewendet hatten. Wie im Jahre achtundvierzig kleine Burschen in

in den Straßen von Paris Barrikaden spielten und mit energischem Tone das Girondisten-Lied sangen, so konnte man bei uns in Königsberg im Jahre einundvierzig achtjährige Buben bei ihren Zänkereien auf den „beschränkten Unterthanenverstand" ihrer Kameraden schimpfen und sie betheuern hören, daß sie „keine Gunst erbitten wollten, wo sie ihr Recht zu fordern hätten." So aber müssen die Schlagwörter einer Partei und einer Zeit in das Volk übergehen und zu feststehenden Redensarten werden, wenn die Begriffe, welche jene Worte in sich tragen, ein Gemeingut und ein Hebel für die Thatkraft werden sollen. Die auf Papier verhandelte Theorie, die in Büchern niedergelegten Gedanken thun's lange nicht allein, das lebendige Wort, der sinnliche Eindruck sind das eigentlich Fortzeugende, und eine Sache, die noch kein Symbol, kein Schlagwort, keinen in der Masse des Volkes, bei Alt und Jung, bei Groß und Klein bekannten Führer für sich gewonnen hat, eine solche Sache hat noch nicht die rechte Kraft in der Gegenwart und noch wenig Aussicht für die Zukunft. Es wäre ein Glück und ein Segen, wenn der Nationalverein erst einen Namen an seiner Spitze hätte, der Be-

geisterung in den Massen hervorriefe, wenn dieser Verein ein Zeichen, ein Symbol, ein Schlag- und Stichwort hätte, das im Herzen und im Munde des Volkes lebte; denn: „am Zeichen hält der Geist die Welt!“ und was des Zeichens entbehrt, das existirt für den Moment nur in abstrakto, und ist für die Masse noch gar nicht vorhanden.

Bei uns in Königsberg kannte und schätzte das Volk seine Führer. Jeder kannte den Doktor Jacoby, den mittelgroßen etwas gebückt gehenden Mann, mit seinem schon früh kahl gewordenen Kopf, mit der gebognen, weit vorspringenden Nase, mit den starken Lippen, und den großen, leuchtenden, hellblauen Augen, die förmlich Flammen sprühen konnten, wenn er mit Nachdruck sprach, und die so mild aussahen, wenn er am Krankenbette saß oder mit freier heitrer Freundlichkeit sich in der Gesellschaft bewegte. Jeder kannte den schönen Polizeipräsidenten Abegg mit seinem blond gelockten Haar und jenem feinen und doch kräftigen Antlitz, in welchem Wohlwollen und Menschlichkeit aus jeder Miene sprachen. Der große, schlanke Doktor Rupp, blaß, mit schwarzem Lockenhaar und dunkeln ernsten Augen; Doktor Witt, krausköpfig, untersetzt,

mit frischen rothen Wangen, fröhlich, rührig und straff in seinen Bewegungen wie ein Student; der kleine, schnelle, stets satyrisch lächelnde Professor Moser; der maßvolle und in Gegenwart von Fremden doppelt vornehme Rath Crelinger, sie waren Figuren, die sich nur zu zeigen brauchten, um Theilnahme zu erregen, und es währte auch nicht lange, so hatten sich unter der Aegide dieser Männer die ersten politischen Bürgerversammlungen gebildet, so war die „Bürgerressource" zu einem Orte geworden, in welchem die Angelegenheiten des Landes in Vorträgen erörtert, in Diskussionen besprochen wurden.

Nebenher hatte Ludwig Walesrode, der ohne einen amtlichen Beruf, als Literat in Königsberg lebte, im Winter eine Reihe von Vorlesungen vor Männern und Frauen gehalten, welche, anscheinend nur auf die Unterhaltung des Publikums angelegt, eine Menge von Sarkasmen, wie gut gezielte Schüsse gegen die obwaltenden Uebelstände und deren Vertreter und Aufrechterhalter gerichtet hatten; und wo alle diese verschiedenen Strahlen des neuen Lichtes nicht eindringen konnten, da hatten die Halleschen Jahrbücher, welche bei uns in Königs-

berg seit ihrem ersten Erscheinen, von Männern und Frauen, mit großer Theilnahme aufgenommen und von manchen mit wahrer Erhebung gelesen wurden, Klarheit und Tag geschaffen.

Die Bedeutung dieser Zeitschrift, das Verdienst der Männer, welche sich an ihr betheiligten, ist nicht hoch genug anzuschlagen. Man muß zurückdenken an die Zeit, in welcher sie erschienen, an die Epoche, welche dieser Zeit vorausgegangen ist, man muß Diejenigen fragen, Männer sowohl als Frauen, welche sich damals in dem Alter von achtzehn bis dreißig Jahren befunden haben, um der Wirkung gerecht zu werden, welche die Jahrbücher geübt. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß die ganze tüchtige Jugend jener Zeit sich an den Jahrbüchern zum Denken gewöhnt, sich daran geschult, sich an ihnen erzogen hat; und ich spreche das nicht nach meinem eigenen Gefühle aus, sondern ich berichte damit, was Männer und Frauen aus den verschiedensten deutschen Gauen mir viele Jahre später von sich selber berichtet haben.

Jung, schlagfertig, immer zum Angriff und zur Abwehr bereit, standen die Halleschen Jahrbücher beständig auf der Wacht. Jedem Vorgange im po-

litiſchen Leben, jeder irgend bedeutenden Erſcheinung auf dem Felde der Literatur folgte ihr ſcharfes Auge, folgte ihre ſchärfere Kritik, folgte der Axtſchlag ihrer unerbittlichen und rückſichtsloſen Wehrhaftigkeit. Sie bildeten keine Clique, ſie waren eine Gewalt, welche kein Tranſigiren kannte. Sie befaßten ſich nicht mit beſchönigenden Redensarten, ſie nannten die Dinge bei ihrem rechten Namen. Ohne Gottesfurcht und ohne Menſchenfurcht hatten ſie es gar kein Hehl, daß ſie nicht in die Welt gekommen waren, um den Frieden zu bringen. Sie brachten den Krieg in ihrer Kritik der reinen Vernunft, und ſie ſchrieben dabei ein ſo gutes ehrliches Deutſch, daß man ſeine ehrliche Freude daran haben konnte. Ihre Leſer durch zerſtreuende Unterhaltung zu amüſiren, fiel ihnen gar nicht ein. Sie hielten ſich zu gut dazu und dachten auch von ihren Leſern zu gut, um nicht auf etwas Beſſeres für ſie auszugehen, als auf das bloße elende Amüſement. Sie befaßten ſich mit Neuigkeiten, mit Erzählen, mit Novellen und Romanen nur, inſofern dieſe Dinge anderwärts vorhanden waren, und ſie es für Pflicht erachteten, es den Leuten klar zu machen, was gut oder böſe daran ſei. Sie hatten mit der Romantik

keinen andern Zuſammenhang, als den des Kampfes auf Tod und Leben, den ſie gegen den verwirrenden Reiz derſelben führten; und Bilder in ihr gutes Journal eindrucken zu laſſen — heute ein Bild von Göthe, morgen eines vom erſten Mandarinen des himmliſches Reiches zu bringen, heute die Juno Ludoviſi und morgen die Crinoline der Kaiſerin Eugenie abzubilden, das fiel ihnen in ihrem ernſten Glauben an ihr Volk und an deſſen ernſtes Intereſſe und ſittlichen Gehalt, vollends gar nicht ein. Man muß aber ein Publikum auch gründlich verachten, um es für Nichts empfänglich zu glauben, als für das Amüſement durch den größtmöglichen Wechſel und die größtmögliche Oberflächigkeit; und wer die illuſtrirten Amüſements-Journale und die Familien-Journale in England oder Frankreich zuerſt erfand, der war ſicherlich kein Menſchenfreund und dachte nicht groß von der Zukunft der Menſchheit und von der Aufgabe der Literatur.

Feſt und ernſt, ſelbſt wo ſie ſpotteten, gingen die Jahrbücher auf ihren Gegenſtand und auf ihr Ziel los. Man erwartete jedes Heft mit Ungeduld, weil man ſicher war, Aufklärung über Fragen und Gedanken zu erhalten, mit welchen man ſich trug, und

man legte das Journal nicht aus der Hand, ohne ſich weſentlich unterrichtet, ohne ſich in ſeinen Anſchauungen erhoben und einen neuen Blick auf Bereiche des Denkens gewonnen zu haben, der früher noch nicht eröffnet geweſen war. Wie ein Corps von Pionnieren gingen die Mitarbeiter der Jahrbücher der großen Schaar ihrer ſtrebſamen Zeit- und Altersgenoſſen voran, das Geſtrüpp des Vorurtheils niederhauend, Pfade bahnend für den Gedanken, Brücken ſchlagend aus der Vergangenheit in die Zukunft, und aufräumend und abbrechend zur Rechten und zur Linken, was dem freien Fortſchritt irgendwo im Wege ſtand. Aber bei dieſer zerſtörenden Tendenz waren die Jahrbücher ein Werk, für das man ſich, was der bloßen zerſtörenden Kritik gegenüber ſonſt nicht möglich iſt, aus vollem Herzen begeiſtern konnte, weil man den Geiſt der Humanität und des Idealismus, aus welchem die Kritik hervorging, immerdar durchfühlen und empfinden konnte. Sie zerſtörten nur, um Raum für Neues und Beſſeres zu ſchaffen, und es lag in ihrer Art der Dialektik ein Etwas, das mich zum Beiſpiel fortwährend zum Dichten und Geſtalten anreizte, und mich antrieb, mich heimlich und ungekannt,

ihrem Paniere anzuschließen, und so weit es in meiner Fähigkeit und in meiner Macht lag, mit ihnen gemeinsam für die Wahrheit und Freiheit auf allen Gebieten des menschlichen Daseins zu arbeiten und zu wirken. War es mir nicht vergönnt, wie die Männer in meiner Nähe und wie die Mitarbeiter der Jahrbücher, im offenen und entscheidenden Kampfe mitzufechten, so wollte ich ihnen wenigstens unter der Schutzwehr der Dichtung so gut ich es vermochte, die Kugeln zutragen helfen. Von meinem ersten kleinen Roman an, bis hin zu diesen gegenwärtigen Geständnissen über mich selbst, habe ich es als meine höchste Aufgabe betrachtet, in meinen Arbeiten dichtend den Zwecken und Tendenzen zu dienen, welche mir Ideal und Religion sind, seit ich zu denken gelernt habe. Das heißt der Tendenz, so weit sie Sache des menschlichen Interesses und nicht der abstrakten Parteinahme ist. Denn nur die Erstere ist wesentlich die Aufgabe des Dichters; und ich bin mir bewußt in meinen Arbeiten, eben so wie ich meine Ueberzeugung vertrat, auch die mir entgegenstehenden Ansichten und Ueberzeugungen, so weit ich sie nachzudenken vermochte, mit dem Respekt ausgestattet zu haben, welche die poetische

Unparteilichkeit dem Dichter zur Gewissenssache macht.

Es hat mir daher auch keinen Kummer verursacht, wenn man mir damit einen Vorwurf zu machen geglaubt, daß meine Tendenzen in meinen Dichtungen deutlich durchzufühlen seien. Denn abgesehen davon, daß es mir für einen Menschen von ernsten Ueberzeugungen unmöglich scheint, diese nicht auch in seinen schöpferischen Arbeiten als seine sittliche Grundlage zu vertreten, habe ich oftmals erfahren, wie ich hier Klarheit und dort Duldung in manche Seele getragen, der Beide auf dem Wege der eigenen Erfahrung oder der kalten Doktrin nicht zugänglich gewesen wäre, und hätte ich den Glauben nicht gehabt, mit der offenen Darlegung meines innersten Erfahrens und Erleidens denselben sittlich-poetischen Zwecken zu dienen, denen mein Leben nun seit zwanzig Jahren gewidmet gewesen ist, so würde ganz gewiß kein Blatt dieses Werkes in die Oeffentlichkeit gekommen, und wahrscheinlich keine Zeile desselben geschrieben worden sein.

Drittes Kapitel.

Ein altes französisches Sprichwort sagt: die Tage folgen einander, ohne sich zu gleichen! Neben der begeisterten Erregung, in welche mein erstes Schaffen und Arbeiten mich versetzte, fanden sich denn auch grade wieder Sorgen und Kummer genug ein, um mich fortwährend an die Bedingungen des äußern Lebens und an die Familie zu erinnern. Ein Theil dieser Sorgen kam uns durch meinen jüngsten Bruder.

Während der Zeit, welche er sich seines Examens halber in Willna aufzuhalten genöthigt wurde, hatte er sich überzeugen müssen, daß dort und in den andren größern Städten Polens kein Mangel an Aerzten vorhanden und daß man keineswegs geneigt sei, ausländischen Aerzten die Niederlassung in denselben zu erleichtern. Wollte Moritz also nicht die Zeit daran wenden, welche mitten in einer

ſtarken Konkurrenz zur Gewinnung einer ihn ausreichend ernährenden Praxis nöthig geweſen wäre, und wollte er während dieſer Zeit nicht dem Vater mit ſeinen Bedürfniſſen zur Laſt fallen, ſo blieb ihm Nichts übrig, als ſich in einem kleinen Orte feſtzuſetzen, wozu er ſich denn auch, freilich mit innerem, wenn auch verborgenem Widerſtreben, entſchließen mußte, da mein Vater ihm die Erlaubniß verſagte, als Arzt zur ruſſiſchen Armee zu gehen, wozu der Bruder Neigung hatte.

Nach vielem Hin und Her, nach langem Berathen und Erwägen ging er nach Breſt, einer Stadt von etwa zehntauſend Einwohnern in ruſſiſch Lithauen ab, und war nun in einer Weiſe auf ſich ſelber angewieſen, welche für ihn die allerungeeignetſte war. Ohne alle geiſtige Anregung, ohne eine ausreichende Beſchäftigung, ſah er den erſten Winter herankommen. Eine kluge polniſche Jüdin, in deren Haus er wohnte, und ein alter katholiſcher Geiſtlicher, den er behandelt hatte, machten den einzigen ihm zuſagenden Umgang aus, und welch ein Umgang war das für ihn! „Die geiſtige Einöde, in der ich lebe," ſchrieb er mir im November vierzig, „iſt wirklich tödtend, und ich warte mit Ungeduld

auf meine Bücher, die noch immer nicht angelangt sind. Der Winter wird langweilig werden, wenn ich nicht viel zu thun bekommen sollte. Ich nehme in den Gesellschaften mit Consequenz keine Karte in die Hand, und doch ist das hier die einzige Abendunterhaltung. Selbst Damen, wenn sie nicht Whist spielen, legen doch mindestens Patience; es ist mitunter sachte zum Verzagen. Du meinst, ich könnte wohl durch die Noth getrieben, Lust für das Theoretische in der Medizin bekommen; darin irrst Du insofern, als ich die immer gehabt habe; sorge Dich nur nicht um mich, so bald werde ich kein bloßer Routinier, und vielleicht sichert mich grade mein Alleinstehen am Ersten davor!"

Zu seinem Glücke fand sich indeß sehr schnell eine Praxis für ihn, und das Ungeregelte des polnischen Lebens, ich möchte sagen, das Ueberkultivirte und das Unkultivirte in demselben, das Phantastische und Zügellose begannen ihn zu reizen und zu unterhalten. Eine verlarvte vornehme Frau zu entbinden, deren Kind ihm anvertraut wurde, die Conflikte mit durchzuleben, welche in manchen Fällen aus der Leibeigenschaft hervorgingen, die Sitten der polnischen Juden, des polnischen Adels, der Geist-

lichkeit zu beobachten, das waren Ereignisse und Gegenstände, die ihn in Anspruch nahmen, und gab es dazwischen einmal Nachtreisen durch weite einsame Schneefelder in der offenen Kibitka, Jagden und ähnlich anspannende und aufregende Vorgänge, so war er munter, freute sich seiner gelungenen Kuren, hatte noch mehr Befriedigung an dem menschlichen Vertrauen, das ihm von Seiten der Armen und Gedrückten entgegengebracht wurde, und bald hoffte er, sich für ein paar Jahre in Brest erträglich einleben, und Dank seiner sich bedeutend ausbreitenden Praxis so viel erübrigen zu können, um sein Fortkommen dann aus eigenen Mitteln auf neuen Bahnen zu suchen.

Indeß schon im ersten Winter überfiel ihn ein Nervenfieber, das ihn eine geraume Zeit gefesselt hielt. Er hatte im ersten Beginne desselben empfunden, daß er schwer erkranke, und noch die Kraft gehabt, seine Papiere und Briefschaften zu verbrennen, und einen kleinen Brief an die Eltern zu schreiben, in welchem er eine Reise vorschützend, sie über ein mögliches Ausbleiben von Briefen im Voraus zu beruhigen versuchte. Dann hatte er sich hingelegt, und war lange ohne Bewußtsein der

treuen aufopfernden Pflege jener polnischen Jüdin und des alten Geistlichen anheim gefallen.

Als dann durch ihn selber die Kunde von seiner Krankheit mit der Kunde von seiner Genesung zu uns gelangte, war die Wirkung, welche sie auf meinen Vater machte, eine auffallend tiefe gewesen. Er hatte eine lebhafte Sehnsucht nach dem Sohne bekommen, und diese hatte sich bei dem sonst so gefaßten Manne zu einem Grade gesteigert, daß er sich einmal ganz plötzlich entschloß, ihn zu besuchen, und zu sehen, wie es ihm ergehe, wie er lebe, und was in Brest etwa für seine Zukunft zu erwarten sei.

Mein Bruder war im höchsten Grade von dem Wiedersehen erfreut, aber der Vater kehrte ohne sonderliche Hoffnungen zurück. Er konnte es, seiner eigenen Theorie entgegen, nicht über sich gewinnen, es sich und den Andern einzugestehen, daß man für Moritz etwas durchaus Unzweckmäßiges beschlossen, und daß man, wenn das Vernünftige geschehen solle, ihn zurückrufen müsse, um ihn auf's Neue beginnen zu lassen, oder daß er vorwärts gehen und sich nach dem Kriegsschauplatz wenden müsse, um geistig und materiell einen wirklichen Vortheil von seiner Entfernung aus dem Vaterlande zu haben.

Dieſer innere Zwieſpalt laſtete in ganz ungewohnter Weiſe auf dem Vater, und es machte uns ſtutzig und beſorgt, daß er nicht die gewohnte Kraft in ſich fand, ſich aus demſelben zu befreien. Er verlor ſeine heitre Sicherheit, wir glaubten zu bemerken, daß ſeine äußere Friſche nicht ganz dieſelbe blieb. Eine leichte Entzündung des einen Auges fing an ihn zu beläſtigen, bald darauf bekam er plötzlich einen Ausſchlag auf der Stirne. Sich, wie er glaubte, durch denſelben entſtellt zu ſehen, war ihm ſehr zuwider; und da er, der bisher nicht gewußt hatte, „was Kopfſchmerz ſei" und wo „der Menſch ſein Herz oder ſeinen Magen habe", ſich nebenher von mancherlei kleinen Unbequemlichkeiten beläſtigt fühlte, ſo wurde er zu einer Entziehungs-Kur genöthigt, die ihn zwar von den gegenwärtigen Uebeln befreite, ihn aber dergeſtalt angriff, daß es uns Alle im höchſten Grade beunruhigte. Zwar erholte er ſich im Aeußern wieder ſchnell genug, aber die Energie ſeiner Natur war plötzlich nicht mehr ganz die alte. Er war leichter gerührt als ſonſt, er hatte nicht mehr die völlige Gleichheit der Stimmungen, nicht mehr die ungemeine Selbſtbeherrſchung, welche ihm bis dahin eigen geweſen war.

Man konnte es ihm jetzt anmerken, wenn er Sorgen hatte, man durfte ihn darum fragen, er trat gleichsam aus seiner Unantastbarkeit, aus seiner Unnahbarkeit näher an uns Kinder heran, aber es vermochte sich Niemand darüber zu freuen. Jeder von uns sagte sich: wenn er auch nur um eines Zolles Breite nachgiebt oder weicht, so ist er müde! — Und der Gedanke, daß auch er müde werden könne, schnitt uns in das Herz.

Einer um den Andern wendete sich heimlich an den Arzt; indeß dieser nannte unsere Besorgniß grundlos, und da man sich in alle Zustände hineinlebt, so gewöhnten auch wir uns daran, daß der Vater nicht mehr so unumschränkt gebot als früher, daß er sich nicht mehr so gleichmäßig geistesfrei zeigte, als bisher. Wir trösteten uns damit, daß das Erstere durch unser Aelterwerden natürlich sei, daß die wachsende Gefahr für meine Mutter ihn bekümmre, und allerdings hatte der Zustand derselben sich in einer Weise verschlimmert, die uns ihren Verlust voraussehen ließ.

Sie hatte im Herbste von einundvierzig bereits anderthalb Jahre vor dem Thore gewohnt, und nun der Winter wieder vor der Thüre stand, machte sich

das Bedürfniß ihrer Rückkehr in die Stadt für alle Theile fühlbar. Wir fürchteten für des Vaters Auge den täglichen Weg in jeder Witterung, bei jedem Winde, wir sorgten uns, wie es mit der Mutter werden solle, da in der kleinen vorstädtischen Wohnung die ausreichende Pflege bei fortschreitender Krankheit nicht zu finden war, und es wurde also festgestellt, daß sie ihren bisherigen Aufenthalt verlassen und in unserm Hause für sie die Einrichtungen in einer sie zufriedenstellenden Weise gemacht werden sollten.

Damit dies möglich war, mußte unser treuer Hausgenosse, Rath Crelinger sich von uns trennen. Seine Einnahmen und seine ganzen Verhältnisse hatten sich so glänzend geändert, daß die Wohnung in unserm Hause, und ihre bescheidene Einrichtung, denselben schon lange nicht mehr entsprachen. Aber Gewohnheit und Neigung für uns hatten ihn bisher in unserer Nähe festgehalten, und es war mit lebhaftem Bedauern von beiden Seiten, daß man auf das Allen liebgewordene Beisammensein verzichtete.

Rath Crelinger nahm eine größere Wohnung nicht fern von uns, und die Zimmer im ersten Stock, welche er bei uns zur Miethe gehabt hatte,

wurden für die Bedürfnisse meiner Mutter eingerichtet, welche sie im Herbste mit einer meiner Schwestern bezog. Das hatte den Vortheil, daß die Mutter bei uns war, daß wir sie täglich und stündlich sehen konnten, und daß sie doch zugleich die Ruhe und Absonderung genoß, die ihr erwünscht und nöthig waren. Wir Schwestern, von denen jetzt schon viere den Haushalt besorgten, wechselten in dieser Arbeit ab, so daß Jede nur drei Monate im Jahre damit beschäftigt war, und unsere Mutter, welche in dem Herbste ihr Zimmer nicht mehr verließ, hatte also die andern Töchter nach ihrer Wahl bei sich zur Pflege und zur Gesellschaft.

Wie das immer bei ihr der Fall gewesen, war ihre Nervenreizbarkeit in den Hintergrund getreten, seit sie kränker geworden. Sie war meist sehr ruhig, die Mitte des Tages verging ihr leicht, nur des Morgens hustete sie viel, und Abends stellte sich mit dem Husten ein Fieber ein, das sie furchtbar quälte. Indeß grade in diesem Herbste und in der Zeit ihrer schwersten Leiden traten die liebenswürdigen Eigenschaften ihrer Natur recht klar hervor. Sie gefiel sich in dem großen Wohnzimmer, das die Aussicht auf die Straße hatte, sie machte einige sehr

behagliche Veränderungen darin, bewirthete uns mit allerlei Kleinigkeiten, die sie in ihrer Etage bereiten ließ und vorräthig hielt, und hatte, wie krank sie auch immer sein mochte, stets das Bestreben, dem Vater ihre Krankheit möglichst zu verbergen, und geschmackvoll und sauber gekleidet, und gut frisirt zu sein, wenn der Vater zu ihr kam. Ich glaube nicht, daß sie gegen ihn jemals irgend eine Besorgniß für ihr Leben oder eine Aeußerung über ihren möglichen Tod gethan hat. Auch mit uns sprach sie äußerst selten und meist nur indirekt davon. Fühlte sie sich am Tage wohl, so machte sie Plane, im Sommer wieder ihr gewohntes Quartier vor dem Thore zu beziehen, und konnte sich darüber beunruhigen, daß der Contrakt darüber noch nicht gemacht worden sei. Abends jedoch, wenn die Fieberstunden kamen, geschah es wohl, daß sie im Hinblick auf unsere Sorge einmal sagte: „Wartet nur! im Sommer wird Alles besser sein!“ oder: „Habt nur Geduld, achtzehnhundert zweiundvierzig wird gewiß leichter sein, als dieses letzte Jahr!“ — Es war besonders ein heftiges Brennen der Hände, das sie in den Fieberanfällen belästigte, und man konnte sie dann erleichtern, oder ihr wenigstens ihre Pein erträglicher machen, wenn

man ihr die Hände hielt. Einmal hatte unſer Freund Crelinger, der um die Dämmerſtunde immer noch zu uns zu kommen pflegte, ihr dieſen Dienſt geleiſtet, und ſie hatte die Bemerkung gemacht, daß deſſen kühle Hände, und die Art, wie er die ihren gefaßt, ihr ganz beſonders angenehm geweſen wären; und es hatte nur dieſer Aeußerung bedurft, um den mit Arbeit überbürdeten, von Geſchäften umdrängten Mann, faſt allabendlich um die Fieberſtunden meiner Mutter zu uns zu führen. Er ſaß dann Stunden lang an ihrer Seite auf dem Sopha, hielt ihre heißen Hände in den ſeinen, erzählte ihr Dinge, von denen er wußte, daß ſie ſie unterhielten, ſprach mit ihr von den einzigen Gegenſtänden, welche ein wirkliches Intereſſe für ſie hatten, von ihrem Manne und von ihren Kindern, und verließ ſie und uns in der Regel erſt, wenn der Vater nach beendigten Geſchäften heraufkam, und der Mutter damit Alles gegeben war, was ſie zu ihrem Troſte bedurfte. Wir haben von dieſem Freunde und von allen nähern Freunden unſerer Familie viel Liebe und Treue erfahren, und es iſt mir ein Glück, ihnen dieſes aus der Ferne und zum Theile über ihr Grab hinaus dankend nachrühmen zu können.

Der Bestand unserer Häuslichkeit hatte sich inzwischen allmählich verringert. Moritz war schon über zwei Jahre in Rußland, mein anderer Bruder ging zu seinem Staatsexamen nach Berlin, Crelinger wohnte nicht mehr bei uns, die Mutter und eine der Schwestern mit ihr, aßen nicht mehr mit uns an demselben Tische, es standen vier Stuben im Hause leer, die Zimmer meiner Brüder und diejenigen in welchen Rath Crelinger sein Bürcau gehabt; und wie wir uns auch der Hoffnung hingeben mochten, das Leben meiner Mutter durch Pflege und Schonung noch zu fristen, so konnte sich doch Niemand darüber verblenden, daß ihre Tage gezählt waren, und ihr Verlust uns in drohender Nähe bevorstand.

Im Herbste, als die langen Abende kamen, hatte ich noch die Freude, meiner Mutter mein fertiges Manuscript vorlesen zu können. Sie hörte mir mit einer gewissen Verwunderung zu. So mochte ihr ungefähr zu Muthe gewesen sein, als sie zum erstenmale den Ton meiner Stimme vernommen hatte, und mir selber machte Alles, was ich geschrieben, einen fremdartigen Eindruck, als ich es laut vor der Mutter und den Schwestern auszusprechen hatte,

als die von mir erschaffenen Personen mir gleichsam lebendig und selbstredend gegenüber traten.

Kaum hatte ich das Manuskript der Clementine abgesendet, so hatte ich auch angefangen an einem zweiten Roman zu arbeiten. Ich fühlte eine wahre Leidenschaft Alles zu sagen, was ich auf dem Herzen hatte, und nun ich mir die Seele von demjenigen freigeschrieben, was mich am persönlichsten und schwersten berührt hatte, nun ich gesagt, was ich von dem Grundsatz dachte, daß es eine Nothwendigkeit und eine Pflichterfüllung sei, sich zu verheirathen, auch ohne daß man den Mann liebt, dem man sich verbindet, nun ich meine Sache meinem Vater gegenüber dichtend vertreten und ein für allemal durchgefochten hatte, nun drängte es mich, einem andern Vorurtheile zu begegnen, einem Vorurtheile unter dessen Last ich nicht allein geseufzt, sondern von welchem Hunderttausende mit mir zu leiden gehabt hatten — dem Judenhasse der Christen.

Ich kann es nicht oft genug wiederholen, welch' ein Glück das Arbeiten mir war, welch' einen Genuß das Schaffen mir gewährte. Wie mit einem Zauberschlage entrückte der Moment, in welchem ich mich an den Schreibtisch setzte und meine Hefte zur

Hand nahm, mich allen meinen Sorgen, allen meinen Kümmernissen. Ich war froh, frei, mächtig und unverzagt, ich hatte fortwährend ein Gefühl meiner Kraft und auch ein gewisses Gefühl des Gelingens, und da ich die Stoffe, die ich behandelte vollkommen beherrschte, da ich die Menschen und die Lagen, in welchen sie sich bewegten, bis in ihre kleinsten Einzelnheiten kannte, so hatte ich nur immer in das volle Menschenleben hineinzugreifen, um die rechten Gestalten und die rechten Farben für meine Zwecke gleich zur Hand zu haben und zu erfassen. Ich arbeitete dabei nicht ängstlich nach aufgestellten Vorbildern, nicht nach dem Modell und vollends nicht nach oder mit dem Daguerreotyp; sondern es hatten sich mir aus der Masse des unwillkürlich Beobachteten eine solche Fülle von Typen ausgebildet, daß ich diese Typen individualisiren, das Allgemeine zum Besondern, das Gesammte zum persönlich bestimmten, das Charakteristische in einem Charakter zusammenfassen und umschaffen konnte. Und so, meine ich, muß man es machen, wenn lebenswahre Figuren entstehen und jene Portraitähnlichkeit erzeugt werden soll, welche den Menschen der verschiedensten Stände an verschiedenen Orten

den Glauben giebt, die Originale zu den Geschöpfen des Dichters gekannt zu haben.

Der Stoff, den ich mir für die „Jenny" — dies war der Titel meines zweiten Romanes — gewählt hatte, war damals ein viel besprochener, denn es war unverkennbar, daß die Regierung, unter dem Vorgeben, die Verhältnisse der Juden selbstständig festzustellen, nur eine schärfere Absonderung derselben von den Christen beabsichtigte. Die Juden sahen das mit Besorgniß. Sie traten aller Orten mit Wort und Schrift für ihre Sache auf, und die Aufgeklärten aller Bekenntnisse stellten sich auf ihre Seite. Die Emancipation der Juden war von der einen Seite, die Unterdrückung derselben war von der andern ein Gegenstand lebhafter Erörterungen, und im Dichten, wie in dem damaligen Leben, blieb ich somit eigentlich immer in demselben Elemente.

Auch das erste Viertel dieses Romanes konnte ich meiner Mutter noch aus dem Manuskripte vorlesen, und es machte mehr Eindruck auf sie, als meine erste Arbeit. Das Thema stand ihr näher und war ihr darum verständlicher. Was mich zum Schreiben der „Clementine" veranlaßt, lag außer ihrem Gefühlskreise und über ihrem Nachdenken, und der

leidenschaftliche Ton der einzelnen Partien ist ihr sicherlich fremd geblieben. Aber weder sie noch mein Vater thaten irgend eine Aeußerung dagegen, und von dem Augenblicke an, in welchem mein Vater mir das Recht zuerkannt, mein Denken im Worte niederzulegen und der Oeffentlichkeit zu übergeben, habe ich von ihm nie auch nur den leisesten Angriff gegen die von mir ausgesprochenen Ueberzeugungen, nie eine Mißbilligung über Meinungen und Schilderungen gehört, auch wenn er sie vielleicht anders gewünscht haben würde; und ich habe grade darin die Größe seines Verstandes und die Stärke und den Adel seines Charakters auf das Höchste bewundert. Von der Stunde ab, in welcher er mich als freie Persönlichkeit seiner natürlichen Zucht entlassen, hat er meine Freiheit und mein Recht auf Selbstbestimmung respektirt, wie er diesen Respekt für sich und seine Handlungen von jeher und von Jedem beanspruchte. Er hat an mir und meinen Arbeiten gelobt, was ihm des Lobes werth geschienen, und als er sich mit mir einmal nicht völlig im Einklange befand, begnügte er sich damit mir zu sagen: „Du weißt, meine Ansicht ist das nicht; aber Du hast zu vertreten, was Du drucken läßest; und mußt wissen, was

Du thuſt." — Es war eben überall nichts Halbes in ihm, deshalb war es auch möglich ihn zufrieden zu ſtellen; und weil er immer nur daſſelbe wollte, konnte man allmählich dahin gelangen, ſich nach ſeinen Anſichten zu bilden und zu erziehen.

Ich war mitten im Rauſche meiner Arbeitsluſt, als die Krankheit meiner Mutter plötzlich ganz unerwartet ſchnelle Fortſchritte machte. Drei, vier Wochen lang, ſahen wir an jedem Tage das immer ſchnellere Sinken ihrer Kräfte; in den Tagen, welche dem erſten Dezember folgten, glaubten wir mehrmals uns vor ihrer letzten Stunde zu befinden.

Ihr Leiden war ſehr groß, ihre Geduld war es nicht minder, ihr Bewußtſein blieb klar und hell. Für den vierten Dezember, den Geburtstag meiner älteſten Schweſter hatte ſie dieſer, welche zumeiſt um ſie war, noch einen warmen Morgenrock und andere Kleinigkeiten ſelbſt beſtellt und übergeben, und verlangt, daß die gewohnten Geburstagskuchen gebacken werden ſollten — am Abend des ſechsten Dezember, als es eben zehn Uhr geſchlagen hatte, verloren wir ſie.

Sie war nur fünfzig Jahre alt geworden.

* * *

„Sorgen Sie für Ihren Vater!“ schrieb mir früh am Morgen unser Freund Crelinger, als er die Nachricht von dem Tode unserer armen Mutter erhalten hatte. „Sorgen Sie für Ihren Vater. Ich fürchte, der Schlag — obwohl vorbereitet — wird ihn hart treffen. Zwar kenne ich seine Kraft und seine Fassung — aber sie verlassen uns nur zu leicht am Grabe geliebter Wesen.“

Indeß der Vater, obschon er, wie es vorauszusehen gewesen, durch den Verlust der Mutter bis in das tiefste Leben getroffen worden war, behielt auch in diesen schweren Tagen seine Fassung und seine völlige Kraft.

Er küßte und umarmte uns, besonders seine jüngsten Töchter, an der Leiche unsrer Mutter unter heißen, stillen Thränen. Kein Laut wurde gehört, keine Klage ausgesprochen. Die Selbstbeherrschung, zu der wir von früh auf gewöhnt worden waren, kam jedem Einzelnen und damit Allen jetzt zu Hülfe. Wir saßen lange an dem Bette unserer Mutter beisammen. Gegen Mitternacht erhob sich der Vater aus seiner Versunkenheit.

„Es ist spät,“ sagte er, „geht jetzt schlafen, lieben Kinder! Räumt aber erst die Zimmer auf,

und bettet die Mutter zurecht. Sie hätte das auch gethan! Minna kann bei der Mutter wachen, ich werde hier auf dem Sopha schlafen. Ihr Andern legt Euch jetzt ruhig zu Bett! Morgen früh wollen wir den Brüdern schreiben!"

Viertes Kapitel.

Das jüdiſche Ritualgeſetz, ſchreibt die einfachſte Leichenbeſtattung vor. Es kennt für alle Volksgenoſſen, reich oder arm, vornehm oder gering nur eine Einrichtung und macht die Beerdigung der Todten zur Sache der Gemeinde, und zu einem der gebotenen guten Werke. Das iſt ein ſchöner Brauch, den die frommen katholiſchen Brüderſchaften dem Judenthum entlehnt haben, und der ſich bis auf dieſe Stunde in Italien erhalten hat.

Sobald dem jüdiſchen Gemeinde-Vorſtand eine Leiche angemeldet wird, kommen je nachdem, ältere Männer oder Frauen aus der Gemeinde, ſie zu waſchen und einzukleiden. Ein langes weißes Hemde, eine weiße Haube für die Frauen, eine weiße Mütze für die Männer, das iſt der ganze Schmuck, ein ſchlichter, aus nacktem Holze zuſammengeſchlagener Sarg die einzige Hülle, welche den Menſchen von

der mütterlichen Erde trennt, in die aufgelöst zu werden seine Bestimmung ist. Eine Person aus der Gemeinde hält die Leichenwache, die bis zur Beerdigung fortgesetzt wird. Die Beerdigungsgesellschaft, welche aus jungen Männern besteht, stellt den weißen Holzsarg in den allgemeinen Sarg des Leichenwagens und geleitet, neben demselben hergehend die Leiche zu Grabe, während die Leidtragenden sich wie überall dem Zuge anschließen, nur daß, wie ich glaube, die Frauen vom Gefolge ausgeschlossen sind. Nach dem strengen Ritus zerreißen die Leidtragenden, wie es im Oriente geschieht, ihr Oberkleid, sitzen eine gewisse Reihe von Tagen trauernd an der Erde, und es werden neun Tage hindurch Todtengebete in dem Hause gehalten; aber die Aufklärung der Königsberger Judengemeinde nahm von allen diesen Ceremonien auf meines Vaters Erklärung, daß wir keinen Sinn damit verbänden, augenblicklich Abstand.

Nachdem einige ältere Frauen unsere Mutter eingekleidet hatten, entfernten sie sich und überließen uns die Leiche, so lange sie noch auf der Erde war. Wir konnten sie zu jeder Stunde sehen, wir konnten ihr die Blumen, die Veilchen, welche Mathilde und

deren Mutter ihr brachten, und die recht eigentlich das Sinnbild ihres Weſens waren, in den Sarg legen, und als dann am Beerdigungstage die Leiche abgeholt wurde, hatten ſich lauter junge Männer dazu gefunden, welche wir kannten, und die Stille, die Feier, mit der ſie ihr Amt verrichteten, war eine wirkliche Wohlthat für uns, und wirklich ein gutes Werk. Daß aller Prunk bei den Beerdigungen vermieden, daß im Tode der Aermſte und der Reichſte gleichgeſtellt werden, und daß auf dieſe Weiſe die trauernden Familien der Sorge für äußerliche Angelegenheiten wenigſtens für die erſten Stunden und Tage enthoben werden, iſt eine ſo ſchöne Einrichtung, daß ſie werth wäre, auch in den proteſtantiſchen Gemeinden nachgeahmt zu werden.

Mein Vater hatte uns Schweſtern angewieſen, der Mutter bis an die Thüre des Hauſes das Geleit zu geben. Von ſeinen beiden Söhnen war leider keiner anweſend, und es gab damals weder Telegraphen noch Eiſenbahnen. So viel Theilnehmende ſich auch eingefunden, der Mutter die letzte Ehre anzuthun, ſo folgte doch er allein der Mutter aus unſerm Hauſe an ihr Grab, und der treue Rath Crelinger ſtand ihm zur Seite.

Der Vater verlebte die ersten Tage mit uns in völliger Zurückgezogenheit. Wir aßen ohne seine Handlungsgehülfen, er ging nicht in das Comptoir, arbeitete dasjenige, was unerläßlich war in unserer Wohnung, und ließ nur früh einen seiner Commis zu sich kommen, ihm die nöthigen Weisungen und Anordnungen zu geben. Im Hause aber blieb Alles in der strengsten Ordnung. Die Mahlzeiten wurden auf die Stunde gehalten, und so vortrefflich war damals doch noch die unvergleichliche Constitution des Vaters, daß trotz des schweren Schlages, welchen er erlitten hatte, Schlaf und Appetit ihm nicht fehlten, und daß das Gleichgewicht seiner Kräfte nicht im Geringsten gestört wurde, was er auch erlitt. Ich habe nie einen Mann gesehen, der ruhiger und darum erschütternder in seinem Schmerze war als er. Er preßte, wenn er weinte, die Lippen fest zusammen, und die Thränen flossen ihm dann still und sanft über sein schönes Antlitz.

Am Tage nach der Beerdigung wurde die alte Lebensweise sogleich wieder aufgenommen; aber wir saßen hier und saßen dort, und gingen hin und wieder, und thaten dies und jenes, um nicht ganz still zu sitzen; die Stunden kamen und schwanden,

die Uhr ſchlug, man ſprang aus Gewohnheit zu einer beſtimmten Leiſtung empor, und ſetzte ſich wieder, denn ſie war nicht mehr nöthig. Man ſah einander verwundert an, Niemand hatte etwas Rechtes zu thun. Das Haus war, als hätten es alle ſeine Bewohner verlaſſen, nun die Mutter nicht mehr da war, welche den Mittelpunkt unſerer Vorſorge und unſerer Leiſtungen gebildet hatte. Dieſe Oede, die nach jedem ähnlichen Verluſte eintritt, hat etwas Furchtbares; die Gedanken entbehren ihres gewohnten Zieles, eine geiſtige Lähmung befällt uns, und wir erholen uns von ihr nur langſam, um die grauſenhafte Nothwendigkeit der Endlichkeit in ihrer ganzen Schwere zu empfinden, um mit Zittern daran zu denken, daß Nichts von Allem, was wir an geliebten Menſchen beſitzen, uns dauernd gegönnt iſt. Der erſte Todesfall, welcher uns ſo nahe trifft, nimmt uns ein für allemal die Sicherheit des Daſeins; und wer erſt einen ſeiner Geliebten hat ſterben ſehen, der ſieht das Todeszeichen jedem ihm theuren Haupte aufgedrückt, und betrachtet jeden Tag des Lebens und des Zuſammenſeins mit den Geliebten als eine Gunſt, die durch werkthätige Liebe verdient ſein will.

Mein Vater hatte immer eine große Gleichgültigkeit gegen alles dasjenige ausgesprochen, was mit der äußern Trauer um die Todten zusammenhing, und häufig geäußert, es sei ihm durchaus einerlei, wo er einmal begraben werde, und wie man ihn begrabe. Die Mutter jedoch hatte Werth auf alle diese Dinge gelegt. So bestimmte der Vater denn auch, daß wir ein volles Jahr die Trauer für sie tragen sollten, und ließ, als habe der Tod seiner Frau seine Ansichten in dem Punkte geändert, als er das Grabdenkmal für sie errichtete, zugleich die Grabsteine seiner Eltern und Voreltern, seines Bruders und seiner beiden frühverstorbenen Knaben, erneuen, daß eine ganze Geschlechtsreihe auf dem Friedhofe zu übersehen war, auf dem auch er nur zu bald seine Ruhestätte an unserer Mutter Seite finden sollte!

Es lag in meines Vaters Art, Nichts dem Zufall zu überlassen, was durch Organisiren festgestellt werden konnte, und so traf er denn auch mit dem Beginn des Jahres zweiundvierzig neue Anordnungen für unsere häuslichen Verhältnisse. Nach seinem Grundsatz, daß alle seine Kinder vor ihm gleich, und darum gleichberechtigt in ihrer allgemeinen Stellung und im Leben wären — einem Grundsatz,

der, unrichtig an sich, in der Praxis sich überall nicht durchführen ließ und sich nicht bewähren konnte — sollten wir vier ältesten Schwestern fortan regelmäßig abwechselnd im Hause selbstständig schalten. Meine Mutter hatte die Totalsumme unseres Bedarfes nie genau gekannt, sie hatte bekommen, so viel eben bei sparsamer Eintheilung des Geldes für den eigentlichen Unterhalt nöthig gewesen war, das Uebrige war nach Bedürfen von dem Vater gefordert und von ihm gegeben worden, so daß nur er den Umfang der Ausgaben vollständig kannte. Die Mutter hatte sich dadurch immer unbehaglich gefühlt, während mein Vater sie in dieser Ungewißheit zu erhalten gewünscht, damit die Größe unseres Bedarfes sie nicht beunruhigen, und sie nicht etwa auf den Gedanken kommen möchte, ihre Einschränkungen mit dem für sie selbst Nothwendigen zu beginnen. Jetzt setzte sich der Vater mit uns zu einer Berathung hin, und es wurde ein genaues Budget entworfen, in welchem bestimmte Summen für den Haushalt, für Haushaltsanschaffungen, für Gesellschaften, für Unterricht, Vergnügungen u. s. w. festgestellt wurden, die fortan unter keiner Bedingung überschritten werden sollten. Sämmtliche Töchter

bekamen Garderobengeld, in jedem Monat erhielt eine Andere die volle Summe für die Wirthschaftskasse; jeden Monat mußten die Rechnungen abgeschlossen werden, und da wir Alle auf diese Art das Haushalten erlernten, sofern wir es nicht schon verstanden hatten, so bildete sich bald ein Uebereinkommen aus, nach welchem wir einander von Monat zu Monat eine Reserve an Geld und Vorräthen zurückließen, damit die Maschine nicht in Stocken und die jedesmalige Verwalterin nicht in Ungelegenheit geriethe. Unser Hausstand hatte sich jetzt abermals verkleinert. Unsere Mutter war todt, die Brüder blieben in der Fremde, ein Dienstmädchen konnte entlassen werden, die ganze mittlere Etage wurde wieder vermiethet, und als in der Mitte des Jahres meine zweite Schwester nach Berlin ging, um einer entfernten Verwandten Gesellschaft zu leisten, welche durch eine Reihe sich schnell folgender Todesfälle in ihrem Hause vereinsamt war, dünkte uns unser Hausstand äußerst klein, weil er von achtzehn auf dreizehn Personen herabgesunken war.

Unser Zusammenleben mit dem Vater wurde von da ab nur noch inniger. Er war milder geworden als je, und wendete namentlich den jüngern

Töchtern eine noch größere Zärtlichkeit zu, als wolle er sie für die Mutterliebe entschädigen, die ihnen früher als den älteren Geschwistern entzogen worden war. Seine Strenge ließ völlig nach, er gab es zu, daß wir ihm etwas mehr Pflege angedeihen ließen, er hinderte es nicht, daß wir ihm seine Schlafstube bequemer einrichteten, daß er der Mittelpunkt der Vorsorge wurde, wie unsere Mutter es bis dahin gewesen war; und da wir nun eine genaue Uebersicht über unsern Bedarf gewonnen hatten, und die uns zu Gebot gestellten Mittel danach eintheilen konnten, so fanden wir uns im Stande, allmählich noch mehr für die Bequemlichkeit und Eleganz der Einrichtung, ja selbst mehr für das Behagen der Einzelnen zu thun, als es früher möglich gewesen war.

Da die Brüder nun für sich selber sorgten und unsere Ausgaben sich bedeutend verringert hatten, wurde mein Vater sorgenfreier, und wir mit ihm, ohne daß wir uns dessen erfreuen konnten, denn es schien, als ob mit dem Tode unserer Mutter, als ob mit der fehlenden Nothwendigkeit, seine Thätigkeit und seine Energie in seinen Geschäftsangelegenheiten auf das Aeußerste anzuspannen, auch seine rechte Kraft erlahmt wäre. Er war nicht krank, er fand

auch seine Ruhe, seine heitere Gleichmäßigkeit im Laufe der Zeit in alter Weise wieder, er nahm lebhaften Antheil an Allem was uns betraf, wie an dem Allgemeinen, es hätte Niemand sagen können, was mit ihm anders geworden sei; und doch fühlte Jeder von uns, daß der Vater älter geworden sei, doch hatte Keiner von uns mehr das alte, schöne, übermüthige Gefühl, mit welchem wir ihm neckend zu sagen pflegten, daß er mit uns in einem Alter sei. Sein schönes Haar, das schon seit seinem dreißigsten Jahre grau gewesen war, wurde dünner, um seine prächtigen braunen, klaren Augen bildete sich ein leiser grauer Ring, seine Züge verloren die feste Spannkraft oder hatten sie doch nur, wenn er besonders angeregt war. Fremde sahen es damals noch nicht, wir, die wir jede Miene, jede Bewegung seines Antlitzes kannten, wurden die Unruhe nicht los, denn der Vater zählte erst vierundfünfzig Jahre, und das war nicht die Zeit, in welcher das Greisenalter an den Menschen naturgemäß herantritt. Aber wo der Mensch sehr liebt und sehr fürchtet, da hofft er auch um so zuversichtlicher, und da mein Vater niemals über irgend eine Beschwerde klagte, da er selbst sich des besten Wohlseins rühmte,

so beruhigten auch wir uns, und ergingen uns in Planen, wie dem Vater ein möglichst heitres und sorgenfreies Alter zu bereiten sei.

Meine Arbeit war durch den Tod meiner Mutter sehr in's Stocken gerathen. Die mancherlei Umgestaltungen, welche wir zu bewerkstelligen hatten, die Correspondenz, welche ein Todesfall hervorruft, und mehr noch meine schlechte Gesundheit hatten mir das Schreiben unmöglich gemacht, denn es gab damals wenig gute Tage für mich. Ich litt bald auf diese bald auf jene Weise, und konnte mit dem besten Willen nicht mehr Herr über mich werden. Ich wußte, daß ich mir, nicht meine Beschwerden und Schmerzen, wohl aber ihre Bedeutung hypochondrisch übertrieb, und doch waren sie im Moment, in welchem sie mich überfielen, so quälend und beängstigend, daß ich zu sterben glaubte, selbst wenn ich fünf Minuten vorher mir diese Angst als eine Thorheit vorgehalten, und ihre Wiederkehr bei jedem neuen Anfall als eine Verstandesschwäche verdammt hatte. Da aber, nach dem alten französischen Sprichwort, jedes Unglück zu Etwas gut ist, so hatten meine beständigen Todesgedanken das Gute für mich, daß sie mich mehr und mehr gewöhnten,

an jedem Abende meine kleinen Angelegenheiten so zu ordnen, alle meine Beziehungen so klar und übersichtlich zu halten, als sollten sie nun graden Weges in andre Hände übergehen, von andern Augen als den meinen angesehen werden; und da der Gedanke an den Tod in mir durch mein ganzes Leben gleich lebendig geblieben ist, so bin ich denn auch durch Gewohnheit dahin gekommen, stets mit meinen sämmtlichen Beschäftigungen und Angelegenheiten auf dem Laufenden, und mit den äußern Dingen gleichsam immer reisefertig zu sein, so fest das Herz und das Lieben sich auch an die Erde klammern und so groß und entschieden die Lust an dem lebenden Verweilen auch in mir ist.

Im Anfang des Frühjahrs, als ich wieder an meinem Roman zu arbeiten begonnen, schickte mir Lewald einen Brief von Brockhaus, der bei ihm angefragt hatte, ob der Verfasser der Clementine ihm nicht einen Beitrag für den nächsten Jahrgang des damals noch existirenden Taschenbuches Urania liefern könne. Das machte mir große Freude, denn es war mir ein Beweis für den guten Erfolg meiner ersten Arbeit. Ich hatte nun freilich keine Novelle fortzugeben, ließ ihm aber, ermuthigt durch

seine Anfrage, den Verlag des neuen Romans anbieten, den er auch augenblicklich und unter günstigen Bedingungen übernahm.

Ich arbeitete denn nun rüstig fort, so weit meine Gesundheit dieses zuließ, die freilich immer schlechter wurde. Kam der Wirthschaftsmonat an mich heran, so mußte ich auf meine Arbeit verzichten, und konnte sie nur in gelegentlichen Pausen, d. h. des Abends zwischen fünf und sieben Uhr, zwischen der Kaffeestunde und der Zeit, in welcher ich die Vorkehrungen für das Abendbrod zu machen hatte, vornehmen, was ich denn auch redlich that. Heiß und erregt kam ich danach aus meiner Stube in das Wohnzimmer hinunter, in welchem der Vater mit den andern Schwestern schon beisammen, und in der Regel Jeder für sich mit Lesen beschäftigt war. Ich hatte dann den ganzen Abend einsam zugebracht, und wollte plaudern, die Andern, welche bis dahin mit einander geplaudert hatten, und nun zu lesen wünschten, weil der Vater las, wiesen mich natürlich zurück, und baten sie in Ruhe zu lassen. Ein Buch zur Hand zu nehmen, war mir unmöglich, weil alle meine erdichteten Figuren mich noch umringten, meine eigenen Gedanken " noch nicht

völlig abgeklärt, nach Klarheit rangen, und ich gerieth dann in ein stilles innerliches Fortarbeiten, das nicht nachließ, und mich noch beschäftigte und anspannte, wenn ich mich später zur Ruhe legte. Damit war mir dann mein Schlaf geraubt, von meinen Arbeiten schweiften meine Gedanken in die Vergangenheit zurück, ich kam auf die Erinnerungen, die ich am Tage mit aller Kraft von mir zurückwies, und stand ich endlich am Morgen auf, so hatte ich allerdings meine Arbeit um ein gutes Stück gefördert, meine Gedanken aufgeklärt, eine Menge guter Vorsätze gefaßt, eine Reihe von dichterischen und von Lebens-Planen in mir entwickelt, nur geschlafen hatte ich nicht ordentlich, und die Folgen davon wurden mir immer fühlbarer, und auch immer sichtbarer an mir, denn ich magerte ab, und sah so übel aus, daß mein Vater mich mit Sorge betrachtete, und ich selbst oft verwundert darüber war, wie meine Kleider, meine Armbänder, meine Ringe mir weit und weiter wurden, und wie sehr ich im Laufe eines Jahres gealtert hatte. Ich litt davon mehr als ich irgend Jemand sagen konnte, es that mir so wehe, diesen vorzeitigen Verfall zu sehen, und mir sagen zu müssen, daß die Jugend

für mich vorbei sei. Der Baum, der seine Blätter im Herbste abwirft und sich im Frühjahr neu im Schmucke seines frischen Grün's erhebt, kam mir beneidenswerth vor, neben dem Menschen, der mit Bewußtsein sein eigenes Vergehen beobachten muß, und daß auch uns mit neuem geistigem Leben, mit neuem Glauben, neuer Liebe und wiederbelebtem Streben und Hoffen eine neue und dauerhaftere Jugend beschieden werden könne, das war eine Erfahrung, die ich in meinem Bekanntenkreise nicht gemacht, und an mir selber noch erst zu machen hatte.

In der Mitte des Sommers, des ersten, den die ganze Familie nach einer Reihe von Jahren gemeinsam in der Stadt verlebte, beendete ich meinen zweiten Roman, und in den ersten Tagen des August kam mein Bruder aus Rußland zu uns zum Besuche, aber er kehrte uns nicht wieder, wie er gegangen, er war der „alte, freie Vogel nicht mehr".

Schon im ersten Jahre seines Aufenthaltes in Brest hatte er die Tochter einer angesehenen polnischen Familie, in welcher er Arzt geworden, kennen lernen und eine lebhafte Liebe für sie gefaßt. Der Vater der jungen Dame war todt, sie lebte bei einer

Stiefmutter, von der ſie keine gute Behandlung erfuhr, und die kein anderes Intereſſe an der Stieftochter hatte, als ſie früh und möglichſt glänzend zu verheirathen. Aber Camilla war bruſtkrank, und die Baronin hatte meinen Bruder eigentlich nur zu Rath gezogen, um von ihm einen Widerſpruch gegen die Anſicht ihres Hausarztes zu erhalten, daß eine Verheirathung des jungen Mädchens an und für ſich bedenklich und nicht zu geſtatten ſei, wenn man daſſelbe zu erhalten wünſche. Mein Bruder hatte dieſes Urtheil nur beſtätigen können, indeß die Mutter war deßhalb von ihrem Plane nicht abgewichen, und während ſie dem jungen fremden Arzte, der ihr und ihrer Tochter bald mehr Zutrauen als der alte Breſter Doktor einflößte, die Behandlung ihrer Tochter anvertraute, während ſich eine heftige Leidenſchaft zwiſchen dieſer und meinem Bruder bildete, betrieb die Baronin eifrig die Verlobung derſelben mit einem Bewerber, welcher allen Anforderungen der Mutter entſprach, und ihr die Ausſicht bot, ſie möglichſt bald von der Sorge für die Stieftochter zu befreien.«

Moritz, der es nicht gewohnt war, aus ſeinem Leben ein Geheimniß zu machen, hatte uns bald

den Conflikt verrathen, in welchem er ſich befand. Er ſah das Mädchen, das er liebte, täglichen Kränkungen ausgeſetzt, die ihr, ſo lange ſie in der Hand der Stiefmutter blieb, nicht erſpart werden konnten; ſich ihnen zu entziehen gab es nur das eine Mittel — eine Heirath, und er wußte, daß eine Heirath ihr verderblich, daß der Mann, dem ſie beſtimmt war, ihr zuwider ſei, und Moritz liebte ſie ſelbſt. Der Gedanke, ſie zu heirathen, war unter den Verhältniſſen ſchnell in ihm entſtanden, er hatte ihn gegen meinen Vater ausgeſprochen, war auf die entſchiedenſte Abneigung dagegen geſtoßen, und wir Alle hatten uns dagegen opponirt. Der Vater hatte die Einwendung gemacht, daß Moritz erſt im Beginne ſeiner Laufbahn, daß ſein Fortkommen noch nicht geſichert, daß er unfertig in ſich, und daß es unverantwortlich ſei, eine bruſtkranke Frau zu heirathen und die Schwindſucht auf Generationen fortzupflanzen. Er hatte den Brüdern oft ſcherzend geſagt: wenn Ihr einmal ſo weit ſein werdet Euch zu verheirathen, verpfuſcht mir durch Eure Frau die Race nicht, nehmt kein Mädchen, das Ihr nicht im Negligee und deſſen Mutter Ihr nicht geſehen habt, und laßt Euch durch den erſten Weinkrampf Eurer

Frau nicht einschrecken! — Jetzt wendete er diese scherzhaften Rathschläge ernsthaft an, und wir unsererseits hielten uns ebenfalls berechtigt, auf den Bruder einzudringen mit allen guten und schlechten Gründen, die sich uns dagegen darboten.

Moritz gab nach, und das Mädchen, das an ihm irre, und dem das Leben im Hause der Mutter und vielleicht auch das Leben neben meinem Bruder zu schwer werden mochte, verlobte sich mit dem Manne, den man ihr bestimmt hatte, um bald genug zu fühlen, was sie damit gethan hatte, und um durch den Gram und die Aufregung noch leidender zu werden, als sie gewesen. Es war unmöglich, in diesem Zustande zur Hochzeit zu schreiten, sie wurde hinausgeschoben, der Bräutigam entfernte sich, aber das arme Mädchen hatte es nun bei der Stiefmutter nur um so übler, Moritz mußte das mit ansehen, und war in seinem Zweifel, was zu thun sei, erst vollends unglücklich.

„Mit mir geht es entschieden nicht gut, um nicht zu sagen schlecht"; hatte er mir im März geschrieben. „Hier neben Camilla bin ich unglücklich, und fort von hier kann ich nicht, bis ich erst sicher weiß, was aus ihr wird. Sie ist gegenwärtig besser als

im Winter und das will viel ſagen, denn wir haben jetzt die ſchlechteſte Jahreszeit für ſie. Der Bräutigam kommt wie es ſcheint, durch Camilla's Kälte und durch ihre Krankheit bedenklich gemacht, nicht wieder, aber das macht die Nothwendigkeit, ſie ihrer Stiefmutter zu entziehen, nur um ſo dringender. Ich kann mir ſagen, ich habe verſucht und ertragen, was ein Menſch ertragen kann, über ſeine Kräfte hinaus geht es einmal für Niemand. Ich bin nicht durch Sinnlichkeit an Camilla gebunden, ſondern ich liebe, achte, ſchätze ſie, und fühle nach langem ſchmerzlichem Experimentiren an mir, daß ſie mir zum Glücke nothwendig iſt, ſehe auch nicht ein, was dieſe Verbindung mir ſchaden ſoll. Iſt ſie im Frühjahr nicht übler daran, ſo ſchaffe ich mir, wenn der Bräutigam nur fortbleibt, die Zuſtimmung der Mutter ſchon, und heirathe ſie; es dreht ſich Alles nur um meines alten Herrn Zuſtimmung. Ich weiß zum Voraus alle Gründe, die man gegen mich aufführen kann: Erſtens ſie iſt eine Polin, alſo kokett und keine gute Wirthin. Zweitens ſie iſt katholiſch, geht alſo zur Beichte und das ſtört das eheliche Glück; drittens ſie iſt krank, alſo eine Laſt für mich; viertens wir werden nicht haben

wovon zu leben — noch iſt aber kein ordentlicher Arzt verhungert; fünftens ich bin ein getaufter Jude und ſie iſt in Vorurtheilen erzogen; ſechstens Vater hat auf mich gerechnet, um im Falle ſeines Todes, den Gott lange verhüten möge, in mir auch eine Stütze für Euch zu haben; das iſt aber auch der einzige einigermaßen ſtichhaltige Grund, und darüber hoffe ich unſerm alten Herrn Beruhigung geben zu können. Was die Gegenwart mir bringen wird, kann ich ſo ziemlich berechnen, und bin damit zufrieden, was die Zukunft mir bringen kann, kann ich nicht wiſſen; aber da Jeder in jedem Augenblicke ſterben kann, iſt Der ein Thor, der Jahre und Jahre lang hinaus ſorgt und darüber den Augenblick verpaßt. Ich werde den alten Herrn um Erlaubniß bitten, ſo wie ich in einiger Sicherheit über Camilla's Befinden bin, aber mit dieſer Erlaubniß iſt's ein eigen Ding und ich ſchäme mich, ſie zu fordern, denn ich werde den Schritt auch thun, wenn die Erlaubniß mir verſagt wird. Ich ſehe ganz deutlich voraus, wie es kommen wird; man wird mich nach Königsberg bitten, um mit mir zu konferiren und mich wo möglich dort zu behalten, oder der Vater ſelbſt wird zu mir kommen, oder

man wird Camilla wissen lassen, daß es meiner Familie sehr unangenehm wäre, wenn sie mich heirathete — aber thäte man das Letztere, so wären zunächst alle Bande zwischen mir und der Familie gelöst, so viel Seelenschmerz und Trauer mir das machen würde — und Camilla würde ich trotzdem zu überreden wissen, obschon es in dem Falle schwer werden dürfte. Du solltest Camilla kennen, und wenn Du nicht meine Liebe für sie theiltest, müßte ich Dich nicht mehr kennen."

Gleich nach Absendung dieses Briefes aber war der Bräutigam des armen Mädchens wieder gekehrt, hatte sein Anrecht geltend gemacht, Camilla's ganze Familie, welche die Heirath mit dem reichen Edelmann der Verbindung mit dem unbemittelten Arzte natürlich vorziehen mußte, hatte sich auf die Seite des Erstern gestellt, das junge kranke Mädchen hatte nicht den Muth oder nicht mehr die Kraft gehabt, sich zu widersetzen, Moritz selber hatte, um dem kranken, unglücklichen Geschöpf die aufreibenden täglichen Scenen zu ersparen, „ihr zugeredet nachzugeben". Die Hochzeit stand nahe bevor, und es hatte unter diesen Verhältnissen den Vater nur wenig

Ueberredung gekostet, seinen Sohn zu einem Besuche in der Heimath zu bewegen.

Das erste Wiedersehen war traurig — die Mutter war nicht mehr da. Als man sich dann in alter Weise zusammenfand, konnte Niemandem die Veränderung entgehen, die sich an dem Bruder vollzogen hatte. Er hatte viel erlebt, viel beobachtet, viel erfahren, war reifer, ernster, tiefer geworden. Die fröhliche Harmlosigkeit, der glückliche Leichtsinn seiner frühern Jahre waren dahin. Er war ein Mann geworden, aber ein Mann, dem der rechte Lebensmuth, die rechte beharrliche Kraft des Wollens fehlten. Wie manche Menschen nur stoßweise zu arbeiten vermögen, so waren sein Wollen und seine Energie nur eine stoßweise kräftige, und meinem Vater persönlich gegenüber war er nach wie vor fast willenlos. Höchstens scherzend vermochte er gegen ihn seine Meinung aufrecht zu erhalten, und sah er, daß diese dem Vater nicht gefiel, so hatte er aus Furcht, seine Ansicht nicht ruhig und gefaßt vertreten zu können, nichts Eiligeres zu thun, als sich gegen seine Ueberzeugung aus Zärtlichkeit zu fügen, und zuzugeben, was er nachher nicht durchführen konnte. Der Vater, statt sich zu sagen, daß er diese Charakterschwäche

zum Theile in dem Sohne selbst erzeugt, daß sie nebenher eine Folge großer Liebe sei, hielt ihn einfach für weniger reif und tüchtig als er wirklich war, und Moritz, der sich seiner Haltungslosigkeit vor dem Vater immer schämte, kam dann bisweilen mit seinem festen Wollen bei Gelegenheiten zum Vorschein, welche dieses Aufwandes von Kraft nicht werth waren, und den Vater in seiner Ansicht „über die Unzulänglichkeit des Jungen" nur bestärkten. Ich habe diese Seite von dem Charakter meines Bruders als Motiv für die Figur des „Georg" benutzt, als ich lange nach seinem Tode meinen Roman „Wandlungen" schrieb.

Es war unverkennbar, daß Moritz nur mit halber Seele bei uns war, eben so unverkennbar auch, daß er wie früher an uns hing, daß der Aufenthalt im Vaterhause ihm trotz alledem sehr wohl that, und daß er dem Vater womöglich mit noch größerer Zärtlichkeit als früher ergeben war; indeß bei uns zu bleiben, wie der Vater von ihm forderte, konnte er so ohne Weiteres sich nicht entschließen. Er mochte seine Thätigkeit, seine mühsam gewonnene Stellung nicht entbehren, nicht auf's neue erwerblos und abhängig werden, und da die Bemühungen

meines Vaters, dem Sohne bei einem städtischen Krankenhause eine Stelle als Arzt zu erwirken, erfolglos blieben, da Moritz obenein die Nachricht erhielt, daß die Geliebte auf's Neue schwer erkrankt sei, war er nicht in der Heimath festzuhalten.

Er sehnte sich fort, und trennte sich doch ungern und schwer von uns und seinem Vater. Wir sahen ihn noch schwereren Herzens scheiden, vermochten aber nicht ihn zum Verweilen aufzufordern, und Alle im Zwiespalt mit uns selbst und mit unserm Wünschen und Können, mit unserm Wollen und Thun, mußten wir ihn nach einem fünfwöchentlichen Besuche noch einmal von uns ziehen lassen — um ihn nie mehr wieder zu sehen.

Fünftes Kapitel.

In den Spätherbst dieses Jahres fiel ein Ereigniß, dessen Folgen für das Schicksal unseres Freundes Crelinger das schon erwähnte französische Sprichwort: à quelque chose malheur est bon, welches er bei vorkommenden Widerwärtigkeiten gern zum Troste anzuführen pflegte, bewahrheiten sollten.

Bei der politischen Richtung, welche damals in Königsberg die vorwiegende war, hatte die, in jenen Jahren in Aufnahme gekommene politische Poesie, dort große Verehrer gefunden. Die bei weitem bedeutendsten unter den politischen Gedichten, Georg Herwegh's Gedichte eines Lebendigen, hatten daher ein großes Publikum bei uns gewonnen, und uns Alle, die wir uns als Lebendige betrachten zu können glaubten, auf das Lebhafteste ergriffen. Die rücksichtslose und immer zutreffende Kraft seines Ausdrucks, das dithyrambisch-rethorische in seiner

Begeisterung, die schneidende Schärfe seines Spottes, und das unverkennbare Gepräge wahrer poetischer Kraft, das in der Mehrzahl seiner Gedichte sich kund gab, hatten etwas Hinreißendes gehabt, und daneben war die Diktion so schwungvoll und so leicht, der Rhythmus so energisch und so fortziehend, daß die Lieder sich dem Gedächtniß schnell einprägten und sicher haften blieben. Man behielt sie schnell auswendig, nahm ihre Aussprüche in das Leben auf, und da man überall gern zum Aufsuchen von Parallelen geneigt ist, bezeichnete man Georg Herwegh, so wenig das auch zupaßte, im Hinblick auf den edlen Sänger der Befreiungskriege, damals gern als den Körner des neuen Freiheitskampfes.

Es erregte also lebhaften Antheil und große Freude, als man erfuhr, Herwegh, der sich eine Zeit lang in Berlin aufgehalten hatte, werde zu Anfang des Dezember nach Königsberg kommen, und seine Freunde bereiteten sich darauf vor, ihm mit der Aufnahme, welche sie ihm angedeihen ließen, alle die Anerkennung zu beweisen, die sie ihm entgegenbrachten. Unsere nächsten Bekannten und Umgangsgenossen, Rath Crelinger an ihrer Spitze, empfingen ihn als einen persönlichen Gast, er wurde

in verschiedenen Familien vorgestellt, seine Jugend, sein anziehendes Aeußere, sein Geist und seine Wohlredenheit nahmen in ungewöhnlichem Grade für ihn ein, und fast alle unsere Freunde, welche uns in den Tagen besuchten, hatten ihn kennen lernen und sprachen auf das Günstigste von ihm.

Um ihm eine Ehre zu erzeigen, und zugleich eine Demonstration zu machen, hatte man ein Festessen veranstaltet, dessen Held der junge Dichter war, und an welchem alle die Männer Theil nahmen, welche sich in Königsberg zu den Liberalen rechneten. Mein Vater, der sich von solchen öffentlichen Festgelagen, seiner Neigung nach, fast immer fern hielt, war nicht dabei zugegen, und wir Alle sahen Herwegh überhaupt nicht, weil wir eben damals während des Trauerjahres sehr eingezogen lebten; indeß wir vernahmen von dem Feste gleich an dem ihm folgenden Tage, und Jeder, der davon berichtete, wußte nicht genug zu sagen, wie hingerissen der Andere gewesen, und wie sich die Aufregung zündend von Geist zu Geist fortgepflanzt, wie man es endlich einmal empfunden habe, was es mit der Begeisterung freier Männer auf sich habe. Man wiederholte die Reden und die Trinksprüche, welche

man vernommen, es war viel Wahres, viel Gefühltes und viel Schönes darunter gewesen; aber für den Außenstehenden war es unverkennbar, daß man sich im Ehrgeiz des Enthusiasmus unwillkürlich überboten hatte, und daß manch Einer Aeußerungen gethan hatte, welche man in seinem Munde, wenn man ihn näher kannte, eben nur als poetische Licenzen aufzunehmen hatte.

Zu diesen Letztern hatte Rath Crelinger gehört. Er hatte Nichts gesprochen, was nicht der Sache nach seine volle Ueberzeugung gewesen wäre, aber die Form war eine von dem Augenblick bestimmte gewesen, und die Erregbarkeit seiner Phantasie hatte ihn so fortgerissen, sein beweglicher Geist hatte den Feuerschein von Herweghs Worten so lebhaft reflektirt, daß der sonst so gemessene formvolle und sich selbst in jeder seiner Aeußerungen rein wiedergebende Mann, sich zu einer Rede voll poetischer Metaphern hatte verleiten lassen, die in seinem Munde jedem Besonnenen, jedem seiner genauern Bekannten fast komisch klingen mußten. Er hatte von „Thatendurst", von Kampf und Sieg gesprochen, hatte des Augenblickes gedacht, in welchem er „das Schwert um seine Lenden gürten würde", und wie groß mein

Intereſſe an dem ganzen Vorgange auch damals war, konnte ich unſern Freund in den erſten Tagen nach dem Feſte nicht ohne Lachen vor mir ſehen. Es war eine Unmöglichkeit, ſich den großen, magern, an ſeine kleinen Luxusbequemlichkeiten hängenden Mann, an deſſen ſtets ſchwarzer Kleidung und auf deſſen eleganter Wäſche nie ein Stäubchen zu ſehen war, mit dem „Schwert um ſeine Lenden" zu denken, oder es ſich vorzuſtellen, wie er mit den ſchmalen weißen Händen drein ſchlagen würde! In der Robe und der Perrücke des franzöſiſchen Barreau, in dem Sammetrocke und den Spitzenmanſchetten der Hoftracht, in dem Reiſekoſtüm des vornehmen Engländers, im ſchwarzen Frack mit gelben Handſchuhen, im Arbeitsrock, in jeder beliebigen friedlichen Kleidung konnte er ſich gut und vortheilhaft darſtellen; kampfgerüſtet mußte er über alle Maßen lächerlich erſcheinen, und da ich das Unglück hatte ihn nun im Geiſte immer mit einem der alten Schleppſäbel vor Augen zu ſehen, die unſere Stadtſoldaten trugen, und deren Säbelgurt vorn mit zwei Löwenköpfen von Meſſing zugehakt wurde, ſo begegnete es mir in den Tagen oftmals, daß ich auf gut Glück zu lachen anfing, wenn er vor mir ſtand, und auf

seine Frage, was ich habe? verfehlte ich nicht ihm die Wahrheit zu sagen. Auch der Vater sagte ihm: „Wie kann ein Mann wie Sie, so geschmacklos sein, lieber Crelinger? — Indeß die Sache war einmal geschehen, und man kann in der Regel ein Unrecht leichter als eine Thorheit vergessen machen und vergüten.

Rath Crelinger wenigstens hatte das in seinem Falle zu erfahren. Schon wenig Wochen nach dem Feste wurde er wegen der von ihm gehaltenen Rede zur Untersuchung gezogen, und die genaue Kenntniß seines Charakters machte uns bei diesem Anlaß sehr besorgt für ihn. Es giebt hartnäckige Naturen, welche durch ihren Widerstand alle ihnen entgegentretenden Lebenslagen und Verhältnisse ihrer Individualität anzupassen wissen, und versatile (das Wort schmiegsam drückt, wie mir scheint, den Begriff nicht so vollständig aus) Naturen, welche sich, ohne es zu wollen und zu wissen, nach den Verhältnissen ummodeln, in die sie sich versetzt finden. Zu diesen Letztern gehörte Crelinger bis zu einem gewissen Grade. Nicht daß er fähig gewesen wäre, seine Ueberzeugungen von Recht und Unrecht um irgend eines Vortheils willen im Entferntesten zu

verläugnen, dazu war sein Rechtsgefühl zu ausgebildet, sein Ehrgefühl zu sicher. Aber der Hinblick auf Andere und eine gewisse Eitelkeit hätten ihn verleiten können, sich bis zu der höchsten Spitze einer Ansicht aufzuschwingen, zu der er sich nur zufällig und ohne innere Nothwendigkeit erhoben, und meinem Vater und mir lag also der Gedanke nahe, daß Crelinger sich leichter zu einem unnöthigen Märtyrerthume, als zu dem Eingeständniß einer begangenen Uebereilung verstehen könnte.

Wie die Stimmung in Königsberg in jenen Tagen war, steigerte die gegen Rath Crelinger eingeleitete Untersuchung in hohem Grade die Popularität, deren er ohnehin genoß, und grade diese Bemerkung bestimmte meinen Vater, den Freund zur Vorsicht zu ermahnen, und mich zu veranlassen, daß ich in gleichem Sinne an ihn schreiben sollte. Ich that das und Crelinger nahm dies auf, wie es gemeint war; er versicherte uns jedoch mündlich und schriftlich, daß er keineswegs gewillt sei aus Eitelkeit den Märtyrer zu machen, daß er sich zu der besonnensten Vertheidigung rüste, aber er hielt die ganze Angelegenheit für unbedeutend, und sah seine

Freisprechung, obschon er sich auf Alles gefaßt machte als nicht zu bezweifeln an.

Er hatte sich jedoch geirrt, und in seinen Berechnungen nicht vorausgesehen, daß und wie schnell man im Verlaufe der nächsten Zeit auf dem Wege der Reaktion vorwärts schreiten und was auf diesem Wege möglich sein würde. Die Untersuchung — ich greife dem Gange der Ereignisse voraus, weil ich vielleicht nicht mehr darauf zurückkomme — schleppte sich eine Weile hin, und hatte zur Folge, daß man den Angeklagten zwar nicht seines Amtes entsetzte, aber man versetzte ihn, den angesehensten Advokaten Königsberg's, einen Mann, dessen Einnahme eine glänzende, dessen gesellschaftliche Stellung eine sehr bevorzugte war, nach einem kleinen Landstädtchen in Westpreußen, das zur Hälfte von armen Juden, zur andern Hälfte von Ackerbürgern bewohnt wird und von dem man sicher sein mußte, daß Ereling es nicht zum Aufenthalte wählen würde. Das war eine chinesische oder türkische Exekutionsmaßregel. Man mochte den Mandarinen, den Pascha nicht hinrichten lassen, man schickte ihm also nur das Messer, die seidene Schnur, mit denen er sich selb

zu entleiden hatte; und die Berechnung war wohl gemacht.

Rath Crelinger nahm zum zweitenmale seine Entlassung aus dem Staatsdienste, da er sich, wie man vorausgesehen, nicht dazu verdammen konnte, in einem elenden kleinen Städtchen zu leben, und blieb amtlos in Königsberg, bis die lebhafter werdende politische Bewegung ihn nach Berlin lockte, wo er bald eben so, wie vorher in Königsberg, eine bedeutende rein konsultatorische Praxis gewann, ehe noch die Vertheidigung der Polen nach dem Aufstande von achtzehnhundert fünfundvierzig ihn wieder in die Oeffentlichkeit zurück führte, und sein glänzendes Rednertalent und seine tiefe Rechtskenntniß in gleichem Maße zur Geltung brachte. Seine Lage, soweit sie sein Auskommen betraf, war in allen diesen Jahren immer eine günstige gewesen, und Berlin sagte seinen Neigungen so völlig zu, daß er oftmals auf den vorhin erwähnten Ausspruch von dem „glücklichen Unglück" gegen mich zurückkam. Aber erst das Jahr achtundvierzig und das Auerswald-Märcker-Ministerium Märcker setzten den bewährten Rechtsgelehrten, den geistvollsten Advokaten Preußens wieder in sein Amt ein. Ich hatte dabei die große

Befriedigung, dem vielbewährten Freunde meiner Familie für seine Treue und Freundschaft dadurch zu danken, daß ein Schreiben, in welchem ich den Minister darauf aufmerksam gemacht, ob es nicht im Interesse eines liberalen Ministeriums läge, die von dem früheren Ministerium beeinträchtigten liberalen Männer zu restituiren und zu verwenden, ohne daß Rath Crelinger im Entferntesten von meinem Schritte wußte, den Anlaß zu seiner Rückberufung in den Staatsdienst, und zu seiner Anstellung als Rechtsanwalt bei dem Obertribunale gegeben hatte, in welchem Amte er bis zu seinem im Februar des Jahres achtzehnhundert dreiundfünfzig erfolgten nur zu frühen Tod verblieb und wirkte.

Bald nachdem das Herwegh-Fest in Königsberg gefeiert worden, gleich im Beginn des Jahres drei undvierzig, erhielt ich von Berlin durch meinen ältesten Bruder, welcher gefällig den Vermittler zwischen mir und dem Buchhändler machte, mein erstes gedrucktes Buch zugesendet, und noch immer erinnere ich mich der eigenartigen Wirkung, welche der Anblick desselben auf mich machte. Ich konnte gar nicht müde werden, es aufzuschlagen, nicht müde werden, den Umschlag zu betrachten. Ich las immer

auf's Neue das Motto: „Women's love how strong in its weakness, how beautifull in its guilt!“ obschon es gar nicht zu dem Romane paßte, in welchem keine Sünde begangen, sondern lauter pure Entsagung geübt wurde. Ich schlug das Buch bald hier bald dort auf, nicht um es zu lesen — denn ich konnte es auswendig von Anfang bis zu Ende, weil ich es ganz noch einmal abgeschrieben hatte — sondern um mich an dem schönen Papier, an den vornehmen großen schwarzen Lettern und an dem splendiden weitläufigen Drucke zu erfreuen. Ich hatte viel mehr Genuß und kam mir in dieser Gesondertheit meines Auftretens weit bedeutender vor, als bisher in den Gesellschaftsspalten der „Europa“. Aber so enge fühlte ich mich mit dem kleinen gedruckten Bande, der natürlich ohne Namen des Verfassers in das Publikum gekommen war, verbunden, daß ich erschrack, als unser Freund Erelinger ihn einmal in meinem Zimmer liegen fand, und wie er das mit jedem andern Buche eben so gethan haben würde, ihn zum Lesen mit sich nach Hause nahm. Ich meinte, er müsse meine Ansichten, meine Ausdrucksweise darin erkennen, und das Geheimniß meiner Autorschaft also gegen meines

Vaters Willen errathen. Das geschah indessen nicht. Er sprach mit mir völlig arglos von der kleinen Dichtung, und ich hatte vor ihm die erste Probe der Komödie zu machen, welche ich in den nächsten Jahren oftmals zu spielen genöthigt wurde, wenn man sich mit mir von meinen eigenen Arbeiten, wie von denen eines Dritten unterhielt, und ich also in die Lage kam, die allerehrlichsten Urtheile über mich zu hören.

Das kleine Buch machte seinen Weg schnell genug, und zu meiner großen Belustigung wurde es, ich weiß nicht von wem zuerst, der greisen Verfasserin der „Agnes von Lilien", der alten Frau von Wollzogen zugeschrieben. Daß man mich für eine alte Dame hielt, brachte mich auf den Einfall, ein paar Briefe einer Großtante an ihre Großnichte über die Erziehung der Kinder und einen Aufsatz über die Lage der weiblichen Dienstboten zu schreiben, die bei uns in Preußen zu jener Zeit noch erbarmenswerth und ganz aussichtslos war. Beides wurde durch meines Bruders Vermittlung in die, damals von einem Criminalrath Richter redigirten Ostpreußischen Provinzialblätter gebracht, und nebenher ging ich an das Durcharbeiten meines neuen

Roman's, das nun nach Anleitung meines Bruders, dem ich die fertige Dichtung nach Berlin geschickt, und der sie mir mit einem ganzen Hefte voll Anmerkungen, Bedenken und Rathschlägen zurückgesendet hatte, noch viel gründlicher und ernster als bei dem ersten Buche vorgenommen wurde. Denn der günstige Erfolg dieser meiner ersten Arbeit hatte meinen Ehrgeiz aufgeregt, die lebhafte Empfindung für das Schöne und Große, für ein Ideales, die mir durch meine ganze Umgebung eingeflößte Achtung vor dem Volke, vor den Menschen, denen ich meine Dichtungen als ein Etwas darbieten wollte, für das ich ihre Theilnahme in Anspruch nahm, und endlich jenes einfache bürgerliche Pflichtgefühl, das für gutes Geld nicht schlechte Waare liefern wollte, trieben mich zu immer größerm Ernste an. Und wie mir einmal Heinrich Simon geschrieben, daß die richterlichen Pflichten ihm ein Gefühl der Würdigkeit gäben, welches ihm bis dahin in Beziehung auf sein Amt fremd gewesen sei, so wurde mir das Bewußtsein, daß ich als Schriftsteller lehrend und berathend vor den Menschen dastände, zu einem Antrieb der Selbsterziehung. Ich wollte mich und meine Werke in Einklang bringen, ich wollte Nichts

lehren, was ich nicht in meinem Leben darzuthun und durch alle Wechselfälle zu behaupten entschlossen war. Denn ich hatte niemals daran geglaubt, daß ein Werk größer sein könne, als sein Schöpfer. Jene Lehren der romantischen Schule, welche dem Dichter ein von seiner Arbeit getrenntes Dasein in Möglichkeit stellten, jene Ansicht, welche behauptete, daß Jemand ein unordentliches wüstes Leben führen, und Reines und Hohes schaffen könne, oder daß ein Mensch, der sein eignes Leben nicht zu ordnen wisse, der um sich Zank und Niedrigkeit und Schulden und ungeregelte Verhältnisse habe, mit seinen Schriften in Wahrheit veredelnd und versittlichend auf sein Volk wirken, und in seinen Dichtungen mehr liefern könne, als die Dekorations-Wände, hinter welchen Potemkin der Kaiserin Katharine das Elend des Landes verbarg, das sie durchreiste, sind mir immer als ein Trug erschienen. Und wie Wallenstein von sich aussagt: „Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht, so kenn' ich auch sein Wollen und sein Handeln" — so habe ich für mein Theil nie wieder eine Zeile von einem Schriftsteller gelesen, vor dem ich als Mensch keine Achtung und keinen Respekt mehr hegte. Denn wie man sich

auch stelle, es springt Niemand über seinen Schatten, und es kann Niemand in Wahrheit über sich hinaus!

Ich aber sollte, wenn auch nicht über mich selber hinaus, so doch in die Welt hinaus. Mein Bruder Moritz hatte mir schon bei seiner Anwesenheit zu einem Luftwechsel und mehr noch zu einem Wechsel der Lebensweise gerathen. Ich hatte mich jedoch nicht entschließen können, die Meinen während des Trauerjahrs zu verlassen, und mich noch weniger entschließen können, meinem Vater die Ausgaben für eine neue Reise aufzubürden. Ich hatte schon zwei Reisen gemacht, meinen Schwestern war das Gleiche noch nicht zu Theil geworden, und mir wurde auch der Gedanke, mich von dem Vater zu trennen, da die Mutter todt und keiner seiner Söhne im Hause war, jetzt viel schwerer als vorher.

Andererseits aber war ich in der That krank; und die Rücksicht auf die freiere Entwicklung meiner Schwestern, die früher bisweilen meine Entfernung von Hause wünschenswerth erscheinen lassen, waltete auch jetzt noch ob. Ich fühlte, daß ich nicht arbeiten dürfe, und zu Hause in ruhiger Muße die Tage hinzuleben, traute ich mir nicht die Festigkeit zu.

Mein Vater wünschte daneben, daß ich Schönlein berathen solle, weil mein immer tieferes körperliches Herunterkommen ihn trotz aller Beruhigungen unseres sorgsamen Arztes, ängstigte, und so entschloß ich mich denn im Hochsommer von dreiundvierzig, als ich mein erstes Honorar von Brockhaus erhielt, die Vaterstadt und meinen Vater wieder für eine Weile zu verlassen.

Ich hatte für die „Jenny" sechszig Friedrichsd'or bekommen, hatte den Ertrag von ein paar anderen kleinen Arbeiten und einen Theil meines ersparten Taschengeldes zurückgelegt, und kam mir mit einem Vermögen von circa vierhundert Thalern, zu denen das Garderobe-Geld von vierundachtzig Thalern hinzukam, welches mein Vater mir gab, hinreichend ausgestattet vor, um ein Jahr davon außer dem Vaterhause leben zu können. Mein Vater neckte mich mit meinen Schätzen, hatte aber Freude daran, mich erwerbsfähig zu sehen, und so reiste ich denn am vierzehnten Juli wieder nach Berlin, ohne einen bestimmten Plan für meine nächste Zukunft zu haben.

Nachdem ich auf dem Gute Wogenab bei Elbing, auf welchem mein alter Religionslehrer, Consistorial-

rath Kähler, sich bei seinem Sohne, dem das Gut gehörte, zur Ruhe gesetzt hatte, eine Woche verweilt, und im Schooße der mir theuern Menschen schöne Stunden verlebt hatte, langte ich glücklich in Berlin an, und erregte meinem Bruder und meiner Schwester, welche sich damals dort befanden, ein wahres Erschrecken bei meinem Anblick. Das war, so sehr sie sich zusammen nahmen und mir es zu verbergen strebten, mir doch schmerzhaft, und in den nächsten Tagen hatte ich dasselbe immer wieder zu bestehen. Nahe befreundete Personen erkannten mich nicht, wenn ich sie auf der Straße grüßte, und konnten ihrer Verwunderung und ihres Bedauerns kein Ende finden, wenn sie sich endlich überzeugt hatten, daß ich es sei. Aber der Reiz der großen Stadt, die Ansehnlichkeit der Straßen, der edle Styl einzelner Gebäude wirkten erheiternd auf mich ein, und während alle Welt mich mit Besorgniß betrachtete, fühlte ich mich wohler und hoffnungsreicher als seit langer Zeit.

Es ist ein wahres Wort: die Luft macht eigen! aber eben so wahr ist's, daß die Enge oder Weite unserer Umgebung den Sinn befängt oder befreit.

Hier ist Platz Etwas zu werden! Das war

meine Empfindung, als ich an dem Abende, welcher meiner Ankunft folgte, von dem obern Balkon des Kranzlerſchen Hauſes, auf dem wir Eis gegeſſen hatten, die lange Straße der Linden, und die Friedrichsſtraße hinunter ſah. Zu Hauſe hatte ich oft die Empfindung gehabt, als fehle mir der Raum mich zu regen, als könne ich die Arme nicht aufheben ohne anzuſtoßen, als nehme mir das Zuſehen der Andern die Fähigkeit der Bewegung. Hier in den breiten Straßen, in denen das Gaslicht ſo hell zwiſchen dem Grün der Bäume funkelte, hier, wo die Menge bei dem ſchönen Sommerwetter ſo luſtig auf und nieder wogte, war mir's als athme ich leichter, als ſei ein Druck von mir genommen. Ich freute mich an all den Menſchen, nur weil ſie mich nicht kannten, und wie man ſich unter Verhältniſſen in der Fremde mit Inbrunſt nach dem Anblick eines bekannten Antlitzes ſehnen kann, ſo genoß ich mit wahrer Wonne das Fremdſein in der großen Stadt. Nicht als hätten die Leute in Königsberg groß auf mich geachtet, aber wenn es unter Verhältniſſen reizend iſt, ſich unter der Larve auf einem Maskenballe von der geiſtigen Anziehungskraft zu überzeugen, die man ausübt, ſo iſt es unter gewiſſen Be-

dingungen noch reizender, ganz auf sich selbst gestellt, ohne herkömmlich mitgebrachte Gunst und Ungunst, sich in der Fremde und unter Fremden zu versuchen, und die Erfahrung zu machen, was man an sich selber werth sei.

Berlin fand ich in den drei Jahren, während welcher ich es nicht gesehen, ungemein verändert. Früher hatte sich das Leben vorzugsweise in der Königsstadt und in dem Stadttheile bewegt, welcher das Schloß, die Linden und die zunächst liegenden Straßen umfaßte. Kam man achtzehnhundert vierzig nach den Stadttheilen in der Gegend des Potsdamer Thors, so war es dort einsam wie in Darmstadt oder Karlsruhe. Jetzt war das anders geworden. Die Anhalter Eisenbahn und die von Potsdam aus weiter eröffneten Schienenwege zogen die Menschenmassen und den Verkehr nach dem Westende der Stadt. Es waren dort neue Straßen, wie die Anhalter Straße und der Askanische Platz entstanden; das ganze Viertel zwischen dem Askanischen Platze und der Potsdamer Straße befand sich im Bau. Rund um den Thiergarten erhoben sich neue Häuser, und zwar mit einem Aufwande und mit einem Geschmack, von welchem früher bei

Privat-Bauten nicht entfernt die Rede gewese
war.

Der Luxus war überhaupt auffallend gestiegen
Der Geschmack des Hofes ist für die Residenzstädt
überall maßgebend, und Friedrich Wilhelm de
Vierte liebte die Pracht. Von den überaus präch
tigen Uniformen der Garde-du-Corps, bis auf di
Hofequipagen und Livreen war Alles glänzende
geworden; und wenn man heute an diesen Luxu
auch lange schon gewöhnt ist, so besprach man ih
damals doch sehr viel, und nicht eben, um ihn z
loben. Daneben lachte man noch über die Offizie
mit ihren mittelaltrigen Waffenröcken und den neue
Arimbiörn-Helmen, wenn sie dazu ein Lorgnon in'
Auge gekniffen hatten; man lachte über das Stü
Mittelalter, das den Uckermärkern und Cassube
mit der Pickelhaube auf den Kopf gestülpt worde
war; man verglich die goldstrahlenden vier- un
sechsspännigen Hof-Equipagen mit ihren Vorreitern
Kutschern und Lakaien, mit der zweisitzigen und zwei
spännigen Halbchaise, in welcher Friedrich Wilhelm
der Dritte durch die Straßen gefahren war, un
verglich die neuen bordürenstrotzenden Livreen mi
den alten, welche damals die Fürstin von Liegni

und der Hofstaat des Prinzen Wilhelm noch beibehalten hatten. — Ueberall fand man neue Magazine mit prächtigen Schaufenstern eröffnet, die „Etalage" war bei uns eingebürgert worden, und man bot in den Läden Waaren für Zimmereinrichtungen und Toilette zu Preisen feil, die vor wenig Jahren noch Niemand gezahlt haben würde.

Die Theilnahme für die bildenden Künste war gewachsen, dafür hatte die Theilnahme für das Theater abgenommen, einmal weil das Personal, das zum Theil noch heute in Thätigkeit ist, schon damals veraltet, und steif und träge geworden war, und zweitens weil die öffentlichen Zustände, weil die reaktionäre Bewegung, welche sich bereits überall fühlbar machte, die Geister in Spannung hielt. Man sprach allerdings davon, wenn man heute die „Antigone" und morgen den „Sommernachtstraum" in Scene setzte, wenn man es heute mit der Antike und morgen mit der Romantik probirte; man strömte hin, es zu sehen, man erfreute sich auch an den Leistungen, sofern sie Erfreuliches boten, aber man erkannte darin doch bereits jenen Geist des unstäten Experimentirens, der es mit Allem, nur nicht mit dem Fortschritt, nur nicht mit dem frischen Leben

der Gegenwart verſuchen wollte; und wie groß man auch von Sophokles oder Shakeſpeare denken mochte, ſo gab es doch eine große Partei im Publikum, welche lieber die Trauerſpiele Moſen's, Minding's und anderer Zeitgenoſſen, welche den „Sohn des Fürſten", „Andreas Hofer", „Sixtus der Fünfte" und ähnliche Werke lieber als die antiken Dichtungen auf der Bühne geſehen haben würden, weil ſie für den Augenblick mehr geeignet waren, den Geiſt des Volkes zu feſſeln, und Kunſt und Leben zur Wechſelwirkung auf einander anzuregen.

Für's Erſte blieb mir jedoch nicht lange Zeit, die geſchehenen Veränderungen zu beobachten. Wenig Tage nach meiner Ankunft hatte ich Schönlein berathen müſſen, und er hatte die Ausſage unſeres Arztes, daß meine Krankheit ein Nervenleiden ſei, mit dem Zuſatze beſtätigt, daß ich die größte geiſtige Ruhe nöthig hätte, wenn ich mir nicht eine Herz-Erweiterung zuziehen wolle. Und er hat damit gut und richtig prophezeit.

Da ich nun die Beſtätigung erhalten, daß ich nicht arbeiten dürfe, ſo ging ich noch mit mir zu Rathe, was ich in Berlin mit mir beginnen ſolle, als ſich mir eines Morgens eine Dame anmelden

ließ, die ihren Namen nicht nennen wollte, und gleich darauf eine meiner Breslauer Cousinen, eine der Schwestern Heinrich Simons, vor mir stand.

Zehn Jahre waren vergangen seit wir einander nicht gesehen. Sie war glücklich verheirathet, war jung und frisch geblieben, hatte mir ihre Neigung bewahrt, und wie es sie überraschte, mich so verändert zu finden, so erschütterte mich die plötzliche Begegnung auf das Heftigste, denn sie brachte mir, wie durch einen Zauber, den ganzen Inhalt dieser zehn Jahre in einem Augenblicke zur Empfindung.

Daß ich mit ihr gehen, mit ihr nach Breslau kommen müsse, stand bei ihr fest, und wollte ich die Lieben einmal wiedersehen, welche ich dort zurückgelassen hatte, so konnte ich weder eine bessere Gelegenheit noch einen mir passendern Zeitpunkt dafür finden, da sich zufällig mein Vetter Heinrich auf einer Ferienreise in der Schweiz befand. Ich entschloß mich also ihren Vorschlag anzunehmen, und nachdem ich von Berlin bis Frankfurt meine erste größere Eisenbahnfahrt gemacht, fand ich mich gleichsam ohne mein Zuthun wieder in den Kreis der Menschen versetzt, von welchen ich einst so herzzer-

riſſen geſchieden war, konnte ich mir aus eigener Erfahrung die Worte Göthes wiederholen: ach! und in demſelben Fluſſe ſchwimmſt du nicht zum zweitenmal!

Sie waren noch Alle am Leben, Alle beiſammen, ſie hatten noch die alte unveränderte Liebe für mich im Hauſe meiner Tante, — nur der Eine war nicht da — und ich war nicht mehr dieſelbe. Ich hatte nicht mehr die ſchwärmenden Hoffnungen, nicht mehr die verzweifelten Entmuthigungen, ich hatte an den Tagen Nichts worauf ich wartete, in den Nächten Nichts, wovon ich träumte. Breslau war mir nicht mehr der Mittelpunkt der Welt, nicht mehr der einzige Ort, an welchem ich glücklich ſein konnte. Es war eine Stadt, wie andere auch, und ich dachte nach wenig Tagen daran, nun ich einmal hier ſei, auch ihre Merkwürdigkeiten, ihre Kirchen und Klöſter in Augenſchein zu nehmen. Vor zehn Jahren war mir das gar nicht eingefallen, ich hatte nicht Zeit gehabt daran zu denken. Jetzt hatte ich Zeit für Alles! vollauf Zeit!

Da meine Couſine mich nach Breslau gebracht, ſo ſollte ich dann nun auch mit ihr und ihren Eltern und nicht wie früher bei meinem Onkel Lewald

wohnen, und das war um so zweckmäßiger, als die Simon'sche Familie sich in Scheitnig, nahe vor dem Thore, aufhielt, und ich Landluft nöthig hatte. Scheitnig ist aber ein melancholischer Ort und tief gelegen, das Jahr war regnerisch und kalt, man konnte also nur wenig im Freien sein, und wenn man auf Naturgenuß angewiesen, in seinen Zimmern leben muß, wird man, so zufrieden man sonst auch sein mag, das Unbehagen nicht los, welches jedes Mißlingen, jedes Nichterreichen eines Zweckes uns verursacht. Indeß der Sonnenschein der Liebe, der mich umgab, entschädigte mich für die Ungunst der Jahreszeit, und besonders meine Tante war für mich noch weicher, noch mütterlicher als zuvor.

Ich bemerkte es oft, wie besorgt ihre Blicke mir folgten, wenn ich unwohl war, und Ruhe suchen mußte; ich sah, wie sie ihr Auge oft auf mich gerichtet hielt, wenn sie mich anderweit beschäftigt glaubte, und wie es sie befriedigte mich heiter zu sehen.

Einmal hatte es auch den ganzen Tag geregnet. Am Abend, als es sich aufhellte und die Kieswege einigermaßen abgetrocknet waren, ging die Tante in's Freie hinaus und forderte mich auf, ihr zu

folgen. Sie nahm meinen Arm und ging langsam mit mir eine bestimmte Strecke auf und nieder, wie das ihre Weise war, denn größere Wege machte sie nur äußerst selten. Der Abend war sehr klar, der Himmel sah so hell, so abgeregnet aus, als könne nun auf lange hinaus keine Wolke ihn mehr trüben. Der leichte Wind kräuselte die Blätter der Bäume, daß hier und da noch ein paar zurückgebliebene Tropfen auf uns hernieder sprühten; nur auf dem Boden waren Gräser und Gewächse noch naß, und ein Kohlfeld mit seinen metallgrünen Blättern, in welchen das Wasser sich wie in Kelchen gesammelt und erhalten hatte, sah im letzten Sonnenscheine ganz farbenprächtig aus.

Die Tante hatte, wie ich, die Neigung, grade das, was ihr zunächst lag und was sie am genauesten kannte, am liebsten zu betrachten, und wir sprachen davon, wie dabei eigentlich für die Beobachtung auch am Meisten gewonnen werde, weil keine Ueberraschung durch das Fremde uns beirrt. „Ich glaube," meinte sie darauf, „Du bist überhaupt ein guter Beobachter geworden!" — Sie rühmte darauf verschiedene Schriftsteller, und deren Beobachtungsgabe auf sinnlichem und geistigem Gebiete, und fragte

mich dann, ob mir der Roman „Clementine“ wohl vorgekommen sei?

Ich war die Frage nun schon gewohnt, aus dem Munde meiner Tante machte sie mir aber einen ganz andern Eindruck, und mit dem heftigen Herzklopfen, das mich bei der geringsten Gemüthsbewegung überfiel, bejahte ich die Frage. Sie blieb stehen, schien mir Etwas sagen zu wollen, besann sich dann aber und ging mit mir weiter. Sie mochte auf eine Mittheilung von mir warten, ich konnte sie ihr nach dem Versprechen, das ich meinem Vater gegeben hatte, nicht machen, und so schritten wir abermals unsern Weg hin und her, von diesem und von jenem sprechend, bis die Tante plötzlich sagte: „Hast Du einen bestimmten Grund, es mir zu verschweigen, daß Du die „Clementine“ geschrieben hast, so will ich nicht in Dich dringen, und mit Dir nicht davon sprechen, wie ich auch zu Keinem der Meinen — sie betonte das bestimmt — davon geredet habe, denn,“ fügte sie mit ihrem stillen Lächeln hinzu, „viel sprechen ist mein Fehler nicht; aber daß Du das Buch geschrieben hast, steht für mich fest.“

„Warst Du zufrieden?“ fragte ich statt der Ant-

wort. „Ja! durchweg zufrieden!“ entgegnete sie mir, und wir wanderten weiter, immer auf und ab, und Jeder wußte, was der Andre bei sich dachte. Es liegt ein großes Glück in solch keuschem, schweigendem Verstehen, und wenn man neben einem Menschen im Schweigen Befriedigung empfindet, dann liebt man ihn sicher, und ist seiner Liebe und seines Verständnisses eben so gewiß.

Nach einer Pause wollte sie wissen, was mich bestimmt habe, die Arbeit ohne meinen Namen drucken zu lassen. Ich nannte ihr den Willen meines Vaters als den Grund, sie stimmte ihm nicht bei, fand es aber natürlich, daß ich mich unbedenklich füge, und versprach mir strengste Discretion. Ich sah jedoch, daß sie noch etwas Andres auf dem Herzen habe, und endlich hob sie nach kurzem Nachdenken noch einmal an und sagte: „Es ist sehr gut, daß Du endlich über Deine Begabung in's Klare gekommen bist und sie brauchen gelernt hast, Tochter! — so nannte sie mich bisweilen, wenn sie recht liebevoll war — aber Dein Vater hat sicher einen andern Lebensweg für Dich gewünscht. Er hat mir davon einmal geschrieben. Warum hast Du Dich nicht verheirathet? Der Mann soll gut und brav gewesen sein, und man

kann sehr friedlich und in sehr würdiger Ehe mit einem Manne leben, auch ohne daß man eine besonders leidenschaftliche Liebe für ihn hat." — Ich wollte auffahren, denn grade von der Tante thaten diese Worte mir, nach meinem Begriffe, ganz entschieden zu nahe. Ich nahm mich aber zusammen und entgegnete: „Alles, was sich für Deine und meines Vaters Ansicht sagen läßt, liebe Tante! habe ich der Tante in meinem Romane in den Mund gelegt. Du siehst also, daß ich es weiß; aber Du solltest dafür auch wissen, daß ich nicht thun kann, was vielleicht für manche Andre möglich wäre!" — Sie seufzte, legte ihre Hand auf die meine, und sprach sehr mild und sehr traurig: „Eben weil ich das weiß, wünsche ich lebhaft, daß es anders wäre. Du bist verändert, Fanny! bist nicht mehr gesund. Es würde mir eine Beruhigung, eine große Beruhigung sein, Dich noch einmal recht glücklich zu wissen — und nicht mir allein würde es ein Trost sein!" fügte sie mit einer großen Innigkeit hinzu.

Ich bat sie, sich nicht um mich zu sorgen, versicherte sie der Wahrheit gemäß, daß ich mich jetzt viel wohler befände, als vor einiger Zeit, und sie trug Verlangen mir zu glauben. Als dann aber die

übrigen Hausgenossen hinzukamen, und wir dadurch unterbrochen wurden, wiederholte sie mir: „Denke daran, Tochter! der Tag, an welchem ich Dich recht zufrieden und glücklich sähe, würde mir eine wahre Sorge vom Herzen nehmen! und wie gesagt, nicht mir allein!“

So scharfsehend meine Tante war, konnte sie nicht ermessen, was sie mir mit dieser einfachen Unterredung geleistet hatte. Wort und Ausspruch sind unter verschiedenen Umständen nicht dieselben, das rechte Wort und der rechte Augenblick müssen zusammen treffen, um die rechte Wirkung zu erzeugen. Meine Geschwister und einzelne Freunde hatten mir häufig gesagt, daß meines Vetters Verhalten gegen mich kein fehlerfreies gewesen sei, ich hatte das selbst gefühlt und er selber hatte sich dessen angeklagt, aber ich wußte jetzt so gut und besser als er, was kein Anderer wissen konnte, wie viel Antheil meine eigene vorarbeitende Phantasie an meinen Schmerzen und Leiden gehabt, und jede von Dritten gewagte Anklage des geliebten Mannes war mir daher als ein Unrecht gegen ihn erschienen und hatte mich gereizt. Denn wer sich in dem Geliebten ein Ideal erschaffen, will lieber sich selbst beschuldigen, als den Geliebten

beſchuldigen laſſen. Alle die langen Jahre, während welcher ich ihn nicht geſehen, während welcher ich mit ihm nur im Geiſte beſchäftigt geweſen, hatten ihn mir dem wirklichen Leben entrückt, und mich ihn, obſchon ich wußte, daß er nicht mir gehörte, doch als mein Eigenthum und als mit mir verbunden betrachten laſſen; ja grade in der Zeit, ſeit welcher ich aus Selbſterhaltungstrieb auf allen Zuſammenhang mit ihm verzichtet, hatte ſich mein Denken an das Ideal, zu dem ich ihn mir gemacht, nur geſteigert, und ich hatte mich, als ich nach Breslau und wieder in das Haus ſeiner Eltern gekommen war, Anfangs kaum darin finden können, von ihm, wenn auch mit großer Liebe, ſo doch mit der kühlen Beſonnenheit der geſunden Vernunft reden und urtheilen zu hören.

Es lag etwas ſehr Ernüchterndes darin, wenn man der Einrichtungen für ſeine Wohnung, ſeines Gehaltes, ſeiner amtlichen Verhältniſſe, ſeiner geſelligen Beziehungen und ſeiner Ausſichten für die Zukunft, ohne allen Hinblick auf mich gedachte, wenn man ſich mit mir in der gleichmüthigſten Weiſe von ſeinem Thun und Treiben unterhielt, oder mir ſeine Briefe zu leſen gab, deren heiterer

Ernſt, deren entſchiedene Zufriedenheit mich neu und fremd bedünkten.

Jeder Tag, den ich in dem Hauſe meiner Tante verlebte, brachte mich ſolchergeſtalt mehr in die Wirklichkeit zurück; da aber der Weg aus einer Uebertreibung in die andre weit kürzer iſt, als der Weg von der ſchwindelnden Höhe der Leidenſchaft in die ſichere Ebene der geſunden Vernunft, ſo war ich nun plötzlich ſehr nahe daran, mich aller meiner heilig gehaltenen Qualen und Leiden, als einer wahren Verirrung zu ſchämen, über welche ich vor dem Geliebten ſelbſt erröthen müſſe, und in ein Mißtrauen gegen mich zu verfallen, das mir verderblicher geworden ſein würde, als Alles, was ich bis dahin erlebt. Mit einer Art ironiſcher Freude hatte ich mir, ſeit dieſe Anſchauung ſich meiner zu bemächtigen begonnen, jede mir theure Erinnerung als eine lächerliche Einbildung bezeichnet, und ich fing an irre zu werden an meinem Herzen, an meinem Verſtande, an meinem Ehrgefühl, ich war nahe daran, in einen neuen Abgrund zu ſtürzen, als das Wort meiner Tante mir rettend zu Hülfe kam.

Die ſanfte, nur andeutende Weiſe, in welcher ſie ihre und ihres Sohnes Empfindung für mich in

Univ. Bibl. München

Eines verschmolz, die schonende Liebe, mit welcher sie mich ihm gegenüber in mein Recht einsetzte, die Feinheit des Herzens, in der sie nicht von einem Unrecht ihres Sohnes, sondern nur von seinem Wunsche sprach, es vergessen und vergütet zu wissen, stellten mich in meinen Augen völlig wieder her; denn es giebt gar manche Fälle im Leben jedes Einzelnen, in welchen seine Kraft ihn verläßt, so daß sein eigenes Rechtsbewußtsein ihm nicht mehr genügt, und er des fremden Urtheils nöthig hat, um vor sich selber bestehen und in sich selbst wieder zu Einklang und Frieden gelangen zu können. Darauf beruht die Bedeutung der Sündenvergebung in der katholischen Kirche.

Von dem Augenblicke, in welchem Heinrich's Mutter mir mein Urtheil sprach, war ich frei und mir selber in jedem Betrachte wiedergegeben. Ich fühlte mich als einen neuen Menschen. Ich hatte zu verzeihen, und hatte einem Manne doch nicht viel zu verzeihen, der sich eine Schwäche, welcher kaum Einer an seiner Stelle sich nicht schuldig gemacht haben würde, selber als ein Unrecht vorhielt, welches er bereute. Zum erstenmale begriff ich die Möglichkeit einer neuen Zukunft und eines neuen gesunden Zusammenhangs mit meinem Vetter. Ich konnte frei von ihm sprechen,

freier an ihn denken, ich fing an mich ruhig und heiter zu fühlen in dem Zimmer, welches ich bewohnte, und — es war Heinrich's Zimmer.

Ich ging darin umher und nahm die Geräthschaften in die Hand, welche er benutzte, ich saß und schrieb an seinem Tische, ich stand und betrachtete seine Bücher. Es waren viele von seinen Arbeiten darunter. Schon gegen das Ende der dreißiger Jahre hatte Heinrich Simon neben seiner amtlichen Thätigkeit als praktischer Jurist, sich als Schriftsteller mit den preußischen Gesetzen und ihrer Bedeutung zu beschäftigen angefangen, und theils allein, theils im Verein mit gleichdenkenden Freunden, eine Reihe von Werken veröffentlicht, welche sich mit der Kritik, mit der Erklärung und Erläuterung der preußischen Gesetzgebung beschäftigten. Wenn ich diese Reihe von Büchern in seinem Zimmer stehen sah, wenn ich ihre Titel auf dem Rücken der Bände las, so trat mir die ganze Thätigkeit des vielbeschäftigten Mannes wie im Bilde vor Augen, und ich nahm wohl hier und da einmal solch ein juristisches Werk in die Hand, und blätterte auf gut Glück darin herum, und freute mich an den klaren Auseinandersetzungen, und an den einzelnen schlagenden

Worten und Sentenzen, die mir gelegentlich in die Augen fielen.

Vor Allem war es das Werk über die Gesetzgebung in Betreff der Juden, das meine Aufmerksamkeit auf sich zog; und daß wir Beide, ohne von einander zu wissen, mit demselben Gegenstande beschäftigt, für dieselbe gute Sache thätig gewesen waren, machte mir ein neues inniges Vergnügen. Während Simon das Recht der Juden auf staatliche Anerkennung und bürgerliche Gleichstellung, und das an ihnen begangene Unrecht durch die Rechtswissenschaft zu beweisen strebte, hatte ich in dem Gebiet der Dichtung ein Gleiches gethan, und wenn ich es auch in mir fest beschlossen hatte, Heinrich für's Erste noch nicht wiederzusehen, so mochte ich es mir doch nicht versagen, ihm aus der Ferne ein Zeichen zu geben, das ihn beschäftigen, ihn interessiren sollte, wenn schon es ihn nicht direkt an mich erinnern konnte.

Man hatte mir, als ich von Berlin fortgegangen war, die letzten Bogen der „Jenny" zur Revision gesendet. Nur der Titel des Buches war noch zu drucken, und ich hatte es mir vorbehalten noch ein Motto für dasselbe zu bestimmen. Ich hatte lange

nach einem solchen gesucht, hatte bald dieses, bald jenes gewählt, und war endlich bei einem Ausspruch Börne's stehen geblieben, als ich zufällig eines Tags noch einmal Simon's Werk über „die Verhältnisse der Juden in Preußen" in die Hand nahm, und folgende Stelle in demselben traf: „Ein Stamm, aus dem der Erlöser, die Madonna, die Apostel hervorgegangen, der nach tausendjähriger Verfolgung dem Glauben und den Sitten seiner Väter treu geblieben, nach tausendjährigem Drucke noch hervorragende Größen für Wissenschaft und Kunst erzeugt, muß jedem andern ebenbürtig sein!"

Solch ein Wort hatte ich gesucht, nun hatte ich es gefunden! Und mit diesem Motto ging denn mein zweiter Roman, ebenfalls ohne meinen Namen, in die Welt. Das Motto als Schleife und Erkennungszeichen für den Freund an dem verhüllenden Domino der Anonymität.

Sechstes Kapitel.

Es hatte in meines Vaters Absicht gelegen, daß ich in diesem Herbste noch irgend eine Reise unternehmen sollte. Er hatte an Dresden, an Wien gedacht, indeß ich hatte in Berlin unter meinen Bekannten Niemand gefunden, dem ich mich hätte anschließen können; an die Möglichkeit allein zu reisen dachte ich damals noch nicht, und ich hatte auch, nachdem ich einige Tage in Berlin gewesen war, die Erfahrung gemacht, daß ich es nicht wagen dürfe, mir selbst nur mäßige Anstrengungen zuzumuthen.

Die Ruhe und Zurückgezogenheit im Hause meiner Tante waren also eben das, was ich bedurfte, man hatte mich dort eben so gern, als ich gern dort verweilte, und wünschte mich bis zum Spätherbste in Breslau zu behalten. Indeß ich traute mir und meinen Empfindungen nicht, und beharrte bei meinem Vorsatz, für jetzt meinem Vetter

noch auszuweichen, und ihn nicht eher wieder zu ſehen, bis ich ihm innerlich völlig geſund und frei entgegen treten könne. Am Tage nach dem Geburtstage ſeiner Mutter, den ich noch mit ihr zu verleben gewünſcht, ſagte ich den Freunden Lebewohl, und als Heinrich zu den Seinigen zurückkam, war ich bereits wieder in Berlin, und fing an, mich dort bei einer meiner Verwandten, bei welcher ich wohnen ſollte, für einen längern Aufenthalt einzurichten.

Mit dem feſten Willen ein neues Leben anzufangen, ſah ich meine alten Berliner Freunde wieder. Ich kannte mich und das Menſchenherz bereits genugſam, um zu wiſſen, wie ſehr man es in ſeiner Macht hat, Herr über ſich und ſeine Verhältniſſe zu werden, wenn man ſich über ſie ſtellt; wie anders man ein Schickſal auffaſſen kann, je nach dem Standpunkt, von welchem man es betrachtet. Jahre lang hatte ich mich in die Vorſtellung eingelebt, daß ich ein altes Mädchen, und als ein ſolches ohne Hoffnung auf Freude und auf Glück ſei. Jetzt fing ich an mir zu ſagen, daß ich eine junge Schriftſtellerin ſei, daß ich einen Vater in leidlich ſorgenfreien Verhältniſſen und gute Geſchwiſter habe, daß

ich treue Freunde besitze und ein Talent, welches zu üben mir Freude bereite, während es mir eine gewisse Unabhängigkeit zu sichern versprach, und ich hatte ein Ziel vor Augen, das ich mit Begeisterung und mit Ehrgeiz verfolgte. Je öfter ich mir dies wiederholte, um so fester ward mein Glaube an diese vorzüglichen Güter; und der Glaube macht nicht nur selig, er macht auch stark.

Ich bekam Lust das Gute zu nutzen und zu genießen, das mir zu Gebote stand, Lust zu leben, wie ich sie lange nicht gehabt hatte, und die Lebenslust ist der Ballon, der uns in die Höhe trägt und uns dasjenige als Maulwurfshügel betrachten läßt, was uns kurz vorher noch als unübersteigliche Hindernisse bedünken wollte.

Bei meiner Wiederkunft nach Berlin gefiel mir die Stadt noch besser als zuvor. Die wiederkehrenden Kräfte, der befreite Sinn, die Unabhängigkeit, deren ich mir mehr und mehr bewußt zu werden begann, ließen mich Alles in einem freundlichen Lichte erblicken. Jedes Paar Handschuhe, das ich mir kaufte, jedes Glas Limonade, das ich bezahlte, gefielen und schmeckten mir, wie nie zuvor, denn ich kaufte und bezahlte es mit meinem eigenen, selbst-

verdienten Gelde. Ausgeben, sparen, schenken, Alles machte mir Vergnügen, und ich glaubte, nun könne ich Alles haben, oder eigentlich, nun gehöre mir schon die ganze Welt, weil ich ungefähr fünfhundert Thaler mein eigen nannte. Es war das thöricht, aber es war ein Stück Jugend darin. Zu Hause, wo wir, wie ich wußte, jährlich so und so viel tausend Thaler gebraucht hatten, waren mir fünfhundert Thaler nicht eben als eine große Summe vorgekommen, denn ich rechnete sehr gut, und wußte, wie weit wir damit reichen konnten. Hier in Berlin aber, wo ich für mich allein stand, wo ich gewahrte, wie gering im Grunde meine persönlichen Bedürfnisse seien, und wie sehr leicht ich eine Menge von Bequemlichkeiten missen konnte, deren ich zu Hause theilhaftig geworden und auf die ich sogar Werth gelegt hatte, hier fühlte ich auch in dieser Leichtigkeit mich zu beschränken, daß ich nicht alt war; und das Stückchen Jugend, das wie eine Handbreit von blauem Sonnenhimmel aus dem grauen Gewölk hervorsah, in das sich mein Leben bis dahin gehüllt, fing an sich breiter und breiter auszudehnen, und das mir fremd gewordene helle Licht belebte und erquickte mich, als ob es nicht aus meinem eigenen

Innern emporgestiegen wäre. Täglich entdeckte ich in mir neue Möglichkeiten mich zu freuen, und wenn ich mich manchmal mitten im vollen Strome heiterer Empfänglichkeit und lebhafter Genußfähigkeit daran erinnerte, wie krank ich gewesen, wie muthlos, wie alt, wie hoffnungslos ich mich noch vor wenig Monaten gefühlt hatte, so kannte ich mich kaum wieder, und begriff selbst nicht, wie diese Wandlung sich vollzogen hatte. Ist aber das biblische Wort: „Wer da hat dem wird gegeben", irgend wo völlig eine Wahrheit, so ist es für den Wohlgemutheten, denn diesem wird Alles ein neuer Anlaß sich in seiner Stimmung zu befestigen und zu steigern, und das Gefühl doppelter Genesung ließ mich an allen Ecken und Enden Vergnügungen finden, daß ich mir selbst bisweilen so komisch vorkam, wie der Berliner Posamentier in der alten Posse: „Er amüsirt sich doch!"

Abends unter den Linden, unter lauter Fremden spazieren zu gehen, blieb mir lange Zeit ein Hauptgenuß. So wanderten wir denn auch einmal, als es schon ziemlich spät war, die Charlottenstraße hinab, und sahen vor Meinhard's Hotel viel Leute und eine Ehrenschildwache, eine Strecke weiter,

bei Kranzler großen Auflauf, Jungen, die sich balgten, Gensd'armen, welche Frieden stiften wollten, Menschenmassen, die immer auf's Neue hinzudrängten. „Was giebt's?" fragte mein Gefährte. — „Es sind Russen angekommen, und die amüsiren sich damit, durch die Fenster Händevoll Geld auf die Straße zu werfen." — „Aber warum verbietet man das nicht?" — „Es sind Herren aus dem Gefolge des Kaisers!" antwortete man achselzuckend. „Der Kaiser ist mit dem Thronfolger und dem Herzog von Leuchtenberg Nachmittag unerwartet hier eingetroffen und von dem Stettiner Bahnhof mit zwanzig Droschken Gefolge in das Gesandtschafts-Hotel gefahren." — Das Hotel war denn auch durch alle Etagen glänzend beleuchtet, galonnirte Hofdiener liefen in den Straßen umher, die Hofequipagen rollten über das Pflaster, Generale in Galauniformen kamen von allen Ecken herbei, es war Alles in Bewegung und dazu der schönste Mondschein einer Septembernacht.

Am andern Morgen früh sieben Uhr weckte mich die Unruhe auf der Straße. Es war schon Alles auf, die Menschen wieder in fröhlicher Bewegung, Wagen und Reiter strömten dem Halleschen Thore

zu, die Damen in beſtem Putze, ein Wagen hielt auch vor unſerer Thüre, Bekannte kamen mich zu holen, es gab eine große Parade, ich ſollte ſie mit anſehen kommen. Es waren, wie man ſagte, zwölf tauſend Mann beiſammen, und mich dünkt, es war die erſte Parade, welche man die neu uniformirten Truppen machen ließ. Der Herzog von Braunſchweig, ein baieriſcher Prinz waren anweſend, und nun war der Kaiſer, den man nicht mehr erwartet hatte, noch dazu gekommen. Friedrich Wilhelm der Vierte führte ihm ſelbſt die Truppen vor. Ein Zug koloſſaler Armeegensd'armen ritt vorauf. Etwa hundert Schritte hinter ihnen, und eben ſo weit von den nachfolgenden Truppen entfernt ritt der König einen weißgezäunten Rappen mit feuerfarbener goldgeſtickter Chabracke. Er und alle ſeine Brüder waren damals noch kräftige Männer, die Frauen des königlichen Hauſes jung und ſchön, und unter der Reihe der Equipagen, in welchen die Damen des Hofes und die Frauen der Geſandten fuhren, war es eine, welche die Aufmerkſamkeit vor allen andern feſſelte, der Wagen der Henriette Sontag, der ſchönen Gräfin Roſſi, welche ich ſieben Jahre ſpäter in der Londoner Geſellſchaft und auf

der Londoner Bühne wiederſah, ehe ſie in Braſilien ihr zu frühes Ende fand.

Was mich an jenem Morgen am meiſten beſchäftigte, war die ganz außerordentliche Schönheit des Kaiſer Nikolaus. Seine Geſtalt und ſein Kopf hatten etwas, das unſerer Zeit nicht anzugehören ſchien. Man dachte an die trojaniſchen Helden, an die Nordlandsrecken, an irgend ein mythiſches Urbild männlicher Körperkraft, und ich habe weder vorher noch nachher einen Mann geſehen, der, wenn ein Zauberſpruch ihn plötzlich in Stein verwandelt hätte, ſo vollkommen den Anſprüchen genügt haben würde, welche man an die klaſſiſche Schönheit und Ruhe einer Statue macht. Aber das Geſicht war auch wie Marmor kalt und hart, und außer dem Ausdruck des Stolzes und des ſtarken Willens, wenig oder Nichts darin zu leſen. Der Herzog von Leuchtenberg, der Sohn Eugen's von Beauharnais, war ebenfalls groß und ſtark, und mit ſeinem ſchwarzen Haar und ſchwarzem ſtarken Barte, bei entſchieden franzöſiſcher Phyſiognomie, auch eine bedeutende Erſcheinung, aber neben dem Kaiſer Nikolaus ſchrumpfte Alles zuſammen, und mitten aus dem Gewühle der Generale und Prinzen, mitten aus den Menſchenmaſſen

hervor und Alles überragend, sah man immer den Kaiser in der weißen Uniform, das orange Band des schwarzen Adlerordens über der breiten Brust, und den goldenen Helm auf dem mächtigen Haupte.

Für mich lag der Reiz solcher Schauspiele allerdings weniger in ihnen selbst und in dem Glanze, der dabei entfaltet wurde, als in dem Gedanken an einem Orte zu leben, an dem sich immer Neues und Bedeutendes ereignete, und in welchem man im Vergleich zu meiner Vaterstadt also beständig die Empfindung hatte, sich mitten im Leben und mitten im Weltgetreibe zu befinden. Weit mehr noch als die einzelnen Gala- und Staatsaktionen interessirte mich das Leben des Volkes; denn die uns durch unsere ganze Erziehung eingeflößte Theilnahme für Alles, was die Thätigkeit des Gewerbes und die Verhältnisse der Gewerbtreibenden und der sogenannten arbeitenden Klassen anging, war durch die Richtung der damaligen Literatur noch erhöht worden. Wir befanden uns nämlich grade in den Tagen der „Mysterien". Sue hatte die Mysterien von Paris geschrieben, Bettina in ihrem Königsbuche die Zustände in dem Berliner Voigtlande aufgedeckt, und man war solchergestalt eigens darauf

hingewieſen, hinter den Figuren, welche uns täglich begegneten, irgend welche Beſonderheiten und Geheimniſſe zu vermuthen, und ſie ſich darauf anzuſehen. Der Schulmeiſter, die Chouette, die Rigolette ſpukten in allen Köpfen, und ich finde denn auch in den Briefen, welche ich in jener Zeit an meinen Vater ſchrieb, vielfache Notizen und Erzählungen über Perſonen und Begegnungen, welche mir innerhalb der gedachten Gebiete vorgekommen waren. Eine kleine Unterredung mit einer Bettlerin ſcheint mir ſo charakteriſtiſch für die Bettler-Induſtrie der großen Städte, daß ich mich nicht enthalten kann, ſie hierher zu ſetzen.

Schon bei meinem frühern Verweilen in Berlin hatten mich die blinden Muſikmacher in den Straßen intereſſirt, einmal weil bei uns in Königsberg dieſe Art des Bettelns noch gar nicht vorkam, und zweitens weil ich, an Berechnen ſolcher Dinge gewöhnt, mir nicht recht vorzuſtellen vermochte, wie der blinde Muſikant und ſein Führer zuſammen von den Almoſen leben konnten, die nicht eben oft und reichlich gegeben zu werden ſchienen.

Nun befand ich mich eines Mittags bei einer Freundin, als es plötzlich an ihrer Thüre klingelte.

Man öffnete, und eine ſtarke Stimme rief die Worte: die blinde Harfenfrau! in das Entree hinein. Meine Freundin erhob ſich und ging hinaus, es ſtand eine noch ganz kräftige Frau im Corridor, die Hausherrin reichte derſelben das Almoſen, welches ſie ihr allmonatlich zu geben pflegte, und fragte dabei, ob ſie nun ſchon Etwas ſpielen könne?

Ich ſah mir die Bettlerin an, ihre Augenlider waren krank, aber ſie ſah offenbar vollkommen gut, und war überhaupt in einem Zuſtande, der ſie anſcheinend zu jeder Arbeit befähigte, ſo daß ich ganz verwundert fragte, ob ſie denn die blinde Frau ſei, und weßhalb ſie die Harfe ſpielen lerne?

Mein Erſtaunen brachte ſie aber keineswegs aus ihrer Faſſung. Sie zuckte mit den Schultern, und antwortete mit einer völligen Unbefangenheit: „Sehen Sie, Fräuleinchen! das iſt, wie es ſo kommt! Ich habe an die zehn Jahre eine blinde Frau geführt, die die Harfe ſpielte, und die iſt mir voriges Frühjahr geſtorben. Nun bin ich auch ſchon zwei undfünfzig Jahre und ſchlimme Augen habe ich auch. Ich bin einmal nach der Charité gegangen und wollte mich kuriren laſſen, da haben ſie aber geſagt, für meine Augen wäre Nichts. Da dachte ich, was

ſollſt du machen? Aus der Arbeit war ich 'raus; meine Tochter dient bei einem Federviehhändler, die kann mir auch noch Nichts abgeben, denn ſie hat ſelber noch nicht viel; ich entſchloß mich alſo kurzum und lernte die Harfe." — „Aber wo bekamen Sie die Harfe her?" fragte ich. — „Die hab' ich mir gekauft." — „Was koſtet die Harfe?" — „Zehn Thaler! ich zahle monatlich einen Thaler ab." — „Können Sie Noten leſen?" — „Nein! ich lerne bei Rikkerten ſpielen, der lehrt es mich ſo in die Finger, der lehrt's Allen ſo in die Finger!" — „Was müſſen Sie dafür bezahlen?" — „Fünf Silbergroſchen für die Stunde." — „Wie viel Stücke können Sie?" — „Viere, aber erſt Eins ganz fertig. Wenn nun aber die langen Abende kommen, und man nicht mehr Luſt hat, ſo lange auf der Straße zu bleiben, weil's Geſchäft auch Abends nicht ſo geht, dann will ich's bis auf zehne bringen." — „Macht's Ihnen denn Vergnügen zu ſpielen, daß Sie ſo viel Stücke lernen wollen?" — „Das Eine, was ich kann, recht ſehr! aber die Andern die müßten Sie Rikkerten ſpielen hören, das iſt wie in's Opernhaus!" — Sie hatte wirklich eine Art von Enthuſiasmus für die Kunſtleiſtungen ihres

Lehrers, und als ich, darüber lachend, wissen wollte, ob er viel Schüler habe, antwortete sie, als ob die bloße Frage sie beleidige: „Schüler? Der? Das reißt gar nicht ab, von früh bis spät." — „Warum lassen Sie sich denn aber führen? Sie können ja ganz gut sehen, und sind ja stark genug, die Harfe zu tragen?" forschte ich weiter. — „Gott ja! tragen könnte ich sie schon, aber es sieht beweglicher aus, wenn mich Einer führt", bedeutete sie mich, „und es bringt sich denn auch ein." — „Was geben Sie der Frau, die Sie führt?" — „Fünf Groschen den Tag, denn das bekam ich auch!" — „Und wie viel nehmen Sie ein?" — „Wenn's Wetter schlecht ist, und sie gehen mit Regenschirmen, daß Keiner was aus der Tasche nehmen will, wird's manchmal nicht mehr als zehn Silbergroschen, ist's aber schön, und ich spiele im Thiergarten, dann sind's auch fünfzehn, auch zwanzig Groschen, und stoße ich just auf viele Fremde, dann auch fünfundzwanzig und darüber!"

Mich unterhielt der Hinblick auf diese Industrie, und auf den Ueberschlag ihrer Kosten und ihres Ertrags, welcher uns mit voller Freiheit und mit dem Gefühl ehrlicher Berechtigung, in allen ihren Einzelnheiten ohne alle Verlegenheit mitgetheilt wurde.

denn die Frau hatte ein Gefühl von Anſtändigkeit, wie Jemand, der das Gewerbe fortſetzt, welches er bei ſeinem Vorgänger erlernt hat. Ich habe bei ähnlichen Fragen und ähnlichen Mittheilungen in jenen Tagen müßigen Abwartens und Zuſehens gar viele ähnliche Details aus dem Leben der uns umgebenden Menſchen, theils durch abſichtliche Fragen, theils ganz zufällig erfahren, die mir ſpäter gut zu Statten gekommen ſind, und mich bei meinen Arbeiten vor manchen Mißgriffen bewahrt haben, weil ſie mich die Erfahrung machen ließen, wie verſchieden die Begriffe von Recht und Unrecht, von Ehre und Schande je nach dem verſchiedenen Bildungsgrade der Menſchen ſind, und wie falſch man zeichnet, wenn man die Empfindungen des einen Standes ohne Modifikationen auf einen andern überträgt.

Ich ſchlenderte damals im Leben, wie ein ſpazierengehender Botaniker umher, der ſich ohne beſtimmte Abſicht auf ſeinen Weg gemacht hat, und es dann doch nicht laſſen kann, beobachtend umher zu blicken, und aufzuſammeln, was ſich ihm auf ſeiner Wanderung Anziehendes für ſeine Herbarien darbietet. In dieſem geiſtigen Herumſchlendern gingen der Spätſommer und der Anfang des Herbſtes

mir vorüber. Im Oktober konnte ich meinen zweiten Roman, die „Jenny“ meinem Vater in die Heimath senden. Ich hatte viel Durchlebtes in denselben hineingelegt, so weit es das Verhältniß Jenny's zum Christenthum betraf, ich hatte nach meinem besten Vermögen in dem Roman die Sache des Volksstammes vertreten, dem ich angehörte, und einzelne Züge aus dem Charakter meines theuren Vaters in die Figur des alten Meier übertragen. Nun stand noch Heinrich Simon's schönes Motto auf dem Titelblatte, und ich hatte die feste Zuversicht, daß mein Vater Freude an der Dichtung haben würde, auf deren Erfolg in der Oeffentlichkeit ich aus vielen Gründen höchlich gespannt war.

Gleich nach Empfang des Romanes schrieb mein Vater mir: „Meine liebe Fanny! den herzlichsten, innigsten Dank meine liebe Tochter, für das mir gesendete Exemplar der Jenny. Ich werde solche jetzt gedruckt mit Bedacht und Freude lesen. Möge Deine Jenny Dir so viel Freude bringen, als Du gute Tochter! von jeher bemüht warst mir Freude zu machen, seitdem Du im Stande warst Recht von Unrecht zu unterscheiden. Der liebe Gott erhalte Dich und lasse es Dir immer wohlgehen; vor Allem

aber ſieh Du ſelbſt auf Deine Geſundheit. — Wie aber ſteht es mit der Anonymität? Ich bin ſehr dafür, daß ſie wo möglich erhalten werde. Schreibe mir aber, was Du darüber denkſt und was Du thuſt, damit wir gleichmäßig verfahren. Uebrigens haſt Du den Brief ja frankirt geſchickt. Biſt Du ſchon ſo reich mein Kind? — In Liebe Dein Vater."

Es war das der Ton voll weicher Zärtlichkeit, mit der er regelmäßig zu mir ſprach, wenn er meiner neuen Laufbahn und meines Strebens mich vorwärts zu bringen gedachte, und ich hatte meinen ſchönſten Lohn dahin, wenn mein Vater Freude an mir und meinen Arbeiten bezeigte. Denn wie ſehr mein Sinn auch auf Unabhängigkeit und auf das Leben in der Welt geſtellt war, ſo hing ich doch noch ſo feſt mit dem Vater und dem Vaterhauſe zuſammen, daß Alles, was ich erreichte, mir ſeinen wahren Werth erſt durch den Gedanken an die Wirkung empfing, welche es auf meinen Vater machen würde: alles Gute, das wir genießen, wird uns ja erſt zum Glück, durch ſeine Reſonnanz in einem von uns geliebten Herzen.

Der Hausordnung nach, hatten ſämmtliche außer-

halb des Hauses lebende Kinder, und im Jahre dreiundvierzig waren von uns acht Geschwistern nur noch vier Töchter bei meinem Vater, die Pflicht, spätestens alle vierzehn Tage ausführliche Nachricht von sich zu geben, so daß der Vater eine förmliche Chronik über unsere Tage besaß, die sehr unumwunden und ehrlich ausfiel, da wir ihm von ganzem Herzen vertrauen und seiner Nachsicht sicher sein durften, selbst wo wir nach seiner Meinung nicht das Rechte thaten. Er war weise genug, uns Raum für unsere Irrthümer zu gönnen, und es ruhig mit anzuhören, wenn unser Urtheil über Dinge und Menschen lange Zeit hindurch ein schwankendes blieb, wenn wir heute in den Himmel erhoben, was wir morgen als etwas Gewöhnliches und nach einiger Zeit vielleicht kaum noch als ein Gutes gelten ließen. Alles, was er diesen wechselnden Ansichten gegenüber zu thun pflegte, war, uns gelegentlich mit unsern eigenen Worten daran zu erinnern, um uns auf die Unzulänglichkeit unserer ersten Eindrücke aufmerksam zu machen, und uns Vorsicht und Maß gegenüber den neuen Bekanntschaften und Geduld und Rücksicht für ererbte Verbindungen anzuempfehlen.

Mein Umgangskreis hatte sich nun schon seitdem Jahre neununddreißig weiter ausgebreitet. Ich hatte namentlich im Bloch'schen Hause eine Reihe anziehender Bekanntschaften gemacht, war durch Frau Bloch in verschiedene Beamtenfamilien eingeführt worden, indeß es war in denselben wie in allen andern Gesellschaften, und eigentlich noch schlimmer. Man kam zusammen, um einen Toiletten- und Tafelluxus aufzuweisen, den man bei den meist sehr beschränkten Vermögensverhältnissen der preußischen Büreaukratie weit vernünftiger vermieden hätte, und von jener Berliner Gesellschaft, welche ähnlich der französischen des vorigen Jahrhunderts, die Menschen zu erfreulicher und fördernder Unterhaltung zwanglos zusammen führen sollte, fand sich im Leben kaum noch eine Spur, ja eigentlich nur noch die Tradition.

Man nannte die Namen der Personen, um welche sich jene aus den verschiedensten Ständen zusammengesetzte Gesellschaft versammelt hatte, Namen von hochgebornen Frauen, von Schauspielerinnen, von Jüdinnen, aber sie waren dahin, und nur aus der Zahl der Letztern lebten noch zwei hervorragende

Persönlichkeiten, die Hofräthin Henriette Herz und Frau Sara Levy.

Ich trug ein Verlangen, diese Damen kennen zu lernen, aber mir fehlte der Muth, die theilnehmende und verehrende Empfindung, welche ich für sie hegte, als ein Anrecht an sie zu betrachten, und so war ich schon lange in Berlin gewesen, ehe ich einer jungen Frau, welche von der Hofräthin Herz sehr hoch gehalten wurde, einmal den Wunsch aussprach, der Letztern zugeführt zu werden.

Die Hofräthin Herz war die Tochter eines jüdischen Arztes, eines Doktor Lemos, und siebenzehnhundert vierundsechszig in Berlin geboren. Fast noch ein Kind, kaum fünfzehnjährig, hatte man sie einem bedeutend ältern Manne, dem Doktor Markus Herz, verheirathet, der ein berühmter Arzt, und als solcher eben so, als um seines Geistes und seiner hervorragenden Bildung willen, weithin geachtet und gesucht war. Als Gattin dieses Mannes, von dessen Originalität und von dessen oft sehr drastischen Kuren ich in meiner väterlichen Familie noch manche auf eigenes Erinnern gegründete Erzählungen vernommen, hatte sie in Berlin ein großes Haus gemacht, bis ihr Gemahl zu Anfang des Jahrhunderts

gestorben war. Ihre Vermögenslage war bei seinem Tode keine glänzende, indeß war dieselbe damals doch noch ausreichend, ihr eine heißersehnte mehrjährige Reise nach Italien zu gestatten, und als sich nach ihrer Heimkehr aus dem Süden ihre Glücksumstände noch ungünstiger gestalteten, hatte die edle Frau es trefflich verstanden, sich mit würdiger Entsagung in die ihr auferlegten Beschränkungen zu finden, und nach wie vor voll Theilnahme an dem Allgemeinen wie an dem Persönlichen, voll Hülfsbereitschaft für Jeden, dem sie Etwas leisten konnte, der geistige Mittelpunkt eines großen und bedeutenden Menschenkreises zu bleiben.

Es war schon ziemlich spät am Tage und dämmrig, als ich zum erstenmale bei ihr eintrat. Die Hofräthin, welche ich immer als eine der schönsten Frauen ihrer Zeit bezeichnen hören, war damals schon in der Mitte der Siebenziger, und saß, eben von einem Krankheitsanfalle genesen, mit einem weißen Oberrock und einer weißen, etwas großen Haube angethan, in einem alten niedrigen Lehnstuhl, nahe an dem Fenster.

Sie empfing mich sehr verbindlich, obschon ich damals keinen äußern Anspruch irgend einer Art

vor ihr geltend zu machen hatte, wiederholte mir das Freundliche, was die Dame, welche mich ihr vorstellte, ihr über mich gesagt, und that eine Reihe jener Fragen an mich, welche wohlwollende, lebenssichre Menschen dem Neuling in der Gesellschaft als die Brücke unterbreiten, auf welcher er über die ersten Minuten hinwegkommen kann.

Ich hatte dabei Gelegenheit sie zu betrachten, und so alt und verfallen ihre Züge waren, die vollendete Regelmäßigkeit ihres Kopfes zu bemerken. Die große freie Stirne, die vorspringende Braue und der edle Schnitt der Nase waren noch unverkennbar, obschon der Mund tief eingesunken war und das Kinn dadurch hervortrat, auch die Augen sahen noch klug und freundlich in die Welt, und vor Allem war die Stimme noch sehr angenehm, die ganze Art und Weise ihres Behabens wohlthuend.

Da man ihr gesagt hatte, daß ich eine Königsbergerin sei, sprach sie davon, daß sie früher viel liebe Freunde in Ostpreußen gehabt, und in Tagen, welche vor meiner Geburt gelegen, dort mit vielen Personen in nahen Beziehungen gestanden habe. Sie fragte mich nach Einem und dem Andern unter

den noch Lebenden, erhob ſich dann plötzlich mi
der Langſamkeit, welche ihr körperlicher Zuſtand ih
auferlegte, aus ihrem Lehnſtuhl, und ich wurd
dabei von ihrer Größe überraſcht, die trotz ihrer Ge
beugtheit durch die Jahre, mir, nachdem ich ſie zu
erſt ſitzend erblickt, faſt unnatürlich erſchien. Schon
ihre Erzählungen von Zeiten, die für mich einer
ſehr fernen Vergangenheit angehörten, und von denen
ſie mit einem Ausdruck naher Gegenwärtigkeit ſprach,
hatten für mich etwas Mythiſches gehabt, nun die
große, magere Geſtalt, in dem weißen Gewande
im Dämmerlichte vor meinen Augen langſam hoch
und immer höher emporſtieg, hatte die Erſcheinung
gradezu etwas Geſſpenſtiſches, und ich hätte mich
kaum gewundert, wenn ſie ſich allmählich in Nebel
gehüllt und aufgelöſt, und ſich ſo meinen Blicken
entzogen hätte. Es war ein Eindruck, der mir für
immer unvergeßlich geblieben iſt.

Später, als ich ihr näher bekannt wurde und
ſie öfter beſuchen durfte, bemerkte ich, daß ihr Ober-
körper im Verhältniß zu ihrer Geſtalt eigentlich
klein war, ſo daß ſie ſitzend nur die gewöhnliche
Frauengröße zu haben ſchien, während ſie in der
Zeit ihrer vollen Kraft über die Höhe unſeres Ge-

ſchlechtes hervorgeragt haben und eine wahrhaft majeſtätiſche Frau geweſen ſein ſoll.

Sie wohnte, als ich ſie kennen lernte, in der Markgrafenſtraße in dem erſten Stockwerk eines alten und ziemlich verfallenen Hauſes. Ueber eine finſtre Treppe und einen eben ſo finſtern Flur trat man durch eine kleine kaum meublirt zu nennende einfenſtrige Stube in das zweifenſtrige Wohnzimmer ein, das mit der höchſten Einfachheit eingerichtet war. Keines von den modernen Möbeln, die wir jetzt beinahe zu den Unentbehrlichkeiten rechnen, keine Fauteuils, keine Canſeuſen, keine großen Spiegel, keine Nippesſachen, waren darin zu ſehen. Ein mattfarbiges Papier bedeckte die Wände, ein dunkler, grober Teppich den Fußboden. Es waren ein Sopha und Stühle da, auf denen man ſitzen konnte, ein runder Tiſch, um den man ſaß, es hing auch ein alter Spiegel über der Kommode, es fehlte eben kein Möbel von denen, welche dem nothwendigen Bedürfniß entſprachen, aber über dieſes hinaus war Nichts vorhanden, und doch vermißte man Nichts, ſondern man fühlte ſich behaglich, ſobald man eintrat, ja man kam ſich altgewohnt in dieſem Raume vor, weil man in demſelben Nichts zu beſehen und

zu betrachten, ſich über gar Nichts zu verwundern hatte. Selbſt die Büſte ihres Freundes Schleiermacher, welche auf dem Sekretair ſtand, und die Portraits, welche hie und da an den Wänden hingen, fielen nicht als etwas Fremdes auf. Man hatte ſie ſo oft geſehen, dieſe Bilder der beiden Humboldt's und ihrer großen Zeitgenoſſen; aber man blickte ſie in den Zimmern dieſer Frau doch noch mit andern Augen an als ſonſt, denn dieſe Frau hatte jene Männer in den Tagen ihrer Jugend gekannt, und ihr waren die Menſchen Lebensgenoſſen und nahe Freunde geweſen, in welchen wir aus der Ferne die großen Männer unſeres Volks verehrten.

Ich habe in ſpätern Zeiten, als die fortſchreitende Kunſtentwicklung und der noch ſchneller fortſchreitende Luxus, die reiche Ausſchmückung der Wohnungen zur allgemeinen Sitte werden ließen, oftmals daran gedacht, wie wenig die meiſten Frauen ihren Vortheil verſtehen, wie wenig Selbſtkenntniß ſie haben, und wie wenig ſie darauf denken, ſich und ihre Wohnung harmoniſch gegen einander abzuſtimmen. Unbedeutende Menſchen, unbedeutende Geſpräche, oder Unterhaltungen um Elendigkeiten nehmen ſich in prächtig aufgeputzten Räumen erſt

recht jämmerlich aus, und wie keine Frau eine auffallend prächtige Kleidung anlegen sollte, welche sie nicht zu tragen und sich dieselbe nicht so anzueignen weiß, daß ihre Kleider an ihr als ein Untergeordnetes, als ein Beiwerk erscheinen, so sollte man es noch weniger wagen, sich durch seine Umgebung in Schatten oder vielmehr in das rechte Licht setzen zu lassen; denn um sich unter bedeutender Pracht oder gar unter bedeutenden Kunstwerken schicklich zu behaupten, muß man nothwendig Etwas sein.

In dem Zimmer der Hofräthin Herz befand sich, so viel ich mich erinnere, nur ein einziges Bild, das den Anspruch machen konnte, ein Kunstwerk zu heißen. Es war das ein Portrait der Hofräthin selbst, welches sie als dreizehnjähriges Mädchen darstellte, und zwar wie die Sitte des achtzehnten Jahrhunderts es mit sich brachte, in einem antiken, irgend einer Göttin oder Muse entlehnten Costüm. Das Portrait war von der Malerin Therbusch, der Freundin Lessing's, gemalt, und so außerordentlich schön, daß man es nicht für wahr gehalten haben würde, wäre das Bild, welches der bekannte und verläßliche Portraitmaler Groß zu Anfang dieses Jahrhunderts von ihr gemacht, nicht noch viel vollen-

deter in ſeiner regelmäßigen Schönheit und ſtrahlender in dem Ausdruck von Verſtand und Güte geweſen.

Obſchon nun Niemand beſſer als die Hofräthin Herz in edle, kunſtgeſchmückte Räume hineingepaßt haben würde, ſo hob doch in ihrem Falle grade die ſchmuckloſe Einfachheit ihres Zimmers ihr eigenes Bild und die vornehme Würde ihrer Perſon, wie ein beſcheidener Hintergrund, nur mächtiger hervor. Wenn man ſie in der einfachſten Kleidung, von ſchlichteſtem Hausrath umgeben, in ihrem engen Zimmer ſah, und ſich erinnerte, daß die Schönheit dieſer Frau einen europäiſchen Ruf gehabt, daß ſeit ſechszig Jahren kaum ein bedeutender Mann gelebt, den ſie nicht gekannt, und der ſie nicht verehrt, daß Mendelsſohn und Mirabeau, daß Schiller und Göthe, Jean Paul, die Schlegel, Fichte, die Humboldts, Schleiermacher und Börne, daß die erſten Künſtler und Künſtlerinnen aller Länder, daß die Gebildeten unter den Fürſten und Herrſchern unſerer Zeit, der Schönheit und dem Geiſte dieſer Frau gehuldigt hatten!, ſo gewann die eingehende Freundlichkeit, welche ſie dem Geringſten angedeihen ließ, etwas Bezauberndes und Rührendes zugleich.

Selbſt als ich ſie ſchon länger kannte und die Gewohnheit das Ueberraſchende des erſten Eindrucks ausgeglichen hatte, überkam mich in ihrer Nähe ſtets jene Empfindung nachdenkender Feier, von welcher man ſich in den Ruinen großer Bauten aus vergangenen Zeiten ergriffen fühlt. Unwillkürlich ſah man den Zug der Geiſter an ſich vorüberziehen, welche ſich dieſer Frau einſt mit Neigung und Antheil zugewendet, unwillkürlich meinte man auf dem Antlitz der Greiſin den Wiederſchein vergangner Tage erblicken zu können. „Ich habe alle Menſchen gekannt!“ ſagte ſie einmal ſcherzend, als ich mich wunderte, wie genau ſie ſich einer nicht eben bedeutenden Perſon aus meiner Vaterſtadt erinnerte, und ich möchte ihrem Worte hinzu ſetzen: alle Welt hatte ſie gekannt! Denn wie ſie die Freundin unſerer geiſtigen Heroen geweſen, ſo war ſie für die nachfolgenden Geſchlechter zu einem geiſtigen Wahrzeichen von Berlin geworden, und wer ſie geſehen und gekannt hat, bewahrt noch heute ihr Andenken ſicherlich mit Liebe.

Es war ein Vergnügen, ſie ſprechen, und ein Genuß, ſie erzählen zu hören. Alle ihre anmuthigen und würdigen Eigenſchaften kamen dabei gleichmäßig

zur Geltung. Sie ſuchte niemals die Aufmerkſamkeit auf ſich oder die Unterhaltung an ſich zu ziehen, aber ſie war mittheilſam und das Sprechen machte ihr Freude, wie die Uebung einer Kunſt, in welcher ſie Meiſter war. Alles was ſie ſagte, zeugte von einem wohlgeordneten Verſtande, Nichts kam zur Unzeit, Nichts ungeregelt und wüſt hingeworfen zum Vorſchein, und doch machte nie Etwas den Eindruck der Berechnung oder der Abſichtlichkeit; denn ſie war ſo vollkommen harmoniſch ausgebildet, daß ſie ſich nur natürlich gehen zu laſſen brauchte, um eine edle und wohlthuende Wirkung auf jeden Menſchen hervorzubringen, der Sinn für das Edle und Schöne hatte.

Wenn ich ihrer und des Menſchenkreiſes denke, deſſen Bilder ſie gelegentlich vor unſern Augen aufrollte, ſo frage ich mich bisweilen, was jene Art der Geſelligkeit, von welcher ſie zu erzählen pflegte, und nach welcher wir uns ſehnen, von unſerer Geſellſchaft unterſcheidet, über die wir mehr oder weniger uns Alle beklagen, und die wir auf den veränderten Geiſt des Jahrhunderts zu ſchieben pflegen. Ich finde dann aber, daß dieſer ſogenannte veränderte Geiſt des Jahrhunderts ein eben ſo bequem

erfundenes Abstraktum ist, als der Geist der Weltgeschichte, der überall da in Scene gesetzt wird, wo die Menschen ihre Schuldigkeit nicht thun. Jeder Einzelne von uns hilft die Gesellschaft machen, jeder Einzelne von uns trägt also seinen Theil von Schuld an ihren Uebelständen, und wir gleichen in unsern Anforderungen an die Gesellschaft einem alten etwas einfältigen Urgroßonkel von mir, welcher mit Geringschätzung auf seine junge Nachkommenschaft zu sehen, und ihnen zuzurufen pflegte: „Zeigt mir unter den jetzigen jungen Leuten Einen, der so alt geworden ist als ich!"

Man stellt sich die Gesellschaft, welche zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts von so wesentlichem Einfluß auf die Kulturgeschichte unseres Vaterlandes geworden ist, immer nur als einen Kreis von Heroen vor, und vergißt darüber, daß diese Heroen nicht wie die Minerva fix und fertig auf die Welt gekommen, sondern lange Zeit junge, werdende, irrende, strebende und sich entfaltende Menschen gewesen sind. Man hört die Namen Humboldt, Rahel Levin, Schleiermacher, Varnhagen und Schlegel, und denkt an das, was sie geworden, und vergißt, daß die Humboldts ihrer Zeit nur zwei

junge Edelleute, daß Rahel Levin ein lebhaftes Judenmädchen, Schleiermacher ein unbekannter Geistlicher, Varnhagen ein junger Praktikant der Medizin, die Schlegel ein paar ziemlich leichtsinnige junge Journalisten gewesen sind, und daß ähnliche Elemente sich noch unter uns finden, daß, wenn auch nicht immer Geister ersten Ranges, so doch mitunter manche große Bildung, manch große Begabung, manch lebhaftes Vorwärtsstreben unter der Jugend vorhanden sind, die uns umgiebt. Aber die Meisten unter uns wollen nicht säen, nicht pflegen, sondern nur ärndten, und zwar in einer Weise ärndten, welche oft weniger darauf berechnet ist, uns satt, als Dritten einen Eindruck zu machen.

Nicht der Geist ist es, der unsern Gesellschaften fehlt, sondern die Liebe und die wahre Theilnahme. Unsere Gesellschaft ist mehr oder weniger egoistisch geworden. Die Menschen wollen empfangen und nicht leisten, wollen sich unterhalten lassen und nicht unterhalten, wollen für den Aufwand an Geld und Zeit, den die Gesellschaft sie kostet, Etwas haben was Parade macht. Sie wollen Plüschmeubel und Bronzerahmen, die in Erstaunen setzen, Speisen und Getränke, die auf ihren hohen Preis schließen

lassen, berühmte Namen, die den Gästen imponiren, und wenn sie das einmal oder ein paarmal im Jahre zusammen gebracht haben, so fragen sie weiter nicht danach, ob ihre Gäste auf den Plüschsopha's Langeweile oder Vergnügen gehabt, ob jene Celebritäten noch Lust und Neigung für die Geselligkeiten fühlen, ob sie irgend Jemandem eine wohlwollende Unterhaltung vergönnt, ob die Gäste mehr davon gehabt, als die Ehre sie von ferne zu betrachten, und ob die Wirthe selbst mehr davon getragen, als die Befriedigung einer leeren Eitelkeit und das Bewußtsein, die Sache nun glücklich hinter sich zu haben. Die Menschen sind Sclaven der Autorität geworden, und haben es darüber verlernt, selbst zu denken, selbst zu suchen und das Geistige zu entdecken, wo es sich zu regen beginnt, ja es auch nur da zu erkennen, wo es sich bereits entfaltet hat. — „Gott!" sagte mir einmal eine Dame, „daß der N. jetzt ein so berühmter Mann geworden ist! wie manchesmal hat der bei uns früher als Student in den Ecken des Salons herumgestanden, ohne daß man an ihn dachte, und jetzt kennt er uns nicht mehr!" — „Ja!" entgegnete ich, „er war zu achtzehn Jahren noch nicht sechsunddreißig, und hat es viel-

leicht zu sechsunddreißig Jahren noch lebhaft im Gedächtniß behalten, wie wenig man vor achtzehn Jahren an ihn dachte, als die Beachtung ihm noch eine Erquickung gewesen wäre."

Jenen liebevollen Sinn aber, welcher jedes Streben ehrt, jeder Begabung entgegenkommt, hatte die Hofräthin Herz sich noch in ihrem späten Alter erhalten, und er kam auch mir zu Gute. Formensicher, wie sie war, wußte sie mich den verschiedenen Personen, die ich bei ihr traf, in einer Weise vorzustellen, welche diese zu ähnlicher Rücksicht für mich aufforderte; und diese gleiche, fördernde Güte hatte ich auch in Frau Sara Levy angetroffen, welcher ich noch früher als der Hofräthin Herz vorgestellt worden war, und welche die Eigenschaft, eines der Wahrzeichen Berlins zu sein, in gewissem Sinne eben so wie die Hofräthin Herz für sich in Anspruch nehmen konnte. Sie war noch um ein Jahr älter als diese Letztere, und von Geburt Jüdin wie sie; aber während die Hofräthin in der Mitte ihres Lebens zum Christenthum übergetreten, war Frau Levy dem mosaischen Glauben treu geblieben, und hatte sich eine Mission daraus gemacht, die Vertreterin desselben zu sein, wo man sich gegen ihn erhob, und dabei jeden Fort-

schritt zur geistigen Bildung bei seinen Bekennern in der liberalsten Weise zu unterstützen. Eben so reich als die Hofräthin unbemittelt, eben so unschön, als diese schön gewesen, waren die Frauen von früher Jugend auf Freundinnen gewesen, und einander an Güte des Herzens und an Wohlthätigkeit völlig gleich; nur daß bei der Hofräthin Herz Alles was sie that ein Gepräge hoher weiblicher Anmuth an sich trug, während in Frau Levy überall ein gewisses männliches Wesen unverkennbar war.

Sie war eine Tochter des zu Friedrich's des Großen Zeiten viel genannten und sehr reichen Kaufmann's Itzig, der seinen Kindern eine vortreffliche Erziehung geben lassen, und dessen schöne Töchter, die Baroninnen von Arnstein und von Eskeles zur Zeit des Kongresses in Wien eine hervorragende Rolle in der Gesellschaft gespielt hatten. Von den äußern Vorzügen dieser beiden Schwestern hatte aber, wie gesagt, Frau Levy gar Nichts an sich. Sie war nur mittler Größe und mager, trug sich aber trotz ihrer sechsundsiebenzig Jahre straff und aufrecht, und ging, obschon sie auffallend schielte und ihr Auge kurzsichtig war, mit einer für ihre Jahre doppelt ungewöhnlichen Energie und

Kraft umher. Ihre Stimme war sehr tief, ihre Redeweise kurz und gebieterisch, wenn sie sich nicht eben in eine längere Unterhaltung einließ und es klang daher oft komisch, wenn sie freundliche und zuvorkommende Dinge im Tone des Befehlens aussprach. Als ich sie einmal gegen einen jungen Bekannten mit warmer Verehrung rühmte, meinte er: „Ich weiß das Alles und verehre die Frau wie Sie es thun, mir ist sie aber zu kriegerisch!“

Der Ausdruck brachte uns damals Alle zum Lachen, und doch lag etwas Richtiges darin, nur nicht das völlig Richtige. Nicht kriegerisch war sie, aber eine tapfere Frau, und diese Tapferkeit hatte sich grade damals — wenn auch nach meinem Sinne nicht an der rechten Stelle, wieder einmal bewährt. Frau Levy besaß und bewohnte das große Gebäude, welches sich hinter dem Packhof, fast von der Spree bis zu dem jetzigen neuen Museum hinzieht, und das in diesem Augenblicke noch erhalten ist. Sie hatte das Haus seit ein paar Menschenaltern inne, hatte es, wie sie mir einmal sagte, bezogen, als es noch ringsum im Felde gelegen, und es war mit dem großen, wohlgehaltenen und liebevoll gepflegten, von den prächtigsten Bäumen beschatteten Garten,

ein doppelt schöner Besitz, da solche weite Räumlichkeiten und so große Gärten in der volkreichen Residenz allmählich zu den Seltenheiten zu gehören begannen. Als nun Friedrich Wilhelm der Vierte den Bau des neuen Museums unternahm, hatte man, um dasselbe in der beabsichtigten Weise auszuführen, nicht nur ein Stück des Levy'schen Gartens nöthig, sondern auch ein Flügel des Hauses, und zwar eben der, welchen die Eigenthümerin selbst bewohnte, hätte niedergerissen werden müssen, und man hatte ihr deßhalb die darauf hinzielenden Kaufanträge unter den günstigsten Bedingungen zugehen lassen. Indeß Frau Levy besaß nicht jenen Gemeinsinn, welcher sein eigenes Behagen um des allgemeinen Besten willen ohne Weiteres aufgiebt, und während sie sich, wenn schon mit Ueberwindung, dazu entschloß ein Stück ihres Gartens abzutreten, so verweigerte sie es fest, ihre Wohnung aufzugeben. „Nach meinem Tode," sagte sie, „können sie das ganze Grundstück haben, und ich will Sorge dafür tragen, daß sie es billig bekommen; so lange ich aber lebe, bleibt mein Eigenthum mein, und da der König gern seinem Ahnen Friedrich dem Großen nachlebt, so will ich der Müller von Sanssouci sein,

der ihm Gelegenheit giebt, auf's Neue ein Eigenthum zu reſpektiren." — Die Baumeiſter reklamirten nach rechts und nach links, der König wollte den Bau in ſeinem Sinne gefördert wiſſen, achtete jedoch, ſelber originell und willkürlich, die fremde Willkür und Originalität, wenn es ſich eben ſo fügte. Er fand ſich alſo von dem ſtarren Feſthalten der Greiſin beluſtigt, und endlich erhielt, wie man mir erzählte, Alexander von Humboldt das Amt, hier vermittelnd einzuſchreiten. Aber er war ſelbſt ein Greis, er wußte was die gewohnten Räume dem Alter ſind, und es kam denn jenes Uebereinkommen zu Stande, in Folge deſſen Frau Levy ihr Haus unangetaſtet bewahrte, und nur einen kleinen Theil ihres Gartens für den Bau abtrat, wodurch man ſich denn genöthigt ſah, den einen Flügel des Muſeums ſchief zu legen.

Wenn man nun auch dies Feſthalten an dem Eignen, wo es ein für Jahrhunderte zu dauern beſtimmtes Allgemeines galt, nicht billigte, ſo war es doch ein Vergnügen zu ſehen, mit welcher Zufriedenheit die Greiſin ſich auf dem von ihr behaupteten Grund und Boden bewegte, wie es denn überhaupt ſehr anziehend war, das große alte Haus mit ſeiner

ganzen Altherkömmlichkeit zu betrachten. Es war in jenem, sich breit ausstreckenden Style gebaut, der mehr und mehr zu verschwinden droht, je höher jetzt der Werth des Grundes und Bodens steigt. Zweistöckig, mit breiten, flachgelegten Treppen, mit räumigen Fluren, mit großen, hohen Zimmern, machte es einen sehr ansehnlichen Eindruck in dem weiten, gepflasterten und mit einer Mauer eingeschlossenen Hofe, welcher die vordere Seite des Hauses umgab, und dessen alte Bäume demselben aus mäßiger Ferne Schatten verliehen, während sich hinter dem Hause der große Garten ausdehnte. Alles in dem Hause war alt, Alles zeugte von langhergebrachtem und gediegenem Reichthum. Der Kutscher und der Diener und die Kammerjungfer waren alt, und gehörten mit ihrer Herrin und mit dem Hause durch Verjährung zusammen, die Livree war altmodig, die Pferde auch nicht jung, aber wohlgenährt. In den großen Sälen, die nur ein oder ein paarmal im Jahre geöffnet wurden, glaubte man sich um ein halbes Jahrhundert zurückversetzt, in dem großen Gartensaal schien die Einrichtung aus noch früherer Zeit zu stammen, aber überall sah man, daß dieselbe einst den Anforderungen der Eleganz entsprochen

hatte, und wohlerhalten wie sie war, machte sie noch eine angemessene Wirkung.

Frau Levy bewohnte nicht das ganze Haus, indeß selbst die Personen, welchen sie die ihr überflüssigen Theile desselben vermiethet hatte, waren alt und gehörten in den Bereich der Vergangenheit. Die Staatsräthin Uhden mit ihrem feinen geistvollen Gesicht und den schönen langen, grauen Locken, das Fräulein Itzig und Madame Ephraim, beide Schwestern von Frau Levy, das Fräulein Veitus, waren Alles alte Damen, und man ging in ihrer Gesellschaft wie in den Alleen eines alten französischen Parks umher; man erfreute sich ihrer und wußte doch, daß ihre Zeit vorüber war.

Ungemein unterrichtet und voll von großen, ernsten Interessen, hatte Frau Levy, ebenso wie die Hofräthin Herz, fast alle bedeutenden Menschen ihrer Zeit gekannt, aber sie war über die Vergangenheit weniger mittheilsam als Jene, und überhaupt, wie es mir scheinen wollte, mehr auf das Abstrakte als auf das Persönliche gestellt. Es geschah wohl einmal, daß sie erzählte, wie Achim von Arnim und Bettina Brentano sich bei ihr im Garten verlobt, während der Friseur sie selbst frisirt, und wie Bet-

tina dann zu ihr in das Zimmer hinaufgekommen sei, und sich mit den Worten an den Friseur auf den Fenstertritt gelegt: „Hör' Er! bau Er der Madame Levy nur heute 'was Ordentliches auf, denn ich hab' unten eben mit dem Arnim Verspruch gehalten!" Aber dergleichen Mittheilungen kamen verhältnißmäßig doch nur selten vor. Dafür aber stand sie noch lebhafter als die Hofräthin in den Interessen der Gegenwart, und während die Erstere, theils aus christlich religiösen Empfindungen, die bei ihr entschieden vorherrschend geworden waren, theils aus Liebe für das Königshaus von Preußen, der beginnenden revolutionairen Bewegung der Geister nur mit einer Art von Scheu zu folgen vermochte, war der frische kräftige Geist von Madame Levy immer muthig angeregt, und völlig bei der Sache. Als ich ihr einmal von den Königsberger Zuständen erzählte, und dabei scherzend die Worte aus Scribe's „Camaraderie" brauchte: „Wir Jungen sind alle à la tête de la jeune phalange!" erwiderte sie lächelnd und den Kopf schüttelnd, mit ihrer tiefen Stimme: „Erlauben Sie! wir Alten sind das auch!" In solchen Augenblicken war sie prächtig!

Ihre Zeit war sehr fest eingetheilt. Sie hatte

außer einer Dame, welche die Gesellschafterin ihrer blinden Schwester gewesen war, und welche sie bei sich behalten hatte, einen Vorleser in ihrem Hause, weil sie gern ernste Sachen las, und es nicht liebte, den Erklärer bei Denen zu machen, von welchen sie sich vorlesen ließ. Dafür waren einige Stunden täglich festgesetzt. Ein paar andere Stunden gehörten der Armenpflege, die sie im großartigsten und tüchtigsten Sinne betrieb. So erinnere ich mich, daß ich sie einmal in einem ganz entlegenen Stadttheil, in welchem ich für meinen Vater eine Commission auszurichten hatte, aus ihrem Wagen steigen und in ein neu gebautes Haus eintreten sah. Als ich sie später fragte, wie sie dahin gekommen sei, sagte sie einfach: „Ich habe dort einen armen Mann mit einem kleinen Geschäfte etablirt, und ihm von meinen Leuten die alten Regale, die ich ihm gekauft, neu anstreichen lassen. Da wollte ich sehen, ob das ordentlich gemacht sei."

Um Mittag fuhr sie mehrere Stunden umher, machte Besuch bei ihren alten Freundinnen, sprach bei ihren Großnichten und Großneffen vor, denn sie hatte keine eigenen Kinder, und ging festen Schrittes und immer allein eine Stunde im Thiergarten spa-

zieren, den alten Ludwig, ihren Diener, hinter sich. Zweimal in der Woche hatte sie regelmäßig Besuch: am Donnerstag ein Diner, zu welchem zehn bis vierzehn Personen geladen waren, am Sonnabend Thee, zu dem sich die Bekannten ihres Hauses nach Belieben einstellten, und den sie bis auf ihre letzten Lebenstage selbst, und stehend und dabei conversirend, für ihre Gäste zu bereiten pflegte.

Das Originellste aber waren jene Mittagbrode, bei denen man sich, wenn man wie ich und andre von ihr eingeladene Personen, nur dreißig Jahre zählte, immer wie ein Kind erschien, denn die Mehrzahl der Gäste waren Greise. Ich vergesse den ersten Eindruck dieser Tischgesellschaft nicht. Frau Levy zählte damals siebenundsiebzig, die Hofräthin Herz, ihr zur Seite, sechsundsiebzig Jahre, ein kleines Fräulein Chodoviecki, das immer einen uraltmodischen weißen Atlashut auf hatte und auf einem Stuhlkissen saß, mochte noch weit älter sein, der bekannte Criminaldirektor Hitzig, ein Neffe von Frau Levy, die einst so schöne und jetzt noch als Greisin unter uns lebende Marianne Saaling, und eine alte Sängerin, die ihr fünfzigjähriges Jubiläum als Mitglied der Singakademie gefeiert hatte, bildeten

den Stamm des Zirkels. Es war mir mitunter, als fände ich mich an König Arthus' Tafelrunde versetzt, wenn ich diese alten, verwitterten Gesichter ansah, die alle in ihrem Verfalle, schweigend von der Vergänglichkeit des Menschen predigten. Sie hatten einst Alle „à la tête de la jeune phalange" an der Spitze der Bewegung gestanden. Diese hinfälligen Frauen waren es gewesen, deren Geist und Bildung die Schranken des Kastengeistes durchbrochen, die aus eigener Machtvollkommenheit in Berlin die Gewalt der Vorurtheile besiegt; diese Greisinnen und ihre Gesinnungsgenossen, diese Jüdinnen waren es gewesen, welche sich aus dem Pariathume ihres Volkes erhebend, die Bildung als den höchsten gültigen Adel zu vertreten, und so eine Befreiung und eine Cultur der Geister in ihrer Vaterstadt herbeizuführen gewußt hatten, welche der geringere Sinn ihrer Nachkommen nicht zu behaupten verstanden hat. Das war es, was mich zu diesen Frauen hinzog, was mich ihnen in liebender Verehrung nahen machte; das ist es, was die Nachwelt in ihnen zu verehren hat — und vielleicht war es die Einsicht, daß ich Verständniß für ihre Bedeutung hatte, daß ein Zug ihres selbständigen und das

wahrhaft Menschliche wollenden Geistes auch in mir lebendig war, was mir ihre Theilnahme und ihre Beachtung gewann.

Wie die Lebensläufe und Glücksgüter der Einzelnen auch verschieden gewesen, Eins besaßen sie Alle in gleichem Grade, so Männer als Frauen, jenes Wohlwollen und jene Duldsamkeit, welche das Kennzeichen vollendeter Bildung sind, jene höhere Menschenliebe, welche es erfahren hat, was man einander durch behutsame Rücksicht und eingehenden Antheil da zu leisten fähig ist, wo sonst keine Hülfe nöthig oder möglich ist. Sie waren menschliche Menschen, treue Freunde, freundliche Lebensgenossen, und bewegliche Geister und Gemüther. Darum fühlten selbst die Jüngsten sich wohl in ihrer Nähe, und es leben noch Viele neben mir, die sich erinnern werden, wie vor zwanzig Jahren die übermüthige Lust der Lebensfülle uns oftmals bei diesen Mittagbroden überkam, daß wir im Hinblick auf alle die Greise und Matronen unseres eigenen Lebens gar kein Ende absehen zu können meinten, und uns in Witzen und Scherzen ergingen über die vorsündfluthlichen Speisen und Gerichte, und über die bequeme Weise, in welcher die Dienerschaft ihr Amt

verſah. Wir waren wie Knaben, welche die Pflaumen von den Bäumen eines Kirchhofs pflücken, und lachten wie Penſionaire am Anfang ihrer Ferien lachen, ſo lange ſie glauben, daß dieſe niemals zu Ende gehen. Wir hatten es noch nicht erfahren, wie ſchnell die Tage enteilen, wenn man den Höhepunkt des Lebens überſchritten hat; wir dachten nicht, daß zwanzig Jahre ſo raſch vorübergehen, und wie die Zeit bald kommt, in welcher wir ſelber zu den Repräſentanten der Vergangenheit gehören werden!

Siebentes Kapitel.

Ich war mit dem festen Vorsatz nach Berlin gekommen, meine schriftstellerische Anonimität aufrecht zu erhalten, und meines Vaters Wünsche hatten mich in dieser Absicht bestärkt; indeß mein Cousin August Lewald, der mir früher zu dem gleichen Verfahren gerathen, mochte durch die günstige Aufnahme, welche meine Romane gefunden, anderer Ansicht geworden sein, denn im Herbste, als ein paar Männer meiner Bekanntschaft von Baden-Baden zurückkehrten, wo sie bei einem längern Aufenthalte August Lewald kennen gelernt, brachten sie die Nachricht mit zurück, daß mein Vetter sich bei ihnen genau nach mir erkundigt, daß sie ihm mein Aeußeres und meine Art und Weise hätten schildern müssen, und daß er ihnen dafür erzählt, wie ich recht viel Talent für die Romandichtung besäße, und daß

mein zweiter Roman, welcher ſoeben die Preſſe verlaſſen, ihm noch beſſer als der erſte gefallen habe.

Man ging mich nun mit Fragen an, ich ſollte ſagen, was ich geſchrieben hätte, indeß ich lehnte die Sache ſcherzend ab, um meinem Verſprechen treu zu bleiben, bis eines Tages Frau Bloch, welche mir ihre Güte nach wie vor erhalten, Zeuge einer ſolchen Unterhaltung wurde, und mir meine Diskretion als eine Thorheit vorſtellte.

„Du haſt mir einmal vertraut," ſagte ſie, „daß Du Dir das Geld zu Deinem Aufenthalte in Berlin ſelbſt verdient haſt, und ich habe das ſehr reſpektabel gefunden und mir natürlich vorgeſtellt, daß Du es durch literariſche Thätigkeit erworben haſt. Da Du aber Gewicht darauf gelegt, mir das Nähere vorzuenthalten, habe ich nicht in Dich dringen mögen, und weiß alſo bis jetzt nicht, was Du geſchrieben haſt. Indeß da Du keines Falls Deine Arbeiten lediglich nur zu weltbeglückenden Zwecken unternommen, ſondern um Dir mit ihnen nebenher einen Weg in's Leben zu bahnen und Dir eine Stellung zu machen, ſo iſt es unvernünftig, Dir durch Deine Anonymität die Vortheile zu entziehen, deren Du theilhaft zu

werden wünschest. Wenn Du mir Dein Geheimniß vertrauen willst, will ich mich der Mühe unterziehen, es auszuplaudern, und das wird Dir sehr nützlich sein."

Frau Bloch konnte bei solchen halb scherzhaften halb ernsten Gesprächen so anmuthig sein, und ihre Gründe waren so unwiderleglich richtig, daß ich mich ihnen fügte, und ihr noch an demselben Tage die Romane brachte. Sie und ihr Gatte hatten Freude daran, und Freude auch an mir. „Sie werden zu Etwas kommen," sagte er mir, „denn Sie wissen was Sie wollen! Das wissen aber eigentlich nur Wenige. Die meisten Menschen wollen Allerlei, und möchten das Allerlei gelegentlich für sich bereitet finden, darum erreichen sie auch gewöhnlich nichts. Wer aber Eine Sache ordentlich will, und auch die Mittel will, welche zu seinem Ziele führen, der erreicht es!"

Mein Verhältniß zu den trefflichen Menschen wurde nun ein anderes, und ich hatte mich ihres Rathes, mich als den Verfasser der „Clementine" und „Jenny" zu nennen, nur zu erfreuen. Auch mein Vater sah bald das Zweckmäßige dieses Schrittes ein, nur meine noch im Vaterhause lebenden Schwe-

stern schrieben mir dagegen. Sie baten mich, aus Rücksicht auf sie, nicht als Schriftstellerin aufzutreten, sie beschworen mich, wenn es noch Zeit sei, die Anonymität zu bewahren, und folgten darin irgend einem mir unverständlichen dunkeln Drange, über dessen Bewegg ünde sie sich wahrscheinlich eben so im Unklaren befanden, als ihre Briefe mich darüber im Unklaren ließen. Sie waren zum Theil noch so jung, und Alle natürlich noch so unerfahren, daß ihr Meinen und Denken nicht eben von Gewicht war, wo es über ihr persönliches Wünschen und Wollen hinausging. Keine von ihnen hatte mir auch angegeben, was sie davon befürchtete, wenn man mich als den Verfasser der „Clementine" und „Jenny" kennen würde, aber sie waren einig darüber, daß es ihnen unangenehm sein müsse, wenn man in ihrer Gegenwart davon spräche, unangenehm, daß man mich nun in den Zeitungen nennen und beurtheilen würde, unangenehm auch, daß ich nun doch für Geld arbeite, und so gaben sie es mir denn ernstlich zu bedenken, daß ich doch unseres Vaters Tochter sei, und danach zu handeln habe.

Ich würde der thörichten Grille gar nicht erwähnen, welche den Schreiberinnen jener Briefe

jetzt gewiß selbst sehr komisch vorkommen mag, wäre sie nicht ein Beweis dafür, wie sich in enggeschlossenem Familienleben grade in den Köpfen des weiblichen Geschlechtes eine Menge von unbestimmten Empfindungen in unklare Gedanken, und endlich in eine Art von Familienhochmuth verwandeln, der sehr nachtheilig wirkt und von dem das Leben mit seinen schweren Erfahrungen kaum im Stande ist, die davon Befallenen zu heilen. Aus diesem Familienhochmuth entsteht dann jene Ansicht von der Solidarität der Familienmitglieder, welche für den Einzelnen im besondern Falle zu einem wahren Hemmschuh werden kann. Denn während wir im Allgemeinen nach Gleichberechtigung der Stände schreien, und vortrefflich von den Menschenrechten zu reden wissen, pflegen die meisten Familien in sich einen Kastengeist, der weniger den freien Ansichten des neunzehnten Jahrhunderts als den uralten Gesetzen der Hindus angemessen ist. Hatte ich es doch selbst als eine Demüthigung empfunden, das erste selbstverdiente Geld in die Hand nehmen zu müssen, und wenn ich nun auch über jenen braminenhaften Familiengeist schon lange hinausgekommen war, so verdarb er mir doch damals noch manche gute Stunde

— und aus Stunden ſetzt unſer Leben ſich zuſammen!

In Berlin hob nun für mich eine neue und gute Zeit an. Ich war wie ein Schiff, das lange fertig auf dem Stapel gelegen, und das endlich flott gemacht, fröhlich und leicht in den hellen friſchen Strom hinabſchießt, deſſen wellige Fluthen es heben und tragen, und ich konnte an mir ſelber die Erfahrung machen, welch einen Vorzug Diejenigen beſitzen, die einen bekannten und anerkannten Namen mit ſich auf die Welt bringen. Ein Name iſt wie ein Piedeſtal. Er hebt den Menſchen aus der Maſſe empor, er kennzeichnet ihn, und was ſein Träger Gutes und Lobenswerthes leiſtet, wird ſchneller bemerkt, günſtiger beobachtet und kommt ihm bald zu Nutze, während man zu gleicher Zeit nachſichtiger für die Mängel, Schwächen und Fehler Derjenigen iſt, welche in ihrem Namen und in ihren Leiſtungen ein Gegengewicht zu bieten haben. Darin liegt etwas Verführeriſches, und es fing mir plötzlich einzuleuchten an, wie man ſich im doppelten Sinne gegen dieſe Verlockung zu wehren habe.

Was iſt denn jetzt anders an mir geworden? fragte ich mich oft mit einer heimlichen Gering-

ſchätzung gegen die Perſonen, die mir mit einemmale freundlicher zu begegnen anfingen, ſeit ſie wußten, daß ich ein paar Romane geſchrieben hatte. Ich war jetzt nur älter als vor drei Jahren, aber die jungen Männer, welche mich bei den Bällen ſonſt als altes Fräulein ruhig hatten ſitzen laſſen, ſuchten mich nun auf, und ich hatte unter den angenehmſten Tänzern zu wählen, ſofern ich tanzen wollte. Ich ſah noch immer nicht geſund aus, man hatte mich im Oktober noch ſehr verblüht gefunden, im Januar fand man mich intereſſant. Ich war jetzt nicht geiſtreicher, nicht klüger, nicht unterrichteter als vorher, aber was ich ſagte und that wurde mir mit einemmale auf das Allerbeſte ausgedeutet, und Menſchen, welche mich ſonſt ſo ruhig wie einen Gueridon in der Ecke hatten ſtehen laſſen, ſuchten nun mir vorgeſtellt zu werden, und konnten ihres Intereſſes an mir kein Ende finden.

Ich würde unwahr ſein, wenn ich ſagte, daß mir dies nicht Vergnügen gemacht, und daß meine Eitelkeit darin nicht bisweilen eine Befriedigung gefunden hätte. Indeß ſtarkes Selbſtgefühl bewahrt vor jener Art von Eitelkeit, die ſich auf die Dauer an kleinen Erfolgen zu erfreuen vermag, und ſo kam

es, daß die Aufmerksamkeit, welche man mir zuwendete, mich eigentlich abgeschlossener machte, als ich es vorher gewesen war; und weit entfernt, daß die plötzliche Zuvorkommenheit der Leute mich für sie eingenommen hätte, gab sie mir, nach meinem damaligen Empfinden, nur einen Maßstab für die Unselbstständigkeit ihres Urtheils an die Hand.

Für meine alten Freunde und Gönnerinnen, für Herrn und Frau Bloch, für die Hofräthin Herz und für Frau Levy blieb ich die Alte, nur daß sie eine leichtere Handhabe gefunden hatten, mir mancherlei Annehmlichkeiten des geselligen Verkehres zuzuwenden, und daß sie mich aufforderten und ermunterten, meine Romane als Einführung bei denjenigen Personen zu benutzen, welchen zu begegnen mir wünschenswerth, und die mir durch die Vermittlung meiner Bekannten nicht zugänglich waren.

Der erste von den Berliner Schriftstellern, den ich kennen gelernt, war Doktor Häring, Wilibald Alexis, gewesen. Er war ein Hausfreund der Bloch'schen Familie, hatte eine schöne und liebenswürdige Engländerin, Lätitia Percevall, geheirathet, deren junge und eben so schöne Schwester die Gesellschafterin von Frau Bloch war, und ich hatte ihn schon im

Winter von neununddreißig oft gesehen. Sein „Cabanis“, seine im Chronikenstyl gehaltenen märkischen Romane hatten mir ihrer Zeit viel Freude gemacht, und ich beschäftigte mich damals oft damit, mir innerhalb des jetzigen Berlin, jenes Berlin der Vorzeit wieder hervorzusuchen, dessen Grenze die Spree gewesen war. Gar oftmals bin ich durch die Straßen der Königsstadt und in Neu-Cöln einsam umher gegangen, um es mir vorzustellen, wie einst die lange Brücke sich auf Pfahlwerk weit über die überschwemmten Spreewiesen hingezogen, und wo einst das Kloster der grauen Brüder gestanden, wo die Waldemar's und wo der Roland von Berlin ihr Wesen getrieben und wie es an der Stechbahn damals ausgesehen. Denn wie mich einst die galante Reckenhaftigkeit der Fouque'schen Ritter entzückte, so hatte später die Uckermärkische biderbe Ungeschlachtheit einen gewissen Reiz für mich behalten, und wenn ich bei dem Lesen seiner Romane an Wilibald Alexis gedacht, hatte ich ihn mir freilich nicht als einen Roland von Berlin, aber doch mindestens unter dem Bilde eines deutschen weiland Turners und Burschenschafters vorgestellt, dessen mannhaftes Auftreten an seine Helden wenigstens

erinnern konnte. Ich war daher höchlich betroffen gewesen als ich den etwa vierzigjährigen Doktor Häring zuerst erblickt hatte. Seine mittelgroße und damals noch nicht starke Figur, sein freundliches, von dunkelm Haar und dunkelm Bart umgebenes Gesicht, seine schnellen und etwas unsichern Bewegungen, verbunden mit einer gewissen halb verlegenen, halb verbindlichen Sprechweise, standen in schroffem Gegensatz zu dem Bilde, welches ich mir von ihm gemacht hatte, und die sanfte, einfache Weise, in welcher er sich in der Unterhaltung gab, die große Anspruchslosigkeit, mit der er auftrat, ließen vollends zu keinem Vergleiche zwischen ihm und seinen Helden Raum. Ebenso wenig aber konnte man sich es erklären, wie dieser durchaus mild gesinnte Mann zu der Vorliebe gekommen war, mit der er sich bei der Herausgabe seines Neuen Pitaval in Mord- und Criminalgeschichten versenkte, und wer ihn vollends in seiner anmuthigen, edeln und dabei bescheidenen Häuslichkeit, an der Seite seiner liebenswürdigen Frau gesehen hatte, mußte sich doppelt verwundern, wie grade er auf das Reckenhafte und auf das Schreckliche eine solche Vorliebe verwenden konnte. Man wurde unwillkürlich zu dem

Gedanken verleitet, daß auch im Menschen ein Element sei, aus welchem heraus die Gegensätze sich suchen, wie dies in der Natur bei den Farben geschieht; denn herzensfreundlicher, verträglicher und friedlicher konnte man nicht sein, als der Verfasser des „Roland von Berlin", des „falschen Waldemar", des „Urban Grandier" und der „Hosen des Herrn von Bredow", sich darstellte, und nur den „Cabanis" hätte man ihm nach seiner Art sich zu geben, schon als einem Abkömmlinge der französischen Colonie, zutrauen mögen.

Auch Doktor Häring rieth mir, nun das Geheimniß meiner Autorschaft am Ende war, das „Handwerk zu begrüßen" und so schrieb ich denn eines Tages an Bettina von Arnim und an Frau Paalzow, schickte Jeder ein Exemplar der „Jenny", und bat um die Erlaubniß, ihnen meinen Besuch machen zu dürfen. Bettina antwortete mir gar nicht, und kam erst vier Jahre später einmal ganz unerwartet zu mir, Frau Paalzow aber schrieb mir noch an demselben Tage, daß ich sie an jedem Morgen zwischen zwölf und zwei Uhr zu Hause finden würde, und am zehnten Januar des Jahres vierundvierzig — ich finde dies Datum in dem Briefe

an meinen Vater, in welchem ich ihm von diesem Besuch erzählte — ging ich um Mittag nach der Kantians Straße, in welcher Frau Paalzow zusammen mit ihrem Bruder, dem Maler Wach, das zweite Stockwerk des Hauses Nummer fünf bewohnte.

Das Haus war neu und schön, und der erste Anblick ihrer Wohnung überraschte mich außerordentlich. Durch einen Salon, der am obern Ende, wo das eine Sopha stand, eine tiefe Nische hatte, und der im edelsten Style mit Oelgemälden, Kupferstichen, Statuen und mit Blumen geschmückt war, welche letztere überall angebracht waren, wo es sich schicklich thun ließ, trat ich in das mit schweren Portièren verhängte Arbeitskabinet. Es lag in einem thurmartigen Anbau des Hauses, war rund und hoch, und bot aus den Fenstern eine schöne Aussicht auf die Spree und auf die am Wasser gelegenen Partien des königlichen Gartens von Monbijou. Die Wände waren mit Holz getäfelt, eine Bibliothek in schönen Borden nahm einen Theil derselben ein. An einer Wand zog sich auf einer Estrade eine Art von Divan hin, mitten in der Stube, an einem Tische saßen Frau Paalzow und zwei andre Damen, die erstere mit dem Ausbessern

von Handschuhen, die beiden Andern mit Stickereien beschäftigt.

Ich erkannte Frau Paalzow augenblicklich, denn das Portrait von ihr, das vielfach im Handel verbreitet, und nach dem Original von Hopfgarten gestochen war, welches letztere ihre Pflegetochter mir nach dem Tode der Frau Paalzow schenkte und das sich noch in meinem Besitz befindet, ist im edelsten Sinne getroffen. Sie war ziemlich groß und wohlgewachsen, hatte sehr schöne dunkle Augen, und damals noch ein starkes schwarzes Haar und schöne Hände. Einfach in schwarze Seide gekleidet, mit einem weißen Spitzenkragen und einer Haube mit weiß und lila Bändern, hatte sie, obschon sie trotz ihrer Kränklichkeit sehr wohl erhalten war, ein matronenhaftes Ansehen, und paßte vollkommen in die stylisirte Einrichtung ihres Zimmers hinein. Ihr gegenüber lag, in einem Schaukelstuhle, die damals noch sehr hübsche Tochter ihres Freundes des Geheimerath Koppe, und nähte mit den feinen Fingern Kanten an ein weißes Tuch, während das helle warme Sonnenlicht durch die bis zur Decke emporgehenden Fenster spielend auf ihren ganz entblößten Hals und Nacken und auf die langen, schwarzen Locken

ſchien, die ihr bis tief auf die Schultern niederfielen. Ein älteres Fräulein Koppe ſaß zwiſchen den beiden genannten Damen. Es war ein hübſches Bild, und eine Gruppe, wie Frau Paalzow ſie zu ſchildern liebte.

Sie kam mir freundlich und mit guten Worten bis an die Thüre entgegen, als ſie mich in das Kabinet eintreten ſah. „Es iſt das Schöne an unſerm Streben," ſagte ſie, „daß es uns ein Anrecht an einander giebt, und uns mit Gleichdenkenden und überhaupt mit Mitſtrebenden verbindet, und ſo ſeien Sie mir denn auch recht von Herzen willkommen! Aber", fügte ſie nach einer ganzen kurzen Pauſe hinzu, „ich geſtehe Ihnen ehrlich, Sie ſetzen mich in Verwundrung. Nach Ihren Romanen, die ich ſchon geleſen hatte, ehe Sie ſie mir geſtern ſchickten, hatte ich Sie mir als eine mir gleichaltrige Frau gedacht, und ich finde jetzt, daß Sie viel jünger ſind als ich."

Ich geſtand ihr, daß ich dieſen Irrthum dem Billette angemerkt, mit welchem ſie mich zu ſich eingeladen; wir verkehrten dann bald in ungezwungener Unterhaltung mit einander, ſie lobte meine Arbeiten, meinte, auch ihr wären die Verhältniſſe

der Juden näher gerückt, als es sonst bei Deutschen und Christen der Fall sei, denn ihre Schwester sei mit dem Bankier Friebe verheirathet, und nun sie neulich die „Jenny“ gelesen, begreife sie nicht, daß sich nicht schon früher dichterische Talente dieses Motives bemächtigt, und die Emancipation der Juden zum Thema ihrer Arbeiten gemacht hätten. Es sei ihnen wohl aber nicht so klar gewesen als mir. — „O!“ antwortete ich, „klar waren diese Uebelstände wohl so Manchem, denn sie lagen offen und auf der Hand. Habe ich ein Verdienst, so ist es nur der Muth, dasjenige offen auszusprechen, was alle Andern eben so gut wußten, aber aus Muthlosigkeit verschwiegen.“

„Mir,“ versetzte sie darauf, „kommt es recht beneidenswerth vor, daß Sie so jung, so lebensfrisch zu schreiben angefangen, und daß Sie den Muth haben, Ihre Stoffe aus dem vollen Leben herauszuholen, daß Sie in den Zeitinteressen sich bewegen können. Ich muß mir meine Stoffe mühsam aus der Vergangenheit zusammensuchen. Die Gegenwart mit ihrem Meinungsstreite verwirrt und ängstigt mich. Ich kann mich nur in der Vergangenheit mit einiger Sicherheit zurecht finden, und manch-

mal wollte ich, ich wäre ein paar Menſchenalter früher geboren, als noch mehr Harmonie in dem Gefühl der Menſchen war.“ — Auf meine Bemerkung, daß ich mich grade in der entgegengeſetzten Lage befände, und ſo ſehr ein Kind meiner Zeit ſei, daß ich nur der Curioſität halber es einmal verſuchen könnte, mich mit meinen Dichtungen in eine ferne Vergangenheit zu verſetzen, rief ſie mit einer gewiſſen Lebhaftigkeit: „Thun Sie das nie, liebes Fräulein! Man muß Nichts der Art verſuchen. Der Vater dieſer Damen, mein Freund Koppe, dem ich meine Arbeiten zu zeigen gewohnt war, hat mir oft geſagt: machen Sie dies oder das — oder machen Sie es ſo und ſo. Die Vorſchläge und der Rath waren immer vortrefflich, ich ſah ihre Richtigkeit auch ſehr gut ein; nur wenn ich es ausführen wollte, wurde es unter meinen Händen etwas ganz Anderes und manchmal wirklich Unſinn. Ich kann Nichts anders machen, als es mir grade wird. Ich denke auch, dieſe Gabe iſt eine Begabung, eine Gnade, und man muß auf ſie, wie auf eine innere Stimme achten und horchen. Man ſagt mir, denn ich ſelbſt leſe nicht gern, was man über mich im Guten oder im Böſen ſchreibt, man ſagt mir, daß die

Kritiker mir Breite, Unbestimmtheit, Weichlichkeit vorwerfen, das muß ich mir gefallen lassen, denn anders machen, als es mir wird — sie kam immer auf diese Wendung zurück, — kann ich es nicht. Und gehen auch Sie nie von demjenigen ab, was Sie aus sich selber haben."

Das Gespräch wendete sich dann auf die treffliche, nun auch schon verstorbene Stadträthin Friedmann in Königsberg, die ihre Stiefnichte war und zu meinen Bekannten gehörte, und auf eine andere ebenfalls in Königsberg lebende Dame, deren Erziehung Frau Paalzow geleitet hatte. Es waren damit etwa drei Viertelstunden hingegangen, und ich stand auf, mich zu empfehlen. Sie bot mir, wie bei dem Willkomm herzlich die Hände, begleitete mich bis in ihr Entree hinaus, versprach, mich bald aufzusuchen, und bat dabei, es mit ihr nicht genau zu nehmen, da sie so sehr viel älter und so sehr kränklich sei; und ich schied von ihr mit einem durchaus günstigen Eindrucke, der sich in spätern Jahren nicht nur befestigt, sondern gesteigert hat.

Ich habe nie zu den Bewundern der Paalzow'schen Romane gehört, deren Eigenschaften und Unzulänglichkeiten so vielfach besprochen sind, daß es

überflüssig wäre, sie hier erörtern zu wollen, wo ich mit herzlicher Neigung der Verfasserin gedenke, deren ganzes Wesen ein edles und würdiges, und vor Allem ein durchaus duldsames war. Verschieden in unserm Lebenswege, verschieden in unsern ererbten Traditionen wie in unsern Ansichten und Meinungen, erinnre ich mich nie, irgend in einen Streit mit ihr gekommen zu sein, obschon sie mich namentlich in spätern Jahren, als der Meinungskampf in das Leben hinausgetreten war, oftmals dazu brachte, ihr Alles ganz klar und unumwunden auszusprechen, was ich auf dem Herzen hatte. Es war ihr daran gelegen zu erfahren, was um sie her geschah, und sie hätte es verstehen mögen, was die Geister der liberalen Partei bewegte, indeß ihr fehlte in gewissem Sinne die Möglichkeit dazu.

Ihre Bildung war eine unvollständige, ihre Kenntnisse ohne rechten Zusammenhang, und es fiel mir Anfangs störend auf, daß sie das Deutsche nicht ganz richtig sprach, so daß ihre Arbeiten, wie ich glaube, in diesem Punkte einer Nachhülfe nöthig gehabt haben müssen; aber sie sprach sehr gut, erzählte mit Laune, und obgleich ihre Redeweise langsam war, hatten Ton und Stimme eine angenehme

Wärme. Da sie die Tochter einer Beamtenfamilie und, wie sie mir einmal erzählte, von einer sehr religiösen Mutter erzogen war, hatte sie die Anhänglichkeit und Liebe für die königliche Familie von Preußen und einen religiösen Sinn als Erbtheil aus dem Vaterhause in das Leben mitgenommen, und die Begeisterung der Befreiungskriege, welche sie in ihrer Jugend mit durchlebt, hatten ihrem Geist und ihrem Gemüth die deutsch-romantische Färbung eingeprägt, die in der damaligen Jugend allgemein herrschend gewesen war. Ihre Ehe mit einem preußischen Offizier, ihr enges geschwisterliches Verhältniß zu ihrem Bruder, dem Maler Wach, und endlich ihre Bekanntschaft mit einigen Personen der königlichen Familie, namentlich mit der Prinzeß Marianne von Preußen, hatten sie dem bürgerlichen Leben nur noch mehr entrückt, so daß man sie für eine Dame von Adel hielt, und daß sie noch heute in den Bibliographischen Notizen als Frau von Paalzow aufgeführt ist, während ihr Gatte und dessen ganze Familie den bürgerlichen Mittelständen angehörten.

Von diesem Gatten hatte sie sich früh getrennt, weil ihre Charaktere unvereinbar gewesen waren,

und die ſonſt in den meiſten ſittlichen Fragen vorurtheilsfreie Frau konnte ſich dieſe Scheidung von ihrem Manne nicht verzeihen, während ſie in andern Fällen ähnliche Schritte vollkommen begriff und rechtfertigte. Man hat ihr dieſe Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt als eine Folge religiöſer Bedenken über die Rechtmäßigkeit und Zuläſſigkeit der Eheſcheidung ausgelegt. Ich glaube aber, daß man in dieſer Annahme geirrt hat, und daß es vielleicht der Glaube war, nicht Alles, was in ihren Kräften ſtand, zur Erhaltung ihres ehelichen Friedens gethan zu haben, was ſie beunruhigte. Sie ſprach mit mir nur einmal, und zwar kurz ehe ich nach Italien ging, über die Eheſcheidung, weil ich die Berechtigung derſelben zum Stoff eines Romanes gemacht hatte, und ſie verſchwieg mir nicht, daß ſie mit dieſem Conflikte nicht fertig geworden ſei. Aber ſie bezeichnete das als eine Unzulänglichkeit in ihrer Natur, als eine Gemüthsſchwäche, welche ihre Verſtandeseinſicht nicht zu beſiegen die Kraft beſeſſen hätte.

Was ſie mir vor Allem werth machte, war aber ihre ſchon erwähnte Duldſamkeit gegen Andersdenkende, und ihr Beſtreben ſich in das ihr Fremde hinein zu finden. Ich ſah ſie nicht eben oft, verſäumte ſie bisweilen lange

und ſie beſchämte mich dann wirklich durch die Nachſicht, mit welcher ſie mir entgegenkam. So geſchah es denn einmal, daß Doktor Heinrich Bernhard Oppenheim, der damals noch Privatdocent in Heidelberg war, und meinen Roman „Jenny“ geleſen hatte, mir ſeine Sympathie für denſelben ausdrücken wollte, ohne zu wiſſen, wo er mich finden könne. In der Vorausſetzung, daß zwei Schriftſtellerinnen, welche an demſelben Orte leben, einander kennen und häufig ſehen müßten, adreſſirte er ſeinen Brief an Frau Paalzow, die ihn mir dann mit folgenden Zeilen übermachte:

„Geſtern erhielt ich dieſen Brief, und obwohl er auf einen Irrthum beruht, knüpfe ich doch die Hoffnung daran, daß Sie, liebes Fräulein, noch hier anweſend ſind. Möchten Sie ſich doch alsdann geneigter fühlen, mit einer alten gebrechlichen Frau — nämlich mit mir, nicht zu ſtreng zu ſein, und gern einmal wieder in mein Thürmchen eintreten, wo Ihr Beſuch immer ſo willkommen war, und Ihr friſcher lebendiger Geiſt mir ſo viel Antheil und Vergnügen einflößte.

Noch erzähle ich Ihnen, daß Sophie F. mit einem Lieutenant G. verloht iſt.

Adio und ich hoffe auf Wiederſehen.
Den 8. Februar 1845.

Jeanette Paalzow geb. Wach."

Von da ab, bis zu meiner Reiſe nach Italien, und namentlich nach meiner Heimkehr von derſelben, ging ich nun häufiger zu ihr, und grade in der Epoche der beginnenden politiſchen Aufregung, grade zur Zeit des vereinigten Landtages war es rührend und zugleich ein ſchönes Beiſpiel, wie ernſtlich ſie ſich bemühte, die Beweggründe einer Partei kennen zu lernen, deren Beſtrebungen ihr als ein Auflehnen gegen König und Staat erſchienen. Umgeben von Freunden und von einer Geſellſchaft, welche ſich von der neuen Zeit und von ihren Ideen feindlich und mit Haß abwendeten, war ſie weit entfernt ſich auf das bloße Glauben an das Hergebrachte und Beſtehende zu ſtützen. Sie hing an dem König und an der Königin mit einer perſönlichen Liebe, war auf das Tiefſte davon betrübt, die Abſichten des Königs, welche ſie ſehr hoch hielt, wie ſie es nannte, verkannt zu ſehen, aber ſie hatte doch ſo viel von jener menſchlichen Unparteilichkeit in ſich, ohne die ein Dichter nicht ſchaffen kann, daß es ſie drängte die Männer kennen zu lernen, welche die ihr ent-

gegenstehenden Ansichten vertraten, und soweit sie es vermochte, verstehen zu lernen, um was es sich handelte. Sie ging mich zu verschiedenen Malen ernstlich darum an, daß ich ihr Heinrich Simon, Adolf Stahr, Johann Jacoby zuführen solle, ich suchte diese auch zu einem Besuche bei Frau Paalzow zu überreden, aber sie waren Alle, Jeder auf seine Weise hingenommen, die Begegnung kam nicht zu Stande, und so mußte sie sich denn mit demjenigen begnügen, was ich ihr zu bieten vermochte. Ich habe indeß dies Streben nach Aufklärung immer als einen schönen Zug an der edlen Frau geschätzt, denn sie hatte dabei alle Wahrscheinlichkeit in ihren eigenen Empfindungen verletzt zu werden. Wem aber so viel an der Wahrheit gelegen ist, daß er dies nicht scheut, der hat eine große Seite in seiner Natur und ist kein gewöhnlicher Charakter.

Achtes Kapitel.

Faſt jeder Tag jenes Winters brachte mir neue Anregungen, neue Eindrücke, neues Vergnügen, und ich hatte volle Zeit mich dieſem zu überlaſſen, da ich noch immer nicht arbeiten konnte und ſollte. Meine Freiheit, meine ſelbſtſtändige Stellung gewährten mir täglich neue Befriedigung, und ich ſagte mir oft das Wort Göthe's vor: „was man in der Jugend wünſcht, hat man im Alter die Fülle", um mir es auf meine Weiſe zu deuten; denn ich hatte jetzt viel mehr, als ich für mich zu erreichen jemals erwartet.

Dazu war Berlin damals ſehr unterhaltend an und für ſich. Friedrich Wilhelms des Vierten Vorliebe für die Kunſt, wie ſeine Neigung für eine geiſtreiche Geſelligkeit zogen viel Fremde nach Berlin, und man ſah ihn und die Königin in jener Zeit vielfach in der Oeffentlichkeit erſcheinen. Er fehlte ſelten in den Vorleſungen, welche im Winter von

den Berliner Gelehrten am Sonnabend Nachmittag in der Singakademie gehalten wurden; er kam viel in die Symphoniekonzerte, und was auch unternommen wurde, überall hörte man von ihm sprechen, weil seine Lebhaftigkeit überall persönlich theilnahm und überall eingriff, wo er theilnahm. Es war nicht immer das Zweckmäßigste was geschah, es wurde auch manches Wunderliche zu Tage gefördert und Unzufriedenheit genug erregt, aber man hatte immer Etwas zu sprechen und der Geist in der Gesellschaft wurde dadurch in einer unruhigen Lebendigkeit, ja in Aufregung erhalten.

Heute sprach man von der Stiftung des mährchenhaften Schwanenordens, morgen sah man, wie der König sich in seiner Loge in der Akademie vor Lachen schüttelte, als Herr Alfred Reumont in einer Vorlesung über italienische Literatur die Wendung brauchte: „sie schrieben begeisterte Freiheitslieder unter Aufsicht der Polizei!" An einem andern Tage erfuhr man, daß Felix Mendelssohn, welcher bei großen Anlässen den Domchor dirigirte, vom Könige die Anweisung erhalten hatte, zu Ostern für den Domchor einen Psalm mit Begleitung von Harfen und Posaunen zu componiren, weil die Bibel be-

richte, daß König David seine Psalmen so begleitet habe, worüber noch speciell bei den Rabbinen Rath geholt werden sollte, und daneben war von der Inscenirung des Tiek'schen „Blaubart" die Rede, während man täglich das Erscheinen des neuen Judengesetzes und des neuen Ehescheidungsgesetzes erwartete, und fortdauernd von den Aenderungen die Rede war, welche durch des Königs vermeintliche Vorliebe für die Anglikanische Kirche, in dem protestantischen Gottesdienst eingeführt werden sollten.

Man hatte eine unbestimmte Ahnung davon, daß die Zustände nicht bleiben würden, wie sie waren, daß „Etwas geschehen" würde, und weil man zwischen ungewissen Befürchtungen und Erwartungen schwankte, da man sich bei dem beweglichen Geiste und dem daneben beharrlichen Sinn des Königs, des Unberechenbarsten versehen konnte, so schien man die Muße des Augenblickes noch genießen, die guten alten Traditionen der Berliner Gesellschaft schienen für den Augenblick wieder aufleben zu wollen. Sie war noch nicht durch das Biechausleben der Männer überflüssig geworden.

Es gab noch immer einzelne Frauen, in deren Zimmern sich eine aus allen Ständen gemischte Ge-

sellschaft zusammenfand, und unter diesen Letztern nahm die älteste Schwester von Felix Mendelssohn, die an den Maler Wilhelm Hensel verheirathete Fanny Mendelssohn die erste Stelle ein. Sie war klein, und die seelenvollen mächtigen Augen ausgenommen, eigentlich unschön, aber sie hatte einen scharfen Verstand, war sehr unterrichtet, sehr selbstbestimmt und als Musikerin ihrem Bruder ebenbürtig. Auch ihre jüngere Schwester, Rebekka, die Frau des berühmten Mathematikers Lejeune Dirichlet und der jüngste Bruder, der Bankier Paul Mendelssohn waren äußerst musikalisch, und die Matineen, welche Frau Hensel in den stillen, weiten Sälen ihrer Gartenwohnung veranstaltete, waren außerordentlich interessant. Sie bewohnte den Gartenflügel ihres elterlichen Hauses, desselben, in welchem sich jetzt die erste Kammer befindet, und aus den bis zum Boden hinabreichenden Fenstern dieses Hinterhauses, das nur aus einem Rez de Chaussée bestand, aus ihren kunstgeschmückten Räumen, sah man hinaus auf die alten Bäume eines großen Gartens, während man die vortrefflichsten musikalischen Aufführungen zu genießen hatte, in denen Künstler und ausgezeichnete Dilettanten zusammen wirkten.

In einer solchen Matinee war es, daß ich Felix Mendelssohn zum ersten Male sah und hörte. Es befanden sich unter den Zuhörern noch Henrik Steffens, Friedrich von Raumer, die Künstler Wach und Tiek, eine Fürstin von Dessau, die Fürsten Radzivill mit ihren Familien, der englische Gesandte Graf Westmoreland, zwei von Bettina's Töchtern, eine Tochter des Prinzen Karl von Preußen mit ihrer Erzieherin, Schönlein, und noch eine Menge von Personen, deren Namen Bedeutung hatten, oder diese später bekamen, wie der Name des Musikers Joseph Joachim, welcher damals noch ein Knabe war und, von Felix Mendelssohn begleitet, sehr brillante Variationen von David vortrug.

Während man schon musicirte richteten sich plötzlich alle Blicke nach der Thüre und ein freudiges Lächeln zog durch alle Mienen, als ein noch junger Mann in der Thüre des Saales erschien. Es war eine schlanke bewegliche Gestalt. Sie trat geräuschlos ein, den Kopf hoch gehoben, mit leuchtenden Augen, die etwas ungemein Ueberraschendes, ja etwas Ueberwältigendes hatten. Es war Franz Liszt.

Ich hatte ihn schon in Königsberg im Hause einer mir befreundeten Dame, der Stadträthin Fried-

mann gesehen, und still dabei gestanden, als eine einfältige Frau, die sich für geistreich hielt, es für angemessen fand, ihn über George Sand und dessen Art und Weise auszufragen. „Trägt Georg Sand Männerkleider?" — „So sagt man!" — „Sie kennen George Sand genau?" — „O ja! seit langen Jahren!" — „Raucht George Sand?" — „Ja! sie raucht!" antwortete der Gequälte, welcher sich seinem Plagegeist, der eine in Königsberg angesehene und Ton angebende Dame war, nicht wohl entziehen konnte, mit verzweifelter Geduld. — „Ist George Sand schön?" — „Sie sieht sehr gut aus." — „Wie alt ist sie? ist sie jung?" — „Man ist immer jung, Madame! so lange man zu gefallen weiß!" entgegnete er, verneigte sich gegen die nicht mehr junge Frau, und rettete sich vor ihrer langweiligen Indiskrezion, indem er ihr, großmüthig wie seine Natur es ist, für eine Qual, welche sie ihm bereitet, ein Compliment hinwarf, das sie nicht versäumte, auf sich zu beziehen, und sich dessen lange nachher zu rühmen.

Selbst gesprochen hatte ich ihn nie, und spielen hatte ich ihn auch nicht hören, denn die Conzertbillette waren für uns nicht erschwingbar gewesen,

und ich hatte auch eigentlich mehr Interesse für Liszt als Menschen, denn für den Musiker gehabt. Es mußte eine mächtige Seele, ein starkes Streben nach Wahrheit in dem Manne sein, den seine Sehnsucht nach einem Idealen aus pietistischer Schwärmerei in die Verbrüderung der Saint Simonisten geführt, von denen er sich dann auch später wieder getrennt. Und so hatte ich denn an dem Morgen der Matinee mein volles Genügen daran, ihn aus der Ferne anzusehen, und den ganzen wunderbaren Kopf in seinen Einzelnheiten zu betrachten, von dessen stolzer Stirn das Haar, wie die Locke des Jupiter Otrikoli emporsteigt. Ich wünschte es mir damals sehr, Liszt kennen zu lernen, und dachte nicht daran, daß dies einst geschehen, daß ich in ihm den Freund meines Mannes und auch meinen Freund zu lieben und zu schätzen haben würde.

Man begann an jenem Morgen die Musik mit einem Quartett von Weber, das Frau Hensel spielte, und welches die Gebrüder Gans und Felix Mendelssohn begleiteten, dann trugen Frau Hensel und der Bruder Variationen à quatre mains von dem Letztern vor; Pauline von Schätzel, damals schon die Frau des Hofbuchdrucker Decker, sang eine Arie

mit Chor aus der Schöpfung, und später mit einem ausgezeichneten Sänger, mich dünkt er hieß Bär, einige große Scenen aus dem Templer und der Jüdin, Felix Mendelssohn begleitete den Gesang auf dem Flügel, und endlich spielte Mendelssohn mit dem jungen Joachim noch die vorhin erwähnten Variationen.

Es war anziehend ihn zu beobachten, wenn er musizirte. Er war nur klein und sein feines, etwas bleiches Gesicht, trug den Typus seines Volkes, ja es erinnerte für mich entschieden an Moses Mendelssohn. Man würde überall, wo man ihm begegnet wäre, seinen Kopf anziehend gefunden haben, aber sobald er spielte, gewannen seine Züge, ich möchte fast sagen andere Dimensionen und eine viel höhere Bedeutung. Stand er vollends als Dirigent vor dem Orchester, wie ich das in den Symphoniekonzerten sah und hörte, als er einmal seine Ouvertüre zum Sommernachtstraum, und ein andermal, als er seine Ouvertüre zu den Hebriden aufführte, so wurde er ein anderer Mensch. Es schien als steige er empor auf der Fülle der Töne, welche unter seiner Leitung erklangen, der Töne welche er erschaffen hatte, und die ihn nun mit ihren vollen

Wogen umrauschten. Er wuchs mit ihnen an Kraft, sein Haupt hob sich stolz, sein Auge strahlte mit einem Herrscherglanze, sein Gesicht drückte eine ernste, stolze Freude aus, und man war dann ganz verwundert, wenn er nach dem letzten Taktschlag seinen Herrscherstab zur Seite legte, von seinem Schemel herabstieg, mit den andern Leuten auf gleichem Boden einherging, und wieder das sanftbewegte, feine und gütevolle Gesicht zum Vorschein kam, das man vor der Aufführung an ihm wahrgenommen hatte.

Ich war von den beiden Schwestern des Componisten sehr freundlich begrüßt worden, als wir uns zum erstenmale in einer Gesellschaft bei Fräulein Solmar getroffen. Sie waren auch Jüdinnen, wenn schon an Christen verheirathet, und hatten jene entschiedene Vorliebe für ihre Abstammung bewahrt, welche bei den Juden stets ein Zeichen vollendeter Bildung und charaktervoller Selbstständigkeit ist. Der halbgebildete in sich unfreie Jude hat zu allen Zeiten, früher sowohl wie noch heute, das Vorurtheil, welches die Unkultur der Nichtjuden gegen sein Volk gerichtet, als eine Demüthigung empfunden, der er sich durch Verbergen seiner Abstammung oder doch dadurch zu entziehen sucht, daß

er ihrer nicht eben erwähnt, daß er sie vergessen machen möchte, und sich auf jede Weise Denjenigen anzuschließen trachtet, welche ihn zu vermeiden wünschen. Das war und ist aber ein ehrloses Verhalten, und da das Schlechte in der Regel auch etwas Dummes ist, so war und ist dies Verläugnen der eigenen Wesenheit auch nebenher eine Dummheit. Der vorurtheilsvolle Einzelne und die vorurtheilsvolle Masse vergessen und vergeben es dem Juden in Deutschland und in England noch heute nicht, daß er ein Jude ist, und sie haben ein Recht ihn zu mißachten, so lange er nicht das Selbstgefühl hat, sich ihnen gegenüber in seiner Eigenthümlichkeit als gleichberechtigt zu behaupten, so lange er selbst sich in gewissem Sinne seiner Abkunft schämt. Was wir selbst an uns nicht schätzen, hat sicher kein Anderer zu respektiren nöthig. Damit die rechte Selbstachtung aber möglich wird, ist viel mehr und ganz andres nöthig, als Equipagen, Mittagsbrode und prachtvoll tapezierte Wohnungen, als die Sammetpelze, Brillante[illegible]len Cavalierpassionen, mit welchen unsere [illegible]rdenen Juden ihre Gegner von ihrer Gleic[illegible]ng zu überzeugen meinen. Es ist dazu jen[illegible] nöthig, wie sie die Juden

sich zu den Zeiten Lessings, nach dem Beispiel von Moses Mendelssohn zu eigen machten, jene Bildung, die gleichen Schritt hielt mit den Besten ihrer Zeit, und die es neben dem Wissenswerthen, das sie erstrebte und sich aneignete, nicht vergaß, daß Bildung des Charakters das Höchste ist.

In einer unterdrückten und auch jetzt noch im Geiste des deutschen Volkes keineswegs emancipirten Nationalität, erringt Jeder die Stellung, welche er durch seine Bildung für sich selbst erwirbt, zugleich für die Gesammtheit. Was Moses Mendelssohn seine Kinder und Enkel, was die Hofräthin Herz, was Rahel und ihre Freunde, Frau Levy und ihre Schwestern, was David Veit, David Friedländer und Männer und Frauen dieses Schlages zu ihrer Zeit an Bildung, an Charakter besaßen und für sich geltend machten, das ist der Grundstock des Kapitals, von welchem heute noch die geselligen Verhältnisse der Juden die Zinsen beziehen, und es ist an der Zeit und dringend nöthig, daß sie dies Kapital an geistigem Gehalt in sich vermehren. Denn so ehrenvolle Ausnahmen es giebt, so ist ein großer Theil von ihnen doch sehr äußerlich geworden; und die fast zur Sitte und zur Mode gestempelten Heirathen

der reichen jüdiſchen Banquierstöchter mit armen Edelleuten ſind gewiß nicht das rechte Mittel, die geſellſchaftliche Gleichberechtigung und die Achtung vor der Bildung und vor dem Charakter der Juden herzuſtellen. Im Gegentheil!

Es war eine ſehr geſunde Seite an Felix Mendelsſohn und an ſeinen beiden Schweſtern, daß ſie Vorliebe für den Volksſtamm hatten, dem ſie angehörten, und ich erinnere mich mit Vergnügen daran, wie werth ſie die Traditionen hielten, welche mit der Vergangenheit ihrer Familie in Verbindung ſtanden. Bald nachdem ich Frau Dirichlet hatte kennen lernen, fiel es mir z. B. eines Tages auf, daß in dem Eßzimmer ihrer geſchmackvollen Wohnung, auf einem großen Schranke eine Reihe äußerſt häßlicher Affen aus Porzellan aufgeſtellt waren, welche bei der ganzen Einrichtung der Zimmer doppelt als eine Abgeſchmacktheit erſchienen. Ich konnte mich daher der Frage nicht enthalten, was ſie bewogen habe, dieſe garſtigen Figuren als Zierrath zu benutzen. „O!“ entgegnete ſie, „Zierrath iſt das nicht, es ſind Erbſtücke und hiſtoriſche Dokumente. Zu der Zeit, in welcher mein Großvater Moſes Mendelsſohn ſich hier in Berlin niederließ, mußte

jeder Jude, welcher sich verheirathete, je nach seine
Vermögensverhältnissen eine bestimmte Menge Po
zellan aus der königlichen Porzellanfabrik entnehme
welche Friedrich der Große auf jede Weise zu hebe
wünschte. Aber nicht genug, daß dies schon an un
für sich unter Verhältnissen eine harte Zumuthun
sein konnte, hatten die Juden auch nicht einmal da
Recht der Wahl bei ihren Käufen, sondern mußte
nehmen, was ihnen von der Direktion der Fabr
überwiesen wurde. Auf diese Art erhielten denn di
Großeltern eine ganze Menagerie von Affen, welch
ihre Kinder später zum Andenken theilten, und di
wir nun von unsern Eltern überkommen haben, un
als Erinnerungszeichen an die alte gute Zeit be
wahren."

Während ich so die Vorzüge eines Gesellschafts
Lebens genoß, das mir neu war, trat plötzlich ein
Aufforderung zur Arbeit an mich heran, die ich mi
am wenigsten vermuthet hatte, und die in gewisse
Weise, wenn auch nur indirekt mit der Neigung de
Königs zusammenhing, das Heft alles Geschehende
selbst in Händen zu behalten.

In Berlin erschien nämlich seit langen Jahren ein
genealogischer Kalender, welchen früher die königlich

Kalenderkommission herausgegeben hatte. Diese hatte damit schlechte Geschäfte gemacht, und das Verlagsrecht deßhalb im Jahre dreiundvierzig an die Reimarus'sche Buchhandlung verkauft, wobei der König sich jedoch die Bestimmung der Stahlstiche vorbehalten, und verlangt haben sollte, daß der Inhalt des Kalenders ein rein historischer sei. Das Erstere hatte natürlich gar keine Schwierigkeiten gehabt, gegen das Letztere hatte der Buchhändler jedoch die Einwendung gemacht, daß ohne eine belletristische Arbeit der Kalender für das große Publikum nicht anziehend sei, und der König hatte sich denn dahin entschieden, daß der Verleger sich an Tiek wenden und diesen um eine Novelle angehen solle. Herr Reimarus hatte der Anordnung Folge geleistet, indeß Tiek hatte sich außer Stande erklärt, bei seiner schwankenden Gesundheit irgend eine feste Zusage zu machen; und da Herr Reimarus angewiesen worden, Tiek die Wahl des Autors anheim zu geben, falls er selbst keine Arbeit liefern könne, so hatte Tiek ihm den Rath gegeben, mich zu einer Arbeit für den Kalender aufzufordern.

Doktor Moritz Veit, der mir im Namen von Herrn Reimarus die erste Mittheilung davon machte,

und der ehemalige Redakteur der Staatszeitung Herr Lehmann, der sich dabei befand, redeten mir zu, die Arbeit zu übernehmen, und nach einem mehrtägigen Zögern, Bedenken und Verhandeln, sagte ich es zu, indeß mir und dem guten, nun schon lange verstorbenen Reimarus war Beiden nicht ganz wohl dabei zu Muthe.

Mir war es neu, eine Arbeit machen zu sollen, an die ich nicht vorher aus freiem Antriebe gedacht, und Herrn Reimarus war ich so zu sagen unheimlich. Ich hatte meinen Sinn auf die Gestaltung meines dritten Romanes gerichtet, zu welchem mir die Anregung schon vor Jahren durch die Halleschen Jahrbücher gekommen war. Ich hatte dort in einem Artikel über das in Preußen beabsichtigte Ehescheidungsgesetz den Ausspruch gefunden: „Es giebt Fälle, in welchen die Trennung einer Ehe eine hohe sittliche That sein kann!“ — Diese Ansicht hatte mich, weil sie mir zur Zeit als ich den Ausspruch las, noch befremdlich gewesen war, vielfach beschäftigt, und ich hatte mir, ohne den Gedanken an eine bestimmte Composition, Fälle auszumalen versucht, in welchen er zutreffend sein konnte. In diesem Nachsinnen hatte ich mir die verschiedenen Charaktere

vorgestellt, welche überhaupt darauf angelegt sein konnten, Ehen einzugehen, die später ihren Bedürfnissen und Erwartungen nicht entsprächen, und mir deutlich zu machen versucht, welche Saiten des menschlichen Empfindens in einem ehelichen Zwiespalt zum Erklingen kämen, wenn dieser bis zu dem Verlangen nach einer Scheidung gediehen sei. Es war mir darüber ein Kreis von Gestalten und eine Reihe von Verhältnissen und Verwicklungen zwischen diesen Gestalten, in der Seele lebendig geworden, die ich mehr und mehr ausbilden mußte, und die ich bald festzuhalten wünschte. Die Figur eines dichterisch begabten Edelmannes, eines adeligen Schriftstellers, der als Student sich in ein schönes Bürgermädchen verliebt und dies, trotz der Ungleichheit — nicht ihres Standes — sondern ihrer Bildung zu heirathen versprochen, und zu beiderseitigem Nachtheil auch geheirathet hatte, das war die ursprüngliche Person gewesen, an welcher ich meine Probleme ermessen, und sie war, wie alle Figuren dieser Dichtung, die später unter dem Titel: „Eine Lebensfrage" erschienen ist, ein reines Gebilde der Phantasie, ja sie hatten, mit Ausnahme einer einzigen Figur, mit Ausnahme des Präsidenten, keine Züge

von lebenden Originalen entlehnt, wie dies sonst beim Schaffen willkürlich und unwillkürlich wohl geschieht.

Ich hatte aber eine Zärtlichkeit für den neuen Helden meiner Phantasie gefaßt; Alfred von Reichenbach war mir in das Herz gewachsen, ich liebte es, mich mit ihm zu beschäftigen, und unterhielt mich daneben heiter damit, bei der Charakterentwicklung des Präsidenten einzelne kleine Züge unseres Freundes Crelinger anzubringen, welche er theils mit andern geistreichen und durch die Erfahrung gebildeten Lebemännern gemeinsam hatte, und wieder andre, deren er sich gegen mich angeschuldigt oder gelegentlich gerühmt hatte. Zum Scherz und zum Necken aufgelegt, hatte ich große Freude daran, mir die heitre Ueberraschung des mir so werthen Freundes vorzustellen, wenn er den Roman einmal zu lesen bekommen würde; und diese mir zu täglichen Gefährten gewordenen Geschöpfe meiner Phantasie, den liebenswürdigen Alfred, den sarkastischen Präsidenten, den sanften, sentimentalen Theophil und die schöne Sophie Harcourt, Alle auf einmal nun in meinen Schreibtisch zu verpacken, aus so guter Gesellschaft in eine leere, kalte Stube zu gehen und

abzuwarten, wer etwa kommen und sich melden wolle, war mir eigentlich verdrießlich.

Auf der andern Seite hatte ich nicht viel Geld, aber viel Lust noch in Berlin zu bleiben, man bot mir ein gutes Honorar, man hielt mir vor, daß ein Kalender weit verbreitet werde, daß er also ein großes Publikum und eine große Wirksamkeit habe, und so sagte ich mir denn eines Tages frisch weg: „Gebt Ihr Euch einmal für Poeten, so kommandirt die Poesie!“ — und versprach Herrn Reimarus kontraktlich, ihm im Verlauf einiger Monate eine Novelle zu liefern.

Kaum aber hatte ich meinen Contrakt unterschrieben, so begann der Gedanke, daß ich auf meine Gesundheit nicht zählen könne, und daß ich ein gegebenes Wort zu halten habe, mich zu peinigen und mir schlaflose Nächte zu machen, und ich brachte es mit dieser unnützen Selbstquälerei wieder einmal dahin, mich leidender zu machen, als ich war, und so meine Sorge zu erhöhen. Daneben traute mir mein Verleger, Herr Reimarus, nicht so recht. Er hatte den Contrakt mit mir abgeschlossen, ohne eine Zeile von mir gelesen zu haben. Nun las er die „Clementine“ und die „Jenny“, und es wurde ihm

zu Muthe, wie jenem armen Huhne, das ein Habichtsei ausgebrütet hat, und mit Entsetzen die großen Augen des kleinen Raubvogels aus dem Ei hervorkommen sieht. Der ganze leidenschaftliche Ton meiner Auseinandersetzungen, mein Festhalten an Ueberzeugungen, welche nicht die allgemein herkömmlichen waren, beunruhigten ihn, und er beschwor mich nun plötzlich, da er es ja mit einem in gewissem Sinne gouvernementalen Unternehmen zu thun habe, um Gottes Willen Nichts zu schreiben, was irgend nach einer Seite Anstoß geben könne. Zwei-, dreimal besuchte er mich, während ich arbeitete, um mir diese Bitte an das Herz zu legen, und als er dann erfuhr, daß meine Novelle den Titel: „Der dritte Stand" tragen solle, stiegen seine Besorgnisse auf das Höchste.

Nun war er ein feiner, durchaus gebildeter Mann, der mir nicht wehe thun wollte, und ich hatte auch den redlichsten Willen mich seinen Anforderungen zu fügen, aber die Scene war gar zu komisch, wenn er auf sein Kapitel kam. Er sprach dann schneller, als er pflegte, lobte mich eifrig, und schloß dann, sich hastig und verlegen die Hände reibend, als er zum letztenmale davon mit mir sprach: „Nun mein

theures Fräulein! wenn wir also nun bald fertig sind, so sehen wir Ihre schöne Arbeit durch, und finden wir Etwas, was uns bedenklich scheint, so merzen wir das aus, so merzen wir das leicht aus, und ändern es!" Er stand auf, gab mir die Hand und wollte gehen; ich erhob mich ebenfalls, und seine Hand festhaltend, sagte ich: „Verzeihen Sie, mein Bester! aber Eins muß ich Ihnen noch sagen. Da ich die Novelle geschrieben habe und nicht wir Beide, so werde auch ich allein sie revidiren, und Sie werden dieselbe wörtlich so drucken, wie ich sie geschrieben habe. Eine Censur von Ihnen erkenne ich um so weniger an, als bereits die Censur der Behörden auf unserm Schaffen lastet. Dieser keinen Anstoß zu geben, bin ich Ihnen schuldig und bin ich bemüht gewesen, im Uebrigen vertrete ich, was ich schreibe, und im schlimmsten Falle büßen Sie Ihr blindes Zutrauen zu Herrn Hofrath Tieck! Ich bin eben ein Kind meiner Zeit, das hätten Sie wissen können; aber ich denke, Sie sollen kein Hinderniß durch mich erfahren!"

So schieden wir denn freundlich und ich arbeitete an meiner Novelle eifrig fort, mich jeden Tages glücklich preisend über die Fähigkeit schaffen zu

können, was mich erfreute, und arbeiten und leben zu können, nach meinem Bedürfen. Ich dachte mit sehr erhöhter Liebe an meine Schwestern nach Hause, ich war äußerst erfreut, wenn ich recht viel Bänder und Kragen und Kleidungsstoffe und Gott-weiß was sonst noch für sie zu besorgen hatte, denn wenn man Freude hat, mag man gern Freude bereiten, und es focht mich dabei gar nicht an, daß ich auch jetzt noch in Berlin jeder Art von häuslicher Bequemlichkeit ermangelte.

Ich wohnte seit ich im Herbste des Jahres dreiundvierzig wieder aus Breslau zurückgekehrt war, bei einer Anverwandten, die außer mir noch andre Pensionaire hielt. Da diese Letztere ihr größere Entschädigungen bieten konnten, als ich es mit meinen mir knapp zugemessenen Mitteln zu thun vermochte, mußte ich mich natürlich mit dem schlechtest gelegenen Zimmer begnügen, und wenn ich nun auch nicht, wie es früher der Fall gewesen war, der nothwendigen Möbel entbehrte, so hatte ich dafür um so mehr von Musik und von einer Passage durch meine Stube zu leiden, die allerdings unter den obwaltenden häuslichen Verhältnissen ganz unvermeidlich war. Auf der einen Seite meiner Stube

musizirte meine sehr musikalische Tante, wenn ihr eine freie Stunde übrig blieb, auf der andern Seite eine englische Sprachlehrerin, deren musikalische Anlagen echt englische waren, und die ausgerüstet mit dem ganzen Stolze ihres Englands, ruhig fortspielte, wenn auch meine Tante eine Stube davon selber Musik machte. So zwischen zwei musikalischen Feuern in drangvoll fürchterlicher Enge eingekeilt, saß ich an meinem alten Schreibsekretair, und Köchin und Hausmädchen, und jeder Besuch, der zu meiner Tante ging, elegante Toiletten und Kehrbesen und Waschzuber, Alles passirte an mir vorüber, und es war ein Glück für mich, daß ich es als Kind erlernt hatte, in der Wohnstube am Familientisch zu arbeiten, und meine Gedanken, unabhängig von den Vorgängen um mich her, zusammen zu halten und auf das Papier zu bringen; denn ohne solche frühzeitige geistige Abhärtung hätte ich in dieser Wohnung nicht eine Zeile schreiben können.

Das Schlimmste und das mir eigentlich Unerträgliche bei dieser Einrichtung bestand darin, daß ich nicht Herr in meiner Stube war. Man kann sich in dem elendesten Kämmerchen einheimsen und es sich und Andern darin behaglich machen, wenn

man die Freiheit hat, es seinem eigenen Wesen anzupassen. Einer Bodenkammer und einer Bauernstube kann man das Gepräge eines gebildeten Geistes aufdrücken, einem sogenannten „anständig meublirten Vermiethzimmer" ist aber weit schwerer beizukommen, und ich ging oftmals in dem Zimmer umher, und dachte: wohnst du denn hier wirklich? — Ich sah die Porzellanvasen mit gemachten Blumen an, die unter ihren Glaskuppeln in steifer Verblichenheit dastanden; ich sah an der Wand zu den mir fremden, schlechtgezeichneten Familien-Portraits hinauf, ich stand vor dem Trümeau, der mit dem Zimmer und mit den andern Möbeln gar keine Gemeinschaft hatte, und dachte: wie sind wir Beide denn eigentlich hierher verschlagen? und ich kam mir in meiner Umgebung so fremd vor, als ginge ich in den verblichenen Kleidern einer alten Maskengarderobe umher. Schlimmer aber noch empfand ich es, wenn ich genöthigt war, mir meine Bestellungen bei Handwerkern selbst zu besorgen, gelegentlich ein größeres Packet für die Meinen selbst zur Post zu tragen, und vollends, wenn ich Abends unbegleitet über die Straße gehen mußte.

Zu Hause war es ein feststehendes Gesetz ge-

weſen, daß keine der Töchter in ein fremdes Haus zu einer Wäſcherin, Schneiderin, Putzmacherin gehen durfte, ſofern dieſe nicht einen offenen Laden hielt, und eben ſo waren wir, ſobald es nicht mehr völlig Tag war, niemals auf die Straße gekommen, ohne von einem Mädchen oder von dem Hausdiener begleitet zu werden. Da wir reichliche Bedienung im Hauſe hielten, hatte das gar keine Schwierigkeiten gemacht, es waren immer Leute zur Verfügung geweſen, und da es in den uns befreundeten Familien eben ſo gehalten worden, hatte ich kaum daran gedacht, daß es überhaupt anders ſein könne. Als ich dann zum erſtenmale einen Winter in Berlin zugebracht, hatte eine der erſten Anordnungen, welche mein Vater für mich getroffen, darin beſtanden, einen Diener zu engagiren, der mich begleitete, wenn ich Abends ausging oder ausfuhr, denn ſelbſt im letztern Falle fürchtete der Vater irgend welche Zufälle, die mir unangenehm ſein konnten, und ich hatte mir, um dieſe Anordnung aufrecht zu erhalten, die recht koſtſpielig war, mancherlei Erwünſchtes verſagen müſſen, wollte ich die mir von meinem Vater bewilligte monatliche Summe nicht überſchreiten und ſeine Güte für mich nicht mißbrauchen.

Jetzt, da ich mir vorgenommen, nur von meinem Erwerbe zu leben, war dieser begleitende Diener der erste Luxus, den ich mir abgewöhnte und abgewöhnen mußte. Ich machte meine Commissionen selbst, ich ging im Dunkeln allein aus, und ich empfand dabei keine Furcht, wohl aber ein Unbehagen, ja ich fühlte mich gedemüthigt. Ich kam mir erniedrigt, gelegentlich auch so einsam und verlassen vor, daß mir eines Abends, als ich in einem argen Schlackwetter, in Mantel und Kapuzze durch den nassen Schnee der Straßen watete, die Thränen in die Augen kamen. Es war derselbe Hochmuth, der sich in mir geregt hatte, als ich das erste selbstverdiente Geld empfangen hatte, und ich wurde die Quelle meiner Niedergeschlagenheit nicht gewahr, ohne mich derselben bald von Herzen zu schämen, und mit aller meiner Kraft und Vernunft gegen den Dünkel anzukämpfen, der sich die Vorzüge des selbsterwerbenden Mannes, des Arbeiters aneignen wollte, ohne den Muth zu haben, sich da, wo es Noth that, auch den Bedingungen der Selbstständigkeit ehrlich und freudig zu unterwerfen.

Ich hatte schon ostmals von den arbeitenden Ständen mündlich und schriftlich gesprochen, hatte

ſchöne und erhabene Sentenzen darüber gemacht, mein Lebelang von der Gleichberechtigung und von der Emancipation der Frauen ſehr energiſch geredet, und fand nun zu meinem Erſtaunen, daß ich im ſchlimmen Sinne des Wortes „die Dame" ſpielte, daß ich mein beſſeres Selbſt angetaſtet glaubte, wenn ich Geld für meine Arbeit nahm, daß ich meiner Stellung zu nahe zu treten, meinem Schicklichkeitsgefühl Etwas zu vergeben wähnte, wenn ich, wie Tauſende von armen ordentlichen Arbeiterinnen Abends ruhig meiner Wege ging. Das machte eine vollkommene Revolution in meinem Innern, und ich kam mir nun plötzlich mit meinem Salon-Anſtand und meiner damenhaften Vornehmheit ſo unter meiner wahren Würde vor, daß ich mich recht von Herzen in die Idee verſenkte, mein Leben lang immer nur eine tüchtige Arbeiterin zu ſein, auf welchen Platz das Schickſal mich auch ſtellen, welche Art von Arbeit mir auch nöthig werden würde, um mir meine ehrliche Selbſtſtändigkeit zu erhalten. Man hat aber in ſich Etwas gewonnen, wenn man aufhört die Achtung des Menſchen nicht ausſchließlich nach der Art ſeiner Arbeit, ſondern nach der Tüchtigkeit abzumeſſen, mit welcher er

derſelben obliegt; und wie es thöricht iſt, wenn man von den arbeitenden Ständen ſpricht, dabei nicht nur der Handarbeitenden zu gedenken. Man hört dann wenigſtens auf, die Würdigkeit und Vornehmheit des weiblichen Geſchlechtes, gewiſſermaßen nach ſeiner Vermögenslage zu beurtheilen, und ſich gedemüthigt und verlaſſen zu fühlen, weil man nicht Geld genug hat, unnöthig Droſchken zu bezahlen und einen Diener hinter ſich hergehen zu laſſen. Indeß man macht ſich freilich von Nichts ſchwerer, als von ſeinen Vorurtheilen und von ſeinen Gewohnheiten los, wenn beide irgend einem Hochmuthe heimlich Vorſchub leiſten.

Meine Arbeit für den Kalender ging mir nicht ſo friſch von Statten, als es bisher mit meinen Produktionen der Fall geweſen war. Daß ich dies Thema vermeiden und jenes nicht ſagen ſollte, daß ich ein beſtimmtes Längenmaß nicht überſchreiten und an einem feſtgeſetzten Tage fertig ſein mußte, lähmte mich, und als ich die Hälfte meiner Novelle fertig hatte, mißfiel ſie mir ſo gründlich, daß ich ſie plötzlich ganz verwarf, um ſie, durch keinen Hinblick auf meine Verſprechungen gehemmt, auf's Neue zu beginnen. Ich wollte ſie ganz nach meiner

Neigung fertig machen, und was dann nicht zulässig war, später streichen und mildern, und ich war ganz gut im Zuge, als meine Gedanken plötzlich nach einer anderen Richtung gezogen wurden, denn fast gleichzeitig mit einer Einladung meines Onkels Friedrich Lewald, seine Frau bei einer Badereise zu begleiten, erhielten wir die Nachricht, daß mein Vater unsern Bitten nachgegeben habe, und uns in der ersten Hälfte des Maimonates in Berlin zu besuchen gedenke.

Wir hatten diesen Ausflug für ihn schon lange gewünscht. Er hatte Königsberg seit Jahren nicht mehr verlassen, und wir glaubten seinen Briefen anzufühlen, daß eine Erfrischung ihm geistig wie körperlich wohl nothwendig sei. Da es sich so anließ, als ob unser ältester Bruder und ich und meine zweite Schwester dauernd in Berlin bleiben würden, begann der Vater seinerseits an eine gänzliche Uebersiedlung der Familie zu denken, und beschäftigte sich, um diese bewerkstelligen zu können, mit der allmählichen Verkleinerung und Realisirung seines Geschäftes. Aber an ein großes Geschäft gewöhnt, das ihm Sorgen und Aufregungen aller Art verursacht hatte, langweilte ihn sein jetziger Geschäftsbetrieb, und es

war oftmals die Rede davon, daß er etwas Andres, Neues beginnen möchte, wozu es im Grunde für ihn nicht zu spät gewesen wäre, denn er war erst sechsundfünfzig Jahre alt. Es schien jedoch, als habe er die alte Kraft und Entschlossenheit nicht mehr, als fehle ihm die frühere, frische Heiterkeit.

Wir schoben das zum Theil auf meine und meiner Brüder Abwesenheit von Hause. Es war dadurch stiller bei uns geworden, die Freunde meiner Brüder hatten Königsberg zum Theil auch verlassen, und seit ich fort war, hatte das Gesellschaftsleben sich, wie die Schwestern schrieben, in unserm Hause sehr geändert und vermindert. Sie hatten Anfangs, bedeutend jünger als ich, weniger Initiative und weniger Einfluß auf den Vater gehabt. Er hatte gern Gesellschaft um sich, ja sie war ihm mit ihrer Anregung ein Bedürfniß, aber er war nicht der Mann, sie um seinetwillen einzuladen, und da die Schwestern den reifen Männern unseres Umganges noch keine ebenbürtige Gesellschaft sein konnten, so hatte man sich mit einer gelegentlichen Tanzgesellschaft begnügt, hatte sich mit Vorliebe in den Gedanken großer häuslicher Zurückgezogenheit hineingelebt, und war es dann endlich gewahr geworden, daß Nichts den

Menſchen ſo ſchnell altern macht, als Einſamkeit und zu große Gleichförmigkeit des Lebens, daß dagegen Nichts ſo wohl und ſo friſch erhält, als regelmäßige Anſpannung der Thätigkeit und raſcher Wechſel der Eindrücke. Der Menſch iſt darin dem Magnete gleich: je mehr er tragen muß, um ſo ſtärker wird ſeine Kraft.

Schon das ganze Jahr hindurch hatten wir daher den Vater angelegen, uns zu beſuchen. Er ſollte ſich Berlin wieder einmal anſehen, ſollte ſich überzeugen, ob ſich ihm irgendwo eine ihm zuſagende neue Thätigkeit darzubieten ſcheine, und wir hatten dabei beſonders an die zahlreich entſtehenden neuen Eiſenbahnen und an andere Aktien-Unternehmungen gedacht, bei welchen für einen Mann von ſeiner Begabung ſich wohl Ausſicht zu einer zweckmäßigen Betheiligung bieten konnte. Indeß all' unſer Zureden war lange vergeblich geblieben, denn die Macht der müden Gewohnheit hatte ihn einzuſpinnen begonnen. Er hielt es lange für unzuläſſig, ſeine vier Töchter, obſchon ſie Alle ganz erwachſen und verſtändige, verläßliche Mädchen waren, auch nur für ein paar Wochen im eigenen Hauſe mit eigener Dienerſchaft allein zu laſſen, während ſie noch zum

Ueberfluß von nahen Freunden und Bekannten umgeben waren. Er fand es eben ſo ſchwer, das Geſchäft ſeinen Commis für kurze Zeit zu überantworten, und als wir es dann mit Bitten und Drängen, mit Vorſtellen und Zureden endlich dahin gebracht hatten, daß der Vater ſich zu einem Ausfluge von vierzehn Tagen entſchloß, zeigte er uns dies mit einem innern Widerſtreben an, welches uns befremdete und beſorgt machte, weil dergleichen bis dahin nicht in ſeinem entſchiedenen Weſen gelegen hatte.

Neben dieſer unverkennbaren und mich ſehr beunruhigenden Abſpannung meines Vaters hatte die Energie, mit welcher ſein jüngſter Bruder, nach langer Muße, ſein Leben zu einem überaus thätigen umgeſtaltet hatte, etwas Ueberraſchendes; und unſere Liebe und Verehrung für den Vater gab uns den Muth, für ihn noch auf eine ähnliche Wandlung zu hoffen, wenn es uns nur gelungen ſein würde, ihn einmal wieder in einen friſchen Strom des Lebens hinein zu locken.

Schon im Frühjahr dreiundvierzig hatte ich in Breslau meinen Onkel als einen ganz verwandelten Menſchen und ſein Haus als ein mir völlig neues

wiedergefunden. Seine erste Frau war einige Jahre vorher gestorben, und der Onkel hatte ein Fräulein Pauline Werkenthin, welche als Erzieherin seiner Kinder in sein Haus gekommen war, ein paar Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau geheirathet. Sie war nicht jung und nichts weniger als hübsch, aber eine große Gestalt von guter Haltung, eine Frau voll Verstand und Tüchtigkeit und von guten, weltgewandten Formen. Da mein Onkel seit einer Reihe von fünfzehn, sechszehn Jahren gar kein Geschäft betrieben, so war die ganze reiche Haushaltung aus dem Vermögen seiner ersten Frau bestritten worden, das nach deren Tode zum allergrößten Theile auf deren Kinder fiel, wenn schon mein Onkel noch bis zu deren Volljährigkeit die Nutznießung davon hatte.

Als er nun die Erzieherin seiner Kinder heirathen wollte, erklärte diese ihm, daß es für ihr Gefühl eine Unmöglichkeit sei, von dem Vermögen ihrer Stiefkinder zu leben, und so hatte mein Onkel, damals schon ein Mann von einigen vierzig Jahren, und an die vollste Muße und Unabhängigkeit gewöhnt, sich denn schnellen Entschlusses darin gefunden, eine Disponentenstelle in einem großen

Breslauer Handlungshause anzunehmen, die ihm eine nicht unbedeutende Einnahme sicherte, bis er mit seinen Planen weiter gediehen war, und eine größere, lohnendere und bedeutendere Thätigkeit für sich erschaffen hatte.

Diese Plane und diese Thätigkeit hatten sich auf den Bau der Oberschlesischen Eisenbahn bezogen. Mein Onkel kannte durch seine bisher aus Liebhaberei betriebenen Studien und durch seine bisherigen Beschäftigungen mit den Verwaltungsverhältnissen der Provinz, ihre Zustände, Kräfte und Bedürfnisse, wie wenig Andre; er hatte seit früher Zeit Verbindungen in den Regionen des Finanzministeriums gehabt, und hatte durch sein Wissen und seine Energie die Gründung der Bahn zu Wege gebracht, zu deren Specialdirektor er dann erwählt worden war.

In dieser Stellung und an der Seite seiner zweiten Frau hatte ich ihn im Frühjahr dreiundvierzig in Breslau wiedergefunden, und hatte mich immer fragen müssen: wie hat diese Frau eine solche Umgestaltung in dem Leben eines reifen, fertigen Mannes vollbringen, wie hat sie ihn dazu bewegen können, allen seinen bisherigen Gewohnheiten zu

entſagen, und ihm ein neues Leben anzueignen, das ihn ſo viel mehr befriedigt und ſeinen Kräften ſo viel angemeſſener iſt, als das zwanzig Jahre lang geführte Leben der dilettantiſchen Muße?

Die Familie wohnte nicht mehr in der Stadt, ſondern in dem großen neuen Bahnhofsgebäude vor dem Schweidnitzer Thore, und obſchon meine Großtante, die Mutter der erſten Frau, noch in dem Hauſe lebte, was für die zweite Frau keine leichte Sache war, ſo hatte dieſe es doch verſtanden, die mir früher ſo auffallend geweſene Dreitheiligkeit der Familie aufzuheben, und alle Elemente derſelben in einen feſten und auf das praktiſchſte zuſammengefügten Hausſtand zu vereinigen. Statt des rein literariſchen Geiſtes, der ſonſt der herrſchende in dem Hauſe meines Onkels geweſen, war der induſtrielle darin eingezogen, und der Umgangskreis hatte ſich danach verändert. Es kam zwar der Stamm der alten Hausfreunde in demſelben noch als gelegentliche Gäſte zuſammen, aber die literariſche Stammgaſterei hatte aufgehört, und neben den Beamten, mit denen der Onkel zu thun hatte, fanden ſich auch deren Frauen und Familien ein, ſo daß der Zirkel ſein ungewöhnliches

Gepräge verloren, und dadurch in gewiſſem Sinne gewonnen hatte.

Der Onkel ſelbſt war wie verjüngt, und meinem Vater in ſeinem Weſen weit ähnlicher geworden als zuvor. Er hatte ſich an eine Thätigkeit gewöhnt, die ihn von Morgens fünf Uhr bis ſpät am Abende in Beſchlag nahm, die ihm früher unerträglich gedünkt haben würde, und die ihm nun eine unverkennbare Genugthuung gewährte, weil er jetzt erſt völlig hatte kennen lernen, was er vermochte und was er werth war. Sich großer Kraft bewußt zu werden, iſt aber ein großes Glück, denn ein Vermögen, von welchem man nicht weiß oder keinen Gebrauch macht, beſitzt und genießt man eben nicht.

Das Haus meines Onkels war, wie geſagt, lange nicht mehr ſo geſellig als vor zehn, eilf Jahren, denn die Tante Pauline hatte ernſte, ſchwere Erfahrungen hinter ſich und war ohnehin kränklich, aber man hatte in demſelben mehr Ruhe als vordem, und mir war es dadurch noch heimiſcher als zuvor erſchienen. Ich hatte nun freilich nicht bei meinem Onkel Lewald, ſondern in der Simon'ſchen Familie in Scheitnig gewohnt, war aber doch öfter nach dem Bahnhof gekommen, und meine neue Tante

hatte mich lieb gewonnen. Als denn nun im Frühjahr von vierundvierzig die Rede davon war, unter den disponibeln Frauenzimmern der Familie eines auszuwählen, das meine Tante nach Teplitz begleiten ſollte, hatte ſie mich mit ſich zu nehmen gewünſcht, und mein Onkel mir dies, mit ſeiner gewohnten guten Laune in den Worten mitgetheilt: „Vor zehn Jahren habe ich Dich in Deutſchland zu Deinem Vergnügen ſpazieren gefahren, jetzt ſollſt Du einmal zu Paulinens Vergnügen nach Teplitz fahren. Wir rechnen darauf, daß Du am erſten Mai bei uns biſt, damit Ihr Euch vorher anſtändig mit einander einlebt, und daß Du nachher den Sommer bei uns bleibſt, um Dich von dem Pfeifen meiner Lokomotiven zu Deinen Poeſien begeiſtern zu laſſen. Beſſere Luft wie auf dem Hausvoigtei-Platz in Berlin haſt Du bei uns gewiß, und zwei Stuben zu freier Verfügung. Alſo beſinne Dich nicht und komme ſpäteſtens den erſten Mai; zwiſchen dem fünfzehnten und achtzehnten ſollt Ihr reiſen!“

Daß ich gehen würde, gehen müſſe, auch wenn ich weniger Neigung und Luſt dazu gehabt hätte, als es der Fall war, hätte ſchon die Pflicht der Dankbarkeit von mir gefordert, aber das Anerbieten

ſtellte die größten Annehmlichkeiten in Ausſicht, entſprach allen meinen Bedürfniſſen und Wünſchen, kleidete in Form einer Bitte, was mir eine große Gewährung war, und doch ſtand ich im erſten Augenblicke davor ganz erſchrocken da, denn mein Vater ſollte kommen, meine Arbeit war lange nicht fertig, und wenn ich nach Breslau ging, mußte ich — konnte ich endlich, endlich Heinrich Simon wiederſehen!

Ich war in großer Aufregung, ich arbeitete den Tag über wie im Fieber, um fertig zu werden, und ſchlief die Nächte nicht, weil ich mich immer fragte: biſt du denn mit dir ſo weit im Klaren und in Ruhe, haſt du den Frieden in dir ſo weit befeſtigt, daß du den Geliebten deiner Jugend wiederſehen kannſt, ohne dich auf's Neue in das alte Schmerzens-Labyrinth der Leidenſchaft zu verirren? Sollſt du ihn bitten, fortzugehen? ſollſt du es darauf ankommen laſſen, ob er, eingedenk deiner Forderung dich zu meiden, ſich von ſelbſt entfernt? oder ihm ſchreiben, daß du ihn wiederzuſehen wünſcheſt?

Ich kam lange zu keinem Entſchluß, aber meine Arbeit und meine Geſundheit empfanden die Unruhe meines Geiſtes und meines Herzens, und als ich

die Erzählung, etwa zwei Tage vor meines Vaters Ankunft beendigt zu haben glaubte, und ſie nun Behufs der letzten Reviſion noch einmal durchlas, fühlte ich die nachtheiligen Folgen meiner innern Zerſtreutheit überall ſo unverkennbar, fand ich ſolche Lücken in der Compoſition, bei welcher es auf eine ethiſche Verſchmelzung der verſchiedenen Stände durch die Heirath von zwei jungen Paaren abgeſehen war, daß mir, wollte ich nicht dem mir vertrauenden Verleger eine Arbeit abliefern, die mir ſelber in keiner Weiſe genügte, gar Nichts übrig blieb, als ſie von Anfang bis zu Ende umzuwerfen, und die hundertundzwanzig Quartſeiten, aus denen ſie beſtand, ganz auf's Neue umarbeitend abzuſchreiben.

Ich war in Verzweiflung darüber, und die Thränen ſtürzten mir aus den Augen, als ich mein Heft zur Seite legte, um die neuen Bogen weißen Papieres aus meinem Schubfach hervor zu holen, aber es ging mir damit, wie in andern Verhältniſſen auch. Man kommt mit Allem zurecht, was man nicht mit halben Maßregeln abzumachen unternimmt. Die halbe Maßregel hängt mit ihrer andern Hälfte immer an dem Falſchen feſt; während wir uns ab-

mühen, mit der richtigen Hälfte vorwärts zu kommen, hält die falsche uns zurück, und hin und her gezogen, ermüdet von Bestrebungen, deren Fruchtlosigkeit wir uns nicht eingestehen wollen, weil wir uns ja redlich abmühen, begnügen wir uns schließlich mit einer Halbheit, welche in der Regel Niemanden befriedigt und uns eine mißmüthige Reue, einen dumpfen, unklaren Fleck in der Seele nachläßt, an den wir nicht gern denken mögen. Träge oder unklare und schwache Menschen, Menschen die sich sehr lieb und leicht Mitleid mit sich haben, sind die Freunde solcher Halbheit, und lieben es Denjenigen, der mit sich und mit den Dingen nicht transigiren und unterhandeln mag, wo er, wenn auch mit Opfern und mit Anstrengung, das ihm entsprechende Ganze erreichen kann, gewaltthätig und radikal zu nennen; und gewaltthätig genannt zu werden, war ich von früher Jugend auf gewohnt. Aber ich befand mich, wenn ich die ersten Schmerzensstunden überwunden hatte, stets sehr wohl dabei, und ich meine, auch Andern wäre meine mitleidslose Entschlossenheit in gewissen Lebenslagen eben so zu statten gekommen, als mir und meiner kleinen Arbeit in dem betreffenden Falle.

Das Wetter draußen, wir waren in den letzten Tagen des April, war freilich ungewöhnlich schön, der Himmel schien verführerisch blau in meine kleine Stube hinein, die Spitzen der beiden Bäume, welche ich über die Kolonnaden der Mohrenstraße hinüber ragen sah, winkten mit ihren grünlich schimmernden Aesten förmlich in das Freie hinaus, und ich sehnte mich nach frischer Luft wie ein Dürstender sich nach Wasser sehnt: aber ich fand, nun ich mich erst überwunden und meine Partie genommen hatte, bald eine Genugthuung darin, meine Schuldigkeit zu thun, und meiner Arbeit gerecht zu werden, indem ich sie so gut machte als ich es eben verstand. Ich sagte mir, was ist's denn Großes? Habe ich doch als Kind auf Herrn Ulrich's Befehl eine mißlungene Schrift zehn, zwölfmal abschreiben müssen, und ist meine Kraft doch so ungemein gewachsen seit der Zeit. Konnte ich damals als Strafe, und gegen meine Ueberzeugung die Arbeit von zwei Seiten zehnmal schreiben, weshalb sollte mir es denn so gar schwer werden, jetzt, mit eigner Einsicht von der Nothwendigkeit des Unternehmens, eine Novelle noch einmal zu schreiben. Es galt, wie später mein Mann das genannt hat, „als ehrlicher Arbeiter mit dem

Schurzfell zu arbeiten", es galt kein vornehmer Dilettant, kein gefühlsſeliger ſich mit dem ungefähren Anſchein der Dinge begnügender Blauſtrumpf zu ſein, ſondern ernſt zu arbeiten, wie der Juriſt, der Philolog, wie jeder Mann es in ſeinem Fache thun mußte, wo etwas Ordentliches geleiſtet werden ſollte. Und da kein Zuſpruch ſo ſichere Wirkung thut, als derjenige, den wir ſelber uns gutwillig angedeihen laſſen, ſo fand ich bald die Liebe und die Luſt für meine Novelle wieder, componirte mir einen jungen gebildeten, aber ohne beſtimmte Beſchäftigung lebenden Edelmann hinein, der nothwendig als Gegenſatz zu den verſchiedenen bürgerlichen Arbeitern gefordert war, und da ich die ganze kleine Erzählung in einer Kattunfabrik ſpielen ließ, zu welcher die großen Kattunfabriken der mir befreundeten Familie Goldſchmidt mir das Modell geliefert hatten, ſo arbeitete ich auch die Schilderung der Fabriken etwas ausführlicher aus, und es kam denn eine Art von Zeitbild zu Stande, das freilich lange nicht dem Vorwurfe entſprach, welchen ich im Sinne getragen, das ſich aber doch leſen ließ, und den engen Rahmen, für den es beſtimmt war, nicht eben unſchicklich ausfüllte.

Ich war noch mitten in der Arbeit, als mein geliebter Vater zu uns kam. Ich hatte ihn drei Viertel Jahre, mein Bruder und meine Schweſter Minna ihn ſeit ein paar Jahren nicht geſehen, und da wir ihn mit einer heimlichen Sorge um ſein Befinden erwartet, waren wir um ſo glücklicher, ihn über alle unſer Hoffen wohl und anſcheinend ganz ungealtert wieder zu umarmen. Da mein Bruder, wie ich, bei unſerer Tante wohnte, und zwei kleine Stuben inne hatte, war die äußerſt gutmüthige und gefällige Frau unſchwer dazu zu bewegen geweſen, die kleinen Räume für die Aufnahme meines Vaters einzurichten, und ſo hatten wir denn das Glück, den Vater, ſo gut wir es in unſerer Beſchränkung eben vermochten, bei uns beherbergen zu können.

Eng, wenig bequem und keiner ſeiner Gewohnheiten entſprechend, wie die Stuben und die Gaſtlichkeit es waren, die wir ihm bieten konnten, war er doch ſichtlich darüber erfreut, zum erſtenmale der Gaſt ſeiner Kinder zu ſein. Es war das einzigemal daß ihm dieſe Freude, uns dies Glück vergönnt ward. Denn als wir uns ſpäter in der Lage befanden, ihm in unſern Häuslichkeiten ein wirkliches Wohlſein zu

bereiten, war er nicht mehr unter uns, war er uns schon entrissen; und jemehr ich daran denke, je weiter ich in diesen Aufzeichnungen den Weg meines Lebens verfolge, um so mehr fühle ich, welch eine Melancholie diese Rückerinnerungen neben ihrer Süßigkeit in sich verschließen. Es ist mir oftmals, wenn ich an diesen Blättern schreibe, wie an dem Tage, an welchem ich mit lieben Freunden zum erstenmale von Castellamare nach Pompeji fuhr. Ich befand mich mitten im freudigen Genuß des Lebens, die Sonne lachte vom Himmel hernieder, daß das Meer noch blauer als das Firmament erschien und der Sand wie Gold erglänzte. Die Freunde waren heiter, ich war es ebenso. In den acht grünen Cypressen, die damals den Eingang von Pompeji schmückten, sangen die Vögel, sich auf den Spitzen der emporragenden Zweige sonnend und wiegend — und doch sprach Alles um uns her von Untergang, von Vergänglichkeit, von Tod. Sie waren hin die Menschen, welche diese Mauern gefügt, sie waren in Staub zerfallen die kunstgeübten Hände, welche diese Wandgemälde in ihrer sinnigen Lieblichkeit erschaffen, sie waren verschollen die Geschlechter, deren Wagen einst über die breiten stei-

nernen Gleise des Pflasters gefahren. Nur die Spuren ihres Daseins und Wirkens waren geblieben — geblieben, wie mir die Erinnerung geblieben ist an alle die Menschen, von denen diese Blätter erzählen, und von denen schon so viele lange, lange hingegangen sind — hingegangen in das unübersehbare Reich der ewigen Vergangenheit.

Ich denke ihrer und fühle sie lebendig in mir, ich denke ihrer, und kann es nicht vergessen, wie vergänglich auch die Menschen sind, die mit mir leben, die das Glück meines Daseins ausmachen; und die eigene Vergänglichkeit tritt mir aus dem Spiegel dieser Blätter, ein stilles memento mori entgegen. Da gilt es denn diesem traurigen Zurufe ein muthiges: memento vivere! entgegenzusetzen, zu lieben und zu beglücken, sich zu freuen und zu genießen, so lange man kann; und sich mit der Hoffnung zu getrösten, man werde einst den Geliebten eine so freundliche und werthe Erinnerung sein, als es uns diejenige ist, welche wir selbst von unsern geschiedenen Lieben im Herzen bewahren.

Neuntes Kapitel.

Mein Vater verweilte acht, neun Tage bei uns, und da ich ihn so genau kannte, merkte ich, daß er sich immer in einer gewissen Verwunderung über uns befand. Unsere beginnende Unabhängigkeit war ihm etwas Fremdes, und auch uns war es sonderbar, daß wir Umgangskreise hatten, welche nicht die seinen waren, daß wir ihn in denselben vorzustellen hatten, daß wir in Berlin heimischer waren als er, daß wir ihm zuweilen Fingerzeige und Rath zu geben hatten, ja daß er diesen von uns forderte.

Er sah sich unser häusliches Leben an, und es fiel ihm auf, daß wir uns in Verhältnissen behaglich fühlen konnten, welche uns so wenig von demjenigen gewährten, das er uns dargeboten hatte. Wir waren leichtlebiger, muthiger und doch ernster geworden, als zuvor; wir waren nach seiner Meinung nicht

mehr ganz Dieſelben, als welche er uns entlaſſen hatte. Sein Empfinden mochte den Gefühlen gleichen, welche Leopold Schäfer in den Worten ausdrückt:

„Du haſt den Sohn noch, aber mehr kein Kind!“

Und in gewiſſem Sinne ging es uns eben ſo. Wir waren ſo ſehr gewohnt, uns dem Vater in jedem Betrachte unterzuordnen, Alles von ihm und durch ihn zu empfangen, daß wir im erſten Augenblicke nahe daran waren, uns unſerer erſehnten und endlich errungenen Unabhängigkeit vor ihm zu ſchämen.

Indeß unſer gegenſeitiges Verhältniß war ein zu geſundes, als daß eine ſolche Stimmung mehr als eine vorübergehende hätte ſein können. Wir hatten uns nach wenig Tagen völlig zurecht gefunden, und verlebten die freien Stunden, welche unſere Arbeit und des Vaters Geſchäfte uns und ihm übrig ließen, ſehr heiter und zufrieden mit einander. Da der Bruder die ganzen Morgen- und Mittagsſtunden durch ſein Amt gefeſſelt war, ſo begleiteten ich und die Schweſter den Vater, wenn er irgend welche Sehenswürdigkeiten in Augenſchein zu nehmen wünſchte, und es war ihm dabei eigentlich nur um

dasjenige zu thun, was ihm neue Anschauungen gewähren konnte.

Er hatte z. B. nie ein Fresko-Gemälde gesehen; wir erbaten also die Erlaubniß, die damals noch nicht enthüllten Fresken des Museums besichtigen zu dürfen; wir gingen in die Raczynskische Gallerie, und mehrmals in die Bildergallerie des Museums, in welcher ich nun schon heimischer geworden war und den Cicerone machen konnte. Der Vater hatte durch die seit einigen Jahren auch in Königsberg eingeführten Kunstausstellungen Freude an der Malerei gewonnen, während die Plastik ihm immer ein fremdes Element blieb. Er fand die Farblosigkeit derselben kalt, und die Zahl der Motive waren ihm zu beschränkt. „Immer dieselben Gestalten!" rief er aus, „und wenn sie noch etwas Andres als Götter oder Soldaten machten! Ich weiß damit ein für allemal gar Nichts anzufangen." — Er war in einer Zeit und unter Verhältnissen erzogen, in welchen von Kunst kaum die Rede gewesen, und in welcher ihm sicher kein Kunstwerk zu Gesicht gekommen ist. Das jetzt heranwachsende Geschlecht kann sich davon kaum noch eine Vorstellung machen, wie gänzlich einst alle Kunst aus dem Leben entschwunden war, und

wie unſere Jugend, und vollends die Jugend unſerer Eltern ohne irgend einen Zuſammenhang mit dem Kunſtſchönen hingegangen iſt.

Ich war zwanzig Jahre alt, als ich das erſte moderne Oelgemälde, eine Geſtalt aus dem Oſſianſchen Sagenkreiſe, von Julius Moſer, ſah, und einundzwanzig, als ich, wie ich in dieſen Memoiren erzählt, die erſten Statuen erblickte. Gipsabgüſſe nach guten antiken oder modernen Originalen gab es vor dreißig Jahren innerhalb des Bereiches der bürgerlichen Verhältniſſe noch nicht. Was wir an Gipsfiguren zu ſehen bekamen, das trugen die herumziehenden Italiener auf ihren Köpfen umher. Es waren kleine Büſten des Königs und des Fürſten Blücher, kleine Statuetten des alten Fritz und Napoleon, es waren grün und roth angeſtrichne Papageien und mit dem Kopfe wackelnde Kaninchen; und als dann ſpäter die Büſten von Schiller und Göthe in halber Lebensgröße, und die leſenden und ſchreibenden Kinder und ein paar Adler nach Rauch an die Reihe kamen, waren das Beſitzſtücke, welche unſer Einer lange aus der Ferne anzuſtaunen hatte, weil ſie Anfangs ſo theuer waren, daß man an ihre Erwerbung noch nicht denken konnte. Ein Kupfer-

ſtich war eine Seltenheit! Selbſt Lithographien kamen in den bürgerlichen Wohnungen nur ausnahmsweiſe vor, und wie wir in unſerer Jugend uns mit Erſtaunen umgeſehen haben würden, hätte man uns in eines der mit Bildern und Statuetten geſchmückten Zimmer verſetzt, wie man deren jetzt in allen nicht unbemittelten Familien findet, ſo würden unſere Kinder äußerſt verwundert ſein, wenn ſie der gänzlichen Schmuckloſigkeit gegenüber ſtänden, die früher ſelbſt in den Häuſern wohlhabender Leute gar nicht auffiel. Man war es durchaus gewohnt, die glatten vier Wände anzuſehen, denn außer einigen ſchlechten Familienportraits beſaß kaum Jemand einen Wandſchmuck, wenn er nicht reich und beſonders gebildet war; und daß wir in meinem Vaterhauſe in früherer Zeit eine Reihe von Kupferſtichen gehabt hatten, das war ein auffallender Luxus geweſen.

Von all' dem Schönen, Erfreulichen und Bedeutenden, welches jetzt ſelbſt dem bettelnden Kinde an den Fenſtern der Buch- und Kunſthandlungen zur Anſicht geboten wird, war in meiner Jugend in Königsberg noch keine Spur zu finden. Ich meine, es wird nicht vor der Mitte der dreißiger Jahre

gewesen sein, daß bei uns in der Altstädtischen Langgasse Herr Voigt auf den Gedanken kam, seine Papier- und Cartonnagen-Handlung allmählich in eine Kunsthandlung umzuwandeln, welche Anfangs dürftig genug ausgestattet war; und es vergingen dann noch Jahre, ehe er das schöne Lokal in der Junkerstraße eröffnete, das sich, als ich achtzehnhundert fünfundvierzig zum letztenmale meine Vaterstadt besuchte, wohl sehen lassen konnte, aber freilich damals noch immer als das einzige derartige Institut in Königsberg dastand. Kleine Lehrjungen, armer Leute Kinder hören jetzt hier in Berlin, wenn sie an dem Schaufenster einer Kunsthandlung oder vor den nun schon zahlreichen Statuen und Monumenten in den Straßen stehen, mehr und verständiger über Kunst urtheilen, als es mir in meiner Jugend zu Theil geworden; und es ist nicht hoch genug anzuschlagen, daß die jetzt heranwachsende Generation ihre Empfindung für das Schöne durch Anschauung ausbildet, ehe sie den abstrakten Begriff des Schönen fassen lernt. Ich z. B. kannte die Namen der großen Künstler aller Zeiten, hatte von ihren Werken gelesen, wußte diese Werke zu nennen, aber ich hatte so gut wie Nichts davon gesehen, bis ich mit sieb-

zehn oder achtzehn Jahren in der Wohnung meines Zeichenlehrers Kupferstiche nach den besten Meistern kennen lernte. — Man hörte und las von den Künsten, deren Erzeugnisse gesehen werden müssen, wenn man über sie nicht wie der Blinde von der Farbe urtheilen soll; und eine ganze Seite der menschlichen Fähigkeiten, welche die jetzige Generation, ohne es gewahr zu werden, von ihrer ersten Kindheit an in sich entwickelt und ausbildet, lag in uns und in unsern Vätern und Müttern in der Regel völlig brach, wenn man nicht etwa auf Reisen es so glücklich getroffen hatte, daß man eine oder die andere der öffentlichen Gallerien einmal hatte ansehen können, die fast durchweg nur an einzelnen Tagen in der Woche und nicht ohne mancherlei Weitläufigkeiten und Kosten besucht werden konnten.

Neben den Gemäldegallerien sahen wir mit dem Vater das ägyptische Museum an, das damals noch in den Gartengebäuden des Schlosses Monbijou befindlich und sehr unzweckmäßig aufgestellt war; dann fuhren wir nach verschiedenen Fabriken, an denen der Vater und ich ein gleich lebhaftes Interesse nahmen. Dazwischen arbeitete ich nothgedrungen mehrere Stunden des Tages, und manche

Stunde verging in ernſten Geſprächen und Berathungen über die Zukunft der einzelnen Familienmitglieder. Mein Vater dachte bisweilen doch mit Bedauern daran, daß ein Geſchäft aufgegeben und aufgelöſt werden ſollte, welchem er alle ſeine Kräfte gewidmet, das ihm die Möglichkeit gegeben hatte, eine ſo große Familie wie die unſere anſtändig aufzuerziehen, ein gewiſſes Vermögen dabei zu erübrigen, und das ohne Frage einer bedeutenden Ausdehnung fähig war, wenn eine junge und friſche Kraft daſſelbe nach den Bedingungen der jetzigen Zeit zu betreiben unternahm. Er hatte oftmals den Wunſch gehegt, daß unſer älteſter Bruder, deſſen raſcher und klarer Verſtand und deſſen organiſatoriſches Talent ihm vielverſprechend für den Beruf des Kaufmannes zu ſein ſchien, ſeine juriſtiſche Carrière aufgeben und dafür in das väterliche Geſchäft eintreten möge, und es war einmal nahe daran geweſen, daß der Sohn aus Rückſicht auf den Vater ſich zu dem Opfer entſchloſſen hätte. In frühern Zeiten hatte meine Mutter, aus Vorliebe für den ſicheren Erwerb des Beamten, und aus Scheu vor den großen Wechſelfällen, denen das Leben des Kaufmanns unterworfen iſt, bei Mann und Sohn dahin gewirkt, jenen Plan

nicht zur Ausführung kommen zu lassen; und jetzt, da unser Vater wieder auf seinen Vorschlag zurück kam, war ich es, welche in den Bruder drang, nicht darauf einzugehen, obschon ich die größte Vorliebe für den Stand des Kaufmanns hegte, und obschon wir sahen, daß dem Vater viel daran gelegen war.

Mein Bruder liebte seinen Beruf, der allen seinen Anlagen in jedem Betrachte entsprach; es hatten sich ihm in demselben durch seinen Fleiß und seine Kenntnisse schnell günstige Aussichten eröffnet, er liebte auch das Leben in der Hauptstadt, und sollte das Alles aufgeben, um mit dem Geschäfte in Königsberg, an welchem Orte er nicht so gern war, als in Berlin, die Sorge für das Vermögen seiner sechs damals noch sämmtlich unverheiratheten Schwestern zu übernehmen, das zum Betrieb des Geschäftes nothwendig in demselben hätte bleiben müssen, wenn der Tod uns den Vater einmal entriß. Je mehr die Zukunft seiner Töchter dem Vater Sorge machte, je weniger er den Gedanken fassen konnte, daß sie einmal auf sich selbst gestellt und vielleicht genöthigt werden könnten, ihr Brod unter Fremden zu suchen, wenn das Vermögen, das er uns hinterließ, nicht ausreichend sein sollte, uns,

wie der Ausdruck lautet, ſtandesmäßig zu unterhalten, um ſo lebhafter hing er an dem Gedanken, den Sohn an ſeiner Stelle als Verſorger der Töchter eintreten zu ſehen, und ich fühlte wie hart es dem Erſtern ankam, auf ſolch eine Probe zwiſchen ſeiner eigenen Neigung und Einſicht, und zwiſchen den Wünſchen und Beruhigungen des Vaters geſtellt zu ſein. Ich ſah es daher als meine Aufgabe an, nach beiden Seiten darauf hinzuwirken, daß dies Opfer nicht poſitiv gefordert und nicht dargebracht wurde, und hätte ich nicht ſchon lange vorher es eingeſehen, wie verkehrt die Erziehung und die Stellung ſind, welche man den Mädchen in den bürgerlichen Kreiſen anweiſt, ſo würde mir die Erkenntniß bei den peinlichen Erörterungen wohl gekommen ſein, welche jene Tage mit ſich brachten, und welche mir völlig unaushaltbar geweſen ſein würden, hätte ich mich noch zu der Zahl derjenigen gerechnet, deren Zukunft meinen Vater beunruhigte, deren Hilfloſigkeit und Abhängigkeit der Mann, welcher ſie erſchaffen, damit als eine lebenslängliche und unabweisliche anerkannte. Wie Eltern bei der Geburt einer Tochter nicht erſchrecken, wenn ſie dieſelbe als ein durch ihr Geſchlecht zu ewiger Abhängigkeit und Unterſtützung

beſtimmtes Weſen betrachten, iſt mir immerdar ein Räthſel geblieben. Wäre es nicht ſo ernſthaft und ſo traurig, ſo könnte man es äußerſt komiſch finden, daß der Vater, an dem Tage, an welchem die neugeborne Tochter ihm in die Arme gelegt wird, nach dem jetzigen Stande der Dinge, wenn er nicht ſehr reich iſt, ſtillſchweigend darauf rechnet, es werde ſich wohl einmal ein Andrer finden, der ihm die Pflichten und die Sorge für dieſes Weſen abnimmt; nur daß er dabei nicht auf den heiligen Vincenz von Paula und auf ein Hospital zum heiligen Geiſte, ſondern auf irgend einen redlichen Erdenſohn und auf deſſen Haus und Arbeit ſpekulirt.

Es gelang uns denn auch, unſeres Vaters Plane mehr und mehr auf ein Zuſammenleben mit uns in Berlin hinzulenken, und da ich inzwiſchen meine Novelle beendet und abgeliefert, und die Zeit herangekommen war, in welcher meine Tante ihre Badekur zu machen hatte, ſo verließ ich Berlin an demſelben Tage, an welchem mein Vater weiter gen Weſten ging, und ich ſchied von ihm ſehr erquickt durch unſer Beiſammenſein, völlig beruhigt über ſein Befinden, und mit der Hoffnung, uns im Hochſommer wiederzuſehen, denn ich dachte nach der Reiſe mit

meiner Tante für längere Zeit in die Heimath und zu meinem Vater zurück zu kehren.

Da die Arbeit und die Anwesenheit desselben mich in den letzten Tagen völlig in Anspruch genommen hatten, so kam ich erst in der Einsamkeit des Eisenbahncoupees und des Postwagens, mit welchem man damals noch den halben Weg nach Breslau zurückzulegen hatte, zur Ruhe und zur Sammlung, und es trat mir beinahe wie etwas ganz Unerwartetes entgegen, daß ich am nächsten Tage in Breslau sein und Heinrich Simon wieder sehen solle.

Ich hatte mir durch eilf Jahre diesen Augenblick in den wechselndsten Stimmungen, unter den verschiedensten Umständen zu vergegenwärtigen gesucht, hatte ihn mit der Sehnsucht glühender Leidenschaft und mit der Zerknirschung und Verzagtheit gänzlicher Hoffnungslosigkeit in's Auge gefaßt. Nun stand ich nahe davor, und kannte mich kaum wieder, in der Ruhe und Stille, welche in meiner Seele herrschten. Ich wollte mich dieses Zustandes erfreuen, aber ich vermochte es nicht, denn unwillkürlich fiel mir ein Wort aus einem Briefe des Prinzen Louis Ferdinand an seine Geliebte, Pauline Wiesel, ein, welches ich im Laufe des Winters

hatte citiren hören. Es lautete: „Wo sind die schönen Tage hin, in welchen wir so unglücklich waren!“ Das hatte mich schon damals, als man es vor mir aussprach, sehr gerührt und ergriffen; nun befand ich mich in der Lage, es mit innerer Bewegung auf mich selber anzuwenden. Wo waren die schönen Tage hin, in welchen ich so unglücklich gewesen war?

Wie in einem magischen Doppelbilde hatte ich mich und mein Leben beständig vor Augen. Ich sah mich, wie ich im Schneetreiben jener Märznacht an meines Vaters Seite von Breslau abgefahren war, das Herz voll Verzweiflung, die Seele verdüstert, den Sinn aussichtslos, dabei jung, leidlich gesund, leidlich sorgenfrei und doch ohne alle Hoffnung. Jetzt war ich dreiunddreißig Jahre, also für ein Mädchen alt, meine Jugend lag hinter mir, ich war nicht gesund, ich hatte auch kein Liebesglück, auf das ich mich getröstete, aber ich fühlte mich reich, ich fühlte mich jung, ich hatte die Seele voll Hoffnung, ich liebte das Leben, denn ich hatte ein schönes Ziel im Auge, ich hoffte Gutes und Schönes zu leisten, ich hatte Arbeit, die mich freute, ich hatte Selbstständigkeit, ich hatte Freiheit! Ja selbst jene

Abhängigkeit, die ich ſonſt immer dem geliebten Manne gegenüber empfunden hatte, fühlte ich nicht mehr.

Ich ſah dem Zuſammentreffen mit ihm in ruhiger Freude entgegen. Ich dachte nicht mehr ausſchließlich: wie wird er dich finden? ich fragte mich ebenſo: was wird er geworden ſein? Und das Gefühl der Gleichberechtigung, das ich neben ihm empfand, machte ihn mir nur werther.

Am Abende vor meiner Abreiſe von Berlin hatte ich ihm geſchrieben, daß ich nach Breslau kommen würde, und daß ich mich darauf freute, ihn nach ſo langen Jahren in Ruhe und Herzensfreiheit wiederzuſehen.

Es war gegen die Nacht hin, als ich in Breslau anlangte. Mein Onkel Lewald empfing mich auf der Poſt, ich war ſehr heimiſch in ſeinem Hauſe und in Breslau. In meinem Zimmer erwartete mich ein Willkomms-Gruß von Heinrich. Eine augenblickliche Spannung mit unſerm Onkel Lewald, durch politiſche Meinungsverſchiedenheit erzeugt, hatte ihn abgehalten, ſelbſt zu mir zu kommen.

Am nächſten Tage ſahen wir uns in Gegenwart ſeiner Eltern und Geſchwiſter wieder. Wir waren

Beide ſehr ergriffen, Beide ſehr ruhig, die Andern ſchienen faſt bewegter als ich und er.

Eilf Jahre ſind eine lange Zeit! Eilf Jahre verändern an dem Menſchen viel, aber man hat ſich über den Vergang der Zeit nicht zu beklagen, wenn ſie uns vorwärts gebracht hat.

Heinrich Simon war in jedem Sinn fortgeſchritten, er war der ernſte, in ſich gefeſtete und von keiner Schwäche zu beugende Mann geworden, als welcher er gelebt hat bis zu ſeinem Tode. Seine Geſundheit, welche früher den Seinen hier und da Beſorgniß eingeflößt, hatte ſich zu ausdauernder Tüchtigkeit gekräftigt. Er war breitbrüſtig geworden, ſeine Haltung und ſein Gang noch aufrechter und noch ſtolzer. Der Zug von Melancholie in ſeinem Antlitz hatte ſich verloren, ſein Ausdruck war ruhig bis zur Kälte, wenn er ſich ſelber überlaſſen war, begeiſtert und leuchtend, wenn ein großer Gedanke ihn mächtig ergriff, freundlich und voll lachender Anmuth, wenn er mit Menſchen verkehrte, die er liebte, und vollends wenn er Kinder um ſich hatte, für die er eine ungewöhnliche Zärtlichkeit und, man möchte ſagen, jene Achtung beſaß, die in ihnen die

künftigen Menschen zu respektiren weiß. Kinder hingen ihm deshalb auch mit großer Liebe an.

Da wir uns, wo wir auch sein mochten, von einer großen Familie umgeben fanden, vergingen ein paar Tage, ohne daß wir zu einem Alleinsein und einem ruhigen Gespräch gelangten, und doch hatten wir ein solches nöthig, obschon jede allgemeine Unterhaltung es uns darthat, wie unsere Entwicklung und geistige Befreiung nach derselben Richtung vor sich gegangen war.

Als ich meinen Vetter in unserer Jugend kennen gelernt, hatte er selbst noch starke Vorurtheile gehabt, und war darum abhängig von fremdem Vorurtheil gewesen. Weil man die Juden mißachtete, hatte er große Scheu davor getragen, an seine jüdische Abkunft erinnert zu werden. Er hatte vielleicht grade um deßhalb die Beamtenkarriere erwählt, und seinen Ehrgeiz auf ein rasches Fortschreiten im Staatsdienst gerichtet gehabt. Jetzt war das Alles anders geworden. Weit davon entfernt, sich wie früher seiner Abstammung nicht gern erinnern zu mögen, hatte er in ihr den Beruf zum Kampfe gegen das Vorurtheil erkannt, und da der ernste Mensch nicht in sich geht, ohne bis auf den

Grund seines Wesens zu kommen, so hatte Heinrich Simon, als er sich von seinen Vorurtheilen zu befreien anfing, in seinem Herzen den wahren Kern und Gehalt seiner eigenen Natur gefunden und erkannt: den Drang und die Nothwendigkeit für das Recht einzustehen, wo es verdunkelt oder wo demselben zu nahe getreten wurde. Der Jurist, der Rechtsgelehrte, war ein Mann des Rechtes, ein Rechtsvertreter geworden.

Alle seine Arbeiten hatten diesem einen Ziele gegolten. Die Rechtskenntniß zu fördern hatte er den Plan zu einer systematischen Quellendarstellung der Gesetzgebung über das öffentliche Recht des preußischen Staates gefaßt, und mit seinem Freunde, dem Präsidenten von Rönne, ein großes Werk: „die Verfassung und Gesetzgebung des preußischen Staates" herausgegeben. Aehnliche und eben so bedeutende Arbeiten waren, da ihre Zusammenstellung die Kraft eines Einzelnen überschritt, in Gemeinschaft mit andern Freunden unternommen worden, und während Simon selbst als Richter in Breslau thätig war, hatte er grade in dem Zeitpunkt, in welchem ich ihn wiedersah, seine Polemik gegen die im März des Jahres vierundvierzig von der preußischen Re-

gierung neu erlaſſenen Geſetze begonnen, welche nach ſeiner Meinung die Unabhängigkeit des preußiſchen Richterſtandes antaſteten.

Die Beſchäftigung des Menſchen iſt ſein weſentlichſter Erzieher, wenn die Zeit für ihn vorüber iſt, in welcher er der Erziehung durch Eltern und Lehrer theilhaftig wird. Wer ſich mit kleinlichen Dingen beſchäftigt, verkleinert allmählich ſein Intereſſe und damit auch ſich ſelbſt; wer ſeine Thätigkeit auf große und würdige Gegenſtände richtet, kann nicht anders als an ſich ſelbſt einen großen Maßſtab legen, und muß danach trachten, in ſich dasjenige ſo weit als möglich heranzubilden, was er mit ſeiner Thätigkeit für Andere als ein Ideales darzuſtellen unternimmt. So hatte denn auch Heinrich Simon ſeinen ganzen Menſchen zu einer harmoniſchen Einigkeit herausgebildet. Was er in der Theorie für recht erkannte, das trachtete er im Leben zu verwirklichen; Richter zu bleiben, wenn die geiſtige Freiheit deſſelben durch Geſetze angetaſtet wurde oder doch in den Augen des Volkes als angetaſtet und dem Zweifel unterworfen erſcheinen konnte, hielt er für unmöglich.

Seine Eltern, welche große Hoffnungen auf die Zukunft dieſes Sohnes gebaut hatten, waren unzu-

frieden damit, daß er ſich mit dem Miniſterium, welchem er untergeordnet war, in einen Conflikt gebracht, der vorausſichtlich mit des Sohnes Austritt aus dem Staatsdienſt enden konnte. Die ganze oppoſitionelle Thätigkeit, in welche er gerathen war, ſagte ſeinen Eltern nicht mehr zu. Sie waren Beide nicht mehr jung, und die Mutter, welche ſpäter den Beſtrebungen ihres Sohnes mit ganzem Herzen folgte, welche eine zweite Jugend, eine neue Kraft des Geiſtes gefunden zu haben ſchien, als die preußiſche Revolution ſich in den Jahren ſechs- und ſiebenundvierzig anzukündigen begann, und welche unverzagten Herzens blieb, als der Sieg der Reaktionspartei ihren Sohn in das Exil zu gehen nöthigte, war damals krank; und Krankheit entmuthigt. Heinrich hatte die Mutter zu beruhigen, ſich mit dem Vater in das Gleiche zu ſetzen, er ſah auch ſelbſt nicht ohne Schmerz auf die Nothwendigkeit hin, einem Berufe zu entſagen, deſſen veredelnde Kraft und Würde er von jeher empfunden und hoch angeſchlagen; aber dieſe Würdigkeit hörte mit der Freiheit auf, und auch er trug das alte bibliſche Wort als Leitſtern in ſeinem Herzen: was hülf's

dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele!

Er war viel ernster geworden, aber seine frühere Schwermuth hatte ihn verlassen. Er war fertig geworden mit der unfruchtbaren Reue über den im Duelle begangenen Mord, seit er seinem Vorsatz nachgekommen, sein Leben für das Allgemeine zu verwenden, und wie der Geist die Welt „am Zeichen hält", hatte ein zufälliges Ereigniß dazu beigetragen, ihn einen Abschluß mit der Vergangenheit machen zu lassen.

Er hatte sich eines Abends in einem öffentlichen Garten oder in einem Weinhause befunden, und war, ohne es zu wollen, Hörer eines Gespräches geworden, das sich ausführlich über ein für den nächsten Morgen zwischen zwei jungen Männern festgesetztes Duell erging. Dies hören war Eines gewesen mit dem Vorsatze, das Duell wenn es irgend möglich, zu verhindern; und obschon von der größten persönlichen Zurückhaltung und jeder Einmischung in fremde Angelegenheiten im hohen Grade abgeneigt, war er an die ihm ganz fremden jungen Männer herangetreten, hatte ihnen gesagt, wie er eben jetzt zufällig von dem Vorhaben eines Schuß-

duelles gehört, und es von ihnen erbeten, man möge ihn den Vermittler zwischen den Betheiligten machen lassen. Der Bestürzung, der Befremdung, welche ein solch unbefugtes Dazwischentreten hervorgerufen, hatte der Adel seiner Persönlichkeit und eine kurze Mittheilung über sein früheres Erlebniß ein Ende gemacht. Sein männlich ernster Freimuth hatte den jungen Männern Zutrauen eingeflößt, er hatte von ihnen den Namen der beiden Duellanten und Sekundanten erfahren; und in der Nacht, von Einem zu dem Andern hin und her gehend, vorstellend, überredend, vermittelnd, hatte er eine Ausgleichung des Streites, eine Versöhnung der Streitenden zu Wege gebracht. Durch diese Verhinderung eines Verbrechens, wie er selbst es falschem Ehrgefühl und elenden Vorurtheilen zu Liebe, einst gegen sein besseres Wissen begangen, hatte er symbolisch den letzten Abschluß mit den schmerzlichen Erinnerungen an seine eigene Vergangenheit gemacht.

Ich erfuhr alle diese Dinge in den ersten Tagen durch gelegentliche Mittheilungen der Seinen, ich sah ihn täglich, besuchte ihn mit seinen Schwestern, in der Wohnung, welche er sich eingerichtet hatte, und die er mit seinem Vetter, dem jetzigen

Rechtsanwalt Max Simon, gemeinsam inne hatte. Auch sie trug das Gepräge des Ernstes und der Arbeit. Große Bücherschränke, einfache, zweckmäßige Möbel von edler Form, keine Verweichligung in der Wahl derselben, kein unnützer Zierrath irgend einer Art. Dafür enthielt sie eine große und reiche Bibliothek, einige alte gute Oelbilder, Blumen, deren Pflege nicht viel Zeit erfordert, verschiedene gute Waffenstücke und Gewehre, und endlich schloß sich an die parterre gelegene Wohnung ein Stückchen Gartenland an, das zu bebauen und selbst zu bearbeiten ihm Erholung und Genuß war. Von der tiefsinnigsten Rechtsdeduktion konnte er mit großer Befriedigung zum Spaten greifen, und da es ihm in jenen Zeiten nicht vergönnt war, seiner tiefen Liebe zur Natur durch einen Aufenthalt in schöner Gegend zu genügen, so erquickte es ihn, dem Stückchen Erde, das ihm zunächst lag, mit eigner Hand die größte Pflege angedeihen zu lassen; und kein reicher Gutsbesitzer und kein König können von dem Ertrag ihrer Besitzungen und Länder mehr Genuß ben, als Heinrich offenbar empfand, wenn er s mit einer Schüssel Salat aus seinem Garten, er die Kinder seiner Geschwister mit einem Teller

voll Erdbeeren aus demſelben bewirthen konnte. Die ganze Güte, die ganze Liebe und Liebenswürdigkeit ſeiner Natur traten dann mit ſeinem hellen Lachen ſo erquickend hervor, und wenn man ſah, wie er für das Vergnügen der kleinſten Kinder, wie er für das Behagen der Erwachſenen mit einer faſt weiblichen Achtſamkeit Sorge trug, ſo hätte man meinen ſollen, er habe eben gar nichts Weiteres zu thun und im Sinne. Man hätte nicht glauben ſollen, daß man hier einen Mann vor Augen ſehe, den ernſte perſönliche Sorgen, ſchwere Arbeit, und die tiefſte Theilnahme an dem Gang des öffentlichen Lebens beſchäftigten.

Es hatte, als ich nach Breslau gekommen, in dem Plane meiner Tante Lewald gelegen, nach wenig Tagen abzureiſen, indeß mancherlei Hinderniſſe hielten uns in ihrem Hauſe noch zurück, ich ſah meinen Vetter täglich, und wir hatten Freude an einander. Meine Heiterkeit, mein Lebensmuth machten uns einander ähnlich, aber es fiel ihm auf, daß ich mich noch gänzlich an meine alten Lebensgewohnheiten anklammerte, daß ich mich für verpflichtet hielt, eine Menge von Handarbeiten zu verrichten, weil es früher meine Aufgabe geweſen

war, sie zu machen, um keine unnöthige Ausgabe zu veranlassen. Er lachte mich aus, wenn er mich nähend, meine Sachen ausbessernd fand. Er lachte mich aus, wenn ich mir einbildete, dahin oder dorthin nicht allein gehen, ein Museum, ein Theater nicht allein besuchen, eine Reise nicht ohne Begleitung machen zu können, falls es sich dabei um mehr, als um einen Transport von einem Orte nach dem andern handelte; und während ich mir ein Bewußtsein daraus machte, durchaus nicht von den Gewohnheiten und Vorschriften des Vaterhauses abzugehen, während ich, an Abhängigkeit und Unterordnung mehr gewöhnt als ich es selber wußte, meine literarische Beschäftigung immer noch wie ein mir Zugestandenes, gleichsam auf Widerruf Erlaubtes, ansah und betrieb, rief er mir fast an jedem Tage zu: „Nimm Deine Position doch ganz und voll! Nähe nicht, sondern lies und lerne! Gehe, wohin Du willst! lebe wie Du magst! stelle die geistige Unabhängigkeit, die Du vertheidigst vor allen Dingen in Dir selber dar! vereinfache Dein Leben und Deine Bedürfnisse so sehr Du kannst, denn die Frauen bleiben unfrei durch die tausend Kinkerlitzchen, aus denen sie ihr Dasein zusammen setzen, frage nur Dich selbst

um Rath bei Deinem Thun und Lassen; nimm Dir die Freiheit so frei zu sein, als Du es bist!"

Eines Abends, den wir im Hause seines Bruders zugebracht hatten, und an welchem fast alle jüngern Familienmitglieder beisammen gewesen waren, standen wir nach dem Nachtessen an einem der geöffneten Fenster, und sahen über die weite Fläche des Bahnhofs hinaus, denn mein jüngerer Vetter wohnte, als Beamter der Oberschlesischen Bahn, auch in einem der Bahnhofs-Gebäude, und ich machte die Bemerkung, wie schwer es für die Phantasie sei, sich in einer Gegend zurecht zu finden, welche man unbebaut gekannt hat, und die man mit einer Reihe von Straßen durchschnitten, durch neue Wege verändert, ihrer Bäume beraubt, mit einem Worte gänzlich umgestaltet wiederfindet, wie die Partien vor dem Schweidnitzer Thore verwandelt worden waren, seit ich sie zum erstenmale gesehen hatte.

„Mich dünkt," sagte ich, „wenn wir früher zum Schweidnitzer Thore hinauskamen, hatten wir an der alten kleinen Kirche vorüber zu gehen, um nach dem Garten zu kommen, in welchem Deine Eltern damals wohnten; und selbst der Garten sieht mir

völlig anders aus als zu jener Zeit. Ich kannte ihn, als ich vor dem Jahre hier war, kaum noch wieder, und heute noch sind mir alle Stege und Wege hier draußen förmlich fremd."

„Und wir sind sie doch manch liebes Mal gegangen!" versetzte er als ganz natürliche Antwort. Aber es begegnet gar oft, daß unsere einfach gesprochenen Worte eine Bedeutung in sich tragen, die wir nicht hineinzulegen meinen, und die uns selber überrascht, weil sie, gegen unsere Absicht, uns und dem Andern unsere letzten innern Gedanken offenbart. So mochte es Heinrich in dem Augenblick gegangen sein, denn er wiederholte wie in Nachdenken versunken: „manch liebes Mal!"

Er hatte meine Hand gefaßt, wir standen still am Fenster neben einander. „Komm!" rief er nach einer Weile, wir haben uns eigentlich noch gar nicht gesprochen, und eilf Jahre sind eine halbe Ewigkeit! Wir sind ja noch viel umgewandelter als hier die Wege und Stege, und müssen einander klar werden ein für allemal. Laß uns hinunter gehen!"

„Wir Beide allein? hier von allen Andern fort?" fragte ich mit gewohnter Zaghaftigkeit.

„Kind!" rief er mit leichtem Spott, aber er wen-

dete ſich zu den Uebrigen und that den Vorſchlag, bei dem ſchönen Wetter noch einen Gang in das Freie zu thun. Das waren Alle gern zufrieden. Man bedurfte keiner Vorkehrungen, die Gegend war einſam und es war ſpät. Die Paare und Gruppen fanden ſich ſchnell zuſammen, ich ging an Heinrich's Arm. Eine Weile blieben Alle vereint, dann trennte die Ungleichheit des Schrittes Dieſen und Jenen von der Geſammtheit, und bald waren wir allein.

Die Nacht war wunderſchön, kein Wölkchen am Himmel. Wir befanden uns in den letzten Tagen des Mai, der Mond ſtand voll am Horizonte und ſchwebte leicht und frei in der Luft. Auf den Wällen war es ſtill, die Promenade breitete ſich ruhig längs dem Stadtgraben hin. Aus den Boskets, aus den Gärten duftete der Flieder hervor, in allen Büſchen ſangen die Nachtigallen, und zwiſchen den Aeſten der Bäume hindurch ſtreute der Vollmond goldene Lichter über unſern Weg. Hie und da ſah hellbeſchienen ein Gartenhaus mit ſeinen weißen Wänden zu uns hinüber, hier und da begegneten uns noch ein paar Leute, ſchlug aus irgend einem Zimmer Muſik an unſer Ohr. Allmählich aber hörte das Alles auf. Die Fenſter in den Häuſern wurden

dunkel, die Musik verstummte, kein Mensch begegnete uns mehr. Der Himmel und der Mond, der Blüthenduft und die Kühle der Nacht, der Sang der Nachtigallen und das Glitzern des Mondes auf dem Wasser, das leise Rauschen und Flüstern der Bäume waren nur für uns da, gehörten nur uns allein.

Und wir gingen und gingen, und setzten uns nieder, und gingen wieder, und erzählten einander in Stunden den Inhalt langer, langer Jahre, und mit dem Thau, der erfrischend durch die Luft zu ziehen begann, floß manche Thräne der Erinnerung auf die Wange hernieder, und unter dem hellen Mondlicht hellte sich Alles, Alles auf, was dunkel zwischen uns gewesen war, und wie der Mond hinabsank, sank die ganze Vergangenheit mit ihren Trübungen und Irrthümern, mit ihrem Verschulden und Erleiden für immer und ganz und gar in die Nacht hinab; und ein heller Tag der Neigung und des felsenfesten Vertrauens stieg daraus empor, der uns zu Freunden machte, und uns geleuchtet, nicht mir und dem Geliebten meiner Jugend allein, sondern allen denen, die das spätere Leben ihm und mir eigen gegeben, in ungetrübter Klarheit, bis zu

der Stunde, da wir Alle den theuren Mann verloren haben.

Es dämmerte schon der Morgen herauf, als Heinrich mich an die Thüre meines Hauses geleitete.

„Wann werdet Ihr reisen?“ fragte er mich.

„Wir gehen übermorgen.“

„Bleibt Ihr lange in Teplitz?“

„Vier bis sechs Wochen.“

„Ich habe Zeit,“ sagte er, „willst Du, daß ich Euch dort aufsuche und eine Weile bei Euch bleibe?“

„Nein! thue das nicht!“ bat ich ihn, „wir treffen uns wohl bald einmal auch ohne das. Aber schreibe mir jetzt wieder und schreibe bald!“

„Als ob sich das nicht von selbst verstände!“ entgegnete er. Wir gaben und schüttelten einander die Hände. Wir waren einander jetzt unverlierbar für alle Zeit.

„Rechne auf mich, wie ich auf Dich rechne für jeden Fall!“ sagte er noch einmal, „und wenn Du mich brauchst, rufe mich, und ich werde da sein!“

„Das weiß ich!“ versicherte ich ihm — und so trennten wir uns.

* * *

Im Laufe des Tages sahen wir uns noch bei seiner Mutter. Sie hatte das Fieber; wir saßen gegen den Abend, als der Anfall vorüber war, eine Weile an ihrem Bette.

„Du hast Dich recht erholt seit dem vorigen Jahre!“ sprach sie, mich mit ihrem sanften Blicke still betrachtend.

Ich sagte ihr, daß es mir auch besser gehe, daß ich mir von der Reise und dem Aufenthalt in freier Luft völlige Herstellung erhoffe, und drückte ihr meine Freude darüber aus, daß ich Dresden und die sächsische Schweiz, Prag und Böhmen und überhaupt und vor Allem wieder ein Stück schöner Natur zu sehen bekommen würde.

Sie hörte mir zu, hörte, daß Heinrich mir Briefe an einige Bekannte von ihm anbot, welche ich auf unserm Wege zu treffen Aussicht hatte, und mit ihrer feinen Seele fühlte sie mir und ihrem Sohne die freie Heiterkeit wohl an, welche seit gestern über uns gekommen war. Aber sie fragte Nichts. Nur als sie mich einmal hell und fröhlich lachen hörte, sagte sie: „Ich bin recht glücklich darüber, Fanny! daß Du die Heiterkeit Deiner Jugend wiedergefunden hast. Mache es doch möglich, nach Deiner Rück-

lehr eine Weile bei uns zu bleiben, Deine Frische ist eine solche Erquickung für mich.

Sie reichte mir die Hand, ich küßte sie ihr, der Sohn küßte ihre andere Hand: „Da muß ich auch dabei sein!“ sagte er scherzend. Sie lachte und drückte uns Beiden die Hände ohne ein Wort zu sprechen; aber man muß sie gekannt haben, um zu wissen, was ihre Blicke Demjenigen zu sagen vermochten, der sie zu verstehen gelernt hatte. Ich besaß an ihr eine Mutter, an ihrem Sohne einen Freund auf jede Probe.

* * *

Und bis die Dankbarkeit des Volkes, für dessen Recht und Freiheit Heinrich Simon gestritten und gelitten, ihm am Wallensee, der ihn in der Fülle seiner Kraft begraben, das Denkmal errichtet, welches den vorüberziehenden Deutschen an einen der muthigsten und besten Söhne seines Vaterlandes mahnt, mögen diese Blätter, welche liebevolle Erinnerung an einander reihte, seinem theuern Andenken gewidmet sein.

Meine Lebensgeschichte.

Von

Fanny Lewald.

Dritte Abtheilung:

Befreiung und Wanderleben.

Zweiter Theil.

Berlin 1862.

Verlag von Otto Janke.

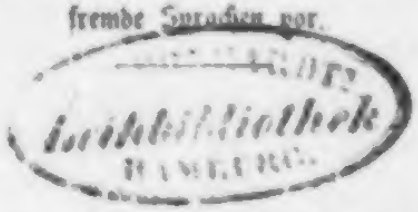
DD 4148

Befreiung und Wanderleben.

Von

Fanny Lewald.

Die Verfasserin behält sich das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen vor.



Zweiter Theil.

Berlin 1862.

Verlag von Otto Janke.

Universitäts-
Bibliothek
München

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Wanderleben.

Zweiter Theil.

Erſtes Kapitel.

Am zweiten Juni achtzehnhundert einundvierzig
rachen wir von Breslau auf. Wir fuhren nur zu
veien, meine Tante Pauline Lewald und ich. Der
nkel hatte zu der Reiſe einen neuen, ſchönen Reiſe-
agen gekauft, das Gepäck war bequem unterge-
acht, die Kammerjungfer ſaß auf dem Bock, und
der zurückgeſchlagenen, ganz offenen Berline, war
n behaglich wie zu einer Spazierfahrt um die
adt.

Es war fünf Uhr Morgens, als der Poſtillon
das Horn ſtieß, als die Peitſche knallte, die Zu-
bleibenden mit den Tüchern winkten, und wir
h vorwärts kommend, den Hof der Eiſenbahn,
n Direktor mein Onkel war, hinter uns zurück
en. Der Thau lag noch auf den Sträuchen
Bäumen der Promenade, die Sonne leuchtete
und durch keine Dunſtathmoſphäre behindert,

die Vögel sangen an allen Ecken und Enden, und hier und da gaukelten ein paar Schmetterlinge, von der Art, welche wir als Kinder Citronenvögel nannten und sehr hoch hielten, spielend über unsern Häuptern, als wollten sie uns noch ein Ende das Geleit geben oder mit uns in die Weite ziehen.

Es ist schön, so in den Frühling hineinzufahren! Man hat dabei immer eine gewisse besitznehmende Empfindung, und in der That nimmt man ja auch mit dem Geiste Besitz von dem Stück Erde, dessen Bild sich unserer Phantasie einprägt. Es ist nun für uns vorhanden, es ist uns unverlierbar für alle Zeit. Genoß doch Gottfried Kinkel, als er im Gefängniß zu Naugard Wolle kratzte, mitten in seinem Elend, seine Reiseerinnerungen noch als ein reines Glück!

Ich war sehr heiter an dem Morgen. Seit jenem Tage, an welchem ich zum erstenmale mit meinem Vater Königsberg verlassen, hatte ich nicht wieder eine Reise gemacht, bei welcher ich einem Fremden, Unerwarteten entgegen gegangen wäre. Und doch liegt grade in dem Ahnen, in der Unbestimmtheit, in dem Hoffen auf des Zufalls Anmuth, das Spannende, welches uns bei dem Beginne einer

Reise so belebend aufregt. Seit eilf Jahren war ich eigentlich nie ganz von Herzensgrunde froh gewesen, an dem Tage war ich fröhlich und sorglos wie ein Kind. Ich hatte meinen Vater wohl und kräftig wiedergesehen, wußte mich von den Menschen, die mir die Liebsten waren, geliebt und gewürdigt, wie ich sie liebte und würdigte, und war also ganz und gar zufrieden und voll guten Muthes für die Zukunft.

Bis kurz vor Liegnitz kannte ich die Straße, dann lenkte sie in einer mir fremden Richtung ein, und das ganze Riesengebirge lag nun mit seinen blauen, zum Theil schneebedeckten Höhen, zu meiner großen Ueberraschung, plötzlich vor uns ausgebreitet da. Es war die erste bedeutende Bergkette, welche ich erblickte, und, gleich damals stieg in mir die Empfindung auf, die ich den Bergen, diesen steinernen Wundern gegenüber stets gefühlt; ich sehnte mich nicht eigentlich nach ihrer Höhe hinauf, sondern weit über sie hinweg und hinaus in das Freie. Sie erschienen mir als eine Verlockung, als ein Antrieb und ein Hinderniß zu gleicher Zeit. Starr in sich selbst, regen sie die Seele zur Bewegung auf, und in sich abgeschlossen, erwecken sie ein Ver-

langen nach Freiheit und Schrankenlosigkeit. Man verlangt in der Ebene nicht leicht nach ihrem Abschluß, nach ihrer Beschränkung, aber man begehrt aus und von den Bergen nach dem freien Blicke in das Weite, und es beruht das sicherlich auf jenem Wesen des menschlichen Geistes, welches überall nach einer relativen Unendlichkeit trachtet.

Wir fuhren am ersten Tage über Liegnitz bis nach Waldau, einem schönen Dorfe, in welchem wir ein gutes Nachtquartier fanden, saßen früh um vier Uhr am andern Morgen wieder im Wagen, kamen dicht bei dem freundlichen Görlitz, an der schönen Landeskrone, die sich wie eine Pyramide in mäßiger Höhe aus der Ebene aufrichtet, und an dem Schlachtfelde von Hochkirch vorüber, passirten bei Liegnitz die Katzbach, hielten uns eine Weile in Bunzlau, eine längere Zeit in dem hübschen Bautzen auf, und langten Nachmittag um fünf Uhr in Dresden an, als die Sonne hell auf den zierlich zugespitzten Thurm der Schloßkirche schien, und deren Zacken und Kanten, Kreuze und Statuen goldig beleuchtete.

Denke ich an die Stimmung zurück, in welcher ich mich damals befand, so begreife ich es nachträglich, wie meine Tante gar nicht müde wurde,

mir zu wiederholen, daß sie eine große Freude an mir habe. Es entzückte mich Alles, es war mir Alles lebendig, es regte mich Alles an. Wie ein Hintergrund zu einer Reihe von historischen Gemälden, breitete die Gegend, durch welche wir fuhren, sich vor mir aus. Der alte Fritz und der siebenjährige Krieg, Blücher und die begeisterten Vaterlandsvertheidiger, die Augustäi'sche Herrschaft in Sachsen, mit ihrem Luxus und ihrer Galanterie, mit ihrer Verschwendung und ihrer Sittenlosigkeit, die Nachahmung des großen französischen Königthums in dem lieblichen Dresden, die Erscheinung Napoleon's in demselben, beschäftigten mich lebhaft. Neben den Menschen, die sich um uns her bewegten, neben den langsam behäbigen Dresdner, die mit der Gemächlichkeit pensionirter Beamten auf der Terrasse umher gingen, als wir dort unsern Abendspaziergang machten, neben den Fremden, welche vor dem Pavillon ihren Kaffee tranken und ihr Eis verzehrten, sah ich immer die Gestalten des vergangenen Geschlechtes an mir vorüberschreiten, und ihre gestickten farbigen Röcke, ihre Galladegen, ihre Reifröcke und Schönpflästerchen schienen mir mehr auf diese sich weit und fürstlich ausbrei-

tende Terrasse hinzugehören, als der Frack und die Tracht der vierziger Jahre.

Dazu wiegten der warme Sommerabend und die im Verhältniß zu meiner Heimath so viel südlichere Natur, mir die Seele in ein weiches Träumen ein. Alles was ich dachte, wurde mir zum Bilde, jedes Bild hatte in meiner Seele seine eigene Musik, und zum erstenmale seit meiner Jugend, dämmerte mit der großen Freude, die mich bewegte, der Glaube in mir auf, ich werde und müsse einst noch erreichen was ich von Jugend auf ersehnt, ich müsse noch einmal lieben können und geliebt werden, noch glücklich werden auf der Welt, weil sie so schön sei, und weil es mir so außerordentlich gut auf ihr gefiel.

Ich hatte für diese Hoffnung, für diese Zuversicht keinen andern Grund, als denjenigen, welcher die Gläubigen dazu bringt, felsenfest auf ihre einstige Unsterblichkeit zu bauen. Unser Bedürfniß, unsere Fähigkeit dünken uns ein Rechtsanspruch; wir meinen fordern zu dürfen was wir begehren, und Erfüllung heischen zu dürfen für das von uns Erstrebte. Das ist logisch und unlogisch zugleich, mag man die Welt und den Menschen in ihr, als das Geschöpf eines

allweisen und allgütigen Gottes betrachten, oder sich sagen, es könne sich in der Natur und ihrem Ineinandergreifen von Nothwendigkeit und Freiheit, kein Bedürfniß entwickeln, für das keine Befriedigung vorhanden sei.

Die halbe Woche in Dresden verging uns sehr angenehm. Ich war wieder einmal in den Bereich der Offenbarungen gerathen, denn die Gallerie erschloß mir eine neue Welt des Schönen. Die Rafaelische Madonna, der Christus mit dem Zinsgroschen, die Venusgestalten Tizians, erfüllten mir die ganze Seele mit ihrer Erhabenheit, und in der Wonne darüber, daß es mir möglich war wenigstens in Worten festzuhalten, was ich erschaute, schrieb ich, müde und aufgeregt zugleich, in den einzelnen Stunden, welche wir im Hotel zubrachten, die längsten Briefe, ja ganze Hefte nieder, um den Vater und die Geschwister im Wiederscheine mit genießen zu lassen, was mich so hoch erfreute.

Von dem lieblichen Dresden gingen wir durch die sächsische Schweiz nach Teplitz, und mir war wieder einmal zu Muthe wie einem Kinde vor den hundert Herrlichkeiten seines Weihnachtstisches. Ich

konnte kaum glauben, daß dies Alles mein eigen sein sollte.

Abends auf der Bastei, auf der wir übernachteten, traf ich Landsleute, Königsberger, an. Ich saß mit ihnen als die Tante sich zur Ruhe begeben hatte, noch bis Mitternacht im Freien. Ein Franzose, ein blessé de Juillet; mit tiefer Schußnarbe in der Wange, der mit meinen Königsbergern verwandt war, sprach von den Julitagen, mein alter Landsmann, Stadtrath Andersch erzählte von der Heimath. Es war dunkles Gewölk am Himmel, der Wind zog langsam durch die Baumwipfel, ganz unten in der Tiefe des Thales dämmerte hie und da in einem Hause ein Licht auf. Ich hörte zu, ich sah umher, ich genoß die Frische der wehenden Luft auf der Höhe, und ich hatte dabei abwechselnd die Bilder vor Augen, welche ich in der Gallerie gesehen hatte. Es war beinahe zu viel, und unwillkürlich sagte ich mir immer im Stillen die alten Verse vor: „Oh wunderschön ist Gottes Erde und werth darauf vergnügt zu sein, drum will ich, bis ich Asche werde, mich dieser schönen Erde freu'n!"

Ich empfand alles Gute, das mir mein Leben hindurch zu Theil geworden, als ein großes Ganzes, ich erinnerte mich aller der Güte, deren ich schon genossen, mit tiefer Rührung. Ich dachte an meinen Vater, der nach der Tagesarbeit nun schon schlief, an meine Schwestern, die gar keine Vorstellung von den Herrlichkeiten hatten, die ich in mich aufgenommen, ich dachte an meine Brüder und ihre verschiedenen Lebenswege, und ich dachte auch an alle die Geliebten, die ich in Breslau zurückgelassen hatte. Ich hing an diesen lieben Menschen allen, ich hätte nicht leben mögen, ohne zu wissen daß sie mit mir lebten, daß sie mich liebten; aber ich war doch glücklich, allein zu sein, ich lebte für mich, ich war, was ich war, durch meine Kraft, durch mein Talent, durch mich selbst — und ich war frei! Frei! Der Nachtvogel, der über unserm Haupte hinzog, dünkte mich nicht freier zu sein als ich!

Es war ein unbeschreiblich, beglückendes Gefühl, mit dem ich von der stillen Höhe in das weite, dunkle Land hinabschaute! Und wie ich an dem Morgen bei unserer Abfahrt von Breslau geistig Besitz genommen von der schönen Welt, so nahm ich nun Besitz von mir selbst.

Die Zeit meiner Hörigkeit war vorüber, die Zeit meiner Freiheit dämmerte vor mir auf! Ich hatte es in meiner Hand, was ich aus meiner Zukunft machen wollte!

Zweites Kapitel.

In dem lieblichen Teplitz angekommen, wo wir in der Schönau eine hübsche Wohnung für uns bestellt gefunden hatten, lebten wir Anfangs ziemlich zurückgezogen, aber die sanfte Wellenlinie des Höhenzuges, der das Thal umschloß, das saftige Grün der weiten Rasenflächen und die schönen schattigen Bäume, waren ein so erfreulicher Anblick, daß man gern in seinem Zimmer weilte, um in das Freie hinaus zu schauen.

Es waren nicht viel Kurgäste im Bade, man hörte also wenig Wagenrasseln und wenig Geräusch, und kam deshalb gar leicht zu jenem pflanzenhaften Hindämmern, das für eine Weile so erquicklich und so beruhigend ist. Am Mittag ging man in den schönen Garten des fürstlich Clary'schen Schlosses, in welchem die Schwäne auf klarem Teiche langsam durch das schimmernde Wasser zogen, am Abende

fuhren wir in der Umgegend umher, da der Onkel uns seine Pferde und den Kutscher nachgeschickt hatte, und ich freute mich an jedem Tage darüber, daß ich es so gut im Leben hätte, so über alle mein Erwarten gut.

Im vollsten Seelenfrieden saß ich an unserm Fenster, wenn die Luft leise durch die Bäume fächelte und der Duft der Rosen aus dem Garten in das Zimmer drang, und sah, wie hier und dort ein paar Leute durch die Wiesen promenirten, wie prächtig gewachsene ungarische Soldaten, die sich in dem kaiserlichen Militärhospitale zur Kur befanden, nach den Badehäusern gingen, wie drüben auf den Höhen die Heerden weideten, und das glatte braune böhmische Rindvieh mit den feinen Köpfen, sich so schön ausnahm. Ich dachte nicht zurück, ich dachte auch nicht wesentlich vorwärts in jenen ersten Tagen; und das gegenseitige Behagen, das meine Tante und ich an einander fanden, erhöhte diese friedensvolle Stimmung noch bedeutend. Ich war mir in diesem Zustande der völligen Ruhe wie eine fremde Erscheinung, aber ich begrüßte ihn als einen Segen und genoß ihn als ein unerwartetes Glück, beson-

ders da ich mir das Zusammenleben mit meiner Tante nicht so leicht gedacht hatte.

Als zuerst in Breslau zwischen mir und meinen Cousinen die Rede von dieser Reise gewesen war, hatten sie mir einstimmig die großen Vorzüge und den vortrefflichen Charakter meiner Tante gerühmt, Alle aber hatten mir zugleich gesagt: „Du wirst kein leichtes Auskommen mit ihr haben, denn sie ist eine sehr herrschsüchtige Natur!" — Ich hatte mich also darauf gefaßt gemacht, mich zu fügen, mich in unbequeme Ansprüche zu schicken, und da ich an Gehorchen und Nachgeben von Jugend auf gewöhnt war, so hatte ich mir meine Lage, trotz der Besorgnisse meiner Cousinen, nicht eben zu schwer vorgestellt. Indeß ich war doch immer auf manche Unannehmlichkeit gefaßt gewesen, und ich wartete nun darauf von einem Tage zum andern, indeß die Herrschsucht meiner Tante wollte und wollte nicht zum Vorschein kommen. Wenn man sich aber gewappnet hat, einem Feinde entgegen zu treten, und er läßt uns in unserer schönen Rüstung unbeachtet stehen, so scheint es uns, als ob er uns ein Unrecht zufüge, und wir fangen an, uns nach ihm zu sehnen, weil wir keine vergeblichen Anstrengungen gemacht haben mögen, weil

wir uns genug thun wollen, in der Rolle, auf die wir uns vorbereitet haben.

Jeden Morgen stand ich mit dem Gedanken auf, heute werde die Herrschsucht meiner Tante zum Ausbruch kommen, und heute werde ich meine Geduld und Nachgiebigkeit beweisen, und jeden Abend legte ich mich unverrichteter Sache, und zuletzt mit einem heimlichen Aerger darüber zu Bette, daß meine Tante mir noch immer Nichts gethan habe.

Wir gingen in Ruhe und Frieden spazieren, hatten Jeder für sein Theil am Morgen nach der Promenade Kopfweh, nahmen unwillkürlich Rücksicht auf einander, dienten und halfen einander wie wir konnten, gewannen immer mehr Neigung und Freundschaft für einander — das kam mir endlich ganz unerträglich vor, und ich sah die guten stillen Tage, die wir lebten, bisweilen wie eine Art von Enttäuschung an, weil ich mich auf andere Zustände vorbereitet gehalten hatte. Eines Abends, als ich neben meiner Tante sitzend, mit diesen thörichten und doch so menschlichen Betrachtungen beschäftigt war, fragte sie mich, weßhalb ich so schweigsam sei, und was mir fehle?

„Deine Herrschsucht!“ antwortete ich, ihr die nackte Wahrheit gebend.

Sie sah mich verwundert an. „Was soll das heißen?“ sagte sie mit Ueberraschung.

„Sie haben mir gesagt, Du wärest so herrschsüchtig,“ versetzte ich. „Ich warte also nun schon über vierzehn Tage darauf, daß Deine Herrschsucht sich zeigen solle, und Du fängst noch immer nicht damit an.“

Sie lachte hell auf. „Also sie haben Dich gewarnt?“ rief sie mit heiterstem Tone, „das wundert mich nicht, denn ich kenne ihr Urtheil über mich. Sie haben Dir aber gewiß nicht gesagt, daß ich dumm sei.“

„Im Gegentheil! Sie haben Dich sehr klug genannt.“

„Nun! so hätten sie Dich doch nicht erst einzuängstigen gebraucht! Sie hätten mir wohl den Verstand zutrauen können, daß ich einsehen würde wie ich Dich nicht zu beherrschen brauche, und nicht beherrschen kann, weil Du selbst weißt, was Du willst und mußt.“ Sie reichte mir die Hand, wir lachten wieder, aber sie wurde gleich darauf sehr ernsthaft, und sagte: „Wenn sie ahnen könnten, wie ich oft

im Stillen die Frauen beneidet habe, denen es vergönnt ist, keinen Willen haben zu dürfen, und sich leiten lassen zu können! — Ich hätte wohl auch liebenswürdig sein mögen, hätte ich nur nicht meine ganze Jugend, ja fast mein ganzes Leben hindurch immer für Andere wollen müssen! Und nun ich es an der Seite meines Mannes besser haben könnte, fehlt mir dazu die Sorglosigkeit und ich bin krank."

Sie brach ab, aber seit der Stunde waren wir Freunde, und die Tüchtigkeit ihres Charakters machte sie mir mit jedem Tage lieber. Sie hatte einen großen Verstand und ein starkes, rechtschaffenes Herz. Was sie für Recht erkannte, daran vermochte sie Alles zu setzen, was ihr als Unrecht erschien, dafür fehlte ihr die schwächliche Nachsicht, und so kam etwas Herbes in ihr Wesen, das vielleicht ihrer Liebenswürdigkeit Abbruch thun mochte, das aber ihren Werth nur erhöhte, und sie mir nicht nur lieb, sondern verehrungswürdig und sympathisch machte.

Sie ihrerseits sah mit großer Liebe auf meine Zukunft hin. „Wie schön ist's, daß Du eigentlich doch noch jung bist!" rief sie mitunter aus. Pflege Dich doch recht, ruhe recht aus, damit Du auch ge-

sund wirst. Jugend und Gesundheit sind ein Boden, auf dem Alles wachsen und werden kann."

Wir lasen viel, und gingen also oftmals in die Leihbibliothek, die, wie es noch jetzt in vielen deutschen Bädern der Fall ist, um zehn Jahre hinter der Jahreszahl zurückgeblieben war. Eines Tages, als wir auch ziemlich rathlos vor den Borden des Bücherverleihers standen, trat eine bejahrte Dame an mich heran, um mir ein Buch zu empfehlen, das sie dem Verleiher eben zurückbrachte. Es war mir bekannt, ich lehnte es also dankend ab, indeß die Dame, welche sich mir schon im Schloßgarten und auf der Promenade mehrmals in auffallender Weise genähert hatte, fing eine Unterhaltung mit uns an, und als wir den Laden verließen, begleitete sie uns.

Es war eine Frau von fünfzig Jahren, der man ihre einstige Schönheit ansah, und die mit ihrer edlen Haltung und den feinen, milden Zügen ihres Gesichtes, das noch immer von einer Fülle hellblonder Locken umgeben war, das schönste Bild matronenhafter Weiblichkeit in sich darstellte. Sie sagte, daß sie zufällig unsere Namen erfahren, daß sie meine Romane gelesen habe, und daß sie sich freue mir zu begegnen. Das konnte eine bloße

Redensart sein, aber ich fühlte es dieser Frau entschieden an, daß sie irgend etwas Besonderes für mich auf dem Herzen habe, daß ihre Theilnahme an mir eine wahrhafte sei, und daß noch ein Anderer Beweggrund, als das bloße Wohlgefallen an meinen Romanen, sie mir entgenführe.

An den folgenden Tagen sahen wir sie öfter wieder. Sie suchte uns stets geflissentlich auf, hielt sich vorzugsweise zu mir, und ich erfuhr von ihr, daß sie Minuth heiße, eine Landsmännin von mir, eine geborene Toussaint aus Königsberg, und die Wittwe eines preußischen Geheimraths sei. Sie hatte ihren Mann und fünf erwachsene Kinder verloren, und stand nun ganz allein da. Jede ihrer Mienen drückte ihr durchlebtes Unglück aus, ihr Ton; ihre Aeußerungen trugen den Stempel der Resignation, aber ihre Güte für Andere hinderte sie, ihre Klagen laut werden zu lassen, und ihre Rücksicht für jeden Leidenden ließ es errathen, was sie den Ihrigen gewesen sein mußte.

Sie hatte zwei Nichten zur Begleitung bei sich, und hatte auch viele Bekannte in Teplitz vorgefunden, mit denen wir durch sie in Verbindung geriethen; es wurden dann allmählich verschiedene

Partien unternommen, und da wir eigenes Fuhrwerk hatten, und Frau Minuth der Tante und mir gleich lieb geworden war, so wurden fast alle Fahrten und Ausflüge in die Umgegend in ihrer Begleitung gemacht.

Eines Nachmittages waren wir denn auch zusammen nach Dux, einem alten Schlosse in der Nähe von Teplitz gefahren, das seit dem sechszehnten Jahrhundert den Grafen Waldstein gehört. Man besah die alten Möbel, die alten Bilder, unter denen sich ein Portrait von Wallenstein befand, man zeigte uns in der Rüstkammer eine blutbefleckte Kleidung, in welcher Wallenstein ermordet sein sollte, und von den historischen Sieben-Sachen, von den verblichenen Herrlichkeiten hinweg, schaute ich aus den Fenstern in den Park hinaus, dessen schöne Weitung, dessen prächtige Allee meine ganze Sehnsucht gefangen nahmen.

Frau Minuth, die auch hier wieder neben mir war, bemerkte das, und schlug mir vor in das Freie zu gehen. Ich war dazu bereit, sie nahm meinen Arm und aus dem Schlosse tretend, gelangten wir in die schönste Allee, die ich überhaupt gesehen habe. Eng in einander verschlungen, hoben sich zu beiden

Seiten des Weges Laub- und Nadelbäume zu thurmhohen Wänden empor, zwischen welchen man den Kopf ganz nach hinten biegen mußte, um den Himmel zu sehen, und am Ende dieser herrlichen Baumreihen eröffnete sich dem überraschten Auge plötzlich weit und hell die Aussicht auf die Biliner Felsen und auf die Milischauer, einen der höchsten Berge dieser Gegend.

Diese Schönheit entzückte mich und ich sprach das lebhaft aus, meine Begleiterin aber war ganz still. Plötzlich, als wir schon eine Strecke von dem Schlosse entfernt waren, blickte sie um sich her, und sich dann zu mir wendend sagte sie: „Ich bin recht glücklich, daß ich endlich einmal mit Ihnen allein bin; ich habe dies Alleinsein mit Ihnen die ganze Zeit gesucht, denn ich habe für Sie Etwas auf dem Herzen. Ich habe Ihnen für das Höchste zu danken, was ein Mensch dem Andern verdanken kann. Sie haben mein Herz von einem großen Fehler und meinen Verstand von einem schweren Irrthum geheilt."

Sie drückte mir dabei die Hand, ich wußte nicht was ihre Worte bedeuteten. „Sie kennen ja," sagte sie fortfahrend, „das große Vorurtheil, welches die Christen gegen die Juden hegen. Dies Vorur-

theil, ja diesen Widerwillen und Haß gegen die Juden habe ich im vollen Maße getheilt, und mir noch Etwas darauf eingebildet, bis ich im vorigen Jahre Ihren Roman, Ihre „Jenny", gelesen habe. Tag und Nacht ist mir es danach im Sinne herumgegangen, gegen wie viele Menschen ich mich hochmüthig versündigt habe, und ich habe mich meiner Härte und meiner Verblendung von Herzen geschämt, und ein rechtes Verlangen danach getragen, Ihnen einmal zu begegnen, und Ihnen zu sagen, was Sie an mir gethan." — Sie legte mir dabei ihre Hände auf die Schultern, und sah mich mit ihren thränenschweren Augen freundlich an. „Gott gebe Ihnen Glück!" sprach sie darauf mit bewegter Stimme, indem sie mich umarmte. „Wer so warm gegen Vorurtheile und für die Menschlichkeit spricht, dem wird es wohlgehn in der Welt. Gott gebe Ihnen Glück, recht viel Glück, mein liebes Kind!"

Und ich war in dem Augenblicke schon weit glücklicher als sie es ahnte! Ich küßte ihr die Hand, die sie mir wie segnend aufgelegt, wir blieben eine Weile still bei einander stehen, und ich gelobte mir in meinem Herzen, dieser Stunde eingedenk zu sein, wenn ich jemals die Versuchung fühlen sollte, mir

ſelber oder meinen Ueberzeugungen untreu zu werden — aber ſo feſt ich dieſe liebe Erinnerung in mir bewahrt, als Mahnung habe ich ihrer nie bedurft.

Außer Frau Minuth näherten ſich mir allmählich einige andere Perſonen, namentlich ein ſchwer leidender junger Mann, der an Krücken umherging. Sie wollten mir es danken, daß ich ihnen Stunden der Krankheit und des einſamen Leidens mit meinen Arbeiten erheitert und verkürzt; Andere ſprachen mir es aus, wie ihre Geſinnung mit der meinen übereinſtimme, wie verwandt ſie ſich mir dadurch empfänden, und die fernreichende Kraft des geiſtigen Schaffens trat mir auf dieſe Weiſe in erfreulichſtem Ausdruck entgegen. Ich kam mir nicht wie in der Fremde vor, weil ich Leute fand, die von mir wußten, denen ich Etwas geleiſtet hatte, die mir, ohne mein weiteres Zuthun, dafür Freundlichkeit und guten Willen entgegenbrachten; und dies Bewußtſein der Wirkung in die Ferne, der Wirkung auf Andere, das Bewußtſein, daß ich durch mein Schaffen mir eine Menge gleichgeſinnter Menſchen zu eigen mache und zu Freunden gewinne, gab all dem Guten, welches ſich mir in jenen Tagen dar-

zubieten angefangen hatte, einen festen Hintergrund, und ließ mich auf die Dauer des innern Wohlbehagens und des geistigen Gleichgewichtes hoffen, dessen ich mich erfreute.

Es war im Plane meiner Tante festgesetzt gewesen, daß wir, nachdem sie ihre Kur beendet haben würde, eine Reise durch die böhmischen Bäder und nach Prag machen, daß ich darauf mit ihr nach Breslau fahren, und in ihrer und meines Onkels Gesellschaft das Riesengebirge und die Grafschaft Glatz besuchen sollte. Ich hatte mir es auf Tag und Stunde ausgerechnet, daß ich auf diese Weise immer noch in der zweiten Hälfte des August im Vaterhause sein, und eine meiner jüngsten Schwestern, wie ich ihr versprochen, in das Seebad Kranz hinführen könne, welches nur einige Meilen von Königsberg entfernt lag; indeß meines Vaters Ausspruch, daß es thöricht sei, weitverzweigte Vorausberechnungen zu machen und sich mit den Einzelnheiten der Zukunft zu beschäftigen, stellte sich auch für mich, die sich nur gar zu gern in Detaille-Malereien dessen, was künftig geschehen sollte und mußte, zu verlieren pflegte, wieder einmal als richtig heraus.

Ich stand am Johannisabende mit den Kindern unserer Wirthsleute auf den Höhen, welche sich längs der Vorstadt Schönau hinziehen, und sah in die Ferne hinaus, als man die Johannisfeuer anzuzünden begann. Der Abend war dunkel und windstill. Erst leuchtete auf der Wilhelmshöhe ein Feuerchen auf, dann ein zweites auf der Rosenburg, auch auf der Riesenburg, dem Kostenblatt, der Silestushöhe, auf den Millischauern, auf dem Bilinirberge, überall brannten die Feuer auf, und ließen die Weite des Horizontes erkennen, welchen man beherrschte; und die Wirthstochter erzählte uns dabei, wie der heilige Johannes sich einst, als er vor seinen Widersachern in die Wüste geflohen sei, ein Feuer angezündet habe, um sich gegen die wilden Thiere zu schützen. Das Feuer habe ihn jedoch seinen Feinden verrathen, daß sie von allen Seiten sich gegen ihn aufgemacht, da habe aber Gott der Herr sich seiner schnell erbarmt, und auf allen Bergen und Höhen, auf allen Wiesen und Thälern die Flammen aufzucken lassen, bis daß die Verfolger über die Richtung ihres Weges irre und der Heilige vor ihnen also behütet worden sei. Zur Erin-

nerung daran feiere man nun den Johannistag, und brenne man die Johannisfeuer.

Die Gesellschaft, die aus unserm Hause auf den Berg gestiegen war, bestand zum großen Theile aus Norddeutschen, welche diese einfache und anmuthige Erzählung mit vornehmer Geringschätzung an ihrem Ohre vorüberrauschen ließen, denn der sogenannte rationelle Protestantismus ist bisweilen eben so unempfindlich für Poesie, als für den historischen Zusammenhang und die formelle Gleichbildung der Mythen in den verschiedenen Kulten. Das ist eine von seinen schlimmen und gefährlichen Seiten! Einer der Männer sprach von der unvernünftigen Holzverschwendung, ein Anderer schalt auf den albernen Wunderglauben des Volkes, welcher von der katholischen Geistlichkeit geflissentlich genährt werde, und ich sah daneben mit Vergnügen, wie hell aus dem Dunkel der Nacht der goldig-rothe Feuerschein von allen Ecken durch die Lüfte zuckte, und es freute mich, daß hier die Böhmen von ihrem lieben Herr-Gotte nicht weniger gut und nicht weniger poetisch fabelten als die Griechen es von ihrem Zeus und von ihrer Minerva gethan. Das Mirakel Gottes für den heiligen Johannes, erschien mir der Phan-

taſie des Volkes eben ſo angemeſſen, als alle jene Wunder, welche Minerva für den Odyſſeus gewirkt, und nebenher entzückte es mich, wie man das Feuer, dieſe urſprüngliche Naturkraft, auf der Höhe des Jahres entfeſſelte, und ſie im ſchönen Cultus der Natur, in ſtiller Nacht als Symbol der Freude, für den Reichſten wie für den Aermſten empor-ſteigen, und Allen als ein Erinnerungszeichen an hingeſchwundene Tage in die Seele leuchten ließ. Dies Ineinandergreifen des alten deutſchen Natur-kultus und der Mythen des Chriſtenthums, dies Perſonifiziren der unſichtbaren Kräfte und Gewalten, das allen Völkern bei ihrer Religionsbildung uner-läßlich geſchienen, beſchäftigte mich ſehr, und da man leicht geneigt iſt, von dem Allgemeinen auf das Perſönliche hinüber zu gleiten, ſo fand ich mich mit meinen Gedanken bald zu mir ſelbſt zurück-gekehrt.

Es überraſchte mich ſo, daß ich mich in Böh-men, daß ich mich in einem katholiſchen Lande be-fand, daß die Johannisfeuer vor mir brannten, daß Wallnußbäume ihre duftigen Aeſte und Blätter über meinem Haupte wiegten, daß Tauſende von Leucht-würmchen, wie fliegende Sterne, die Luft durch-

gaukelten, und ich fragte mich, ob ich wache oder träume? Ich fragte mich: wie kam, wie komme ich denn eigentlich hierher? allein hierher? ohne Vater, ohne Mutter, ohne Geschwister? ganz allein.

Meine Aussichten für das Leben waren in meiner ersten Jugend so beschränkt gewesen, nun weiteten sie sich mit jedem Tage mehr, und ich hatte beinahe Mühe mich daran zu gewöhnen. Es war ja Alles ganz anders geworden als ich es erwartet, als ich es gewünscht hatte. So weit menschliche Einsicht es in meinem sechszehnten Jahre voraus berechnen können, war es mir bestimmt gewesen, als eine christliche Pastorsfrau in einem stillen Dorfe des Harzes zu leben. Ich hatte mir dies als das größte Glück gedacht, es mir mit rosigen Farben ausgemalt. Statt dessen war der arme Leopold so jung gestorben, ich hatte das Leben in einer neuen, von der seinigen völlig abweichenden Weise erfassen lernen, ich hatte Kräfte und Fähigkeiten in mir gefunden, von denen er und ich Nichts in mir geahnt, ich hatte sein Andenken in meiner Erinnerung begraben, leidenschaftliches Lieben, bittre Schmerzen waren über seiner Asche in mir lebendig geworden, und auch sie waren durchlebt, hatten sich

gewandelt, hatten ihre Lösung und Verklärung gefunden, und von Allem was ich einst ersehnt und erstrebt, ersehnte ich jetzt Nichts mehr, hätte Nichts mir jetzt noch das Glück gewähren können, was es mir einst gewesen sein würde.

Ich hätte nicht mehr an der Seite des trefflichen jungen Mannes, ich hätte nicht mehr an Leopold's Seite leben mögen, ich würde ihm eine Fremde, und unglücklich neben ihm gewesen sein. Der Gedanke an das einsame Pfarrhaus engte mir den Sinn ein. Es lag weit hinter mir, wie das Aschenbrödelkleidchen, das ich einst als Kind getragen. Ich athmete freier, als ich noch vor wenig Jahren es für möglich gehalten hatte; ich fühlte, daß ich mich auf dem rechten, auf dem meiner Individualität angemessenen Wege befand, und wie den heiligen drei Königen ihr Stern, so leuchtete mir ein innerer Stern auf meinem Wege vorwärts. Hätte ich ihn nicht sehen, ihm nicht nachgehen mögen, ich hätte ihm folgen müssen aus freier und doch nothwendiger Wahl.

Und während diese heidnischen Johannisfeuerchen auf den Höhen loderten, zur Freude der katholischen Christenheit, feierte ich einen eigenen innern Gottes-

dienst, der wahrer Frömmigkeit und wahren Glaubens nicht ermangelte, und bei dem ich, der Wandelung alles Vorhandenen eingedenk, weit hinaus in meine eigene Zukunft blickte, und wie im dämmernden Weben den Plan zu einer Arbeit an mich herantreten sah, in der die naturbedingten und darum nothwendigen Wandlungen des Menschen, an einem weitverzweigten Menschenkreise in solcher Weise dargestellt werden sollten, daß die Wandlung sich nur als eine unabweislich nothwendige Entwicklung der verschiedenen Persönlichkeiten bewähren, und eben durch sie ein Bestehen im Wechsel dargethan werden sollte.

Von der Stunde an ist der Gedanke an den Roman, den ich etwa zehn Jahre später unter dem Titel „Wandlungen" erscheinen lassen, nicht mehr von mir gewichen. Er ist vor mir aufgetaucht, und durch Näherliegendes wieder zurückgedrängt worden, und mit jedem neuen Auftauchen hat er von den Ereignissen, die ich geschehen sah, von den Erfahrungen, die ich machte, eine neue Farbe und einen wachsenden Gehalt entlehnt, und er und ich sind mit einander fortgeschritten durch manche Störungen und manche Hindernisse, sind beide mit und neben-

einander zu freierer Entfaltung gekommen, und beide so zu sagen fertig geworden, in einer Zeit, in welcher die Teplitzer Tage schon wieder so weit von mir ablagen, als meine erste Jugend mir in Teplitz fern zu liegen gedünkt.

Und heute blicke ich wieder zurück, und die Johannisfeuer brennen auf der Höhe und leuchten hinab auf einen langen wechselvollen Weg, und leuchten hinein bis in mein Herz, und bis in das stille Haus voll Liebe und voll Frieden, bis an den trauten Heerd, an dem mein Leben seine Ruhestatt gefunden, und an welchem noch lange in dem Kreise der Meinen walten zu dürfen, jetzt fast mein einziges Verlangen ist.

Drittes Kapitel.

Meinen Teplitzer Zuständen und meinen Planen stand aber schon an jenem Johannis-Abende eine Wandlung nahe bevor. Während ich an eine Reise nach Schlesien und an eine baldige Heimkehr nach Preußen dachte, erhielt ich die Nachricht, daß mein Vater eine meiner jüngern Schwestern zu mir senden werde, und daß ich diese zu einer Kur nach Franzensbad zu geleiten habe.

Wenn man eine Maschine, die man nach einer bestimmten Richtung dirigirt hat, plötzlich von derselben abkehrt, so giebt das immer einen Stoß, und solch einen Stoß erleiden wir auch, wenn uns die wohlausgesonnenen Plane, Plane, auf welche wir unsere Gedanken hingewendet, unerwartet über den Haufen geworfen werden. Indeß ich hatte so viel Vergnügen an der Aussicht, meine Schwester wiederzusehen, und ihr, welche bis dahin die nächste Um-

gebung der Vaterstadt noch nicht verlassen hatte, ein Stückchen Erde, ein Stückchen von der schönen Welt zu zeigen, daß ich mich bald in die neue Gedankenreihe hineinfand; und da ich von Natur heitern Sinnes, also auch geneigt war, jedem Dinge seine beste Seite abzugewinnen, so kehrte ich mein Auge von den Erwartungen ab, welche ich in Schlesien erfüllt zu sehen gehofft hatte, um es mir in den angenehmsten Farben vorzustellen, wie ich allein mit meiner Schwester reisen, welchen Weg wir nehmen, wie viel Schönes wir dabei kennen lernen, und wie verwundert meine Pflegebefohlene dabei sein würde.

Man hat es so sehr in seiner Gewalt, sich die Gläser zu schleifen, durch welche man die Welt betrachten, und die Farbe zu wählen, in welcher man sein Schicksal ansehen will. Wer die Welt und seine Obliegenheiten in derselben in trübem Lichte zu schauen geneigt ist, dem fehlt es in der Regel an Einsicht und an Selbsterkenntniß, und vor allen Dingen an der rechten Liebe. Denn wenn es mit dem Genießen nicht eben werden will, wie wir es wünschen, nun so bleibt doch immer noch das Leisten übrig, mit dem es sich auch ganz leidlich durchkommen läßt; und ich meine, so lange die Natur noch

schön ist, so lange es noch große Kunstwerke und erhabene Gedanken giebt, und so lange man noch ein Menschenwesen findet, das unserer wirklich bedarf, kann man nicht völlig unglücklich werden, und muß das Leben noch erfreulich sein, vorausgesetzt, daß man genug Gesundheit hat, desselben genießen zu können.

Die Zeit, welche ich noch bei meiner Tante zu verweilen hatte, ging nun schnell vorüber, denn die Stunden gewinnen doppelte Flügel, wenn sie sich einem absehbaren Ziele nähern. Wir trennten uns als wahre Freunde. Sie ging nach Schlesien zurück, und ich fand mich denn am Abende des Trennungstags wieder einmal in dem Coupé einer Schnellpost, aber diesmal nicht mehr von meinem Vater oder von sonst einem Bekannten beschützt, sondern als Beschützer einer Andern, und es war mir eine ganz besondere Empfindung, als die Nacht herabsank, als wir Berg auf Berg ab durch das fremde Böhmerland fuhren, auf Wegen, die ich nie betreten, durch Ortschaften und nach einem Orte, welchen ich nicht kannte, die Schwester an meiner Seite, die ich als ein Kind auf meinen Armen getragen, und die

jetzt müde und ruhebedürftig, ihren Lockenkopf zum Schlaf an meine Schulter lehnte.

Die Worte Byron's: „Doch Nichts kann so viel Freude machen, als, was man liebt, im Schlummer zu bewachen," wurden mir recht lebendig zu einer Wahrheit, denn Liebe geben iſt eben ſo beſeligend als Liebe zu empfangen. Wie ich in meiner Jugend glücklich geweſen war, mich ſchlafmüde auf der Reiſe an meines Vaters Bruſt zur Ruhe legen zu können, ſo ließ ich jetzt mit gleicher Freude ſein Kind in meinem Arme ſchlafen, und freute mich an den ſtillen Athemzügen des jungen Mädchens, und an den Lichtreflexen, welche die Laternen des Poſtwagens über die Schlafende warfen.

Meine Schweſter war damals ein ſehr hübſches Mädchen von kaum neunzehn Jahren. Schlank, lebhaft, voll Verſtand, voll übermüthiger Lebensluſt, war ſie dabei von großer Herzensgüte, und eben ſo ſchalkiſch als naiv. Freilich hatte ein längeres Unwohlſein dieſen Eigenſchaften im Augenblick einen gewiſſen Abbruch gethan, aber es war doch noch genug Munterkeit in ihr vorhanden, um ſie höchſt empfänglich für jeden neuen Eindruck zu machen, und wir kamen eigentlich während dieſer ganzen

Reiſe nicht aus dem Gefühl des Glückes und des Vergnügens heraus.

Wir verweilten drei Tage in Karlsbad, weil ſich einige von unſern Verwandten dort zur Kur aufhielten, und langten dann eines Nachmittages im Franzensbade an, wo uns Nichts weniger als eine joyeuse entrée zu Theil wurde. Denn ganz abgeſehen davon, daß uns nach den anmuthigen Thälern und Höhen von Teplitz, nach den romantiſchen Umgebungen von Karlsbad, die kahle, mit Korn bepflanzte Hochebene, auf welcher Franzensbad gelegen iſt, ſehr reizlos und leer erſchien, ſo goß es in Strömen vom Himmel nieder, und weder in einem der Gaſthöfe, noch in einem Privathauſe war ein Unterkommen für die Nacht zu finden. Die Zahl der zu vermiethenden Räumlichkeiten ſtand damals noch außer allem Verhältniß zu der Menge der Kranken, die von allen Seiten hilfeſuchend nach dem Bade kamen.

Ich wendete mich an den Badearzt, dem wir empfohlen waren; er hatte ſeine Privatzimmer bereits am Tage vorher einigen Fremden abgetreten, die ſich in gleicher Noth befunden, und ſah ſich ſelbſt auf eine Stube beſchränkt. Ich begab mich zur

Badepolizei, man sagte mir, es hätten schon viele Fremde abreisen und eine Wohnung in Eger nehmen müssen, von wo sie zur Kur herüberkämen, und selbst dort würden kaum noch Quartiere zu haben sein. Auf meine Bemerkung, weßhalb man in diesem Falle nicht eine Anzeige in den Zeitungen mache, und die Fremden davon in Kenntniß setze, daß sie für den Augenblick in Franzensbad nicht unterkommen könnten, erhielt ich den naiven Bescheid, in einigen Tagen, spätestens Ende der Woche würden ja wieder Wohnungen frei werden; und nun saßen wir bei stürzendem Regen da, ohne zu wissen, wo wir die Nacht zubringen sollten, da wir nicht einmal einen eigenen Wagen hatten, in dem man doch zur Noth hätte schlafen können. Es war eine unangenehme Lage. Meine Schwester war von dem ungewohnten Reisen so ermüdet, daß sie nicht vom Flecke konnte, ich hatte eine Verletzung am Knöchel des Fußes, die ich mir bei einem Ritt in Karlsbad zugezogen, und die mir das Gehen sehr beschwerlich machte, und die Rathschläge, die man uns für unser Unterkommen gab, erwiesen sich alle als fruchtlos. Der Eine empfahl mir, nachzuhören, ob man uns nicht für die nächsten Nächte in dem

Speiſeſaal irgend eines Gaſthauſes Betten aufſchlagen oder Sopha's herrichten könne, der Andre rieth, Extrapoſt zu nehmen und nach Eger zurückzukehren, um dort unſer Heil zu verſuchen, und all dieſe Erörterungen gingen in einer einfenſtrigen Stube des Poſthauſes vor ſich, in welcher Condukteure hin und her liefen, und deren ganzes Ameublement in Tiſch und Stuhl und in einer Bettſtelle beſtand, auf welcher die Condukteure je nach Gelegenheit ihre Raſt zu halten pflegten.

Alle meine Verſuche in der Poſt ein Zimmer zu erlangen blieben vergebens, man hatte auch dort bereits den Fremden abgetreten, was man entbehren konnte; da aber der Poſtmeiſter die große Erſchöpfung meiner Pflegebefohlenen ſah, erbot er ſich, uns das Zimmer und das Bett der Condukteure zu überlaſſen, und ſo überaus widrig der ſchmutzige, qualmige Raum und das unſaubre Lager auch waren, ſo mußte ich doch froh ſein, dies Anerbieten benutzen zu können, da es uns wenigſtens für dieſe Nacht ein Obdach verſchaffte, und uns vor der Nothwendigkeit bewahrte, auf gut Glück nach Eger zurückzukehren. Meine Schweſter ſchlief, nachdem wir, ſo gut es anging, mit unſern Mänteln die häßliche

Lagerstätte bedeckt hatten, augenblicklich ein, und mir wurde nun, diesmal freilich sehr gegen meinen Wunsch, wieder der Genuß zu Theil, „das, was ich liebte, im Schlummer zu bewachen!“

Es vergingen denn auch noch einige Tage, ehe wir zu einer aushaltbaren Einrichtung in Franzensbad gelangen konnten. Aus der Condukteurstube der Post avancirten wir in die Bodenstube eines Hotels, und erst aus dieser in die kleinen freundlichen Zimmer eines, in der Kirchstraße belegenen Privathauses, welche wir während unsres siebenwöchentlichen Verweilens in Franzensbad bewohnten.

Ich weiß nicht, welche Verbesserungen und Verschönerungen Franzensbad erfahren haben mag, seit ich es besuchte, das aber weiß ich, daß es mir damals, und obenein bei dem kalten regnerischen Sommer, als ein sehr unangenehmer Aufenthalt erschienen ist. Wir kamen aus den Pelzkragen und Gummischuhen, aus den Mänteln und Kapotten gar nicht heraus, und dazu drängte die große Masse der Fremden sich bei dem Trinken in den engen Colonaden zusammen, oder zog mißmüthig, naß, durchregnet und frierend, über die im Nebel qualmenden

Wiesen nach der Wiesenquelle hinaus, an welcher noch gar keine Colonaden erbaut waren, und an der man also der Unbill des Wetters völlig anheim gegeben war.

Nach ein paar Tagen kannte ich jedes Haus der drei Straßen, jeden Porzellan-Mops und Chinesen an den Schaufenstern der Magazine, und der Gedanke, mich unter Hunderten von kranken Menschen zu befinden, fing dazu bald schwer auf mir zu lasten an. In Teplitz, wie in allen den Orten, an welchen man das Wasser nicht trinkt, sondern nur badet, wird man das Elend lange nicht so gewahr; aber alltäglich am Morgen und am Abend diese Schaaren und Züge hustender, schleichender, gelähmter, elender Menschen zu sehen, hatte für meine Vorstellung etwas Fürchterliches. Es half mir auch gar nicht, daß unter den Kurgästen sich Viele befanden, die frisch und munter aussahen, denn ich fragte mich doch unwillkürlich, was ihnen wohl fehlen möge, und die Gewaltsamkeit, mit welcher ein großer Theil der Menschen sich in den Bädern pflichtmäßig zu zerstreuen, sich zu amüsiren sucht, hatte für mich vollends etwas Peinigendes.

Mitten in der Pflege meiner Schwester, der man

ein strenges Regime und eine sehr zusammengesetzte Kur verordnet hatte, so daß wir fast Tag über mit Baden und Trinken und Trinken und Baden beschäftigt waren, erhielt ich von Berlin die Nachricht, daß man den genealogischen Kalender, für den ich eben die Novelle: „Der dritte Stand" geschrieben hatte, wegen einer in dieser Arbeit enthaltenen Unterredung mit Beschlag belegt und das Erscheinen des Kalenders für den Augenblick damit verhindert habe.

Der Herausgeber des Kalenders war in seiner Verlegenheit rathsuchend zu meinem Bruder gekommen, dieser hatte sich an das Obercensurcollegium gewendet, und wir hatten nun abzuwarten, was aus der Sache werden würde.

Die Stelle, um welche es sich handelte, lautete: „Hartherzig und selbstsüchtig sind nur die Reichen. Ich habe es oft gesehen, wie Frauen und Männer in prächtiger, warmer Winterkleidung ungerührt an dem frierenden Armen vorübergingen, und sich höchstens mit der Unwahrheit entschuldigten, daß sie kein Geld bei sich führten. Der Arbeiter thut das nie. Er weiß, was Nothleiden bedeutet, und selbst

der Arme giebt unaufgefordert sein Scherflein, wenn er dem Aermeren begegnet" —

„Das ist wahr," meinte Franz. „Die Wohlhabenden belügen sich mit ihren Grundsätzen über die Schädlichkeit des Bettelns; sie beschwichtigen ihr Gewissen durch die Beiträge, die sie den sogenannten Wohlthätigkeits-Anstalten zahlen. Auf einen Taugenichts aber, der aus Trägheit die Mildthätigkeit frech belügt, kommen zehn Unglückliche, denen wegen des bloßen Verdachtes nicht geholfen wird; und was die milden Anstalten leisten, das kennen wir, die wir der arbeitenden Klasse nahe stehen, zur Genüge."

— — „Wenn ich im Winter recht behaglich in meinem Zimmer bin," sagte Eduard, „und durch die Scheiben blickt so ein kummervolles blasses Frauengesicht zu mir hinein, oder ein Mann, dem das Elend aus allen Zügen spricht, so frage ich mich immer: warum kommt er nicht herein und nimmt mir den warmen Rock, da ich mehrere habe und ihm keinen davon abgebe, obgleich ihn friert? Warum soll denn die Frau mit dem Kaffee, der vor mir dampft, nicht ihre hungernden und frierenden Kinder erquicken, ohne daß sie mich darum fragt,

da mich nicht friert und nicht hungert, auch wenn sie mir ihn nimmt? Ich hätte kaum den Muth, Diejenigen des Diebstahls anzuklagen, die der Instinkt der Selbsterhaltung, der heiße Trieb der Mutterliebe zu dem veranlaßt, was uns Verbrechen erscheint. Weil man zu engherzig ist, den Armen auf der Erde zufrieden zu stellen, verweiset man ihn auf den Himmel, wo die Huld Gottes ihm Glück gewähren soll. Und selbst dies Glück wird ihm nur für den Fall verkündet, wenn er den ungeheuren Muth gehabt, all den Versuchungen zu widerstehen, die Noth und Elend über ihn brachten. Wir lassen ihn im Elende, wir schützen ihn nicht vor Verzweiflung, wir thun Nichts, ihn vor Verbrechen zu bewahren, und sind frech genug zu sagen, Gott werde so unerbittlich, der Allweise so kurzsichtig sein, als irdische Justiz, welche den Menschen um Verbrechen bestraft, zu denen die fehlerhafte Einrichtung unserer Gesellschaft ihn fast gezwungen hat."

In diesen ehrlich gemeinten, wenn auch nicht völlig aufrecht zu erhaltenden Behauptungen, und namentlich in den letzten Anklagen, welche zu erheben man damals noch weit mehr als jetzt Ver-

anlassung hatte, war von dem Obercensurcollegium eine Aufreizung der niedern Stände gegen die höheren, der Armen gegen die Reichen gefunden worden, und ich erhielt nun von dem Verleger des Kalenders einen Brief mit der Bitte, mich auf die Abänderung des Kapitels einzurichten, in welchem die betreffende Unterredung enthalten war, da er sich genöthigt sehen würde, [illegible] drucken und die angefochtene Stelle heraus nehmen zu lassen, wenn es nicht gelingen sollte, die Beschlagnahme des Kalenders rückgängig zu machen, wofür mein Bruder sich thätig bemühte.

Daß ich eine solche Aenderung bewerkstelligen müsse, wenn es nicht zu umgehen sei, sah ich natürlich ein, indeß ich wußte nicht recht, wie ich das anzufangen haben würde, denn es ist ein mißliches Ding, um äußerer Rücksichten willen, Aenderungen an einer Arbeit anzubringen, die man als ein Ganzes gedacht und als ein in sich Abgeschlossenes ausgeführt hat.

In diesem besonderen Falle würde es darauf angekommen sein, einer Unterredung, die sich von ihrem Anfang an, bis zu einer bestimmten Spitze gesteigert und erhoben, eben diese Spitze abzubrechen,

und ich hatte, während ich den vorläufigen Versuch dieser Aenderung machte, fortdauernd das lächerliche Bild eines Menschen vor Augen, welcher einen gewaltigen Anlauf nimmt, um vorsichtig über eine Thürschwelle zu steigen. Es schien mir unmöglich, zwei Figuren, in die ich viel Wärme, eine lebhafte Beredtsamkeit und ein gewisses Pathos hinein gelegt, eine ihr ganzes Wesen kennzeichnende Unterredung mit einer gleichgültigen Wendung abschließen zu lassen, denn es kam mir dabei beständig vor, als sträubten die Figuren selber sich dagegen.

Seit ich zu dichten angefangen, hatte ich mir stets nur eine relative und beschränkte Gewalt über die von mir geschaffenen Gestalten zuerkannt, und mir hatte dabei immer Göthe's Zauberlehrling, als ein Bild für das Verhältniß des Dichters zu seinen Geschöpfen vorgeschwebt.

Der Dichter hat die Macht, seine Menschen aus dem Nichts hervorzurufen, er kann sie beschwören, sie an einen bestimmten Platz hinstellen, ihnen eine angemessene Thätigkeit überweisen, aber sind sie erst da, haben sie Gestalt gewonnen, sind sie in Thätigkeit und in Verbindung zu einander getreten, so

wird der Meister, der sie schuf, zum Knechte; sie werden, wenn sie wirklich lebensfähig sind, selbstthätig und aus innerer Nothwendigkeit frei, und es bleibt dem Dichter nur das Gewährenlassen, und das Vorbereiten und Zurechtlegen der Umstände, an welchen die erdichteten Personen ihre Individualität zu entwickeln haben, wobei sie denn natürlich auch wieder aus ihrer innern Nothwendigkeit heraus, zu Mitschöpfern und Fortführeren der Ereignisse werden.

Man hat mich bei dieser oder jener Wendung in meinen Arbeiten, bei der oder jener Schicksalsgestaltung einer Figur wohl gefragt, warum ich es eben so und nicht etwa anders, warum ich in dem einen Falle die Lösung nicht freundlicher, in dem andern Falle vielleicht nicht strenger gewählt? Und ich habe fast niemals eine andere Antwort darauf zu geben vermocht, als meine Ueberzeugung von der folgerechten Nothwendigkeit eben dieses Ausganges; denn die aus dem Charakter der erdichteten Gestalten hervorgehende innere Nothwendigkeit ihres äußern Handelns ist der Compaß, welcher dem Dichter seinen Weg zum Ziele angiebt; und wo man für ein Dichtwerk eine andere Lösung

wünscht, als der Dichter sie hingestellt hat, wo man verlangt, seine Personen möchten so oder anders gehandelt haben, da liegt die Möglichkeit solcher Verlangniß eben nur darin, daß entweder der Leser nicht achtsam genug in das eigentliche Wesen der Dichtung eingegangen ist, was leider nur zu häufig geschieht, oder daß es dem Dichter nicht gelungen ist, den ersten Ursprung und die darauf begründete Entwicklung der betreffenden Gestalt zu einer Einheit verbunden, als einen in sich beruhenden Organismus, in einem wirklich lebensfähigen und in sich berechtigten Individuum hinzustellen.

Die Romanfiguren, die uns nicht so lebendig werden, daß sie uns gelegentlich wie unsere alten Bekannten einfallen, und daß wir uns fragen müssen, wo ist denn der Mensch her? wo bist Du dem Menschen begegnet, der Dir eben jezt vor die Seele tritt? die sind nicht viel werth. Die Gestaltgebung ist nach meiner Meinung das Erste und das Höchste worauf es ankommt; und wenn das „Erschaffen" als ein Zeichen der Machtvollkommenheit Gottes hingestellt wird, so ist der Grad des Gestaltungsvermögens sicher auch der Maßstab für die eigentliche Kraft des Dichters.

Mir wurde, um auf meine Kalender-Erzählung zurückzukommen, die Nothwendigkeit einer Abänderung des Dialoges, nach dem Urtheil des Obercenſurcollegiums erſpart, aber die Erklärung, mit welcher ich dieſe Gunſt erlangte, war mir im Grunde eben ſo verdrießlich als die Abänderung es mir geweſen ſein würde.

Man hatte nämlich nach verſchiedenen Verhandlungen das Erſcheinen des Kalenders frei gegeben, jedoch mit dem Bemerken, daß man die Angelegenheit nicht weiter verfolgen wolle, weil die Novelle „von einer Frau" geſchrieben ſei. — Dieſe Nachricht, die mir von Berlin aus mit großer Genugthuung übermittelt wurde, verdroß mich über alle Maßen, ſo erwünſcht ſie mir in Bezug auf den Kalender ſein mußte; denn ſie berührte eine Frage, die mir ſeit dem Beginne meiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit viel zu ſchaffen gemacht hatte, eine Frage, in welcher ich mit vielen meiner Bekannten auseinanderging, und über die ich heute, nach einer zwanzigjährigen Erfahrung, noch eben ſo denke, wie in jenen Tagen.

Es ſcheint mir nämlich ein Unrecht zu ſein, wenn man an die Beurtheilung eines geiſtigen Produktes

einen andern Maaßstab anlegt, als denjenigen, der aus dem Kunstwerk selbst genommen wird, oder wenn man andere Rücksichten auf die Kritik mit einwirken läßt, als solche, welche sich allein an den Werth des Geleisteten und an dessen Wirkung auf Andere beziehen. Es handelt sich, wie mich dünkt, bei einem Kunstprodukt nur um das Geschaffene, und nicht um den Schöpfer, und wo Gutes oder Schlechtes geschrieben oder gemalt worden ist, wird Beides weder besser noch schlechter durch die zufällige persönliche Lebenslage des Autors. Die Kritik eines Kunstwerks soll ein Absolutes und kein Relatives sein, sie soll ein Urtheil über das Kunstwerk und kein Schulzeugniß für den Verfasser oder Verfertiger desselben liefern. Der Schüler, welcher seinem Lehrer und Meister eine Arbeit vorlegt, muß und kann es sich gefallen lassen, wenn dieser ihn im Zusammenhange mit seiner Arbeit in Betracht zieht, und es kann für ihn von Bedeutung sein, wenn der Lehrer es ihm tröstend ausspricht, daß seine Arbeit zwar nicht vollendet, daß sie aber für die Kraft, welche dem Verfasser innewohne, als eine gelungene zu bezeichnen sei. „Nach Kräften gut" ist eine Censur; mit welcher stille, fleißige

Seelen ſich ſehr befriedigt von der Arbeit zum Genuß des Lebens wenden, oder eben ſo befriedigt zur Ruhe legen können.

Anders aber iſt es mit einer Arbeit, welche man der Oeffentlichkeit übergiebt. Es iſt das ein Schritt, mit dem Jeder, der ihn thut, ſich innerhalb des Bereiches in welchem er auftritt, als ſelbſtſtändig und bis zu einem beſtimmten Grade als einen Meiſter und Lehrer hinſtellt. Ob dieſe mehr oder weniger gelungene Arbeit aber von einem Manne oder von einer Frau geleiſtet wird, ob ein Mann oder eine Frau einen Irrthum ausſpricht, eine Wahrheit verkündet, das ſcheint mir völlig gleichgültig zu ſein. Das Publikum und die Kritik haben es mit dem Werke zu thun, und der Irrthum bleibt gleich verwerflich, die Wahrheit gleich beherzigenswerth, das Schöne und Edle bleibt erhebend, das Häßliche und Gemeine verdammenswerth, von wem immer es ausgegangen iſt.

In England, Frankreich und Italien erkennt der Volksgeiſt dieſen Grundſatz auch durch die Sprache an. Der Schöpfer eines geiſtigen Werkes heißt der Autor, welchem Geſchlechte er auch angehöre; in Deutſchland iſt es anders, und die deutſche litera-

rische Kritik ist in diesem Punkte selbst noch hinter dem Volksgeiste unseres Vaterlandes zurückgeblieben. Denn während das Volk sich längst gewöhnt hat, diejenigen deutschen Frauen, welche ihm in ihren Werken ein Anerkennenswerthes darzubieten hatten, zu seinen „Schriftstellern" zu zählen, behandelt die Kritik die weiblichen Dichter in der Mehrzahl mit einer vornehmen Herablassung oder mit einer Art von Galanterie, die beide in meinen Augen eine Kränkung sind, weil sie selbstredend den Gedanken in sich verschließen, für die geringen Fähigkeiten, für die Unbedeutendheit einer Frau sei das Geleistete gut genug, sei das Nichtgelungene zu entschuldigen.

Man sagt mit voller Wahrheit: besser als das Recht sei auch das Beste nicht! So habe ich denn mein Lebelang die Empfindung gehabt, daß es für den weiblichen Schriftsteller nichts Besseres geben könne, als wenn man ihn abstrakt beurtheilt, und ihm, wie jedem andern Schriftsteller, die volle, schwere Verantwortung für sein Werk und dessen Wirkung auferlegt. Denn die Entwicklung eines Menschen kann nur innerhalb einer völligen Gleichberechtigung mit seinen Mitstrebenden eine voll-

ſtändige werden, und wer über die Reihen der Allgemeinheit erhoben wird, nimmt davon eben ſo ſehr an ſeiner Entwicklung Schaden, als derjenige, welchen man unter dem Niveau der Allgemeinheit zurückzuhalten ſtrebt. Darum haben auch Fürſten und Frauen eine Maſſe übler Eigenſchaften mit einander gemein, denn ſie werden Beide von dem Boden der Allgemeinheit fern gehalten, nach beſondern conventionellen Regeln behandelt und beurtheilt, nach einem beſondern Maaßſtabe geſchätzt, und dadurch endlich gewöhnt, an ſich ſelber nicht jene Anſprüche zu machen, an ſich ſelber nicht die einfachen, ernſten und ſtrengen Forderungen zu ſtellen, ohne deren Genügung es mit dem Menſchen auf keinem Gebiete des Lebens etwas Rechtes wird.

So lange ich denken konnte, hatte es mich zu hören verdroſſen, wie dieſe oder jene Leiſtung gut genug ſei, wenn man bedenke, daß ſie von einer Frau herſtamme; und ich hatte daher, als ich meine erſten Arbeiten an meinen Vetter Lewald geſendet, dieſelben mit einem Männernamen unterzeichnet, Ich hatte mein „Recht" haben wollen, Nichts mehr. Nichts weniger. Meinem Vater hatte dieſe meine Abſicht zugeſagt, Lewald hatte aber davon Nichts

wissen mögen. So war denn auch mein erster Roman, „Clementine", ohne alle Bezeichnung, der zweite, „Jenny", als ein Roman von der Verfasserin der „Clementine" erschienen, und ich hatte die Belustigung genossen, daß man nach dem Erscheinen der „Jenny" diesen Pseudonym, wunderlich genug, als den Versteck eines männlichen Schriftstellers anzusehen beliebte. Wie es mir aber nur eine sehr getheilte Genugthuung gewährte, als Doktor Heinrich Laube mir nach dem Bekanntwerden meines Namens, in Bezug auf die „Jenny", in seinem Blatte das Zugeständniß machte, er freue sich anzuerkennen, daß er der weiblichen Kraft zu wenig zugetraut; so hatte ich auch nur eine sehr gemischte Zufriedenheit darüber, als die Behörde einen für unzulässig gehaltenen Ausspruch durchgehen zu lassen beschloß, weil eine Frau ihn gethan hatte.

Wem man das Gefühl seiner Verantwortlichkeit nimmt, dem nimmt man das Gefühl seiner Bedeutung, und wem man, wie es die Kritik den weiblichen Schriftstellern gegenüber nur zu häufig thut, von vornherein erklärt, daß man ihm nur eine sehr relative und beschränkte Kraft zuerkenne, dem nimmt man den rechten freudigen Ernst des Strebens, den

weiſt man eben auf das Kleinliche hin, das man ihm doch wiederum zum Vorwurf macht. Alles, was ich für den weiblichen Schriftſteller fordere, iſt daß man ihn ohne Schonung, aber auch ohne Vorurtheil behandele, daß man von ihm abſehen und ſich an ſeine Leiſtung halten möge; mit einem Worte, daß man den weiblichen Schriftſteller dem männlichen gleich verantwortlich und damit gleichberechtigt an die Seite ſtelle, was noch lange nicht genug bei uns geſchieht. Und ſo komme ich denn immer wieder darauf zurück, für die Frauen jene Emancipation zu verlangen, die ich in dieſen Blättern ſchon vielfach für uns begehrt: die Emancipation zu ernſter Pflichterfüllung, zu ernſter Verantwortlichkeit und damit zu der Gleichberechtigung und Gleichſtellung, welche ernſte Arbeit unter ernſten Arbeitern dem Einzelnen erwerben muß.

Viertes Kapitel.

In Franzensbad, wo die Gesellschaft wenig Gelegenheit zu unterhaltenden Ausflügen und überhaupt wenig Zerstreuungen hatte, während sie alltäglich ein paar Mal am Brunnen zusammenkam, waren die wenigen Personen, an deren Namen sich irgend eine Bedeutung oder auch nur ein Gedanke anknüpfen ließ, natürlich Gegenstände der Neugier; und da man sich im Ganzen außerordentlich langweilte, machte man sich ein Gewerbe und eine Aufgabe aus dem Geringsten.

„Den Mohren des Baron Koller, den großen Affen der Frau von Obst und den Kronprinzen von Baiern habe ich schon gesehen, nun muß ich noch die Lewald sehen!“ hörte ich wörtlich eines Morgens am Brunnen eine Dame mit dem größten Eifer sagen, deren aufgeregtes Wesen mir schon früher aufgefallen war. Ich wußte nun doch, wohin

ich den Antheil zu ſtellen hatte, mit welchem manche Perſonen mir begegneten; indeß es waren dafür auch andere Leute da, die mir wirklich Neigung bewieſen, und ich würde mich derſelben reiner und hingebender erfreut haben, hätten nicht ſchwere Sorgen um meines jüngſten Bruders Schickſal mir das Herz bedrückt.

Der Verluſt, den er lange gefürchtet hatte, war ihm auferlegt worden, das Mädchen, an dem ſeine Seele hing, war, ohne ſich verheirathet zu haben, geſtorben. Er hatte ihr das Verſprechen gegeben, bei ihr auszuharren bis zum letzten Augenblick, und er hatte das gehalten, er hatte ihr die Augen zugedrückt. Sein Schmerz war groß, der Ausdruck deſſelben ſtark und naiv, wie er ſelbſt es bis zu ſeinem Ende geblieben iſt. Mit Camilla's Tode war ihm der Ort, an welchem er ſie gekannt und verloren, zu einer völligen Einöde geworden, und es hatten ſich ſeiner eine heftige Unruhe, ein Verlangen nach einem Wechſel bemächtigt, die ihn unſtätt von einem Vorſatz zu dem andern überſchweifen ließen. Er wollte heute mit einem ruſſiſchen Edelmann als deſſen Arzt auf Reiſen gehen, morgen Dienſte nehmen und die Campagne gegen die Tſcher-

kessen mitmachen. Dann wieder anerkannte er, daß er eine Praxis, eine Geltung in seinem Lebenskreise erlangt habe, welche ohne irgend eine andere entschädigende Aussicht aufzugeben, kein unbedenklicher Entschluß sei, daß er Kenntnisse erworben, in seinem Fache Erfahrungen gemacht, die nur einer weitern Ausbreitung und fortgesetzten Beobachtung bedurften, um für ihn und seine Wissenschaft ersprießlich zu wirken. Und mitten in diesem Wollen und Streben, mitten in dieser Verzagtheit und Verzweiflung verstrickte er sich plötzlich wieder in ein neues Liebesverhältniß, das ihn vollends mit sich in Zwiespalt brachte, ihm den Sinn verstörte, das Herz zertheilte, und ihm das längere Verweilen an seinem bisherigen Aufenthaltsorte nun als eine völlige Unmöglichkeit erscheinen ließ.

Er verlangte ganz neue Lebensverhältnisse, eine Thätigkeit, die ihm kein Besinnen, keine Zeit zu Erinnerungen übrig ließen, er sehnte sich nach Eindrücken, die ihn von sich selber abwendeten, und er hoffte das Alles im Süden von Rußland zu finden, wo der Krieg gegen die Tscherkessen die Geister in Spannung erhielt, wo eine ihm neue und großartige Natur, fremde Völker und Sitten, fremde Lebens-

weiſe, neue Krankheitsformen ihm entgegentreten mußten, und wo Kultur und Unkultur, Tyrannei und Willkür, Geſetz und Zügelloſigkeit einander noch nahe genug ſtanden, um durch ihren Zuſammenſtoß einem in ſich ringenden und mit ſich ſelbſt halb zerfallenen Gemüthe reizend und verlockend zu erſcheinen.

Wäre er raſchen Entſchluſſes von Breſt fortgegangen, und hätte aus dem Süden Nachricht davon gegeben, ſo würde man ſich bald darin gefunden haben, denn die vollendete Thatſache iſt eine zwingende Gewalt. Aber da ſein ganzes Weſen ein zwieſpältiges, ſeine Natur eine problematiſche war, ſo gewann er es nicht über ſich, ſeinen Vorſatz aus eigener Machtvollkommenheit auszuführen. Er forderte die Zuſtimmung des Vaters für ſeinen beabſichtigten Schritt, und mein Vater, deſſen Bedenken gegen einen Plan, welcher in ſolcher Verfaſſung zur Ausführung gebracht werden ſollte, nur zu begreiflich waren, wollte von einer weiteren Entfernung ſeines Sohnes nicht reden hören, ſondern verlangte dringend deſſen Rückkehr in die Heimath, zu welcher auch wir, nach des Vaters Wunſch und Weiſung den Bruder zu beſtimmen ſuchen ſollten.

Wer aber in einem Zustande leidenschaftlicher Verwirrung es nicht nur mit sich selbst, sondern mit der Zärtlichkeit und den Besorgnissen einer großen Familie zu thun hat, ist übel daran, und doppelt übel, wenn jedes Familienmitglied sich eine berathende Stimme als ein Zeichen der allgemeinen Gleichheit vor dem Vater zuzuerkennen gewohnt ist. In der That besteht aber eine völlige Gleichberechtigung in den Familien eben so wenig, als sie in irgend einem andern Lebensverhältnisse bestehen kann, da Anlage Begabung, Entwicklung, Einsicht und geistiges Vermögen überall einen Unterschied erzeugen und bedingen, und so waren es denn auch in unserm Hause natürlich nur der älteste Sohn und ich, mit welchen mein Vater, je nach dem Anlaß, das, was geschehen sollte, zu überlegen und zu berathen pflegte. Indeß, da doch Alles mehr oder weniger zur allgemeinen Besprechung gelangte, so gab es in entscheidenden Krisen für denjenigen, welcher sich in ihnen befand, ein Bitten, Meinen, Vorstellen und Rathen, das den ohnehin Bedrängten, je weicher er war, um so mehr zur Verzweiflung bringen mußte.

Auch Moritz sah sich denn von den Schwestern

mit dringenden Abmahnungen, mit zärtlichſter Sorge beſtürmt. Man beſchwor ihn heimzukehren, man hielt ihm vor, daß der Vater die Höhe des Mannesalters überſchritten habe, man erinnerte ihn an die Fülle der Liebe, welche ihn im Vaterhauſe erwartete, und welche die berathenden jungen Mädchen natürlich noch als das höchſte Glück erachteten. Sie waren in dieſen ihrem guten Glauben um ſo dringender, je mehr der Vater ihre Anſicht gut hieß, und je weniger ſie eine Ahnung davon haben konnten, daß einem mit ſich zerfallenen, nach überwältigender Zerſtreuung, nach Vergeſſenheit lechzenden Menſchen nichts Unerträglicheres aufgebürdet werden kann, als die friedliche Stille des Familienlebens, als die Ausſicht von liebenden Augen und Herzen beobachtet zu werden, und deßhalb ſtreng verbergen zu müſſen, was man leidet. Ein Gefängniß, und ein Gefangenwärter, der ihn antheillos gewähren läßt, können in gewiſſen Fällen einem Menſchen, im Vergleich zu dem Daſein in einer zärtlichen Familie, als ein Glück erſcheinen; denn rückſichtslos für ſich zu leben, rückſichtslos leiden zu dürfen, iſt unter Verhältniſſen wirklich das Einzige, was man nöthig hat, was man begehrt.

„Und schlägt man mir die Räder vom Wagen, so gehe ich zu Fuß," hatte Moritz nach allen diesen Abmahnungen und Bitten endlich geschrieben. „Als man mich überhaupt nach Rußland gehen ließ, hat man Etwas gewollt, und die dazu nothwendigen Bedingungen nicht gewollt. Jetzt weiß ich, was ich will und werde es ausführen. So leid es mir thut, dem besten Vater so entschieden opponiren und ihm Sorge machen zu müssen, so kann ich doch nicht anders. Ich gehe direkt nach Tiflis. Der erste Brief von dort wird allen diesen Sorgen dann auf einmal den Boden einschlagen, und wieder heiter Wetter in der Familie schaffen." Wie konnte man den so Entschlossenen halten wollen.'

Wir hatten einen schweren Stand! Es galt die Zärtlichkeit der Schwestern, die lebhafte Unruhe meines Vaters zu bekämpfen. Der letztere mußte es einsehen, und hatte es an mir selber eben so erfahren müssen, daß der Lebensweg eines Menschen auch von dem besten Willen seines Vaters nicht zu bestimmen ist, daß auch innerhalb enger, streng aufrecht erhaltener Schranken, jeder Einzelne die Entwicklung nehme, welche ihm die gemäße ist, aber — und hier lag die schwache Seite meines Vaters —

er mochte es sich nicht eingestehen, daß er in der Leitung und Lebensbestimmung seines zweiten Sohnes von vornherein geirrt, daß er den Charakter dieses Sohnes nicht verstanden, seine eigentliche Natur nicht erkannt, und ihn deßhalb falsch behandelt und geleitet habe. Statt sich zu sagen, daß man diesen jungen Mann gleich Anfangs hätte auf einen Boden verpflanzen müssen, auf dem er seine Natur durch Anstrengungen zu ermüden und damit in das Gleichgewicht zu bringen gehabt hätte, statt sich zu erinnern, wie dringend später der älteste Bruder und ich von der Ansiedlung in dem kleinen Orte abgerathen, wie sehr wir uns dafür erklärt, daß man Moritz im russischen Heere Dienste nehmen lasse, wenn er überhaupt nach Rußland gehen solle, hatte mein Vater auch jetzt noch immer den einen Gedanken, den Sohn in sogenannte ruhige bürgerliche Verhältnisse zurückkehren zu sehen, obschon derselbe fest und wiederholt erklärte, daß er in diesen für den Augenblick nicht auszudauern vermöge.

Junge Leute aus guten und zärtlichen Familien haben es in solchen Fällen schwer und sie gelangen so selten zu einer ihnen gemäßen freien Entwicklung, weil man für sie die Möglichkeit der Gefahr zu sehr

in's Auge faßt; und sie bringen es nicht leicht zu etwas Tüchtigem, weil sie eben durch die Vorsorge der Ihrigen nicht in die Lage kommen, ihre wahren Kräfte kennen und brauchen zu lernen. Ich hielt meinem Vater in diesem Sinne das Register der Personen vor, mit welchen ich in den letzten Jahren in Berlin bekannt geworden war, und die sich in den schwierigsten Lebenslagen in fernen Welttheilen bewegt hatten, ohne deßhalb unterzugehen. Wir gaben ihm zu bedenken, daß der Arzt am Krankenbette alltäglich sein Leben einzusetzen habe, wir verlangten endlich für den Bruder nur eine bedingte Freiheit, er sollte sofern der Vater dies begehrte, das Versprechen geben, binnen Jahresfrist zurückzukehren, nachdem er Südrußland, den Kaukasus, Grusien und Persien gesehen haben würde, wohin er sich zu wenden beabsichtigte — und nach langem Schreiben und Verhandeln willigte denn mein Vater endlich darin ein. Aber er war so niedergebeugt von der Aussicht, Moritz einen ihm fremden und neuen Weg einschlagen zu lassen, er war so verstimmt darüber, seine Meinung, seinen Willen und seine Wünsche von seinen ältesten Kindern nicht getheilt, ja bestritten und besiegt zu sehen, daß diese

Gebeugtheit, ohne daß er es beabsichtigte, aus jedem seiner Briefe zu lesen war.

Zum erstenmale sprach er davon im Tone der Resignation, daß er wohl fühle, wie das Alter sich ihm nahe, wie die jüngere Generation über ihn hinauszuwachsen scheine, zum erstenmale brauchte er die Wendung: „Da Ihr das besser zu verstehen scheint, als ich," und ich hatte dieser Klage gegenüber nur das eine Verlangen, sobald als möglich Franzensbad zu verlassen, und zu meinem Vater zu eilen, um ihm mit meiner Gegenwart Ersatz für die weitere Entfernung des Sohnes, und in meiner Heiterkeit und Zufriedenheit ein Gegengewicht für die Sorge zu bieten, welche ihn bekümmerte.

Indeß wir wurden bis in die ersten Tage des September in Franzensbad festgehalten, und sahen eine ganze Gallerie von Kurgästen an uns vorüber ziehen. Wer genöthigt ist, lange in einem Badeorte zu verweilen, bekommt eine allegorische Vorstellung von dem Lebenslauf des Menschen. Wie man in seiner Jugend unter fertigen Menschen fremd und ungekannt in das Leben eintritt, so erscheint man in einem Badeorte in dem Kreise derjenigen, welche sich dort bereits festgesetzt und eingebürgert haben.

Man erregt und empfindet Neugier, man hat mancherlei kennen zu lernen, man gewinnt Theilnahme, faßt Neigung, reiht sich in das Leben der Anwesenden ein, und kaum daß man sich zu ihnen zählen kann, kaum daß man sich ihnen verbunden hat, so gehen diejenigen fort, auf welche wir uns gestützt; und wir werden die herrschende Generation. Neue Ankömmlinge nähern sich uns jetzt, wir sind die Wissenden, die Alten; aber nur zu bald müssen wir fühlen, daß unsere Zeit sich ihrem Ende naht, denn wir haben allmählich von denen zu scheiden, die mit uns zusammen in die Reihen traten, wir bemerken, wie der Kreis der Freunde, der Zeitgenossen um uns her sich lichtet, und trotz des Schmerzes über die täglichen Verluste können wir es nicht lassen, die Generation unserer Nachfolger an uns heranzuziehen, und ein neues Zusammenleben mit ihnen zu beginnen. So kommt es denn, daß, wenn nun endlich die Stunde des Scheidens für uns selber schlägt, und alle unsere Zeitgenossen von uns hinweg gegangen sind, wir doch wieder vor schmerzlichen Trennungen und schwerem Losreißen stehen, und daß wir die Kette von Liebe und Leid, welche die Menschheit an einander fesselt, in unsern letzten

Stunden als eine unendliche, die Vergangenheit mit der Zukunft verbindende, kennen lernen.

Zu solchen Betrachtungen boten aber grade die letzten Tage, welche wir in Franzensbad verlebten, kaum die Ruhe dar. Ein Theil unserer preußischen Landsleute war durch den Mordversuch, welchen der Bürgermeister Tschech eben damals gegen den König Friedrich Wilhelm den Vierten unternommen hatte, erschreckt und in Spannung und Aufregung versetzt worden, und die Böhmen und Oesterreicher hatten ihrerseits noch größere Befürchtungen und Sorgen; denn durch mündliche und briefliche Mittheilungen erhielt man fortwährend die Kunde von Unruhen in Prag, die mehr oder weniger lebhaft schon seit Wochen dort herrschen sollten, und deren erste Veranlassung man aus all den Berichten doch nicht recht ersehen konnte. In den Zeitungen war davon nicht viel zu finden. Sie meldeten von leichten Zusammenrottungen, welche die Polizei ohne Mühe zerstreut haben sollte, aber was man von Augenzeugen erfuhr, lautete anders.

Noch als wir in Teplitz gewesen waren, hatten sich einige Familien aus Prag dorthin geflüchtet. Sie waren durch den Tod eines Kindes erschreckt

worden, das mitten in einem Zimmer auf dem Arm seiner Wärterin erschossen worden, und sie wußten von ernsten Straßenkämpfen und von manchem Verlust an Menschenleben zu erzählen. Die Einen sprachen von der großen Noth in den arbeitenden Ständen, die Andern von panslavistischen Umtrieben und allgemeiner Unzufriedenheit mit der österreichischen Regierung, und wieder Andre behaupteten, der Judenhaß, oder gar der Widerwillen gegen die Protestanten hätte die erste Veranlassung zu der Aufregung gegeben, die sich noch in immer neuen, wenn schon geringern Störungen der öffentlichen Ruhe kund gab und fortsetzte.

Hörte man diese Erzählungen und sah man zugleich die grenzenlose Armuth der Weber in einzelnen Dörfern, sah man die Schaaren von Bettlern und Krüppeln, welche in denselben unsere Wagen umringten, und traf man daneben mit Personen aus der Wiener Gesellschaft oder gar mit katholischen Geistlichen zusammen, welche in dem Lande Alles auf das Beste fanden, so wurde man ein solches Durcheinander von Meinungen und Ansichten, einen so entschiedenen Haß zwischen den entgegengesetzten Nationalitäten, Confessionen und Parteien gewahr,

daß man ſich in ferne Zeiten zurückverſetzt glauben, und es ſich mit Freuden eingeſtehen mußte, wie der Geiſt des Proteſtantismus in Preußen und in Norddeutſchland aufklärend und vermenſchlichend, das heißt zur Duldſamkeit mahnend, gewirkt hatte. Denn wie lebhaft der Kampf der katholiſchen Biſchöfe gegen die preußiſche Regierung auch eben in jener Epoche geweſen war, zum Religionshaſſe hatte er die verſchiedenen Bekenntniſſe in Preußen doch nur in den ſeltenſten Fällen aufregen können, und in den großen Städten, dünkt mich, wäre es um religiöſer Meinungsverſchiedenheit willen nie zu irgend einem thatſächlichen Zeichen feindlicher Geſinnungen gekommen.

In der Franzensbader Geſellſchaft, unter den Kranken und Hülfeſuchenden, denen die ungeſtörte Ruhe ihrer Kur die Hauptſache war, hatte ſich durch die Nachrichten von den Unruhen ein gewiſſer Widerwille gegen Prag feſtgeſetzt, und es gab viele Perſonen, welche es uns widerriethen, uns unnöthig dorthin zu wenden. Indeß ich hatte meinen Sinn einmal darauf geſtellt, und verließ mich auf das gute Glück, das mir auf Reiſen meiſt zur Seite geſtanden. Herzlich froh, die Kur meiner Schweſter mit guten Ausſichten beendigt zu haben und, nach

dem dreizehnwöchentlichen Aufenthalte in zwei Badeorten, endlich wieder in das Gebiet des gesunden Lebens zurückkehren zu können, packte ich an einem Abende unsere Koffer, als ich durch ein junges Mädchen aus einer der armen Baumwollenweber-Familien noch eine mir sehr heilsame Lehre erhielt.

Es war ein hübsches Kind von etwa vierzehn Jahren, das mir einige Ellen eines gestreiften Baumwollenzeuges zum Kaufe anbot. Der Stoff war für mich völlig unbrauchbar, und obenein unverarbeitet nicht ohne Steuer über die Grenze mitzunehmen. Ich lehnte deßhalb den Kauf ab, indeß die Kleine wiederholte ihre Bitte mit dem einfachen Zusatz: „Wir sind sehr arm!“ der in ihrem Munde aber das Gepräge entschiedener und rührender Wahrheit empfing.

Ich fragte nach ihren Verhältnissen. Sie erzählte, der Vater läge seit Monaten am Wechselfieber darnieder, die Mutter habe an seiner Statt gearbeitet, und sie, die Kleine, habe die Geschäfte der Mutter und die sechs noch jüngeren Geschwister versorgt. Nun sei die Mutter seit einiger Zeit auch erkrankt. Der Arzt sage, ohne Medizin werde sie sterben, und der Vater sei also aufgestanden, habe

das Zeug, so weit es fertig gewesen, vom Webestuhl geschnitten, und sie nach Franzensbad geschickt, es zu verkaufen. Sie sei nie vorher in Franzensbad gewesen, und seit dem Morgen hier, ohne ihre Waare losschlagen zu können.

Dabei hatte das arme Kind die schönen Augen voll von Thränen, und jenes Wesen stillen Leides, das nie lügt. Ich fragte die Kleine, ob sie Etwas gegessen habe? Man hatte ihr Brod von Hause mitgegeben. So ließ ich sie denn Etwas genießen, gab ihr danach, gewiß mit allem guten Willen, soviel als sie für das Zeug verlangt, und sagte ihr, sie möge den Stoff nur mit nach Hause tragen, oder anderweit zu verkaufen suchen, weil ich ihn wirklich nicht gut mit mir nehmen könne.

Da ward das Kind glühend roth, streckte die Hand verlangend nach dem Silbergelde aus, zog sie aber, als begehe es ein Unrecht, sogleich wieder zurück, und sagte mit gepreßter Stimme: „Ach nehmen Sie doch das Zeug, wir sollen nicht betteln."

Nie in meinem Leben habe ich mich vor einem Armen so gedemüthigt und so beschämt gefühlt, wie vor diesem Kinde! Kein Maler kann sie darstellen, keine Schauspielerin sie wiedergeben die erschütternde

Weise, in welcher die Kleine die Noth und das gekränkte Selbstgefühl der Armuth repräsentirte. Und ich hatte dagestanden und geglaubt, das Rechte und alles Nöthige gethan zu haben, als ich großmüthig einige Zwanziger opferte, die ich eben so leicht für ein nutzloses Band oder für ein noch viel nutzloseres Porzellanpüppchen fortgeworfen hätte, wäre mir der Einfall gekommen, dergleichen besitzen zu wollen. Wir sind aber durchschnittlich die rohe Wohlthätigkeit so sehr gewohnt, daß wir sie kaum noch als eine solche empfinden, wenn nicht irgend ein Zufall uns einmal unser Thun in seinem rechten Lichte erblicken macht.

Ich nahm denn das Zeug und beruhigte die Kleine. Als sie darauf sehr zufrieden ihr Geld einsteckte, fragte ich, ob ich ihr das Zeug zu einem Rocke schenken solle? Sie schüttelte ablehnend den Kopf, aber sie war nun doch zutraulich geworden. Ich zeigte ihr also meine und meiner Schwester Kleider, die zum Verpacken auf den Stühlen umherlagen, erzählte ihr, daß die Schwester auch krank gewesen sei, und wir sehr viel Geld ausgegeben hätten, sie gesund zu machen; und nun fragten wir sie, ob ihre kleinen Schwestern denn ordentliche

Kleider hätten? Das verneinte sie. „Weißt Du was," sagte ich nun endlich, „laufe schnell nach Hause, bringe Deiner Mutter das Geld zur Medizin, und sage ihr, ich hätte Kleider die Menge, sie solle von dem Zeug Kleider für die Jüngsten machen!"

Das ließ sie sich nicht zweimal sagen. Sie wurde abermals, aber vor Freude roth, und machte sich nun augenblicklich auf den Weg. Und gewiß, das wenige Geld, das ich der armen Familie gab, war dieser nicht nöthiger, als mir die gute Lehre, wie man Niemand zwingen solle, eine Wohlthat anzunehmen, dem man einen ehrlichen Verdienst zuwenden kann.

Fünftes Kapitel.

Ich hatte mir die größten Vorstellungen von Prag gemacht und erwartete, je weiter wir uns von Franzensbad entfernten, immer lebhafter unsere Ankunft.

Aber wir fuhren und fuhren, wir sahen Burgen, Klöster, Schlösser, Fabriken, Städte in dem schönen Böhmerlande, nur Prag wollte nicht kommen, und mit der Ungeduld eines Kindes fragte ich den Kondukteur fortwährend: „was ist dies? was jenes?" Umsonst! es war immer noch nicht Prag.

Endlich fuhren wir wieder bergan! „Was ist das für ein Berg?" rief ich. — „Der weiße Berg!" antwortete er mir.

Da waren wir am Ziele!

Hier hatten die Hussiten gelagert, hier war die Schlacht geschlagen! Jeder Schritt vorwärts rollte mit der Erinnerung an eine Thatsache ein Stück

Vergangenheit vor mir auf. Und es ist nicht allein die allgemeine historische Vergangenheit, welche uns bei dem ersten Anblick einer solchen Stadt hell leuchtend entgegentritt; auch die eigene Vergangenheit wird uns von ihrem Wiederschein lebendig und verklärt.

Wie oft hatte ich an Prag gedacht, wenn mich als Kind die mährchenhafte Königin Libussa beschäftigte; wie kalt war es gewesen, als ich in den Nächten, heimlich in meiner Hinterstube, die Van der Veldeschen Romane las, und die stolze Amazone mit ihren Mägden, deren böhmische Namen einen großen Wohlklang für mich hatten, meine Phantasie erregten! — Ich sah die Schulstube wieder vor mir, in welcher ich von den Hussitenkriegen hatte sprechen hören, ich erinnerte mich deutlich des Tages und der Stunde, in welcher Herr Neumann uns erzählt, wie man Slavata und Martinitz zum Fenster hinaus gestürzt hatte, und eines andern Tages, an welchem der Sieg der Preußen bei Prag mein junges Herz mit Stolz geschwellt. Nun war ich an der Stätte, an der meine Gedanken so oft geweilt hatten, nun sollte ich sie sehen!

Das Leben auf der Straße nahm zu. Kärner

kehrten vom Markte heim, einzelne Städter gingen an uns vorüber, Equipagen flogen mit geputzten Damen dahin. Wir befanden uns ganz offenbar in der Nähe einer großen Stadt, voll alltäglichen modernen Lebens, aber das war es nicht, was meine Theilnahme erregte, nicht was ich suchte. Da fesselte plötzlich ein großes Gebäude meine Aufmerksamkeit, und ein Mann, der neben mir saß, sagte gleichmüthig: „Das ist das Czerniner Haus auf dem Hradschin!“

Der Hradschin! — dies eine Wort, und Wallenstein und Schiller stiegen wieder vor meinem Blicke auf.

Es war ein Morgen voll lebendiger Eindrücke, und die wenigen Tage, welche wir in Prag verweilten, thaten es mir dar, was eine Stadt in ihrem Alter und in einer bedeutenden Vergangenheit vor den neu entstandenen Städten voraus hat. Das Langbegründete, das Festbestehende, ich möchte sagen das Ursprüngliche, das allem Wechsel und Wandel der Zeiten Trotz geboten, und selbst durch den Wandel der Dinge nur gewonnen hat, übt eine zugleich anregende und beruhigende Wirkung auf uns aus. Wir sehen die Vergänglichkeit des Men-

schen weniger trübe an, wenn wir bestehend finden, was er geleistet, wenn wir sein Andenken an das von ihm Geschaffene geknüpft und mit demselben, weit über seine eigene Dauer hinaus, fortgetragen finden; und wir gelangen auf diese Weise dahin, selbst den einzelnen, in der Menge verlorenen Arbeiter, als einen Mitbegründer und Mitschöpfer an dem erhabenen Werke zu betrachten, das wir als die Weltgeschichte bezeichnen.

Wir besahen Kirchen, Klöster, Schlösser, es war mir noch Alles neu, aber den bedeutendsten Eindruck machte mir die Stadt als solche. Es liegt etwas Aristokratisches, etwas Mächtiges in ihr. Die großen, festen Häuser der alten Familien, die sich den Bau Etwas haben kosten lassen, weil sie des Glaubens bauten, den Besitz auf weite Zeit hinaus ihrem Geschlechte erhalten zu sehen, nahmen sich gebieterisch aus, und ließen die neue Zeit so ruhig an sich vorüber gleiten. Daneben reichte der wunderbare alte Judenkirchhof in eine graue Vorzeit zurück; ganze Reihen geheimnißvoller Mythen und Legenden schienen aus den bemoosten Steinen der eingesunkenen Gräber hervorzusteigen, und wie ein Quell aus tiefer Bergesnacht brach aus den dunkeln Hallen der uralten

unterirdischen Synagoge für mich die erhabene Poesie hervor, welche sich an die Geschichte des Volkes knüpft, in dem ich geboren worden. Wenn das Judenthum den Kultus der Heiligen und Märtyrer hätte, den der Katholizismus in sich aufgerichtet, welche unabsehbare Reihe von Martyrien würde er aufzuzählen haben bis auf unsere Tage hinab?

Wir verließen Prag am dritten Nachmittage nach unserer Ankunft, und ich nahm eigenes Gefährt, um in Melnick an der Elbe zu übernachten, von wo wir am Morgen mit dem Dampfschiff nach Dresden fahren wollten. Diese Tour durch das Land erquickte mich über alle Maßen, und meine Freude an meiner Selbstständigkeit und Freiheit war bei dieser ersten Reise, welche ich auf eigene Kosten und nach eigener Neigung und Bestimmung machte, so groß, meine Heiterkeit dadurch so dauernd, daß wir Beide, ich und meine Schwester, uns dieser Reisetage als einer Zeit des reinsten Glückes noch heute zu erinnern lieben. Ich weiß nicht, ob in allen Menschen und namentlich in andern Frauen das Bedürfniß nach Unabhängigkeit und nach persönlicher Freiheit ein so unabweisliches ist, als in mir; ich

weiß aber, daß für mich kein belebender Gedanke, keine Arbeit, kein Schaffen, kein Gehorchen, keine Unterordnung, ja kein Lieben möglich ist, wo ich mich nicht frei und selbstständig empfinde; und was wollen Gehorsam und Hingebung und Liebe auch bedeuten, wenn sie nicht in jedem Augenblicke und in jedem besondern Falle ein Zeichen freier Neigung sind?

Nie im Leben war mir vorher die Natur so schön, die Luft so erquickend, der Sonnenuntergang so glorreich erschienen, als an dem Abende, dessen ich eben gedachte. Die Zweige der Weidenbäume neigten sich, als wir am Ufer der Elbe entlang fuhren, ganz anders als je zuvor, in das Wasser, die Vögel zogen freudiger durch die Luft. Sie kamen mir in ihrem sichern Schweben, in der raschen Entscheidung ihres Willens, in ihrem lebendig bewegten Auf und Nieder, Hin und Wieder, als die Sinnbilder der Freiheit, als die glücklichsten unter allen Geschöpfen vor. Niederschießen aus der blauen Höhe, sich hinab senken auf das Wasser, die Flügel netzen in raschem Fluge, emporrauschen bis zu den rothglühenden goldgesäumten Wolken, unter dem Wald von Bäumen, unter den Millionen von Zweigen

den Zweig auswählen für die Rast, das wäre mir beneidenswerth erschienen, hätte ich mich nicht selbst so glücklich gefühlt.

Jahre der Krankheit, des Leidens, des Kummers und des Grames, Jahre geistiger und materieller Gebundenheit lagen hinter mir, und in dem schönen Uebermuth der Jugend — denn man ist immer jung, wenn man voll Hoffnung ein neues Leben beginnt — nahm ich mir vor, sie gänzlich zu vergessen. Ich hatte noch nicht die Kraft gewonnen, mein ganzes Eigenthum, und die Erinnerung an redlich durchkämpfte Leidensjahre gehört zu den kostbarsten Besitzthümern des Menschen, mit mir herumzutragen und in mir zu verwehrten. Tausend neue Vorstellungen, tausend frische, kräftige Gedanken waren in mir rege, ich war in der That stolz auf das Wohlbefinden, das mir durch alle Adern strömte, und bei all dem Guten, das ich genoß, bei all dem Entzücken, das ich empfand, sagte ich mir innerlich immerfort und zuversichtlich: das ist Alles nur der Anfang! das wird Alles noch viel besser kommen! Und ich wünschte mir meinen Vater, und die Geschwister und alle meine Lieben herbei, um ihnen zu sagen, welche Freude ich am Leben fände, wie

wohl es mir auf Erden sei. Ich hätte es so gern geglaubt, daß unsere Mutter aus der Höhe sehen könne, wie wir dahin fuhren, ihre Else und ich, und wie wir es so gut hatten, neben einander, besser als sie selbst es je gehabt!

Am Morgen auf dem Dampfschiff war es erst recht ein fröhliches Sein!

Das Schiff war bunt beflaggt, Kränze und Guirlanden ließen sich sehen; unter den Russen, Engländern und Franzosen, die hier durcheinander wälschten, machten sich Gruppen von Männern bemerkbar, die nicht zu Jenen gehörten. Einer und der Andre hatte einen grünen frischen Zweig am Hute, Einen und den Andern erkannte ich.

Es waren Architekten. Sie kamen von der Versammlung, welche eben in Prag abgehalten worden war. Der geistreiche Baumeister Hitzig, damals noch sehr jung, und mit seinem feinen Kopfe das Idealbild der Düsseldorfer Malerschule, sein Schwager Franz Kugler, Professor Strack und Oberbaurath Stieler aus Berlin, der alte Professor Heidloff aus Nürnberg, und eine Reihe anderer ausgezeichneter Künstler waren auf dem Schiff beisammen und wurden uns von Hitzig, den ich näher kannte, vor-

gestellt. Alt und Jung zeichnete einander, Portraits und Carikaturen wechselten mit einander ab, man machte Verse, erzählte die Erlebnisse in Prag. Der Eine sang ein Volkslied, das sich aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges noch erhalten hatte, und das in der Uebersetzung also lautete:

Schlimm! Mütterchen, schlimm!
Die Brandenburger sind hier.
Sie tragen große Mützen,
Stehlen unsere Hühner;
Schlimm! Mütterchen, schlimm!

Der Andere gab ein altes Hussitenlied zum Besten, während das Schiff pfeilschnell durch das schöne Böhmerland dahinflog, und die alten Hussiten-Thürme mit ihren kelchförmigen Kuppeln noch keck gegen die Zerstörung protestirend, zu uns herniederschauten.

Fröhliche Scherze und heitre Lieder gingen von Mund zu Mund, wie Raketen flogen die tollsten Einfälle empor, und ich fand mich zum erstenmale in einem Kreis von Künstlern, die mich als ihren Genossen betrachteten. Ich war, ich galt den Männern Etwas, ich begegnete einem Wohlwollen und günstigen Voraussetzungen, ohne daß ich den Einzelnen Etwas geleistet hatte. Die Erfahrung war mir

immer wieder neu, immer eine Wohlthat. Die letzten wunden Stellen meiner Seele vernarbten vor dieser Gewißheit.

Gegen den Abend hin, als wir auf dem Deck umherwanderten, zeigte mir einer der Architekten einen schönen jungen Mann. Er trug einen schwarzen Sammetrock, saß unweit vom Steuerrade und sah mit heiterm Blick in die Ferne hinaus. Sein Auge war prächtig, sein reiches Haar von hellem Braun, und das ganze jugendlich edle Gesicht voll glücklicher Sorglosigkeit. „Das ist ein junger österreichischer Dichter," sagte mir mein Gefährte. „Wie heißt er?" fragte ich. „Moritz Hartmann!" gab man mir zur Antwort.

Ich hatte den Namen noch nie gehört, und ich konnte nicht ahnen, daß ich diesen Namen einst so lieb gewinnen würde, nicht ahnen, daß ich in dem fremden jungen Manne einen meiner künftigen Freunde und einen guten treuen Genossen für manche spätere Lebensstunde vor mir hätte.

Einige der Berliner Architekten schlossen sich uns für den nächsten Tag in Dresden an. Ich hatte den Vortheil, in ihrer Begleitung die Dresdner Gallerien zu sehen, und nach einer Abwesenheit von

einigen Monaten kehrte ich, froh, gesund und mit einer Fülle schöner Erinnerungen bereichert, nach Berlin zurück, um so bald als möglich zu meinem Vater und an meine Arbeit zu gehen.

Indeß eine Menge von nothwendigen Geschäften und von überflüssigen Besorgungen, die mir von Hause aufgegeben wurden, nöthigten mich in Berlin zu verweilen, und als ich nun dort wieder festen Fuß gefaßt hatte, wollten meine Freunde und meine in Berlin lebenden Geschwister von einer längeren Rückkehr in das Vaterhaus für mich Nichts wissen. Ich sollte auf vierzehn Tage, auf drei Wochen nach Hause gehen, ich sollte vorläufig noch in Berlin bleiben, wo für die Absichten meines jüngern Bruders mancherlei zu thun war, und als schließlich sich gar kein anderer Grund für einen verlängerten Aufenthalt in Berlin auffinden ließ, überredeten sie mich, um mich von Tag zu Tag fest zu halten, verschiedene Excerpten und Notizen aus medizinischen Journalen zu machen, welche Moritz zu haben wünschte. Dieser hatte nämlich den Plan gefaßt, bei der nächsten Choleraepidemie, und die Cholera kehrte damals noch häufiger wieder als es glücklicher Weise jetzt der Fall ist, der Krankheit wo möglich

von ihrem Ausgangspunkte im Osten bis an das Atlantische Meer zu folgen, um den Wechsel und die verschiedenen Formen und Stärkengrade zu beobachten, unter denen sie auf ihrem Wege auftrat, und er hatte sich, als er Brest verließ, und nach Tiflis reiste, an die preußische und russische Regierung gewendet, ihnen sein Vorhaben auseinandergesetzt, und auf die Empfehlung einiger seiner frühern Universitätslehrer gestützt, ihren Beistand für die Ausführung seines Planes nachgesucht.

Das gab nun dem ältesten Bruder Schreibereien aller Art an Behörden und Personen, die ich kopirte, aber diese Besorgungen und Leistungen nahmen nur einen kleinen Theil meiner Tage in Anspruch, und ich hatte daher volle Muße, die mir befreundeten Personen wieder zu begrüßen.

Sie rühmten Alle mein gutes Aussehen, Alle fanden sie mich erfrischt an Leib und Geist. „Was hast Du mit Dir angefangen?“ fragte mich Frau Bloch, „Du siehst aus, als hättest Du zehn Jahre von Dir abgeschüttelt.“ — „Ich habe Nichts von mir geworfen, aber ich habe Etwas gefunden,“ entgegnete ich.“ — „Und was ist das?“ — „Ich habe gefunden, daß ich alle Bedingungen zur Zufrieden-

heit beſitze, und daß es ganz in meiner Macht liegt, mich ſehr glücklich zu fühlen!“ antwortete ich ihr heiter. Sie ſah mich mit dem Lorgnon an, das ſie ſelbſt im Zimmer zu brauchen pflegte, wenn ſie Etwas genau beobachten wollte, und ſagte mit großer Herzlichkeit: „Vergiß das doch nicht, wenn es Dir einmal wieder nicht nach Wunſch gehen ſollte!“

Ich habe an dieſe Worte in ſpätern Jahren oftmals zu denken Gelegenheit gehabt, und man könnte ſie faſt einem Jeden zurufen, denn Jeder hat in ſeinem Leben wohl einmal die Empfindung voller Zufriedenheit gehegt, und in derſelben die Vorzüge gerecht gewürdigt, welche er als einen unverlierbaren Beſitz in ſich zu bezeichnen hat: mag derſelbe in Anlagen des Geiſtes oder des Gemüths oder in irgend einem andern ihm innewohnenden Guten beſtehen. Und wenn der italieniſche Dichter mit ſeinem Ausſpruch recht hat, daß die Erinnerung an glückliche Tage im Leiden eine Steigerung des Schmerzes iſt, ſo iſt dieſe Rückerinnerung doch wieder auch der einzige vorhaltige Troſt, und das Götheſche „ich beſaß es doch einmal“ iſt nicht weniger wahr und ohne alle Frage aus einer milderen Seele und

aus tieferer Weisheit hervorgegangen, als das Wort des Italieners.

Ich fand meine sämmtlichen Bekannten, und namentlich die ältern Personen beinahe alle in Berlin beisammen, denn man betrachtete es vor fünfzehn Jahren durchaus noch nicht als eine Nothwendigkeit, alljährig den Ort zu wechseln und Berlin zu verlassen, um eine Weile in frischer Luft zu athmen und unter veränderten Verhältnissen zu leben. Allerdings war das Herauskommen aus der Stadt in das Freie damals auch leichter als jetzt, wo die neuen Stadttheile sich weit über das Gebiet hinaus erstrecken, das vor fünfzehn Jahren noch von Gärten und Kornfeldern eingenommen wurde. Man hatte daher damals in Berlin zur Sommerzeit noch nicht jenes Gefühl der Vereinsamung, des Uebriggebliebenseins, wie Kinder es hegen, wenn sie zu einer Spazierpartie nicht mitgenommen worden sind, und man konnte auch im Sommer Besuche machen gehen, ohne überall verhängte Fenster, eingepackte Möbel, und verschlossene Thüren zu finden.

Eine der ersten von meinen Bekannten, bei der ich vorsprach, war Frau Caroline von Woltmann, weil ich ihr Grüße von gemeinsamen Bekannten

auszurichten hatte. Ich traf sie wie fast immer an ihrem Schreibtisch. Sie wohnte in der Dorotheenstraße, in dem hohen Parterre des Hauses, hinter welchem sich die große Seeger'sche Reitbahn befindet, und das eben deßhalb etwas sehr Unruhiges und Unwirthliches hat. Unwirthlich erschienen mir immer auch die beiden Stuben, in welchen Frau von Woltmann sich aufhielt. Sie war eine Dame von mehr als sechszig Jahren, und Gestalt und Gesicht zeigten, daß ihr Aeußeres angenehm gewesen sein mußte. Auch nannten ihre Zeitgenossen sie als eine eben so hübsche als geistreiche Frau, nur über ihr Wesen hörte man die entgegengesetztesten Urtheile aussprechen. Einer ihrer Jugendbekannten schilderte sie als eine unruhige, stets nach neuen Eindrücken begierige Frau, und liebte es zu erzählen, wie Frau Caroline sich in Abwesenheit ihres ersten Mannes, des Kriegsraths Carl Müchler, aus dessen im Thiergarten belegener Wohnung entfernt habe, um damit ihre Scheidung einzuleiten, und ihre Verbindung mit Herrn von Woltmann vorzubereiten. Andere rühmten dagegen mit höchster Wärme die Treue, welche sie ihren Freunden bewährte, und die große, aufopfernde und nicht zu ermüdende Hingebung, die sie ihrem

zweiten Gatten in den schwierigsten Lebenslagen, bis an seinen Tod bewiesen hätte.

Ich war ihr in einem befreundeten Hause vorgestellt worden, und ihre erste Anrede hatte für mich etwas Auffallendes und Ueberraschendes gehabt. „Ich beneide Sie recht darum," hatte sie nach den Worten der ersten Begrüßung zu mir gesagt, „daß Sie eine Jüdin, und daß Sie also gleich mit gesunder Vernunft auf die Welt gekommen sind. Wir Andern brauchen fünfzehn Jahre, um den Wust in unsere Köpfe zu bringen, den man Glauben nennt, und fünfzehn andere Jahre, um ihn, wenn wir Glück haben, gründlich aus uns herauszubringen. Das ist ein ungeheurer Zeitverlust, der sich gar nicht wieder ersetzen läßt!"

Die Aeußerung, so richtig sie mir erschien, war doch so ungewöhnlich, und dabei für eine Frau in vorgerückten Jahren, die ich nothwendig in ganz entgegengesetzten Traditionen aufgewachsen glauben mußte, denn sie gehörte durch ihre Geburt einer sehr angesehenen Beamtenfamilie an, so stark ausgedrückt, daß sie mir gesucht und gewaltsam dünkte. Dazu kam, daß ich ein gewisses Mißtrauen gegen die Personen hegte und noch hege, die es für nöthig

halten, sich gleich bei den ersten Berührungen mit Fremden als geistreich oder als irgend etwas Besonderes kund zu geben. Es ist das eben so unheimlich für mich', wie das Beschwören einer Thatsache, deren Wahrheit zu bezweifeln man nicht geneigt gewesen ist; und wie man bei einem schwörenden Menschen unwillkürlich daran denkt, daß er wohl zuweilen lügen müsse, weil er es nöthig finde, die Wahrheit so besonders zu erhärten, so hatte ich Frau von Woltmann gegenüber die Empfindung, daß sie entweder erst neuerdings von ihren Vorurtheilen gegen die Juden zurückgekommen sei, oder daß sie sich eben erst von den Dogmen losgesagt haben möchte, welche sie so rückhaltlos gegen eine Fremde preisgab.

Man sagte mir jedoch, als ich diese Ansicht aussprach, daß ich mich in beiden Voraussetzungen getäuscht hätte, und ich lernte das später selbst einsehen. Indeß der erste Eindruck ließ sich nicht ganz verwischen, und so oft ich Frau von Woltmann wieder sah, fielen mir eine gewisse Herbigkeit, eine gewisse Gewaltsamkeit in ihrem Wesen auf. Sie kam mir nie recht wie eine Frau vor, obschon sie weder in ihrem Aeußern noch in ihrer Stimme etwas

Männliches hatte; und damit ich es mit dem Ausdruck nenne, mit welchem ich es für mich selber bezeichnete, sie machte auf mich stets den Eindruck eines in seinen Studien und Gedanken aufgegangenen Sonderlings.

Als ich sie kennen lernte, hatte ich von ihren Schriften Nichts gelesen. Die zwei Bände von ihren Novellen, welche sie mir dann borgte, zogen mich nicht wesentlich an, obschon sie vortrefflich geschrieben waren, und sie selber legte in jener Zeit durchaus keinen Werth auf diesen Theil ihrer Arbeiten. Sie war auf philosophische Betrachtungen und Studien gerathen, sprach mit mir, wenn ich sie allein traf, nur von philosophischen Doktrinen und Spekulationen und war in der Regel, sicherlich in bester Absicht, bemüht, mir den gleichen Weg für meine Thätigkeit vorzuschlagen.

Sie lebte, so viel ich weiß, von einem geringen Einkommen und hatte, was mir für eine Frau von mehr als sechszig Jahren sehr beklagenswerth erschien, keine Bedienung. Was sie bedurfte besorgte eine Aufwärterin, und da man sie von Seiten ihrer Verwandten nicht gern allein wissen wollte, so hatte sie, „weil ein Frauenzimmer ihr nur eine Last und

eine Langweile ſein würde", einem armen jungen Studenten ein kleines Stübchen bei ſich eingeräumt. Unglücklicher Weiſe hieß derſelbe Strumpf; und da Frau von Woltmann viel und ſehr lebhaft ſprach, ſo war es bisweilen von höchſt komiſcher Wirkung, wenn in ihren Reden ſich die Worte: „mein Strumpf ſagt" mehrfach hinter einander wiederholten. Ich war damals noch ſehr zum Lachen geneigt, und hatte bei ihren philoſophiſchen Auseinanderſetzungen immer mit meiner Lachluſt zu kämpfen, wenn der unglückliche Name als Autorität angeführt wurde.

Das Gepräge gelehrter Sorgloſigkeit, deſſen ich vorhin in Bezug auf Frau von Woltmann erwähnte, war auch ihrem Zimmer aufgedrückt. Es ſah nicht unſauber, nicht unordentlich in demſelben aus, obſchon es verwohnt und nur mit dem Nothdürftigen meublirt war, aber es war darin keine Spur von jenem Bedürfniß nach Schönheit und Zierlichkeit zu erkennen, welches dem ärmlichſten Raume ein freundliches Anſehen zu geben vermag. Ein Blatt weißes Papier, auf dem ein Blumentopf ſteht, eine weiße Serviette auf einem alten Tiſche reichen oft vollkommen aus, ein Zimmer freundlich und anmuthig zu machen, und es iſt ſelten, daß Frauen

dieſes Sinnes für das Zierliche völlig entbehren. Es lag etwas durchaus Freudloſes über der Wohnung und über der Frau, während ſie doch ſehr heiter und lebhaft plaudern konnte, aber auch in dieſen Plaudereien kam leicht ein herber Ton zum Vorſchein.

Sie hatte viel erlebt, viel Menſchen gekannt, und ſie erzählte ſehr gut; ja ſie verſtand im Geſpräche das Charakteriſiren meiſterhaft. Es begegnete ihr jedoch häufig, daß ſie von den Perſonen, deren Bild ſie mit großer Vorliebe entworfen, und das ſie mit bedeutenden Vorzügen ausgeſtattet hatte, plötzlich eine Menge Fehler herzuzählen, und ſie in einer Weiſe darzuſtellen begann, welche nicht nur mit der allgemeinen Anſicht über die betreffenden Charaktere, ſondern ſelbſt mit ihren eigenen Ausſagen über dieſelben im Widerſpruch ſtanden. Das geſchah namentlich faſt bei allen den Perſonen, welche in näherm oder fernerm Zuſammenhange mit Rahel geweſen waren, und wenn Frau von Woltmann bemerkte, daß dieſe Mittheilungen mir nicht angenehm waren, daß ſie mich überraſchten und mir nahe gingen, ſo ſagte ſie mit einem eigenthümlichen trocknen Lachen: „Ja das iſt einmal nicht anders!

Die Menschen waren damals keine Engel und werden auch künftig keine werden!"

Ich glaube es muß nicht leicht gewesen sein, mit ihr zu leben. Sie fühlte sich von ihren Zeitgenossen offenbar nicht genug anerkannt, und besaß trotz ihrer philosophischen Studien nicht Philosophie genug, sich darüber zu beruhigen und zu trösten. So hatte sie sich denn auch sowohl unter den Philosophen, wie unter den Dichtern und Politikern einen ganz besondern Kreis für ihre Verehrung ausgewählt, und wie Thomas Carlyle sich einen Heldencultus aufgerichtet, so hielt sich Frau von Woltmann an den Cultus der verkannten Genie's, der bei ihr indeß die schöne und edle Folge hatte, daß sie bei beschränkten persönlichen Verhältnissen stets bereit und eifrig war, denjenigen beizustehen und zu dienen, welche die große Menge nach ihrer Meinung nicht zu würdigen, und denen die Zeit nicht gerecht zu werden verstand. Sie war entschieden eine Frau von Geist und Herz und sehr unterhaltend, indeß die Grazien waren bei ihr ausgeblieben, und es wollte mich bedünken, als ließe sich nicht recht an ihrem Herzen ruhen!

Sie arbeitete in jenem Sommer noch viel, be-

sorgte auch später noch die Herausgabe des Tagebuches, welches der junge Prinz Waldemar von Preußen auf einer Reise in den Orient und nach Indien geführt hatte, aber sie wurde im Laufe der nächsten Jahre von wiederholten Schlaganfällen heimgesucht, ihre Lebhaftigkeit und Klarheit ließen nach, und sie starb dann im Herbste von achtzehnhundert siebenundvierzig nach recht schwerem Leiden.

Da ich eben jetzt mich der Unterredungen erinnerte, in denen Frau von Woltmann mir die philosophische Spekulation als die einzige Arbeit anempfahl, welche ihren Lohn in sich trage, fällt es mir wieder einmal ein, wie viel Noth man hat, sich beim Beginne einer Laufbahn nicht von sich selber und von seinem Ziele abwendig machen zu lassen, und ich denke dabei namentlich an die Mühe, welche einzelne Personen sich in jener Zeit gegeben haben, mich von meinem sogenannten Unglauben zurückzubringen und zum Glauben an die Dogmen des Christenthumes zu bekehren.

Sonderbar genug, waren es so Männer als Frauen, selbst Bekehrte, das heißt vom Judenthum zum Christenthume übergetretene Personen, die sich dieser Aufgabe unterzogen.

Während Frau von Woltmann mich so unumwunden glücklich gepriesen, daß ich den schweren Weg vom Glauben zum Zweifel und zur Prüfung niemals durchzumachen gehabt, beklagten diese Wohlmeinenden es, daß mein Talent, ich brauche ihre Worte, im Dienste der Unwahrheit verwendet werden sollte. Da ich in meinem zweiten Roman unter Anderm auch das geistige Verhältniß einer jungen Jüdin zum Christenthum behandelt hatte, so lag der Gedanke nahe, daß ich in diesem Theile meiner Darstellung ein selbst und innerlich Erlebtes geschildert. Ich hatte der Sache auch nicht Hehl, und verbarg es nicht, daß mir die Bekehrung eines Juden, zum Glauben an die christlichen Dogmen, eben so räthselhaft dünke, als meine Unfähigkeit an die Dogmen zu glauben, meinen Bekehrern nur immer erscheinen könne. Und da sie oftmals sehr in mich drangen, erklärte ich ihnen unumwunden, daß ich es für einen im Judenthum gebornen und unter Juden erwachsenen Menschen, wenn er einen klaren Verstand habe, für eine Unmöglichkeit halte, sich einem Wunderglauben irgend einer Art zu überlassen; und mir daher den gläubig gewordenen Juden gegenüber auch nur der Ausweg bleibe, sie in

einer Selbsttäuschung befangen zu wähnen, wenn ich nicht Schlimmeres von ihnen denken solle.

Meine beiden eifrigsten Bekehrer waren ein paar greise Männer, deren Stellung im Leben und im Staatsdienst eine sehr bedeutende, deren Charaktere durchaus achtungswerthe waren, und die mit mir weit mehr Nachsicht hatten, als ich Geduld besaß. Wenn ich sie aber eines geflissentlich genährten Selbstbetruges schuldig glaubte, machten sie mir dafür einen geistigen Hochmuth zum Vorwurf, der nach ihrer Meinung in ruhiger Selbstgefälligkeit die Mühe der Betrachtung, und die Demüthigung einer einzugestehenden Umkehr von sich wies; und wie oft und zuversichtlich ich sie auch des Gegentheils versichern mochte, wir rückten einander deßhalb um keine Linie näher.

„Wie ist es möglich, nicht zu glauben?" fragten sie mich; „wie ist es möglich, daß Sie glauben?" fragte ich. „Wo finden Sie Trost, wo eine Stütze, wo eine Zuflucht in den Stunden des Leidens, der Noth und der Versuchung?" riefen sie mir zu; und ich hatte ihnen darauf Nichts zu entgegnen, als: „ich trage, was das Leben mir zu tragen giebt, ich beruhige mich mit dem Hinblick auf die Bedingungen

des menschlichen Daseins und mit dem Hinblick auf das Unabänderliche; und wenn ich mich versucht fühlen sollte, ein Unrechtes zu thun, so würde ich allerdings keinen andern Rückhalt haben, außer dem Rechtsgefühl in meinem Innern, und der durch Erfahrung gewonnenen Ueberzeugung, daß jedes Unrecht den Keim seiner Bestrafung in sich trägt."

Damit wollte man sich indessen nicht beruhigen. Man meinte, ich habe nur fremde Ansichten in mich aufgenommen, meine Ueberzeugungen gehörten nicht mir an, ich sei zu jung für solche Selbstständigkeit. Aber man vergaß, daß ich dreiunddreißig Jahr alt, und von frühster Jugend auf an ernstes Nachdenken gewöhnt war. Man glaubte mich sehr gefährdet und meinte es sicherlich wohl mit mir.

Nun ist es guten Menschen, und [illegible] Menschen waren jene beiden Männer, natürlicher Weise ein Gegenstand des Bedauerns, Andern nicht zugänglich machen zu können, was sie selber beglückt. Nichts desto weniger hat es aber etwas Quälendes, sich immer wieder zum Suchen nach Frieden aufgefordert zu sehen, wenn man in sich beruhigt und zufrieden ist. Der Eine der beiden Herren, welche sich mein Seelenheil so sehr am Herzen liegen ließen, ein

Geheimer Justizrath, sagte mir, als ich mich eines Tages in seinem Hause und bei seinen Töchtern befand, er mache an mir eine eigene Erfahrung. In seiner Jugend habe er sich lebhaft für eine Frau interessirt, deren Wesen ihn nicht habe zur Ruhe kommen lassen. Habe er sich fern von ihr befunden, so habe er sie geliebt, sei er in ihrer Nähe gewesen, so habe er nicht begreifen können, wie er sie zu lieben vermocht; mit mir gehe es ihm entgegengesetzt. Mein Denken, meine Art das Leben zu erfassen, seien ihm durchaus fremd, ja antipathisch, wenn er sie sich vorstelle; sähe er mich vor sich, so komme ihm mein Wesen und Denken einfach und liebevoll vor, er habe mich dann selbst lieb, habe Zutrauen zu mir, und beruhige sich damit, daß auch für mich die Stunde kommen werde, in welcher ich mir nicht mehr genug sein, und in welcher ich mich zu dem Erlöser wenden würde, der den Menschen auf den wunderbarsten Pfaden zu finden wisse.

Das war von dem Greise so ehrlich und so gut gemeint, daß ich hätte herzlos sein müssen, um es nicht anzuerkennen, und gelassen alle seine Ermahnungen hinzunehmen. Ein Anderer aber, ein alter Kriminaldirektor, der eine eifrige Natur war, und

sich eine Zeitlang gewöhnt hatte, mich Sonntags, wenn er aus der Kirche kam, in meiner Wohnung aufzusuchen, wünschte mir eines Tages, eben weil er eine aufrichtige Freundschaft für mich hege, daß mir das Leben seine Nachtseiten zeigen, daß schwere Schicksalsschläge mich treffen und beugen, und daß ich durch die bittre Schule des Leidens zum Lichte geführt werden möge.

Ich war wirklich empört über diesen frommen Wunsch, ja er widerte mich an. Nicht als hätte ich dem Eiferer etwa die Kraft zugetraut, welche die Italiener dem Jettatore, dem mit bösem Blick Behafteten eigen glauben, die Kraft ihren Mitmenschen erfolgreich Böses anzuwünschen, aber der grausame und duldungslose Fanatismus entsetzte und beleidigte mich, und ich fühlte mich versucht, Wunsch gegen Wunsch zu stellen, als der Hinblick auf des Mannes Jahre mir Schweigen und Ruhe auferlegte.

Die nächste Folge dieser oft wiederkehrenden Gespräche war jedoch, daß ich mich vielfach in meinem Innern mit den großen ethischen Gedanken, wie mit den Dogmen des Christenthums beschäftigte, und mir es klar zu machen versuchte, wie es jenen Männern möglich geworden sei, in reifen Jahren einen

Mythus in sich als Sache der Ueberzeugung aufzunehmen, nachdem sie sich durch ihre wissenschaftlichen Studien und Arbeiten an ein strenges Prüfen und Analysiren gewöhnt hatten; und warum es mir, welche weder die allgemeine Bildung und die philosophischen Kenntnisse, noch die durch juristische Uebung des Verstandes geschulte Unterscheidungskraft der beiden Greise besaß, unmöglich fiel, an Etwas zu glauben, was ich nicht verstehen konnte. Ich erwog es oftmals hin und her, und kam damals zu keinem Schlusse, kam zu keinem Vertrauen in die Ueberzeugungstiefe der Bekehrten, wie sie zu keinem festen Zutrauen in den Ernst meines Nachdenkens gelangen konnten, weil sie und ich einen Faktor in unserer Betrachtung mitzuzählen unterließen — die Epoche, in der sie sich bekehrt hatten, und die Zeit, in welcher sie von mir die Wandlung meiner Ueberzeugungen verlangten.

Alle jene Personen, die Männer wie die Frauen, waren zu Ende des vorigen oder zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts, also in einer Zeit zum Christenthume übergetreten, in welcher, wenn man so sagen darf, das Gemüthsleben in der Welt die Herrschaft geführt, in welcher man in vielen Kreisen

das Empfinden über das Denken gestellt, und müde der überreizten Sinnlichkeit, müde des leichtfertigen Spottes über das Ernste und Hohe, wie er von Frankreich als Mode durch die Welt gegangen war, sich nach einer Zuflucht vor sich selber, nach einem Haltpunkt gesehnt hatte, vor dem man Ruhe und Besinnung, und hauptsächlich sich selber wieder finden konnte.

Die Unerbittlichkeit der französischen Revolution machte ihrer Zeit einen ähnlichen Abschnitt in der Schrankenlosigkeit des Lebens, wie er in der römischen Cäsarenzeit durch das Christenthum gemacht worden. Nur daß der Einschnitt jetzt plötzlicher und gewaltsamer sichtbar wurde, und daß die Ideen von der Gleichheit der Menschen, welche das Christenthum als eine Lehre der Liebe in die Welt gebracht, bei der erneuerten Rückkehr zu dieser Lehre, aus dem Jenseits in das Diesseits übertragen wurden. Man verwandelte die Doktrin von der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen vor Gott, in den Grundsatz der Gleichheit vor dem Recht und vor dem Gesetz; und versuchte es in der ersten gewaltsamen Aufregung, eine Idee der Liebe mit dem Beil der Guillotine zur Ausführung zu bringen.

Schaudernd vor dem Wahnsinn dieses blutigen Beweismittels, wendeten die weichen Herzen, welche die gewaltsamsten Schicksalswechsel und die Wandelbarkeit des irdischen Glückes vor Augen sahen, sich damals von der auf die Erde verpflanzten Gleichheitstheorie ab, um sie dort aufzusuchen, wo sie im Geiste gepredigt ward; erschreckt durch den jähen Umsturz der Zustände, dessen Zeugen sie gewesen waren, suchten sie ein Unantastbares, ein Ewiges. Ganz dieselben Beweggründe, welche zur Zeit der Cäsaren die Herzen der Menschen nothwendig zu einer Lehre der Jenseitigkeit und der hoffenden und hingebenden Liebe geführt hatten, bewirkten nach dem blutigen Ausgang der französischen Revolution, die Bekehrung vieler Juden zum Christenthume, den Uebertritt zahlreicher Protestanten in die katholische Kirche, und die Möglichkeit an Wunder zu glauben. Weil man sich gedrungen fühlte, auf erlösende Wunder zu hoffen, stürzten die phantasievollen Naturen sich in den Mystizismus, und die lyrisch gestimmten Seelen wurden geneigt, in den Verhältnissen, welche der Bildung und Cultur am Fernsten standen, die Ungetheiltheit der Empfindung, die Lebenskraft und Tüchtigkeit zu suchen, die

man in sich selber nur zu schmerzlich entbehrte. Die Vorliebe für ein romantisch erfundenes Volksleben, die Romantik und die Hinneigung für das Volksthümliche in der Vergangenheit, entstanden aus Abneigung gegen das Volk, das man vor Augen hatte. Es waren so grausenhafte Dinge unter der Herrschaft der Göttin der Vernunft geschehen, daß man sich willig seiner prüfenden Vernunft entäußerte, und der Hochmuth und die Selbstsucht der niedergeworfenen Aristokratie waren so groß, und in ihren Folgen für sie selbst so furchtbar gewesen, daß Demuth und Selbstentäußerung wie Rettungsmittel dagegen erscheinen mußten.

In unserer Zeit ist das anders. Wer vorurtheilsfrei um sich blickt, kann es nicht verkennen, daß der eigentliche Geist des Christenthums seit den Tagen der französischen Revolution tiefer als je zuvor in den Herzen der Menschen Wurzel geschlagen, daß er zu einer Bethätigung, zu einem maaßgebenden Einfluß gelangt ist, wie noch niemals zuvor. Die brüderliche Zusammenhörigkeit der Menschheit ist für jeden Verständigen Sache der unwiderleglichsten Ueberzeugung geworden. Ueberall bethätigt dies die Vorsorge, welche man für die Entwicklung

des Volkes, für sein geistiges und leibliches Gedeihen trägt, überall zeigt sich in den Associationen der verschiedensten Art die Frucht der Liebe, welche den Kern des Christenthumes ausmacht; und es giebt jetzt kaum noch einen Menschen von Verstand und Herz, welcher die Grundlehren des Christenthumes, in diesem Sinne, nicht als den Ausgangspunkt seines Denkens, nicht als die Richtschnur seines Handelns anerkennte. Alles, was in den letzten dreißig Jahren für die Erhebung und Versittlichung der Menschheit geschehen, ist fraglos die Frucht des in Thätigkeit gesetzten Geistes des Christenthums, und sich zu diesem bekennen, heißt jetzt eingesiehen und bekennen, daß man es verdiene ein Mensch zu sein.

Anders ist es mit dem Bekenntniß zu den Dogmen des Christenthums. Alexander von Humboldt sagt in einem Briefe an Varnhagen von Ense: „Alle Religionen setzten sich aus drei völlig verschiedenen Theilen zusammen: aus einer Sittenlehre, die überall dieselbe und sehr rein ist, aus einem geologischen Traum, und aus einer Sage oder einem historischen Roman, welchem Letzteren überall die höchste Wichtigkeit beigelegt wird."

Nun will mich's aber bedünken, als ob für gewisse Zeiten und für Menschen von verschiedenen Anlagen, die Werthschätzung dieser drei Elemente nicht stets die Gleiche bleiben könne; und das zogen die Personen, welche mich für die Geologie und für den Roman des Christenthums, oder wie Arnold Ruge es so unvergleichlich richtig nennt, für die jüdische Literatur und die syrischen Mythen, zu gewinnen strebten, nicht gebührend in Betrachtung. Niemand entzieht sich der Erkenntniß seiner Zeit, wenn er sich nicht absichtlich gegen sie verschließt; denn die Erkenntniß hat das mit den Pflanzen gemein, daß ihr Saame von der Luft getragen, und befruchtend verstreut, hier und dort als neue Erkenntniß aufgeht, bis eine Saat in Aehren steht, von der man nicht sagen kann, wer sie gesät. Sie vergaßen, daß Strauß und Feuerbach gelebt, geschrieben und gewirkt hatten, daß die Entstehungsgeschichte der Erde in allen Handbüchern auf geologische Grundsätze zurückgeführt worden war, daß kein Grund mehr für uns existirte, die Uebung der Vernunft, die Prüfung mit dem Verstande von uns zu weisen, und sie übersahen die Werkthätigkeit der christlichen Liebe, die sich um sie her kund gab, weil sie sich nicht zu der Duld-

samkeit emporschwangen, welche dem Einzelnen zugesteht, sich nach seinem Bedürfniß und nach seiner Möglichkeit mit der Welt, mit dem Leben und mit seinen Pflichten in das Gleiche zu setzen.

Mir ist es stets als ein Unrecht erschienen, einen Menschen von seinem Festhalten an der Historie und an den Dogmen des Christenthumes abwendig zu machen, wenn er Freude und Beruhigung darin zu finden meinte; aber eben so unrecht habe ich es immer gefunden, wenn man Diejenigen des geistigen Selbstgenügens oder gar des Leichtsinnes bezüchtigte, welche nur dasjenige für wahr zu halten vermochten, was vor dem Urtheil ihres Verstandes bestehen konnte, und wenn man eine Zeit und ein Geschlecht verdammte, deren Streben nach Wahrheit und deren werkthätige Menschenliebe sich augenfällig kund geben. Zuletzt aber ist es dem Menschen sicherlich besser, selbstständig zu zweifeln und zu irren, als, ohne Benutzung seiner angeborenen Verstandeskräfte, anzuerkennen und zu glauben, denn das Irren und das Streben erhalten den Geist in Bewegung und Thätigkeit, und Bewegung ist Alles!

Sechstes Kapitel.

Es war mit den Ereigniſſen, welche zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts auf die Geiſter einſtürmten, wie mit dem gefährlichen Clima mancher Gegenden. Die Kraftloſen erlagen dem Einfluß, die Kräftigen, welche ihn überwanden, bewieſen damit zugleich ihre Dauerbarkeit. Dieſelben Eindrücke, welche in den Einen Strenggläubigkeit und Unduldſamkeit erzeugt hatten, erzeugten in den Andern Aufklärung und Toleranz. Neben den bejahrten Perſonen, welche auf uns Jüngere mit mitleidiger Vornehmheit herabſahen, und all unſer Streben leer und eitel nannten, lebten noch die letzten Zeugen der großen Vergangenheit in ungeſchwächter Kraft, und wir fanden bei ihnen, was kein Strebender entbehren kann, Theilnahme, Ermunterung und Nachſicht.

An der Spitze dieſer geiſtigen Veteranen ſtand, neben Alexander von Humboldt, den ich erſt

später kennen lernte, in erster Reihe der Geheimrath Varnhagen von Ense. Nachsichtiger, bereitwilliger im Anerkennen und Fördern junger Personen und jugendlicher Bestrebungen als eben er, ist schwerlich Jemand gewesen. Bei großer persönlicher Würde und gemessener Zurückhaltung, ließ er die Jüngern das Uebergewicht nie drückend empfinden, welches seine Jahre ihm über uns verliehen, wenn schon er beständig geneigt war, uns den reichen Schatz seiner Erfahrungen freundlich zu Gute kommen zu lassen.

Ich habe im dritten Bande dieser Erinnerungen erzählt, wie mein Vater und ich es im Jahre zweiunddreißig durch meine Schuld versäumt hatten, uns Herrn von Varnhagen vorzustellen, und auch als ich im Jahre neununddreißig den Winter in Berlin zubrachte, hielt mich die Scheu, seine Zeit in Anspruch zu nehmen, ohne ihm einen Ersatz dafür bieten zu können, von einem Besuche bei ihm ab. Als ich dann vier Jahre später abermals nach der Hauptstadt zurückkehrte, sah Herr von Varnhagen keine Gesellschaften bei sich, meine Cousinen, die seit dem Tode ihres Vaters, des Doktor Assing, unter dem Schutze ihres Onkels Varnhagen lebten,

hatten mir nicht vorgeschlagen, mich ihrem Beschützer vorzustellen, ich hatte mir also daraus den Schluß gemacht, daß es ihm lieb sei, nicht behelligt zu werden, und hatte denn eine geraume Zeit in Berlin gelebt, ohne ihn jemals gesehen zu haben.

Inzwischen war ich im Winter von drei und vierzig durch eine Frau von S. mit Fräulein Henriette Solmar bekannt geworden, bei welcher Herr von Varnhagen seit Rahel's Tode fast alle seine Abende zubrachte, aber auch dort hatte ich ihn nicht getroffen, weil ein längeres Unwohlsein ihn in seiner Behausung zurückhielt.

Fräulein Solmar war eine entfernte Verwandte von Rahel Levin, und lebte schon damals, wie noch jetzt, in dem obern Stockwerk des Königlichen Bankgebäudes, dessen Fenster auf die hohen Baumwipfel eines schattigen Gartens niedersehen. Von Varnhagen und von dem geistigen Leben Berlin's zu sprechen, ohne Fräulein Solmar's zu erwähnen, in deren Zimmern sich durch ein Menschenalter fast Alles zusammenfand, was die deutsche, ja man kann wohl sagen, was die europäische Literatur an Namen aufzuweisen hatte, ist aber nicht wohl möglich, abgesehen davon, daß sie und ihr Salon fast allein noch jene

Tradition der alten Berliner Geſelligkeit aufrecht erhielten, welche in dem Varnhagen'ſchen Hauſe einſt ihren Gipfel gehabt hatte.

Niemand wird aber zufällig der Mittelpunkt eines Kreiſes von ausgezeichneten Menſchen. Das Bedeutende zu erkennen muß man ſelber Bedeutung haben, und um es dauernd an ſich zu feſſeln, dazu gehören Eigenſchaften, die ſich nur ſelten ſo wie in Fräulein Solmar, der langjährigen Freundin Varnhagen's zuſammen finden. Mit ſchnellem klaren Verſtändniß verband ſie eine lebhafte Empfindung für Wahrheit und für das Schöne, und zugleich eine ganz ungewöhnliche Anſpruchsloſigkeit. Sie ſprach die modernen Culturſprachen wie ihre Mutterſprache, kannte die moderne Literatur in ihrer weiteſten Ausdehnung, und hatte neben der liebevollen Gabe vortrefflich zuzuhören, die höchſte Anmuth im Erzählen, wobei ihr die ganze Tonſkala von dem würdigſten Ernſte bis zu dem Humor des heitern Berliner Witzes gleichmäßig zu Gebote ſtand. Dabei war ſie ihrer Zeit eine ausgezeichnete Sängerin und Clavierſpielerin geweſen. Altersgenoſſen rühmten ihr Talent für das Schauſpiel, und Jeder der ſie näher kannte, mußte die Einfachheit, die Gradheit

ihres Wesens, neben der feinsten Form und der zartesten Diskretion schätzen lernen. Durch die ganze Reihe meiner Erinnerungen ist mir keine zweite Frau vorgekommen, die so wenig von ihren Gästen für sich selbst verlangte, die völlig heiter und zufrieden war, wenn Andere sich behaglich bei ihr fühlten, und ich habe überhaupt nur wenig Frauen gekannt, welche ihren Freunden so durch alle Wechselfälle des Lebens unwandelbar verlässig blieben wie sie, ohne ihnen je ein Freundschaftsversprechen oder eine besondere Freundschaftsversicherung gemacht zu haben. Klänge es nicht gesucht, und das ist es nicht, da das Bild sich mir eben unwillkürlich bietet, so möchte ich sagen, man gewöhnte sich, wenn man sie kannte, auf sie und ihre Beständigkeit, wie auf die Wiederkehr des Tages zu bauen. Das Gute und Liebenswürdige wurde so selbstverständlich an ihr.

Eben so einfach wie sie selbst, war auch die Art, in welcher sie ihre Gäste behandelte. Sie hatte, was so vielen Hausfrauen fehlt, die unschätzbare Klugheit, die Menschen in Ruhe, das heißt sie gewähren zu lassen. Niemand brauchte seinen Geist, sein Wissen in ihrer Nähe besonders zu beweisen, Nie-

mand brauchte Künste zu machen, und weil man volle Freiheit hatte, gab Jeder sich unbefangen in ihrem Hause, bot Jeder unwillkürlich sein Bestes dar, und alle Theile fanden und finden noch heute, nach fünfzehn weitern Jahren, eine Befriedigung in dem schönen, freundlichen Zimmer der trefflichen Frau. Es wäre zu wünschen, daß man jetzt, wo die Photographie für solche Zwecke so bereitwillig ihre Hülfe leiht, ein Bild dieses langen Saales mit seinen verschiedenen Etablissements aufnehmen ließe, denn durch ganz Europa und über seine Grenzen hinaus, leben zahlreiche Freunde und Gäste dieses Hauses, denen es wohl 'geworden in dem Raume, und die sich bei dem Anblick desselben mit Freuden der guten Stunden erinnern würden, welche sie in demselben genossen haben.

Fräulein Solmar's Gewohnheiten waren von je sehr häuslich. „Man braucht nur hübsch in Berlin und in seiner Stube zu bleiben," pflegte sie zu sagen, „um alle Welt kennen zu lernen!" Und für ihr Theil hatte sie damit recht. Sie empfing ihre Freunde an jedem Abende. Nach sieben Uhr fand man sie, mit seltensten Ausnahmen, Winters an ihrem Theetisch sitzen, ihre verwittwete Schwester

und deren Tochter, ihr gegenüber, und es währte dann auch nicht lange, bis dieser oder jener Fremde, und einer oder der andere alte Bekannte sich bei ihr einstellten. Wer aber auch kommen, wie groß die Zahl der Gäste auch werden mochte, ein bestimmter Stuhl, ein wunderlicher dreieckiger Sessel, zur rechten Seite des Sopha's, dicht neben dem Ofen, wurde von Niemand eingenommen, denn diesen Stuhl hatte Herr von Varnhagen sich ausgewählt, und Herr von Varnhagen kam damals an jedem Abende zu seiner Freundin.

Kurz vor acht Uhr oder doch nur wenig später, pflegte sich regelmäßig die breite einflüglige Thüre des nicht eben hohen Salon's zu öffnen, und es trat dann raschen Schrittes ein Mann von etwa sechszig Jahren ein. Er trug einen schwarzen Oberrock, den Stern eines Ordens an breitem Bande um den Hals, den Hut, und den Rohrstock mit goldenem Knopfe in der Hand. Leichten und leisen Ganges sah man ihn, freundlich grüßend, sich nach dem wunderlichen dreieckigen Lehnstuhl an Fräulein Solmar's Seite begeben, und während er ihr den guten Abend bot, die Zeitungen, welche er ihr alltäglich mitzubringen pflegte, vor sie auf den Tisch

legen. Das war der Geheimerath Varnhagen von Enſe.

Kaum daß er ſich niedergelaſſen hatte, ſo wendete er ſich der Unterhaltung zu, und es war dann ein Vergnügen, das feine, bewegte Mienenſpiel ſeines Antlitzes zu betrachten. Sein Geſicht war rund und hatte in den Formen und Farben viel Jugendliches behalten, auch das volle graue Haar hatte noch ein leichtes Gelock, ſo daß man es ſich ohne Mühe vorſtellen konnte, welch hübſcher junger Mann, welch eleganter Offizier er geweſen, und wie gefällig ſeine Erſcheinung ſich auf dem Parket des diplomatiſchen Salons dargeſtellt haben mußte, da ſie noch in ſpäten Jahren ſo viel Anmuth beſaß. Er trug eine Brille mit ſehr großen Gläſern, hatte aber weder das Anſehen noch die Manieren eines Kurzſichtigen. Seine Bewegungen waren durchaus frei, und obſchon er auch im Sitzen bisweilen lange den Stock in der Hand behielt, war ſeine Geſtikulation für einen Deutſchen ungewöhnlich lebhaft, denn er pflegte ſeine Worte, mehr als es im Allgemeinen unter uns geſchieht, durch Bewegung des Kopfes und der wohlgeformten und gepflegten Hände zu begleiten.

Als man mich ihm vorgeſtellt hatte, ſetzte er ſich

mit großer Freundlichkeit zu mir, und sprach mir den Antheil aus, welchen meine beiden Romane ihm eingeflößt hätten. „Eine Dichtung," sagte er, „welche sich das Leben und die Verhältnisse einer Judenfamilie und namentlich einer jungen Jüdin zur Aufgabe gestellt, müsse ihm natürlich besonders anziehend sein, da er an Rahel und durch sie vielfach Gelegenheit gehabt habe, sich mit der eigenthümlichen Geistesrichtung dieses Volksstammes zu beschäftigen. Er habe überhaupt viel Freunde gehabt, welche demselben angehört, und es lägen in dem jüdischen Geiste, neben Fehlern und Verkehrtheiten, die nicht abzuläugnen wären, und von denen nur die Durchgebildeten und Besten sich frei zu machen wüßten, eine ursprüngliche Energie und Schlagfertigkeit, die ihm immer anziehend gewesen wären. Es sei in den Juden eine Gradheit des Sehens, eine eigene Art von Scharfsinn, welche Rahel im allerhöchsten Grade, ja bis zu seherischer Klarheit besessen habe.

Ich sprach ihm so gut ich es konnte aus, was Rahel's Briefe mir in einer bestimmten Epoche meiner Jugend gewesen waren, und welch eine Wohlthat er auch mir mit deren Herausgabe bereitet

hätte. Er hörte das freundlich an, und lobte dann meine Schreibweise, wobei er mir dringend empfahl, was ich auch immer schreiben möge, nie die Sorgfalt auf den Styl aus den Augen zu setzen. „Wer sich formell zum korrekten und edeln Ausdruck seiner Gedanken gewöhnt, korrigirt und veredelt damit sein Denken," sagte er. „Es ist sehr schwer, in einem durchsichtigen und klaren Styl etwas Unklares oder Thörichtes auszusprechen, und ist irgendwo die Wechselwirkung auffallend, so ist es die zwischen Ausdruck und Gedanke."

Man nahm ihn von anderen Seiten in Beschlag, und ich sprach ihn an dem Abende, so viel ich mich erinnere, nicht wieder.

Am andern Morgen, es war am dritten Mai achtzehn hundert vierundvierzig, einige Tage vor meiner Abreise nach Schlesien und Böhmen gewesen, sendete er mir mit einigen freundlichen Worten Rahel's Briefe.

Er hatte sicherlich die Absicht gehabt, mir eine Freude zu bereiten, eine Aufmunterung zu gewähren, wie groß beide aber waren, davon hatte er gewiß keine Ahnung, ganz abgesehen davon, daß mir nun

die Gelegenheit geboten wurde, ihm persönlich danken gehen zu dürfen.

Ich that es an einem der folgenden Tage. Herr von Varnhagen wohnte in der Mauerstraße, in einem Quartiere des palastähnlichen Hauses Nummer sechs unddreißig, das er schon zu Rahel's Zeiten inne gehabt, und in welchem sie und er auch gestorben sind. Es war ein großes Haus mit ansehnlichem Portal, recht für den Empfang von Gesellschaft gemacht. Die weite Einfahrt, die breite, gelind ansteigende Treppe, die durch Spiegel maskirten Eingangsthüren im ersten Stock, die Bänke für eine wartende Dienerschaft hatten etwas vornehm Gastliches. Trat man aber aus diesem Vorhause in die Varnhagenschen Zimmer hinein, so befand man sich mit dem ersten Schritte in einer großen Bibliothek, und das weltmännische Element und die Gelehrsamkeit, welche sich in Varnhagen zusammenfanden, waren dadurch gleich bei dem Eintritt wie in einem Bilde dargestellt.

Nachdem der Bediente mich ihm angemeldet hatte, öffnete mir eine ältliche Frauensperson, deren Kleidung zwischen der Tracht einer Dienerin und einer Dame die Mitte hielt, die Stubenthüre, und

trat mit mir zusammen bei Herrn von Varnhagen ein, der ausgestreckt, mit einer seidenen Decke bedeckt, auf einem kleinen unbehaglichen Sopha lag, welches nach englischer Weise unter den Fenstern stand. Er sah viel älter als am Abende aus, klagte über seine schlechte Gesundheit, und die ältliche Frau machte sich geflissentlich das Geschäft, ihm die Decke zurecht zu legen. „Das ist Dore!“ sagte er freundlich, „die Ihnen wohl aus Rahel's Briefen bekannt sein wird.“

Es schien mir, als habe „Dore“ diese Art von Vorstellung eigens erwartet, als sei sie nur um dieselbe zu genießen, in das Zimmer gekommen, und Herrn von Varnhagen's Güte, Treue und Dankbarkeit des Herzens, welche von allen Denen, die ihn näher kannten, als hervorstechende Eigenschaften seiner Natur gerühmt wurden, waren ganz dazu gemacht, der bewährten Dienerin diese Befriedigung ihrer Eitelkeit als Anerkennung ihrer treuen Dienste zu vergönnen. Sie sprach ein paar Worte von ihrer seligen-gnädigen Frau, Varnhagen lächelte dazu nachsichtig, und mir fiel der Ausruf Rahel's auf ihrem Sterbebette ein, als Dore sie einmal mit solcher Anrede angesprochen hatte: „Ach was! es hat

ſich ausgegnädigefraut, nennt mich Rahel!“ — Es war das Ehrliche, Kecke, Unumwundene in Rahel's Geiſt und Ausdruck, das ich ſo ſehr in ihr liebte, weil es einen ſo ſchönen Hintergrund für die Weiche und Güte ihres Herzens abgab.

Als die Dienerin darauf hinausging, kam mir Herr von Varnhagen plötzlich wieder jünger und geſünder vor, denn er richtete ſich hoch auf, ſprach lebhaft und munter, und ich konnte mich an jenem Morgen des Gedankens nicht erwehren, als finde Dore ein Intereſſe daran, ihren Herrn in der Krankenrolle zu erhalten, um ſich ihm unentbehrlich zu machen.

Ehe ich nun im Jahre vierundvierzig abermals von Berlin nach Königsberg ging, traf ich Herrn von Varnhagen wieder bei Fräulein Solmar. Ich erzählte ihm, daß ich für den Winter zu meinem Vater und nach Hauſe zurückkehren wolle, und während die meiſten meiner nahen Bekannten mit dieſem Vorhaben nicht recht einverſtanden waren, erklärte er ſich ganz entſchieden dafür; ja, als ich ſpäter zu ihm ging, mich ihm zu empfehlen, rieth er mir eigens dazu. „Sie ſind noch nicht ſo gefeſtigt gegen neue Eindrücke,“ ſagte er, „daß ſie nicht dadurch

zerstreut werden könnten, und wenn auch der an das Leben einer großen Stadt Gewöhnte nirgend besser als in einer solchen arbeitet, so werden Sie gewiß noch Vortheil davon haben, wenn Sie Ihren begonnenen Roman in der Heimath ausführen können, während Sie bei erneuter Rückkehr nach Berlin einen neuen Maaßstab und eine geschärfte Einsicht für dasjenige gewonnen haben werden, was für Sie das Bedeutende und Wesentliche an Berlin ist."

Aus allen seinen Aeußerungen ging der ernste Wille wirklichen Berathens hervor, und doch, so lebhaft und dankbar ich dies empfand, vermochte ich mich weder an jenem Tage noch jemals später so frei und unbefangen gegen Herrn von Varnhagen auszusprechen, als ich es wünschte, und als es mir andern Personen gegenüber möglich war.

Ich glaube, das rührte von der sarkastischen Seite seiner Natur her, vor der ich Scheu trug, und die ich nicht anzuregen wünschte. Denn wie sich in seinem Gesichte und in den feinen Zügen um seinen Mund, neben dem Ausdruck geistvoller Güte, leicht ein Lächeln des Spottes kund gab, so mischte sich in die Worte seines Antheils oft eine gewisse satirische Wendung ein, die mich unsicher machte; und

ſelbſt die Duldſamkeit und Nachſicht gegen Irrthümer und Schwächen, welche er in vielen Fällen bewies, in denen die Strenge meiner Unerfahrenheit eine entſchiedene Mißbilligung oder einen harten Tadel von ihm zu hören begehrte, machte mich dann nur unſichrer, ſcheuer und unſelbſtſtändiger. Während ich im Allgemeinen nicht darauf geſtellt war, mich immerfort zu fragen, wie ich den Andern eben vorkommen möge, wurde ich Herrn von Varnhagen gegenüber ſelten die Frage los: „Was mag er von Dir jetzt eben denken?“ und mit einer ſolchen Sorge iſt man unfrei.

Ich weiß nicht, ob dieſer Zuſtand, der ſonſt nur ſehr eiteln Menſchen eigen zu ſein pflegt, bei mir in dieſem beſondern Falle von dem Verlangen herrührte, Varnhagen's Zuſtimmung und Beifall vorzugsweiſe zu gewinnen, oder was es ſonſt geweſen ſein mag; aber durch die lange Reihe von Jahren, in welchen ich ihn kannte, habe ich auf dieſe Weiſe immer einen weit freieren Eindruck von ſeiner Perſon und von ſeinem Verkehr gehabt, wenn ich ſeinem Geſpräche mit Andern zuhören konnte, als wenn ich ſelber mit ihm ſprach. Und er ſprach ſo unvergleichlich ſchön!

Univ. Bibl. München

Man kann nicht sagen, er sprach wie er schrieb; denn er sprach hinreißender als er schrieb. Er war im Sprechen energisch, bestimmt, und wenn er sich der Personen, zu denen er redete, versichert hielt, fast rücksichtslos in der Kraft seines mündlichen Ausdrucks. Er umschrieb, er verhüllte dann Nichts, er nannte die Dinge bei ihrem Namen; und ich habe oftmals, wenn ich in spätern Jahren ihn als Begleiterin meines Mannes besuchte, mit dem er durch ein langjähriges Vertrauen verbunden war, bei ihren lebhaften Gesprächen ihm mit wahrer Bewunderung zugehört, und mir dabei gedacht, wie belebend Varnhagen's Vortrag für ein Auditorium und welch ein Lehrer und Redner er auf dem Katheder gewesen sein würde.

Einsichtsvolle historische Auseinandersetzungen, geschichtliche und literarische Anekdoten und Charakteristiken, Urtheile über Lebende und Verstorbene, kritische Zergliederungen neuer Werke, und flüchtige, oft satirische Wiederholungen eben vernommener interessanter Tagesereignisse, wußte er in solchem Gespräche auf das Geschickteste in einander zu verweben, so daß man sich bei ihm stets auf das Unvergleichlichste unterhalten und in den meisten Fällen

wesentlich belehrt und angeregt fand, ohne wie bei Herrn von Humboldt die Empfindung zu haben, daß er gefliſſentlich unterhalte, und — ohne ſich dafür zu beſonderm Danke verpflichtet zu fühlen. Das klingt vielleicht ſonderbar; aber es iſt das nichts Unehrerbietiges, ſondern nur etwas menſchlich Berechtigtes. Wie aufrichtig man nämlich auch zum Verehrer des Großen und Erhabenen geneigt ſein mag, ſo hat man es doch nöthig, ſich mit Demjenigen, mit dem man in der Unterhaltung verkehren ſoll, annähernd auf gleichem Boden zu befinden, oder ihn mindeſtens nicht, durch die allgemeine Verehrung ſo hoch über die ganze Menſchheit hinaus erhoben zu ſehen, daß eine andere Annäherung, als die des bewundernd ſtaunenden Emporſchauens, unmöglich wird. Man kann vor einem Koloſſe, der auf hochragendem Piedeſtale ſich über unſere Häupter weithin ſichtbar erhebt, nicht dieſelbe Empfindung haben, welche uns neben einer menſchlich ſchönen Statue in umfriedetem Raume erfüllt. Und grade das Leichtzugängliche, das anſcheinend Abſichtsloſe und doch ſtets Bewußte und Formvolle in Herrn von Varnhagens Unterhaltung, machte dieſe in ſo hohem Grade erfreulich.

Ich habe mir, eifrig zuhörend, oftmals die kleine Stube betrachtet, während er sprach. Ein schlichtes Bett, zwei altmodische, vielgebrauchte Schreibtische dicht aneinander gerückt, das kleine Sopha, ein paar bücherbedeckte Tische und Stühle, — das war Alles. Aber die Wände hingen voll Portraits; hier mahnte eine Statuette, dort ein Relief an die bedeutenden Menschen, welche als Gäste und Freunde in diesem unscheinbaren Raume geweilt hatten, und auch hier ist es sehr zu beklagen, daß man nicht, wie bei Alexander von Humboldt, daran gedacht hat, ein Bild dieses Zimmers und seines Bewohners den zahlreichen Freunden desselben aufzubewahren, als man Varnhagen aus demselben zu seiner letzten Behausung trug.

Varnhagen hatte ein Alter von dreiundsiebenzig Jahren erreicht, als ihn ein plötzlicher, schmerzloser Tod unerwartet der Welt und seinen Freunden entriß. Obschon fortwährend kränkelnd, befand er sich doch bis zur letzten Stunde seines Lebens in fast ungeschwächtem Besitze seiner körperlichen und geistigen Kräfte. Ja, man konnte sagen, daß in seiner schriftstellerischen Produktion sich Ausdruck und Darstellung fortwährend gesteigert hatten. Nur ein

mehr und mehr sich geltend machender Zug und Hang zum Anekdotischen in der Unterhaltung konnte in den letzten Zeiten als Zeichen des Greisenalters dienen. Sein Antheil aber, den er eben sowohl an den Begegnissen seiner Freunde und Bekannten, wie an den Zeitereignissen und an den Schicksalen seines Vaterlandes und seiner Nation nahm, bezeugte die volle Jugend seines Geistes und seines Herzens, er war muthiger und hoffnungsvoller als viele der Jüngsten, und radikaler in seinen Ansichten als die Meisten; aber sein Radikalismus war mehr ein theoretischer. Praktisch wurde derselbe durch das innerste Wesen seiner Natur gelähmt. Varnhagen war eine so durchaus aufnehmende und weiche Natur, daß alle Personen mit denen, und alle Epochen in denen er gelebt, Spuren ihrer sie kennzeichnenden Eigenschaften in ihm zurückgelassen hatten. Das machte ihn vielseitig, verständnißvoll und duldsam. Die Duldsamkeit ist aber ebensowohl eine Tugend als eine Schwäche je nach der Kraft des Charakters, in dem sie sich kund giebt. Sie kann den Menschen befähigen über den Parteien zu stehen, aber sie macht unfähig ein eigentlicher Parteimann zu werden, denn sie schreckt vor der Härte der rücksichtslosen Conse-

quenz zurück; und es war sicherlich die Erkenntniß seiner eigenen Natur, welche Varnhagen abhielt, sich in spätern Jahren an dem öffentlichen Leben praktisch zu betheiligen, obschon er bis an sein Lebensende die treuste und wärmste Theilnahme für die freie Entwicklung Deutschlands bewahrte, der er von Jugend auf gedient hatte.

Siebentes Kapitel.

Reich an einer Menge von neuen Eindrücken und Erfahrungen, und voll Verlangen, meinen Vater wiederzusehen, kehrte ich in der Mitte des September, nach einer Abwesenheit von fünfzehn Monaten in meine Heimath zurück, und das Zuhausesein umfing mich mild und erwärmend wie Frühlingshauch nach kalten Tagen.

Des Morgens zu wissen, daß der Vater da sei, ihn am Tage erwarten zu können, zu sehen, zu fühlen, daß er Freude an mir habe, daß meine Erzählungen ihn gut unterhielten, an seinem Tische zu sitzen, von seinem Brode zu essen, Alles was ich bedurfte und genoß, von seiner Hand zu empfangen, die es so liebevoll gewährte, Abends noch an seinem Bette zu sitzen und ihm gute Nacht sagen zu können, mit einem Worte wieder ein Kind vom Hause, sein Kind zu sein, beglückte mich sehr. Und dazwischen

war es mir bisweilen ganz befremdlich, daß ich gar kein Geld ausgab, daß ich nur zu fordern brauchte, um nicht nur alles Nöthige, sondern auch das Wünschenswerthe und Ueberflüssige zu erlangen. Ich hatte nicht nöthig ängstlich zu berechnen ob ich Dies oder Jenes auch thun dürfe, ich hatte nicht nöthig, fortwährend daran zu denken, ob meine Ausgaben auch mit meinen Einnahmen in gleichem Verhältniß ständen. Die Sorglosigkeit ließ mich einige Tage angenehm ausruhen, die Nähe des Vaters, das Vaterhaus erquickten mich wahrhaft; und doch konnte ich es mir nach wenig Tagen auch bei dem besten Willen nicht verbergen, ich fand mein altes Vaterhaus nicht wieder. Es war Alles nicht mehr wie sonst, aber ich hätte nicht sagen können, was denn eigentlich in den fünf Viertel Jahren anders geworden sei.

Ich wurde, ohne recht zu wissen weßhalb, ganz traurig, wenn ich mich in einer der Stuben allein befand; und doch war Vieles hübscher, eleganter geworden als zuvor. Meines Vaters Verhältnisse rundeten sich immer mehr ab; wir brauchten seit den letzten Jahren weit weniger für das Nothwendige des täglichen Lebens, es konnte also mehr für

die Annehmlichkeit desselben, und für die Ausschmückung des Hauses geschehen; das von den Schwestern ganz in dem Sinne und mit der Sauberkeit unserer Mutter gehalten wurde. Aber es war überall so still! so still in der Wohnstube, so still in der Eckstube, so still auf den Fluren und Treppen!

War mir die Familie schon vor dem Jahre klein erschienen, so dünkte sie mich das jetzt nur noch mehr. Statt der acht Kinder, welche sonst um die Eltern versammelt am Eßtisch gesessen hatten, waren wir nur noch unserer Viere bei dem Vater, denn ich hatte die Schwester, welche ich in Franzensbad gepflegt, nicht mit zurückgebracht, weil man sie im nächsten Sommer noch eine neue Kur brauchen lassen, und ihr den strengen Königsberger Winter ersparen wollte. Die große Wohnstube, in welcher wir immer zu vierzehn Personen am Tische gewesen, war für uns zu groß geworden, und man hatte sich daher neuerdings eines der andern Zimmer zur Wohnstube eingerichtet. Die Zimmer meiner Brüder standen schon seit Jahren leer, die Etage, welche meine Mutter zuletzt inne gehabt, war an eine fremde alte Dame vermiethet worden, auch meine Hangelstube hatte leer gestanden, und ich — ich

konnte mir das nicht wegläugnen, und eine gewisse Wehmuth darüber nicht von mir bannen, ich war selbst nur noch als ein Gast im Vaterhause, wurde nur als ein Gast, wenn auch als ein sehr willkommener betrachtet.

Die Meinen freuten sich Alle, Alle meiner Wiederkehr, sie hatten in meiner Abwesenheit empfunden, daß ihnen durch meine Entfernung doch ein belebendes Element verloren gegangen sei, und wie ich früher mit meinen Erzählungen und Einfällen oft Heiterkeit verbreitet hatte, so gab es auch jetzt bisweilen des Lachens kein Ende, wenn ich zu berichten anhub, was ich gesehen und gehört. Mein Vater saß dann sichtlich vergnügt, und still in sich hineinlachend, auf dem einen Eckſopha nahe am Ofen, darüber scherzend, welch ein dankbares Publikum ich an den Meinen hätte, aber es überraschte mich, daß er so viel bei uns im Zimmer war, daß er so oft auf dem Eckſopha saß. Und daß er die Nähe des Ofens suchte, [illegible] gelegentlich über Kälte in den Stuben klagte, war mir so fremd an ihm. Ihn hatte sonst nie gefroren, und wenn wir uns einmal über Kälte beschwert, hatte er uns seine lieben, warmen Hände hingereicht, und lachend gesagt:

„Warum friert mich nie?“ — Jetzt hatte er öfter kalte Hände, jetzt rühmte und liebte er die Wärme der Zimmer.

Er schien mir sehr gealtert zu haben, seit ich ihn vor fünf Monaten in Berlin zuletzt gesehen. Ich fragte die Schwestern, sie theilten meine Besorgniß, meinten aber, der Vater wäre schon im letzten Winter verändert gewesen, und habe sich nur in Berlin erfrischt gezeigt. Ich fragte den Hausarzt, auch er fand, daß der Vater gealtert habe, vertröstete mich jedoch damit, daß das Alter sich bei dem Einen früher, bei dem Andern später einstelle, ohne daß im erstern Falle einer besondern Befürchtung Raum zu geben sei; und als ich mich endlich mit dringendem Bitten und Forschen an den Vater selber wendete, lachte er mich aus. „Nun Du für Dich nicht mehr hypochondrisch bist, wirst Du es für mich!“ sagte er neckend, „laß mich damit aber ungeschoren. Mir fehlt Nichts als höchstens Sorgen. Ich habe sie mein Lebelang [illegible], nun ich sie los werde und weniger zu thun habe, weiß ich zuweilen nicht, was ich machen soll, und werde müde von dem vielen Lesen!“

Es lag darin etwas Wahres, aber es erklärte

den Zustand doch nicht, wie ich wünschte. Von materiellen Sorgen war der Vater wesentlich befreit. Er sprach mit uns gelegentlich sehr heiter davon, wie er allmählich seine Grundstücke verkaufen, sein Vermögen realisiren, nach Berlin ziehen werde, aber er machte sich dafür mehr noch als früher Sorge darüber, daß keine seiner Töchter verheirathet war, und selbst die guten Nachrichten, welche man von Moritz erhielt, erheiterten ihn nicht dauernd. Er hatte eben mit der alten Spannkraft offenbar auch die alte Leichtlebigkeit verloren.

Die Schwestern thaten für ihn, was sie konnten und wußten. Alle die Sorgfalt, welche früher der Mutter zugewendet worden, war jetzt auf ihn allein gerichtet, Alles hing an seinen Augen, und doch wünschte ich für ihn oftmals die Mutter zurück, doch kam mir bisweilen der Gedanke, daß es vielleicht gut für ihn gewesen sein würde, wenn er sich wieder verheirathet hätte. Töchter ersetzen einem Manne die Frau nicht. Der Mann, der an eine ihn befriedigende Ehe, an die Liebe einer Gattin, an die Hingebung eines Wesens gewöhnt ist, das keine Zukunft außer ihm hat, vermißt dies Eigenste ohne alle Frage immer und immer wieder! Ich machte

mir für mich selbst gar keine Illusion darüber, und ich war und blieb innerlich traurig, so sehr mein Vater sich an mir freute. Ich dachte immerfort an seinen Tod, und mußte mir das inzwischen doch als eine thörichte Besorgniß vorhalten. Aber die ruhige Zuversicht, mit welcher ich auf ihn und auf mein Vaterhaus, wie auf das Bestehen der Erde, wie auf Etwas hingeblickt hatte, das von je gewesen war und darum auch immerfort da sein würde, war von mir gewichen.

Ich hatte mich bis dahin zu dem Vaterhause wie ein Zugvogel zu seinem alten Neste verhalten. Ich war hin und hergewandert, und hatte mich immer darauf verlassen, daß der mächtige Eichbaum auf dem alten Platze festgewurzelt dastehen, und mir in seinen schützenden Armen mein Heimathnest bewahren würde, so oft es mich trieb, unter seinem sichern Dache Ruhe und Zuflucht zu suchen. Jetzt fiel es mir oftmals ein, der Baum könne gefällt werden, ich könne einmal die Stätte leer finden, auf dem er gestanden und sich über mich gewölbt, und weil der Gedanke mir das Herz zusammenschnürte, fragte ich mich dann: „Aber warum grade Er? warum Er?

der noch so stattlich dasteht und noch lange nicht an das Maaß der Jahre angelangt ist?"

Indeß je länger ich zu Hause verweilte, um so mehr dünkten mich die Befürchtungen, welche ich zu Anfang gehegt hatte, unbegründet oder doch mindestens übertrieben. Der Vater war stets wohlauf, fing sich nach meiner Meinung sichtlich zu erholen an, und ich sagte bisweilen scherzend: „Ich bin wie ein Stahlbad für den Vater und für Euch Alle, ich mache Euch munterer!"

Es wurde mir zu Liebe und zu Ehren Gesellschaft eingeladen, die alten Bekannten und meine besondern Freunde kamen wieder häufiger, das Haus belebte sich auf's Neue, und der Vater hatte das ersichtlich gern. Die Neigung und Theilnahme, welche man mir bewies, machten ihm Vernügen, es freute ihn, wenn man mit mir von meinen Arbeiten sprach, wenn Männer, die er hoch hielt, mein Urtheil gelten ließen. Ich lebte mich dadurch bald wieder in der Heimath ein, und hatte mich eigentlich nie so vollkommen zufrieden in derselben gefühlt; aber ich machte dennoch die Erfahrung, wie gut es sei, daß die Todten nicht wiederkommen können.

Wo ein Mensch seine Stelle verläßt, treten aus

Nothwendigkeit Andere für ihn ein, die Lücke, welche er unersetzlich offen gelassen zu haben wähnt, füllt sich aus, und wie nützlich er einmal gewesen, er findet selten für sich noch Etwas zu thun, wenn er zurückkehrt. Auch ich war im Wesentlichen in unserm Hause entbehrlich geworden. Meine Schwestern ersetzten mich, ich hatte mich für alle Theile dessen nur zu freuen, und dennoch that's mir wehe. Das war die Ungenügsamkeit des Menschenherzens, das war ein Suchen nach der Quadratur des Zirkels. Wer frei sein will, muß nicht unentbehrlich zu sein verlangen; wer sich selber leben will, muß es sich gefallen lassen, daß man sich auch ohne ihn einrichtet. Aber solche Erfahrungen sind nicht leicht zu machen.

Eine andere Erfahrung stand mir an unserm frühern Hausgenossen, an unserm Freunde Crelinger bevor. Er hatte mir in dem Jahre öfter und stets mit der alten Zuneigung geschrieben, er war auch der Erste unserer Freunde gewesen, der herbei gekommen war, mich zu begrüßen, und ich hatte ihn in den wünschenswerthesten Verhältnissen wieder gefunden. Er hatte große Geltung, einen bedeutenden allseitigen Einfluß erlangt, er machte sich ein Ver-

mögen, lebte und wohnte mit der Eleganz, an welche er früh gewöhnt gewesen, und war offenbar sehr zufrieden mit seiner Lage. Geistreich und liebenswürdig wie immer, bewies er mir Freundschaft und Aufmerksamkeiten aller Art, aber ich fühlte es mit Schmerz, er hatte zu mir nicht mehr seinen alten Ton voll offenem Vertrauen.

Ich konnte das nicht ertragen, gestand ihm das und bat ihn mir zu sagen, was ich gethan hätte, sein Zutrauen zu verscherzen. Anfangs wich er mir aus, dann sagte er einmal, als wir eine Weile schweigend bei einander gewesen waren, ganz urplötzlich: „Ich möchte wohl wissen, was Sie innerlich jetzt beschäftigt!“

Ich verstand dies Verlangen nicht. „Was soll mich denn beschäftigen außer meiner Arbeit, von der ich Ihnen ja gesprochen habe?“ versetzte ich.

„Ich weiß es nicht!“ wiederholte er, aber Sie haben sicherlich wieder irgend Etwas, was Sie für sich selbst behalten, was Sie uns zu verbergen für gut befinden!“

„Wie kommen Sie auf diesen Einfall?“ rief ich lachend aus, „Sie, denke ich, könnten es am Besten

wiſſen, daß ich aus meinem Denken und Empfinden eben keine Geheimniſſe zu machen pflege."

„Früher habe ich das allerdings geglaubt," ſagte er beſtimmt und ernſthaft, „ſeit ich aber die Erfahrung gemacht habe, daß Sie mit dem Anſchein völliger Offenheit unter Ihren nächſten Freunden leben, und ihnen dasjenige verbergen konnten, was Ihr eigentliches Leben ausmachte, bin ich anderer Meinung geworden. Ich habe Sie täglich geſehen, täglich viel mit Ihnen verkehrt, und Sie haben Romane geſchrieben, ſind damit in die Oeffentlichkeit getreten, ohne daß ein Wort, eine Aeußerung die innern Erlebniſſe kund gaben, welche jene Thatſachen Ihnen veranlaßt haben müſſen. Das ſetzt eine Kraft des Willens und des Inſichberuhens voraus, die ich bewundre, die mir aber, ich bekenne Ihnen das ganz ehrlich, unheimlich iſt. Wo man den Grund nicht ſieht, hat man die rechte Sicherheit nicht mehr!"

Ich war auf das Höchſte betroffen und betrübt, denn es gab wenig Menſchen, für welche meine Freundſchaft ernſter, zu denen mein Vertrauen feſter geweſen wäre, und die ſich mir perſönlich zuverläſſiger bewährt hatten, als eben dieſer Mann; und doch

halte ich ihm Nichts zu erklären, Nichts zu antworten, als daß mein Vater mir verboten, von meinen dichterischen Arbeiten zu sprechen, und daß ich ihm natürlich hätte gehorchen müssen.

„Ich weiß das," versetzte er, „und es ist sehr schön und tugendhaft von Ihnen, daß Sie Ihr Wort gehalten haben; aber es giebt viele Fälle, in denen die Sünde menschlicher liebenswürdiger als die Tugend ist; und man vergiebt weit leichter eine aus dem Drange des Herzens entsprungene Schwäche, als man sich von einer so auf sich selbst gestützten Gewissenhaftigkeit in Erstaunen setzen läßt."

Der Ausspruch, der aus der innersten Wesenheit unseres Freundes hervorgegangen war, that mir eben so wehe als Unrecht, denn Crelinger bedachte nicht, daß mein Vater kein Verehrer der liebenswürdigen Schwächen war, und sicherlich sich nicht geneigt gefunden hätte, mir eben in diesem Falle eine Uebertretung seines Gebotes zu Gute zu halten; und er bedachte ferner nicht, daß man frei sein muß, um frei nach dem Drange seines Herzens handeln zu können. Abhängigkeit macht bedächtig und lähmt den Erguß der Empfindung. Freundschaft und Liebe kommen deßhalb auch nur unter möglichst unabhän-

gigen und geistig freien Menschen zu ihrer höchsten Blüthe und Entfaltung.

Diese kleine Verstimmung zwischen uns ging indessen bald vorüber. Der männliche Stolz und die Eitelkeit, welche bei solchen Mißverständnissen unter Freunden verschiedenen Geschlechtes, oft ohne daß man sich dessen bewußt ist, die eigentlichen Friedensstörer machen, fanden sich in dem erneuten Beisammensein bald wieder beruhigt, denn der welterfahrene Mann hatte wieder reichlich Gelegenheit, sich mir überlegen zu fühlen. Er gewann mich schnell wieder lieb wie früher, da er mich nicht mehr zu bewundern brauchte, und ich war damit sehr wohl zufrieden.

Aehnlich, aber viel heiterer als diese Erfahrung mit unserm Freunde, war die Bemerkung, welche ich an einigen von den Frauen meines Umgangskreises zu machen hatte. Ihnen war ich, so lange sie mich auch kannten, mit einemmale zu einem Gegenstande der Neugier geworden. Sie verwunderten sich auch, nur in anderm Sinne wie unser Freund; sie verwunderten sich über meine Bücher, wie über das Bekanntwerden einer neuen Verlobung, die sie nicht vorausgesehen hatten, sie verwunderten sich, daß sie

mir gar Nichts angemerkt, und sie verwunderten sich eigentlich über Alles und immerfort, so lange ich zu Hause war.

Die Eine verwunderte sich, daß ich hätte Bücher schreiben können, da ich doch eine gute Wirthin sei, die Andern darüber, daß sie gar nicht gesehen, wie viel ich geschrieben, während sie mir doch gegenüber gewohnt. Diese war ganz erstaunt, daß ich mich aller früheren Verhältnisse — ich war die Ewigkeit von fünf Viertel Jahren von Hause entfernt gewesen, — noch so deutlich erinnerte, Jene war noch viel erstaunter, wenn ich mich irgend eines Dienstmädchens nicht erinnerte, welches sie vor meiner Abreise in ihrem Hause gehabt hatte. „Mein Gott! Sie nähen und flicken noch?“ rief die Eine, wenn sie mich bei solcher Arbeit fand. „Nun freilich, zum Nähen und Stricken lassen Sie sich nicht mehr herab!“ meinte die Andre, wenn ich einmal zufällig müßig am Theetisch saß. Und bei alle dem Verwundern wunderte ich mich darüber, wie die fremde Meinung, für welche ich früher eine überaus große Empfindlichkeit gehabt, im Kleinen wie im Großen, im Geringfügigen wie im Bedeutenden, ihren Einfluß auf mich zu verlieren begann. Ich hatte ein eigenes

ſelbſtſtändiges Daſein, eigene ſelbſtſtändige Zwecke gewonnen, wußte was ich wollte und ſollte, und auf welchem Wege ich mein Ziel zu ſuchen hatte; und wer das weiß, wird mit dem Urtheil der Leute gar bald fertig.

Man fand im Allgemeinen, daß ich zum Vortheil verändert, daß ich milder geworden ſei.

Zu Hauſe lebte ich gute Tage. Ich hatte keine Störung irgend einer Art und konnte arbeiten nach Herzens Luſt. Früher hatte der Vater es geſchehen laſſen, wenn ich ſchrieb, jetzt freute es ihn. Er kam bisweilen mitten in ſeinen Geſchäftsſtunden aus dem Comptoir herauf, ſetzte ſich in meiner Hangelſtube auf das Sopha, und fragte: „Nun was machſt Du denn? kommſt Du vorwärts?“ — Er ſtand dann wieder auf, ſah mir über die Schulter in das Blatt, und wendete ſich mit einem lächelnden: „Wo Du das Zeug nur Alles hernimmſt!“ von mir ab, um wieder an ſeine Geſchäfte zu gehen.

Ich vertiefte mich denn auch recht mit Genuß in meinen Roman, der mir um ſeines Stoffes, wie um der einzelnen Geſtalten willen, immer mehr in das Herz wuchs. Es handelte ſich in demſelben um die ſittliche Berechtigung der Eheſcheidung, wenn

die Ehe aufgehört hat, eine Ehe im höhern Sinn des Wortes, das heißt: die durch gegenseitige Liebe und Werthschätzung nach allen Seiten förderliche Verbindung der Eheleute zu sein.

In dem Roman „Clementine" hatte ich darzuthun versucht, daß eine auf gegenseitige Achtung begründete Ehe, selbst dem Wiedererwachen einer frühern und berechtigten Liebe nicht geopfert werden dürfe. Jetzt wünschte ich es in dem Roman „Eine Lebensfrage" zu beweisen, daß die große Anzahl von Ehen, welche ohne innere Nothwendigkeit geschlossen werden, nur zu häufig den Keim zu einer unheilvollen Entwicklung in sich tragen, und wie das eheliche auf die bloße Gewohnheit und die kirchliche Erlaubniß begründete Zusammenleben von Mann und Weib eine Unsittlichkeit wird, wenn dieser Verbindung die Liebe abhanden gekommen ist.

Für einen Deutschen ist es aber fast unmöglich, das Thema von den sittlichen Zerwürfnissen innerhalb der Ehe zu durchdenken und abzuhandeln, ohne sich dabei der Wahlverwandtschaften zu erinnern, ohne sich mit seinem Für und Wider an sie anzulehnen; und nach der Schilderung, welche ich in diesen Blättern von dem Eindruck gegeben, den jene

große Dichtung in den verschiedenen Zeiten meiner Jugend auf mich gemacht, war es natürlich, daß auch ich mich auf ihren Grund und Boden zurückzog, um meine Sache innerhalb ihres Bereiches zu verfechten.

So hatte ich denn im ersten Bande der Lebensfrage eine Unterhaltung eingewoben, in welcher es sich um die oft erörterte Frage handelte, ob die Tendenz der Wahlverwandtschaften eine der Ehe günstige oder ungünstige, ob sie demnach eine im Sinne der bestehenden Moral und Sittengesetze sittliche oder unsittliche sei, und ob und welche Sünden in dem Romane begangen werden.

„Verbrechen werden allerdings in den Wahlverwandtschaften begangen!“ sagt Alfred, der Held meines Romans. „Daß Eduard aus eigensinniger Laune auf eine Verbindung mit der einst geliebten Charlotte besteht, daß diese, ganz gegen ihre bessere Ueberzeugung, aus Eitelkeit nachgiebt, das ist das erste Verbrechen. Wenn dann die verständige Charlotte den Hauptmann, Eduard die zarte Ottilie liebt, so folgen sie nur dem Gesetz der Natur, die Ungleiches trennen, Zusammengehörendes verbinden will. Das fühlen Alle, und hier tritt der Fall ein,

in dem die Trennung einer Ehe, wie ich es nannte, zu einer hohen sittlichen That wird. Aber solche Thaten fordern Muth, fordern ein großes, sittliches Bewußtsein. Dieses hat keiner von Allen, die es haben müßten. Von dem Kinde Ottilie sind sie nicht zu verlangen; Charlotte hat die Einsicht, aber ängstliche Scheu vor dem Tadel der Welt, vor großem Aufsehen hält sie zurück. Der Hauptmann schweigt aus falschem Stolz, Eduard giebt nach aus kleinlicher Schwäche. Das sind die Verbrechen, die Sünden, welche in dem Roman begangen werden, das liefert sie Alle in die Hände der vergeltenden Nemesis, die hier, wie in der antiken Tragödie, furchtbar waltet."

„Ich stimme Ihr ganz bei," sagte der Präsident, „und habe selbst oft gestrebt, Thereſe für diese Ansicht zu gewinnen. Ich wüßte kaum eine andere Dichtung, in der diese Idee so rein und vollendet ausgesprochen wäre."

„Denken Sie nur," rief Alfred, „Ottilie die Sanfte, Hingebende selbst, muß das Werkzeug werden zum Tode des Kindes, das aus der verbrecherischen Umarmung der Gatten entsprang. Sie stirbt verzweifelnd, Eduard folgt ihr nach. Charlotte steht

einsam zwischen den Gräbern aller Derer, die sie einst liebte; durch diese Gräber für immer von dem Hauptmann getrennt. Ihr wird das schwerste Loos, zur Strafe dafür, daß sie es gewesen, welche den Fluch bannen konnte, und aus selbstischen Rücksichten das Zauberwort verschwieg."

Soweit jenes Gespräch, das ich nur in der Absicht hierhersetze, um den Standpunkt zu bezeichnen, auf dem ich mich in jener Zeit befand, und die Ueberzeugung, aus welcher mein Roman entsprungen ist.

Es ist hier nicht meine Aufgabe, einen Abriß meiner frühern Arbeiten zu geben, oder ihre Eigenschaften zu beweisen und ihre Mängel zu entschuldigen. Sie sind fertig, sind da, die Kritik hat sie beurtheilt, das Publikum sie kennen gelernt. Mich haben sie gefördert, denn sie haben mich immer und überall zum ernstesten Nachdenken veranlaßt, sie haben meine Ueberzeugungen geklärt und festgestellt, und als ich so weit gekommen war, bin ich immer auch bemüht, und ist es mir ein unabweisliches Bedürfniß gewesen, dasjenige im Leben und in der That zu behaupten, was ich in der Dichtung als meine Ueberzeugung ausgesprochen hatte.

Ich habe daher in diesen Memoiren nur den Beruf, wenn es sich so fügt, über die Art meines Schaffens und über die Entstehung der einzelnen Gestalten, eine gelegentliche Auskunft für Diejenigen zu geben, welchen dieselben etwa lieb geworden und lebendig geblieben sind, und ich habe hauptsächlich den Zusammenhang zwischen meinem Leben und meinem Dichten zu erklären, wo dieser in ungewöhnlicher Weise in meinen Arbeiten vorhanden zu sein scheint, wie das bei der Lebensfrage und meinem persönlichen Lebenswege der Fall ist. Indeß als ich im Jahre vierundvierzig in der friedlichen Stille meiner kleinen Stube mit Seelenruhe und Behagen an meinem Romane arbeitete, war ich weit davon entfernt zu ahnen, daß ich Verhältnisse erfand, Schmerzen und Leiden darstellte, welche ich in weit höherem Maaße selbst zu durchleben haben sollte; daß ich die Freiheit der Selbstbestimmung vertrat, die ich einst für mich in Anspruch zu nehmen genöthigt sein sollte, ja daß es mir beschieden sein würde, mich schon ein Jahr nach dem Erscheinen meines Romanes, als Mitleidende in den Seelenkämpfen zu befinden, welche durch die Trennung einer nicht mehr glücklichen und darum nicht mehr aufrecht zu

erhaltenden Ehe, veranlaßt wurden, durch deren Scheidung sich mein jetziges Dasein mit seinem Frieden und mit seinen Freuden aufgebaut hat.

Ich habe, wie man gelegentlich wohl geglaubt und gegen mich behauptet hat, in der Lebensfrage durchaus nicht „für Haus und Hof" gestritten, ich habe nach keinem Portrait oder Vorbilde gearbeitet, mich zu meinem Stoffe so objektiv als möglich verhalten, und dabei die große Genugthuung genossen, daß mein Roman, wider alle mein Erwarten, große Gnade vor meines Vaters Augen fand.

Ich hatte die Besorgniß gehegt, daß er weder mit dem Stoffe an sich, noch damit zufrieden sein werde, daß eben ich diese Tendenz vertrat, indeß mein Vater hatte nach wie vor die schöne Gewohnheit beibehalten, mit den Dingen fertig zu werden, und Nichts halb zu thun. Es war mir daher erfreulich und rührend, es zu sehen, wie er seine Autorität über mich völlig außer Acht ließ, wenn er es mit meinen Arbeiten zu thun hatte, wie er sich ganz allein an die Sache hielt, und mich ohne Abmahnung oder Antrieb meinen Weg suchen und wählen ließ.

Hatte ich einige Kapitel fertig, so las ich, was

früher nicht geschehen war, sie dem Vater am Abende nach seinen Comptoirstunden vor, und einmal forderte er mich auf, einem seiner Jugendfreunde, einem sehr gebildeten Kaufmanne, der mich seit meiner Kindheit kannte, ein Bruchstück aus dem Romane „zum Besten zu geben" als derselbe uns eines Abends besuchte.

Ich mußte dazu einige Scenen wählen, in denen die Schauspielerin Sophie Harcourt die Hauptperson machte, und in denen „viel vorging"; denn der Vater interessirte sich bei einem Roman wesentlich nur für das, was in demselben an Handlung enthalten war. Eben so hielt er nicht viel von den in sich fertigen Gestalten, von den idealen Charakteren. Sie waren niemals sein Geschmack, und in diesem Punkte theilte und theile ich seine Neigung. Es sind nie die sogenannten Ideale gewesen, welche zu erschaffen und auszuführen mir die meiste Freude gemacht hat, weil sich in der Regel ihres Gleichen in der Wirklichkeit nicht findet. Jene Figuren, welche das absolute Laster oder die absolute Tugend in sich darstellen, sind mir schon in den frühen Zeiten, in welchen ich mich, mit mühsam aufrecht erhaltener Geduld, durch die zwölf dicken Bände, und durch die saubern Kies-

wegs des Grandison durchkämpfte, eben so unwahr als langweilig vorgekommen.

Nicht weniger unwahr und nicht weniger langweilig als Grandison sind mir aber auch jene vollendeten Tugendheldinnen, jene idealischen Weiber, jene weiblichen, sogenannten unverstandenen Seelen erschienen, welche in der Zeit, in der ich zu schreiben begann, aus Frankreich in unsere Romane eingeführt worden waren, und gegen die ich, nachdem ich eine Weile mit einfältiger Bewunderung an sie geglaubt hatte, bald einen wahren Abscheu empfand.

Es war etwas Ueberraschendes, etwas Gewaltiges in der dreist und feurig ausgesprochenen Leidenschaft, in welcher Frankreichs erster lebender Dichter Georg Sand uns die Frauengestalten hinstellte, deren große Herzen die Männer nicht zu schätzen vermochten, und die zu keinem Frieden und zu keinem Glück gelangen konnten, weil sich nie ein Mann vorfand, der solch ein Herz zu würdigen und zu verdienen im Stande gewesen wäre. Ich selbst trug mich in jenen Tagen freilich auch mit dem Glauben herum, daß mein Herz und ich nicht verstanden und nicht gewürdigt würden, weil der Mann, den ich liebte, mich zufällig nicht wieder geliebt hatte, wie ich es wünschte;

und so lange ich noch verwirrt genug, und genug in meiner Leidenschaft befangen war, um lieber ihn, als meine Verblendung anklagen zu wollen, schwärmte ich, so gut wie die Andern, für die unverstandenen Frauenseelen und fand ich eine große Befriedigung darin, mich zu ihnen zu zählen, mich mit ihnen in den Himmel erheben, und die Männer, die uns verkannten, verurtheilen zu dürfen.

Es war so unendlich viel poetischer, sich in die Kategorie der leidenden Erhabenheit einzureihen, sich einer Gemeinschaft von stillen Heiligen einzuverleiben, als ein Mädchen zu sein, das leider unverheirathet geblieben war! Und so groß war damals meine Begeisterung grade für diese Frauengestalten, für diese großen weiblichen Herzen in George Sand's Romanen, für die Frauen, die in Lelia und in Leo Leoni immer frisch darauf los liebten, auch wenn man sie mit Füßen trat, daß ich über dieser Unwürdigkeit und Unwahrheit fast alles das wirklich Große und Bewundernswerthe übersah oder doch geringer schätzte, was George Sand besitzt, wo er sich auf dem Boden der Wahrheit und der Wirklichkeit befindet. Erst viel später, als ich seine Irrthümer völlig begriffen hatte, bin ich mit richtigem

Sinne ein Bewunderer von ihm geworden, aber, so oft auch Personen, welche George Sand und mich in unsern Arbeiten nicht recht gekannt haben müssen, mich mit ihm zu vergleichen und mich als seinen Nachahmer zu bezeichnen geliebt haben, bin ich dieses Letztere doch niemals gewesen, und habe es nicht sein können. Dazu waren der Boden, von dem wir Beide ausgingen, dazu waren unsere Anlagen und unsere religiösen und socialen Anschauungen schon viel zu sehr von einander verschieden. Und wie voll und unbedingt ich seine Meisterschaft auch anerkenne, das Recht, meine Erkenntniß und mein Irren, mein Gelingen und mein Mißlingen mir selber als mein Eigenthum zuzuschreiben, das darf ich nach diesen Bekenntnissen unbedenklich für mich in Anspruch nehmen.

Meine blinde Verehrung für George Sand währte geraume Zeit; denn der ausländische Dichter hat vor dem heimischen den Vorzug voraus, daß man ihm nicht so bequem nachkommen, daß man ihn nicht so leicht kontrolliren kann, und ihm deßhalb bereitwilliger vertraut. Was ich Georg Sand lange genug auf sein beredtes Wort geglaubt hatte, das glaubte ich der Gräfin Hahn-Hahn, als diese

unter uns auftrat, nicht mehr auf ihr Wort. Ich war einige Jahre älter, war ruhiger und reifer geworden, hatte meine Irrthümer erkennen, und mit mir fertig werden lernen; und wenn die erhabenen Herzen aller der Gräfinnen in den Hahn-Hahnschen Romanen mir Anfangs auch noch so sehr imponirten, so lag das im Grunde nicht allein in der idealischen Vollkommenheit dieser Gräfinnen, sondern zum Theil auch in gewissen äußern Anreizen.

Für uns Bürgermädchen und für die Frauen des Bürgerstandes überhaupt, die wir auf Arbeit und Beschränkung angewiesen sind, hatte der völlige Müßiggang der vornehmen Damen in den Hahn'schen Dichtungen etwas Bezauberndes. Bei George Sand war das ganz anders. Genévieve machte Blumen von früh bis spät, Pauline nähte in ihrer einsamen Provinz, die Herbergsmutter in den Compagnons du tour de France arbeitete was Zeug hielt. Es war das ein antes bürgerliches Element in George Sand, und die Frauen liebten doch auch ehrlich, und gingen ehrlich an ihrer Liebe zu Grunde, wenn es eben nicht anders sein konnte. Bei der Gräfin Hahn-Hahn war das aber anders. Erstens liebten in der Regel nur Gräfinnen, und die Liebe

wurde dadurch gewissermaßen zu einem aristokratischen Vorrecht erklärt, zweitens wollten die Gräfinnen immer nur sehr lieben, konnten es aber nie recht zu Stande bringen. Sie waren hauptsächlich für das Geliebtwerden auf der Welt, sie vertraten in der modernen vornehmen Gesellschaft die Madonnen, und warfen nur gelegentlich, wie etwa die Maria von Gemund dem armen Violinspieler den goldenen Pantoffel ihrer Liebe zu, jedoch immer mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, nicht, wie die ehrliche Madonna von Gemund, den zweiten Pantoffel im Nothfall nachzuwerfen, sondern vielmehr fest entschlossen, den ersten Pantoffel stracks zurück zu nehmen, wenn sie ihn etwa anderweit gebrauchen sollten.

Dies Manövre und diese Tendenz begriff ich aber Anfangs so wenig, als die große Masse unserer andern Frauen. Die Romane Ilda Schönholm und der Rechte erschienen mir höchst bewundernswerth. Wenn ich in der Hängelstube saß, und auf die Nachbarhäuser und die Nachbarn gegenüber blickte, auf den Materialhändler und den Klempner, und dabei an den Mittag dachte, und ob die Köchin auch Nichts verderben werde; oder wenn ich Abends zur Gesellschaft die Männer um mich hatte, die müde gear-

heitet und voll mancherlei Sorgen waren, und denen es gar nicht einfiel mich zu lieben, so dünkte es mich gar zu beneidenswerth, wenn die Romangräfinnen im rosa Mousselinkleid mit schwarz seidenen Schuhen auf der Plattform des Mailänder Domes saßen, auf das Land und auf die schneebedeckten Alpen schauten, und keine Sorgen hatten und obenein über alle Maßen geliebt wurden! Dazu waren alle Romane der Gräfin Hahn äußerst spannend, und die Welt, in welcher sie sich bewegten eine mir damals noch fremde und sehr anziehende. Gab man die Grundlagen der Charaktere zu, so waren sie mit Meisterschaft durchgeführt, die Reflexionen der Gräfin hatten etwas Blendendes, ihre Empfindungen waren bisweilen tief, sie war in jedem Betrachte ein großes Talent; aber schon bei ihrem dritten Romane, bei der Faustine, wurde ich mißtrauisch gegen sie, und bekam ein ehrliches Mitleid mit den Männern.

Ich konnte es gleich Anfangs nicht begreifen, weßhalb Faustine in das Kloster gehen muß; und als ich dann im Sommer von vierundvierzig in Teplitz die Faustine zum zweitenmale las, fiel es wie Schuppen von meinen Augen. Es war mir, wie vor jenen Jahrmarktsbildern, welche eine schön

geputzte Dame darstellen, und die, wenn man sie umklappt, Nichts sind, als ein grauenvolles Skelett. Fast ohne es zu wollen, setzte ich mich nieder, und schrieb mit dem heftigen Zorn des Neubekehrten, der sich gegen das von ihm angestaunte Götzenbild erhebt, eine Kritik des Romanes. Es lag für mich etwas so Ungesundes, Unwahres darin, daß Faustine, die angebetete Gattin eines edlen, von ihr heißgeliebten und sie zärtlich liebenden Mannes, die Mutter eines „göttlichen Knaben", die gefeierte Künstlerin, gar Nichts mit sich und mit dem Leben anzufangen weiß, als in das Kloster bei den vive sepolte einzutreten, weil sie: „anbeten, immerfort anbeten will!"

Ich mochte diese Rezension aus vielen Gründen aber nicht unter meinem Namen drucken, eben so wenig, da ich dies nie gethan, sie anonym erscheinen lassen, und sie blieb deßhalb liegen, und wurde niemals gedruckt. Ich fing von da ab jedoch an, die Werke der Gräfin Hahn mit offenen Augen zu betrachten, und mein Widerwille gegen die weibliche Selbstsucht und gegen die Herzlosigkeit, welche in jedem ihrer Romane sich dreister und heuchlerischer zugleich, kund gaben, stieg von Jahr zu Jahr, weil

ich von Jahr zu Jahr die Verblendung wachsen sah, welche sie in den Köpfen und in den Herzen einer Menge von Frauen anrichteten.

Sie wollten mit einemmale Alle, jung und alt, mehr und mehr geliebt werden und vergaßen, daß im Lieben Glück liegt. Jedes alternde Mädchen, das mit seiner Haltlosigkeit nicht fertig werden konnte, jede Frau, in deren Klaviergeklimper der beschäftigte Mann keine Offenbarung zu erkennen vermochte, steifte sich zur unverstandenen Seele auf, und Frauenzimmer, welche die Männer eben so wenig kannten als ihr eigenes Innere, nahmen die müßigen, bald rohen, bald schwärmerisch anbetenden, meist aber völlig charakterlosen gräflichen Helden der Gräfin, für die Typen des männlichen Geschlechtes, dem sie sich eben deßhalb auf sehr billige Weise überlegen und über das sie sich erhaben fühlen konnten.

Ich habe in den Jahren von achtzehnhundert vierundvierzig bis siebenundvierzig, in welch letzterem ich die „Diogena" schrieb, zehnmal die Feder angesetzt, um einmal auszusprechen, wie ich diese Richtung verdammte; aber ich dachte immer, es findet sich wohl ein Anderer, der es sagt, und habe geschwiegen, bis in dem Roman „Sibylle", nach meinem Empfinden,

die Herzlosigkeit und Verschrobenheit ihren Höhepunkt erreicht hatten, und bis ich auch diesen Roman von den Frauen in ihr Credo aufgenommen fand.

Ich konnte die Phrase: „Eine immense Seele aber leer", „une âme immense mais vide", mit welcher Sybille bezeichnet wird, und die beiläufig der Lelia oder dem Leo Leoni wörtlich entlehnt ist, nicht aus den Gedanken verlieren; sie ärgerte mich von früh bis spät. Wie man aber wohl geneigt ist, seinem Zorn und seiner Empörung einmal mit einem heftig ausbrechenden Worte Luft zu schaffen, so war es eine Art von Selbsthülfe, welche ich mir in der „Diogena" bereitete, während ich es als ein gutes Werk ansah, Andern sichtbar zu machen, was ich selber zu sehen gelernt hatte. Es ist Nichts dagegen zu sagen, wenn Jemand einen Handel mit Gift treibt, sofern er über seine Thüre schreibt: Hier wird Gift verkauft! Wer aber vorgiebt, Nahrungsmittel feil zu halten und vergiftet diese, der ist, wie strafbar er auch sein möge, sicherlich nicht gefährlicher und nicht strafbarer, als Derjenige, der den nackten Egoismus auf den Altar der Liebe setzt, und der den Frauen Selbstsucht und Selbstvergötterung predigt, welchen man Liebe und Hingebung

als ihr schönstes Vorrecht, und als den sichersten Weg zu ihrem Glück darzustellen hat. — Und neben dieser innern Unsittlichkeit, in den Romanen der Gräfin Hahn, war der geschmacklose Leichtsinn, mit welchem die deutsche Sprache gehandhabt und in einen wahren Mischmasch von Fremdwörtern verwandelt wurde, in meinen Augen eine wahre Sünde gegen den heiligen Geist unserer edlen Muttersprache; eine Sünde, gegen welche man um so mehr einzuschreiten hatte, da es sehr verlockend für die Halbbildung war, sich durch den Gebrauch des Salon-Jargons die Allüren der Vornehmen anzueignen.

Ich komme wohl im weitern Verlauf dieser Memoiren auf den Zeitpunkt und auf die Umstände, unter welchen ich die „Diogena" schrieb und veröffentlichte, noch einmal zurück.

Achtes Kapitel.

Meine Arbeit schritt bei dem ruhigen Leben im Vaterhause schnell genug fort, aber ich konnte es mir nicht verbergen, daß die geistige Freiheit, welche mein Vater mir ließ, mir im Grunde nicht viel frommte, denn je länger ich zu Hause war, je deutlicher fühlte ich, daß ich bei dem Arbeiten wesentlich daran dachte, ob mein Vater damit zufrieden sein, ob es ihm gefallen und nicht etwa gegen seine Meinung irgendwie verstoßen würde.

Während ich keine Menschenfurcht hegte, wo es galt, meine Ueberzeugungen durch die Presse kund zu geben, fühlte ich mich vor dem Vater stets wie ein Kind befangen, denn sein Mißfallen oder sein Beifall, waren noch immer Dasjenige, was ich am meisten fürchtete und ersehnte.

Auf der einen Seite gereichte mir dieses beständige Hinblicken auf meinen Vater sicherlich zum

Vortheil, denn es machte mich gemessen und vorsichtig, aber wer frei schaffen will, muß sich an die Sache selbst, und nicht an das spätere Urtheil über das Geschaffene halten. Ich verlor denn auch, je länger ich zu Hause lebte, mehr und mehr von der Unbefangenheit, Frische und Zuversicht, welche mich fern von der Heimath beseelt hatten, und ich fand mich oft geistig, ohne daß ich hätte sagen können wodurch, von den Schranken des väterlichen Hauses eingeengt. Zudem war ich der einzige weibliche Schriftsteller in meiner ganzen Vaterstadt, hatte in dem Kreise, der mich umgab, Niemand, der gleiche oder ähnliche Zwecke verfolgte, und in dem Bestreben, mich heiter und aufrecht zu erhalten, ermüdete ich mich, und ward wehmüthig und elegisch gestimmt, was mir gar nicht frommte.

Vor Allem war das am Weihnachtsabende der Fall. Wir waren unserer nur noch so Wenige beisammen. Wir sahen uns verstohlen darauf an, ob das unsere Stube, unser Haus, ob wir selbst es denn noch wären, die sich einander gegenüber standen?

Ich dachte, während wie sonst die Lichter hell und lustig brannten, an die Zeiten zurück, in denen

bei geringen und nur auf das Nothwendige beschränkten Gaben, kaum Platz für uns in dem großen Wohnzimmer gewesen war. Ich erinnerte mich, wie wir einst den Weihnachtsabend mit Leopold gefeiert, wie viel Lachen und Scherz und Uebermuth es sonst an diesem Abende gegeben, wie die Eltern Beide so glücklich über unsere Freude gewesen waren — nun war das Alles anders!

Der Vater war mit uns allein, es wurde ihm nicht mehr so schwer uns eine Bescheerung zu bereiten — aber es waren keine Kinder, es waren nur noch erwachsene Töchter im Hause, und es jubelte Niemand mehr. Die Zeit der unermeßlichen Kinderfreude war vorüber, der Schmerz war über uns Alle schon hinweg gegangen, wir hatten die Trennung kennen lernen, und die Endlichkeit des Menschen begriffen. Unsere Gedanken waren nicht mehr ausschließlich bei dem Weihnachtsbaum. Sie waren in die Ferne, in die Vergangenheit, in die Zukunft gerichtet, das Vaterhaus war uns nicht mehr die ganze Welt, der Augenblick machte nicht mehr ausschließlich sein Recht über uns geltend wie früher, er nahm uns nicht mehr gefangen.

Wir dachten an die Mutter, die nicht mehr bei

uns war, wir dachten an Moritz, der einsam im fernen Asien sicherlich mit Sehnsucht sich zu uns träumte, wir dachten an die Geschwister in Berlin, die den Abend in fremden Familien, an unsere Schwester, welche ihn in Breslau im Hause unseres Onkels zubrachte, und Jeder fragte mich: „Wo wirst Du am nächsten Weihnachtsabende sein? Mit uns wirst Du ihn wohl sobald nicht wieder zubringen.“ — Nicht mehr! Nicht wieder!

Es war unverkennbar, die Familie hatte angefangen sich in selbstständige Existenzen aufzulösen. So nothwendig und natürlich dies auch überall ist, hat es doch, wo immer es sich ereignet, seine schmerzliche Seite, und der Vater empfand diese, ohne alle Frage, sehr tief, wenn gleich er sich niemals darüber äußerte.

In jedem Betrachte von der höchsten Selbstlosigkeit, munterte er auch mich fortdauernd auf, die Welt zu sehen, und da ich mir das Geld dazu erarbeitet hatte eine Reise zu machen. Er scherzte mit mir darüber, daß es Zeit für ihn werde, sich von seinem Geschäfte zurückzuziehen, da er nun bald fünf Kinder auswärts, und damit alle seine Zeit zum Briefeschreiben nöthig haben werde, und er

gefiel ſich darin, mit mir die Landkarte vorzunehmen, und die Reiſerouten zu durchdenken, welche ich etwa wählen könne.

Ich ſchwankte lange zwiſchen einer Reiſe nach Frankreich und einem Aufenthalte in Italien, und neigte eigentlich mehr für die Erſtere, weil mir die Sprache geläufig, die Geſchichte des Landes vertraut, die franzöſiſche Literatur mir damals noch vorzugsweiſe lieb war, und weil ich von Jugend an mich oftmals mit dem Wunſche getragen hatte, Paris zu ſehen, den Boden zu betreten, auf welchem die Revolution ſich vollzogen, die Stätten zu ſchauen, an welche die großen, hiſtoriſchen Namen ſich knüpften, und die Pariſer Geſellſchaft kennen zu lernen, von deren geiſtigem Gehalt und von deren Anmuth ich mir die lebhafteſten und daneben ſehr idealiſtiſche Vorſtellungen gemacht hatte.

Im Ganzen theilte mein Vater, der Frankreich eben ſo wenig kannte als ich, dieſe Anſicht, aber Heinrich Simon, dem ich von meinem Vorhaben geſchrieben, rieth mir fortdauernd, mich nach Italien zu wenden. Er hatte Frankreich beſucht, Italien bis Genua und Venedig bereiſt, und wiederholte mir beſtändig, daß ich von Italien weit größere

Förderung und viel höheren Genuß zu erwarten habe, als von Frankreich. Was Paris sei, das könne ich mir vorstellen, wenn ich mir das Leben einer modernen Stadt auf das Höchste potenzirt denke, was italienischer Himmel, was die südliche Natur sei, was es heiße in südlicher Luft am Rande des Mittelländischen Meeres eine Mondnacht zu verträumen, das könne ich nicht ermessen; und nun unsere Ideen erst einmal auf Italien gelenkt worden waren, wirkte neben dem Zauber, welchen die bloße Nennung des Südens auf den Nordländer ausübt, auch der oft ausgesprochene Wunsch meines Vaters, Rom, und vor Allem Pompeji und Herkulanum gesehen zu haben, bestimmend auf mich ein. Aber auch diese Aussicht erhielt ihren trüben Schleier durch den Gedanken, daß mir so nahe und so erreichbar war, was meinem Vater nicht vergönnt gewesen, und was zu genießen er, so weit man es berechnen konnte, keine Wahrscheinlichkeit hatte.

Indeß die Sache blieb in Königsberg noch ganz unentschieden; mein Vater ließ mir freie Wahl, und nur die eine Bedingung stellte er mir, daß ich nicht allein reisen, sondern mir eine Begleitung suchen, oder mich an eine Familie anschließen solle, damit

er über mein Ergehen nicht in Sorge zu ſein brauche. Eine ſolche Begleitung war in Berlin vorausſichtlich nun weit eher zu finden als in meiner Heimath. Wollte ich nach Italien gehen, ſo mußte ich nothwendig etwas Italieniſch lernen, und da ich im Januar meinen Roman beendet und zum Drucke geſchickt hatte, ſo ſetzten wir es feſt, daß ich nun wieder nach Berlin zurückkehren, und dort die nöthigen Schritte zur Vorbereitung einer Reiſe thun ſolle. Zugleich hatte ich vom Vater die mir ganz unſchätzbare Erlaubniß erhalten, mir bis zu meiner Abreiſe von Berlin eine eigene Wohnung nehmen und allein leben zu dürfen, da der Aufenthalt in einem Penſionshauſe, inmitten wechſelnder Koſtgänger, mir nachgrade zu läſtig geworden war.

So kam denn die zweite Hälfte des Januar heran, und das Herz wurde mir bei dem Gedanken, mich wieder von dem Vater zu trennen, ſchwer und ſchwerer, wie lockend auch die Ausſicht auf die Reiſe vor mir ſtand. Freilich ſchrieb ich ihm, wenn ich fern von ihm war, faſt an jedem Tage, und ſendete auf dieſe Weiſe alle vierzehn Tage faſt ein Bändchen Geſchriebenes an ihn ab, da es mir Herzens- und Gewiſſensſache war, mit ihm im engſten Zu-

sammenhange zu bleiben, und ihn Theil haben zu lassen an Allem was mir zufiel und was ich genoß; aber ich hielt mir es beständig vor, daß er nicht ewig leben werde, und wie es mir sein würde, wenn ich mir einmal sagen müßte: alle die Zeit hättest du bei ihm sein, ihn sehen und erheitern können, und darauf hast du unnöthig und freiwillig verzichtet.

Diesen Empfindungen folgte dann wieder die Ueberlegung. Der Vater hatte ja eben seine Freude daran, daß ich vorwärts kam, daß es mir wohl ging, daß ich in der Welt lebte. Die Schwestern hatten mir so oft geschildert, wie der Vater sich an meinen Briefen erheitre, wie er schon einige Tage vorher davon spreche, daß nun bald mein Brief eintreffen werde, und wie jede Anregung, welche ihm durch mich und die Brüder komme, ihn besser als alles Andere zerstreue und unterhalte. Auch aus der Ferne konnte ich ihm also Freude bereiten, und ich hatte es sehr früh begriffen, daß der Einzelne der gesammten Familie am nachhaltigsten nützt, wenn er sich selber vorwärts bringt. Familien, die im Zusammenbleiben ihr höchstes Glück und ihre Aufgabe sehen, bringen es in der Regel eben deßhalb in der Welt zu Nichts, und sehen das Glück,

das ſie ſich zu erhalten wähnen, mit der Zeit ſich trüben und zu Waſſer werden, wie Schnee im Frühling.

Wollte ich den Meinen wirklich Etwas ſein, ihnen wirklich einmal eine Förderung und Stütze werden, ſo mußte ich den Boden gewinnen, auf dem ich fußen konnte, ſo mußte ich eine Stellung erwerben, die mich befähigte ihnen einen Anhalt zu bieten; und das zu erreichen, war für mich in der Heimath keine Ausſicht — das zu erreichen mußte ich fort. Es war auch zwiſchen mir und meinem Vater nun ein für allemal entſchieden, daß ich in jedem Falle künftig Berlin zu meinem Aufenthaltsorte machen ſollte, und wir getröſteten uns, daß es ihm möglich ſein werde, ſich in nicht allzuferner Zeit ebenfalls dort anzuſiedeln, wo er und wir uns dann ein neues Vaterhaus zu gründen hofften.

Der Januar ging auf dieſe Weiſe zu Ende, ehe wir uns deſſen verſahen, der Februar ſtand vor der Thüre. Für den Morgen des erſten Februar hatte ich meine Abreiſe angeſetzt. Der Winter war im Allgemeinen mild geweſen, der Morgen des erſten Februar war naß. Es fiel Schnee und dazwiſchen regnete es, als ich vor unſerer Thüre mit dem Vater

in die Droſchke ſtieg, die mich nach der Poſt fahren ſollte. Die drei Schweſtern begleiteten uns bis auf den Wolm, wir hatten friedliche Tage mitſammen verlebt, und ich kam ihnen halbwegs rührend vor, weil ich wieder in die weite Welt gehen, und ganz für mich ſelber ſorgen wollte.

Der Vater war äußerlich gefaßt und heiter wie immer; Abſchied zu nehmen bewegte ihn zwar, aber verbarg dies ſtets. Er gab mir während der kurzen Fahrt nach der Poſt noch verſchiedene Aufträge für die Geſchwiſter in Berlin, und wir überlegten, daß, wohin ich mich auch zu reiſen entſchließen würde, ich vor fünf Viertel Jahren kaum zurückkehren könne.

„Vielleicht haſt Du Deine Häuſer in Königsberg und Memel dann ſchon verkauft, Dein Geſchäft ſchon aufgelöſt, und erwarteſt mich in Berlin!“ ſagte ich hoffnungsvoll. „So raſch wird das nicht gehen! Du findeſt mich ſicher noch hier,“ entgegnete mir der Vater. — Dann legte er mir noch die Pflicht auf, Moritz beſtändig an dem Gedanken einer Rückkehr nach Europa feſtzuhalten, und als wir uns in der Paſſagierſtube befanden, waren Perſonen da,

welche noch gekommen waren, mir Lebewohl zu sagen, so daß ich den Vater nicht mehr allein sprach.

Der Postillon stieß endlich in sein Horn, der Condukteur nöthigte einzusteigen. Ich hatte einen Eckplatz im Cabriolet. Der Vater umarmte mich mit seiner vollen Liebe. Er half mir in den Wagen, nahm unserm wartenden Hausknecht mein Handgepäck ab, reichte mir Alles selber zu, und legte mir den Fußsack um. Es waren lauter Liebesdienste, die ich noch von ihm empfing.

Dann, als der Wagenschlag schon zugemacht worden war, stieg er noch einmal auf das Rad, sein liebes graues Haar flog an den Schläfen leicht im Winde, aber er sah, wenn schon bewegt, doch frisch und schön aus, und mir noch einmal die Hand gebend und mich mit seinen lieben klaren Augen anblickend, sagte er: „Sei vorsichtig, Fanny! mit Deiner Gesundheit und im Ganzen, und schreibe so oft wie bisher!"

Ich konnte Nichts als weinen und ihm die Hand küssen, und ich sagte: „Ich danke Dir für Alles!" — „Kind!" rief er freundlich und als verstände sich Liebe und Güte bei ihm so von selbst, daß es des Dankens dafür nicht bedurfte.

„Wir müssen fort! Herr Stadtrath!“ erinnerte der Condukteur.

Mein Vater stieg hinunter. Der Wagen setzte sich in Bewegung, der Vater grüßte mich mit Kopf und Hand. Zum letzten Male sah ich seine lieben Augen mir leuchten, zum letzten Male erblickten meine Augen sein schönes, mir so heiliges und unaussprechlich theures Antlitz.

Wir fuhren davon!

Fünf Viertel Jahre später, als der blaue Himmel Neapels sich über mir wölbte, entriß uns ein plötzlicher Tod den Vater, der, als er starb, noch sein neunundfünfzigstes Jahr nicht zur Hälfte zurückgelegt hatte.

Und wie seine letzten Worte bei unserm Scheiden Liebe, und mein letztes Wort zu ihm ein Dank gewesen sind, so steht heute sein Angedenken noch fest in mir aufgerichtet, und wird nicht in mir untergehen, so lange meine Sinne und Atome zusammenhalten. Gesegnet sei sein Andenken!

Leben aber und älter werden, heißt, auf viele Gräber niedersehen!

Neuntes Kapitel.

In Berlin hatte ich mir zunächst eine Wohnung zu suchen, das war aber bei meinen damaligen Verhältnissen keine schwierige Aufgabe, denn meine Mittel waren sehr beschränkt, ich hatte sie für die Reise zusammenzuhalten, und wußte also, daß ich mich bescheiden müsse. Wenn ich übrigens die Wohnung nur für mich allein haben konnte, und sicher davor war, nicht mehr wie im Hause der Verwandten, bei der ich gelebt hatte, die ganz zufällige und mir unerträgliche Gesellschaft halbgebildeter englischer und amerikanischer Kostgänger und Kostgängerinnen in den Kauf nehmen zu müssen, so war mir alles Andere ziemlich gleichgültig. Oder vielmehr, ich war entschlossen, auf alles Mögliche zu verzichten, wenn ich nur nicht mehr Rücksicht auf Menschen zu nehmen brauchte, deren hohle Anmaßung mich in jedem Augenblicke verletzte, ohne daß

ich sie nach Gebühr in ihre Schranken zurückweisen durfte.

Während ich mich nach einer Wohnung für mich umsah, fand sich das Angebot einer solchen in der Zeitung. Zwei Zimmer, von einem und von zwei Fenster, ein Schlafkabinet dazu, eine Treppe hoch, in der Markgrafenstraße dicht am Gensd'armes-Markte — das klang eigentlich viel zu prächtig für mich. Ich ging jedoch hin sie anzusehen und fand was ich bedurfte; denn das Haus war so verfallen, die Treppe so schmal und finster, die Stuben so unansehnlich, die Dielen so ausgetreten und die abgenutzten Wände standen so kahl da, daß mir des Wiener Humoristen Castelli heitere Schilderung der „meublirten Wohnungen" unwillkürlich dabei einfiel. Einen hohen Preis für dieses Quartier zu fordern war nicht möglich, wir wurden also bald Handels einig, und ich suchte mir zu helfen, wie es eben ging. Ich war das schlechte Wohnen, das Entbehren der Behaglichkeit nun schon gewöhnt, und aushaltbar kann eine Frau sich's fast an jedem Orte machen.

Ich that die schlechtesten Möbel in die einfenstrige Stube, um sie in ein Entree zu verwandeln, ließ

die beiden wurmstichigen Schränke in den finstern Winkel bringen, welcher in der Anzeige als Schlafkabinet figurirt hatte, in dem zu schlafen aber eine heimliche Art von Selbstmord gewesen wäre, und beschränkte mich auf die Mittelstube, in welcher ich mit einem Schlafsopha, einem Schreibtisch und einigen andern Stücken, die ich mir in Berlin schon vorher allmählig angeschafft hatte, etwas herrichtete, das einem freilich sehr bescheidenen Wohnzimmer einigermaßen ähnlich wurde.

Ein junger mir befreundeter Bildhauer schenkte mir eine Haut-Relief-Copie von dem Schlüterschen Kopf des großen Kurfürsten und machte mir sein Werk selbst an der Wand fest. Es war das erste kleine Kunstwerk, das ich besaß, und ich habe es als solches und als Andenken an jene Tage treulich in Ehren gehalten und aufbewahrt. Meine Geschwister gaben mir ein Paar Blumenstöcke, die ich an das Fenster setzte, und damit war meine eigene Häuslichkeit begründet.

Mittags brachte man mir mein Essen in meine Stube. Die Wirthin, eine schlichte ununterrichtete Frau, sie war die Wittwe eines Burgemeisters aus irgend einer kleinen märkischen Stadt, hatte es über-

nommen mich zu speisen, aber eingedenk der Belästigung, welche eine nicht selbstgewählte fremde Tischgenossenschaft mir stets gewesen war, hatte ich es mir ausgemacht, allein zu essen, und setzte mich dann zum erstenmale ganz allein an meinen Tisch. Das Tischzeug, das Geräth, das Essen, Alles war sehr schlecht. Zu Hause war es anders; aber ich nahm mir vor, daß ich es einmal auch in meinem Hause, bei mir, ganz anders haben wolle, und ich war so fest entschlossen und so überzeugt dies Ziel zu erreichen, daß es mir halbwegs Vergnügen machte, mit so viel Unbequemlichkeiten an dasselbe zu gelangen, und daß ich auf die Mittel und die Opfer nicht achtete, die mich an dasselbe bringen sollten.

Abends jedoch, als mein Bruder, der bei mir gewesen war, mich verließ, als ich hinter ihm die Thüre abschloß, die nach dem Hausflur führte, und ich mich in den drei leeren, einsamen Räumen zu Bette legen mußte, ward mir bange, denn die Wohnung hing nicht direkt mit den Stuben der Wirthin zusammen, und ich kam plötzlich zu der Empfindung des Alleinseins. Ich untersuchte die Thüre noch einmal, denn ich dachte an Diebe. Als ich sie fest verschlossen fand, überlegte ich, wie ich von aller

Hülfe abgeschnitten sei, falls mir Etwas zustoßen sollte, und ich fühlte mich traurig.

Diese Traurigkeit nahm zu, als ich mein Licht ausgelöscht hatte, und nur noch der röthliche Schimmer meiner Nachtlampe mir die Wände erhellte. Die fleckige blaßblaue Wand hatte solche Todtenfarbe, mein Sopha von weiß und grünem Kattun und meine grünen Rouleaux sahen abscheulich darauf aus. Da stand die Kommode, dort in der Kammer der Kleiderschrank. Sie umschlossen mit Ausnahme der Bücher und der wenigen Möbel, welche zu Hause in meiner Hangelstube mir eigen gehörten, mein ganzes Hab und Gut. Es war nicht eben viel.

Ich fing meine Baarschaft, meine ausstehenden Honorare zu berechnen an, das Exempel war bald gemacht. Ein Jahr vorher war ich mir mit meinen wenigen hundert Thalern wie ein Crösus erschienen, jetzt kam ich mir mit einer größeren Summe recht arm vor, und gewiß, ich war auch Nichts weniger als reich. Freilich besaßen viele andere Frauenzimmer in meinem Alter auch nicht mehr, aber sie hatten sich nicht selbstständig zu vertreten wie ich. Es beschlich mich eine Verzagtheit, die ich nie zuvor

gekannt hatte. All mein Thun und Treiben dünkte mich völlig nichtig und unüberlegt, meine Plane für die Zukunft sahen mir wie Hirngespinnste aus. Ich konnte mir kaum vorstellen, wie ich auf den Einfall gerathen sei, mich unabhängig machen zu wollen, noch weniger, wie mein kluger, vorsorglicher und zärtlicher Vater mir habe glauben können, daß ich mich selbst zu erhalten im Stande sein würde.

Freilich war es eine Thatsache, ich hatte drei Romane geschrieben, wie sie mir eben eingefallen waren, sie hatten sich auch Freunde erworben und ich hatte Geld dafür bekommen. Aber war damit irgend Etwas für meine Zukunft bewiesen? Der Satz: was einmal geschehen ist, kann wieder geschehen! schloß doch nur die Aussicht auf eine Möglichkeit in sich, eine Hoffnung, aber nichts weniger als die Anwartschaft auf ein Gewisses. Mir wurde immer mehr bange, je länger ich über mich selbst nachdachte, und zuletzt kam ich mir wie ein Nachtwandler vor, der in tastendem Instinkte einen Platz eingenommen hat, auf welchem er sich beim Erwachen nicht zu erhalten, und von dem er nicht einmal herunter zu steigen vermag, selbst wenn er Verlangen danach trüge. Es überfiel mich ein heftiger

Schwindel, als stände ich wirklich auf einer Bergesfirst, ich konnte die Angst nicht ertragen, zündete mir noch einmal Licht an, und mit der Helle um mich her verschwanden die schlimmsten Gespenster meiner Sorge, obschon mir das Herz noch recht schwer blieb, denn ich hatte Betrachtungen zu machen, die sich mir auch sonst wohl bisweilen aufgedrängt, die ich mir aber fern zu halten gesucht, und welche sich eben jetzt nicht bannen lassen wollten.

Es fiel mir auf, wie leicht die Menschen geneigt sind, uns beim Worte zu halten, wenn wir es einmal erklären, daß wir sie nicht weiter in Anspruch zu nehmen beabsichtigen, und was wir damit aufopfern, wenn wir die Unsern der Sorge für uns entheben. Ich gerieth in einen jener Widersprüche, in denen der Verstand und die Empfindung sich nicht in das Gleiche zu setzen wissen. Ich hatte unabhängig sein wollen, und nun man mir das vergönnte, sah ich eine Härte in der Zuversicht, welche man mir bewies. Ich liebte es nicht, mich über die äußeren Unbequemlichkeiten und Entbehrungen zu beschweren, welche ich in Folge meines Entschlusses zu tragen hatte, und fand es auffallend, daß man unbedenklich an die vollkommene Zufrie-

denheit glaubte, welche ich aussprach. Und mit der Uebertreibung meiner augenblicklichen Muthlosigkeit kam ich mir wie verstoßen vor, wo ich mich freiwillig und nach reiflicher Ueberlegung zu entfernen für nothwendig gehalten hatte.

Es war, da man mich für praktisch gewandt hielt, sehr natürlich, daß man sich um die Einzelnheiten meines Lebens aus der Ferne nicht mehr wesentlich sorgte, aber es ist Niemand übler daran, als ein Unverzagter, wenn ihn einmal die Verzagtheit überfällt, denn er darf, ohne sich zu verläugnen, nicht eingestehen was er leidet.

Wo man sich gewöhnt hat, an die Kraft eines Menschen zu glauben und auf dieselbe zu vertrauen, fordert man von ihm mit großem Gleichmuth, was er nur mit höchster Anstrengung zu leisten im Stande ist, und man hilft sich in vielen Fällen sogar über den Dank für das von ihm Geleistete mit der Betrachtung hinweg: der hat Kraft, der kann was er will! Aber Niemand fragt, wie viel Kraft wir aufgewendet, wie müde man uns gemacht hat. In gewissem Sinne ging es mir eben so. Ich hatte schon lange gelernt für mich allein zu stehen, als ich es noch immer schmerzlich empfand, daß man die

Entbehrungen für Nichts anschlug, mit denen ich meine Freiheit erkaufte, daß man die Arbeit, die Anstrengungen, die Opfer nicht bedachte, denen ich mich zu unterziehen hatte, um mich vorwärts zu bringen, ja daß man sich in meiner nächsten Familie allgemein dem Glauben überließ, mein Vater unterstütze und erhalte mich noch zum großen Theile, während ich, außer dem Garderobegelde, das wir Alle erhielten, nie einen Heller von meinem Vater empfangen, seit ich sein Haus verlassen hatte. Es lag in seinen Grundsätzen, mich, die er durch ihr Talent bevorzugt hielt, nicht noch anderweit zu bevorzugen, und in meinem Ehrgefühl, Nichts zu beanspruchen, was ich mir selber schaffen konnte. Wir Frauen entbehren die Theilnahme der Unsern Anfangs aber so schwer, weil man uns von Jugend auf zum Anlehnen an Andere, zur Abhängigkeit von ihnen, ja zur Hülflosigkeit erzieht. Und ohne die Liebe und Theilnahme meines ältesten Bruders, der damals wie ich, mühsam und mit tausend Entbehrungen und Anstrengungen seinen Weg zu machen hatte, wäre ich in jener Zeit äußerst einsam gewesen. Wir waren einander aber damals gute Cameraden auf einem beschwerlichen Marsch.

Aus ſolchem Zuſtand der Niedergeſchlagenheit, wie ich ihn in der erwähnten Nacht durchzumachen hatte, und der bei verſchiedenen Wendungen und Wandlungen in meinem Leben noch öfter über mich gekommen und mir immer ſehr ſchwer gefallen iſt, habe ich nie einen andern Ausweg gewußt, als den, mich ganz entſchieden auf mich ſelbſt zurückzuziehen, und mich zu behandeln, wie die Andern uns behandeln. Es liegt auch gar kein Troſt, gar keine Erleichterung darin, wenn man das, was man erduldet, auf die Verhältniſſe ſchiebt, die außer uns ſind. Man gewinnt dabei in der Regel nur die Einſicht in eine begangene Dummheit, und darin liegt weder etwas Ermuthigendes, noch etwas Befreiendes.

Ich ſagte mir alſo in jener Nacht ſehr feſt und beſtimmt: Du haſt's ſo gewollt! du haſt, was du gewollt haſt! Und in allem meinem Unbehagen und in meinen Sorgen fühlte ich plötzlich eine gewiſſe trotzige Freude darüber, daß ich doch meinen Willen durchgeſetzt hatte. Das war ſchon wieder etwas Poſitives, daran konnte ich mich halten, und weil mir das gelungen war, konnte mir ja auch mehr gelingen! Die Hoffnung dämmerte mit dem Tage

auf; und die klare Morgensonne, die hell in meine Fenster fiel, brachte mir mit meinem verlornen Muth auch meine lebenslustige Zuversicht zurück.

Ich sah mich um, es gefiel mir wieder in der Stube. Ich hatte die erste Nacht in meiner eigenen Wohnung geschlafen, ich stand in meiner eigenen Wohnung auf. Das machte mir Vergnügen. Ich ordnete mein Bett, räumte das Zimmer auf, und setzte mir das Frühstücksgeräth zurecht, dann brachte man mir mein Frühstück.

Ich saß allein an dem Tische, und betrachtete meine Umgebung. Mein neues Relief beschäftigte mich sehr und kam mir eigentlich prachtvoll vor. Ich beschloß zwei Epheutöpfe zu kaufen, und es mit Ranken zu umziehen.

Mit einem großen Behagen ging ich, nachdem ich mich angekleidet hatte, in der Stube auf und ab. Es freute mich so, daß hier Niemand ohne meine Erlaubniß hineinkommen konnte, daß ich nicht, wie bisher bei meiner Tante, in einem Durchgangszimmer wohnte, wo ich mich immer wie auf offener Straße empfunden. Ich war sehr damit zufrieden, daß ich mit der Eintheilung meiner Zeit, mit meinem Thun und Lassen nur von mir abhing, daß ich es

mir so eigen und so pünktlich einrichten konnte, als ich nur irgend wollte, und daß ich auch ganz unordentlich und ganz unpünktlich sein durfte, wenn diese mir unnatürliche Lust, wider alles Erwarten doch einmal über mich kommen sollte.

In dem Vergnügen über diese Freiheit fand ich die blaßblaue Wand nicht mehr so fleckig wie in der Nacht, und der weiß und grüne Kattun meines Sopha's und meine grünen Fensterroulleaux sahen mir nicht mehr ganz so abscheulich wie gestern dazu aus. Freilich, solche elende Dielen, solche blinde Fensterscheiben und so schlechte Möbel gab es in keinem Winkel meines Vaterhauses; aber dafür war hier doch Alles meineigen; es war meine, von mir, von meinem eigenen erarbeiteten Gelde bezahlte Stube, ich war doch bei mir zu Hause — bei mir, in meiner eigenen Wohnung.

Und wie ich mir das gedacht hatte, mußte ich mit mir selber lachen! Es hatte mich in den Vaudevilles des französischen Theaters stets belustigt, wenn die jungen Pariser Arbeiterinnen, die französischen Grisetten, so viel Werth darauf legten, in ihren eigenen Wohnungen zu sein. Ihr stolzes: „Je suis dans mes meubles!“ zwischen Tisch und Stuhl und

Hutschachtel gesprochen, war stets ein Gegenstand meiner großen Heiterkeit gewesen; jetzt empfand ich unter ganz andern Verhältnissen, bei einem ganz verschiedenen Bildungsgrade doch etwas sehr Aehnliches. Ich hätte, wäre ich in anderer Stimmung gewesen, sehr zweckmäßige Gedanken über den Zug des Menschen zu persönlicher Absonderung, zu eigenem Besitze haben, und verständige Betrachtungen über Communismus und Fourierismus daran knüpfen können, indeß ich begnügte mich damit, an den verschiedenen Thüren stehen zu bleiben, um die Stube von verschiedenen Standpunkten aus, zu betrachten, und ging dann in mein sogenanntes Entree, um aus demselben in die Wohnstube einzutreten, und zu sehen, wie sie sich dann ausnahm. Ich legte in dem Entree einen alten Shawl auf das Sopha, um ein Loch in demselben zu verbergen, und beschloß, daß der Shawl Anstands halber immer dort liegen bleiben solle. Ich trug die Blumen von einem Fenster auf das Andere, setzte meinen Nähkasten hier hin und dort hin, wünschte mir meine Möbel von Hause lebhaft herbei, und fand, je länger ich mich mit den verschiedenen kleinen Aenderungen beschäftigte, immer mehr Gefallen an meinem neuen

Aufenthalte, ja ich fand endlich, daß es wirklich gar nicht so übel bei mir aussähe.

Um zehn, eilf Uhr kam mein Bruder zu mir, und ich hütete mich wohl, ihm die Verzagtheit einzugestehen, welche mich in der Nacht befallen hatte. Wir waren Beide über unsere Jahre ernst und doch Beide von Herzen jung, ja jünger als unsere Jahre. Genußfähig und sehr leicht befriedigt und erfreut, hatten wir denn auch jetzt ein besonderes Vergnügen daran, daß er zu mir in meine Wohnung, zu mir als Gast kommen konnte.

Wir machten gleich Plane, wie er und die Schwester nächstens einen Mittag bei mir essen, wie wir die Abende oft bei mir zu Hause zubringen wollten. Wir überlegten, was man thun könne, es noch hübscher und angenehmer zu machen, als wir es jetzt schon bei mir fanden, und die Phrase: „wenn ich Geld habe", stand dabei immer in erster Reihe. Indeß die Welt war so weit, das Leben lag so unübersehbar lang vor unsern Augen, Berlin war so groß, das Wetter so hell, und wir fühlten uns so als Vorwärtsstrebende und Vorwärtskommende — es konnte uns gar nicht fehlen! Was uns noch mangelte, kümmerte uns wenig.

Wir lachten über das wackelnde Sopha in dem Entree, auf das man sich nicht ungefährdet niederlassen konnte, wir lachten über die finstere Kammer, und machten eifrig den Platz im Spinde ausfindig, in welchem sich die nöthigsten Nahrungsmittel für das Abendbrod halten lassen würden; aber zeitbedrängt, wie seine amtlichen Verrichtungen den Bruder machten, lief er dann von unsern Untersuchungen schleunig fort, mit dem Versprechen, so oft und so viel er konnte, zu mir zu kommen. Wir waren wie Kinder mit der neuen Puppenstube, oder besser, wir waren muthig und leichten Herzens, tapfer und frohen Sinnes, arbeitsam und genügsam wie die Bettler Berangers, les gueux de Béranger!

Damit begannen nun ein paar fröhliche Monate, deren ich mich noch sehr gern erinnere. Es begann jenes harmlose Leben vom Tag zum Tage, das man nur in der Jugend kennt, nur in der Jugend als ein Glück zu emfinden vermag. Und als wollte das Schicksal mich in meinem guten Muthe und in meiner Zuversicht bestärken, so wurde mir grade in den Tagen von der Brockhausischen Verlagshandlung abermals der Antrag gemacht, eine Novelle für die „Urania" zu schreiben.

Mein Roman war fertig und zum Druck gesendet; um einen neuen Stoff für eine Novelle ist der kritiklose Anfänger nie verlegen, und der Gedanke, hier in meiner eigenen Wohnung eine neue Arbeit zu beginnen, eine Arbeit, die ich offen auf dem Schreibtisch liegen lassen konnte, ohne daß mir jeder Beliebige neugierig hineinsehen durfte, hatte etwas Belebendes für mich. Ohne mich lange zu besinnen, machte ich meine Zusage, und nun saß ich mit meinem Nähzeug ganz allein, den lieben, schönen, hellen Vormittag hindurch, und fing an unter meinen Einfällen und Gedanken auszuwählen, und zu sichten und aufzubauen und anzuordnen, und ich wurde immer heiterer dabei.

Ein Zimmer, in welchem man ein liebevolles Wort vernommen, einen guten und förderlichen Gedanken gedacht hat, ist keine Fremde mehr, ist die Heimath für uns; und als ich mich erst in meiner neuen Wohnung an die Arbeit gemacht hatte, wurde sie mir vertraut wie ein gutes, altes, bequemsitzendes Kleidungsstück, an dem uns Nichts mehr auffällt, Nichts mehr drückt, mit dem wir Eines sind, wie mit unsrer Haut.

Allmählich kamen alle meine Bekannten, so

Männer als Frauen, sahen, wie ich mich eingerichtet hatte, und wie es mir erging. Die Frauen lobten die Sauberkeit meiner Stube, wunderten sich, was ich aus der Wohnung gemacht hätte, aber, ich merkte es Allen an, sie waren gewissermaßen gerührt über mich; und vollends Diejenigen, welche Etwas von meinem Vaterhause wußten, streichelten mich, und sahen mich so mitleidig an, daß ich es ganz bequem gehabt hätte, mich bedauern oder bewundern zu lassen, hätte ich an diesen billigen Herzenserregungen ein Wohlgefallen gehabt.

Die Einen fanden es sehr merkwürdig, daß der Vater mir schon jetzt die Erlaubniß gegeben habe, allein zu wohnen. Ich sagte ihnen, ich sei bald vier unddreißig Jahre. Man wendete mir ein, ich sähe aber weit jünger aus! — „Nimmt mir das meine gesunde Vernunft? macht mich das unzurechnungsfähig?" fragte ich, und wurde mit der Frage erst recht ein Gegenstand der Verwunderung für diese Art von Leuten.

„Wenn Sie nur ein eignes Mädchen hätten!" wendeten mir Andre ein, die recht wohl wußten, daß ich die hundert Thaler nicht übrig hatte, welche ein Dienstmädchen mich für das Jahr gekostet haben

würde. — „Was soll ich denn mit dem Mädchen machen?“ fragte ich. „Soll es mich bedienen? das kann ich entbehren, und mich zu beschützen und zu bewachen, dazu brauche ich ein Dienstmädchen doch nicht!“ — „Es wäre aber doch anständiger!“ bemerkte man mir wohlmeinend.

Welch ein Anstand, welch eine Tugend, deren Anschein durch die Anwesenheit eines armen Dienstmädchens, durch eines jener jungen Geschöpfe aufrecht erhalten werden sollte, von deren Sitten grade jene Art von Frauen im Allgemeinen das Schlimmste zu denken sich berechtigt halten.

„Aber werden Sie denn auch Männer bei sich sehen?“ forschte man vorsichtig.

„Ja! wie anders?“ versetzte ich.

„Nun freilich! Sie sind Schriftstellerin, Sie können das!“ meinte ein Fräulein, das sich noch immer überwachen ließ, obschon die gefährlichen und gefährdeten Tage der Jugend weit hinter ihm lagen.

Und wenn diese Besuche mich verließen, so schlug ich an meine Brust, und sagte triumphirend: Gottlob, daß ich nicht bin wie dieser Eine! Und es kam mich ein Grauen an vor der Lüge der gesellschaftlichen Gesittung, deren Voraussetzung eine Unsitt-

lichkeit und Zuchtlosigkeit ist, wie man sie kaum nachzudenken im Stande ist. Sie waren mir bisweilen förmlich zuwider diese Mütter und diese Töchter mit den regelrecht freundlichen Mienen, mit den festgeknöpften Handschuhen und den festgebannten Augen, die nicht rechts und nicht links sehen durften, wenn die Mutter nicht vorher auf die Stelle hingeblickt, auf welche die Tochter ihre Augen zu richten hatte. Sie waren mir lächerlich und beklagenswerth in ihrer Unfreiheit und in ihrer automatenhaften Beschränktheit, und ich dachte mit Verehrung an meine junge kleine Putzmacherin, die jetzt meine alte gute Freundin ist, und schon damals mutterseelen allein in dem Dachstübchen einer entlegenen Straße wohnte, von Niemand berathen, von Niemand bewacht als von sich selbst und ihrem eigenen Ehrgefühl. Nur daß es Niemandem einfiel, der braven Arbeiterin einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie sich nicht bewachen ließ, oder es ihr zum Verdienste anzurechnen, daß sie sich so wohl zu behüten verstand.

Es ist Jedem auf die eine oder die andere Weise sicherlich geschehen, daß er eine Gegend, oder eine Sache lange unter demselben Augenpunkte betrachtet

hat, bis er sich einmal plötzlich überzeugt, daß er nicht auf der rechten Stelle gestanden und daß er falsch gesehen habe. Man ist dann immer ganz verwundert, man begreift nicht, wie man für eine Gestalt halten können, was doch ein elender Baumstamm gewesen, wie man für ein Gebirge ansehen mögen, was sich eben vor unsern Augen in Wolken auflöst. So geht es dem Menschen auf geistigen Gebieten ebenfalls, und so ging es mir schon sehr frühe mit den sogenannten guten Sitten und dem Anstand der ebenfalls sogenannten guten Gesellschaft. Es fiel mir dabei ein altes Mährchen ein, das mich als Kind sehr beschäftigt und beunruhigt hatte, weil in demselben Jeder gezwungen war, dasjenige nackt auszusprechen, was er wirklich dachte, während er des Glaubens lebte, nur dasjenige zu sagen, was er zu äußern eben für angemessen fand.'

Wenn eine Mutter mir sagte: ich lasse meine Töchter nicht allein zu einem Balle bei einer Freundin gehen! so mußte ich mir unwillkürlich den Nachsatz machen: denn dort findet sie schlechte Gesellschaft, vor der meine Anwesenheit sie beschützen soll. Hieß es: ich lasse meine Tochter nicht ohne Begleitung die Straße betreten! so setzte ich mir hinzu: denn

ich traue ihr nicht über den Weg, und sie ist so einfältig und leichtsinnig, daß ich sie in jedem Betrachte bewachen lassen muß. Meine Töchter nehmen in meiner Abwesenheit keinen Besuch an! bedeutete eigentlich: denn die Männer, welche mein Haus besuchen, sind so roh und so entsittlicht, daß ich Verletzung und Beleidigung der einfachsten Sittlichkeit von ihnen voraussetzen muß! — Und ich habe mich, wenn ich diese Bemerkungen machen mußte, immer gefragt, wie Männer nur die geringste Neigung zum Verkehr mit denjenigen jungen Frauenzimmern haben sollen, über deren Werth die Mütter selbst so geringschätzig urtheilen, oder wie sie als Gäste ein Haus betreten mögen, in welchem man ihnen weniger Zutrauen gewährt, als dem Diener, welcher gelegentlich den Beschützer der Töchter zu machen hat. Wir sind in der Gesittung, nach der Meinung der sogenannten großen Welt, gewiß sehr weit vorgeschritten, und sie ist in Wahrheit doch mit allem ihrem Christenthum und all ihrer Cultur, mit ihrer Bildung und Erziehung, auf die sie so stolz ist, nicht wesentlich über die Cultur des orientalischen Harems hinausgekommen; denn es giebt keine Sittlichkeit ohne persönliche Freiheit, wie es überhaupt

keine Tugend ohne Freiheit giebt. Unsere Anstandsgesetze bringen dem Manne eine Jungfrau zum Weibe; ihm ein wahrhaft tugendhaftes, sittliches Weib zu geben, müßten unsere gesellschaftlichen Zustände anders, müßten unsere Mädchen freier und selbstständiger erzogen, und unsere Cultur mehr sein, als eine Hecke von Präventivmaßregeln, hinter welchen man sich gegen eine Roheit und Unsittlichkeit verschanzt, die doch glücklicher Weise zu den Ausnahmen in unserer Gesellschaft gehören. Alle Fenster zu vermauern, weil hier und da ein unvorsichtiges Kind zum Fenster hinausgefallen ist, ein Kranker sich hinausgestürzt hat, wäre sicherlich eine sehr thörichte Maaßregel.

Zehntes Kapitel.

Das Frühjahr, welches mir den Genuß der eigenen Häuslichkeit gebracht hatte, brachte mir auch eine Freundschaft, die mir bis zu dem Tode meiner Freundin ein Glück gewesen ist, und deren Andenken mir bis an mein Ende ein gesegnetes bleiben wird.

Ich hatte eines Tages eine Einladung zu Professor Theodor Mundt erhalten, und ich freute mich auf den Abend, denn man war immer sicher, heitere und gute Stunden im Mundtschen Hause zu erleben. Theodor und Clara Mundt waren schon eine Reihe von Jahren verheirathet und in Berlin ansässig gewesen, als ich sie zum erstenmale gesehen hatte, und der Ausdruck völliger Zufriedenheit, der Beiden gemeinsam war, hätte an und für sich etwas sehr Einnehmendes gehabt, wären ihre bloßen Na-

men nicht hinreichend gewesen, die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken.

Ich habe es in diesen Blättern nicht mit den Werken und mit der literarischen Bedeutung meiner Freunde und Bekannten, sondern nur mit unsern gegenseitigen Beziehungen und mit dem Eindruck zu thun, welche ihre Persönlichkeit auf mich machte, oder mit den Folgen, welche sich für mich an das Begegnen mit ihnen knüpften. Daran müssen Memoiren sich halten, wie mir scheint, wenn sie nicht, was sie von ihrer Aufgabe entfernen würde, in den Bereich der Kritik und Literaturgeschichte hinübergreifen wollen, und dieses zu vermeiden, bin ich überall bemüht gewesen. Dies vorausgeschickt, fahre ich in meiner Erzählung fort.

Theodor Mundt war über Mittelgröße, festgebaut und kräftig, ohne damals gerade stark zu sein. Seine Züge waren fein, sein dunkles Auge ruhig, und man mußte ihn bei der Fülle seines braunen Haares und einer sehr guten Haltung, entschieden als einen sehr hübschen Mann bezeichnen. Seine Bewegungen hatten etwas Gemessenes, seine Sprache und seine Ausdrucksweise trugen denselben Charakter. Er war im Ganzen zurückhaltend in größerer

Gesellschaft, und in einer solchen hörte ich ihn zum erstenmale sprechen. Er schien mir mehr geneigt für das Zwiegespräch, als für allgemeine Mittheilung zu sein, wie man das häufig bei den Personen findet, welche sich früh gewöhnt haben, das schweigende Blatt Papier zu ihrem Vertrauten zu machen. Ernst und Ruhe waren das Erste, was mir an ihm auffiel, denn so sehr man ihn in das Gespräch zu ziehen und seine Meinung zu hören verlangte, ließ er sich nicht dazu verlocken, an der allgemeinen Unterhaltung der aus den verschiedensten Bestandtheilen zusammengesetzten Gesellschaft thätig Theil zu nehmen. Er hörte zu, und gab erst später, als er bei dem Abendessen neben mir saß, seine Meinung über die früher besprochenen Gegenstände kund, die er resumirend zusammenfaßte und zu einem Ganzen abzuschließen versuchte, wie Einer, der mit den Dingen in's Klare zu kommen und fertig zu werden sucht.

Ganz im Gegentheil zu seiner Art und Weise, war Alles Leben und rasche Offenheit an seiner Frau, ja ich möchte sagen, daß mir nie eine energischere Lebensfülle und Lebendigkeit vorgekommen ist, als Luise Mühlbach sie besaß. Sie dachte schnell und bestimmt, sprach eben so schnell und bestimmt

aus, was sie dachte, und es kamen dabei sehr glückliche Worte zum Vorschein, deren Freimuth überraschend war. Auch mir begegnete sie mit freimüthiger Herzlichkeit. Sie nannte es unverantwortlich, daß Menschen, die von einander wüßten, wie wir, nicht auch ohne alles Weitere zu einander kämen, und sie forderte mich auf, gleich einen der nächsten Abende mit ihnen zuzubringen, was ich denn natürlich auch dankbar annahm.

Sie wohnten damals in der Marienstraße und lebten in einer sehr ausgedehnten Geselligkeit. Um so mehr fiel es mir auf, was Luise Mühlbach Alles aus ihrer Zeit zu machen wußte. Sie schrieb sehr viel, war beständig auf dem Laufenden in der englischen und französischen Literatur, verfolgte die deutsche bis in das Detail der Journalistik, trieb Musik, lernte Russisch und noch eine andere fremde Sprache, daneben wurde ein ganzes Service aufgetragen, das sie selbst gemalt, und es kamen Bücher zum Vorschein, die sie selbst gebunden hatte. Man sah, für diese Frau war fortwährendes rastloses Arbeiten eine Art von Lebensbedingung, eine Nothwendigkeit, und nie, seit ich sie kenne, habe ich sie ermüdet oder gar abgespannt gesehen; aber die eigent-

liche Kraft ihrer Natur gab sich in der hingebenden Liebe kund, mit welcher sie zu ihrem Manne emporblickte. Man gewann unabweislich die Ueberzeugung, daß man in diesen Beiden ein Paar glückliche Menschen vor sich sähe.

Dadurch wurde die ganze Geselligkeit bei ihnen, wie sie eine geistig angeregte war, auch eine heitere. Man machte Musik, man führte dramatische Scenen auf, und vor allen Dingen amüsirte man sich. Als ich dann im Frühjahr, bald nachdem ich mir meine Wohnung eingerichtet, wieder einmal in das Mundt'sche Haus geladen war, fand ich auch wieder eine größere Gesellschaft beisammen. Sie hatte sich um einen, mitten in dem Zimmer stehenden Tische gruppirt und gleich beim Eintreten überraschte mich der Anblick einer Frau, welche der Thüre gegenüber saß. Sie hatte den Kopf ein Wenig gesenkt, denn man betrachtete ein Kupferwerk, und es sah schön aus, wie das Licht der Lampen sich auf dem schwarzbraunen reichen Scheitel der Dame spiegelte, während es ihre schönen entblößten Schultern beleuchtete, und von dem großen Brillantschloß wiederstrahlte, mit dem die Perlenschnüre um den Hals der Fremden befestigt waren.

Als ich mich dem Tiſche näherte, blickte die Fremde empor, und ich ſah in eines der anmuthvollſten Geſichter, die mein Auge je erſchaut hat. Alles in dieſen Zügen war herzgewinnende Güte, bezaubernde Freundlichkeit, und ſelbſt das leiſe Zuſammenziehen der Augenlider, mit welchem ſehr kurzſichtige Perſonen ſich die Sehkraft zu ſchärfen lieben, und das mir ſofort als etwas Eigenthümliches an der Fremden bemerklich wurde, gewann in ihrem Geſichte einen Reiz, weil es ſie zugleich fein und in gewiſſem Sinne hülfsbedürftig ausſehen machte.

„Frau Staatsräthin von Bacheracht!“ ſagte Profeſſor Mundt.

„Ach nein! ſage doch Thereſe!“ rief ſeine Frau, und gab ihr die Hand. „Hier iſt ſie Thereſe!“

„Wie danke ich Ihnen das!“ entgegnete die Fremde, und die Stimme, mit welcher ſie dieſe Worte ſprach, und die Miene, mit welcher ſie unſerer Wirthin die dargebotene Rechte drückte, waren eben ſo ſanft und ſo lieblich wie ihr Blick.

Man ſtellte mich ihr vor. Sie ſtand auf, mir die Hand zu geben, und ich konnte ſie nun genau betrachten. Sie war nur mittler Größe, aber ſie

trug sich vortrefflich, und da sie eine lange und schlanke Taille und eine sehr schöne Büste hatte, so lag bei aller Anmuth etwas Imponirendes in ihrer Gestalt. Die Form ihres Kopfes war nicht eigentlich schön, er war dazu nicht oval genug, das Gesicht zu flach, und der Hals zu kurz und breit, aber es war in dem Schnitt der Stirne, der Nase und des Mundes, wie in der Zeichnung der Augenbrauen und in der Wölbung der Augenlider eine gewisse regelmäßige Gradlienigkeit, die sehr ungewöhnlich, und dem Auge sehr wohlthuend war. Man mußte diese eigen geschnittenen Formen immerfort ansehen, man mußte das Auge unwillkürlich darauf ruhen lassen, um sich immerfort daran zu erfreuen. Es war kein schöner Kopf, aber ein ungemein fesselndes, gewinnendes Gesicht, und was ihm seinen höchsten Zauber gab, das waren die sammetweiche Haut, mit ihrer warmen gesättigten Farbe, und der unaussprechlich süße Ausdruck der braunen, sanften Augen. Die Augen und der liebliche weiche Ton der Stimme hatten wirklich etwas Unwiderstehliches.

Thereſe von Bacheracht war damals beinahe vierzig Jahre alt, aber sie sah bedeutend jünger

aus, und mußte Jedem, der ihr unvorbereitet gegenüber trat, im ersten Augenblicke als eine Schönheit erscheinen. Sie war sich dieses Vorzuges auch bewußt, und hatte Phantasie und Geschmack genug, ihn durch eine gewählte und reiche Kleidung zu erhöhen. Ein schweres violettes Moireekleid hob die Form und die Farbe ihres Halses und ihrer Schultern nur glänzender hervor, und große Rokarden von blaßrosa Band machten das Haar noch dunkler aussehen, ohne die Frische ihres Teints zu beeinträchtigen. Ich war für Schönheit sehr empfänglich, und konnte mich nicht genug an ihr erfreuen, mich nicht satt sehen an ihrer Lieblichkeit.

Es waren schon ein paar Jahre vergangen, seit sie ihr erstes Buch, die Briefe aus dem Süden, veröffentlicht, und diese Reisebetrachtungen, denn eine Reisebeschreibung konnte man jene Aufzeichnungen eigentlich nicht nennen, waren sehr günstig aufgenommen worden. Die wunderlich pedantische Vorrede, mit welcher ein älterer Freund die Tagebuchblätter der anonymen Verfasserin eingeleitet, hatten der warmen überfluthenden Empfindung, welche das Werk charakterisirte, zu einer eigenartigen Folie gedient, und wie Therese selbst die Menschen durch

ihre Anmuth und Güte für sich einnahm, so gewannen die ganz besondere Natur, und die eigenthümlich zusammengesetzte Geistesrichtung in dem Tagebuche sich die Herzen, und das Geheimniß, in welches die Verfasserin sich hüllte, trug dazu bei, das Interesse für sie und ihr Werk zu steigern.

Man hatte es in dem Tagebuche mit einer Frau zu thun, welche dem Adel angehörte, die große Welt kannte, vielerlei gesehen, vielerlei erlebt, vielerlei empfunden hatte, und die, wie man es zu nennen pflegte, mit dem Herzen dachte. Erzogen in den Anschauungen der Lebenssphäre, in welcher sie geboren war, hatte sie sich dennoch in sich selbst besonders ausgebildet, weil ihr anscheinend in ihrer Umgebung nicht die rechte Befriedigung für ihr Gefühlsleben geboten worden war. Diese innere Zurückgezogenheit hatte ihr in mancher Hinsicht den Sinn und das Verständniß für das Allgemeine genommen. Sie war nur selten einer ganz objektiven Betrachtung fähig, sie sah Alles nur von ihrem Standpunkte, sie beurtheilte Alles nur nach dem Maaßstab ihres eigenen Empfindens. Aber dies Empfinden war immer fein, und wenn man auch die Ansichten der Reisenden nicht immer theilte, so

gewann man sie selbst doch lieb, und bekam die Neigung sie kennen zu lernen, die Neigung mehr von ihr zu wissen, als sie in den Briefen von sich ausgesagt hatte. So viel ging aus dem Tagebuche hervor: Therese war verheirathet, hatte ein Kind gehabt und verloren, war übersättigt und sehnsüchtig, lebenslustig und ohne Glauben an das Leben, und religiös ohne einen rechten Halt und eine wirkliche Stütze in der Religion zu besitzen. Sie verrieth eine gewisse Eitelkeit und Koketterie, die neben einer großen Aufrichtigkeit und einer fast kindlichen Naivetät fremdartig einhergingen, und überall wo man hätte erwarten sollen, daß die Ereignisse und die Eindrücke der Reise sie zum Denken anregen müßten, wurde ihr Gefühl wach gerufen, und der Ausdruck desselben zog den Leser unmerklich zu den Träumereien fort, denen die Reisende sich vorzugsweise zu überlassen liebte.

Es war ein sanftes, liebenswürdiges Buch, diese Briefe aus dem Süden, und man brauchte Therese nur anzusehen, um zu erkennen, wie sie sich in jenen Briefen ganz ihrer Natur überlassen hatte, und wie dieselben ohne den Hinblick auf den Leser geschrieben worden waren. Sie hatte nach den Briefen aus dem Süden noch

zwei Romane veröffentlicht, welche besonders bei den Frauen eine ungemein günstige Aufnahme gefunden, und ich fühlte also in jedem Betrachte ein großes Vergnügen, ihr zu begegnen.

Sie setzte sich zu mir, wir plauderten über Dies und Jenes, aber es kam zu keinem ernsteren Gespräche, denn die Gesellschaft war groß und sehr belebt. Es gab Neckerei aller Art unter den befreundeten Gästen. In bester Laune scherzte man über die gegenseitigen Arbeiten, und vor Allem wurde Theodor Mügge um irgend einer Novelle willen geneckt, der er, wie die Andern ihm vorhielten, aus purer Gutmüthigkeit einen ganz unerwarteten, fast unmöglichen Schluß gegeben haben sollte. Er nahm das so heiter und arglos auf, wie es ihm vorgehalten wurde, aber er vertheidigte sich doch gegen die Beschuldigung, indem er mit Recht behauptete, wo es möglich sei, müsse man in der Dichtung darauf denken, dem Leser am Schlusse das Herz zu befreien. Die Dichtkunst sei dazu da, das Leben zu erheitern und zu verschönen, sie müsse sich also an das Schöne und an das Freundliche halten, und wenn sie, ohne äußerste Nothwendigkeit den Leser mit beschwertem Herzen, mit einem Mißklang, einer

Unzufriedenheit, ja auch nur mit lebhaftem Bedauern und mit einer Anklage gegen das Schicksal entlasse, so sei das ein Fehler.

Er sah dabei mit seiner hohen, breitbrustigen, fast athletischen Gestalt, und mit der straffen, aufrechten Haltung, in welcher der ehemalige Soldat damals noch ganz unverkennbar war, so grundgutmüthig, und zugleich so verständig von seiner Behauptung überzeugt aus, daß man sich mindestens dahin mit ihm einigen mußte, daß seiner graden und einfachen Natur das Gewaltsame und Nichtaufzuklärende zuwider sein müsse, und es erregte allgemeines Vergnügen, als Doktor Mundt aus dem Stegreif eine kurze Novellenskizze entwarf, bei der alles drunter und drüber ging, bis endlich in der Ferne ein Signal mit einer Fahne gegeben, und ein Rettungsboot herbeigebracht wurde, aus welchem Mügge ausstieg, um Alles in den Hafen der Ruhe und des Friedens hineinzulootsen.

Mügge war derjenige, der am herzlichsten darüber lachte, aber wir waren damals Alle zusammen ein fröhliches Volk. Wir waren jung, wir hatten Freude an unsern Arbeiten, hatten die Gunst des

Publikums für uns, ſtanden, um Scribe's glücklichen Ausdruck zu brauchen, Alle à la tête de la jeune phalange, und hatten — ich wiederhole den Ausdruck abſichtlich — ein langes, langes Leben, ein weites Feld der Hoffnung vor uns. In ſo langer Zeit, in ſo weitem Felde, was war da unerreichbar? was war da unmöglich?

In der Unendlichkeit, die ſie vor ſich zu haben glaubt, liegt das eigentliche Glück, liegt auch die Macht der Jugend. Man hat zu Allem Muth, man kann Alles unternehmen, Alles wagen, wenn man nur die Zeit hat, es fertig zu machen, oder die Zeit, das Mißlungene durch Gelungenes zu erſetzen. Ein Mißgeſchick, ein Fehlſchlagen — was iſt das in der Jugend? Ein verlorner Tag, Nichts mehr! Und das Leben hat dann noch ſo viele, viele Tage! Aber mit jedem Jahre ſchwindet die Fülle dieſes Reichthums, mit jedem Jahre wird die Zahl der Tage, die man verlieren darf, ohne ſie als Verluſt zu empfinden, geringer. Der unüberſehbare, unermeßliche Reichthum iſt vorüber. Man kann zählen, was man noch beſitzt, man fängt an den kleinſten Verluſt ſchmerzlich zu empfinden, man wird haushäl-

terisch mit seiner Zeit, nachdenklich bei allem Beginnen, man fragt sich, werde ich es vollenden können? Die Sorglosigkeit macht der Sorge Platz. Aus Scheu vor dem Nichtvollenden fängt man nicht mehr an, und wird traurig und verzagt darüber, daß man den alten Muth, die alte Zuversicht zum Leben nicht mehr fühlt. Die Sorglosigkeit ist der Zauberstab, ist die Flügelkraft, ist die Quelle des Jugendmuthes. Wer sie sich zu erhalten wüßte, wer diesen Traum der Jugend an sich zu bannen vermöchte, der besäße die Jugend, dem wäre sie unverloren die goldene Zeit, wie auch der Kalender und die grau gewordenene Locke wider ihn spräche; denn nur der Gedanke an die Endlichkeit ist es, der uns das Gefühl des Alters aufzwingt.

An jenem Abend dachte aber Niemand an das Alter, man sprach jedoch davon, daß die geistige Thätigkeit eine aufreibende sei, daß man rastlos lebe, wie auf dem Rade des Ixion. Ich weiß nicht, wer den Gedanken zuerst angeregt hatte, man fing indeß an, ihn mit Liebe auszuspinnen. Der und Jener theilte aus eigener und fremder Erfahrung einen Beleg dazu mit, und selbst die Jüngsten

unter uns wußten irgend ein Argument dafür beizubringen, und fanden bei der in der Gesellschaft anwesenden Gräfin Ahlefeld, der Freundin des wenig Jahre vorher verstorbenen Dichters Immermann, eine lebhafte Zustimmung. Man war nahe daran, ganz gegen die ursprüngliche Stimmung der Gesellschaft, in einen sentimentalen Ton zu verfallen, als die unwiderstehlichste Lachlust mich überfiel, und ich laut zu lachen anfing.

Wir saßen um den Theetisch: Theodor Mundt und Luise Mühlbach, der geistvolle und gelehrte Musiker Professor Marx mit seiner wunderschönen Frau, Therese Bacheracht, Theodor Mügge und ich; wir hatten Alle geschrieben, schrieben noch, Einer war lebensvoller als der Andere, Einer sah gesünder aus als der Andre, wir Alle hatten unverkennbare Anlagen, stark und fett zu werden, wir waren Alle von Herzen vergnügt, es fehlte uns Allen Nichts, wir freuten uns unseres Daseins, hofften, erwarteten von unserer Zukunft das Allerbeste — und nun sollten wir mit einemmale Alle sammt und sonders auf dem Rade des Ixion liegen, und der Schmerz sollte das auserwählte

Theil des Dichters sein. Das war für mich von der ergötzlichsten Komik, und es brauchte auch eben nur meines lauten Lachens, um die Uebrigen ebenso schnell zum richtigen Gefühle ihres Daseins zu bringen, und uns den Abend so heiter beenden zu lassen, als wir ihn begonnen hatten.

Und heute, nach kaum sechszehn Jahren ist bereits mehr als die Hälfte der an jenem Abende so fröhlichen Menschen, ist Therese, sind Theodor Mügge und Theodor Mundt, in der vollen Kraft der Jahre bereits dahin geschieden; und die freundliche Erinnerung an sie, ist wie die helle Kerze, welche am Allerseelentage von den Gräbern durch die Nebel des Herbstes leuchtet.

Eilftes Kapitel.

Die Nacht war schön gewesen, als wir aus dem gastlichen Hause fortgegangen waren. Am andern Morgen regnete es in Strömen.

Ich saß am Schreibtisch, aber ich konnte nicht arbeiten, denn mir lag eine Ungeschicktheit im Sinne, die ich am Abend vorher begangen hatte, und die ich nicht gleich gut zu machen wußte.

Therese war sehr liebenswürdig, sehr freundlich gegen mich gewesen. Sie hatte mich gefragt, ob ich Hamburg kenne, und als ich das verneint, hatte sie mir zugeredet, es bald zu besuchen, und dann zu ihr zu kommen, und ganz über sie zu verfügen; und ich hatte mir das sagen lassen, hatte dafür gedankt, ohne ihr die Bitte auszusprechen, daß sie mich hier in Berlin besuchen möge. Ich schämte mich dieser Achtlosigkeit, die unhöflich aussehen mußte, und ich beklagte dieselbe im eigenen Interesse noch viel mehr.

Denn Thereſe hatte mir ungemein gefallen, ich wünſchte ſehr ſie wiederzuſehen, und ich hatte nicht einmal gefragt, in welchem Hotel ſie abgeſtiegen ſei.

Während ich, ſehr unzufrieden mit mir ſelbſt, noch überlegte, ob ich an Frau Clara Mundt oder an wen ſonſt ſchreiben ſolle, um Thereſens Adreſſe zu erfahren, klopfte es an meine Thüre. Ich ging öffnen, und naß und ganz durchregnet ſtand Thereſe vor mir.

„Sie haben mir zwar nicht geſagt, daß ich Sie beſuchen ſolle," ſprach ſie mit ihrem ſüßen Tone, „aber ich bin überzeugt, es iſt Ihnen nicht unlieb, daß ich komme, und ich wollte Sie doch vor meiner Abreiſe gern noch einmal ſprechen."

Ich erzählte ihr, wie mich eben in dieſem Augenblicke der Gedanke an ſie beſchäftigt habe, und mir in das Wort fallend, ſagte ſie: „Ich bin ſehr abergläubiſch und Sie lachen mich deßhalb vielleicht aus. Ich hatte gleich geſtern einen merkwürdigen Zug zu Ihnen, habe die ganze Nacht von Ihnen geträumt, und Sie haben mir ſehr viel Gutes im Traum gethan. Daß Sie nun, wo ich auf dem Wege zu Ihnen war, auch grade an mich dachten, und mit

schlechtem Gewissen an mich dachten, das ist mir ganz besonders lieb."

„Warum das?" fragte ich.

„Haben Sie denn nicht die Erfahrung gemacht, daß man die Menschen, gegen die man Unrecht thut, immer ein Bischen dafür liebt?"

Sie sah ganz bezaubernd aus, während sie das sagte, aber ich konnte mich der Freude an ihrer Anmuth nicht überlassen, weil ich die Bemerkung machte, daß sie von dem Regen noch mehr gelitten, als ich Anfangs geglaubt hatte. Ihr Shawl, ihr Hut, ihre Schuhe und Kleider waren ganz durchnäßt. Ich machte sie darauf aufmerksam, sie legte kein Gewicht darauf.

„Ich habe eine eiserne Gesundheit!" sagte sie, „und bin alle solche Dinge, wie Regen und Kälte und Hitze, und wenn Sie wollen, auch Hunger und Durst bei meinem vielen Reisen gewöhnt worden. Aber eine Frage: haben Sie Zeit? kann ich bei Ihnen bleiben?"

Ich versicherte sie, daß ich nichts Besseres verlange, und sie legte nun selbst die nassen Tücher ab, ließ es geschehen, daß ich ihr andere Schuhe besorgte, und meinte: „Ich hatte mit Bacheracht ver-

abredet, daß er mich fünf, sechs Minuten vor der Thüre erwarten solle; käme ich dann nicht, so bliebe ich hier. Nun wird er fort sein, und nun bleibe ich auch.

Der Morgen verging mir, ich wußte nicht wie. Wir sprachen von Büchern, von unsern Arbeiten, von unsern Lebensverhältnissen, von unserer Vergangenheit, wie man von solchen Dingen im Beginne einer Bekanntschaft redet, und es fand sich, daß wir fast über Alles verschieden dachten, daß unsere Ansichten, unsere Erfahrungen, unsere Lebenswege noch viel weiter von einander abwichen, als es durch unsere verschiedene Stellung im Leben an und für sich bedingt war; und dennoch wurden wir einander immer werther, dennoch faßten wir eine Zuneigung zu einander. Wie das geschehen konnte? Ihr Leben in weiten Kreisen beschäftigte meine Phantasie, ihre Anmuth, ihre unverkennbare Güte gewannen mein Herz; die Einfachheit meiner Vergangenheit hatte etwas Rührendes für sie, mein Ernst und meine Offenheit flößten ihr Vertrauen ein.

Es war drei Uhr, als wir uns trennten. Sie beabsichtigte im Beginn des Sommers eine Reise

nach Tyrol anzutreten, und ſpäter nach Interlaken zu gehen. Von dort wollte ſie mir ſchreiben, wenn der Sonderbundkrieg das Reiſen und den Aufenthalt in der Schweiz irgend wie behindre. Schreibe ſie mir nicht, ſo ſei Nichts zu befahren und ich verſprach ihr, für dieſen letztern Fall meinen Weg ſo einzurichten, daß wir uns im Anfang des Auguſt in Interlaken wieder ſähen.

Einen Tag ſpäter verließ ſie Berlin. Ich hatte ſie noch in ihrer Wohnung im Hotel du Nord aufgeſucht, aber ich hatte ſie dabei kaum geſprochen. Sie war in großer Toilette geweſen, mit Brillanten und Blumen geſchmückt, um zu einer Geſellſchaft zu fahren, und verſchiedene Männer, die gekommen waren, ihr die Aufwartung zu machen, nahmen ſie in Beſchlag. Die Scene hatte etwas Blendendes für mich. Thereſe ſah ſo ſchön aus, der Luxus, der ſie umgab, die Huldigung, welche man ihr darbrachte, die Sorgenfreiheit, welche ich bei ihr vorausſetzte, kamen mir wie ein Glück vor, und ich beneidete ſie faſt darum, daß ſie tauſend Dinge nach der Natur zu malen und zu ſchildern im Stande war, die ich aus meiner Phantaſie oder nach Hörenſagen auferbauen mußte. Sie war ganz und gar eine große

Dame in ihrer prächtigen Kleidung, in der ſichern Haltung, in der freundlichen Herablaſſung, mit welcher ſie den Männern begegnete. Mitten in der Unterhaltung mit denſelben wendete ſie ſich aber einmal ganz plötzlich zu mir, drückte mir die Hand und ſagte leiſe und ſchnell: „Ach! ich wollte, ich ſäße bei Ihnen auf dem Sopha, und hätte die Geſellſchaft erſt überſtanden. Ich bin heut' ganz zerſchlagen."

Ich war betroffen. „Was iſt Ihnen denn geſchehen?" fragte ich.

„Mir iſt wieder einmal der Boden unter den Füßen fortgezogen, und Jahre lange Arbeit zertrümmert worden!" — Sie brach dann plötzlich ſeufzend ab.

Man meldete ihr, daß der Wagen auf ſie warte, ich ging fort, als ſie ihrem Mädchen den Befehl gab, Herrn von Bacheracht zu rufen, aber ich hörte nicht auf, an ſie zu denken. Ich hätte wiſſen mögen, ob ſie wirklich nicht glücklich ſei? ob hinter dieſer ſanften, heitern Miene ein ernſter Schmerz verborgen liegen könne? Und weil ich hoffen konnte, Thereſe auf der Reiſe wiederzuſehen, wurde die Ausſicht auf dieſe letztere mir von da ab nur noch lieber.

Thereſen's Beſuch in Berlin hatte den ganzen

Kreis, in welchem ich sie gesehen, wieder auf's Neue mit ihr beschäftigt, und ohne daß ich besondere Nachfragen über sie zu thun nöthig gehabt hätte, hörte ich in den folgenden Wochen häufig von ihr sprechen, erfuhr ich von ihren Schicksalen, was man eben oberflächig von denselben sehen und wissen konnte.

Therese war eine geborene von Struve, Tochter eines russischen Gesandten, der bei den Höfen von Oldenburg und Mecklenburg, und bei den Hansestädten accreditirt war, und in Hamburg residirte. Sie war jung mit einem Legationssekretär von Bacheracht verheirathet worden, der im Jahre fünfundvierzig Staatsrath und russischer Generalkonsul in Hamburg war, hatte mit diesem für eine kurze Zeit den Petersburger Hof besucht, große Reisen mit ihm gemacht, aber ihre Ehe war keine glückliche; und wie man von Therese sprach, schien man sie damals überhaupt nicht für die Ruhe einer friedlichen Ehe gemacht zu glauben. Man wollte von traurigen Herzensangelegenheiten wissen, die sie durchlebt haben sollte, und es war daneben viel von einem seit einigen Jahren obwaltenden leidenschaftlichen Verhältniß zu einem deutschen Schriftsteller die Rede, das sie vollends unglücklich machen sollte.

Wer sie aber nur einigermaßen näher kannte, sprach mit großem Antheil von ihr, und zu den Personen, welche sich am Liebevollsten über Thereſe äußerten, gehörte Frau Palzow. „Denken Sie immer das Beſte von ihr," ſagte ſie mir eines Abends, als wir von ihr ſprachen, und ich ihr den angenehmen Eindruck ſchilderte, welchen Thereſe auf mich gemacht hatte, „und Sie werden ihr nur gerecht ſein. Thereſens unſchätzbare guten Eigenſchaften ſind alle ihr eigen, ihre Irrthümer rühren zum Theil von ihren Verhältniſſen her; und wenn man von irgend einem Menſchen ſagen kann, daß er nur die Fehler beſitzt, die von ſeinen Tugenden herſtammen, ſo iſt das bei Thereſe gewiß der Fall." — Dies Urtheil machte mir große Freude, ja ich fühlte an dieſer Freude, wie lieb mir Thereſe bereits geworden war, und ich liebte Frau Palzow für die Wärme, mit welcher ſie ſich über Thereſe ausſprach. Ich habe ſie ſelten für Jemand ſo von Herzen eingenommen geſehen, als eben für Thereſe.

Ich ſelbſt war in der Zeit ohne alle direkte Nachricht von meiner neuen Bekannten, und ich vermißte ſie auch nicht, denn ich war ſehr beſchäftigt. Ich hatte, um mich für den Aufenthalt in Italien

einigermaßen vorzubereiten, angefangen Italieniſch zu lernen, ſchrieb fleißig an meiner Novelle für die Urania, hatte viel Zeitverluſt mit dem Suchen nach einer paſſenden Reiſegefährtin, und war nebenher viel in Geſellſchaft. Meine alten Freunde freuten ſich meines Fortſchreitens, neue Verbindungen boten ſich mir von allen Seiten dar, ich war unabhängig und ſelbſtſtändig genug, um auf meinem Wege in die Geſellſchaft Niemandes Hülfe mehr nöthig zu haben, und doch noch nicht ſo alt und ſo feſtgeſtellt, daß ich den Schutz älterer oder bedeutenderer Perſonen nicht hätte bereitwillig annehmen können. Ich befand mich alſo, um ein Bild zu brauchen, in jenem beneidenswerthen Zuſtand, welcher uns die Kinder von fünf, ſechs Jahren ſo anmuthig erſcheinen läßt, und ſie uns zu einer ſo erheiternden Unterhaltung macht. Sie legen uns keine weſentliche Mühe mehr auf, können uns aber noch brauchen, und begegnen alſo unſerm paſſiven und unſerm aktiven Egoismus in der uns zuſagendſten Weiſe. Könnte man ſein Lebelang den Leuten als ein ſolches Kind erſcheinen, das ſie ohne Unbequemlichkeit für ſich ſelbſt zu fördern und zu verpflichten vermögen, man würde lauter Freunde und ein leichtes, heiteres Da-

sein haben; denn Jeder mag gern hülfreich sein und den Beschützer machen, während er sich amüsirt. Indeß diese angenehme Rolle läßt sich für selbstständige Menschen nicht fortdauernd aufrecht erhalten. Es kommt die Zeit, in welcher man fremden Rath zwar anhören, aber nicht mehr unbedingt befolgen, in welcher man fremden Schutz, ohne zu heucheln, nicht mehr benutzen kann, und in der man genöthigt ist, sein eigener Berather, sein eigener Maaßstab und sein eigener Richter zu werden, wenn man sich auf dem Wege behaupten will, den man für sich ausgewählt, weil man ihn als den richtigen für sich erkannt hat. Dann wendet sich das Wohlwollen nur zu leicht von uns ab, man nennt uns kalt, nennt uns hochmüthig, zweifelt an der ehrlichen Dankbarkeit unseres Herzens; und solch ein Mißkennen würde ganz unbegreiflich sein, steckte nicht in Jedem von uns ein Stück von einem Tyrannen, machte man nicht von Seiten des Gefühls noch ungerechtere Ansprüche an einander, als man es in praktischen Dingen zu thun pflegt.

Das ist freilich sonderbar genug! Denn Niemand wird Etwas dagegen haben, wenn ein Mann, den er Jahrelang mit Geld unterstützt hat, ihm

endlich sagen kann: „Dank Deiner Hülfe brauche ich dieselbe fortan nicht mehr. Dein Geld hat mir die Möglichkeit gegeben mich auszubilden, mich in der Welt umzusehen, nun habe ich mir ein Geschäft, ein Gewerbe eingerichtet, das mich ernährt. Es ist ein anderes, als dasjenige, welches Du betrieben hast, aber mein Kapital und meine Fähigkeiten sind auch von den Deinen verschieden, und um in meinem Geschäfte vorwärts zu kommen, muß ich andere Mittel und Wege benutzen, als Du es Deiner Zeit gethan!" Gewiß der Mann, der das nicht einsähe und respektirte, der nicht sehr damit zufrieden wäre, sein Geld für sich zu behalten, und es nicht mehr bei einem Dritten einem immer zweifelhaften Erfolge preiszugeben, müßte ein schlechter Geschäftsmann oder ein großer Thor sein.

Mit dem Rath ertheilen, Rath verleihen ist es nun im Grunde ganz dasselbe, und doch verhalten sich die Leute völlig anders dazu. Ich habe eben in der Zeit, in welcher ich meine Reise antreten wollte, und auch später noch vielfach in meinem Leben den Ausruf nicht unterdrücken können: wenn Rath doch baares Geld wäre! wie unangefochten könnte man leben! Und in der That, ein Frauen-

zimmer ist sehr übel daran, wenn es im Leben einen andern Weg zu gehen hat, als den von ihres Vaters Tisch in ihres Mannes Haus. Wie kann es aber anders sein?

Das Staatsgesetz, das allgemeine Recht, erklären die Frau ein für allemal als unmündig, wie sollte der Einzelne nicht geneigt sein, ein Gleiches zu thun. Die Familie erzieht nach überkommenen Grundsätzen die Frau zur Abhängigkeit und Unterordnung, und sie thut auf ihre Weise recht daran, denn die Frau ist unter uns so gestellt, daß ihr keine Veranlassung zu selbstständigem Handeln und Entscheiden gegeben ist — vorausgesetzt, daß sie immer das Glück hat, Männer zu finden, die für sie denken und sorgen. Wenn es einem Mädchen so gut wird, einen verständigen Vater zu haben, und von diesem einem verständigen Manne zur Frau gegeben zu werden, der ihr ihre Söhne und Töchter gut versorgt und gut erzieht, so mag sie ihr Leben hindurch in sanfter Abhängigkeit sich glücklich fühlen, mag vor jeder eigenen Entscheidung und vor fremdem Berathen durch die Rücksicht gesichert sein, daß sie ja ihren natürlicher Berather habe. Es mag dann sehr anmuthig sein, ihre Fügsamkeit zu betrachten, und sie

ſagen zu hören, daß ſie von den Welthändeln Nichts verſtehe, daß ſie von Geld und Erwerb Nichts wiſſe, daß ſie ſich dieſe und jene Verhältniſſe nie klar gemacht habe, weil es ihr weh gethan, ihr Auge auf die Nacht- und Schattenſeiten des Lebens zu richten. Sie mag dann als glückliche uralte Matrone aus der Welt gehen, und der Prediger, der ihr die Leichenrede hält, mag von ihr ſagen, ſie habe durch ihr ganzes Leben ſich das reine ſanfte gehorſame Herz eines Kindes bewahrt.

Aber die Medaille hat zwei Seiten — wenden wir ſie um!

Nicht jeder Frau iſt es gegeben, in Verhältniſſen aufzuwachſen, die ſie aller Sorge um ihre Zukunft entheben. Nicht Jede von uns hat wohlhabende Eltern, nicht Jede von uns findet ſich, wenn ſie zum Selbſtbewußtſein kommt, in der Lage, für welche ihre angebornen Eigenſchaften ſie befähigen, oder welche dieſe ihr zu einem Bedürfniß machen. Sie hat für ſich zu ſorgen, ihren Unterhalt zu erndten, oft für unverſorgte Familienglieder das Brod zu ſchaffen. Sie heirathet. Die Ehe bewährt ſich aber oft nicht als das Glück, als die Verſorgung, welche man von ihr erwartete. Der Mann iſt unfähig die Frau zu

ernähren, er ist krank, er ist kein Haushalter, er versteht die Kinder nicht zu erziehen. Die Frau fühlt daß sie helfen müßte — aber sie versteht Nichts von den Dingen der Welt, sie kennt das Leben nicht, sie weiß nicht, wie man Geld verwaltet, sie hat es nicht gelernt auf die Schattenseiten des Lebens zu blicken, sie weiß nicht, wie man einer Tochter über die traurige Aussichtlosigkeit eines armen Mädchens forthilft, sie weiß nicht, wie man einen irrenden Sohn auf den rechten Weg zurückführt. Sie ist rein, sie ist sanft, sie ist gehorsam — und sie ist ein Unsegen an der Stelle, an der sie ein Segen sein müßte! Sie bricht sich das Herz mit ihrem duldenden Grame, wo sie sich ein Herz fassen und handeln müßte. Nehmt einem Weibe die Voraussetzung des Glückes, für welches Ihr dasselbe mit Euren Theorien der Unterordnung erzieht und alle Vorzüge, welche Ihr an ihm rühmtet, werden zu Mängeln an ihm, und alle die unthätigen Tugenden, welche Ihr ihm gegeben und anerzogen habt, werden zu Sünden, zu schweren Unterlassungssünden, die auf Euch zurückfallen.

Oder habt Ihr noch nicht dagestanden vor der weiblichen Hülflosigkeit, die sich nicht zu rathen, sich

und den Ihren nicht zu helfen wußte! Die mit herabgesunkenen Armen, mit gefalteten Händen den Blick zu Euch erhob, als ob Ihr allmächtig wäret? als ob Ihr mit Eurem Willen und Eurem Rathe nun mit einemmale ihre Schwäche in Stärke, ihre Zaghaftigkeit in Entschlossenheit, ihre Unkenntniß in Einsicht und Umsicht verwandeln könntet?

Wenn Ihr aber vor solchen Mädchen, vor solchen Töchtern, Frauen, Müttern, Wittwen gestanden habt — und wer von uns hätte das nicht — habt Ihr dann nicht bitter und schwer die Unmündigkeit beklagt, zu welcher der Staat und die Familie die Frau erziehen und verdammen? Trat dann der Anblick der einen trostlosen unfähigen Hülflosigkeit nicht anmahnend und anklagend für alle vorhandene weibliche Hülflosigkeit vor Euch hin? Hättet Ihr dann nicht wünschen mögen, daß diese Demuth Selbstgefühl, daß diese Weichheit Stärke und Kraft, daß diese Zuversicht zu Euch und zu des lieben Herrgotts Hülfe, Selbstvertrauen und Thatkraft gewesen wären? Hättet Ihr Euch nicht gern des Rather-Amtes und der daraus erwachsenden Verantwortung enthoben gesehen?

Es wird nicht viele Menschen geben, welche so

leidenschaftlich für das Hülfeleisten eingenommen sind, daß sie diese Frage mit Nein beantworten sollten.

Wenn dem aber so ist, warum mißfällt es Euch, warum wartet Ihr den Erfolg nicht ab, warum scheltet Ihr es, wenn ein Frauenzimmer den Muth und den Beruf fühlt, seine eigene Straße zu gehen, wenn es sagt: Irre ich, so irre ich mir! Täusche ich mich, so trage ich die Folgen! — Ihr fürchtet mit Recht, es fällt auf Eure Schultern zurück wenn es sich getäuscht hat, denn Ihr habt es von Jugend auf gewöhnt, sich auf Andere zu verlassen, und statt die Frau wie den Mann selbst verantwortlich zu machen für ihr Handeln und Erleiden, habt Ihr ihr die Möglichkeit gegeben, sich im Nothfall damit zu entschuldigen, daß sie fremdem Rathe gefolgt sei, fremder Bestimmung nachgegeben habe. Was wird damit für die Frau, für Euch, gewonnen? was ist damit erreicht? was ist die Folge davon?

Die Antwort darauf kann ich aus meiner eigenen Erfahrung geben. Ich bin meiner Anlage nach keine Natur, die es nöthig hat, sich auf Andre zu lehnen und zu stützen, und doch habe ich den Unsegen an mir selbst erprobt, den unsere Erziehung

ur Unmündigkeit über uns verhängt. So lange ich mich zu erinnern vermag, habe ich immer ziemlich bestimmt gewußt, was ich wollte, und das Ziel nicht leicht aus dem Auge verloren, dem ich zustrebte. Ich hatte unabhängig sein wollen, nun war ich es; aber ich sah, daß ein großer Theil meiner Bekannten sich darüber wunderte, daß Manche den Entschluß mißbilligten, den ich gefaßt hatte; und statt sie sich und ihren Ansichten ruhig zu überlassen, und meiner Wege zu gehen woran mich Niemand hindern konnte, wollte ich jeden Einzelnen von der Richtigkeit und Nothwendigkeit meiner Handlungsweise überzeugen, und für jede einzelne Handlung wo möglich die Zustimmung und Anerkennung von Personen erlangen, an denen mir oftmals herzlich wenig gelegen war, und mit denen ich kaum einen andern Zusammenhang hatte, als den, daß mir gelegentlich erzählt werden konnte, was sie etwa über mich dächten und sagten. Ich war wie die Matrosen, die mitten in den wirklichen Gefahren eines Sturmes guten Muthes sind, und sich daneben in ruhigen Stunden vor dem Seegespenste fürchten. Wer aber geneigt ist Gespenster zu sehen, späht beständig nach ihnen aus, starrt so lange in die Dunkelheit hinein, bis

sein Inneres selbst phantastische Bilder erzeugt, und ist schließlich von jedem Menschen zu erschrecken, der festen Blickes in die Leere hineinschaut. Einen Furchtsamen in Angst zu versetzen, einen Zaghaften zu beunruhigen, ist ein Vergnügen, das nur die Wenigsten sich versagen, und man merkte nicht sobald, daß ich die Schwäche hatte, vor gutem Rathe still zu halten, als guter Rath und wohlgemeinte Warnungen von allen Ecken und Enden gegen mich losgelassen wurden.

Dabei that ich nicht das Geringste, was irgend hätte Anstoß geben oder auch nur ein Bedenken verursachen können. Mein Umgang beschränkte sich ausschließlich auf Familienkreise. Die wenigen jungen Männer, die ich ab und zu bei mir sah, waren Männer von Ehre, welche ich und die Meinen seit Jahren kannten, oder irgend ein Fremder, ein Schriftsteller, der mir einmal einen Besuch machte. Ihr Verhältniß zu mir war kein Anderes, als es junge Männer zu einem Mädchen in ihrem Vaterhause haben. Es hatte Keiner von ihnen eine wirkliche Liebe oder Leidenschaft für mich, es machte mir kaum Jemand ernstlich den Hof, ja ich hatte nicht einmal einen männ-

lichen Freund in meiner Nähe. Indeß das half mir gar Nichts.

Ich konnte mich oft vor wohlgemeinten Ermahnungen und gutem Rathe gar nicht bergen; und hätte ich halb so viel Hülfe und Förderung als gute Lehren erhalten, so wäre ich wirklich zu beneiden und mein Leben ein sehr leichtes gewesen. Glücklicher Weise beirrte mich das berathende Gerede nicht, es brachte mich auch nicht von demjenigen ab, was ich für mich als das Richtige und Nothwendige erkannte, aber es verstimmte mich, und was noch schlimmer war, es machte mich zornig und forderte mich zu einem trotzigen Widerstand heraus, in welchem ich dann schroffe Aeußerungen that, die viel weiter gingen, als ich selbst zu gehen irgend geneigt war, und die gethan zu haben ich meist bereute, wenn ich später bei ruhiger Ueberlegung zu der Einsicht gelangte, wie wenig die Personen, welche meine Heftigkeit hervorgerufen hatten, eines solchen unnöthigen, und mir grade ihnen gegenüber nur zu nachtheiligen Kraftaufwandes werth gewesen waren.

Ich kämpfte gegen Windmühlen mit so schweren Waffen, daß ich mir den Arm mit ihnen auszuheben riskirte, und das Alles nur, weil ich, zur Abhängigkeit

erzogen, mich nicht mit meinem guten Bewußtsein zu beruhigen vermochte; weil ich fortdauernd auf das Urtheil der Andern hinhorchte; weil ich jenes Sicherheitsgefühls ermangelte, welches Männer, die viel unbedeutender waren als ich, in unbeirrter Ruhe ihren Zweck verfolgen und die Mittel zu demselben ohne alle Nebenrücksichten wählen ließ.

Manches ist seit der Zeit, von welcher ich spreche, schon anders, die Stellung der Frauen ist in vielem Betrachte in diesen letzten zwanzig Jahren schon eine freiere geworden, und es fällt jetzt kaum noch einem vernünftigen Menschen ein, sich darüber zu wundern, wenn ein verständiges, völlig unbescholtenes Mädchen von vierunddreißig Jahren sich einen eigenen Heerd begründet, in die Oeffentlichkeit tritt, oder allein eine größere Reise unternimmt. Damals aber war es noch anders, und manchem Mädchen, das jetzt unangefochten seinen Weg gehen kann, habe ich ihn mit nicht immer angenehmen Erfahrungen, und manchem mich ermüdenden Axtschlag bahnen geholfen.

Glücklicher Weise hatte ich den felsenfesten Glauben an das sittliche Element im Menschen, den Glauben

an mich selbst, und mit ihm das unwandelbare Vertrauen, daß eine Frau wie ich sich auch auf ihre Weise unter den guten und unter den sittlichen Menschen zu behaupten und durchzusetzen im Stande sein müsse; daß es möglich sein müsse, ohne heuchlerischen Schein den graden Weg zu gehen, und allmählich Anerkennung für sich selbst, und in der für sich selbst errungenen Freiheit und Anerkennung auch für Andere ein Stück Freiheit zu gewinnen. Denn das ist das Schöne und das Ermuthigende an der Freiheit, daß Niemand sie für sich allein erkämpft. Ihr geringster Strahl leuchtet wie die Sonne, wo immer er durch das Dunkel bricht, für Alle, die sich in seinem Bereiche finden.

Eine Lehre aber hat jene Zeit mir ganz besonders gegeben, und sie ist gewiß vielen Personen zu Statten gekommen, mit denen ich in Berührung getreten bin, die Lehre: daß es eine hochmüthige Anmaßung ist, unaufgefordert Rath zu ertheilen, wenn man nicht zugleich entschlossen ist, mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln die Hülfe zu leisten, welche die Befolgung unseres Rathes nöthig macht. Rathgeber, die nicht zugleich ehrliche und beharrliche

Helfer ſind, ſoll man fliehen, denn ſie ſind oder werden in der Regel unſere Feinde, mögen wir ihnen folgen oder nicht, mag unſere Fügſamkeit oder unſer Widerſtand uns Vortheil oder Nachtheil bringen.

Zwölftes Kapitel.

Eines Abends saß ich mit meinem Bruder in meiner Stube, es mochte gegen neun Uhr sein, und wir hatten unser Abendbrod schon eingenommen, als es an meine Thüre klopfte. Das war um diese Zeit etwas so Unerhörtes, daß es mich überraschte, und mein Bruder in das Entree ging, zu hören, was es gäbe.

Es war dunkel in der ersten Stube, ich konnte auch vom Sopha aus nicht sehen, was an der Thüre vorging, hörte aber von einer tiefen Stimme die sonderbare Frage: „Wohnt hier Fanny Lewald?"

„Ja!" antwortete mein Bruder.

„Also richtig! nu! das ist mir lieb!" rief der Fremde, und fügte, auf die in sehr bestimmten Tone gethane Gegenfrage: „Wer sind Sie und was wünschen Sie?" die mich neugierig aus meinem Zimmer mit der Lampe in die Vorstube gehen machen, in

süddeutschem Dialekte die Erklärung hinzu: „Ich bin der Berthold Auerbach, und hatte mir in der Frühe das Wort darauf gegeben, daß ich heute noch auf jeden Fall die Verfasserin der „Jenny“ sehen wolle. Darüber ist's aber, weil ich in Gesellschaft war, spät geworden, und ich bin denn doch gekommen, weil ich's mir schon die ganze Woche vorgenommen und immer Abhaltung gefunden hatte.“

Nachdem die erste Verwunderung über diese Art des Besuches vorüber war, hatte ich die herzlichste Freude, Auerbach bei mir zu haben. Ich hatte schon alle die Tage von seiner Anwesenheit in Berlin gehört, nun kam er bei mir an, wie der heilige Niklas um Weihnachten, und wie der heilige Niklas hatte er alle seine Taschen voll Herrlichkeiten, und warf sie mit der Sorglosigkeit des an Ueberfluß gewöhnten Reichen, auf gut Glück umher, wo er eben Jemand fand, der geneigt war, die Hände aufzuhalten.

Frischer als Auerbach war mir nicht leicht Jemand vorgekommen, und seine poetische Natur und Kraft gaben sich ohne daß er es wollte und wußte in seiner ganzen Ausdrucksweise zu erkennen. Es hatte damals für mich, deren ganze Bildung im

Grunde eine abstrakte gewesen war, einen großen Reiz, Auerbachs Redeweise zu hören, weil sie vollständig von Allem abwich, was ich bis dahin vernommen. Wer eine Zimmer-Erziehung genossen, und einen großen Theil seiner Sprache aus Büchern oder doch von solchen Menschen erlernt hat, deren Sprache sich nach der Schriftsprache gemodelt, besitzt von vornherein kein Bedürfniß sich selbst die Sprache zu schaffen. Er hat, wie die italienischen Improvisatoren, in seiner allgemein ausgebildeten Sprache ein großes, fertiges Capital, mit dem er, wenn ihm eine Begabung dafür innewohnte, bequem handtieren kann. Das macht die Sprache flüssig, aber es macht sie auch bei beschränkter Fähigkeit leicht monoton, phraseologisch und abstrakt.

Bei Auerbach fand grade das Gegentheil statt. Reich an Gedanken, hatte er für diese in seiner frühern Jugend sich offenbar den Ausdruck selbst suchen und die Sprache selbst schaffen müssen, und voll von Eindrücken, die er aus der Natur geschöpft, hatte sich ihm, wo ihm das rechte Wort nicht gleich zur Hand gewesen war, ein Bild dargeboten, welches seine Meinung kund gab. Diese bildliche Ausdrucksweise war ihm geblieben, und alle seine Bilder

waren so schlagend, so aus der sichtbaren Natur hergenommen, daß seine Redeweise mir Anfangs etwas Fremdes hatte, und mir es dann zum erstenmale auffallend machte, was mir fehle, und was ich mir anzueignen suchen müsse, wenn ich zu einer Selbstständigkeit im Ausdruck und zu einem Schaffen aus dem Vollen des Lebens gelangen, und mich vor dem Versinken in Abstraktion bewahren wolle.

Auerbach sprach von meinen Arbeiten, von den seinen und von sich. Er schilderte den Eindruck, welchen Berlin und namentlich die Bildung der jungen Mädchen aus den jüdischen Familien auf ihn mache, er charakterisirte die trockne Begeistrung, der er hier und da in Norddeutschland begegne, und beschwerte sich über die Hast des Lebens, die ihm in Berlin auffallend war, und die ihn, wie er klagte, sich selbst entwende. Es waren das Bemerkungen und Erfahrungen, welche ich schon von vielen jungen Männern, und namentlich von Süddeutschen gehört hatte, wenn sie sich plötzlich nach Norddeutschland und vollends in eine der großen Mittelpunkte des geistigen Lebens, versetzt gefunden. Indeß in Auerbach gewann das ein eigenes Gepräge. Er wollte

seinen geistigen Zustand kund geben, und er sprach von Feld und Wald, von Handwerk und Ackerbau; und während man die Bilder vor Augen hatte, die er heraufbeschworen, sah man doch wieder ihn, und erfuhr man, was ihn belästige und was ihn freute. Er erinnerte mich mit seiner Ausdrucksweise an die gemalten Veilchensträuße, zwischen deren Blumen die Bonapartisten während der Restauration die Köpfe Napoleons und des Königs von Rom zu zeichnen und herauszusehen verstanden, während der Ungeweihte nur einen Veilchenstrauß vor Augen zu haben glaubte.

Rede und Gegenrede zogen uns immer weiter fort. Eine Menge von Erfahrungen, die wir Beide als Juden zu machen gehabt, waren uns gemeinsam, indeß der Boden auf dem wir erwachsen waren, die Verhältnisse unter welchen wir unsere Bildung gewonnen, wichen dafür um so weiter von einander ab, und es war lange nach Mitternacht, als wir uns, voll erhöhter Theilnahme für einander, endlich trennten.

Von da ab sah ich Auerbach noch öfter in jenem Frühjahr, aber je mehr die Jahreszeit vorwärts

schritt, um so weniger wollte es ihm in Berlin behagen, und das war natürlich. Man hat seine Fähigkeiten und seine Gaben nicht ungestraft, man hat keinen tiefen Zusammenhang mit der Natur, ohne sich in der Zeit, wenn sie zu neuem Leben erwacht, in den Mauern einer Stadt, wie in einem Gefängniß zu empfinden; und der Erfrischung, welche Auerbach seinen Lesern bereitet hatte, indem er sie aus ihren parfümirten Salon-Romanen in die Wälder und Wiesen des Schwarzwaldes hinauslockte, dieser Erfrischung entbehrte er selber auf die Länge mehr und mehr.

„Ich gehe vom Frühstück zum Diner und vom Diner zum Abendbrod, ich werde wie ein Mauerstein von Hand zu Hand gereicht, man macht mich hier essen und trinken von früh bis spät, und weiß der liebe Gott, ich bleibe hungrig und durstig, und wenn ich endlich schlafen gehe, kommt mir vor, als müßte ich was trinken, denn ich bin wie ausgedörrt, und das Blut ist mir heiß, daß ich denke, ich werde krank!“ sagte er eines Vormittags mit seufzender Heiterkeit zu mir.

Ich mußte über ihn lachen, aber es war nicht

ſchwer, ihm zu erklären, was ihm fehle, und daß er Luft und Alleinſein und Ruhe nöthig habe, denn Auerbachs mittheilſame Natürlichkeit ſetzte ihn damals noch weit mehr als ſpäter der Gefahr aus, ſich verbrauchen zu laſſen. Die Norddeutſchen hatten das Herz voll von dem Tolpatſch und ſeiner Biederkeit, von Ivo des Heierlein's religiöſem Schwung, von dieſer und jener Geſtalt des Dichters, die ihnen liebgeworden war, und wie Kinder einen Spielzeugkaſten, aus dem ſie ihr Spielzeug herausgenommen haben, darauf anſehen, ob nicht noch mehr darin iſt, weil ja ſchon ſo viel darin geweſen, und ihn immer wieder umſtülpen, um zu probiren ob dies erwartete Mehrere nicht bald herausfallen werde, ſo wurde Auerbach hin und her befragt und umgewendet, und ſollte erzählen und erzählte, und regte an und ließ ſich aufregen, bis Alle, die es gut mit ihm meinten, ihm endlich ſagen mußten: „Auf und fort! Ihre Gutmüthigkeit wird Sie hier umbringen!"

Hielt man ihm das vor, ſo ſagte er ernſthaft: „Sie haben ganz recht!" Und fünf Minuten darauf war er wieder mitten darin, ohne ſich zu erinnern, daß er ſich nicht mehr hatte fortreißen laſſen wollen. Er war und blieb der heilige Niklas mit den

vollen Taſchen — und alle lebhaften Naturen ſind mehr oder weniger ſo großmüthig liebevolle Verſchwender ihres eignen Selbſt. „Blaſe nur immer hübſch in die Kohlen", ſchrieb der verſtorbene geiſtreiche Theodor von Kobbe einmal in gleichem Sinne warnend an meinen Mann: „Blaſe nur immer hübſch in die Kohlen, es giebt für eine Weile einen hellen Schein, und die Leute erfreuen ſich und erwärmen ſich im Vorübergehen daran, aber der Brennſtoff iſt zu erſchöpfen und die Aſche — die fegt man eben fort!" Dem geiſtig Großmüthigen und Freigebigen gegenüber, können Die, welche ihn lieben, den Geiz und die Engherzigkeit als Eigenſchaften ſchätzen lernen.

Am Tage nach Auerbach's erſtem Beſuche erzählte ich einer Dame meiner Bekanntſchaft arglos und mit großem Vergnügen, in wie origineller Weiſe er ſich bei mir eingeführt, und wie gute erbauliche Stunden wir mit einander gehabt hätten. Aber weit entfernt meine Freude zu theilen, ſagte ſie mir ſehr bedenklich: „Sehen Sie wohl, wie ſchlimm es iſt, daß Sie nicht in einer Familie wohnen?"

„Weßhalb denn ſchlimm?" fragte ich.

„Ja! was hätten Sie denn gethan, wenn Auer-

bach so spät am Abende gekommen wäre, und Sie hätten sich ganz allein befunden?"

„Genau dasselbe, was ich jetzt gethan habe. Ich hätte ihn willkommen geheißen, hätte ganz eben so noch einmal Abendbrod besorgt, wir würden wahrscheinlich eben so lange geplaudert, und ich würde ihn eben so beim Fortgehen gebeten haben, künftig nicht zu so ungewöhnlicher Stunde zu mir zu kommen."

„Und es hätte Sie gar nicht genirt?

„Nein! Nicht im Geringsten!"

Die Dame schüttelte verwundert den Kopf, und erstaunte über die Naivetät und Natürlichkeit dieses Geständnisses, wie sie es nannte, und während ich sah, daß sie mein Verhalten nicht nachgemacht haben würde, hatte ich doch Grund ihr zu glauben, daß sie mich, nach ihrem eigenen Ausspruch, um diese ruhige, fest entwickelte Natürlichkeit beneide.

Mein eigener Zusammenhang mit der Natur war aber nur insofern ein entwickelter, als mir von Jugend auf die Unnatur in unsern Lebensverhältnissen ein Stein des Anstoßes gewesen war, so daß ich über dieselbe viel gegrübelt und nachgedacht, und mich von ihr für meine Person frei zu machen ge-

ſtrebt hatte. Indeß, wie ich vorhin erwähnt, in der uns umgebenden Natur war ich ſo fremd als möglich. Die Frucht des Feldes, die Bäume des Waldes, die Blumen, die Vögel, Alles war mir nur ein Ganzes, deſſen allgemeine Wirkung ich mit meinen ſcharfen Sinnen ſehr lebhaft empfand; aber mir fehlte die Möglichkeit des Unterſcheidens, und damit entbehrte ich eben ſo viel Einſicht als Genuß. Was würde man denn von den Menſchen haben, wenn man ſie nur als Maſſe aufzufaſſen verſtände, wenn man zwiſchen einem Humboldt und einem Neger keinen andern Unterſchied zu machen wüßte, als den, welchen das Auge erkennt, als den, daß der Eine ſchwarz und der Andere weiß iſt?

Beinahe mit eben ſo unvollkommener Erkenntniß ſtand ich damals und ſtehen tauſend Andere fortdauernd mitten in der Natur. Das würde unmöglich, würde Jedem unerträglich ſein, wenn man ſich nicht mit dem bibliſchen Glauben, daß ein perſönlicher Gott den Menſchen als das vollkommenſte Geſchöpf, und die ganze übrige Welt nur für das Bedürfniß des Menſchen geſchaffen habe, zu beruhigen verſtände. Wer ſich als das Höchſte, als den Selbſt-

zweck betrachtet, hat nicht sehr nöthig, die Mittel zum Zweck hoch anzuschlagen, und wenn man bei solcher Anschauung alles Erschaffene in die beiden Rubriken desjenigen, was der Mensch brauchen, und desjenigen, was er nicht brauchen kann, eingereiht hat, so ist von diesem Standpunkte aus, eigentlich das Nothwendige geschehen, und es hat höchstens noch ein gewisses Interesse, zu beobachten, auf welche Weise Gott die übrigen Geschöpfe: Steine, Pflanzen und Thiere, dazu fähig machte, uns zu dienen, und wie er das Weltall so hübsch ordentlich zusammen hält, daß wir uns mit Sicherheit und Gefallen darin bewegen können.

In dem Glauben an diese Theorie, deren Hochmuth und Selbstgefühl etwas Furchtbares haben, war ich bis zu einer bestimmten Zeit meiner Jugend auch herangewachsen, und die ganze Generation welcher ich angehöre, wird sich in ziemlich gleicher Lage befunden haben. Und wie ich denn, wenn ich zurückblicke, fast jeden Fortschritt, den ich gemacht habe, auf den direkten oder indirekten Antrieb und Einfluß eines bestimmten Menschen zurückführen kann, denn die unausgesetzte Berührung mit Anderen ist das wahre Perpetuum mobile für unsere

allſeitige Entwicklung, ſo war es Auerbach mit der lebendigen Fülle ſeiner Naturanſchauungen, der mich, ohne es zu wiſſen, zum Beobachten des Einzelnen in der Natur veranlaßte, und mir damit eine Quelle nicht endender Befriedigung eröffnet hat, einer Befriedigung, die durch kein Dazwiſchentreten dritter Perſonen geſtört werden kann, und die darum ſo unſchätzbar iſt, weil man ſie ſich an jedem Orte, in jeder Lebenslage und in jeder Stimmung zu bereiten vermag.

Eines Tages ſprach ich von dieſen Dingen, und daneben auch von Auerbach, mit einem Landsmann von mir, dem jetzt ſchon verſtorbenen Doktor Julius Waldeck, und die Unterhaltung wendete ſich von Auerbach's Dorfgeſchichten zu deſſen frühern Arbeiten. Wir kamen dadurch auf Spinoza zu reden, und Doktor Waldeck, der ein ſehr klarer Kopf war, machte die Bemerkung, daß eigentlich jeder Spinoziſt ein liebevoller Beobachter der Natur ſein müſſe. Ich hatte oftmals von der Theorie Spinoza's ſprechen hören, die ich am liebſten die Religion Spinoza's nennen möchte, denn jedes vollkommen durchdachte Syſtem, das dem Menſchen ſeine Weſenheit und ſeinen Zuſammenhang mit dem All und ſein Ver-

hältniß zu den einzelnen Geschöpfen klar macht, ist Religion. Ich wußte auch, um was es sich in dieser Theorie im Wesentlichen handle, aber ich konnte damit, weil es mir an einer philosophischen Disciplin fehlte, nicht vorwärts kommen, d. h. ich konnte mir die Theorie und ihre Consequenzen nicht von dem einzelnen Fall auf alle andern Fälle übertragen. Ich konnte nicht damit arbeiten, und nur die Religion oder die Theorie werden in uns fruchtbar und für uns förderlich, die wir selbst als Maaßstab und als Hebel zu benutzen die Kraft gewinnen. Damit dies für mich möglich war, mußte ich immer einen festen und einfachen Satz zu erhalten suchen, den ich selber handhaben konnte, und diesen zu erlangen, fragte ich Doktor Waldeck einmal: was er als das Grundprinzip des Spinozismus ansehe, und wie sich dieses am Kürzesten formuliren lasse?

„Alles was ist, ist Gott!" antwortete er gelassen, und nun hatte ich mit einemmale, was ich brauchte, nun hatte ich den Halt für mein ganzes ferneres Leben, den Regulator für mein Denken, Lieben und Handeln, und zugleich die Anmahnung zu jener Unterordnung des eigenen Willens unter das Allgemeine, welche Niemand erlangen kann, so lange er

noch den Menſchen und deſſen Wohl als den einzigen Zweck der Schöpfung anſieht. Es iſt dem Hochmuth und der Selbſtſucht freilich eine ſchwere Zumuthung, ſich nur als mitwirkender Theil zu denken, wo er ſich bisher als den Herrn und Gebieter gefühlt hat; aber man gewinnt an der wachſenden Liebe zehnfach wieder, was man an Macht- und Wichtigkeitsbewußtſein zu opfern hat. Monarchen und Ariſtokraten werden wohl ihre Rechnung bei dem Spinozismus niemals finden, und Staatsreligion könnte er nirgend werden als in der menſchlichſten der Republiken; obſchon er für die Erziehung und das Glück der Einzelnen, für ſeine Ruhe und Reſignation ein wundervolles Mittel iſt. Wie alle großen und unumſtößlichen Wahrheiten dringt indeß der Spinozismus, ſelbſt wider den Willen Derjenigen, die im Allgemeinen ihren Vortheil darin finden, ihn nicht anzuerkennen, auf die unſcheinbarſte Weiſe und oftmals auf den weitabliegendſten Wegen in die Erkenntniß der Menſchen und in die Thätigkeit des Lebens ein, und ſchiebt mehr und mehr das Alte zurück, deſſen Stelle er einnimmt. Er gewinnt Herrſchaft in den Geiſtern, ohne daß man ſagen könnte, er habe ſie geſucht oder wie er ſie erlangt.

Die Culturgeschichte der Menschheit ist ein langer Weg, dessen Wendepunkte mit einzelnen, oft unscheinbaren Thatsachen bezeichnet sind, die erst später in ihrer Bedeutung erkannt, und dann in den Erinnerungen der Menschen zu großen Ereignissen umgestaltet werden. Die Gründung des ersten Vereines zum Schutz der Thiere gegen unnöthige Quälerei war eine solche Thatsache; denn sie erkannte den Grundsatz an, daß das Thier um seiner selbst willen auf der Welt ist, und sie entthronte damit die absolute und despotische Willkürherrschaft des Menschen, ohne daß man vielleicht eine Ahnung davon hatte, was man gethan. Denn wer dem Menschen gegenüber das Thier vor egoistischer Willkür in Schutz nimmt, muß nothwendig auch den Menschen ein für allemal sicher stellen vor willkürlicher Bedrückung und Tyrannei.

Man hat sich lange darin gefallen, den Spinozismus als eine Lehre der Selbstvergötterung zu bezeichnen, und als solche zu verdammen. Wie dies geschehen konnte, wie das noch geschehen kann, das würde kaum zu begreifen sein, wenn man nicht wüßte, mit welcher Schlauheit zu allen Zeiten die Feinde einer neuen Erkenntniß irgend einen Satz

aus derſelben hervorzuheben, und dieſen aus dem Zuſammenhange herausgeriſſenen Satz zu mißdeuten verſtanden haben. So hatte denn auch ich es oftmals ausſprechen hören, daß die Doktrin Spinoza's darum ſo verderblich ſei, weil ſie Gott in den Menſchen ſetze, das heißt, den Menſchen zum Gott erkläre, und alſo jedem Menſchen das Recht zuerkenne, ſich als das Höchſte, als den Mittelpunkt der Welt zu betrachten.

Dieſe Vorſtellung hatte in ihrer Vernunftloſigkeit für mich etwas Empörendes gehabt, und es fiel nun wie Schuppen von meinen Augen, als der Wahnwitz jener Behauptung mir klar gemacht, und mit dem Ausſprechen eines einzigen Satzes das ganze Syſtem nothwendiger, unauflöslicher und liebender Zuſammengehörigkeit alles Erſchaffenen vor mir eröffnet wurde, das Eins im Geiſte, verſchieden in der Form und Kraft, ſeine Dauer in ſeinem Wechſel, ſeine Ewigkeit in ſeinem beſtändigen Vergehen und Werden hat.

Es lag für mich etwas Herzerweiterndes, etwas Beſeligendes in dem Gedanken. Es war mir, wie es einem Einſamen ſein müßte, der ſich plötzlich mitten in eine große, ihm zugehörende, ihm auf das engſte verbundene, und allen ſeinen Schickſalen mitunter-

worfene Familie versetzt findet. Ich gewann mit einemmale tausend neue Gegenstände für meine Aufmerksamkeit, für meine Beobachtung, für meine Liebe und Verehrung. Nichts war mehr leblos, Nichts mehr unpersönlich für mich, Alles hatte Individualität, Alles hatte Bedeutung, Alles sprach zu mir, hatte Anrechte an mich, wie ich an Alles, und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß von jenem Zeitpunkte an ein neues Leben für mich begonnen hat, daß sich auf jene Erkenntniß das Gute zurückführen läßt, welches die Personen, die mich kennen und lieben, etwa an mir schätzen. Denn das was wir für Andere thun, wird ihnen erst recht ersprießlich und wirksam, wenn wir es nicht aus Instinkt, sondern aus freudiger Ueberzeugung für sie thun.

In den Augen eines sprachlosen Kindes, bei den pulsirenden Schlägen des Blutes in seinem kleinen nackten Schädel, die Gottheit zu empfinden, in dem Blick des Hundes, der uns zu verstehen und sich uns damit anzunähern sucht, in dem Sang des Vogels, der durch die Lüfte zieht, in dem leisen Flüstern der sich entfaltenden Blätter, in dem Blühen, Duften, Frucht- und Saamenbringen der Blumen, überall das innewohnende Göttliche, das

Schaffen und Weiterwirken zu erkennen, ist der liebevollste Genuß, der sich erdenken läßt; und wie erhaben ist es, in dem Menschen, den man mit seiner stärksten Liebe liebt, zugleich einen Theil des Allgeistes verehren zu können, welchem man sich anbetend unterordnet, während man sich doch als Seinesgleichen, als Geist von seinem Geiste erkennt. Gewiß, der Spinozismus ist eine Religion der Liebe, der Demuth, der Hingebung, und erschließt zugleich, wie er das All umfaßt, die Blüthe unserer Natur die stärkste Liebe zwischen Mann und Weib, die höchste Poesie als konsequente Folge in sich. Was die Bibel in dumpfem Vorahnen Adam zu seinem Weibe sprechen läßt, jenes: „Das ist Fleisch von meinem Fleische", das verklärt der Spinozismus zu dem erhabenen: Das ist Geist von meinem Geiste, und das Eins sein in der Liebe erhält erst in ihm seine völlige Wahrheit!

Die Zeiten, in denen sich mir eine große Erkenntniß erschlossen hat, in denen ich, wie ich auch äußerlich beschäftigt sein mochte, innerlich immer den einen Gedanken in mir herumtrug, und ihn nachdachte und ihn weiter ausbildete, sind stets sehr

glückliche für mich gewesen; und ich rechne zu einer der letzten derartigen Epochen, auch jene Tage, in welchen ich vor acht oder zehn Jahren zuerst von der Lehre vom Stoffwechsel sprechen hörte, von jener Lehre, mit welcher der Doktrin des Spinozismus, der Lehre von dem Daß, für mich die Lehre von dem Wie hinzugefügt ward.

Ich bin ruhig geworden seitdem und resignirt über die herbe Nothwendigkeit unseres persönlichen Aufhörens mit dem Augenblick des Todes. Schmerzlich, wie es uns auch sein mag, von dem lachenden Leben, von der sonnigen Welt, von den Herzen, die uns gehören und in denen wir unser doppeltes Leben haben, zu scheiden, räthselhaft, unbegreiflich wie das Aufhören uns erscheint, während wir sind und wirken, liegt doch für mein Gefühl eine starke bewegende Kraft eben in dem Bewußtsein unserer Endlichkeit. Ein Hinhalten, ein Aufschieben, ein Vertrösten werden unmöglich vor der Ueberzeugung, was ich hier nicht leiste, leiste ich nie, was ich hier nicht genieße, nicht durch Liebe beglücke, nicht vergelte und nicht sühne, das bleibt ewig für mich und für Andere verloren; und die Gewißheit mit jedem redlichen Streben für alle Zeit und Ewigkeit an der Vollendung des All-

gemeinen mitzuwirken, ist mir erhebender, als in einem mysteriösen Jenseits dafür belohnt zu werden. Und liegt denn nicht ein sanfter Zauber in der Vorstellung des Fortbestehens in dem Stoffwechsel des All?

Ist dir es so schmerzliche Pein,
Im Frühling ein Blümchen zu sein,
Oder mit bunten Schwingen
Zu fliegen und zu singen
Im Wald?

fragt Julius Mosen, und wie im Alterthume, so sind die wahren Dichter auch noch heute oft die Seher und Propheten unter uns.

Dreizehntes Kapitel.

Während der Tage, in welchen Thereſe von Bacheracht in Berlin geweſen war, brachte ich mit ihr zum erſtenmale einen Abend bei der Gräfin Eliſe von Ahlefeld zu. Wir hatten ſie Beide im Mundt'ſchen Hauſe getroffen, und waren von ihr eingeladen worden, ſie an einem der nächſten Tage zum Thee zu beſuchen. Das war aber beinahe, als hätte ſie uns zu einem Beſuche in einer fremden Stadt aufgefordert, denn die Gräfin wohnte jenſeits des Canales auf der Potsdamer Chauſſee, und im Jahre fünfundvierzig war man noch nicht daran gewöhnt, den fernen, außerhalb des Thores gelegenen Stadttheil als leicht erreichbar zu betrachten.

Ich wußte von Hörenſagen, daß die Gräfin durch eine lange Reihe von Jahren Immermann's Leben an ſich gefeſſelt hatte, aber ihr übriges Schickſal war mir fremd, und ich hatte es mir bei

der ersten Begegnung durchaus nicht zu erklären vermocht, woher ihr Gesicht mir so vollkommen bekannt erschien. Ich war sicher, sie nicht vorher gesehen zu haben, sie glich keiner Person, deren ich mich erinnern konnte, und doch waren mir diese nicht eben großen aber sehr freundlichen blauen Augen nicht fremd. Ich kannte die feine flache Stirne, die kleinen hellbraunen Locken, die in einer etwas altmodischen Weise die schmale Schläfe umgaben; die schöne regelmäßige Nase über dem großen und schlecht geformten Munde hatte ich zuverlässig schon vielmals betrachtet, ja selbst die Gestalt kannte ich; und mehr noch als an dem Abende im Mundtschen Hause, an welchem Therese meine Aufmerksamkeit fast ausschließlich in Anspruch genommen, beschäftigte mich, während ich an dem Theetisch der Gräfin saß, unablässig die Frage: woher kenne ich diese Frau?

Sie war keine jener gewöhnlichen Erscheinungen, die uns eben deßhalb vertraut sind; sie hatte auch nicht die Harmonie der wahren Schönheit, welche beruhigt, weil sie Nichts zu wünschen übrig läßt, und die sich uns gleich bei dem ersten Anblick so unvergeßlich eingeprägt, daß man durch eine natür-

liche Selbsttäuschung dies Bild immer in sich getragen zu haben glaubt, weil man sicher ist, es künftig immer in sich wieder zu finden. Die Gräfin konnte, obschon man das Gegentheil behauptet hat, niemals schön gewesen sein, aber ihre Züge waren, bis auf den Mund, sehr fein, und hatten wie ihr Mienenspiel und ihre ganze Gestalt etwas Durchgeistetes, das in der seelenvollen Stimme und der äußerst angenehmen Redeweise der Gräfin, in deren Munde der schöne holsteinische Dialekt noch an Reinheit zu gewinnen schien, seinen völligen Abschluß fand.

Während die Gräfin am Theetisch mit sichrer Leichtigkeit die Wirthin machte, und die Unterhaltung unmerklich anzuregen und in Gang zu erhalten wußte, wurde es Einem wohl zu Muthe, wie an einem jener schönen, klaren Septembertage, welche bei aller Leichtigkeit der Luft noch die volle Wärme des Sommers, und neben den reifen Früchten des Herbstes auch noch die schimmernde Farbenpracht duftiger Blumen in sich bewahren und vereinen. Es stimmte Alles zusammen: die hübschen Zimmer, in welchen man sich befand, die Kunstwerke, die Oelbilder, die Gipsbüsten, die Portraits und die

Kupferstiche, welche die Wände bedeckten, die Geräthe des Theetisches, die bescheidene und doch gewählte Kleidung der Hausfrau, ja selbst die Haltung der Gäste, deren verschiedene Charaktere und Denkweisen sich hier, wie die verschiedenen Instrumente eines Orchesters unter der Leitung eines geschickten Dirigenten, zu einer bestimmten Tonart und zu einem gemessenen Takte bequemen mußten. Dadurch geschah freilich hier und da der Individualität Abbruch, aber die Gesammtheit gewann für den Augenblick dabei, und die Gesellschaft ist ein Werk des Augenblicks.

Bei all den angenehmen Eindrücken, welche ich an jenem Abende empfing, blieb aber immerfort eine gewisse Unruhe in mir rege; und es kamen Augenblicke vor, in welchen die Gräfin mir wie entrückt, ja nahezu unerfaßbar erschien, weil sich fortdauernd jenes Bild, das ich nicht zu bannen vermochte, zwischen sie und mich drängte, und in dem unablässigen Bemühen ein Nichtvorhandenes zu gewinnen, lief ich Gefahr, mir das Vorhandene entgehen zu lassen.

Ich war mir selbst lästig in diesem Zustande, denn ich störte mich in meinem eigenen Vergnügen,

als die Gräfin zufällig die Frage an mich richtete, ob ſie recht gehört habe, und ob ich eine Königsbergerin ſei?

Ich bejahte das, und nun mit einemmale, mit der bloßen Nennung meiner Vaterſtadt, war mir das Räthſel gelöſt, das mich den ganzen Abend hindurch beſchäftigt hatte. Nun wußte ich, wo ich das Geſicht geſehen, das zwiſchen mir und der Gräfin geſtanden hatte. Nun ſah ich es ganz deutlich vor Augen, das Kabinet im Warſchauer'ſchen Hauſe zu Königsberg mit dem Miniaturbilde der Dame im ſchwarzen Amazonenkleide, deren feiner Kopf mit ſeinen kleinen braunen Locken ſich ſo ſchlank über dem hohen Stuartkragen emporhob; und von der Erinnerung wie von einer Entdeckung hingeriſſen, ſagte ich: „Ich habe in meiner Kindheit und Jugend oftmals das Bild einer Frau von Lützow geſehen, das mich immer ſehr intereſſirt hat, weil es ſo anziehend, und weil die Dame die Frau des Generals von Lützow war, der die ſchwarzen Jäger geführt hat; das Bild —"

„Sie kennen alſo die Warſchauer'ſche Familie, nach der ich Sie eben fragen wollte?" fiel mir die Gräfin in die Rede.

„Waren Sie denn jemals in Königsberg?“ gegenfragte ich.

„Gewiß! es ist ja mein Bild, das Sie gesehen haben!“

„Die Frau des General von Lützow?“ wendete ich verwundert ein.

„Wer ich!“ wiederholte die Gräfin. „Ich war früher mit dem General von Lützow verheirathet. Wir haben uns getrennt; und ich habe dann meinen Familiennamen wieder angenommen, weil es mir immer unschicklich vorgekommen ist, wenn Frauen den Namen eines Mannes fortführen, von dem sie sich geschieden haben.

Sie brach ab, und ich fühlte mich verlegen darüber, unwillkürlich peinliche Erinnerungen in ihr wach gerufen zu haben. Mit der Weltgewandtheit und Güte, welche ihr eigen waren, half sie mir jedoch darüber fort, indem sie sich nach ihren Königsberger Bekannten erkundigte; und wenn ich nun auch den störenden Gedanken los war, welcher mich zu Anfang des Abends hingenommen hatte, so war ich dafür um so begieriger geworden, etwas Näheres von dem Lebensschicksal der Gräfin kennen zu lernen, welche durch die Poesie, die sich an den Namen des

General von Lützow knüpfte, ein neues Interesse für mich gewann.

Was jetzt, seit die Biographie der Gräfin von Ahlefeld veröffentlicht worden, über ihren Lebensweg bekannt ist, das erfuhr ich damals sehr allmählig, erfuhr es aus den verschiedensten Quellen, und hatte mir aus den Schilderungen, welche Zuneigung und Abneigung mir machten, das Bild von der Vergangenheit der Gräfin zusammenzusetzen, und es in Einklang mit dem Wesen der Frau zu bringen, deren Anmuth und Liebenswürdigkeit mir durch alle die Jahre, in welchen ich sie sah, nur immer größer erschienen sind.

Was die Gräfin vor allem Andern auszeichnete, war, wie mich dünkte, ein lebhafter Hang zum Verehren und zum Bewundern des Guten, des Schönen und Erhabenen, mit welchem die Neigung Hand in Hand ging, sich den Menschen dienstbar anzuschließen, welche das von ihr verehrte Schöne und Erhabene in irgend einer Weise in sich selbst darstellten oder sonst zur Erscheinung brachten. Aus diesem Zuge, der in seiner Wesenheit ein ächt weiblicher und zugleich ein religiöser ist, erklärt sich im Hauptsächlichen ihr ganzes Leben, stammen ihre Eigenschaften

und ihre Mängel, ihre Leiſtungen und ihre Irrthümer.

Sie war tieffühlend und enthuſiaſtiſch, von raſchem Entſchluſſe und von ausdauernder Beharrlichkeit, und wie ſie dieſe, ſich ſonſt oft entgegenſtehenden Eigenſchaften in ſich verband, ſo war ſie, trotz aller der Hingebung, welcher ſie fähig war, eine viel zu energiſche Natur, um ſich ſelbſt und ihr eigenes Wohl und ihr eigenes inneres Genügen jemals aus den Augen ſetzen zu können. Sie beſaß, um es klar auszudrücken, jenen bei reich begabten Menſchen gar nicht ſeltenen verfeinerten Egoismus, der einen Genuß im Leiſten, im Hingeben, im Beglücken, im Verpflichten findet. Sie war eine Ariſtokratin des Herzens. Man mußte ſie lieben, weil ihre Art des Verpflichtens ſo anmuthig, ſo hinnehmend war, und man konnte, das bin ich gewiß, keine verläßlichere Freundin, keine angenehmere Gefährtin finden, als dieſe Frau, ſo lange man in der Verfaſſung blieb, ſie frei ihrer großmüthig liebenswürdigen Neigung folgen, und ſich von ihr erfreuen zu laſſen, wie es ihr ein Genügen war. Ob ſie im Stande war, ſich die gleichen Verpflichtungen auflegen zu laſſen, und von Andern zu empfangen,

was sie gewährte, ob sie überhaupt geneigt war, sich auch nur den moralischen Zwang der Gegenseitigkeit gefallen zu lassen, den zuletzt jedes dauernde Verhältniß beiden Theilen aufnöthigt, ist mir nach der Kenntniß, welche ich später von ähnlichen Charakteren erlangt habe, mehr als zweifelhaft.

Es lag in dem Wesen der Gräfin Ahlefeld, neben jener religiösen Verehrung für das Gute, das entschiedenste Unabhängigkeitsgefühl, das sich, so gehalten und formell sie sich gab, nicht nur in der Selbstständigkeit ihres Urtheils, sondern in noch viel höherm Grade in der Freiheit ihrer Handlungsweise kund gab.

Frei, und nur dem eigenen Bedürfen, der eigenen Neigung und dem eigenen Sittengesetze folgend, hatte sie sich, eine vielumworbene reiche Erbin, dem Jägergeneral von Lützow zum Weibe angetragen, als dessen Großthaten ihre Begeisterung für ihn erregten. Entschlossen sich selbst zu erretten, hatte sie sich von ihm getrennt, als sie einsehen lernen, daß diese Ehe ein Fehler und ein Mißgriff gewesen war. Mit demselben Zuge der Verehrung und mit demselben ganz auf sich allein gestellten Unabhängigkeits- und Freiheitssinn, war sie die neue Verbin-

dung mit Immermann eingegangen, dem ſie, nach dem Urtheil von Augenzeugen, die liebenswürdigſte und hingebendſte Gefährtin geweſen ſein ſoll, ſo lange er ſich auf die Weiſe von ſeiner Freundin beglücken ließ, welche ſie für die angemeſſene erkannte.

Bei der größten Feinheit im Ausdruck, bei einer wahrhaft edeln Haltung und einer Rückſicht auf die Formen der Geſellſchaft, die nicht vorſichtiger ſein konnte, hatte ſie doch allen Regeln der hergebrachten Sitte und der Convention, ſtolz auf ihr eigenes Bewußtſein geſtützt, entſchieden Trotz geboten; und es lag in der Erſcheinung der Gräfin, in der Zeit, in welcher ich ſie kennen lernte, doch eine ſo ſanfte matronenhafte Würde, ein ſolch ſtilles Inſichberuhen, daß man völlig vergaß, dieſe Frau ſei einſt, jung und von ſtarken Leidenſchaften erſchüttert, mit der Sitte und der öffentlichen Meinung in offenem Zwieſpalt geweſen.

Eigentlich geiſtreich iſt die Gräfin Ahlefeld mir nicht erſchienen, ſie hatte jedoch ſehr viel Verſtand und durch ihn eine ungewöhnlich feine Beobachtungsgabe, mit der ſie in jedem Menſchen ſein Beſtes zu erkennen und zu Tage zu fördern wußte. Sie beſaß die Kunſt anregend zu fragen, und mit einer ſo liebe-

vollen Theilnahme zuzuhören, daß sie dem Sprechenden Lust machte, sein Möglichstes zu thun, um ihr für ihren Antheil zu danken. Es war eine Freude, sie mit dem kleinen Kreise von jungen Männern verkehren zu sehen, welchen sie damals um sich versammelt hatte, und von dem jeder Einzelne ihr mit der dankbarsten Verehrung anhing. An der Art, in welcher sie das Talent und die Leistungen derselben zu pflegen, zu ermuthigen und anzuerkennen wußte, an der linden Behutsamkeit, an der feinen Vorsicht, welche sie für jeden nur einigermaßen bedeutenden Menschen hatte, der in ihre Nähe kam, ließ es sich ermessen, was ihr liebevolles Eingehen auf seine Arbeiten und Schöpfungen für Immermann gewesen sein mußte; und es erklärte sich dadurch der Einfluß, welchen sie auf ihn geübt, und wie sie, die wesentlich ältere Frau, den thatkräftigen und energischen Mann so lange an sich zu fesseln vermocht hatte. Aber es hatte auch sicher die ganze Mannesnatur eines Immermann dazu gehört, in einem solchen weichen Zauberbanne er selbst zu bleiben, und sich loszureißen, als er zu fühlen begann, daß er sich selber zu befreien und zu erretten habe, wollte er bleiben, was er war — ein ganzer, freier Mann.

Die Gräfin Ahlefeld ſprach von dem General von Lützow in der Geſellſchaft ſelten; von Immermann habe ich ſie in Gegenwart mehrerer Perſonen niemals reden hören. Erſt in ſpätern Jahren, als ich in Stahr's Begleitung bei ihr war, der ſie ſchon gekannt hatte, als ſie noch mit Immermann zuſammen in Düſſeldorf gelebt, erwähnte ſie einſt plötzlich eines Abends, den ſie mit Immermann und Stahr und Theodor von Kobbe gemeinſam und heiter im Bremer Rathskeller zugebracht, und ſie pflegte danach Immermann's öfter zu gedenken und auf die Vergangenheit und auf ſeine Arbeiten zurückzukommen, wenn wir ſie bei einem Beſuche allein fanden, oder ſie uns allein in unſerer Wohnung traf.

Sie ſprach einmal mit Stahr ausführlich über deſſen Biographie von Immermann, und erzählte einige charakteriſtiſche Eigenheiten deſſelben, aber auch hier blieb ſie vollkommen Herr über ſich ſelbſt, und wer nicht im Voraus von dem Verhältniß Kunde gehabt hätte, das zwiſchen ihr und Immermann obgewaltet, hätte ſchwerlich auf die Liebe ſchließen können, welche ſie dem Dichter einſt verbunden, oder den Schmerz zu ermeſſen vermocht,

welchen die Trennung von demselben ihr später verursacht hatte. Nur ein einzigesmal gab eine Aeußerung es kund, was in ihr vorgegangen sein mußte, und wie man bei dem Aufleuchten des Blitzes plötzlich durch die Dunkelheit erkennt, auf welchem Grund und Boden, und in welcher Umgebung man sich befindet, so hellten die wenigen Worte mir auf, was mir an dem Wesen der Gräfin früher unverständlich gewesen war, und machten mich über ihre Stärke, Selbstbeherrschung und Consequenz erstaunen, während ihre Güte und ihre ungewöhnliche Liebenswürdigkeit und Feinheit immer denselben sanften, einspinnenden Zauber für mich behielten.

Man befand sich in ihrer Nähe wie in einer linden Luft, aber es erzitterte in derselben überall der Ton einer schmerzlichen Entsagung. Wie konnte es auch anders sein? Für eine Frau, welche in den Tagen ihrer Kraft Männer wie den General von Lützow, wie den tapfern Ferfen, wie Immermann an sich gefesselt, welche im Mittelpunkte der geistigen Bewegung stehend, große und thatkräftige Zeiten an sich vorübergehen sehen, mußte das Alter an sich etwas doppelt Trauriges haben. Und als die Gräfin dann später zu kränkeln und von den Schwächen und

Krankheiten des Alters zu leiden begann, konnte man kaum Trauer darüber empfinden, als sie starb, wenn schon man nicht aufhörte zu wünschen, daß sie noch leben und man sich ihrer sanften Nähe noch erfreuen möchte.

Vierzehntes Kapitel.

In der Mitte des Juni rückte die Zeit heran, welche ich für meine Abreise bestimmt hatte. Nach langem Wählen und Prüfen, nach mancherlei Erörterungen mit meinem Vater war ich dahin gekommen, eine Reisegefährtin zu finden, die sich mir und meinen Planen und Absichten anzupassen verhieß. Sie war eine Berlinerin, fünfzig Jahre alt, unverheirathet, die Tochter eines wohlhabenden Handwerkers, die eine verhältnißmäßig gute Erziehung genossen, und Alles in Allem genommen auch einen sehr guten Charakter hatte. Heiter und lebenslustig wie ein junges Mädchen, bedürfnißlos und ausdauernd wie wenig andere Frauen, hatte sie sich schon in der Welt umgesehen und verschiedene größere und kleinere Reisen gemacht. Ich durfte hoffen, von ihr nicht verlassen zu werden, wenn mir auf der Reise irgend ein Unfall zustoßen sollte, und sie konnte

ſich von dem Reiſen mit mir mancherlei Annehmlichkeiten und Vortheile, mancherlei Bekanntſchaften und Förderungen verſprechen, die ihr ohne mich unzugänglich geblieben wären. Mein Vater war beruhigt, da er ein älteres Frauenzimmer an meiner Seite und mich alſo nicht hülflos wußte, und wir ſind denn während der acht Monate, welche meine Reiſegefährtin neben mir zubrachte, auch gut genug mit einander fertig geworden.

Es war mir ſonderbar zu Muthe, als ich meinen Reiſepaß aus dem Miniſterium des Innern mit ſeinen Viſa's für die verſchiedenen Länder — und wieviel Länder hatte Italien damals noch — auf meinem Tiſche vor mir liegen ſah, als ich die Einführungsbriefe, mit denen meine Freunde mich ausgeſtattet hatten, und das Reiſegeld und die Akkreditive durchmuſterte, die ich mitzunehmen dachte. Ich hatte eine große Genugthuung darüber, aber ich könnte nicht ſagen, daß ich eigentlich froh geweſen wäre.

Was man aus eigener Kraft erreichen konnte, das beſaß ich nun, das hatte ich erreicht, und während ſo manche meiner weiblichen Bekannten mich um meines Looſes Willen jetzt glücklich prieſen

war jener erste Rausch der Freude über meine Freiheit, den ich auf der Reise in Böhmen gefühlt, schon lange in mir verklungen, wußte ich auf das Bestimmteste, daß Alles, was mir an äußerm und innerm Erwerbe zu Theil werden konnte, mir auf die Dauer kein Ersatz für jene Liebe sein würde, welche ein Menschenpaar ausschließlich an einander knüpft, und die jemals zu finden ich jetzt keine Hoffnung mehr hegte.

Ich hatte allerdings noch meinen theuren Vater, den ich liebte, wie man einen Vater nur zu lieben vermag, ich hatte meine Geschwister, an denen ich hing, hatte Freunde, die mir theuer waren, und besaß die Neigung und das Vertrauen aller dieser Menschen; aber diese Güter, die ich nach ihrem vollen Werthe schätzte, und die Unabhängigkeit und die Anerkennung, deren ich genoß, sie waren mir im Grunde doch Nichts als ein Trost, als eine Erfrischung und Stärkung, die mich in der Entsagung aufrecht erhielten. In aller der Freiheit, um die ich mich hier und da beneidet sah, und aus welcher die Mehrzahl der Frauen, die sie zu ersehnen behaupteten, Nichts als eine Qual für sich selbst zu machen gewußt haben würden, denn der verständige

Gebrauch einer großen Freiheit fordert einen festen Sinn, schwebte immer, wie die Feuersäule vor den in der Wüste wandernden Juden, jener schon oft angeführte Ausspruch Göthe's vor meiner Seele: „Und wenn das dort nun hier wird, ist Alles nach wie vor, und das Herz sehnt sich nach entschwundenem Labsal."

Mit einer halb frohen, halb elegischen Stimmung schnallte ich am Abende vor meiner Abreise meinen Koffer zu, und auch am Morgen meines Aufbruchs fühlte ich mir das Herz beengt. So mag es einem Kranken sein, der nach mancherlei vergeblichen Versuchen sich herzustellen, sich zu einer Kur, zu einer Badereise anschickt, von der man ihm mit einer gewissen Zuversicht Heilung verheißen hat.

Ich sagte mir, daß ich reise, um die Welt zu sehen und mich auszubilden, und mein Gewissen fügte innerlich hinzu: Du willst versuchen, ob Du nicht lernen kannst, Dir im Leben ein für allemal selbst genug zu sein.

Während ich mich ankleidete, während meine Tante, bei der ich die Nacht vor der Abreise zugebracht, weil ich meine Möbel und Sachen schon zum Aufbewahren in eine Remise geschickt hatte,

mir freundliche Hülfleiſtungen anbot, und mein Bruder und meine Schweſter ſich liebevoll in meiner Nähe hielten, kam es mir eigentlich äußerſt thöricht, ja ganz unbegreiflich vor, daß ich ſo in die weite Welt hinein gehen wollte, in der ich eigentlich gar Nichts zu holen hatte. Sie erſchien mir ſo groß dieſe Welt, ſo leer, ſo fremd! Ich hatte einen Augenblick, in dem mir vor meiner Reiſe und vor der Fremde graute.

Unzählig oft hatte ich mich gefragt, ob es mir möglich ſein würde, nun ich meine Liebe für Heinrich überwunden hatte, nun ich vierunddreißig Jahre alt und freien Herzens war, eine ſogenannte Vernunftehe zu ſchließen? ob ich im Stande ſein würde, mich in einer auf gegenſeitige Achtung gegründeten Verbindung wohl zu fühlen, und mich einem Manne hinzugeben, ohne daß die höchſte Liebesleidenſchaft mir dieſe Hingabe zum Genuß und zur Nothwendigkeit machte? Und immer hatte ich mir letztlich dieſe Frage aus tiefſter Ueberzeugung mit Nein beantwortet.

Hätte aber an jenem Morgen ein von mir geachteter Mann mir ſeine Hand angetragen und mich zum Weibe begehrt, ich glaube, ich würde ſeinen Vorſchlag angenommen haben, ſo ſchmerzlich dünkte mich

das einsame Fortgehen, so wenig hielt ich es für möglich, noch wahre Liebe für mich zu finden, so überwältigend wirkte der Augenblick.

Die Meinen geleiteten mich nach dem Bahnhof, wir trennten uns mit Thränen! Aber wie der Augenblick niederdrückend wirkt, so wirkt er auch erheiternd, und der schöne helle Sommermorgen, und das vergnügte Gesicht meiner Reisegefährtin verscheuchten die Schwermuth allmählich, welche ungeahnt von den Meinen die letzten Tage auf mir gelastet hatte. Es wäre mir ganz unmöglich gewesen, irgend einem Menschen zu zeigen, daß ich mich zaghaft fühlte, vor einem selbstgefaßten Entschlusse, vor einem lang ersehnten Ziele. Und es ist sicherlich gut, wenn man sich gewöhnt, solche Aufwallungen, wie berechtigt sie immer sein mögen, in sich zu verschließen und mit sich selber abzumachen. Bei aller Wahrhaftigkeit, die wir gegen uns ausüben mögen, kommen doch Stunden, in denen wir uns mit einer vorübergehenden Selbsttäuschung am Besten beschwichtigen; Stunden, in denen Nichts uns weniger frommt, als wenn ein Anderer uns einräumt, daß wir Ursache zur Beschwerde, zum Kleinmuth, zum Verzagen haben. Und wie in tau-

send Verhältnissen eine Handvoll Gewalt weit besser ist als ein ganzer Sack voll Recht, so ist bisweilen bei ehrlichen und wahrhaftigen Naturen ein kleiner forthelfender Selbstbetrug ein weit höherer Segen als das erhabenste aber niederschlagende Zugeständniß reiner Wahrheitsliebe.

Ich hatte mir, nachdem wir ein paar Stunden von Berlin entfernt waren, meine Sache innerlich wieder ganz hübsch zurecht gelegt. Was mich drückte, hüllte ich mir in die Schleier der Vergessenheit, was mir fehlte, philosophirte ich mir fort, und wie man mitunter, des Effektes wegen, eine schöne Façade vor einem baufälligen Hause aufführt, so stellte ich mir alle meine lachenden Aussichten in Reih und Glied neben einander auf, und fand bald wieder lebhaftes Vergnügen und großes Behagen an der selbstgeschaffenen Herrlichkeit.

Die Eisenbahnen reichten damals noch nicht weit, und das Fahren in den Schnellposten war bei der guten Jahreszeit recht angenehm. Das Wetter war vortrefflich. In den kleinen wohlangebauten Fürstenthümern, von denen man man alle anderthalbe Stunden ein anderes passirt hatte, in Reuß, Greiz, Schleiz, Lobenstein hingen die schönsten reifen

Kirschen an den Bäumen und wurden für geringe Preise feilgeboten. In Baireuth blühten die herrlichsten Rosen und eine Rose von Erz steckte auch in dem Knopfloch der Jean Paul Statue.

Jeder Tag brachte Neues! Nach zwei Tagen dünkte es mich, als hätte ich Berlin schon lange verlassen, als wäre ich schon lange mit meiner Reisegefährtin zusammen. Die Zeit mißt sich nach dem Erleben ab, und ist lang oder kurz, je nachdem sie für uns mit Ereignissen und Erlebnissen ausgefüllt ist.

In Nürnberg führte der vortreffliche greise Professor Heideloff, der Conservator der dortigen Kunstschätze, mich überall herum. Ich hatte ihn ein Jahr vorher bei der Dampfschifffahrt zwischen Prag und Dresden kennen lernen, als er von der Architekten-Versammlung zurückgekehrt war; und er erfüllte sein Anerbieten, mir Nürnberg zu zeigen, in der freundlichsten und zuvorkommendsten Weise. Es war die erste wahrhaft mittelaltrige Stadt, welche ich kennen lernte, die erste Stadt, in der die Bauten und Kunstwerke aus dem Gemeinwesen und Gemeinsinn des Volkes naturwüchsig entstanden waren. Das fiel mir auf, und das Vorzügliche der Leistungen begriff

ich. Weil ich aber noch keine alte Stadt geſehen hatte, dünkten mich manche Straßen und Plätze häßlich, die mir fünfzehn Jahre ſpäter, als ich wieder einmal, mit reiferer Bildung und mit einem durch vielfache Erfahrung berichtigten Maaßſtabe nach Nürnberg kam, förmlich imponirend entgegentraten. Mit der ſogenannten vielbeliebten Friſche und Richtigkeit der erſten Eindrücke iſt es in der Regel ein übel Ding, und ich habe an mir ſelber Gelegenheit gehabt, ihnen mißtrauen zu lernen, und gegen die Naivetät, mit welcher die unfertige Bildung ihre friſch gewonnenen Anſchauungen auf gut Glück dem Publikum übergiebt, ein Bedenken zu haben. Nichts fordert mehr Reife, als ſchnelles Sehen und Beobachten, und Nichts wird doch für leichter erachtet. Ich könnte ganze Reihen ergötzlicher Anekdoten von den Mißgriffen erzählen, welche ich in dieſer Beziehung theils begehen ſah, theils ſelbſt begangen habe; und hier und da findet ſich wohl die Gelegenheit, eine davon zum Beſten zu geben.

Wir gingen von Baireuth nach Stuttgart, wo ich Franz Dingelſtedt, der damals dort Bibliothekar war, flüchtig kennen lernte, nahmen dann unſern Weg durch das reizende Enzthal und verweilten

ein paar Tage in dem ſchattigen Wildbade, von wo wir uns nach Baden-Baden wendeten, weil ich meinen, mir lange ſchon befreundeten und doch von Angeſicht noch unbekannten Vetter Auguſt Lewald, dort zu beſuchen wünſchte.

Lewald war im Jahre fünfundvierzig ein Mann in den beſten Jahren und in den beſten Verhältniſſen. Ohne groß zu ſein, ſah er mit ſeinem wohlgebauten Kopfe, mit ſeinen ſchönen braunen Augen, mit der gebogenen Naſe und mit ſeinem großen Schnurbart, dem alten Blücher ähnlich, und glich doch auch wieder meinem Vater und deſſen Brüdern in gewiſſen Zügen. Das ſprach mich gemüthlich an, und die Wärme und Herzlichkeit, mit denen er mich begrüßte, würden ihn mir lieb gemacht haben, wäre ich ihm nicht ohnehin ſchon herzlich dankbar verbunden geweſen.

Er redigirte damals noch die „Europa", war mit andern eigenen Arbeiten beſchäftigt, und hatte daneben eine große journaliſtiſche Correſpondenz, wie ſie ſeiner lebhaften Thätigkeit entſprach. Seine Vermögensverhältniſſe waren günſtig, und er baute eben in jener Zeit mit großer Vorliebe an einer Villa auf der Höhe unterhalb des Schloſſes, die er

künftig beständig zu bewohnen beabsichtigte. Das Haus war nahezu fertig, er hatte viel Geschmack und Kunstsinn in der Anlage bewiesen und in demselben bereits Alles vereinigt, was er in seinem viel bewegten Wanderleben an Kunstgegenständen und Raritäten zusammengebracht. Er ließ mich diese besehen, sprach von seiner Absicht, die „Europa" abzugeben, sich ganz von der Journalistik zurückzuziehen, und genoß nach einem arbeitsvollen Leben mit unverkennbarem Vergnügen die Aussicht auf ein sorgenfreies und behagliches Alter.

Ich hatte viel Freude an ihm, und das um so mehr, weil er mir zu denken gab, und weil ich während der vier oder fünf Tage, welche ich mit ihm in Baden verlebte, wie bei dem Schütteln eines aus vielfachen Elementen wunderbar zusammengesetzten Kaleidoskops, immer neue Bilder von ihm und seiner Eigenthümlichkeit gewann.

Saßen wir an dem Mittagstische des Gasthofes, in welchem wir speisten, so war er ganz Lebemann. Die Zubereitung der einzelnen Speisen, die Champignons an der Sauce, die Trüffeln an der Pastete, die Feinheit des Filets und die Blume des Weines beschäftigten ihn ernstlich. Er setzte ihren Werth

auseinander, erklärte mir, wie er nur eine einzige Mahlzeit am Tage nehme, wie er aber dafür auch fordere, daß diese künstlerisch und vollendet zubereitet sei — und ich hörte ihm zu, wie man einem geistvollen Künstler zuhört, der eine seiner Lieblingsrollen darstellt.

Nachmittag, wenn wir vor dem Conversationshause den Kaffee einnahmen, stand das Kaleidoskop schon anders. Lewald hatte dann in der Regel eine größere Gesellschaft um sich, und war ungemein unterhaltend und vielseitig. Er neckte, hudelte und ermunterte ein paar junge Literaten, die er seine apprentis journalistes nannte, und die seine Adjutanten bei der Redaktion der „Europa" sein mochten; er stritt gegen die radikalen aber immer geistvollen und originellen Behauptungen von Georg Herwegh, der zu einem kurzen Besuche zu ihm nach Baden gekommen war. Er sprach mit Justinus Kerner von guten gemeinsamen Bekannten, brachte ihn dazu, einzelne Züge aus dem Seelenleben, wie Kerner dieses auffaßte, zum Besten zu geben, vermied es mit komischer List, eine Dame, die sich uns nahen wollte, zu sehen, zog eine andere Person, der er mich vorzustellen wünschte, an seinen Kreis heran,

ſetzte das Weſen der modernen Oper heiter und trotz der Flüchtigkeit deutlich auseinander, zergliederte mit und vor ſeinen Adjutanten einige neuere literariſche Arbeiten, nannte mir alle Vorübergehenden bei Namen, die mich irgend intereſſiren konnten, erklärte mir die einzig richtige Art den Kaffee zu bereiten; und als dann Sabine Heinefetter dazu kam, die ich ſchon in meinem Vaterhauſe vor Jahren hatte kennen lernen, und die wiederzuſehen mir Vergnügen gemacht, waren Beide bald in die unerſchöpflichen Bereiche der Theatergeſchichten und Theateranekdoten gerathen, und brachten uns damit in ein unaufhörliches Lachen, denn Beide gingen bis an die äußerſte Grenze des Erzählbaren, ohne dieſe doch jemals zu überſchreiten. — Daß ein Mann von dieſer Vielſeitigkeit der Intereſſen, von einer ſolchen Fülle des Wiſſens, und von dieſer Leichtigkeit und Eleganz der Mittheilung zum Redakteur einer Zeitſchrift wie geſchaffen war, mußte Jedem einleuchten. Er war nicht eigentlich gelehrt, aber er hatte ſehr viel und mit Geiſt geſehen und erlebt, viel Menſchen gekannt, war höchſt unterrichtet, voll eigener ſcharfer Beobachtung und verſtand das Zuſammenfaſſen und das Folgern in der glücklichſten Weiſe.

Wenn er dann einmal mit mir allein spazieren ging, was ein paar Mal geschah, so trat nur der ältere Verwandte und der treue ehrliche Berather an ihm hervor, der er mir durch Jahre bereits gewesen war; aber zugleich fiel es mir dann auf, daß er jenen Zug zur Romantik und zu dem Katholizismus, wie er zu Anfang unseres Jahrhunderts in den Menschen lebendig und auch in ihm in einer gewissen Epoche sehr vorherrschend gewesen war, nicht verloren, sondern durch sein ganzes bewegtes Leben hindurch in sich bewahrt hatte.

Da ich nach Italien gehen wollte, war es natürlich, daß sich das Gespräch zwischen uns mehrfach auf den Katholizismus wendete, und Lewald gestand mir dabei, daß er mit meiner religiösen oder vielmehr, wie er es mit Unrecht nannte, irreligiösen Richtung nicht einverstanden sei. Er meinte: das Gemüthsleben des Menschen und vor Allem der Frauen könne den Hinblick auf ein Unendliches, Mächtigeres und Allweises nicht entbehren, ohne ein unglückliches zu sein, ohne zu verarmen, und er getröstete sich, daß der Anblick der Kunstwerke, welche in Italien während des Mittelalters aus der Fülle des Glaubens erschaffen worden seien, mir den Sinn

für dasjenige erschließen würden, was mir bis jetzt noch fern und unerfaßbar sei.

„Wenn Du die Madonnen Francia's, wenn Du die Engel des Fiesole und die Heiligen und Märtyrer des Fra Bartolomeo sehen wirst, so wird Dir wohl die Erkenntniß kommen, daß in diesen Menschen eine Empfindung und ein Glaube mächtig gewesen sind," sagte er sehr ernsthaft zu mir, „die zu besitzen ein hohes Glück sein muß, und aus deren Macht und Tiefe sich andere Werke erschaffen lassen, als diejenigen, welche der Verstand und die irdische Leidenschaft erzeugen."

So eindringlich er zu mir sprach, wäre er mir mit diesen Ermahnungen in noch viel höherem Grade ein Gegenstand des Erstaunens geblieben, hätte ich mich nicht erinnert, daß ich unter den Papieren, welche ich in dem Nachlaß seiner Mutter gefunden, auch ein Dokument in Händen gehabt, in welchem sich Lewald als ganz junger Mann mit heiligen Eiden einem Illuminaten- oder Rosenkreuzerorden einverleibt hatte. Es lag also in seiner Organisation offenbar der Zug zu dem mystisch Unbegrenzten, und als ich später erfuhr, daß er auf den Wunsch seiner katholischen Gattin, an der er mit großer

Liebe hängt, zum Katholizismus übergetreten sei, habe ich darin nur eine consequente Entwicklung seiner Natur, nicht etwa eine Laune oder gar eine Berechnung gesehen. Er ist Katholik und Monarchist aus seiner innersten Natur heraus. Das konnte man später recht deutlich erkennen, als das Jahr achtundvierzig herangekommen war; und welche Wandlungen er auch durchgemacht, er ist sich, d. h. seiner Wesenheit, in denselben ganz entschieden treu geblieben.

Ich versprach denn meinem Vetter, auf seine Ermahnungen zu achten, und in Italien die Malerei und die Kunst, und namentlich die Poesie des Katholizismus ohne Widerstreben auf mich wirken zu lassen. Ich habe das auch gethan, und habe durch eine fortgesetzte liebevolle Beschäftigung mit der Kunst, große Freude und mancherlei Förderung gewonnen. Aber die Saat trägt nicht die gleiche Frucht auf jedem Boden. Italien hat mich nicht katholisch, nicht romantisch gemacht, wenn schon ich es dort gelernt habe, die Romantik zu verstehen, und es anzuerkennen, daß für gewisse Organisationen der Katholizismus das entsprechendste Element ist. Und da die Menschennatur im Allgemeinen sich nicht

ändert, da es immer Menschen geben wird, die nicht in sich allein beruhen, und mit den gegebenen Bedingungen der Existenz, sei es aus Maaßlosigkeit, aus übertriebenen Ansprüchen, aus phantastischer Sehnsucht oder aus unbegrenzter Empfindung, nicht fertig werden können, so wird die Welt einer diesen Organismen entsprechenden Religion schwerlich jemals entbehren können; welche äußere Gestalt daher das neue Italien dem Papstthum zu geben auch nöthig haben wird, der Katholizismus oder eine ihm ähnliche Cultusform, wird immer ein Bedürfniß für eine große Anzahl von Menschen bleiben. Ja es kommt mir oftmals vor, als werde die Welt sich einst rein zwischen Glaubenden und Denkern, zwischen Katholiken und Spinozisten theilen, und als werde letztlich, da jede Religion ihrem Bekenner auch sein politisches Glaubensbekenntniß aufprägt, auch die politische Zukunft der Welt danach immer nur zwischen denen der Religion entsprechenden zwei Formen sich bewegen können. Wer selbst denkt muß sich selbst beherrschen und regieren, wer sich den Weg zu seiner innern Befriedigung von Andern vorzeichnen läßt, muß sich auch in seinen Lebensverhältnissen von Andern leiten lassen, muß einen

Herrn und womöglich einen absoluten Herrn haben. Mittelzustände können sich noch durch Jahrhunderte aufrecht erhalten, aber die Vernunft hat eine consequente Nothwendigkeit, der auf die Länge nicht zu widerstehen ist. Da die Freiheit auf religiösem Gebiete die Freiheit auf allen andern Gebieten nothwendig zur Folge hat, so hat auch der Autoritätenglauben mit seiner Selbstentäußerung seine innere Nothwendigkeit, — und ich kann mir es nicht anders vorstellen, als daß die Welt sich einst zwischen freidenkenden Republikanern und katholische Despotien vertheilt. Denn die eigentliche dauernde Lebensfähigkeit wohnt schließlich nur den reinen, ungebrochenen Principien und Kräften inne, und der ganze Kampf unserer Zeit ist der Kampf dieser Principien und der Kampf um ihre Verwirklichung.

Fünfzehntes Kapitel.

Mit einer Menge von neuen Vorstellungen, von neuen Bekanntschaften und Eindrücken bereichert, verließ ich Baden. Mein nächstes Verweilen sollte Interlaken sein, und dort, in der Mitte dieser eben so lieblichen als großartigen Natur, sah ich, unserer Verabredung gemäß, Therese von Bacheracht zum ersten Mal wieder.

Ich hatte mich in einer Schweizerpension in Unterseen einquartirt, sie wohnte in der großen Allee von Interlaken, aber das hinderte uns nicht, uns alltäglich zu sehen, viel beieinander zu sein und uns näher und näher zu treten, bis wir uns zu einer Freundschaft verbanden, die bis an das Lebensende der geliebten Frau gedauert hat, und die ich als eines der höchsten Güter erachte, welche mir im Leben zu Theil geworden sind.

Wir wußten im Ganzen noch recht wenig von

einander, als wir uns in der Schweiz zusammen fanden. Thereſe hatte ein paar Bücher von mir, ich ein paar Bücher von ihr geleſen, und wir hatten uns ein paar mal geſprochen. Unſere Vergangenheit hatte nichts Gemeinſames, unſere Stellung im Leben war ſehr verſchieden, unſere Ueberzeugungen waren es faſt noch mehr. Woher uns der lebhafte Zug der Neigung gekommen, die uns von dem erſten Begegnen ab zu einander geführt, das würde kaum zu erklären ſein, wäre Thereſe nicht ſo ſchön, ſo ungewöhnlich anziehend geweſen, und hätte ich eine weniger große Empfänglichkeit für Schönheit gehabt.

Es waren zuerſt ihre äußeren Vorzüge, die mich an ſie feſſelten. Es machte mir ſo großes Vergnügen, ſie anzuſehen, ihre Bewegungen zu betrachten, ihre liebliche Stimme und die heitere kluge Anmuth ihres Wortes zu vernehmen. Dann gewannen ihre unvergleichliche Güte und Freundlichkeit mir das Herz, und ich hatte ſchon manche Tage neben ihr gelebt, ohne viel daran zu denken, wie klug ſie ſei, wie fein ſie beobachtete, und wie ſie oft geiſtvoll und eigenthümlich auszudrücken wußte, was ſie gedacht hatte.

Weil ſie vollkommen anders war als ich, und

weil sie mir doch so sehr gefiel, trat mein ganzes eigenes Ich vor ihrer Betrachtung zurück, und ich glaube, ich habe eben deshalb das Bild keines andern Menschen objektiver in mir aufgenommen, als das ihre. Ich wurde anfangs still und ruhig vor ihr, wie vor einem Kunstwerk, und ich hatte dabei fortwährend den Wunsch: wenn du doch wärest wie sie! — Ich begehrte damit nicht ihre Schönheit, ich dachte auch natürlich nicht daran, es ihr nachzumachen, wie sie ging und stand, aber ich sah mit Bewunderung, daß sie alle ihre Anlagen vollständig zu einem Ganzen durchgebildet hatte, so daß Nichts, aber auch Nichts, störsam an ihr auffiel; und was ihr Betrachten in mir anregte, war nur das Verlangen nach dieser Selbsterziehung und Selbstbeachtung, die aus sich zu machen strebt, was die persönlichen Anlagen eben verstatten. Es sollte Jeder, weit mehr als man es leider thut, danach trachten, den Ring zu finden, der die geheimnißvolle Kraft besitzt, vor Gott und Menschen angenehm zu machen; denn die Macht des Guten und Wahren wird größer, wenn sie sich in gefälliger Form offenbart, und wer auf diese Weise auf Andere eine förderliche Wirkung auszuüben lernt, der wird durch das wohlthuende

Bewußtsein, auf seine Umgebung einen günstigen Eindruck hervorzubringen, in der Regel nur immer schöner, besser und milder.

Sah man Therese in der Welt, in der Gesellschaft, in ihrem Hause, so hatte sie stets die gleiche sanfte Miene, stets die gleiche Achtsamkeit für Andere, immer das gleiche Bestreben, ihnen angenehm zu sein. Einen Dienst leisten, eine Gefälligkeit erzeigen, helfen zu können, war für Therese ein Genuß, und sie war erfinderisch in der Möglichkeit, sich diese Genugthuung für ihr Herz zu schaffen; denn mitten in dem Luxus, mitten in den Vorzügen, welche ihre äußeren Lebensverhältnisse ihr darboten, war jene Befriedgigung, welche die fremde Zufriedenheit ihr bereitete, die einzige reine Freude, deren sie theilhaftig wurde.

Wie ich die Schönheit ihres Wesens anstaunte und mich daran erfreute, so betrachtete sie mit einer Art von Erstaunen mein bisheriges Dasein und Leben. Sie wunderte sich, daß ich äußerlich nicht mehr erlebt, daß ich eine Menge von Ansichten und Erkenntnissen nur durch ein divinatorisches Erfassen und Zusammenstellen fremder Erfahrungen gewonnen hatte, und sie pries mich deshalb oftmals glücklich,

denn all ihr Erleben hatte ihr kein wahres Glück geboten.

Ein Lebensschicksal wie das ihre, war mir ein fremdes, eine Frau wie sie hatte ich noch nicht nahe gekannt, aber mit jedem Tage, den wir miteinander verlebten, wurde sie mir lieber und werther. An einem Nachmittage hatten wir einen langen Spaziergang gemacht und beschlossen, als die Sonne schon im Sinken war, noch auf den Hügel zu steigen, der die schönste Aussicht nach der Jungfrau bietet, und auf welchem sich jetzt die Pension zum Jungfrauenblick erhebt. Im Jahre fünf und vierzig war die Höhe aber noch unbebaut, und der Pfad, welcher aus dem Dorfe hinaufführte, war nicht so geebnet und so bequem als jetzt.

Es war schon ziemlich spät, als wir auf dem Platz anlangten und wir trafen Niemand auf demselben an. Der Tag war heiß, in dem Gehölz, durch das wir emporgestiegen, hatte die Wärme den Duft der Gräser und der Bäume entwickelt, daß man ihn mit Entzücken athmete und die Frische und Leichtigkeit der Luft doppelt genoß. Tief im Baumschatten sitzend, sahen wir eine der schönsten Matten, von Laubwald umschlossen, sich in saftig vollem Grün

vor unseren Füßen in das Thal hinabsenken, während zwischen und über den beiden gewaltigen Bergzügen, die sich rechts und links erhoben und fast regelmäßig gegen das Thal abdachten, die Jungfrau vor unsern Augen dalag, mit ihren funkelnden und blendenden Schneemassen hoch emporragend gegen das tiefe Himmelsblau.

Wir saßen lange schweigend, in Betrachtung dieser Herrlichkeit versunken. Die Sonne ging unter. Wie gebannt hingen unsere Blicke an der Purpurgluth, welche den Schnee färbte, und die immer tiefer und immer flammender wurde, bis sie den Höhepunkt ihrer Kraft erreicht hatte, und nun bleicher, und bleicher zu werden begann, ein hinschwindendes Leben. Langsam zog der rothe Schimmer sich zurück, aber er sank nicht, er stieg empor. Immer weiter griff das röthliche Violet der unteren Bergesschichten um sich, immer mehr Raum gewann die bläuliche Dunkelheit, bis nur noch die beiden letzten Spitzen des Berges ihren Strahlenglanz bewahrten und endlich auch dieser erlosch, und todt und farblos sich die Massen des ewigen Schnees in ihrem kalten Blauweiß gegen den sich röthenden Hintergrund des Himmels abhoben.

Es war das erste Alpenglühen, das ich sah, und die Schönheit dieses Naturschauspieles ergriff mich außerordentlich. Ich hatte unwillkürlich Theresens Hand erfaßt, und hielt sie fest.

„Wenn Sie wüßten, Fanny!“ sagte sie, „wie gut ich Ihnen in den wenigen Tagen geworden bin!“

„Ich liebe Sie auch sehr!“ entgegnete ich.

„Wer weiß,“ versetzte sie darauf, „ob Sie mir das sagen würden, wenn Sie mich besser kennten. Mein Leben ist ein sehr bewegtes gewesen. Vieles würde Ihnen unbegreiflich darin scheinen, Manches würden Sie vielleicht mißbilligen.“

„So erzählen Sie es mir nicht!“ fiel ich ihr in die Rede. „Mein Leben kennen Sie ganz und gar, Ihr gegenwärtiges Schicksal kenne ich auch. Sie haben Zutrauen zu mir, ich habe es zu Ihnen, das ist ja genug! wir wollen fortan kein Geheimniß vor einander haben. Aber lassen Sie ein für allemal Alles zwischen uns begraben sein, was Ihnen aus Ihrer Vergangenheit eine schmerzliche Erinnerung, und wie Sie sagen, mir keine Freude machen würde. Ich will's nicht wissen.“

Sie sah mich betroffen an. „Soll das ein Wort sein?“ fragte sie mich.

„Ein festes Wort!“ betheuerte ich.

Sie fing heftig zu weinen an, und fiel mir um den Hals. Als ich, nicht weniger erschüttert, sie endlich beruhigt hatte, sagte sie mit ihrer sanften Stimme: „So hat noch Niemand an mich geglaubt! Sie wissen nicht, was Sie mir mit diesem Glauben thun und sind. Aber ich verspreche es Ihnen, Sie sollen sich in mir nicht betrogen haben.“

Wir blieben auf der Höhe, bis es dunkel wurde. Es war so still, daß man die Cikaden schwirren hörte. Aus der Ferne tönten die Glocken weidender Ziegenheerden leise zu uns herüber. Als der Nebel sich von der Matte zu erheben und weiß schimmernd den untern Theil des Hügels zu umziehen begann, stiegen wir in das Thal hinab und kehrten in unsere Behausungen zurück. Ich in mein kleines Schweizer Bauernhaus, Therese in den Salon ihres Hotels, in welchem sich eben damals eine große Gesellschaft aus den diplomatischen und Adelskreisen zusammengefunden hatte.

Der Abend hatte mich sehr reich gemacht. Ich hatte eine Freundin gewonnen, wie ich niemals eine besessen hatte, wie ich nie wieder eine finden werde.

Sieben Jahre lang haben wir Alles, Leid und Kummer, Sorge, Genugthuung, Freude und Glück treulich mit einander getragen und getheilt. Was Einer dem Andern irgend ſein und leiſten konnte, das iſt er ihm geweſen, das hat er ihm geleiſtet, und als ich Thereſe dann verlor, konnte ich mir den einzigen Troſt zuſprechen, den es an dem Grabe eines geliebten Menſchen giebt: — ich hatte ſie ſehr geliebt.

Es iſt meine Lebensgeſchichte, die ich hier ſchreibe, nicht die ihre; und ich habe hier alſo nur darzulegen, was Thereſe mir geweſen iſt. Von ihr zu ſprechen, ihr Bild zu geben, behalte ich mir vor. Es ſoll der Kranz ſein, den ich einmal auf ihren Hügel lege.

Sechszehntes Kapitel.

Mein Aufenthalt in Interlaken und mein Beiſammenſein mit Thereſe währten nur vierzehn Tage. Der Sommer war naß, die Luft im Thale ſehr ſchwül, ich konnte ſie nicht wohl vertragen, fühlte mich abgeſpannt und unwohl, und obſchon Thereſe Alles that, mich herzuſtellen, trieb mein richtiges Verlangen nach friſcherer, bewegterer Luft mich zum Scheiden.

Ich war auch kaum an den Genferſee gekommen, als ich mich wie neugeboren fand; und dieſen erſten Aufenthalt in Vevay rechne ich zu den ſanfteſten Tagen, die ich bis dahin erlebt.

Ich hatte eine Wohnung in einem Privathauſe gemiethet, deſſen Zimmer auf eine am See hochgelegene Terraſſe hinausgingen. Das Eſſen brachte man uns aus einem Speiſehauſe, und ſo ſah ich denn, da ich Niemand in Vevay kannte, durch die

vierzehn Tage, welche wir dort verweilten, keinen Menschen, als meine Reisegefährtin.

Gleich an dem ersten Abende, an dem ich meinen Koffer auspackte und meine Sachen in einen der Wandschränke einräumte, entdeckte ich in einer Ecke desselben ein paar Bücher, welche dort lange gelegen haben mochten, denn sie waren ganz mit Staub bedeckt. Es war die Neue Heloise und der Contrat social.

Ich kannte Rousseau noch nicht und es gewährte mir ein großes Vergnügen, ihn auf dem Boden kennen zu lernen, auf den er seine Dichtung verlegt, ihn in der Stille jener Tage in mich aufzunehmen.

Der Zeitpunkt konnte gar nicht günstiger sein. Das Leben des Menschen hat, wie die Natur, seine Windstillen, und in einer solchen befand ich mich. Was mich in meiner Jugend und in meinen häuslichen und Familien-Verhältnissen gedrückt hat, lag für den Augenblick weit hinter mir. Ich hatte keine Sorge um die Meinen. Es ging in meinem Vaterhause Alles wohl, meine Geschwister, die nicht mehr in demselben lebten, schritten mit ihren Unternehmungen vorwärts, selbst von meinem jüngern Bruder

hatten wir Nachrichten, welche eine gute Zukunft für ihn in Aussicht stellten.

Die Reise durch das südliche Rußland, der Besuch von Odessa, die Tour durch die Steppe hatten ihn zerstreut, und die Natur des vollen Südens, deren Anblick sich ihm in Tiflis zum erstenmale darbot, hatte ihn so entzückt, daß er dort zu verweilen beschloß. Dabei hatte er die klimatischen Verhältnisse und Krankheiten der Gegend kennen lernen, und war nach kurzem Aufenthalte in derselben auf den Gedanken gerathen, in Gemeinschaft mit einem andern deutschen Arzte, den er in Tiflis schon ansässig, aber ohne Praxis gefunden, eine Poliklinik zu errichten, welche bald eine bedeutende Kundschaft gewann und auch einen reichlichen Geldertrag abwarf. Thätigkeit, Freiheit des Handelns und Erfolg, das waren aber die rechten Mittel der Heilung für den Bruder; und bald hatten wir die Genugthuung, es zu bemerken, wie über den Wunden seines Herzens und über den Erinnerungen, die er nicht vergaß, doch wieder neuer Lebensmuth und neue Hoffnungen in ihm emporwuchsen.

Aehnlich sah es in meinem eigenen Herzen aus. Ich war mir all des Guten bewußt, das mein Leben

mir darbot und hatte eben jetzt der köſtlichſten Erwerbungen gar viele gehabt.

Ich hatte eine Reihe bedeutender Menſchen kennen lernen und ihren Antheil an mir gefühlt; ich hatte einſam mit einem Führer auf der Wengernalp geſtanden, wo wir die Lawinen von dem Gipfel der Jungfrau herabrollen und mit dumpfem Donner zerſchellen hörten, und hatte auf dem mer de glace die rieſigen Felſenmaſſen des Montblanc ſich über und vor mir erheben ſehen. Die Erhabenheit der Alpenwelt hatte mir die Seele erweitert, das ſchweigende Alleinſein in der Natur mir das Herz ſtill gemacht, und zu alle dieſen unſchätzbaren Erwerbniſſen hatte ich noch eine Freundin gewonnen, an die zu denken und auf deren Wiederſehen zu hoffen mir ein Genuß war.

Ich dachte mit völlig freiem Herzen und doch mit liebender Neigung an meinen Vetter zurück, ich wußte, daß Italien mit all ſeiner Herrlichkeit meiner wartete, und hinſchauend auf die ſonnenbeſchienenen, blauen Fluthen des ſchönen Genferſees, hinüberſchauend nach Clarens, und mit dem Auge die Plätze ſuchend, an denen Saint Preux und Julie ihr heißes Liebesleben gelebt, las ich in ſeelenruhigen,

betrachtendem Genießen Rousseau's Schilderungen der Liebe und ihrer Freuden und Schmerzen, als hätte ich sie nicht selbst bereits gefühlt, als könnte ich sie niemals mehr empfinden.

Man ist sehr weise, sehr altklug, sehr behaglich und sehr wohl mit sich zufrieden in solchen Zeiten der Windstille; aber man müßte älter sein, als ich es damals war, um ihnen eine ewige Dauer zu wünschen, um sie nicht, wie der Seemann auf dem Meere, gelegentlich als ein Unglück zu betrachten, und sich nach dem frischen belebenden Winde zu sehnen, in welchem das Schiff mit vollen Segeln hoch emporgehoben von den Wellen und von ihrer Höhe tief hinabgeschleudert, siegreich kämpfend durch die lebendigen Fluthen des Weltmeeres zieht.

Auch hielt ich das bloße, stille Lesen nicht lange aus. Ich hatte Niemand neben mir, gegen den ich hätte aussprechen können, was mich bewegte. Ich fing an, den Meinen zu schreiben, indeß die Heloise und der Contrat social regten mich mächtig auf, und was sollte es den Meinen frommen, die zu Hause ruhig bei einander saßen, wenn ich vor ihnen eine Erregung kund gab, die sie sich nicht zu deuten

im Stande gewesen wären. Ich zerriß die Briefe also, und doch hatte ich das Bedürfniß, mich auszusprechen, mich aufzuklären.

Eines Abends, als eine Menge von Gedanken und Empfindungen sich in solcher Weise unruhig in mir kreuzten, setzte ich mich dann nieder, und fing „Liebesbriefe", einen kleinen Roman, zu schreiben an. Meine Reise durch das Oberland, meine Wohnung in Interlaken boten einen Theil der Scenerie, und meine alte Idee, einmal einen Roman zu componiren, dessen Held jeder äußern Thätigkeit beraubt, dessen Wirkung also einzig und allein auf das innere Erleben begründet werden konnte, gelangte darin zur Ausführung.

Es wurden jedoch in Vevay nur einige Kapitel oder Briefe des Romanes fertig. Ich hatte mir den Sinn wieder hell und frei schreiben wollen, und das Heft blieb durch eine geraume Zeit liegen, wie es eben war. Erst später, als die polnische Emeute des Jahres sechsundvierzig eine Anzahl junger Polen in die Gefangenschaft gebracht hatte, kam mir mit dem Gedanken an ihr Loos der in Vevay begonnene Roman, dessen Held ein Gefangener war, wieder in das Gedächtniß, und erhielt dann nach

einer Umarbeitung des früher geschriebenen Anfanges die Gestalt, in welcher er der Oeffentlichkeit übergeben wurde. In Italien habe ich gar nicht gearbeitet, und während eines ganzen Jahres, mit Ausnahme von Familienbriefen und Briefen an meine Freunde, keinen Federstrich, nicht einmal ein Tage- oder Notizbuch für mich geführt.

Mein Vater hatte sich von mir das Versprechen geben lassen, daß ich nicht während der heißen Jahreszeit nach Italien gehen würde. Ich blieb also durch die ganze zweite Hälfte des August in Vevay, das ich seitdem nicht wieder gesehen habe, und das mir noch heute als ein Ort des süßen Friedens in allem Zauber sommerlicher Wärme vor Augen steht. Mich dünkt solches mittägige Naturleben, wie in dem Garten auf meiner Terrasse am Genfersee, habe ich, außer auf den luftigen Höhen von Ischia nie wiedergefunden, und ich habe seitdem eine Vorliebe für den hohen Mittag, für diese kurze Blüthenstunde des Tages bewahrt.

Es ist etwas Bezauberndes in der Fülle von Licht und Wärme, etwas Wundervolles um die Luftstille, welche dem Mittag im Sommer zu eignen pflegt, und die helle Schattenlosigkeit hat etwas

Magiſches. Alles ſcheint in höchſtem Genießen verſenkt, ruhend und ſeine Schönheit ſtill entfaltend da zu liegen. Die Blumen duften ſtärker und breiten die ganze Pracht ihrer Blätter, die ganze Herrlichkeit ihrer Farben aus, während die Sonne tief bis in ihre Kelche eindringt. Die Schmetterlinge wiegen ſich mit leiſe bewegtem Flügel, die Bienen ſummen durch die Luft und fliegen und ſinken von einer Blume zu der andern nieder, und die Ranken und Aeſte und Zweige und Blätter heben und neigen ſich linde, als wollten ſie durch die ſanfte Bewegung den Sonnenſtrahlen entgegenkommen, um noch mehr von ihrer ſegenbringenden Kraft zu genießen. Man meint es ſehen zu können, wie Alles wächſt, wie der Apfel ſich färbt, wie in der warmen Traube, die feurige Kraft des Weines ſich entwickelt, man fühlt ſich ſelber wie in ſeinem eigentlichen Elemente. Von friſch glänzendem Raſen durch Baumesgrün, zum ſonnendurchleuchteten Himmelsblau emporzuſchauen, iſt eine unvergleichliche Luſt. Es liegt etwas ſo Herzerſchließendes, etwas ſelig Berauſchendes in dem Mittag. Wenn Gott die Erde erſchaffen, ſo hat er ſicherlich den erſten Menſchen am hohen Mittag die Augen öffnen laſſen, damit er es

gleich mit einemmale erfahre, was die Erde ihm zu bieten habe und wie herrlich und schön die Welt sei.

Abends wenn die Kühlung kam, wanderten wir hinaus durch die Rue du lac, in welcher wir wohnten, nach dem Hafenplatze. Es saßen dort Obstverkäuferinnen, welche Pfirsiche und Aprikosen, Trauben und Feigen in Fülle feil hielten. Ich sah die Früchte immer mit Entzücken vor mir; sie waren mir Bilder des Südens, und ein Zeichen, wie nahe ich ihm sei.

Dann wieder gingen wir die Rue du Simplon entlang, und das Gefühl der bald zu befriedigenden Erwartung beseligte mich förmlich.

Mit jedem Tage wurde ich heiterer. Ich konnte mich kaum noch der Muthlosigkeit erinnern, welche ich bei meiner Abreise von Berlin empfunden hatte, auch die ruhige Stimmung, welche ich Anfangs in Vevay in mir getragen, fing an der Freude zu weichen. Ich zählte die Tage, welche noch bis zu meiner Abreise vergehen mußten. Ich wanderte an jedem Abende eine Strecke weiter auf der Simplonstraße vorwärts, und sah nach den beschneiten Berggipfeln hinüber, und suchte die Berge des Wallis, durch welche mein Weg mich führen sollte.

Und als nun der Tag gekommen war, als wir das Dampfschiff verließen, um in Ville neuve die Schnellpost zu besteigen, welche uns über den Simplon nach Italien tragen sollte, da klopfte mir das Herz vor Freude. Aber es war nicht mehr die unruhige Lust, welche ich ein Jahr vorher empfunden, als ich zum erstenmale allein und aus eigenen Mitteln den Ausflug durch Böhmen angetreten hatte, nicht mehr jenes Jubeln über die errungene Freiheit, in dessen Aufzauchzen sich noch die schmerzende Erinnerung an die Sclaverei verbirgt. Die Hast, die Aufregung des Emporkömmlings waren von mir genommen, ich hatte mir nicht mehr die Anstrengung zuzumuthen, welche in jeder gefliſſentlichen Behauptung einer bestimmten Stellung liegt. Ich war meiner Freiheit, meiner Verhältnisse, meiner selbst Herr geworden, und damit erst recht fähig, sie zu benutzen und zu genießen. Sonst war ich entweder still und traurig oder sehr aufgeregt und vergnügt gewesen; jetzt war ich heiter, und in ruhiger Heiterkeit wird man seiner selbst und des Lebens am sichersten froh.

Wir brauchten zwei ganze Tage für den Uebergang über den Simplon, aber diese Passage ist weitaus die

ſchönſte, die ich kenne, und würde die Mühe der Reiſe belohnen, auch wenn man an ihrem Ende umkehren und Italien nicht ſehen ſollte.

Am Abend des zweiten Tages langten wir am Fuße des Simplon, in Domo d'Oſſola an. Wir ſollten dort übernachten; ich konnte jedoch dem Verlangen nicht widerſtehen, ſchon dieſen Abend den Boden Italiens zu betreten. Ein leichter offener Einſpänner war bald gefunden. Man lud unſere Koffer auf, wir ſtiegen ein, und im ſinkenden Sonnenlichte fuhren wir in das Thal hinunter.

Maulbeerbäume, Maisfelder, Weingärten und blühende Hanffelder umgaben uns von allen Seiten, die ganze Luft war von einem mir fremden Arom gefüllt. Als der Fuhrmann einmal Halt machte, und wir ausſtiegen, pflückte ich eine Handvoll Kräuter, Thimian, Winden und Klee, die am Rand des Weges wuchſen, ſie dufteten anders, ſtärker, ſüßer als in meiner Heimath, und der ungewohnte, volle Geruch bewegte mir das Herz.

Frauen, die an uns vorübergingen, trugen auf den Köpfen Weinranken und Maisblätter in großen Körben oder Bündeln zum Futter für die Thiere heim, ein Kapuziner ritt auf einem Eſel durch das

Land, an einer Gartenmauer saß ein Weltgeistlicher, um den ein paar Frauen und Kinder sich versammelt hatten; und als die Dunkelheit angebrochen war, läutete es von verschiedenen Punkten das Ave Maria durch das Thal.

Ich war in Italien!

Mit dem Sonnenuntergange zogen sich Wolken zusammen, die Luft wurde schwül, der Weg war länger, als wir erwartet, der Fuhrmann fuhr langsamer, als er verheißen hatte, und es wurde völlig Nacht, während wir uns noch auf dem Wege befanden. Finsteres Gewölk hing über unsern Häuptern, hier und da zuckte ein Blitz auf. Wie im Fluge gewann man dann einen Blick auf das Wasser des Lago maggiore, der eben so schnell dem Auge in der Dunkelheit wieder verschwand.

Als wir in Baveno anlangten war es spät. Wir stiegen die steinernen Treppen des Hauses empor, man geleitete mich in mein Zimmer, der Fußboden bestand aus rothem Ziegelstein, über den man Strohmatten gedeckt. Die Einrichtung des Raumes war mir eine fremde. Zwei Thüren führten auf einen Balkon hinaus, der Kellner öffnete sie, draußen herrschte tiefes Dunkel. Nur das leise Rauschen

des See's war zu vernehmen, und jener fremde, wunderſame Duft ſtrömte wieder durch die geöffneten Thüren in das Gemach.

Ich trat auf den Balkon hinaus, ich konnte von der Gegend Nichts erkennen. In ſchweigendem Sinnen ſchaute ich durch die Nacht. Was wird das Jahr mir bringen, das ich auf dieſem Boden zu verleben denke? fragte ich mich unwillkürlich.

Und was ich mir auch vorſtellen mochte, ich konnte nicht ahnen, nicht hoffen, daß es mir mit der höchſten Liebe die Erfüllung aller meiner Wünſche, daß es mir das Heil und den Segen meines Lebens bringen würde.

Große ſchwere Tropfen fielen einzeln vom Himmel herab, der Wind ſtand auf, das Gewitter kam empor, die fliegenden Blitze zerriſſen das Dunkel, der Donner hallte in langem Rollen über das Waſſer. Mit dem Sturme brauſte der See um die Wette, ſchmetternder Regen fiel herab. Das währte eine Stunde und darüber, dann ward es ſtill; und müde und ſanft bewegt legte ich mich zur Ruhe nieder.

Am Morgen ſtrahlte mir der See, ſtrahlte mir Italien in ſeiner blendenden, ſinnberauſchenden Herrlichkeit entgegen. Unwillkürlich fielen mir die Worte

ein, mit denen Fouqué seinen Zauberring beginnt, und die seit meiner frühesten Kindheit einen großen, geheimnißvollen Reiz für mich gehabt hatten:

Man geht durch Nacht in Sonne,
Man geht durch Gram in Wonne,
Durch Tod zu Leben ein.

Und diese Worte hatten etwas Prophetisches, etwas Symbolisches für mich in dieser Stunde.

Italien umfing mich, Italien nahm mich in seinen Zauberring auf, und wie jene ritterlichen Pilger, die zum heiligen Grabe wallen, sollte ich in Italien durch Nacht zu Sonne, durch Schmerz zu Wonne, durch Tod zu neuem beglückendem Leben eingehen!